H. Nat.
94n
Buffon

[illegible]
I 1.

<36611986840019

<36611986840019

Bayer. Staatsbibliothek

Büffon's

ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Büffon's
ſämmtliche Werke,

ſammt den Ergänzungen,

nach der Klassifikation

von

G. Cuvier.

Einzige Ausgabe
in deutſcher Ueberſetzung
von
H. J. Schaltenbrand.

Vierfüſsige Thiere.

Erſter Band.

Mit Abbildungen.

Köln 1838.
Expedition von Büffon's Naturgeschichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von F. X. Schlöſſer in Köln.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Naturgeſchichte.

Vierfüſsige Thiere.

Hausthiere.

Der Menſch verändert den natürlichen Zuſtand der Thiere, indem er ſie zwingt, ihm zu gehorchen, und er ſie ſeinem Gebrauche dienſtbar macht. Ein Hausthier iſt ein Sklave, mit dem man ſcherzt, deſſen man ſich bedient, den man verdirbt und den man ſeinem Vaterland und ſeiner Natur entfremdet, während das wilde Thier, nur der Natur gehorſam, keine anderen Geſetze kennt, als die der Nothdurft und der Freiheit. Demnach iſt die Beſchreibung eines wilden Thieres auf eine kleine Zahl aus der einfachen Natur hervorfließender Thatſachen beſchränkt, wogegen die Beſchreibung eines Hausthieres alles das umfaßt, was auf die Kunſt, die man anwendet, um es zu zähmen oder zu bändigen, Bezug hat; und da man nicht wohl weiß, in welchem Grade Beiſpiel, Zwang, Macht der Gewohnheit auf die Thiere Einfluß üben und ihre Bewegungen, Richtungen und Neigungen verändern können, ſo muß das Ziel eines Naturforſchers ſein, ſie hinlänglich zu beobachten, um die Erſcheinungen, die vom Naturtriebe abhangen, von denen, die lediglich aus der Erziehung hervorgehen, unterſcheiden, das, was ihnen angehört, und jenes, was ſie entlehnt haben, erkennen, dasjenige, was ſie aus ſich thun, von dem, was man ſie thun läßt, ſondern zu können und niemal das Thier mit dem Sklaven, das Laſtvieh mit dem Geſchöpfe Gottes zu vermengen.

Die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere iſt eine geſetzliche, die keine Empörung zertrümmen kann; ſie iſt die Herrſchaft des Geiſtes über den Stoff, ſie iſt nicht allein ein natürliches Recht, eine, auf unwandelbare Geſetze ſich gründende Gewalt, ſondern auch ein Geſchenk Gottes, durch welches der Menſch in jedem Augenblicke die Herrlichkeit ſeines Weſens

erkennen mag; denn nicht darum, weil er das vollkommenſte, das ſtärkſte oder das gewandteſte von allen Thieren iſt, gebietet er ihnen; wenn er nichts weiter als das erſte derſelben Ordnung wäre, ſo würden die zweiten ſich vereinigen, um die Herrſchaft ihm ſtreitig zu machen; nein! ſondern durch den Vorzug ſeiner Natur regiert und gebeut der Menſch; er denkt, und darum iſt er Herr der Weſen, die nicht denken.

Er iſt Herr der rohen Körper, die ſeinem Willen nur einen plumpen Widerſtand oder unbeugſame Härte entgegenzuſetzen vermögen, die aber ſeine Hand immerdar zu überwältigen und zu beſiegen weiß, indem er ſie gegeneinander ſelbſt wirken läßt; er iſt Herr der Pflanzen, die er durch ſeine Betriebſamkeit vermehren, vermindern, erneuern, in ihrer Natur verändern, vertilgen oder ins Unendliche vervielfältigen kann; er iſt Herr der Thiere, weil er nicht allein, wie ſie, Bewegung und Empfindung, ſondern außerdem das Licht des Gedankens hat, die Zwecke und die Mittel kennt, ſeine Handlungen zu leiten, ſeine Verrichtungen in Einklang zu bringen, ſeine Bewegungen abzumeſſen, die Stärke durch Verſtand und die Schnelle durch Anwendung der Zeit zu beſiegen weiß.

Indeſſen erſcheinen unter den Thieren die einen mehr oder minder traulich, mehr oder minder wild, mehr oder minder ſanft, mehr oder minder grimmig: man vergleiche des Hundes Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit mit dem Stolz und Grimme des Tigers; der eine ſcheint der Freund des Menſchen und der andere ſein Feind zu ſein: ſeine Herrſchaft über die Thiere iſt mithin nicht unumſchränkt; wie viele Arten wiſſen ſich ſeiner Gewalt durch die reißende Schnelligkeit ihres Fluges, durch die Leichtigkeit ihres Laufes, durch den Zwiſchenraum zu entziehen, welchen das Element, das ſie bewohnen, zwiſchen ſie und den Menſchen ſetzt! wie viele andere Arten entgehen ihm einzig durch ihre Kleinheit! und endlich, wie viele gibt es ihrer, die, weit entfernt davon ihren Oberherrn anzuerkennen, mit offener Gewalt ihn angreifen, ohne von jenen Inſekten zu reden, die mit ihren Stichen ihn zu verhöhnen ſcheinen, von jenen Schlangen, deren Biß Gift und Tod mit ſich führt, und von ſo vielen andern unſaubern, läſtigen und nutzloſen Thieren, die nur da zu ſein ſcheinen, um die Abſtufung zwiſchen gut und böſe zu bilden, und den Menſchen fühlen zu laſſen, wie wenig er ſeit ſeinem Falle geachtet wird!

Man muß eben die Herrſchaft Gottes von dem herrſchaftlichen Gebiete des Menſchen unterſcheiden: Gott, der Schöpfer der Dinge, iſt allein Herr der Natur: der Menſch vermag nichts über das Erzeugniß der Schöpfung; er vermag nichts über die Bewegung der Himmelskörper, über die Revolutionen dieſer Kugel, die er bewohnt; er vermag nichts über die Thiere, Pflanzen, Mineralien im Allgemeinen; er vermag nichts über die Gattungen, wohl

aber über die Einzelweſen; denn die Gattungen im Allgemeinen und der Stoff im Ganzen und Großen gehören der Natur an, oder machen ſie vielmehr aus. Alles verliert, folgt, erſetzt, erneuert und bewegt ſich durch eine unwiderſtehbare Macht; der Menſch, ſelbſt hingerafft vom Strome der Zeiten, vermag nichts für ſeine eigene Fortdauer; durch ſeinen Körper an den Stoff gebunden, in den Strudel der Dinge hereingezogen, iſt er gezwungen, dem allgemeinen Geſetze Folge zu leiſten; er gehorcht derſelben Macht, und wie alles Uebrige wird er geboren, wächſt und ſtirbt.

Aber der Strahl der Gottheit, der den Menſchen beſeelt, veredelt und erhebt ihn über alle ſtoffartige Weſen; dieſe geiſtige Kraft, weit entfernt dem Stoff unterthan zu ſein, hat das Recht ihn gehorſam zu machen, und ob ſie der geſammten Natur nicht gebieten kann, ſie herrſcht über die einzelnen Weſen; Gott, die alleinige Quelle alles Lichts und aller Erkenntniß, regiert das Weltall und die ganzen Gattungen mit einer unendlichen Macht; der Menſch, der blos einen Strahl dieſer Erkenntniß hat, hat ebenfalls nur eine auf kleine Stofftheile eingeſchränkte Gewalt und iſt nur Herr der Einzelweſen.

Durch die Geiſtesanlagen mithin, und nicht durch die Stärke und die ſonſtigen Eigenſchaften des Stoffes hat der Menſch die Thiere zu bezwingen gewußt. In den erſten Zeiten mußten ſie alle gleich unabhängig ſein; der Menſch, der da verbrecheriſch und wild geworden, war wenig geeignet, ſie zu zähmen; es war Zeit nothwendig, um ihnen nahe zu kommen, ſie zu erkennen, auszuwählen und zu bändigen; es war nothwendig, daß er ſelbſt geſittet wurde, um unterrichten und gebieten zu können; und die Herrſchaft über die Thiere iſt, wie alle andern Herrſchaften, erſt nach der Geſellſchaft gegründet worden.

Von dieſer hat der Menſch ſeine Macht empfangen, durch ſie hat er ſeine Vernunft vervollkommnet, ſeinen Verſtand geübt und ſeine Kräfte vereint; dazuvor war der Menſch vielleicht das wildeſte von allen Thieren und das am wenigſten furchtbare. Nackt, ohne Waffen und ohne Obdach, bot für ihn die Erde nur eine weite Wüſte dar, bevölkert mit Ungeheuern, denen er oft zur Beute ward, und ſelbſt lange hernach, ſo ſagt uns die Geſchichte, ſind die erſten Helden nichts anders als Ausrotter wilder Thiere geweſen.

Doch als mit der Zeit das Menſchengeſchlecht ſich erweiterte, vervielfältigte und ausbreitete, und der Menſch mit Hülfe der Künſte und der Geſellſchaft mächtig voranſchreiten konnte, um den Erdball zu erobern, da hat er nach und nach das Wild zurück gedrängt, die Erde von jenen rieſenhaften Thieren geſäubert, deren übermäßige Gebeine wir noch jetzt auffinden, die gefräßigen und ſchädlichen Gattungen ausgerottet oder auf eine geringe

Zahl einzelner zurückgebracht, Thier dem Thier entgegengeſtellt und, indem er die einen durch Liſt unterwarf, die andern durch Gewalt bändigte oder ſie durch die Menge vertheilte und alle durch wohlüberlegte Mittel angriff, iſt er dahin gekommen, ſich in Sicherheit zu ſetzen und eine Herrſchaft zu gründen, die nur beſchränkt wird durch die unzugänglichen Orte, die fernen Einöden, die brennenden Sandwüſten, die eisbedeckten Gebirge, welche der geringen Zahl von Gattungen unbezähmbarer Thiere zur Zufluchtſtätte dienen.

Das Pferd.

Nie hat der Menſch eine ſo edle Eroberung gemacht, wie an dieſem ſtolzen und feurigen Thiere, das mit ihm die Mühſale des Krieges und den Ruhm der Kämpfe theilt. Eben ſo unerſchrocken wie ſein Herr, ſieht das Pferd die Gefahr und trotzt ihr; es gewöhnt ſich an den Klang der Waffen, es liebt ihn, es ſucht ihn, es entbrennt mit demſelben Feuer. Auch ſeine Vergnügen theilt es; auf der Jagd, im Turnier, im Rennen glänzt es, funkelt es. Doch nicht minder gelehrſam als muthvoll, läßt es ſich nicht durch ſein Feuer dahinreißen; es verſteht ſeine Bewegungen einzuhalten: nicht allein beugt es ſich unter die Hand ſeines Führers, ſondern ſcheint auch ſeine Wünſche zu befragen, und, ſtets den Eindrücken gehorchend, die es von dort empfängt, ſprengt es dahin, mäßigt es ſich oder bleibt ſtehen; es iſt ein Geſchöpf, daß ſeinem eigenen Sein entſagt, um nur nach dem Willen eines andern zu leben, das ſelbſt ihm zuvorzukommen weiß, das durch die Fertigkeit und Genauigkeit ſeiner Bewegungen ihn ausdrückt und ausführt, das ſo viel merkt, als man wünſcht, und nicht mehr thut, als man will, das, ohne Rückhalt ſich hingebend, nichts verweigert, nach all ſeinen Kräften dient, über die Maßen ſich anſtrengt und ſogar ſtirbt, um beſſer zu gehorchen.

Dies iſt das Pferd, deſſen Anlagen entwickelt ſind, deſſen natürliche Fähigkeiten die Kunſt vervollkommnet hat, das vom früheſten Alter an ſorgſam behandelt und hierauf zum Dienſte des Menſchen geübt und abgerichtet worden: mit dem Verluſte ſeiner Freiheit beginnt ſeine Erziehung, mit dem Zwange hört ſie auf. Die Sklaverei oder die Hausgenoſſenſchaft dieſer Thiere iſt ſelbſt ſo allgemein, ſo alt, daß wir ſie nur ſelten in ihrem Naturzuſtande ſehen; immer ſind ſie in ihren Arbeiten mit Geſchirr bedeckt; nie befreit man ſie von ihren Banden, ſelbſt nicht in den Zeiten der Ruhe; und läßt man ſie zuweilen frei auf den Weiden umherirren, immer bringen ſie mit dahin die Zeichen der Knechtſchaft und häufig die grauſamen Male der Arbeit und des Schmerzes; der Mund iſt von den

Falten entſtellt, welche das Gebiß hervorgebracht, die Seiten von Wunden zerſchnitten oder von Narben gefurcht, die der Sporn verurſacht hat, das Horn am Fuße von Nägeln durchbohrt; die freie Haltung des Leibes wird noch durch den fortdauernden Druck der gewöhnlichen Spannketten geſtört; umſonſt befreiete man ſie davon, ſie würden darum nicht freier ſein; jene ſelbſt, deren Sklaverei gelinder iſt, die man nur für die Ueppigkeit und Pracht ernährt und unterhält, und deren vergoldete Ketten weniger zu ihrem Schmuck als der Eitelkeit ihres Herrn dienen, ſind durch die Schönheit ihres Kopfputzes, durch die Flechten an ihren Mähnen, durch das Gold und die Seide, womit man ſie bedeckt, noch mehr entehrt als durch die Eiſen unter ihren Füßen.

Die Natur iſt ſchöner als die Kunſt, und in einem beſeelten Weſen macht die Freiheit der Bewegung die ſchöne Natur. Schau die Pferde, die ſich in den Gefilden des ſpaniſchen Amerika's vermehrt haben und als freie Pferde leben: ihr Gang, ihr Lauf, ihre Sprünge ſind weder gezwungen noch abgemeſſen; ſtolz auf ihre Unabhängigkeit fliehen ſie die Gegenwart des Menſchen, verſchmähen ſie ſeine Sorgen; ſie ſuchen und finden ſelber die Nahrung, die ihnen dienlich iſt; ſie irren, ſie hüpfen frei umher in unermeßlichen Wieſen, wo ſie die friſchen Erzeugniſſe eines ewig friſchen Lenzes ſammeln; ohne feſten Wohnſitz, ohne ein anderes Obdach als das des heitern Himmels, athmen ſie eine reinere Luft als die jener gewölbten Palläſte, worin wir ſie einſchließen, die Räume beengend, die ſie einnehmen ſollen; auch ſind dieſe wilden Pferde weit ſtärker, geſchwinder, nerviger als der größte Theil der zahmen Pferde; ſie haben, was die Natur verleiht, Stärke und Adel; die andern haben bloß, was die Kunſt verleihen kann, Geſchick und Zierlichkeit.

Die Natur dieſer Thiere iſt nicht grimmig; nur ſtolz und wild ſind ſie. Obwohl durch ihre Stärke dem größten Theile der andern Thiere überlegen, greifen ſie nie an, und werden ſie angegriffen von ihnen, ſo verachten, vertreiben oder zertreten ſie dieſelben. Sie wandern auch truppweiſe und vereinigen ſich um des bloßen Vergnügens willen, zuſammen zu ſein; ſie hegen keine Furcht, ſondern faſſen Zuneigung für einander. Da Gras und Kräuter zu ihrer Nahrung hinreichen, da ſie, um ihren Hunger zu befriedigen, Alles im Ueberfluß haben und am Fleiſche des Thieres keinen Geſchmack finden, führen ſie keinen Krieg mit ihnen, keinen unter ſich, machen ſie ſich ihren Unterhalt nicht ſtreitig; nie haben ſie Gelegenheit, einander eine Beute zu rauben, oder ein Gut an ſich zu reißen, die gewöhnlichen Quellen von Zwiſt und Kampf unter den fleiſchfreſſenden Thieren. Sie leben demnach in Frieden, weil ihre Begierden einfach nnd mäßig ſind, und ſie genug haben, um ſich nichts zu mißgönnen.

Dies Alles läßt ſich bei den jungen Pferden beobachten, die man zuſammen aufzieht und heerdenweiſe hält; ſie haben ſanfte Sitten und geſellige Eigenſchaften; ihre Stärke und ihr Feuer macht ſich gewöhnlich nur durch Zeichen des Wetteifers bemerkbar; ſie ſuchen ſich im Laufe zuvorzukommen, ſich an die Gefahr zu gewöhnen und ſelbſt ſich dazu anzufeuern, indem ſie einander herausfordern, über einen Fluß zu ſetzen, über einen Graben zu ſpringen; und diejenigen, welche bei dieſen natürlichen Uebungen das Beiſpiel geben, die aus ſich ſelbſt vorangehen, ſind die edelſten, die beſten und oft die gelehrigſten und geſchmeidigſten, wenn ſie einmal gezähmt ſind.

Einige alte Schriftſteller reden von den wilden Pferden und führen ſogar die Gegenden an, wo ſie ſich befänden. Herodot ſagt, daß es an den Ufern des Hypanis in Skythien wilde Pferde gäbe, die weiß wären, und im mitternächtlichen Theile von Thrakien jenſeit der Donau gäbe es andere, die auf dem ganzen Leibe fünf Finger langes Haar hätten. Ariſtoteles führt Syrien an, Plinius die Länder des Nordens, Strabon die Alpen und Spanien, als Gegenden, wo man wilde Pferde anträfe. Unter den Neuern ſagt Cardan daſſelbe von Schottland und den Orkaden, Olaus von Rußland und der Inſel Cypern, wo es, ſagt er, wilde Pferde gäbe, die ſchön wären und Stärke und Geſchwindigkeit beſäßen, Struys von der Inſel May am grünen Vorgebirge, wo es ſehr kleine wilde Pferde gäbe. Leon der Afrikaner berichtet auch, es gäbe wilde Pferde in den Wüſten Afrikas und Arabiens, und er verſichert, ſelber in den Einöden von Numidien ein Füllen geſehen zu haben, deſſen Haar weiß und deſſen Mähne kraus geweſen. Marmon beſtätigt dieſe Sache, indem er erzählt, daß es ihrer in den Wüſten Arabiens und Lybiens gibt, die klein und von aſchgrauer Farbe ſind, daß es auch weiße gibt, deren Mähne und Haare ſehr kurz und ſtruppig ſind und die weder Hunde noch zahme Pferde im Lauf einzuholen vermögen. Man findet auch in den Erbaulichen Briefen, daß es in China ſehr kleine wilde Pferde gibt.

Da alle Theile Europas heutzutage bevölkert und faſt gleichmäßig bewohnt ſind, ſo findet man daſelbſt keine wilden Pferde mehr, und diejenigen, die man in Amerika ſieht, ſind urſprünglich zahme Pferde und europäiſcher Abkunft, welche die Spanier dorthin verpflanzt, und die ſich in den weiten Wüſten dieſer unbewohnten oder entvölkerten Gegenden vermehrt haben; denn dieſe Thierart fehlte der neuen Welt. Das Erſtaunen und der Schrecken, den die Bewohner Mexikos und Perus beim Anblick der Pferde und Reiter an Tag legten, ließen die Spanier hinreichend ſehen, daß dieſe Thiere in jenen Gegenden völlig unbekannt waren, ſie führten deßhalb ihrer eine große Menge hinüber, ſowohl zu ihrem eigenen beſondern Gebrauch und Nutzen als um die Art derſelben fortzupflanzen;

ſie ließen einige auf mehreren Eilanden und ſelbſt auf dem Feſtlande laufen, wo ſie ſich wie die übrigen wilden Thiere vermehrt haben. Herr von La Salle ſah ihrer im Jahre 1685 im nördlichen Amerika nahe bei der Bucht Saint=Louis; dieſe Pferde weideten auf den Wieſen und waren ſo ſcheu, daß man ihnen nicht nahen konnte; der Verfaſſer der Geſchichte der Flibuſtier ſagt, daß man zuweilen auf der Inſel San Domingo Heerden von mehr als 500 Pferden ſieht, die alle in Geſellſchaft laufen, und daß, ſobald ſie einen Menſchen gewahren, ſie alle ſtehen bleiben, daß eins von ihnen ſich auf eine gewiſſe Entfernung nähert, mit den Nüſtern ſchnaubt, die Flucht nimmt und die andern alle zumal ihm folgen.“ Er fügt hinzu, er wiſſe nicht, ob dieſe Pferde, indem ſie verwilderten, ausgeartet wären, er habe ſie aber nicht ſo ſchön gefunden wie die ſpaniſchen, obwohl ſie von ihnen abſtammten. „Sie haben,“ ſagt er, „einen ſehr dicken Kopf und eben ſolche Beine, die außerdem höckericht ſind; auch haben ſie lange Ohren und einen langen Hals. Die Einwohner des Landes zähmen ſie mit leichter Mühe und laſſen ſie dann arbeiten; die Jäger laſſen ſie ihre Häute tragen. Um ſie zu fangen, bedient man ſich ſeilener Schlingen, die man in den Gegenden ſpannt, welche ſie häufig beſuchen; ſie verfangen ſich leicht darein; und wenn ſie ſich am Halſe verſtricken, ſo erwürgen ſie ſich ſelbſt, wofern man ihnen nicht zeitig genug zu Hülfe kommt; man bindet ſie um den Leib und die Beine und befeſtigt ſie an Bäume, wo man ſie während zweier Tage ohne Speiſe und Trank läßt. Dieſer Verſuch genügt, um damit anzufangen, ſie gelehrig zu machen, und mit der Zeit werden ſie es ſo ſehr, als wären ſie niemals wild geweſen; ja, befinden ſie ſich durch irgend einen Zufall wieder in Freiheit, ſo werden ſie nicht zum zweiten Male wild; ſie erkennen ihre Herren wieder und laſſen ſie leicht nahe kommen und ſich wieder mitnehmen.“

Dies beweiſt, daß dieſe Thiere von Natur ſanft und ſehr geneigt ſind, mit dem Menſchen ſich zu vertragen und ſich ihm anzuſchließen; auch geſchieht es nie, daß eines von ihnen unſere Wohnungen verläßt, um ſich in die Wälder und Wüſten zurückzuziehen; im Gegentheile zeigen ſie große Eile, um wieder zu ihrer Wohnſtätte zu kommen, wo ſie doch nur eine grobe und immer dieſelbe und gewöhnlich mehr nach der Wirthſchaftlichkeit als nach ihrem Hunger zugemeſſene Koſt finden. Doch das Süße der Gewohnheit erſetzt ihnen, was ſie im Uebrigen einbüßen; nachdem ſie übermäßig abgearbeitet worden, iſt ihnen der Ort der Ruhe ein Ort der Luſt; ſie ſpüren ihn von ferne; ſie können ihn in Mitte der größten Städte wiedererkennen und ſcheinen überhaupt die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen; ſie machen ſich eine zweite Natur aus den Gewohnheiten, zu denen man ſie gezwungen oder angehalten hat; da man ja Pferde geſehen, die, verlaſſen

in Waldungen, unaufhörlich wieherten, um ſich bemerkbar zu machen, auf die Stimme der Menſchen herzuliefen und zu gleicher Zeit und ſchnell mager und kraftlos wurden, obwohl ſie Alles im Ueberfluß hatten, um ihre Nahrung zu wechſeln und ihren Hunger zu befriedigen.

Ihre Sitten rühren demnach faſt durchaus von ihrer Erziehung her, und dieſe Erziehung ſetzt Sorgen und Mühen voraus, die der Menſch ſich für kein anderes Thier gibt, wofür er aber auch durch die beſtändigen Dienſte, welche dieſes ihm leiſtet, entſchädigt wird. Von der erſten Zeit an trägt man Sorge, die Füllen von der Mutter zu trennen; man läßt ſie fünf, ſechs oder zum höchſten ſieben Monate lang ſaugen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß jene, die man zehn oder eilf Monate lang ſaugen läßt, nicht ſo viel werth ſind wie jene, die man früher abſetzt; obwohl ſie gewöhnlich an Fleiſch und Körper ſtärker werden. Nach dieſen ſechs oder ſieben Milchmonaten ſetzt man ſie ab, um ſie eine härtere Nahrung als die Milch nehmen zu laſſen; man gibt ihnen zweimal des Tages Kleien und ein wenig Heu, deſſen Menge man in dem Maße, wie ſie älter werden, vermehrt; und man behält ſie ſo lange im Stalle, als ſie Unruhe zeigen, um zu ihrer Mutter zurückzukehren; ſobald aber dieſe Unruhe ſich verloren hat, läßt man ſie bei ſchönem Wetter hinaus und bringt ſie auf die Weide; nur muß man ſich hüten, ſie nüchtern weiden zu laſſen; man muß eine Stunde, bevor man ſie auf die Weide treibt, ihnen die Kleien und zu trinken geben und darf ſie nie der vollen Kälte nach dem Regen ausſetzen. Auf dieſe Weiſe bringen ſie den erſten Winter zu; im folgenden Monat Mai wird man ihnen nicht allein erlauben, täglich auf die Weide zu gehen, ſondern ſie auch den ganzen Sommer hindurch bis zu Ende Oktobers in freier Luft auf der Weide ſchlafen laſſen, nur darauf achtend, daß ſie keinen Grummet freſſen; denn wenn ſie ſich an dieſes zu feine Gras gewöhnten, ſo würde das Heu ihnen nicht ſchmecken, das doch nebſt Kleien, gemiſcht mit Gerſten- oder Hafermehl, während des zweiten Winters ihre Hauptnahrung ausmachen muß. Auf dieſe Weiſe, indem man ſie während des Winters bei Tage und während des Sommers bei Nacht weiden läßt, zieht man ſie auf bis zum Alter von vier Jahren, da man ſie von der Weide zurücknimmt, um ſie mit trockenem Futter zu ernähren. Dieſer Wechſel der Nahrung erfodert einige Vorſichtsmaßregeln: man gebe ihnen während der erſten acht Tage nur Stroh, und man wird gut thun, ſie einiges Getränke gegen die Würmer nehmen zu laſſen, welche die ſchlechte Verdauung eines zu rohen Graſes erzeugt haben könnte. Herr von Garſault, der dieſen Gebrauch empfiehlt, fußt ohne Zweifel auf der Erfahrung; indeſſen wird man ſehen, daß in jedem Alter und zu allen Zeiten der Magen aller Pferde mit einer

ſo ungeheuern Menge von Würmern angeſtopft iſt, daß ſie einen Theil ihrer Konſtitution auszumachen ſcheinen; wir haben ſie bei den geſunden wie bei den kranken Pferden gefunden, bei denen, die Gras weideten, wie bei denen, die nur Hafer und Heu fraßen; und die Eſel, die unter allen Thieren der Natur des Pferdes am nächſten kommen, haben auch dieſe ungeheuere Menge von Würmern im Magen, und fühlen ſich eben ſo wenig davon beſchwert; ſonach muß man die Würmer, wenigſtens diejenigen, wovon wir reden, nicht als eine zufällige, durch die ſchlechte Verdauung eines rohen Graſes verurſachte Krankheit anſehen, ſondern vielmehr als eine von der gewöhnlichen Koſt und Verdauung dieſer Thiere abhängige Wirkung.

Man muß, ſobald man die jungen Füllen abſetzt, darauf achten, ſie in einen eigenen Stall zu bringen, der nicht zu warm iſt, damit man ſie nicht zu zart und zu empfindlich gegen die Eindrücke der Luft mache, man gebe ihnen oft friſche Streue und halte ſie reinlich, indem man ſie von Zeit zu Zeit mit einem Strohwiſch abreibt; doch darf man ſie nicht vor dem Alter von anderthalb bis drei Jahren anbinden noch mit der Hand ſtriegeln; dieſe zu harte Reibung würde ihnen Schmerz verurſachen; ihre Haut iſt noch zu zart, um ſie zu ertragen, und ſie würden abnehmen, anſtatt zu gedeihen. Auch muß man Sorge tragen, daß die Raufe und Krippe nicht zu hoch ſeien; die Nothwendigkeit, um ihre Nahrung zu ſich zu nehmen, den Kopf zu hoch aufzuheben, könnte ihnen die Gewohnheit beibringen, ihn auf ſolche Weiſe zu tragen, was ihren Hals verderben würde. Wenn ſie ein oder anderthalb Jahr alt ſind, ſchneide man ihnen den Schwanz ab; die Haare werden wieder wachſen und ſtärker und dichter werden. Sobald ſie zwei Jahre alt ſind, muß man die Füllen trennen und die männlichen zu den Hengſten, die weiblichen zu den Stuten bringen; ohne dieſe Vorſichtsmaßregel würden die jungen Füllen ſich um die weiblichen Füllen abmühen und ſich ohne allen Nutzen entnerven.

In dem Alter von drei bis viertehalb Jahren muß man anfangen, ſie abzurichten und gelehrig zu machen. Vorerſt lege man ihnen einen leichten und bequemen Sattel auf und laſſe ſie täglich zwei bis drei Stunden lang geſattelt; man gewöhne ſie ebenfalls daran, eine Trenſe in den Mund zu nehmen und ſich die Füße aufheben zu laſſen, auf die man einige Schläge thut, als ob man ſie beſchlüge, und ſind es künftige Wagen- oder Zugpferde, ſo lege man ihnen Geſchirr und eine Trenſe an; im Anfang iſt weder für die einen noch für die andern ein Zügel nöthig. Hierauf laſſe man ſie am Halfterriemen mit einem Kappzaum an der Naſe auf ebenem Boden, ohne daß ſie beſtiegen wären, und nur mit dem Sattel oder dem Geſchirr auf dem Körper traben; und wenn das Reitpferd ſich leicht wendet und gerne zu dem, der den Halfterriemen hält, zurückkommt,

ſo ſteige man hinauf und herab an derſelben Stelle und ohne es gehen zu laſſen, bis es vier Jahre alt iſt; denn vor dieſem Alter hat es nicht Stärke genug, um nicht, wenn es ginge, von der Laſt des Reiters erdrückt zu werden; aber mit vier Jahren beſteige man es, um es im Schritt oder Trab und jedesmal auf kurze Zeit gehen zu laſſen. Hat ſich das Wagenpferd ans Geſchirr gewöhnt, ſo ſpanne man es, ihm einen Zügel anlegend, mit einem geübten Pferde an, und führe es mit einem durch den Zügel gehenden Halfterriemen, bis es anfängt, gehörig zu ziehen; alsdann verſuche der Kutſcher, es zurückgehen zu laſſen, wobei ihm vorn jemand hilft, der es gelinde rückwärts drückt und ſelbſt ihm ſchwache Stöße gibt, um es zum Zurückgehen zu nöthigen. Dies alles muß geſchehen, bevor die jungen Pferde ihre Nahrung geändert haben; denn man hat bemerkt, daß, wenn man angefangen, ihnen Körner und Stroh zu geben, ſie, wie ſie ſtärker wurden, auch minder gelehrig und ſchwerer abzurichten waren.

Das Gebiß und der Sporn ſind zwei Mittel, die man ausgedacht hat, um die Pferde dahin zu bringen, auf die Befehle zu achten, das Gebiß für die Genauigkeit, der Sporn für die Schnelligkeit der Bewegungen. Der Mund ſchien von der Natur nicht beſtimmt, andere Eindrücke als die des Geſchmackes und der Eßluſt zu empfangen; indeſſen hat er beim Pferde eine ſo große Empfindlichkeit, daß man mehr an den Mund als an Auge und Ohr ſich wendet, um dem Pferde ſeinen Willen kund zu geben; die mindeſte Bewegung oder der leiſeſte Druck des Gebiſſes reicht hin, um das Thier in Kenntniß zu ſetzen und zu beſtimmen; und dieſes Gefühlswerkzeug hat keinen andern Fehler als den ſeiner Vollkommenheit ſelbſt. Seine zu große Empfindlichkeit will geſchont werden; denn mißbraucht man ihn, ſo verdirbt man den Mund des Pferdes, indem man ihn gegen den Eindruck des Gebiſſes unempfindlich macht. Der Geſichts- und der Gehörſinn wären einer ſolchen Verſchlimmerung nicht unterworfen und könnten nicht auf dieſe Weiſe abgeſtumpft werden; doch offenbar hat man Schwierigkeiten dabei gefunden, den Pferden mittels dieſer Werkzeuge zu befehlen, und allerdings machen die durch das Gefühl gegebenen Zeichen auf die Thiere im Allgemeinen weit mehr Eindruck als jene, die ihnen durch das Auge oder das Ohr zukommen. Ueberdies macht die Stellung der Pferde in Bezug auf den, der ſie reitet oder lenkt, die Augen zu dieſem Zweck faſt unnütz, weil ſie nur vor ſich ſehen und bloß, indem ſie den Kopf umwendeten, die Zeichen, die man ihnen machte, wahrnehmen könnten; und obwohl das Ohr ein Sinn iſt, durch welchen man oft ſie anfeuert und lenkt, ſo ſcheint es doch, daß man den Gebrauch dieſes Organs beſchränkt und den plumpen Pferden überlaſſen hat, da man in der Reitbahn, dem Ort der

vollkommenſten Erziehung, faſt gar nicht mit den Pferden ſpricht und es nicht einmal ſcheinen muß, daß man ſie führe. In der That, wenn ſie gut abgerichtet ſind, genügt der leiſeſte Druck mit den Hüften, die leichteſte Bewegung des Gebiſſes, um ſie zu lenken; der Sporn iſt ſogar unnütz, oder zum wenigſten bedient man ſich ſeiner nur, um ſie anzutreiben, heftige Bewegungen zu machen; und wenn es durch die Ungeſchicklichkeit des Reiters vorkommt, daß er zugleich die Sporen gibt und den Zügel anzieht, ſo kann das Pferd, das ſich von der einen Seite angetrieben und von der andern zurückgehalten fühlt, nicht anders als ſich bäumen, indem es einen Sprung macht, ohne ſeine Stelle zu verlaſſen.

Man gibt dem Kopfe des Pferdes mit Hülfe des Zügels ein vortheilhaftes und erhabenes Ausſehen. Man legt ihn gehörig an, und das geringſte Zeichen oder die geringſte Bewegung, die der Reiter mit ihm macht, genügt, um das Pferd ſeine verſchiedenen Gänge nehmen zu laſſen. Der natürlichſte iſt vielleicht der Trab; doch der Schritt und ſelbſt der Galopp ſind angenehmer für den Reiter und dieſe beiden Gänge bemüht man ſich auch am meiſten zu vervollkommnen. Erhebt das Pferd das Vorderbein, um zu gehen, ſo muß dieſe Bewegung mit Kühnheit und Leichtigkeit geſchehen und das Knie gehörig gebogen ſein; das aufgehobene Bein ſoll einen Augenblick zu ſchweben ſcheinen, und wenn es niederfällt, der Fuß feſt und gleich auf der Erde ſtehen, ohne daß der Kopf des Pferdes irgend einen Eindruck aus dieſer Bewegung empfange; denn wenn das Bein plötzlich niederfällt und der Kopf zu gleicher Zeit ſich ſenkt, ſo geſchieht das gewöhnlich, um ſchnell das andere Bein zu erleichtern, das nicht ſtark genug iſt, um allein die ganze Laſt des Körpers zu tragen. Dieſer Fehler iſt ſehr bedeutend, eben ſo wie der, den Fuß auswärts oder einwärts zu tragen; denn er fällt in dieſer nämlichen Richtung nieder. Auch muß man beachten, daß, wenn es ſich auf den hintern Theil des Fußes ſtützt, dies ein Zeichen von Schwäche, und wenn es auf der Schärfe des Vorderfußes ruht, es eine ermüdende und gezwungene Stellung iſt, welche das Pferd nicht lange aushalten kann.

Der Schritt, der langſamſte von allen Gängen, ſoll gleichwohl raſch ſein; er muß weder zu ſehr geſtreckt, noch zu ſehr gekürzt, und der Tritt des Pferdes leicht ſein. Dieſe Leichtigkeit hängt ſehr von der Freiheit der Schultern ab und läßt ſich an der Art erkennen, wie es den Kopf beim Gehen trägt; trägt es ihn hoch und feſt, ſo iſt es gemeiniglich ſtark und leicht; wenn die Bewegung der Schultern nicht frei genug iſt, ſo hebt ſich das Bein nicht genug, und das Pferd kann leicht falſche Tritte machen und mit dem Fuß an die Unebenheiten des Bodens ſtoßen, und wenn die Schultern noch ſtärker gebunden ſind und die Bewegung der

Beine von ihnen unabhängig ſcheint, ſo ermüdet und fällt das Pferd leicht und taugt zu keinem Dienſte. Das Pferd ſoll auf der Hüfte ſitzen, das heißt, beim Gehen die Schultern erheben und die Hüfte ſenken; auch ſoll es ſein Bein hoch genug erheben und halten; hält es das Bein aber zu lange in der Höhe und läßt es zu langſam nieder, ſo büßt es allen Vortheil der Leichtigkeit ein, es wird hart und iſt nur gut zu prangen und zu prunken.

Es genügt nicht, daß die Bewegungen des Pferdes leicht ſind, ſie müſſen auch im Vorder- und im Hintertheile ebenmäßig und gleichförmig ſein. Denn wenn das Kreuz ſchwankt, während die Schultern ruhig bleiben, ſo macht ſich die Bewegung dem Reiter durch Erſchütterungen bemerkbar und fällt ihm beſchwerlich. Daſſelbe geſchieht, wenn das Pferd den Hinterfuß zu weit vorſtreckt, über die Stelle hinaus ſetzt, auf welcher der Vorderfuß geruht hat. Die Pferde mit kurzem Körper ſind dieſen Fehlern unterworfen; diejenigen, deren Beine ſich kreuzen oder berühren, haben keinen ſichern Tritt, und im Allgemeinen ſind die mit langem Körper am bequemſten für den Reiter, weil er von den beiden Mittelpunkten der Bewegung, den Schultern und den Hüften, mehr entfernt iſt und deren Druck und Erſchütterung weniger empfindet.

Die vierfüßigen Thiere gehen gewöhnlich, indem ſie gleichzeitig ein Vorderbein und ein Hinterbein voran ſetzen; wenn das rechte Vorderbein vorſchreitet, folgt zur nämlichen Zeit das linke Hinterbein, und nachdem dieſer Schritt gethan, ſchreitet ſeinerſeits das linke Vorderbein in Gemeinſchaft mit dem rechten Hinterbein voran, und ſo fort. Da ihr Körper auf vier Stützpunkten, die ein längliches Viereck bilden, ruht, ſo iſt die bequemſte Weiſe ſich fortzubewegen, gleichzeitig ihrer zwei in der Durchſchnittslinie zu wechſeln, der Art, daß der Schwerpunkt des Thierkörpers nur eine kleine Bewegung macht und immer faſt in der Richtung der beiden Stützpunkte bleibt, die bei den drei natürlichen Gängen des Pferdes, dem Schritt, Trab und Galopp, nicht in Bewegung ſind. Dieſe Regel der Bewegung beobachte man immer, doch mit Unterſchieden. Beim Schritt gibt es vier Zeitmomente in der Bewegung: wenn das rechte Vorderbein zuerſt voranſchreitet, ſo folgt ihm das linke Hinterbein einen Augenblick ſpäter nach; hierauf ſchreitet ſeinerſeits das linke Vorderbein voran, worauf ihm einen Augenblick ſpäter das rechte Hinterbein nachfolgt: mithin iſt der rechte Vorderfuß der erſte, der linke Hinterfuß der zweite, der linke Vorderfuß der dritte, der rechte Hinterfuß der vierte, der auf die Erde tritt, was eine Bewegung von vier Zeitmomenten und drei Intervallen ausmacht, von denen das erſte und letzte kürzer als das mittlere ſind. Beim Trab gibt es nur zwei

Zeitmomente in der Bewegung: wenn das rechte Vorderbein voranſchreitet, ſchreitet im ſelben Augenblick und ohne daß es eine Zwiſchenzeit zwiſchen der Bewegung des einen und des andern gebe, auch das linke Hinterbein voran; hierauf ſchreitet das linke Vorderbein mit dem rechten Hinterbein ebenfalls im ſelben Augenblick voran, ſo daß es bei dieſer Bewegung des Trabes nur zwei Zeitmomente und ein Intervall gibt: der rechte Vorderfuß und der linke Hinterfuß treten im ſelbigen Augenblick auf die Erde, und eben ſo treten hierauf im ſelbigen Augenblick der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß auf die Erde. Beim Galopp finden gewöhnlich drei Zeitmomente Statt; da aber bei dieſer Bewegung, die eine Art von Sprung iſt, die Vordertheile des Pferdes ſich anfänglich nicht von ſelbſt in Bewegung ſetzen, ſondern durch die Kraft der Hüften und der Hintertheile fortgetrieben werden, ſo muß, wenn von den beiden Vorderfüßen der rechte eher als der linke vorrücken ſoll, vorher der linke Hinterfuß auf die Erde treten, um dieſer Schwungbewegung als Stützpunkt zu dienen; mithin macht der linke Hinterfuß das erſte Zeitmoment der Bewegung und tritt zuerſt auf die Erde; hierauf erhebt ſich das rechte Hinterbein gemeinſchaftlich mit dem linken Vorderbein, und beide fallen im ſelbigen Augenblick zur Erde nieder; und endlich tritt das rechte Vorderbein, das ſich einen Augenblick nach dem linken Vorderbein und dem rechten Hinterbein erhoben hat, zuletzt auf die Erde, was das dritte Zeitmoment macht. Demnach haben bei dieſer Galoppbewegung drei Zeitmomente und zwei Intervalle Statt; und in dem erſten dieſer Intervalle gibt es, wann die Bewegung mit Schnelligkeit vor ſich geht, einen Augenblick, worin die vier Beine gleichzeitig in der Luft ſind und worin man die vier Hufeiſen auf ein Mal ſieht. Hat das Pferd gelenke Hüften und Kniekehlen und bewegt es ſie ſchnell und behende, ſo iſt dieſe Bewegung des Galopps vollkommener und geht in vierzeitigem Takte vor ſich: zuerſt tritt der linke Hinterfuß auf, der das erſte Zeitmoment bezeichnet, ſodann fällt zuerſt der rechte Hinterfuß nieder und bezeichnet das zweite Zeitmoment; der linke Vorderfuß, der einen Augenblick hernach fällt, bezeichnet das dritte Zeitmoment; und endlich bezeichnet der rechte Vorderfuß, der zuletzt niederfällt, das vierte Hauptmoment.

Die Pferde galoppiren gewöhnlich auf dem rechten Fuß, eben ſo wie ſie zum Gehen oder Traben mit dem rechten Vorderbeine voranſchreiten; ſie fangen auch den Galopp mit dem rechten Vorderbeine an, das weiter als das linke vorgerückt iſt, und eben ſo iſt auch das rechte Hinterbein, das dem rechten Vorderbein unmittelbar folgt, weiter als das linke Hinterbein vorgerückt, und dies fortwährend, ſo lange der Galopp dauert; daher kommt es, daß das linke Bein, welches die ganze Laſt trägt und die

andern vorantreibt, am meiſten ermüdet, ſo, daß es gut wäre, die Pferde zu üben, abwechſelnd auf dem linken Fuße ſowohl wie auf dem rechten zu galoppiren; ſie würden dieſe heftige Bewegung länger aushalten können; auch thut man dies auf der Reitbahn aber vielleicht aus einem andern Grunde; da man ſie nämlich oft umlenkt, das heißt, einen Kreis beſchreiben läßt, deſſen Mittelpunkt bald zur Rechten, bald zur Linken iſt, ſo nöthigt man ſie auch, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße zu galoppiren.

Beim Schritt heben ſich die Beine des Pferdes zu einer geringen Höhe, und die Füße ſtreifen faſt über die Erde hin; beim Trab erheben ſie ſich mehr, und die Füße ſind ganz von der Erde weg; beim Galopp erheben ſich die Beine noch höher, und die Füße ſcheinen auf der Erde aufzuſpringen. Der Schritt ſoll, um gut zu ſein, raſch, leicht, ſanft und ſicher ſein; der Trab ſoll feſt, raſch und gleich gehalten ſein; der hintere Theil muß den vordern fortſchnellen; das Pferd ſoll bei dieſem Gange den Kopf hoch tragen und die Lenden gerade haben; denn wenn die Hüften in jedem Augenblick des Trabes abwechſelnd ſteigen und ſinken, wenn das Kreuz ſchwankt und das Pferd ſich wiegt; ſo trabt es aus Schwäche ſchlecht. Wirft es die Vorderfüße auswärts, ſo iſt das ein zweiter Fehler; die Vorderfüße ſollen auf derſelben Linie mit den Hinterfüßen ſein und dieſe decken. Wenn eins der Hinterbeine ſich fortſchwingt, während das Vorderbein derſelben Seite ein wenig zu lange auf ſeiner Stelle bleibt, ſo wird die Bewegung durch dieſen Widerſtand härter, und darum eben ſoll das Intervall zwiſchen den beiden Zeitmomenten des Trabes kurz ſein; allein wie kurz es ſein mag, dieſer Widerſtand reicht hin, dieſen Gang härter als den Schritt und Galopp zu machen; denn beim Schritt iſt die Bewegung weicher, ſanfter und der Widerſtand minder ſtark, und beim Galopp gibt es keinen wagerechten Widerſtand, den einzigen, der dem Reiter beſchwerlich fällt, da die Gegenwirkung in der Bewegung der Vorderfüße faſt ganz ſteilrecht von unten nach oben geſchieht.

Die Federkraft der Kniekehlen trägt zur Galoppbewegung eben ſo viel bei wie die der Lenden; während die Lenden eine Anſtrengung machen, um die vordern Theile zu erheben und vorwärts zu treiben, ſchnellt ſich die Kniebeuge gerade, bricht den Stoß und mildert die Erſchütterung; auch iſt, je gelenker und geſchmeidiger die Kniekehle, um ſo ſanfter die Bewegung des Galopps; ſie iſt auch um ſo raſcher und reißender, je ſtärker die Kniekehlen ſind, und um ſo gehaltener, jemehr das Pferd auf den Hüften ſitzt und jemehr die Schultern durch die Kraft der Lenden gehalten werden. Uebrigens ſind die Pferde, die beim Galopp die Vorderbeine recht hoch erheben, nicht diejenigen, die am beſten galoppiren; ſie rücken weniger vor

als die andern, und ermüden ſchneller, und dies kömmt gewöhnlich daher, weil ihre Schultern nicht frei genug ſind.

Der Schritt, der Trab und der Galopp ſind alſo die gewöhnlichſten natürlichen Gänge; aber es gibt einige Pferde, die von Natur einen andern Gang haben, den man den Paß nennt, der von den drei andern ſehr verſchieden iſt und auf den erſten Anblick den Geſetzen der Mechanik zuwider und für das Thier ſehr ermüdend zu ſein ſcheint, obwohl bei dieſem Gange die Schnelligkeit der Bewegung nicht ſo groß wie beim Galopp und beim vollen Trabe iſt. Bei dieſem Gange ſtreift der Fuß noch näher über die Erde als beim Schritt und greift jedesmal weiter aus; allein das Sonderbare hierbei iſt, daß die zwei Beine derſelben Seite, z. B. das Vorder- und Hinterbein der rechten Seite zu gleicher Zeit ſich in Bewegung ſetzen, um einen Schritt zu machen, und ſodann die zwei Beine der linken Seite auch zu gleicher Zeit ſich in Bewegung ſetzen, um einen zweiten zu machen, und ſo fort, der Art, daß die beiden Seiten des Körpers abwechſelnd eine Stütze entbehren und kein Gleichgewicht zwiſchen ihnen Statt findet. Dies kann nicht verfehlen, das Pferd ſehr anzuſtrengen, da es genöthigt iſt, ſich in einem gezwungenen Schaukeln durch die Schnelligkeit einer Bewegung zu halten, die ſich faſt nicht von der Erde entfernt; denn wenn es bei dieſem Gange die Füße eben ſo ſehr höbe, wie es ſie beim Trabe und ſelbſt beim guten Schritt hebt, ſo würde das Schaukeln ſo ſtark ſein, daß das Pferd nothwendig auf die Seite fallen müßte, und nur dadurch, daß es ſo ganz nahe über die Erde ſtreift, und durch den ſchnellen Wechſel der Bewegung hält es ſich in dieſem Gange, bei welchem das Hinterbein nicht allein gleichzeitig mit dem Vorderbein derſelben Seite ſich in Bewegung ſetzen, ſondern noch vor daſſelbe kommen und einen oder anderthalb Fuß über die Stelle hinaus auftreten muß, wo das letztere aufgetreten iſt; je größer der Raum, um den das Hinterbein weiter als das Vorderbein vorrückt, um ſo beſſer geht das Pferd den Paß und um ſo ſchneller iſt die Geſammtbewegung. Es gibt alſo beim Paß wie beim Trabe nur zwei Zeitmomente in der Bewegung, und der ganze Unterſchied iſt, daß beim Trabe die zwei Beine, die zuſammen gehen, in der Quer gegenüber ſtehen, wogegen beim Paß die zwei Beine derſelben Seite zuſammen gehen. Dieſer Gang, der für das Pferd ſehr ermüdend iſt, und den man es nur auf ebenem Boden ſoll nehmen laſſen, iſt für den Reiter ſehr angenehm; er hat nicht die Härte des Trabes, die aus dem Widerſtande herrührt, den das Vorderbein leiſtet, wenn das Hinterbein ſich hebt, weil beim Paß dieſes Vorderbein ſich gleichzeitig mit dem Hinterbein derſelben Seite hebt, wogegen beim Trab dieſes Vorderbein derſelben Seite in Ruhe bleibt und die ganze Zeit über, die das Hinterbein

ſich bewegt, dem Antriebe widerſteht. Die Kenner verſichern, daß die Pferde, die von Natur den Paß gehen, nie traben, und daß ſie weit ſchwächer als die andern ſind. In der That, die Füllen nehmen ziemlich oft dieſen Gang, beſonders wenn man ſie zwingt, ſchnell zu gehen, und ſie noch nicht ſtark genug ſind, um zu traben und zu galoppiren; und man bemerkt auch, daß der größte Theil der guten Pferde, die zu ſehr angeſtrengt worden ſind und zu altern anfangen, ebenfalls dieſen Gang nehmen, wenn man ſie zu einer ſchnellern Bewegung, als der des Schrittes, zwingt.

Man kann demnach den Paß als einen fehlerhaften Gang betrachten, weil er nicht gewöhnlich und nur einer kleinen Zahl von Pferden von Natur eigen iſt, weil dieſe Pferde faſt immer ſchwächer als die andern ſind, und weil jene, die am ſtärkſten ſcheinen, durch ihn in kürzerer Zeit als diejenigen, die traben und galoppiren, ſich aufreiben. Allein es gibt noch zwei Gänge, den Schack oder Mittelſchritt (Entrepas) und den Mitteltrab (Aubin), die ſchwache und übermüdete Pferde von ſelbſt annehmen; man nennt dieſe ſchlechten Gänge auch gebrochen, getrennt oder zuſammengeſetzt. Der Mittelſchritt hat etwas vom Schritt und vom Paß an ſich, der Mitteltrab etwas vom Trab und Galopp, beide kommen von einer übermäßig langen Anſtrengung oder von einer großen Lendenſchwäche her. Die Laſtpferde fangen, wenn man ſie überladet, in dem Maße, als ſie ſich aufreiben, an, ſtatt des Trabes den Mittelſchritt zu gehen, und die aufgeriebenen Poſtpferde, die man drängt zu galoppiren, gehen anſtatt des Galopps den Mitteltrab.

Das Pferd hat unter allen Thieren, bei einer großen Geſtalt, am meiſten Ebenmaß und Zierlichkeit in den einzelnen Theilen ſeines Körpers; denn vergleicht man mit ihm die unmittelbar größern und kleinern, ſo wird man ſehen, daß der Eſel übelgebaut iſt, der Löwe einen zu dicken Kopf, der Ochs im Verhältniß zu ſeiner Körpergröße zu dünne und zu kurze Beine hat, das Kameel ungeſtalt und die größten Thiere, das Nashorn und der Elephant, ſo zu ſagen, nur unförmliche Maſſen ſind. In der großen Verlängerung der Kinnbacken beſteht hauptſächlich die Verſchiedenheit des Kopfes der vierfüßigen Thiere von dem des Menſchen; ſie iſt auch das unedelſte eigenthümliche Merkmal von ihnen allen. So ſtark indeſſen die Kinnbacken des Pferdes verlängert ſind, es hat nicht wie der Eſel die Miene der Blödſinnigkeit, oder der Dummheit, wie der Ochs; die Regelmäßigkeit der Verhältniſſe ſeines Kopfes gibt ihm im Gegentheil einen Anſchein von Leichtigkeit, der durch die Schönheit ſeines Halſes ſehr gehoben wird. Das Pferd ſcheint ſich über die Stufe, worauf es als vierfüßiges Thier ſteht, erheben zu wollen, indem es den Kopf empor trägt; in dieſer edlen Stellung blickt es den Menſchen von Angeſicht zu Angeſicht

an; ſeine Augen ſind lebhaft und wohlgeöffnet, ſeine Ohren gut gebaut, von richtiger Größe, ohne kurz zu ſein, wie die des Stiers, oder zu lang, wie die des Eſels; ſeine Mähne paßt trefflich zu ſeinem Kopf, ſchmückt ſeinen Hals und verleiht ihm ein kräftiges und ſtolzes Ausſehen; ſein lang herabhangender und dichter Schweif bedeckt und ſchließt auf eine wohlgefällige Weiſe den äußerſten Theil des Körpers; ſehr verſchieden von dem kurzen Schweif des Hirſches, des Elephanten u. ſ. w., und von dem *kahlen* des Eſels, des Kameels, des Nashorns u. ſ. w., wird der Schweif des Pferdes durch die langen und dichten Haare gebildet, die aus dem Kreuze hervorzuwachſen ſcheinen, weil der Stutz, aus dem ſie hervorwachſen, ſehr kurz iſt. Es kann nicht, wie der Löwe, den Schweif erheben, er ſitzt ihm aber, obwohl geſenkt, dennoch beſſer; und da es ihn ſeitwärts bewegen kann, bedient es ſich ſeiner mit Nutzen, um die Fliegen, die es quälen, zu vertreiben; denn obwohl ſeine Haut ſehr feſt iſt und überall mit dichtem und eng zuſammenliegendem Haar bedeckt, iſt ſie dennoch ſehr empfindlich.

Die Lage des Kopfes und des Halſes trägt mehr als die aller übrigen Körpertheile dazu bei, dem Pferde eine edle Haltung zu geben. Der obere Theil des Halſes, wo die Mähne wächſt, muß, aus dem Widerriſt vortretend erſt in gerader Linie ſich erheben und hierauf, dem Kopfe ſich nähernd, eine krumme Linie bilden, faſt ähnlich der eines Schwanenhalſes. Der untere Theil des Halſes darf keine Krümme bilden; ſeine Richtung muß von der Bruſt bis zu den Kinnbacken in gerader Richtung gehen und ein wenig vorwärts gebeugt ſein; wenn er ſteilrecht ginge, ſo würde der Hals falſch liegen. Auch der obere Theil des Halſes muß dünn ſein und wenig Fleiſch in der Nähe der Mähne haben, die mäßig mit langen und dünnen Haaren verſehen ſein ſoll. Ein ſchöner Hals muß lang und emporgerichtet ſein und gleichwohl in Verhältniß mit der Leibesgeſtalt des Pferdes; wenn er zu lang und zu dünn iſt, ſtoßen die Pferde gewöhnlich mit dem Kopf, und iſt er zu kurz und zu fleiſchig, ſo liegen ſie ſchwer auf dem Zaume. Soll der Kopf die glücklichſte Lage haben, ſo muß die Stirne ſenkrecht zum Geſichtskreiſe ſtehen.

Der Kopf muß trocken und dünn ſein, nicht aber zu lang; die Ohren wenig von einander entfernt, klein, gerade, unbeweglich, ſchmal, fein und ordentlich auf der Höhe des Kopfes gewachſen, die Stirn ſchmal und ein wenig gewölbt, die Höhlen über den Augenliedern gefüllt, die Augenlieder zart, die Augen hell, lebhaft, voll Feuer, gehörig groß und hervortretend, der Augapfel groß, der Kinnbacken mager und nicht ſehr dick, die Naſe ein wenig gebogen, die Nüſtern wohl geöffnet und wohl geſpalten, die Naſenſcheide dünn, die Lippen fein, der Mund mäßig geſpalten, der Widerriſt erhoben und ſcharf, die Schultern trocken, platt und wenig

gedrückt, der Rücken gleich, eben, unmerklich der Länge nach gebogen und erhoben zu beiden Seiten des Rückgrates, der vertieft erſcheinen muß, die Seiten voll und kurz, der Hintertheil rund und wohl gefüllt, die Hüfte wohl beſetzt, der Schwanzſtutz dick und feſt, die Schenkel ſtark und fleiſchig, das Knie vorn rund, die Kniekehle weit und hohl, die untern Beine vorn dünn und an den Seiten breit, der Fußnerv recht frei, die Kugel ſchwach, die Haare hinten unter dem Knie nicht ſtark, der Fuß über dem Huf bis zum erſten Gelenk dick und mäßig lang, die Krone oder der Obertheil am Fuße wenig erhoben, das Horn ſchwarz, glatt und glänzend, der Huf hoch, die Wände rund, der Hinterfuß breit und mäßig erhoben, der Strahl dünn und ſchmal und die Sohle dick und ausgehöhlt.

Allein es gibt wenige Pferde, bei denen man all dieſe Vollkommenheiten vereinigt findet. Die Augen ſind mehrern, manchmal ſchwer zu erkennenden Fehlern unterworfen. In einem geſunden Auge ſoll man durch die Hornhaut zwei bis drei rußfarbige Flecken über dem Augapfel ſehen; denn um dieſe Flecken zu ſehen muß die Hornhaut klar, rein und durchſichtig ſein; erſcheint ſie doppelt oder von ſchlechter Farbe, ſo iſt das Auge nicht gut. Der kleine, lange und ſchmale oder von einem Kreiſe umgebene Augapfel deutet ebenfalls auf ein ſchlechtes Auge, und wenn er eine grünlich blaue Farbe hat, ſo iſt das Auge gewiß ſchlecht und das Geſicht trübe.

Ich ſpare die umſtändliche Aufzählung der Gebrechen des Pferdes bis zu dem Artikel, der die Beſchreibungen enthält auf, und begnüge mich damit noch einige Kennzeichen hinzuzufügen, nach denen man wie nach den vorhergehenden über die meiſten Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten eines Pferdes wird urtheilen können. Man beurtheilt ziemlich richtig das Naturell und den augenblicklichen Zuſtand des Thieres nach der Bewegung der Ohren; es muß, wenn es geht, die Spitze der Ohren vorwärts gerichtet haben. Ein müdes Pferd läßt die Ohren ſinken, zornige und boshafte tragen abwechſelnd das eine Ohr vorwärts und das andere rückwärts; alle tragen die Ohren nach der Seite hin, von wo ſie ein Geräuſch vernehmen, und ſchlägt man ſie auf den Rücken oder den Hintertheil, ſo wenden ſie die Augen rückwärts. Pferde, welche tiefliegende Augen oder eins kleiner als das andere haben, beſitzen gewöhnlich ein ſchlechtes Geſicht. Pferde mit trockenem Munde haben keine ſo gute Natur wie diejenigen, deren Mund friſch iſt und unter dem Zaume ſchäumt. Das Reitpferd muß platte, bewegliche und nicht zu ſtarke Schultern haben; das Zugpferd dagegen dicke, runde und fleiſchige. Wenn indeſſen die Schultern eines Reitpferdes zu mager ſind, und die Knochen unter der Haut hervorzuſtehen ſcheinen, ſo iſt das ein Fehler, der anzeigt, daß die Schultern nicht frei ſind und folglich das Pferd keine Anſtrengung

ertragen kann. Ein anderer Fehler für das Reitpferd iſt es, wenn die Bruſt zu weit vor und die Hinterbeine zurückſtehen, weil es alsdann beim Galoppiren leicht zu ſchwer auf dem Zaume liegt und ſelbſt gern ſtolpert und fällt. Die Länge der Beine muß im Verhältniſſe zum Leibwuchſe ſtehen; ſind die Vorderbeine zu lang, ſo ſteht es nicht ſicher auf ſeinen Füßen, ſind ſie zu kurz, ſo liegt es zu ſchwer auf dem Zaume. Man hat bemerkt, daß die Stuten häufiger als die männlichen Pferde vorn niedrig ſind, und daß die Hengſte einen ſtärkern Hals als die Stuten und Wallache haben.

Einer der Gegenſtände, die zu kennen am wichtigſten ſind, iſt das Alter des Pferdes. Die alten Pferde haben gewöhnlich tiefe Höhlen über den Augenliedern; doch iſt dieſes Anzeichen nicht entſcheidend, da junge Pferde, die von alten Hengſten gezeugt werden, ebenfalls tiefe Höhlen über den Augenliedern haben. Sicherer iſt die Kenntniß des Alters, welche die Zähne an die Hand geben; das Pferd hat ihrer 40, 24 Backenzähne, 4 Hundszähne und 12 Schneidezähne. Die Stuten haben keine oder ſehr kurze Hundszähne. Die Backenzähne dienen nicht zur Kenntniß des Alters, man beurtheilt es nach den Vorder= und ſodann nach den Hundszähnen. Die 12 Vorderzähne kommen 14 Tage nach der Geburt des Füllen hervor; dieſe erſten Zähne ſind rund, kurz, nicht ſehr ſtark und fallen zu verſchiedenen Zeiten aus, um durch andere erſetzt zu werden; nach 2 und einem halben Jahre fallen die vier Vorderzähne in der Mitte aus, zwei oben und zwei unten, ein Jahr ſpäter fallen vier andere aus, einer von jeder Seite der erſtern, die ſchon erſetzt ſind. Nach ungefähr 4 und einem halben Jahre fallen wiederum 4 aus, immer neben denen, die ausgefallen und erſetzt worden ſind. Dieſe 4 letztern Milchzähne werden durch 4 neue erſetzt, die bei weitem nicht ſo ſchnell wachſen wie jene, welche die 8 erſten erſetzt haben, und dieſe 4 letzten Zähne, die man die Eckzähne nennt und welche die 4 letzten Milchzähne erſetzen, ſind es, die das Alter des Pferdes andeuten; ſie laſſen ſich leicht erkennen, weil ſie von der Mitte an nach dem Ende des Kinnbackens hin gezählt, ſowohl oben wie unten, auf der dritten Stelle ſtehen. Dieſe Zähne ſind hohl und haben in ihrer Höhlung einen ſchwarzen Fleck. Nach 4 und einem halben bis 5 Jahren kommen ſie faſt nicht über das Zahnfleiſch heraus, und die Höhlung iſt ſehr bemerklich, nach 6 und einem halben Jahre fängt ſie an ſich zu füllen, der Fleck fängt auch an ſich zu verkleinern und ſchwächer zu werden, und ſo immer mehr und mehr bis zu 7 und einem halben oder 8 Jahren, da denn die Höhlung völlig gefüllt und der ſchwarze Fleck verſchwunden iſt. Nach 8 Jahren ſucht man, da dieſe Zähne das Alter nicht mehr erkennen laſſen, es nach den Hundszähnen oder Haken

zu beurtheilen; dieſe 4 Zähne ſtehen neben denjenigen, von denen wir eben geſprochen haben. Dieſe Hundszähne haben, eben ſo wenig wie die Backenzähne, andere, die ausfallen, zu Vorgängern; die beiden in der untern Kinnlade kommen gewöhnlich zuerſt nach 3 und einem halben Jahre hervor und die beiden in der obern Kinnlade nach 4 Jahren, und bis zum Alter von 6 Jahren ſind dieſe Zähne ſehr ſpitz; nach 10 Jahren erſcheinen die obern ſchon ſtumpf, abgenutzt und lang, weil ſie entblößt ſind, da mit dem Alter das Zahnfleiſch ſich zurückzieht, und je mehr ſie es ſind, je älter iſt das Pferd. Von 10 bis zu 13 oder 14 Jahren gibt es wenige Anzeichen des Alters, aber alsdann beginnen einige Haare an den Augenbraunen weiß zu werden. Dieſes Anzeichen iſt indeſſen eben ſo wenig entſcheidend, wie jenes, das man aus der Höhlung über den Augen entnimmt, da man bemerkt hat, daß die von alten Hengſten oder alten Stuten herkommenden Pferde vom 9. bis 10. Jahre ihres Alters an weiße Haare an den Augenbraunen haben. Es gibt Pferde, deren Zähne ſo hart ſind, daß ſie ſich nicht abnutzen und an denen der ſchwarze Fleck fortbeſteht und nie verſchwindet; doch dieſe Pferde, die man geſchnäbelte nennt, ſind leicht an der Höhlung des Zahnes, die gänzlich gefüllt iſt, und an der Länge der Hundszähne zu erkennen; übrigens hat man bemerkt, daß es mehr geſchnäbelte Stuten als geſchnäbelte männliche Pferde gibt. Man kann auch, obwohl weniger genau, das Alter eines Pferdes an den Furchen des Gaumens erkennen, die in dem Maße, wie das Pferd alt wird, verſchwinden.

Mit einem Alter von 2 bis drittehalb Jahren iſt das Pferd zeugungsfähig, und die Stuten ſind, wie alle andern weiblichen Thiere, noch früher reif als die männlichen; allein dieſe jungen Pferde bringen nur Füllen von ſchlechtem Körperbau oder ſchlechter Geſundheit hervor. Das Pferd muß zum wenigſten 4 bis fünftehalb Jahre haben, ehe man ihm den Umgang mit der Stute erlaubt, und auch ſo frühe erlaube man es nur den Zugpferden und ſchweren Pferden, die gewöhnlich früher als die feinen ausgebildet ſind, denn mit dieſen muß man bis zum 6. und mit den ſchönen ſpaniſchen Beſchälern ſelbſt bis zum 7. Jahre warten. Die Stuten dürfen ein Jahr jünger ſein; ſie ſind gewöhnlich vom Ende März bis zu Ende Juni roſſig, doch dauert die Zeit der ſtärkſten Brunſt nur kaum 2 bis 3 Wochen; man muß darauf achten, dieſe Zeit zu benutzen, um ihnen den Beſchäler zu geben. Er muß wohl ausgewählt ſein, ſchön, gut gebaut, vorn hoch, kräftig, am ganzen Körper geſund und vor Allem von gutem Stamm und Vaterland. Um gute, feine und wohlgebaute Reitpferde zu erhalten, muß man fremde Beſchäler nehmen; die arabiſchen, türkiſchen, die aus der Berberei und die andaluſiſchen Pferde haben den

Vorzug vor allen andern, und in Ermangelung ihrer bediene man ſich ſchöner engliſcher Pferde, weil dieſe von den erſtern herkommen und nicht ſehr ausgeartet ſind, da die Nahrung in England vortrefflich iſt, und man auch dort ſehr große Sorge dafür trägt, die Raçen zu erneueren. Die italiſchen Beſchäler, vorzüglich die neapolitaniſchen, ſind gleichfalls ſehr gut, und ſie gewähren den doppelten Vortheil, wenn man ihnen feine Stuten gibt, feine Reitpferde, und mit Stuten von ſtarkem Wuchs und guten Leiſten, ſchöne Wagenpferde hervorzubringen. Man behauptet, daß in Frankreich, England u. ſ. w. die arabiſchen Pferde und die aus der Berberei gewöhnlich größere Pferde, als ſie ſind, erzeugen und dagegen die ſpaniſchen Pferde nur kleinere, als ſie ſind, hervorbringen. Um gute Wagenpferde zu erhalten, muß man ſich neapolitaniſcher, däniſcher Hengſte, oder der Pferde aus einigen Gegenden Deutſchlands, wie aus Holſtein und Friesland, bedienen. Die Beſchäler müſſen eine gute Höhe haben, das heißt von 4 Fuß, 8, 9 und 10 Zoll für Reitpferde, und von wenigſtens 5 Fuß für Wagenpferde. Auch muß der Hengſt gutes Haar haben, kohlſchwarz, ſchön grau, braunroth, fuchsroth, iſabellenfarbig und die Mähnen und die äußerſten Enden ſchwarz; alle Haare, die getuſcht und ſchlecht gefärbt ſcheinen, müſſen aus der Stuterei verbannt bleiben, nicht minder die Pferde, deren äußerſte Enden weiß ſind. Neben einem recht ſchönen Außern ſoll der Beſchäler auch alle innern guten Eigenſchaften beſitzen, Muth, Gelehrigkeit, Feuer, Behendigkeit, Empfindlichkeit im Maul, Freiheit in den Schultern, Sicherheit in den Beinen, Geſchmeidigkeit in den Hüften, Schnellkraft im ganzen Körper und vorzüglich in den Kniekehlen, und ſelbſt ſoll er ein wenig auf der Reitbahn geübt und abgerichtet worden ſein. Das Pferd hat man von allen Thieren gerade am meiſten beobachtet und hat bemerkt, daß es faſt alle ſeine guten und ſchlimmen Eigenſchaften, angeborne und angeeignete, durch die Zeugung überträgt und mittheilt. Ein von Natur biſſiges, ſcheues, ſtätiges und dergl. Pferd bringt ein Füllen hervor, welches daſſelbe Naturell hat, und da die Gebrechen des Körperbaues und die Fehler der Laune ſich noch ſicherer vereinigen als die Eigenſchaften des Naturells, ſo muß man große Sorge tragen jedes häßliche, rotzige, haarſchlechtige, wetterlaunige und dergl. Pferd von der Stuterei auszuſchließen.

In dieſen Himmelsſtrichen trägt die Stute zur Schönheit des Füllens weniger als der Hengſt, aber vielleicht mehr zu ſeinem Temperament und zu ſeinem Leibwuchſe bei, darum müſſen die Stuten ſtark von Körper und Bauch und gute Nährerinnen ſein. Um ſchöne feine Pferde zu erhalten zieht man die ſpaniſchen und italiſchen, und um ſchöne Wagenpferde zu erhalten die engliſchen und normänniſchen Stuten vor. Indeſſen

werden mit ſchönen Beſchälern Stuten aus jedem Lande ſchöne Pferde liefern, wofern ſie nur ſelbſt wohlgebaut und von gutem Stamme ſind; denn ſind ſie von einem ſchlechten Pferde gezeugt, ſo werden die Füllen, die ſie hervorbringen, ebenfalls ſchlechte Pferde ſein. Bei dieſem Thiergeſchlechte gleicht, wie beim Menſchengeſchlechte, die Nachkommenſchaft ziemlich oft den väterlichen oder mütterlichen Vorfahren, nur ſcheint es, daß bei den Pferden das weibliche nicht völlig ſo viel, wie beim Menſchengeſchlechte, zur Zeugung beiträgt; der Sohn gleicht öfter ſeiner Mutter als das Füllen der ſeinigen; und wenn das Füllen der Stute, wovon es herkommt, gleicht, ſo iſt es gewöhnlich an den vordern Körpertheilen und am Kopf und Halſe.

Uebrigens müßte man, um über die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern richtig zu urtheilen, ſie nicht in den erſten Jahren vergleichen, ſondern das Alter abwarten, worin ſie völlig entwickelt und daher die Vergleichung ſicherer und begründeter wäre. Unabhängig von der Entwickelung im Wachsthum, die oft die Formen, die Verhältniſſe und die Haarfarbe vielfach verſchlimmert und ändert, geht in der Zeit der Mannbarkeit eine raſche und plötzliche Entwickelung vor ſich, die gewöhnlich die Züge, die Leibesgeſtalt, die Stellung der Füße u. ſ. w. verändert; das Geſicht wird länger, die Naſe dick und groß, der Kinnbacken tritt vor oder wird voller, die Körpergeſtalt erhebt oder krümmt ſich, die Beine werden lang und oft einwärts gebogen oder hager, der Art, daß die Phyſiognomie und die Haltung des Körpers zuweilen ſo ſtark ſich ändert, daß es leicht möglich wäre, eine Perſon, die man vor ihrer Mannbarkeit gut gekannt und ſeitdem nicht mehr geſehen hat, nach dieſer Zeit, wenigſtens auf den erſten Blick, nicht wieder zu erkennen. Mithin erſt nach dieſem Alter muß man das Kind mit ſeinen Eltern vergleichen, wenn man über die Aehnlichkeit genau urtheilen will, und alsdann findet man, daß oft der Sohn ſeinem Vater und die Tochter ihrer Mutter gleicht, daß ſie öfter dem einen und der andern zumal gleichen und von beiden Einiges an ſich haben; daß ſie ziemlich oft den Großvätern, oder den Großmüttern, daß ſie zuweilen ihren Oheimen oder den Muhmen gleichen; daß faſt immer die Kinder deſſelben Vaters und derſelben Mutter ſich mehr untereinander als ihren Vorfahren gleichen und daß alle etwas Gemeinſames und gewiſſe Familienzüge haben. Bei den Pferden bringen, da das männliche mehr als das weibliche zur Zeugung beiträgt, die Stuten Füllen hervor, die ziemlich oft dem Beſchäler in Allem ähnlich ſind, oder die ihm mehr als der Mutter gleichen; ſie bringen ihrer auch hervor, die den Großvätern gleichen; und wenn die Stute ſelber von einem ſchlechten Pferde gezeugt worden, ſo kommt es ziemlich oft vor, daß, obwohl ſie einen ſchönen

Beſchäler gehabt hat und ſelber ſchön iſt, ſie nur ein Füllen hervorbringt, das, obwohl dem Anſchein nach in der erſten Jugend ſchön und wohlgebaut, wie es wächſt, immer mehr abnimmt, während eine Stute von guter Abſtammung Füllen liefert, die, obwohl anfänglich von ſchlechtem Ausſehen, mit dem Alter ſchöner werden.

Dieſe Beobachtungen übrigens, die man an der Nachkommenſchaft der *Stuten* gemacht hat und die ſämmtlich beweiſen zu wollen ſcheinen, daß *bei* den Pferden das männliche weit mehr als das weibliche auf die Nachkommenſchaft Einfluß hat, dünken mir noch nicht genügend, um dieſe Sache auf eine unzweifelhafte und unwiderrufliche Weiſe feſtzuſtellen, es wäre nicht unmöglich, daß dieſe Beobachtungen beſtänden und daß zu gleicher Zeit und im Allgemeinen die Stuten eben ſo viel wie die Pferde zu der Frucht der Zeugung beitrügen; mir kommt es nicht auffallend vor, daß Beſchäler, ſtets aus einer beträchtlichen Zahl von Pferden ausgewählt, gewöhnlich aus warmen Ländern hergenommen, im Ueberfluß genährt, mit großer Sorgfalt unterhalten und geſchont, bei der Zeugung vorherrſchen vor gewöhnlichen, unter einem kalten Himmelsſtriche gebornen und oft zur Arbeit genöthigten Stuten, und da nach den, aus den Stutereien hergenommenen Beobachtungen, der Beſchäler bald mehr bald weniger von dieſem Uebergewicht über die Stuten hat, ſo kann man ſich recht gut vorſtellen, daß ſie eben nur aus dieſem Grunde wahr und beſtändig ſind; aber zu gleicher Zeit könnte es eben ſo wahr ſein, daß ſehr ſchöne Stuten aus den warmen Ländern, denen man gewöhnliche Pferde beigäbe, vielleicht noch mehr Einfluß als dieſe auf ihre Nachkommenſchaft hätten, und daß im Allgemeinen beim Pferde- wie beim Menſchengeſchlechte der Einfluß des Männlichen und des Weiblichen auf ihre Nachkommenſchaft gleich wäre. Dieſes ſcheint mir natürlich und um ſo wahrſcheinlicher, als man ſelbſt in den Stutereien bemerkt hat, daß beinahe eine gleiche Zahl von männlichen und weiblichen Füllen geboren wird, was beweiſt, daß zum wenigſten in Bezug auf das Geſchlecht das Weibliche ſeine Hälfte am Einfluſſe hat.

Doch verfolgen wir nicht weiter dieſe Beobachtungen, die uns von unſerm Gegenſtande entfernen würden. Wenn der Beſchäler gewählt iſt, und die Stuten, die man ihm geben will, verſammelt ſind, ſo muß man einen andern Hengſt bei der Hand haben, der nur dazu dient, die Stuten kennbar zu machen, die in der Brunſt ſind, und der ſelbſt durch ſeine Angriffe dazu beiträgt, ſie hinein zu bringen. Man läßt die ſämmtlichen Stuten einzeln vor dieſem Hengſte, der feurig ſein und oft wiehern muß, vorübergehen; er will alle angreifen, die aber nicht roſſig ſind wehren ihn ab, und nur die es ſind, laſſen ihn nahe kommen; allein ſtatt ihn ganz

nahen zu laſſen, zieht man ihn zurück und bringt an ſeine Stelle den echten Beſchäler. Dieſe Probe iſt nützlich, um die wahre Brunſtzeit der Stuten und vorzüglich derjenigen zu erfahren, die noch nicht getragen haben; denn diejenigen, die eben gefohlt haben, kommen gewöhnlich 9 Tage hernach wieder in Brunſt; demnach kann man ſie von dieſem ſelben Tage an zum Beſchäler führen und ſie belegen laſſen, ſodann 9 Tage ſpäter, mittels der angeführten Probe verſuchen, ob ſie noch roſſig ſind, und ſind ſie es wirklich, ſie ein zweites Mal belegen laſſen, und ſo fort einmal alle 9 Tage, ſo lange ihre Brunſt dauert, denn wenn ſie trächtig ſind, ſo läßt die Brunſt nach und hört wenige Tage ſpäter auf.

Allein damit dieſes alles leicht, bequem, mit Erfolg und Nutzen geſchehen könne, hat man viel Aufmerkſamkeit, Aufwand und Vorſicht vonnöthen. Man muß die Stutereien auf einem guten Boden und in einem Raume anlegen, der der Menge der Stuten und Beſchäler, die man gebrauchen will, angemeſſen iſt und damit im Verhältniſſe ſteht; man muß dieſen Boden in mehrere, von Pfählen oder Gräben mit guten Hecken eingeſchloſſene Abtheilungen eintheilen, die trächtigen Stuten und diejenigen, die ihre Füllen ſäugen, in die Abtheilung bringen, wo die Weide am fetteſten iſt, diejenigen, die nicht empfangen haben oder die noch nicht belegt worden ſind, abſondern und ſie nebſt den weiblichen Füllen in einen Verſchluß bringen, wo die Weide weniger fett iſt, damit ſie nicht zu fett werden, was der Fortpflanzung hinderlich würde, und endlich muß man die jungen Füllen, Hengſte oder Wallache auf den trockenſten und unebenſten Theil des Bodens bringen, damit ſie, die Anhöhen auf und ab ſteigend, Freiheit in den Beinen und Schultern erlangen. Dieſer letzte Verſchluß, worin man die nämlichen Füllen bringt, muß von denen der Stuten ſorgfältig getrennt ſein, damit nicht dieſe jungen Pferde entſpringen und ſich bei den Stuten entkräften. Iſt der Boden groß genug dafür, daß man jeden dieſer Verſchlüſſe in zwei Abtheilungen ſondern kann, um abwechſelnd Pferde und das folgende Jahr Ochſen hinein zu bringen, ſo wird der Vorrath an Weide länger dauern, als wenn ſie fortwährend von Pferden abgefreſſen würde; der Ochs ſtellt die Weide wieder her, das Pferd zehrt ſie aus. Auch müſſen in jedem dieſer Verſchlüſſe Teiche vorhanden ſein; die ſtillen Gewäſſer ſind für die Pferde zuträglicher als die fließenden, die ihnen oft Bauchgrimmen verurſachen; und gibt es einige Bäume auf dieſem Boden, ſo darf man ſie nicht ausrotten; die Pferde ſind froh, dieſen Schatten bei der großen Hitze zu finden; aber ſind Stümpfe, Wurzelreſte oder Löcher da, ſo muß man dieſe, um jedem Zufall zuvorzukommen, ausreißen, anfüllen, ebenen. Dieſe Weiden werden während des Sommers dem Geſtüte zur Nahrung dienen; für den Winter muß man die Stuten

in den Stall bringen und mit Heu ernähren; eben ſo die Füllen, die man nur in den ſchönen Wintertagen zur Weide führen wird. Die Beſchäler ſollen immer im Stall mit mehr Stroh als Heu ernährt und in einer mäßigen Leibesbewegung gehalten werden bis zur Springzeit, die gewöhnlich vom Anfang Aprils bis zu Ende Junius dauert; man läßt ſie dieſe Zeit hindurch ſich keine andere Körperbewegung machen und nährt ſie reichlich, aber mit derſelben Koſt wie gewöhnlich.

Wenn man den Beſchäler zur Stute führen will, muß man ihn zuvor ſtriegeln; dies vermehrt nur ſeine Hitze; auch die Stute muß rein und an den Hinterfüßen von den Hufeiſen befreit ſein; denn manche von ihnen ſind kitzlich und ſchlagen bei der Annäherung des Beſchälers aus. Ein Mann hält die Stute am Halfter und zwei andere führen den Beſchäler am Halfterriemen; iſt er in ſeiner Stellung, ſo fördert man die Paarung, indem man ihn richtet und den Schweif der Stute von ihm abwendet; denn ein einziges Haar, das ſich entgegenſtellte, könnte ihn ſelbſt gefährlich verwunden. Es geſchieht zuweilen, daß bei der Paarung der Beſchäler den Zeugungsakt nicht vollendet und von der Stute abgeht, ohne ihr etwas gelaſſen zu haben; man muß deshalb aufmerkſam beobachten, ob in den letzten Augenblicken der Vereinigung der Schweifſtutz des Hengſtes keine zitternde Bewegung am Kreuze macht; denn dieſe Bewegung begleitet immer die Ergießung der Samenfeuchtigkeit. Hat er den Akt vollbracht, ſo muß man ihn die Paarung nicht wiederholen laſſen, ſondern vielmehr ihn ſogleich zum Stalle zurückführen und bis zum zweitfolgenden Tage warten laſſen; denn, mag auch ein guter Beſchäler fähig ſein, während der drei Monate, welche die Springzeit dauert, täglich einmal zu belegen, ſo iſt es doch beſſer, ihn mehr zu ſchonen und ihm nur alle zwei Tage eine Stute zu geben, er wird weniger verſchwenden und mehr erzeugen. In den erſten ſieben Tagen gebe man ihm alſo nacheinander vier verſchiedene Stuten, und am neunten Tage führe man ihm die erſte wieder zu, und ſo die folgenden, ſo lange ſie roſſig ſind; aber ſobald eine von ihnen aus der Brunſt iſt, bringe man eine neue an ihre Stelle, um ſie ebenfalls alle neun Tage belegen zu laſſen; und da es mehrere gibt, die beim erſten zweiten oder drittenmale ſich bezogen haben, ſo rechnet man, daß ein, auf ſolche Weiſe angeführter Beſchäler 15 bis 18 Stuten belegen und in den drei Monaten, welche dieſe Verrichtung dauert, 10 bis 12 Füllen zeugen kann. Bei dieſen Thieren iſt die Menge der Samenfeuchtigkeit ſehr groß und ſie verſchütten ſie bei der Ergießung reichlich. Man wird in den Beſchreibungen die große Räumlichkeit der Behälter derſelben und die Schlüſſe erſehen, die man aus der Weite und der Form dieſer Behälter ziehen kann. Bei den Stuten hat auch eine Ergießung oder vielmehr ein

Auströpfeln der Samenfeuchtigkeit während der ganzen Brunſt Statt; denn ſie ſpritzen eine klebrige und weißliche Feuchtigkeit aus, die man die Brunſt nennt, und ſobald ſie trächtig ſind, hört dieſes Ausfließen auf. Dieſe Feuchtigkeit nannten die Griechen das Hippomanes der Stute und behaupteten, man könne daraus Liebestränke bereiten; vorzüglich um die Pferde liebestoll zu machen. Dieſes Hippomanes iſt ſehr verſchieden von demjenigen, das ſich beim Füllen vorfindet und deſſen Natur, Lage und Urſprung Herr Daubenton zuerſt gekannt und ſo trefflich beſchrieben hat. Jene Feuchtigkeit, welche die Stute ausſpritzt, iſt das ſicherſte Zeichen ihrer Brunſt; man erkennt es aber auch an der Anſchwellung des untern Theils der Taſche und am häufigen Wiehern der Stute, die zu dieſer Zeit ſich den Pferden zu nähern ſucht. Iſt ſie vom Beſchäler belegt worden, ſo hat man ſie nur eben ohne irgend ſonſt eine Vorſichtsmaßregel zur Weide zu führen. Das erſte Füllen einer Stute iſt nie ſo volleibig wie die, welche ſie in der Folge wirft; darum achte man darauf, ihr das erſtemal einen ſchwerern Beſchäler zu geben, um den Mangel des Wachsthums durch die Größe der Geſtalt ſelbſt aufzuwiegen. Auch muß man große Aufmerkſamkeit auf den Unterſchied oder das Wechſelverhältniß der Körpergeſtalt des Pferdes und der Stute verwenden, um die Fehler des einen Theils durch die Vollkommenheiten des andern zu verbeſſern und überhaupt nie unverhältnißmäßige Paarungen machen, wie die eines kleinen Pferdes mit einer ſtarken Stute, und eines großen Pferdes mit einer kleinen Stute; weil die Frucht dieſer Paarung klein und ungeſtalt ſein würde. Sucht man der ſchönen Natur nahe zu kommen, ſo muß man ſtufenweiſe zu Werke gehen, z. B. einer etwas zu dicken Stute ein volles, aber feines Pferd geben, einer kleinen Stute ein Pferd, das etwas höher als ſie iſt; einer Stute, deren Vorderleib fehlerhaft iſt, ein Pferd, das einen ſchönen Kopf und edelgeformten Hals hat u. ſ. w.

Man hat bemerkt, daß die, auf trockenem und leichtem Boden angelegten Stutereien mäßige, leichte und kräftige Pferde mit nervigem Bein und hartem Horn erzeugen, während in feuchten Gegenden und auf den fetteſten Weiden faſt alle Pferde einen großen und ſchweren Kopf, dicken Leib und ſtarke Beine, ſchlechtes Horn und platte Füße haben. Dieſe Verſchiedenheiten rühren her von der des Himmelsſtriches und der Nahrung, was ſich leicht einſehen läßt; jedoch ſchwerer zu begreifen und noch weſentlicher, als was wir eben anführten, iſt die Nothwendigkeit, die Raçen ſtets zu durchkreuzen, wenn man ihre Ausartung verhindern will.

Es gibt in der Natur ein allgemeines Urbild in jeder Gattung, nach welchem jedes Einzelweſen geſtaltet iſt, das aber, in die Wirklichkeit übertretend, gemäß den Umſtänden ſich zu verſchlimmern oder zu vervollkommnen

ſcheint, ſo daß, im Bezug auf gewiſſe Eigenſchaften, in der Aufeinanderfolge der Einzelweſen ein dem Anſchein nach wunderlicher Wechſel und zu gleicher Zeit eine Beſtändigkeit Statt hat, die in der ganzen Gattung bewunderns-würdig iſt. Das erſte Thier, das erſte Pferd z. B. iſt das äußerliche Muſterbild und die innere Form geweſen, wonach alle Pferde, die geboren worden, die leben und die noch geboren werden, gebildet ſind; aber dies Muſterbild, von dem wir nur die Abbilder kennen, hat, indem es ſeine Form mittheilte und ſich vervielfältigte, ſich verſchlimmern oder ſich vervoll-kommnen können. Das urſprüngliche Gepräge beſteht noch vollſtändig in jedem Einzelweſen; allein gäbe es ihrer Millionen, keins dieſer Einzelweſen iſt gleichwohl einem andern Einzelweſen, folglich auch nicht dem Muſterbilde, deſſen Gepräge es trägt, vollkommen ähnlich. Dieſe Verſchiedenheit, die da bewährt, wie weit die Natur davon entfernt iſt, etwas Abgeſchloſſenes zu ſchaffen, und wie ſehr ſie ihre Werke zu ſchattiren weiß, findet ſich im menſchlichen Geſchlecht, in dem der Thiere, der Pflanzen, kurz aller Weſen, die ſich wiedererzeugen, und das Sonderbare dabei iſt, daß das Muſterbild des Schönen und des Guten über die ganze Erde verſtreut erſcheint, und daß unter jedem Himmelsſtriche nur ein Theil davon herrſcht, der aber ſtets ausartet, wofern man ihn nicht mit einem andern aus der Ferne genommenen Theile vereinigt, der Art, daß man, um gutes Korn, ſchöne Blumen u. ſ. w. zu erhalten, die Samenkörner austauſchen muß und ſie nie in denſelben Boden, der ſie hervorgebracht hat, ſäen darf; und eben ſo muß man, um gute Pferde, gute Hunde u. ſ. w. zu erhalten, den einheimiſchen weiblichen, fremde männliche, und umgekehrt den einheimiſchen männlichen, fremde weibliche geben; ohne dies entarten die Körner, Blumen, Thiere, oder nehmen vielmehr eine ſo ſtarke Färbung des Himmelsſtriches an, daß der Stoff die Form beherrſcht und aus der Art zu bringen ſcheint; das Gepräge bleibt, aber entſtellt an allen Zügen, die ihm nicht weſentlich angehören. Hingegen durch Vermiſchung der Raçen und durch ſtete Erneuerung derſelben mittels ausländiſcher Raçen, ſcheint ſich die Form zu vervollkommnen und die Natur zu erheben und alles Treffliche zu liefern, was ſie hervorzubringen vermag.

Nicht hier iſt der Ort, die allgemeinen Gründe dieſer Wirkungen anzugeben; doch können wir die Vermuthungen anzeigen, die ſich auf den erſten Blick darbieten. Man weiß aus Erfahrung, daß aus einem fernen Himmelsſtriche verſetzte Thiere oder Pflanzen oft in kurzer Zeit, daß heißt nach einer geringen Zahl von Zeugungen, entarten nnd zuweilen ſich veredlen. Leicht begreift man, daß dasjenige, was dieſe Wirkung hervor-bringt, die Verſchiedenheit des Himmelsſtriches und der Nahrung iſt. Der Einfluß dieſer beiden Urſachen muß auf die Dauer dieſe Thiere für gewiſſe

Einwirkungen, für gewiſſe Krankheiten unzugänglich oder empfänglich machen, ihr Temperament muß ſich allgemach ändern; die Entwickelung der Form, die theilweiſe von der Nahrung und der Beſchaffenheit der Flüſſigkeiten im Körper abhängt, muß mithin auch in den Zeugungen ſich verändern. Dieſe Veränderung iſt in Wahrheit faſt unmerklich beim erſten Geſchlecht, weil die beiden Thiere, das männliche und das weibliche, die wir als die Stammeltern dieſer Raçe annehmen, ihren dauernden Zuſtand und ihre Form vor ihrer Auswanderung erhalten haben, und der neue Himmel und die neue Nahrung zwar ihr Temperament verändern, aber nicht Einfluß genug auf die feſten und organiſchen Theile äußern können, um deren Form zu verderben, zumal wenn ihr Körper ſein völliges Wachsthum erreicht hatte; folglich wird die erſte Zeugung nicht ſehr verſchlimmert ſein; die erſte Nachkommenſchaft wird nicht ausarten; das Gepräge der Form wird rein, keine Erbfehler im Augenblicke der Geburt verhanden ſein; aber das junge Thier wird in einem zarten und ſchwachen Alter die Einflüſſe des Himmelsſtriches erdulden, ſie werden auf daſſelbe mehr Eindruck machen, als ſie auf den Vater und die Mutter machen konnten. Die der Nahrung werden auch weit größer ſein und auf die organiſchen Theile in der Zeit des Wachſens wirken, ihre urſprüngliche Form ein wenig verſchlimmern und Keime von Mängeln darin erzeugen können, die ſich nachmal auf eine ſehr merkliche Weiſe in der zweiten Zeugung offenbaren, da wo die Nachkommenſchaft nicht allein ihre eigenthümlichen Gebrechen, das heißt diejenigen hat, die ihr aus ihrem Wachsthum entſpringen, ſondern auch noch die Fehler des zweiten Elternpaars, die ſich nur mit um ſo größerm Glück entwickeln werden; und endlich werden bei der dritten Zeugung die Fehler des zweiten und des dritten Elternpaars, die aus dieſem Einfluſſe des Himmelsſtriches und der Nahrung herrühren und ſich noch mit dem gegenwärtigen Einfluſſe im Wachſen vereinigen, ſo merklich werden, daß die eigenthümlichen Merkmale der Stammeltern dadurch ausgewiſcht ſein werden; dieſe Thiere von fremder Raçe werden nichts Fremdes mehr an ſich haben, ſie werden in Allem den einheimiſchen gleichen. Spaniſche Pferde oder Pferde aus der Berberei, die man auf ſolche Weiſe ſich fortpflanzen läßt, werden in Frankreich franzöſiſche Pferde, oft bei der zweiten Zeugung und immer in der dritten. Man iſt daher genöthigt, die Raçen zu durchkreuzen, anſtatt ſie rein zu erhalten. Man erneuert die Raçe bei jeder Zeugung, indem man Pferde aus der Berberei oder aus Spanien kommen läßt, um ſie den einheimiſchen Stuten zu geben, und das Sonderbarſte hiebei iſt, daß dieſe Stammerneuerung, die nur theilweiſe und ſo zu ſagen zur Hälfte vor ſich geht, gleichwohl weit beſſere Erfolge hervorbringt, als wenn ſie vollſtändig wäre. Ein

ſpaniſches Pferd und eine ſpaniſche Stute werden zuſammen keine ſo ſchöne Pferde in Frankreich zeugen, wie die ſind, welche von demſelben ſpaniſchen Pferde mit einer einheimiſchen Stute herkommen, was ſich auch leicht begreift, wenn man die nothwendige gegenſeitige Aufwiegung der Fehler betrachtet, die erfolgen muß, ſobald man ein männliches und ein weibliches aus verſchiedenen Ländern zuſammen bringt. Jeglicher Himmelsſtrich verleiht durch ſeine und durch die Einflüſſe der Nahrung, eine gewiſſe Bildung, die an einem Uebermaß oder an einer Mangelhaftigkeit leidet; allein unter einem warmen Himmel wird das übermäßig ſein, was unter einem kalten mangelhaft iſt; ſo daß eine gegenſeitige Aufwiegung des Ganzen erfolgen muß, wenn man Thiere dieſer entgegengeſetzten Himmelsſtriche zuſammen vereinigt; und da die meiſte Vollkommenheit in der Natur dasjenige hat, was die wenigſten Mängel, und da die vollkommenſten Formen lediglich diejenigen ſind, die am wenigſten häßlich, ſo würde das Erzeugniß zweier Thiere, deren Gebrechen ſich genau einander aufwögen, das vollkommenſte ſeiner Gattung ſein; nun aber wiegen ſie ſich um ſo beſſer auf, je entfernter die Länder oder vielmehr je entgegengeſetzter die Himmelsſtriche ſind, aus denen man Thiere zuſammenbringt; das zuſammengeſetzte, welches daraus entſpringt, iſt um ſo vollkommner, je mehr das Uebermäßige oder Mangelhafte in der Beſchaffenheit des Vaters, dem Mangelhaften oder Uebermäßigen in der Beſchaffenheit der Mutter entgegengeſetzt iſt.

In dem gemäßigten Himmelsſtriche Frankreichs muß man demnach, um ſchöne Pferde zu erhalten, Beſchäler aus wärmern oder kältern Himmelsſtrichen kommen laſſen. Den Vorzug verdienen die arabiſchen Pferde, wenn man ihrer haben kann, und die aus der Berberei; hiernach die ſpaniſchen und neapolitaniſchen, und aus den kalten Himmelsſtrichen die däniſchen und hienach die holſteiniſchen und friesländiſchen; alle dieſe Pferde werden in Frankreich mit einheimiſchen Stuten ſehr gute Pferde zeugen, die um ſo beſſer und um ſo ſchöner ſein werden, je weiter die Temperatur des Himmelsſtriches von der des Himmelsſtriches in Frankreich abſteht, ſo daß die arabiſchen mehr als die aus der Berberei, die aus der Berberei mehr als die ſpaniſchen frommen werden, und ebenſo werden die aus Dänemark bezogenen ſchönere Pferde zeugen als die aus Friesland. In Ermangelung dieſer Pferde aus viel wärmern oder kältern Himmelsſtrichen muß man engliſche oder deutſche Beſchäler oder ſelbſt in den nördlichen Provinzen Frankreichs Beſchäler aus den ſüdlichen kommen laſſen. Man wird ſtets dabei gewinnen, wenn man den Stuten fremde Pferde gibt, und im Gegentheil viel dabei verlieren, wenn man in einer Stuterei Pferde derſelben Raçe ſich zuſammen vermehren läßt; denn ſie arten unfehlbar und in ſehr kurzer Zeit aus.

Beim Menſchengeſchlechte äußern Himmelsſtrich und Nahrung keine ſo großen Einflüſſe wie bei den Thieren, und der Grund davon iſt ziemlich einfach; der Menſch vertheidigt ſich beſſer gegen zu ſtarke Kälte oder Wärme, er wohnt, er kleidet ſich gemäß den Jahreszeiten; ſeine Nahrung iſt ebenfalls weit mannichfacher und äußert daher nicht auf dieſelbe Weiſe Einfluß auf alle einzelnen Perſonen. Alle Mangelhaftigkeit und alles Uebermaß, die aus dieſen beiden Urſachen herkommen und die ſo bleibend und ſo augenfällig bei den Thieren ſind, ſind es weit weniger bei den Menſchen. Da außerdem häufige Völkerwanderungen Statt gefunden, die Völker ſich vermiſcht haben und viele Menſchen reiſen und ſich nach allen Seiten verbreiten, ſo iſt es nicht auffallend, daß die Menſchenſtämme dem Himmelsſtrich weniger unterworfen ſind und ſtarke, wohlgebaute und ſelbſt geiſteskräftige Menſchen ſich in allen Ländern finden. Indeſſen darf man glauben, daß, nach einer Erfahrung, die gänzlich aus der Erinnerung verloren gegangen, die Menſchen einſt das Uebel gekannt haben, das aus den Verbindungen desſelben Blutes hervorgehen würde, da es ja bei den, am wenigſten gebildeten, Völkern ſelten dem Bruder erlaubt war, ſeine Schweſter zu heirathen. Dieſer Gebrauch, der bei uns göttliche Geſetzeskraft hat, und den man in den andern Ländern von politiſchen Abſichten herleitet, gründet ſich vielleicht urſprünglich auf dieſe Beobachtung; die Politik dehnt ſich nicht auf eine ſo allgemeine und ſo entſchiedene Weiſe aus, wenn ſie nicht einen phyſiſchen Grund hat. Aber lernten die Menſchen einmal durch Erfahrung kennen, daß ihr Stamm immerdar ausarte, wenn ſie ihn in einer und derſelben Familie ungemiſcht erhalten wollten, ſo würden ſie das Geſetz der Verbindung mit fremden Familien als ein Geſetz der Natur betrachtet und ſich ſtets dahin vereinigt haben, keine Vermiſchung unter ihren eigenen Kindern zu dulden. Und in der That, die Analogie kann vermuthen laſſen, daß in den meiſten Himmelsſtrichen die Menſchen wie die Thiere nach einer gewiſſen Zahl von Zeugungen ausarten würden.

Ein anderer Einfluß des Himmelsſtriches und der Nahrung iſt die Verſchiedenheit der Farben in der Bekleidung der Thiere; die wilden und unter demſelben Himmelsſtriche lebenden haben eine gleiche Farbe, die nur in den verſchiedenen Jahreszeiten ein wenig heller oder dunkler wird; jene dagegen, die unter verſchiedenen Himmelsſtrichen leben, haben verſchiedene Farben; und die zahmen Thiere wechſeln in den Farben erſtaunlich, ſo daß es Pferde, Hunde u. ſ. w. von allen Haararten gibt, wogegen die Hirſche, die Haſen u. ſ. w. alle dieſelbe Farbe haben. Die ſtets gleichen Beſchwerniſſe des Himmelsſtriches, die ſtets gleichen Nahrungsmittel erzeugen bei den wilden Thiere dieſe Gleichförmigkeit. Die Wartung

des Menſchen, die Annehmlichkeit des Obdachs, der Wechſel in der Nahrung verwiſchen und verändern dieſe Farbe bei den zahmen Thieren, ebenſo wie die Vermiſchung der fremden Raçen, wenn man nicht Sorge trägt, die Farbe des männlichen mit der des weiblichen paſſend zuſammen zu wählen, was zuweilen ſchöne Seltenheiten hervorbringt, wie man an den Grauſchimmeln ſieht, wo das weiße und ſchwarze auf eine ſo ſonderbare Weiſe aufgetragen ſind, daß es nicht das Werk der Natur, ſondern das Erzeugniß der Laune eines Malers, zu ſein ſcheint.

Bei der Paarung der Pferde wird man alſo Haar und Wuchs paſſend zuſammen wählen, die Formen kontraſtiren laſſen, die Raçen durch Entgegenſetzung der Himmelsſtriche kreuzen und niemal die, in derſelben Stuterei geworfenen männlichen Pferde und Stuten miteinander vereinigen. Alle dieſe Bedingungen ſind weſentlich, und es gibt noch einige andere Punkte, die man zu beachten nicht vernachläßigen darf; ſo z. B. ſollen in einer Stuterei keine Stuten mit kurzem Schweiſe ſein, weil ſie, außer Stande, die Fliegen von ſich abzuwehren, weit mehr von ihnen gequält werden, als jene, die ihr volles Haar haben, und die beſtändige Unruhe, welche der Stich dieſer Inſekten ihnen verurſacht, macht, daß die Menge ihrer Milch abnimmt, was großen Einfluß auf das Temperament und den Wuchs des Füllen hat, das, unter ſonſt gleichen Umſtänden um ſo kräftiger ſein wird, als die Mutter beſſer nähren wird. Man muß ſuchen, für ſeine Stuterei nur Stuten zu behalten, die ſtets geweidet und nie ſtark gearbeitet haben. Stuten, die immer mit trockenem Futter im Stalle ernährt worden, und die man hierauf zur Weide bringt, tragen Anfangs nicht; ſie brauchen Zeit, um ſich an dieſe neue Nahrung zu gewöhnen.

Obwohl die gewöhnliche Brunſtzeit von Anfang Aprils bis Ende Junius iſt, ſo ereignet es ſich doch ziemlich häufig, daß manche von ihnen vor dieſer Zeit roſſig werden; man wird wohl daran thun, dieſe Brunſt vorübergehen zu laſſen, ohne den Beſchäler ihnen zuzuführen, weil das Füllen im Winter geboren von der Härte der Jahreszeit leidet, und nur eine ſchlechte Milch würde ſaugen können; und ebenſo ſollte man, wenn eine Stute erſt nach dem Juni in Brunſt kömmt, ſie nicht belegen laſſen, weil das Füllen alsdann, im Sommer geboren, nicht Zeit genug hat, hinlängliche Stärke zu gewinnen, um den Beſchwerniſſen des folgenden Winters zu widerſtehen.

Viele Leute laſſen den Beſchäler, anſtatt ihn zur Stute zu führen, um ſie zu belegen, in den Verſchluß hinein, worin die Stuten verſammelt ſind, laſſen ihn ſelbſt dort diejenigen frei wählen, die ſeiner bedürfen, und ſie nach ſeiner Luſt befriedigen. Dieſe Verfahrungsweiſe iſt gut für die Stuten, ſie werden ſogar ſicherer als auf die andere Art tragen, allein

der Beſchäler richtet ſich in ſechs Wochen mehr zu Grunde, als ſonſt bei einem gemäßigten und nach unſerer Angabe geleiteten Verfahren in ſechs Jahren.

Haben die Stuten ſich bezogen und fängt ihr Bauch an, ſchwer zu werden, ſo muß man ſie von den Uebrigen, die nicht trächtig ſind und ſie verwunden können, trennen. Sie tragen gewöhnlich eilf Monate und einige Tage. Sie gebähren aufrecht, während faſt alle andern vierfüßige Thiere ſich legen; man hilft denen, deren Niederkunft ſchwer iſt, man legt Hand an, man bringt das Füllen in die rechte Lage und zieht es bisweilen ſelbſt, wenn es todt iſt, mit Seilen heraus. Das Füllen zeigt ſich gewöhnlich, den Kopf voran, wie bei allen andern Thierarten; es zerbricht ſeine Hülle beim Herauskommen aus der Gebährmutter und das überflüſſige Waſſer, das ſie enthält, fließt heraus; zu gleicher Zeit fallen eins oder mehrere, aus dem Satze der verdichteten Feuchtigkeit des dritten Fruchthäutchens gebildete, feſte Stücke heraus. Dieſes Stück, welches die Alten das Hippomanes der Füllen nannten, iſt nicht, wie ſie angeben, ein am Kopf des Füllen feſthangendes Stück Fleiſch, es iſt vielmehr durch das Schaafhäutchen davon getrennt. Die Stute leckt das Füllen nach ſeiner Geburt, berührt aber das Hippomanes nicht; und die Alten haben ſich abermal geirrt, wenn ſie verſicherten, ſie verſchlänge es augenblicklich.

Der gewöhnliche Brauch iſt, eine Stute 9 Tage, nachdem ſie gefohlt hat, wieder belegen zu laſſen. Dies geſchieht, um keine Zeit zu verlieren und aus ſeiner Stuterei alle Frucht zu ziehen, die man daraus erwarten kann. Indeſſen iſt es ſicher, daß, da die Stute zugleich ihr geborenes und ihr zu gebährendes Füllen zu nähren hat, ihre Kräfte getheilt ſind, und ſie ihnen nicht ſo viel geben kann, als hätte ſie nur das eine oder das andere zu nähren. Es wäre demnach, um treffliche Pferde zu erhalten, beſſer, die Stuten nur alle zwei Jahre belegen zu laſſen; ſie würden länger ausdauern und ſicherer ſich beziehen; denn in den gewöhnlichen Stutereien fehlt viel daran, daß alle Stuten, die belegt worden ſind, alle Jahre tragen, es iſt viel, wenn in einem und demſelben Jahre die Hälfte oder zwei Drittel von ihnen tragen.

Die Stuten können, auch trächtig, noch die Paarung aushalten; und gleichwohl findet keine Ueberſchwängerung Statt. Gewöhnlich tragen ſie bis zu einem Alter von 14 bis 15 Jahren, und die kräftigſten tragen nicht leicht über das achtzehnte Jahr hinaus. Die Pferde können, wenn ſie geſchont worden ſind, bis zu einem Alter von 20 Jahren und darüber noch zeugen; und man hat an dieſen Thieren dieſelbe Wahrnehmung wie an den Menſchen gemacht; nämlich die früh angefangen haben, endigen auch eher; denn die groben Pferde, die eher ausgewachſen ſind als die feinen, und aus denen man vom

4. Lebensjahre an Beſchäler macht, dauern nicht ſo lange aus und ſind gemeiniglich vor dem 15. Jahre außer Stande zu zeugen.

Die Lebensdauer der Pferde ſteht, wie bei allen andern Thierarten, im Verhältniſſe mit der Zeit ihres Wachsthums. Der Menſch, der 14 Jahre wächſt, kann 6 bis 7 mal ſo lange, d. h. 80 bis 100 Jahre, leben. Das Pferd, deſſen Wachsthum in 4 Jahren vor ſich geht, kann 6 bis 7 mal ſo lange, d. h. 25 bis 30 Jahre leben. Beiſpiele, welche dieſer Regel widerſprechen möchten, ſind ſo ſelten, daß man ſie nicht einmal als eine Ausnahme, aus welcher man Folgen ziehen könnte, betrachten darf, und wie die groben Pferde ihr völliges Wachsthum in kürzerer Zeit als die feinen vollenden, ſo leben ſie auch kürzere Zeit und ſind mit dem 15. Jahre ſchon alt.

Auf den erſten Blick dürfte es ſcheinen, bei den Pferden und den meiſten andern vierfüßigen Thieren wäre das Wachsthum der hintern Theile anfangs ſtärker als das der vordern Theile, während beim Menſchen anfangs die untern Theile weniger wachſen als die obern, denn beim Kinde ſind die Hüften und Beine im Verhältniſſe zum Körper weit weniger groß als beim Erwachſenen; beim Füllen dagegen ſind die Hinterbeine lang genug, um mit dem Hinterfuße an ſeinen Kopf reichen zu können, während das erwachſene Pferd nicht mehr bis dahin langen kann. Allein dieſer Unterſchied rührt weniger von der Ungleichheit des geſammten Wachsthums der vordern und hintern Theile als von der Ungleichheit der Vorder- und Hinterfüße her, die überall in der ganzen Natur vorkommt und bei den vierfüßigen Thieren mehr ins Auge fällt; denn beim Menſchen ſind die Füße größer als die Hände und auch eher ausgeformt, und beim Pferde, von deſſen Hinterbein ein großer Theil nur Fuß iſt, weil es nur aus Knochen beſteht, die zum Tarſos, zum Metatarſos u. ſ. w. gehören, darf man ſich nicht wundern, daß dieſer Fuß größer und früher entwickelt iſt als das Vorderbein, deſſen ganzer unterer Theil die Hand vorſtellt, da er nur aus den Knochen des Karpos, des Metakarpos u. ſ. w. beſteht. Gleich nach der Geburt bemerkt man an einem Füllen dieſen Unterſchied leicht; die Vorderbeine, verglichen mit den Hinterbeinen, ſcheinen und ſind wirklich alsdann weit kürzer als ſie in der Folge ſein werden; und außerdem bringt die Dicke, welche der Körper erlangt, obwohl unabhängig von den Verhältniſſen des Wachſens in die Länge, dennoch mehr Abſtand zwiſchen die Hinterfüße und den Kopf und trägt folglich dazu bei, daß das Pferd nicht mehr bis daran reichen kann, wenn es völlig ausgewachſen iſt.

Bei allen Thieren iſt jede Art nach den mannichfachen Himmelsſtrichen verſchieden, und die allgemeinen Ergebniſſe dieſer Verſchiedenheiten bilden

und beſtimmen die mannichfachen Raçen, von denen wir nur die ausgeprägteſten d. h. diejenigen, die augenfällig voneinander abweichen, vornehmen können, indem wir alle Zwiſchenabſtufungen, die hier, wie überall, unendlich ſind, übergehen. Wir haben ſelbſt, indem wir die Vermiſchung dieſer Raçen begünſtigten, ihre Zahl und die Verwirrung vermehrt und haben, ſo zu ſagen, der Natur getrotzt, indem wir Pferde aus Afrika und Aſien in dieſe Himmelsſtriche brachten; wir haben die urſprünglichen Raçen unſeres Vaterlandes unkenntlich gemacht, indem wir Pferde aus jedem Lande hier einführten; und es bleiben uns, um die Pferde zu unterſcheiden, nur einige leichte aus dem Einfluſſe des gegenwärtigen Himmelsſtriches hervorgegangene Merkmale übrig. Dieſe Merkmale wären beſtimmter und die Unterſchiede weit augenfälliger, hätten ſich die Raçen eines jeden Himmelsſtriches unvermiſcht erhalten; die kleinen Abweichungen wären weniger ſchattirt, weniger zahlreich geweſen; aber es hätte eine gewiſſe Zahl großer ſcharf bezeichneter Abweichungen gegeben, die Jeder leicht hätte unterſcheiden können, während man jetzt des Umgangs damit und ſelbſt einer ziemlich langen Erfahrung bedarf, um die Pferde der verſchiedenen Länder zu kennen. Wir beſitzen hierüber nur die Kenntniſſe, die wir aus Reiſebeſchreibungen, aus den Werken der geſchickteſten Stallmeiſter, wie der Herrn Newcaſtle, von Garſault, de la Gueriniere u. ſ. w. und aus einigen Bemerkungen haben gewinnen können, welche Herr von Pignerolles, Stallmeiſter des Königs und Chef der Akademie von Angers, uns mitzutheilen die Güte gehabt hat.

Die arabiſchen Pferde ſind die ſchönſten, die man in Europa kennt; ſie ſind größer und voller, als die aus der Berberei, aber eben ſo gut gebaut; doch da ihrer wenige nach unſerm Vaterlande kommen, ſo beſitzen die Stallmeiſter keine ins Einzelne gehenden Beobachtungen über ihre Vollkommenheiten und Gebrechen.

Die Pferde aus der Berberei ſind gemeiner. Sie haben einen langen, feinen, mit ſchwacher Mähne verſehenen und aus dem Widerriſt wohl hervortretenden Hals, einen ſchönen, kleinen und ziemlich oft krauſen Kopf; ein ſchönes und wohl ſitzendes Ohr, leichte und platte Schultern, einen dünnen und wohl erhobenen Widerriſt, kurze und gerade Lenden, runde Seiten ohne zu viel Bauch, wohl zurücktretende Anken, einen am gewöhnlichſten etwas langen Hintertheil und ein wenig hoch ſitzenden Schweif, einen wohl geformten und ſelten platten Schenkel, ſchöne Beine, wohl gebaut und ohne Haar, einen recht freien Fußnerv, einen wohl gebauten Fuß, aber oft mit etwas langer Feſſel. Man ſieht ihrer von allen Farben, gewöhnlicher aber graue. Die Pferde aus der Berberei haben in ihrem Gange ein wenig Nachläſſigkeit, ſie müſſen nachgeſchult

werden und man findet bei ihnen große Schnelligkeit und Stärke; ſie ſind ſehr leicht und zum Rennen vorzüglich geeignet. Dieſe Pferde ſcheinen am geeignetſten, um Raçen von ihnen zu ziehen, nur wäre zu wünſchen, ſie hätten einen größern Leibwuchs; die größten haben 4 Fuß 8 Zoll und ſelten findet man ihrer die 4 Fuß 9 Zoll haben. Die Erfahrung hat bewährt, daß ſie in Frankreich, England u. ſ. w. Füllen zeugen, die größer als ſie ſind. Man behauptet, daß unter den Pferden der Berberei, die aus dem Königreiche Marocko und hienach die aus dem Gebirge die beſten ſind, die aber aus dem übrigen Mauritanien, eben ſo wie die türkiſchen, perſiſchen und armeniſchen tiefer ſtehen. Alle dieſe Pferde aus den warmen Ländern haben ein geſchoreneres Haar als die andern. Die türkiſchen beſitzen kein ſo gutes Ebenmaß, wie die aus der Berberei: ſie haben gewöhnlich einen hagern Hals, langen Körper, zu dünne Beine; indeſſen ſind ſie tüchtige Arbeiter und von langem Athem. Man wird ſich hierüber nicht verwundern, bedenkt man, daß in den warmen Ländern die Knochen der Thiere härter ſind, als in den kalten, und aus dieſem Grunde haben ſie, wenn auch ein dünneres Unterbein als die Pferde unſeres Landes, gleichwohl mehr Stärke in den Beinen.

Die ſpaniſchen Pferde, welche den erſten Rang nach denen aus der Berberei einnnehmen, haben einen langen, dicken, ſtark bemähnten Hals, einen etwas dicken und zuweilen krauſen Kopf, lange aber wohl ſitzende Ohren, Augen voller Feuer, ein edles und ſtolzes Ausſehen, dicke Schultern und eine breite Bruſt, ziemlich oft etwas niedrige Lenden, eine runde Seite und häufig etwas zu viel Bauch, einen gewöhnlich runden und breiten, obwohl manche auch einen etwas langen Hintertheil, ſchöne Beine ohne Haar, einen recht freien Fußnerv, zuweilen, wie die aus der Berberei, etwas lange Feſſel, etwas geſtreckten Fuß, gleich dem eines Mauleſels, und oft zu hohe Ferſe. Die ſpaniſchen Pferde von guter Raçe ſind dick, voll, niedrig; ſie haben auch viel Bewegung im Gehen, viel Biegſamkeit, Feuer und Stolz; ihr Haar iſt meiſt ſchwarz oder kaſtanienbraun, obwohl es auch einige unter ihnen von allen Haarfarben gibt, ſie haben ſehr ſelten weiße Füße und weiße Naſen. Die Spanier, denen dieſe Flecken zuwider ſind, laſſen Pferde, welche dieſelben haben, ſich nicht fortpflanzen, ſie wollen nur einen Stern auf der Stirn, ſie achten ſelbſt die Pferde, die nichts Weißes an ſich haben, eben ſo hoch, als wir ſie gering achten. Dieſe beiden Vorurtheile, obwohl einander entgegenſtehend, mögen gleich wenig gegründet ſein, da man ſehr gute Pferde mit all dieſen Flecken und ebenfalls treffliche Pferde ohne allen Flecken findet. Dieſe kleine Verſchiedenheit in der Bekleidung eines Pferdes ſcheint in keiner Art von ſeinem Naturell oder von ſeinem innern Körperbau

abzuhangen, da ſie ja in der That von einer äußern und ſo oberflächlichen Beſchaffenheit abhängt, daß man durch eine leichte Verletzung der Haut einen weißen Flecken hervorbringt. Uebrigens ſind die ſpaniſchen Pferde, gefleckte wie ungefleckte, ſämmtlich am rechten Vorderſchenkel mit dem Zeichen der Stuterei, aus der ſie hervorgegangen, verſehen. Gemeiniglich haben ſie keinen hohen Wuchs; indeſſen findet man ihrer einige von vier Fuß neun bis zehn Zoll. Die aus Oberandaluſien gelten für die beſten von allen, obwohl ſie ziemlich oft einen zu langen Kopf haben; aber man verzeiht ihnen dieſen Fehler um ihrer ſeltenen Tugenden willen; ſie beſitzen Muth, Folgſamkeit, Anmuth, Stolz und mehr Geſchmeidigkeit als die aus der Berberei; wegen all dieſer glücklichen Eigenſchaften zieht man ſie allen Pferden der Welt für den Krieg, den Prunk und die Reitbahn vor.

Die ſchönſten, engliſchen Pferde ſind, ihren Bau anlangend, ziemlich ähnlich den arabiſchen und denen aus der Berberei, von welchen ſie wirklich herſtammen; ſie haben indeſſen einen größern, aber wohlgeformten und krauſen Kopf, längere aber wohl ſitzende Ohren. Durch die Ohren allein könnte man ein engliſches Pferd von einem aus der Berberei unterſcheiden, aber der große Unterſchied liegt im Wuchs; die engliſchen ſind ſehr voll und weit größer; man findet ihrer gewöhnlich von 4 Fuß 6 Zoll und ſelbſt von 5 Fuß Höhe. Es gibt ihrer von allen Farben und Flecken. Sie ſind im Allgemeinen ſtark, kräftig, muthvoll, großer Anſtrengung fähig, trefflich für die Jagd und zum Rennen, aber es fehlt ihnen Anmuth und Geſchmeidigkeit, ſie ſind hart und haben wenig Freiheit in den Schultern.

Man ſpricht häufig von Pferderennen in England, und es gibt in dieſer Art von Gymnaſtik äußerſt geſchickte Leute. Um eine Vorſtellung davon zu geben, kann ich nichts Beſſeres thun, als zu berichten, was mir ein achtungswürdiger Mann, den ich ſchon anzuführen Gelegenheit hatte, den achtzehnten Februar 1748 von London aus ſchrieb. Herr Thornhill, Poſtmeiſter zu Stilton, ging eine Wette darauf ein, drei mal nacheinander den Weg von Stilton nach London, d. h. eine Strecke von 215 engliſchen Meilen ungefähr 72 franzöſiſche Meilen, in 15 Stunden zu Pferde zurückzulegen. Den 29. April 1745 begab er ſich auf den Weg, ritt von Stilton ab, machte den erſten Lauf bis London in 3 Stunden 51 Minuten und beſtieg in dieſem Lauf 8 verſchiedene Pferde; er ritt augenblicklich wieder ab und vollendete den zweiten Lauf von London nach Stilton in 3 Stunden 52 Minuten und ritt nur 6 Pferde; zum dritten Lauf bediente er ſich derſelben Pferde, die ihm bereits gedient hatten; von den 14 ritt er 7 und legte dieſen letzten Lauf in 3 Stunden 49 Minuten zurück, ſo daß er nicht allein die Bedingung der Wette, nämlich

dieſen Weg in 15 Stunden zu machen, erfüllte, ſondern ihn in 11 Stunden 32 Minuten machte. Ich zweifle, daß bei den olympiſchen Spielen jemal ein ſo ſchnelles Rennen vorgekommen, wie das des Herrn Thornhill.

Die italiſchen Pferde waren ſonſt ſchöner, als ſie es heutzutage ſind, weil man ſeit einiger Zeit die Stutereien ſelbſt vernachläſſigt; indeſſen findet man noch ſchöne, neapelſche Pferde, vorzüglich zum Anſpannen. Aber im Allgemeinen haben ſie einen ſchweren Kopf und dicken Hals, ſie ſind ungelehrig und mithin ſchwer abzurichten. Dieſe Mängel werden durch ihren ſtattlichen Wuchs, durch ihren Stolz und die Schönheit ihrer Bewegungen aufgewogen. Sie ſind vortrefflich und reich ausgeſtattet zu Pomp und Pracht.

Die däniſchen Pferde ſind ſo ſchön und ſo voll gewachſen, daß man ſie zu Wagengeſpannen allen andern vorzieht. Es gibt ihrer vollkommen wohl geformte, jedoch in geringer Zahl, denn am häufigſten haben dieſe Pferde keinen ſehr regelmäßigen Bau. Die meiſten haben einen dicken Hals, ſchwere Schultern, etwas lange und tiefe Lenden, einen gegen die Dicke des Vordertheils zu dünnen Hintertheil; aber alle haben ſchöne Bewegungen, und im Allgemeinen taugen ſie ſehr gut zum Kriege und zum Prunk. Es gibt ihrer von jedem Haar, und ſelbſt die ſeltenſten Haare, wie gemiſcht weiße und tiegerfarbige, finden ſich faſt nur bei den däniſchen Pferden.

In Deutſchland gibt es ſehr ſchöne Pferde; im Allgemeinen aber ſind ſie ſchwerfällig und von kurzem Athem, obwohl ſie größtentheils von den türkiſchen Pferden und denen der Berberei herkommen, mit denen man, wie nicht minder mit ſpaniſchen und italiſchen Pferden, die Stutereien unterhält. Sie eignen ſich daher wenig zur Jagd und zum Schnellrennen, während die ungariſchen, ſiebenbürgiſchen u. ſ. w. im Gegentheil leichte und gute Renner ſind. Die Ungarn und ungariſchen Huſaren ſpalten ihnen die Nüſtern, in der Abſicht, wie man ſagt, ihnen mehr Athem zu geben und zu verhüten, daß ſie im Kriege wiehern. Man behauptet, die Pferde, deren Nüſtern man geſpalten, wieherten nicht mehr. Ich habe ſelbſt nicht die Gelegenheit gehabt dieſe Sache zu unterſuchen, aber es dünkt mich, daß ſie nur ſchwächer wiehern müſſen. Man hat bemerkt, daß die ungariſchen, kroatiſchen und polniſchen Pferde häufig geſchnäbelt ſind.

Die holländiſchen Pferde ſind ſehr gut für den Wagen, und ihrer bedient man ſich auch in Frankreich am gewöhnlichſten. Die beſten kommen aus der Provinz Friesland; auch gibt es ſehr gute in den Ländern Berg und Jülich. Die flammändiſchen Pferde ſtehen tief unter den holländiſchen ſie haben faſt alle einen dicken Kopf, platte Füße, oft vom Waſſer

befallene Beine; und dieſe letzten Fehler ſind an den Wagenpferden weſentliche Fehler.

In Frankreich gibt es Pferde jeder Art; allein die ſchönen ſind in geringer Zahl vorhanden. Die beſten Reitpferde kommen aus dem Limoſin; ſie gleichen ziemlich denen aus der Berberei und ſind wie dieſe trefflich zur Jagd, wachſen aber langſam; man muß ſie in ihrer Jugend ſchonen und darf ſich ſelbſt ihrer erſt in einem Alter von 8 Jahren bedienen. Auch in Auvergne, in Poitou, in Morvan, in Burgund gibt es ſehr gute kleine Pferde, doch nächſt dem Limoſin liefert die Normandie die beſten Pferde; ſie ſind nicht ſo gut zur Jagd, aber zum Kriege beſſer; ſie ſind voller und früher ausgewachſen. Man bezieht aus der Niedernormandie und dem Contentin ſehr ſchöne Wagenpferde, die mehr Leichtigkeit und Behendigkeit als die holländiſchen Pferde haben. Die Franche Comté und das Boulonnois liefern ſehr gute Zugpferde. Im Allgemeinen haben die franzöſiſchen Pferde den Fehler zu dicker Schultern, während die aus der Berberei den Fehler zu eingedrückter Schultern haben.

Nach der Aufzählung dieſer Pferde, die wir am beſten kennen, wollen wir berichten, was die Reiſenden von den fremden Pferden, die uns wenig bekannt ſind, ſagen. Es gibt recht gute Pferde auf allen Inſeln des Archipelagus. Jene der Inſel Kreta ſtanden bei den Alten in hohem Anſehen wegen ihrer Geſchwindigkeit und Schnelligkeit, indeſſen bedient man ſich ihrer heutzutage wenig in dem Lande ſelbſt, wegen der zu großen Rauhigkeit des faſt überall ſehr unebenen und gebirgigen Bodens. Die ſchönen Pferde dieſer Inſel und ſelbſt die der Berberei ſind von arabiſcher Raçe. Die einheimiſchen Pferde des Königreiches Marocco ſind weit kleiner als die arabiſchen, aber ſehr leicht und ſehr kräftig. Herr Shaw behauptet, daß heutzutage die Stutereien Egyptiens und Tingitaniens den Vorzug vor all denen der Nachbarländer haben, während man vor ungefähr einem Jahrhundert eben ſo gute Pferde in der ganzen übrigen Berberei fand. Die Trefflichkeit dieſer Pferde, ſagt er, beſteht darin, daß ſie nie ſtolpern und ſich ruhig halten, wenn der Reiter abſteigt, oder den Zügel ſinken läßt. Sie haben einen großen Schritt und reißend ſchnellen Galopp; aber man kann ſie nicht traben noch den Paß gehen laſſen; die Einwohner des Landes betrachten dieſe Gänge als plump und unedel. Er fügt hinzu, daß die egyptiſchen Pferde die andern alle an Wuchs und Schönheit übertreffen. Allein dieſe egyptiſchen Pferde kommen eben ſo wie die meiſten Pferde der Berberei von den arabiſchen her, die, ohne Widerſpruch, die erſten und ſchönſten Pferde in der Welt ſind.

Nach Marmol, oder vielmehr nach Leon dem Afrikaner, denn Marmol hat ihn hier faſt Wort für Wort abgeſchrieben, kommen die arabiſchen

Pferde von den wilden Pferden aus den Wüſten Arabiens her, von denen man vor uralter Zeit Stutereien angelegt hat, welche dieſelben ſo ſehr vermehrten, daß ganz Aſien und Afrika damit angefüllt ſind. Sie ſind ſo raſch, daß manche von ihnen dem Strauß im Laufe zuvorkommen. Die Araber der Wüſte und die Völker Lybiens erziehen eine große Menge dieſer Pferde zur Jagd; ſie bedienen ſich ihrer weder zum Reiſen noch zum Kämpfen; ſie laſſen ſie weiden, wenn es Gras gibt, und fehlt das Gras ſo ernähren ſie dieſelben nur mit Datteln und Kameelmilch, was ſie nervig, leicht und mager macht. Den wilden Pferden ſpannen ſie Netze; ſie verzehren ihr Fleiſch und ſagen, daß das der jungen ſehr köſtlich ſei. Dieſe wilden Pferde ſind kleiner als die andern, gewöhnlich von aſchgrauer Farbe; ihre Mähne und das Haar des Schweifes ſind ſehr kurz und ſtruppig. Andere Reiſende haben uns über die arabiſchen Pferde ſeltſame Berichte geliefert, aus denen wir hier nur die vornehmſten Punkte anführen wollen.

Es gibt keinen Araber, ſo armſelig er ſein mag, der nicht Pferde beſitze. Sie reiten gewöhnlich auf den Stuten, weil die Erfahrung ſie gelehrt hat, daß dieſe beſſer, als die männlichen Pferde der Anſtrengung, dem Hunger und Durſte widerſtehen; auch ſind ſie weniger fehlerhaft, ſanfter und wiehern nicht ſo oft wie jene. Sie gewöhnen dieſelben ſo gut, in Geſellſchaft miteinander zu ſein, daß ſie manchmal ganze Tage lang in großer Anzahl ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, ohne ſich einander zu ſchlagen und ſich irgend Schaden zuzufügen. Die Türken lieben dagegen die Stuten nicht und die Araber verkaufen ihnen die männlichen Pferde, die ſie nicht zu Beſchälern behalten wollen. Mit großer Sorgfalt und ſeit langer Zeit bewahren ſie die Raçen ihrer Pferde rein; ſie kennen deren Geſchlechter, Verbindungen und ganzen Stammbaum. Sie unterſcheiden die Raçen nach verſchiedenen Namen, und machen drei Klaſſen aus ihnen. Die erſte iſt die der edlen Pferde von reinem, altem Stamme in beiden Linien, die zweite iſt die der Hengſte von altem Stamme, die ſich aber nicht ſtandesmäßig gepaart haben, und die dritte iſt die der gemeinen Pferde. Dieſe werden zu geringem Preiſe verkauft; aber jene der erſten Klaſſe und ſelbſt die der zweiten, unter denen man eben ſo gute wie unter der erſten findet, ſind übermäßig theuer. Sie laſſen die Stuten dieſer erſten Klaſſe immer nur durch Beſchäler desſelben Ranges belegen. Durch eine lange Erfahrung kennen ſie alle Raçen ihrer Pferde und der Pferde ihrer Nachbarn; ſie kennen insbeſondere deren Namen, Zunamen, Haar, Flecken u. ſ. w. Beſitzen ſie keine edlen Beſchäler, ſo leihen ſie deren bei ihren Nachbarn für Geld, um ihre Stuten belegen zu laſſen, was in Gegenwart von Zeugen vor ſich geht, die darüber eine, vor dem Schreiber des Emirs oder vor ſonſt einer öffentlichen Perſon unterzeichnete und verſiegelte Beglaubigung

ausſtellen, und in dieſer Beglaubigung wird der Name des Hengſtes und der Stute und ihr ganzes Geſchlecht ausführlich angegeben. Hat die Stute gefohlt, ſo beruft man wieder Zeugen und fertigt eine neue Beglaubigung aus, worin man die Beſchreibung des Füllens, das eben zur Welt gekommen, macht und ſeinen Geburtstag anmerkt. Dieſe Briefe geben den Pferden ihren Preis und werden denen, die ſie kaufen, zugeſtellt. Die geringſten Stuten dieſer erſten Klaſſe gelten 500 Thaler und viele von ihnen werden zu 1000 Thalern und ſelbſt zu vier, fünf bis ſechstauſend Gulden verkauft. Da die Araber nur ein Zelt zur Wohnung haben, ſo dient ihnen dieſes Zelt auch zum Stalle; die Stute, das Füllen, der Mann, die Frau und die Kinder ſchlafen alle durcheinander und beieinander; man ſieht da die kleinen Kinder über dem Körper, über dem Halſe der Stute und des Füllens, ohne daß dieſe Thiere ſie verletzen oder beläſtigen; man möchte ſagen, ſie wagten nicht, ſich zu rühren, aus Furcht, ihnen Schaden zu thuen. Dieſe Stuten ſind ſo daran gewöhnt, in dieſer Familiengemeinſchaft zu leben, daß ſie jede Art von Muthwillen ertragen. Die Araber ſchlagen ſie nicht, ſie behandeln ſie ſanft, plaudern und reden mit ihnen, tragen ſehr große Sorge um ſie, laſſen ſie täglich im Schritte gehen und ſpornen ſie nie ohne Noth; allein ſo wie ſie ihre Seite von der Ecke des Bügels gekitzelt fühlen, ſo ſprengen ſie auch alsbald und mit einer unglaublichen Schnelligkeit davon; ſie ſetzen über Hecken und Gräben ſo leicht wie Hündinnen, und ſollte ihr Reiter ſtürzen, ſo ſind ſie ſo gut abgerichtet, daß ſie plötzlich und ſelbſt im reißendſten Galopp ganz ſtill halten. Alle Pferde der Araber ſind von mäßigem Leibwuchs, ganz ungezwungen, und mehr mager als fett. Sie ſtriegeln ſie Abends und Morgens ſehr regelmäßig und mit ſo vieler Sorgfalt, daß ſie ihnen nicht die mindeſte Schmierigkeit auf der Haut laſſen; ſie waſchen ihnen die Beine, die Mähne und den Schweif, den ſie ganz lang laſſen und nur ſelten kämmen, um nicht das Haar zu brechen. Sie geben ihnen den ganzen Tag über nichts zu eſſen, und nur zwei bis dreimal zu trinken, und bei Sonnenuntergang hängen ſie ihnen einen Sack an den Kopf, der ungefähr einen halben Scheffel ſehr reiner Gerſte enthält. Dieſe Pferde eſſen mithin nur des Nachts und am andern Morgen frühe, wenn ſie Alles gegeſſen haben, nimmt man ihnen den Sack ab. Auf die Weide thut man ſie im März, wenn das Gras groß genug iſt. In dieſer nämlichen Zeit läßt man auch die Stuten belegen und achtet ſehr darauf, ihnen unmittelbar, nachdem ſie belegt worden, kaltes Waſſer auf den Hintertheil zu ſchütten. Iſt die Frühlingszeit vorüber, ſo zieht man die Pferde von der Weide zurück und gibt ihnen den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch weder Gras noch Heu und ſelbſt Stroh nur ſehr ſelten; ihre einzige Nahrung iſt Gerſte. Auch

verfehlt man nicht, den Füllen die Mähne zu ſchneiden, ſobald ſie ein bis anderthalb Jahr alt ſind, damit ſie dichter und länger werde. Man beſteigt ſie in einem Alter von zwei oder ſpäteſtens drittehalb Jahren; erſt in dieſem Alter gibt man ihnen Sattel und Zügel; und alle Tage von Morgens bis Abends bleiben alle Pferde der Araber geſattelt und gezäumt am Thore des Zeltes.

Die Raçe dieſer Pferde hat ſich in die Berberei, zu den Mauren und ſelbſt bis zu den Negern am Fluſſe Gambia und Senegal verbreitet. Die Fürſten des Landes haben einige von großer Schönheit. Anſtatt der Gerſte oder des Hafers gibt man ihnen zerſtoßenen oder zu Mehl geriebenen Mais, den man mit Milch anmengt, wenn man ſie fett machen will; und in dieſem ſo warmen Himmelsſtriche läßt man ſie nur ſelten trinken. Von einer andern Seite haben die arabiſchen Pferde Aegypten, die Türkei und vielleicht Perſien bevölkert, wo es ſonſt ſehr beträchtliche Stutereien gab. Marko Polo gedenkt einer Stuterei von 10000 weißen Stuten, und ſagt, es gebe in der Provinz Balascien eine große Anzahl großer und leichter Pferde, mit ſo hartem Horn am Huf, daß es unnütz wäre ſie zu beſchlagen.

Alle Pferde der Levante haben, wie die perſiſchen und arabiſchen, ſehr hartes Horn; man beſchlägt ſie gleichwohl, aber mit dünnen, leichten Hufeiſen, die man überall annageln kann. In der Türkei, in Perſien und Arabien hat man auch dieſelben Gebräuche, um ſie zu warten und zu nähren und ihnen Streu aus ihrem Miſt zu machen, den man zuvor an der Sonne trockenen läßt, um den Geruch zu entfernen, und hierauf macht man ihn ganz klein und wirft ihn im Stall oder Zelt zu einem Lager von ungefähr 4 bis 5 Zoll Dicke auf. Dieſe Streu hält ſehr lange aus; denn iſt ſie wieder ſtinkend geworden, ſo nimmt man ſie von Neuem weg, um ſie das zweitemal an der Sonne trocknen zu laſſen, und dieſes macht, daß ſie ihren ſchlechten Geruch gänzlich verliert.

In der Türkei gibt es arabiſche, tartariſche, ungariſche Pferde und Pferde von der einheimiſchen Raçe. Dieſe ſind ſchön und ſehr fein; ſie haben viel Feuer, Schnelligkeit und ſelbſt Anmuth, ſind aber allzu zart; ſie können keine Anſtrengung ertragen, eſſen wenig, erhitzen ſich leicht und haben eine ſo empfindliche Haut, daß ſie die Reibung mit der Striegel nicht ertragen können; man begnügt ſich, ſie mit der Bürſte zu reiben und ſie zu waſchen. Dieſe Pferde, ſo ſchön ſie ſind, ſtehen, wie man ſieht, den arabiſchen weit nach, ſie ſtehen ſelbſt den perſiſchen nach, die, nächſt den arabiſchen, die ſchönſten und beſten des Orients ſind. Die Triften in den Ebenen von Medien, Perſepolis, Ardebil und Derbent ſind bewundernswürdig, und man zieht dort, nach den Verfügungen der Regierung, eine erſtaunliche Menge Pferde, die größtentheils ſehr ſchön und faſt alle ausgezeichnet ſind. Pietro della

Valle zieht die gemeinen perſiſchen Pferde den italiſchen und ſelbſt, wie er ſagt, den trefflichſten Pferden Neapels vor. Gewöhnlich ſind ſie von mäßigem Leibwuchſe, ſelbſt manche von ihnen ſehr klein, ohne darum minder gut oder minder ſtark zu ſein; es finden ſich aber auch viele unter ihnen von ſchönem Wuchſe und größer, als die engliſchen Reitpferde. Sie haben alle einen leichten Kopf, feinen Hals, eine ſchmale Bruſt, wohlgebaute und wohlſitzende Ohren, dünne Beine, einen ſchönen Hintertheil und hartes Horn; ſie ſind gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig und fähig eine große Anſtrengung zu ertragen; ſie laufen mit einer ſehr großen Schnelligkeit, ohne je zu ſtürzen oder ſich zu ſenken; ſie ſind kraftvoll und ſehr leicht zu ernähren; man gibt ihnen nur Gerſte, vermengt mit kleingehacktem Stroh, in einem Sack, den man ihnen an den Kopf hängt und führt ſie nur 6 Wochen lang im Frühlinge auf die Weide. Man läßt ihren Schweif lang; man weiß nicht, was es heißt, ſie zu Wallachen machen; man gibt ihnen Decken, um ſie gegen die Beſchwerniſſe der Luft zu ſchützen; man pflegt ſie mit einer beſondern Sorgfalt; man lenkt ſie mit einer einfachen Trenſe und ohne Sporn, und führt eine große Menge nach der Türkei und vorzüglich nach Indien aus. Die Reiſenden, die alle die perſiſchen Pferde preiſen, ſtimmen gleichwohl in der Angabe überein, daß die arabiſchen Pferde an Schnelligkeit, Muth, Stärke und ſogar an Schönheit ſie noch übertreffen und in Perſien ſelbſt weit mehr als die beſten einheimiſchen geſucht ſind.

Die Pferde, die in Indien geboren werden, ſind nicht gut; diejenigen, deren ſich die Großen des Landes bedienen, werden aus Perſien und Arabien hingebracht. Man gibt ihnen am Tage ein wenig Heu und läßt ihnen des Abends, anſtatt Hafers und Gerſte, Erbſen mit Zucker und Butter kochen. Dieſe Nahrung hält ſie aufrecht und gibt ihnen ein wenig Stärke. Ohne das würden ſie, da der Himmelsſtrich ihnen nachtheilig iſt, in ſehr kurzer Zeit zu Grunde gehen. Die urſprünglich einheimiſchen Pferde ſind im Allgemeinen ſehr klein. Es gibt ſelbſt ſo kleine, daß Tavernier berichtet, der junge, 7 bis 8 Jahre alte, Prinz von Mogol reite gewöhnlich auf einem ſehr wohlgebauten kleinen Pferde, deſſen Größe nicht über die eines Windhundes käme. Es ſcheint, die übermäßig warmen Himmelsſtriche ſind den Pferden nachtheilig; die von der Goldküſte, der Küſte Juda, der Küſte von Guinea u. ſ. w. ſind, wie die indiſchen ſchlecht, ſie tragen den Kopf und den Hals ſehr tief, ihr Gang iſt ſo wankend, daß man ſie immer im Begriffe zu fallen glaubt, ſie würden ſich nicht rühren, ſchlüge man ſie nicht unabläſſig, und die meiſten ſind ſo niedrig, daß die Füße derer, die ſie reiten, faſt die Erde berühren. Sie ſind ferner höchſt ungelehrig und nur geeignet

den Negern als Nahrung zu dienen, die ihr Fleiſch eben ſo ſehr, wie das der Hunde lieben. Dieſen Geſchmack am Pferdefleiſch haben mithin die Neger und die Araber gemein; er findet ſich auch in der Tartarei und ſelbſt in China wieder. Die chineſiſchen Pferde ſind nicht mehr werth als die indiſchen; ſie ſind ſchwach, feig, ſchlecht gebaut und ſehr klein; die von Korea haben nur drei Fuß Höhe. In China ſind faſt alle Pferde Wallache, und ſie ſind ſo feig, daß man ſich ihrer zum Kriege nicht bedienen kann, auch kann man ſagen, daß die tartariſchen Pferde China erobert haben. Dieſe Pferde eignen ſich ſehr zum Kriege, obwohl ſie gemeiniglich nur eine mäßige Größe haben; ſie ſind ſtark, kräftig, ſtolz, feurig, leicht und tüchtige Renner. Sie haben einen ſehr harten aber zu ſchmalen Huf, einen ſehr leichten aber zu kleinen Kopf, einen langen und ſteifen Hals, zu hohe Beine, bei all dieſen Mängeln können ſie für ſehr gute Pferde gelten, ſie ſind unermüdlich und laufen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Die Tartaren leben mit ihren Pferden beinahe wie die Araber; ſie laſſen ſie vom ſiebenten bis achten Monat an von kleinen Kindern reiten, die ſie ſich ergehen und auf kurze Strecken laufen laſſen; ſo richten ſie dieſelben allmählig ab und laſſen ſie große Entbehrungen erleiden; allein ſie beſteigen ſie zum Rennen nicht, bevor ſie ſechs bis ſieben Jahre alt ſind; alsdann laſſen ſie dieſelben unglaubliche Anſtrengung ertragen, ſo 2 bis 3 Tage gehen ohne ſtille zu ſtehen, 4 bis 5 Tage ohne weitere Nahrung zubringen, als eine Hand voll Gras von 8 zu 8 Stunden, und zu gleicher Zeit in 24 Stunden keinen Trunk thun u. ſ. w. Dieſe Pferde, die ſo rüſtig in ihrem Lande ſcheinen und wirklich ſind, zehren ab, ſobald man ſie nach China oder Indien verführt; in Perſien aber und in der Türkei kommen ſie ziemlich gut fort. Die kleinen Tartaren haben auch eine Raçe kleiner Pferde, die ſie ſo hoch ſchätzen, daß ſie ſich nie erlauben, ſie an Fremde zu verkaufen. Dieſe Pferde haben alle guten und ſchlimmen Eigenſchaften derer aus der großen Tartarei, was beweiſt, wie ſehr dieſelben Sitten und dieſelbe Erziehung dieſen Thieren dasſelbe Naturell und dieſelbe Beſchaffenheit verleihen. Es gibt auch in Cirkaſſien und Mingrelien viele Pferde, welche ſchöner als die tartariſchen ſind. Man findet auch ziemlich ſchöne Pferde in der Ukräne, in der Wallachei, in Polen, in Schweden; allein wir beſitzen keine beſondern Beobachtungen über ihre Tugenden und ihre Mängel.

Wenn man jetzt die Alten über die Natur und die Eigenſchaften der Pferde der verſchiedenen Länder befragt, ſo wird man finden, daß die griechiſchen und vornehmlich die theſſaliſchen und epiriſchen in großem Anſehen ſtanden und ſehr gut zum Kriege, daß die achäiſchen die größten, die man kannte, daß die ſchönſten von allen die egyptiſchen waren, in

welchem Lande es eine ſehr große Menge gab und wohin Salomon ſchickte und ihrer zu hohem Preiſe kaufen ließ, daß in Aethiopien die Pferde wegen der zu großen Hitze des Himmelsſtriches ſchlecht fortkommen, daß Arabien und Afrika die feſtgebauten und vorzüglich die leichteſten und zum Reiten und Rennen geeignetſten Pferde lieferten, daß die italiſchen und beſonders die apuliſchen auch ſehr gut waren, daß es in Sizilien, Kappadocien, Syrien, Armenien, Medien und Perſien treffliche und durch ihre Schnelligkeit und Leichtigkeit empfehlungswerthe Pferde gab, daß die ſardiniſchen und korſiſchen klein, aber lebhaft und muthig waren, daß die ſpaniſchen denen der Parther glichen und trefflich zum Kriege waren, daß es auch in Siebenbürgen und der Wallachei Pferde mit leichtem Kopfe, mit großer bis zur Erde hangenden Mähne und dichtem Schweife gab, die beſonders tüchtig zum Rennen, daß die däniſchen Pferde wohl gebaut und gute Springer, daß die ſkandinaviſchen klein, aber wohl geformt und ſehr raſch, daß die flandriſchen ſtark waren, daß die Gallier den Römern gute Reit- und gute Laſtpferde lieferten, daß die Pferde der Deutſchen übel gebaut und ſo ſchlecht waren, daß ſie ſich ihrer nicht bedienten, daß die Schweizer viele und zum Kriege ſehr tüchtige Pferde hatten, daß die ungariſchen auch ſehr gut, und endlich daß die Pferde der Indier gar klein und ſehr ſchwach waren.

Aus all dieſen Thatſachen geht hervor, daß die arabiſchen Pferde ſo wegen ihrer Schönheit als Güte die erſten Pferde der Welt zu jeder Zeit waren und noch ſind, daß man von ihnen, ſei es unmittelbar oder mittelbar durch die aus der Berberei, die ſchönſten Pferde zieht, die es in Europa, in Afrika und Aſien gibt, daß der Himmelsſtrich Arabiens vielleicht der Himmelsſtrich der Pferde und der beſte von allen Himmelsſtrichen iſt, weil man dort, anſtatt die Raçen durch fremde zu kreuzen, große Sorge trägt, ſie in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten; daß, wenn dieſer Himmelsſtrich nicht an und für ſich der beſte für die Pferde iſt, die Araber ihn durch die eigene Sorgfalt dazu gemacht haben, die ſie zu allen Zeiten angewendet, um die Raçen zu veredeln, indem ſie nur die einzelnen Pferde, die am beſten gebaut und vom erſten Range waren, zuſammenthaten, daß ſie durch dieſe, Jahrhunderte hindurch befolgte, Aufmerkſamkeit die Gattung über das hinaus, was die Natur im beſten Himmelsſtriche hervorgebracht hatte, zu vervollkommnen vermocht haben. Man kann ferner hieraus ſchließen, daß die mehr warmen als kalten Himmelsſtriche und beſonders die trockenen Länder der Natur dieſer Thiere am beſten zuſagen; daß im Allgemeinen die kleinen Pferde beſſer als die großen ſind, daß die Wartung ihnen allen eben ſo nöthig wie die Nahrung iſt, daß man weit mehr mit Traulichkeit und Schmeicheleien als durch

Gewalt und Züchtigungen aus ihnen zieht; daß die Pferde der warmen Länder härtere Knochen, härteres Horn und härtere Muskeln als die aus unſern Gegenden haben, daß, obwohl die Wärme dieſen Thieren mehr als die Kälte zuſagt, dennoch die übermäßige Hitze ihnen nicht gut iſt; daß große Kälte ihnen nachtheilig iſt, daß endlich ihre äußere und ihre innere Beſchaffenheit faſt gänzlich von dem Himmelsſtriche, der Nahrung, der Wartung und Erziehung abhangen.

In Perſien, Arabien und mehreren andern Gegenden des Orients hat man nicht die Gewohnheit, die Pferde zu verſchneiden, wie man es ſo allgemein in Europa und China thut. Dieſe Operation benimmt ihnen viel an Kraft, Muth, Stolz u. ſ. w., verleiht ihnen aber Sanftmuth, Ruhe, Gelehrigkeit. Um ſie vorzunehmen, bindet man ihnen die Beine mit Seilen feſt, legt ſie auf den Rücken, öffnet mit einem Biſturi den Hodenſack, zieht die Hoden heraus, ſchneidet die Gefäße, die darein endigen, und die Bänder, die ſie halten, ab, und nachdem man ſie weggenommen, verſchließt man die Wunde und trägt Sorge, 14 Tage hindurch täglich zweimal das Pferd baden zu laſſen, oder es oft mit friſchem Waſſer zu bähen und während dieſer Zeit mit ſtark gewäſſerten Kleien zu nähren, um es zu erfriſchen. Dieſe Operation muß im Frühling oder im Herbſte geſchehen, weil große Wärme und große Kälte ihr gleich ungünſtig ſind. Hinſichtlich des Alters, worin man ſie vornehmen ſoll, gibt es verſchiedene Gebräuche: in gewiſſen Gegenden verſchneidet man die Pferde in einem Alter von einem bis anderthalb Jahr, ſobald die Hoden auswendig recht ſichtbar ſind; aber der allgemeinſte und am beſten begründete Brauch iſt, ſie nach 2 oder ſelbſt nach 3 Jahren erſt zu verſchneiden, weil ſie, wenn man ſie ſpät verſchneidet, etwas mehr von den, dem männlichen Geſchlecht angehörigen, Eigenſchaften beibehalten. Plinius ſagt, daß einem Pferde die Milchzähne nicht ausfallen, wenn man es verſchneidet, ehe ſie ausgefallen ſind; ich hatte Gelegenheit, dieſe Sache zu unterſuchen, und ſie hat ſich nicht wahr befunden; die Milchzähne fallen gleicher Weiſe den jungen verſchnittenen Pferden und den jungen Hengſten aus; und es iſt wahrſcheinlich, daß die Alten dieſe Angabe gewagt haben, weil ſie dieſelbe begründet glaubten nach der Aehnlichkeit des Ausfallens der Hörner beim Hirſch, Reh u. ſ. w., die wirklich nicht ausfallen, wenn das Thier verſchnitten worden iſt. Uebrigens beſitzt ein Wallach keine Zeugungskraft mehr, aber er kann ſich noch paaren, und man hat Beiſpiele davon geſehen.

Die Pferde, welches Haar ſie auch haben, hären ſich wie faſt alle mit Haar bedeckten Thiere, und dieſe Härung geſchieht einmal des Jahres, gewöhnlich im Frühling und zuweilen im Herbſte. Sie ſind alsdann ſchwächer als in den übrigen Zeiten; man muß ſie ſchonen, mehr warten

und reichlicher ernähren. Einige Pferde werfen auch den Huf ab; dies geſchieht beſonders bei denen, die in feuchten und ſumpfigen Ländern, wie in Holland, gezogen worden ſind.

Die Wallache und Stuten wiehern nicht ſo häufig wie die Hengſte; auch haben ſie keine ſo volle und ſo ſchwere Stimme. Man kann bei allen fünf Arten des Wieherns, die auf verſchiedene Leidenſchaften Bezug haben, unterſcheiden: das Gewieher der Freude, bei welchem ſich die Stimme ziemlich lange hören läßt, ſteigt und in ſchärfern Tönen endet: das Pferd ſchlägt zu gleicher Zeit aus, aber leicht, und ſucht nicht zu treffen; das Gewieher der Begierde, es ſei der Liebe oder der Anhänglichkeit, bei welchem das Pferd nicht ausſchlägt, und die Stimme ſich lange hören läßt und mit tiefern Tönen endigt; das Gewieher des Zorns, während deſſen das Pferd gefährlich ausſchlägt, iſt ſehr kurz und ſcharf; das der Furcht, während deſſen es auch ausſchlägt, iſt nicht eben länger als das des Zorns, die Stimme iſt ſchwer, heiſer und ſcheint ganz aus den Nüſtern hervorzukommen; dieſes Gewieher iſt dem Gebrüll eines Löwen ziemlich ähnlich; das des Schmerzes iſt weniger ein Gewieher als ein Stöhnen und beſchwertes Schnarchen, das mit tiefer Stimme geſchieht und dem Wechſel des Athemholens folgt. Uebrigens hat man bemerkt, daß die Pferde, die am häufigſten wiehern und beſonders vor Freude und Begierde, die beſten und edelſten ſind. Die Hengſte haben auch eine ſtärkere Stimme, als die Wallache und die Stuten. Von der Geburt an hat das männliche eine ſtärkere Stimme als das weibliche; mit zwei bis drittehalb Jahren, das heißt mit dem Alter der Mannbarkeit, wird die Stimme der männlichen und der weiblichen ſtärker und ſchwerer, wie beim Menſchen und den meiſten andern Thieren. Iſt das Pferd leidenſchaftlich von Liebe, Verlangen, Begierde, bewegt, ſo zeigt es die Zähne und ſcheint zu lachen; es zeigt ſie auch im Zorn und wenn es beißen will; es ſtreckt bisweilen die Zunge vor, um zu lecken, aber weniger oft als der Ochs, der weit mehr als das Pferd leckt und gleichwohl weniger Empfindung für Liebkoſungen hat. Das Pferd erinnert ſich auch weit länger der ſchlimmen Behandlung und ſetzt ſich auch weit leichter als der Ochs. Sein feuriges und muthiges Naturell läßt es Anfangs alle Kraft aufbieten, die es beſitzt, und wenn es merkt, daß man noch mehr verlangt, wird es unwillig und verweigert den Dienſt, während der Ochs, der ſeiner Natur nach träge und faul iſt, ſich über die Maßen anſtrengt und weniger leicht ſich ſetzt.

Das Pferd ſchläft weit weniger als der Menſch; wenn es ſich wohl befindet, ſo bleibt es nur kaum 2 bis 3 Stunden nacheinander liegen; ſodann ſteht es auf, um zu freſſen und war es zu ſehr angeſtrengt worden, ſo legt es ſich, nachdem es gefreſſen, noch einmal; aber im Ganzen ſchläft

es nur kaum 3 bis 4 Stunden in 24; manche Pferde legen ſich ſogar niemal nieder und ſchlafen ſtets aufrecht; diejenigen, die ſich niederlegen, ſchlafen bisweilen auch ſtehenden Fußes. Man hat bemerkt, daß die Wallache öfter und länger als die unverſchnittenen Pferde ſchlafen.

Die vierfüßigen Thiere trinken nicht alle auf dieſelbe Art, obwohl ſie alle genöthigt ſind, mit dem Kopfe das Naſſe zu holen, das ſie nicht anders zu ſich nehmen können, mit Ausnahme des Affen, des Maki und einiger andern, die Hände haben und folglich wie der Menſch zu trinken vermögen, wenn man ihnen ein Gefäß gibt, das ſie halten können; denn ſie führen es zum Munde, beugen es, gießen das Naſſe aus und verſchlingen es durch die einfache Bewegung des Herabſchluckens. Der Menſch trinkt gewöhnlich auf dieſe Weiſe, weil ſie in der That die bequemſte iſt; allein er kann noch ſonſt auf mehrere Weiſen trinken, indem er die Lippen einander nähert und zuſammenzieht, um das Naſſe hereinzuſchlürfen, oder auch indem er Naſe und Mund tief genug hineinſteckt, daß die Zunge davon umgeben iſt und keine andere Bewegung zu machen hat, als die zum Herabſchlucken nöthig iſt; oder ferner, indem er mit den Lippen, ſo zu ſagen, in das Naß beißt, oder endlich, indem er die Zunge hinausſtreckt, breit macht und eine Art von kleinem Becher bildet, der ein wenig Waſſer in den Mund bringt. Die meiſten vierfüßigen Thiere könnten auch je auf mehrere Weiſen trinken; aber ſie thun wie wir; ſie wählen die ihnen bequemſte und befolgen ſie beſtändig. Der Hund, deſſen Rachen groß und deſſen Zunge dünn iſt, trinkt, indem er das Naß leckt und mit der Zunge einen Becher bildet, der ſich jedesmal füllt und eine ziemlich große Menge Naß in den Mund bringt; er zieht dieſe Weiſe der, die Naſe naß zu machen vor. Das Pferd dagegen, das einen zu kleinen Mund und zu dicke und kurze Zunge hat, um einen großen Becher zu bilden, und das außerdem gieriger ſäuft als frißt, ſteckt Maul und Naſe friſchweg und tief in's Waſſer, das es durch die einfache Bewegung des Herunterſchluckens reichlich verſchlingt; allein eben dies nöthigt es, Alles in einem Athem zu trinken, wogegen der Hund bequem athmet, während er trinkt. Auch ſoll man den Pferden die Freiheit laſſen, zu wiederholtenmalen zu trinken, beſonders nach einem Laufe, wenn die Bewegung des Aus- und Einathmens kurz und bedrängt iſt. Man darf ſie auch kein zu kaltes Waſſer trinken laſſen, weil es, abgeſehen von den Bauchgrimmen, welche das kalte Waſſer oft verurſacht, ihnen auch durch die Nothwendigkeit, worin ſie ſich befinden, die Nüſtern hinein zu tauchen, widerfährt, daß ſie ſich die Naſe erkälten, den Schnupfen bekommen und vielleicht den Keim zu der fürchterlichſten von allen Krankheiten für dieſe Thierart in ſich aufnehmen, welcher man den Namen Rotz gegeben hat; denn man weiß ſeit Kurzem, daß der Sitz

des Rotzes in der Schleimhaut und es folglich ein wahrer Schnupfen iſt, der auf die Dauer eine Entzündung in dieſer Haut herbeiführt; und von einer andern Seite ſagen die Reiſenden, welche von den Krankheiten der Pferde in den warmen Gegenden wie in Arabien, Perſien, der Berberei ziemlich ausführliche Berichte liefern, nicht, daß der Rotz dort ſo häufig, wie in den kalten Himmelsſtrichen ſei. Daher glaube ich mit Grund zu muthmaßen, daß eine der Urſachen dieſer Krankheit die Kälte des Waſſers iſt, weil dieſe Thiere genöthigt ſind, die Naſe und die Nüſtern hineinzuſtecken und während einer beträchtlichen Zeit darin zu halten; man würde dem vorbeugen, indem man ihnen nie kaltes Waſſer gäbe und die Nüſtern immer, nachdem ſie getrunken haben, abtrocknete. Die Eſel, die weit mehr als die Pferde die Kälte ſcheuen, und die, dem innern Bau nach, ihnen ſo ſehr gleichen, ſind gleichwohl dem Rotz nicht unterworfen; dies rührt vielleicht daher, weil ſie anders als die Pferde ſaufen; denn anſtatt Maul und Naſe tief ins Waſſer zu ſtecken, rühren ſie es kaum mit den Lippen an.

Von den übrigen Krankheiten der Pferde will ich nicht reden; es hieße die Naturgeſchichte zu weit ausdehnen, verbände man mit der Beſchreibung eines Thieres die ſeiner Krankheiten. Indeſſen kann ich die Naturgeſchichte des Pferdes nicht ſchließen, ohne einigen Unwillen darüber zu äußern, daß die Geſundheit dieſes nützlichen und koſtbaren Thieres bis heran der oft blinden Sorgfalt und Praxis von Leuten ohne Kenntniß und wiſſenſchaftliche Bildung anheimgegeben worden. Die Arzneikunde, welche die Alten die Veterinärmedizin nannten, iſt faſt nur dem Namen nach bekannt. Ich bin überzeugt, wenn ein Arzt ſeine Beobachtungen nach dieſer Seite hin richtete und dieſen Gegenſtand zu ſeinem vornehmſten Studium machte, er würde nicht allein ſich bereichern, ſondern auch ſeinen Namen, anſtatt ihn zu entwürdigen, vielmehr berühmt machen. Und dieſe Arzneikunde wäre nicht ſo ſchwierig und beruhete nicht ſo auf bloßen Vermuthungen, wie die übrige. Da Nahrung, Sitten, Einfluß der Empfindungen, mit einem Wort, alle Urſachen einfacher beim Thier als beim Menſchen ſind, ſo müſſen auch die Krankheiten weniger verwickelt und mithin leichter zu beurtheilen und mit Erfolg zu behandeln ſein; der Freiheit nicht zu gedenken, die man in vollem Maße hätte, Verſuche anzuſtellen, neue Heilmittel zu prüfen, und ohne Furcht und Vorwurf zu weit ausgebreiteten Kenntniſſen in dieſem Fache gelangen zu können, von denen man ſelbſt durch Analogie nützliche Schlüſſe für die Kunſt, den Menſchen zu heilen, ziehen könnte.

Wir haben die Weiſe, wie man die Pferde in Arabien behandelt und das Umſtändliche in den Sorgen, die man für ihre Erziehung trägt, angegeben. Dieſes trockene und warme Land, welches die erſte Heimath

und der günſtigſte Erdſtrich für dieſe ſchöne Thierart zu ſein ſcheint, erlaubt oder erfordert eine große Menge von Gebräuchen, die man anderswo nicht mit demſelben Erfolge einführen könnte. Es wäre nicht möglich, die Pferde in Frankreich und den nördlichen Gegenden zu ziehen und zu ernähren, wie man es unter den warmen Himmelsſtrichen thut. Doch werden diejenigen, die ſich für dieſe nützlichen Thiere intereſſiren, mit Vergnügen erfahren, wie man ſie unter den weniger glücklichen Himmelsſtrichen, als der von Arabien iſt, behandelt, und wie ſie ſelber ſich benehmen und zu regieren wiſſen, wenn ſie ſich in Unabhängigkeit von Menſchen befinden.

Nach den verſchiedenen Ländern und dem verſchiedenen Gebrauche, zu welchem man die Pferde beſtimmt, ernährt man ſie auch verſchieden. Die von arabiſcher Raçe, aus denen man Renner zur Jagd in Arabien und der Berberei machen will, freſſen ſelten Gras und Korn; man ernährt ſie gewöhnlich nur mit Datteln und Kameelmilch, die man ihnen Abends und Morgens gibt. Dieſe Nahrungsmittel, die ſie eher mager als fett machen, machen zu gleicher Zeit ſie recht nervig und ſehr leicht zum Rennen. Sie ſaugen ſogar, ſo groß ſie ſein mögen, die weiblichen Kameele, und erſt in einem Alter von 6 bis 7 Jahren fängt man an, ſie zu reiten.

In Perſien hält man die Pferde Tag und Nacht in freier Luft auf dem Felde, jedoch wohl bedeckt gegen die Beſchwerniſſe der Witterung nicht allein mit einer leinenen Decke, ſondern auch noch mit einem dichten, von Haar gewebten Ueberzuge, der ſie warm hält und vor dem Abendthau und Regen ſchützt. Man bereitet gemäß der Zahl der Pferde einen großen und geräumigen Platz auf einem trockenen und ebenen Boden, den man kehrt und auf eine ganz reinliche Weiſe einrichtet. Man bindet ſie dort nebeneinander an ein Seil, das für ſie alle lang genug, weit geſpannt und mit den beiden Enden an zwei eiſerne in die Erde geſchlagene Pflöcke ſtark befeſtigt iſt, man läßt ihnen gleichwohl die Halfter, woran ſie gebunden ſind, ſo frei, als nöthig iſt, damit ſie ſich bequem bewegen können. Aber, um jeden gewaltſamen Unfug zu verhüten, bindet man ihnen die Hinterfüße mit einem ziemlich langen Seile, das ſich in zwei Arme theilt, mit eiſernen Schnallen an den äußerſten Enden feſt, wo man vor den Pferden einen in die Erde geſchlagenen Pflock anbringt, ohne ſie jedoch ſo feſt zu ſchnüren, daß ſie nicht nach ihrer Bequemlichkeit ſich niederlegen, aufſtehen und ſich halten könnten, ſondern lediglich um ſie zu verhindern, irgend eine Unordnung anzurichten. Und wenn man ſie in Ställe bringt, befeſtigt und hält man ſie auf dieſelbe Weiſe. Dieſes Verfahren iſt bei den Perſern ſo alt, daß ſie es nach Xenophons Bericht ſchon zu Cyrus Zeiten beobachteten. Sie behaupten mit ziemlichem Grunde, daß dieſe Thiere dadurch ſanfter, lenkſamer, weniger zänkiſch unter ſich werden, was für

den Krieg nützlich iſt, da dort die unruhigen Pferde oft ihren Nachbarn beſchwerlich fallen, wenn ſie ſchwadronweiſe aufgeſchaart ſind. Zur Streu gibt man ihnen in Perſien nur ſtaubigen und recht trockenen Sand und Erde, worauf ſie eben ſo gut wie auf dem Stroh ruhen und ſchlafen. In andern Ländern, wie in Arabien und der Mongolei, läßt man ihren Miſt trocknen, macht ihn ſtaubklein und bereitet ihnen davon ein ſehr ſanftes Lager. In all dieſen Gegenden läßt man ſie nie von der Erde, noch ſelbſt an einer Raufe freſſen, ſondern thut ihnen Gerſte und gehacktes Stroh in einen Sack, den man ihnen an den Kopf hängt; denn in dieſem Erdſtriche gibt es keinen Hafer und macht man faſt kein Heu; man gibt ihnen nur Gras oder noch grüne Gerſte im Frühling und trägt im Allgemeinen Sorge dafür, ihnen nur die nothdürftige Menge Nahrung zu geben; denn nährt man ſie zu reichlich, ſo ſchwellen die Beine an und ſie leiſten früh keinen Dienſt mehr. Dieſe Pferde, denen man keinen Zügel anlegt, und die man ohne Bügel reitet, laſſen ſich ſehr leicht führen; ſie tragen mittels einer einfachen Trenſe den Kopf ſehr hoch und laufen ſehr raſch und mit einem ſehr ſichern Schritt auf dem ſchlechteſten Boden. Um ſie zum Gehen zu bringen, wendet man keine Spitzroute und äußerſt ſelten den Sporn an; will Jemand einen ſolchen gebrauchen, ſo hat er nur eine an ſeine Stiefelferſe feſtgenähte Spitze. Die Peitſchen, deren man ſich bedient, ſind aus kleinen, geknöteten und geſeilten Pergamentſtreifen gemacht. Einige ſchwache Schläge mit dieſer Peitſche genügen, um ſie in Gang zu bringen und in der ſtärkſten Bewegung zu halten. In Perſien gibt es eine ſolche Menge Pferde, daß ſie, obwohl recht gut, nicht ſehr theuer ſind. Wenige von ihnen haben einen dicken und großen Wuchs; aber alle mehr Stärke und Muth als Anſehen und Schönheit. Um mit weniger Anſtrengung zu reiſen, gebraucht man Pferde, welche den Paß gehen, und die man vorher an dieſen Gang gewöhnte, indem man ihnen den Vorderfuß mit dem Hinterfuße derſelben Seite mit einem Seile zuſammenband; und in der Jugend ſpaltet man ihnen die Nüſtern, in der Meinung, daß ſie dadurch leichter athmen; ſie gehen ſo gut, daß ſie mit leichter Mühe 7 bis 8 Stunden Weges ohne Raſt zurücklegen.

Doch Arabien, die Berberei und Perſien ſind nicht die einzigen Gegenden, wo man ſchöne und gute Pferde findet. In den kälteſten Ländern ſelbſt, wenn ſie nicht feucht ſind, halten ſich dieſe Thiere beſſer als in den ſehr warmen Erdſtrichen. Jedermann kennt die Schönheit der däniſchen Roſſe und die Güte der ſchwediſchen, polniſchen u. ſ. w. Auf Island, wo die Kälte übermäßig iſt und man die Pferde häufig mit getrockneten Fiſchen ernährt, ſind ſie ſehr kraftvoll, obwohl klein, manche ſelbſt ſo klein, daß ſie nur Kindern zum Reiten dienen. Uebrigens ſind ſie auf dieſer Inſel ſo gemein,

daß die Hirten ihre Heerden zu Pferde hüten. Ihre Menge fällt gar nicht zur Laſt; denn es koſtet nichts, ſie zu ernähren. Man führt diejenigen, die man nicht nöthig hat, nachdem man ſie mit einem Kennzeichen verſehen, in die Gebirge, wo man ſie auf längere oder kürzere Zeit läßt; und will man ſie wieder ergreifen, ſo läßt man ſie jagen, um ſie in einen Trupp zu verſammeln und ſpannt ihnen Seile, um ſie zu fangen, weil ſie wild geworden ſind. Wenn Stuten in dieſen Gebirgen Füllen werfen, ſo bezeichnen die Eigenthümer ſie wie die andern und laſſen ſie drei Jahre dort. Dieſe Bergpferde werden gewöhnlich ſchöner, ſtolzer und fetter als alle jene, die in den Ställen gezogen werden.

Die norwegiſchen ſind eben nicht größer, jedoch bei ihrem kleinen Wuchſe ſehr verhältnißmäßig gebaut. Sie ſind größten Theils gelb und haben über ihren ganzen Rücken einen ſchwarzen Streifen; manche ſind kaſtanienbraun und einige auch eiſengrau. Dieſe Pferde haben einen äußerſt ſichern Fuß. Sie gehen mit Behutſamkeit auf den Wegen der abſchüſſigen Gebirge, und laſſen ſich, um an einem jähen und glatten Boden hinunterzuſteigen, herabgleiten, indem ſie die hintern Füße unter den Bauch legen. Gegen den Bären wehren ſie ſich. Wenn ein Beſchäler dies gefräßige Thier gewahrt und ſich bei Füllen oder Stuten befindet, ſo läßt er dieſe hinter ſich ſtehen bleiben, geht dann zum Angriff auf den Feind los, ſchlägt ihn mit den Vorderfüßen und läßt ihn gewöhnlich unter ſeinen Schlägen umkommen. Will ſich aber das Pferd durch Ausſchlagen mit den Hinterfüßen wehren, ſo iſt es ohne Rettung verloren; denn der Bär ſpringt ihm ſogleich auf den Rücken und preßt es ſo ſtark, daß er es endlich erſticken und freſſen kann.

Die nördlichen Pferde haben höchſtens vier und einen halben Fuß Höhe. In dem Maße, wie ſie weiter gegen Norden kommen, werden die Pferde klein und ſchwach. Die aus dem weſtlichen Nordlande ſind einzig geformt: ſie haben einen großen Kopf, große Augen, kleine Ohren, einen ſehr kurzen Hals, eine breite Bruſt, enge Kniekehle, etwas langen aber ſchweren Körper, zwiſchen Schweif und Bauch kurze Lenden, ein langes Oberbein, ein kurzes Unterbein, unten am Beine kein Haar, einen kleinen und harten Huf, ſtarken Schweif, eine dichte Mähne, kleine, ſichere und nie beſchlagene Füße; ſie ſind gut, ſelten ſtetig und eigenſinnig, erklettern alle Berge. Die Triften ſind in Nordland ſo gut, daß, wenn man von dieſen Pferden nach Stockholm bringt, ſie hier ſelten ein Jahr bleiben, ohne zu Grunde zu gehen oder mager zu werden und ihre Kraft zu verlieren. Führt man dahingegen Pferde aus den nördlichern Gegenden nach Nordland, ſo erlangen ſie, wenn auch krank im erſten Jahre, dort ihre Kräfte wieder.

Das Uebermaß der Wärme und der Kälte ſcheint für die Größe dieſer Pferde gleich nachtheilig zu ſein. In Japan ſind die Pferde im Allgemeinen

klein; man findet ihrer jedoch von ziemlich gutem Leibwuchſe, und das ſind wahrſcheinlich ſolche, die aus den Bergländern kommen; und es verhält ſich faſt eben ſo in China. Man verſichert jedoch, daß die von Tunkin einen ſchönen und nervigen Wuchs haben, gut zur Hand und von ſo guter Natur ſind, daß man ſie leicht abrichten und zu allen Arten von Gängen geeignet machen kann.

Gewiß iſt, daß Pferde, die urſprünglich aus trockenen und warmen Ländern herſtammen, auf einem zu feuchten Erdſtrich und Boden, ſo warm er ſein mag, ausarten und nicht einmal leben können, wogegen ſie in den Berggegenden vom Himmelsſtriche Arabiens bis in Dänemark und die Tartarei hinein auf unſerer Erdhälfte, und von Neuſpanien bis zu den magellaniſchen Ländern auf dem neuen Feſtlande ſehr gut ſind, mithin weder Wärme noch Kälte, ſondern einzig die Feuchtigkeit iſt ihnen nachtheilig.

Man weiß, daß das Pferd, als man die neue Welt entdeckte, dort nicht vorhanden war; und man darf mit Recht über die ſchnelle und ungeheure Vermehrung erſtaunen; denn in weniger als 200 Jahren hat ſich die kleine Zahl von Pferden, die man von Europa hinübergeführt, ſo ſtark vermehrt und vorzüglich in Chili, daß ſie daſelbſt in ſehr niedrigem Preiſe ſtehen. Frezier ſagt, daß dieſe Vermehrung um ſo ungeheurer ſei, da die Indier viele Pferde eſſen, und ſie in Bezug auf Dienſt und Arbeit ſo wenig ſchonen, daß eine ſehr große Menge in Folge übermäßiger Anſtrengung ſtirbt. Die Pferde, welche die Europäer in die öſtlichſten Theile unſerer Erdhälfte verführt haben, wie nach den Philippinen, haben ſich dort ebenfalls ungeheuer vermehrt.

In der Ukräne und bei den Koſacken am Don leben die Pferde in den Gefilden umherirrend. In dem großen, zwiſchen dem Don und Nieper gelegenen, ſehr ſchlecht bevölkerten Flächenraum ſind die Pferde in Haufen von drei, vier bis fünfhunderten, ſtets ohne Obdach, ſelbſt in der Jahreszeit, wann die Erde mit Schnee bedeckt iſt; dieſen Schnee ſcharren ſie mit dem Vorderfuße ab, um das Gras, das er bedeckt, zu ſuchen und zu freſſen. Zwei bis drei Männer zu Pferde haben die Sorge auf ſich, dieſe Pferdehaufen zu führen, oder vielmehr ſie zu bewachen; denn man läßt ſie im Felde umherirren, und nur in den härteſten Wintern ſucht man ſie auf einige Tage in den Dörfern unterzubringen, die in dieſem Lande weit voneinander entfernt liegen. Man hat an dieſen, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt überlaſſenen Pferdehaufen einige Wahrnehmungen gemacht, die zu beweiſen ſcheinen, daß nicht die Menſchen allein in Geſellſchaft leben, und einträchtig dem Gebot irgend eines aus ihrer Mitte gehorchen. Jeder dieſer Heerdehaufen hat ein Hauptpferd, das ihn befehligt, das ihn lenkt und ordnet, wann er gehen oder ſtillſtehen muß, dies Oberhaupt befiehlt auch die Ordnung und

die nöthigen Bewegungen, wann der Haufen von Räubern oder Wölfen angegriffen wird. Dies Oberhaupt iſt ſehr wachſam und ſtets munter; es macht oft die Runde um ſeinen Haufen, und wenn eins ſeiner Pferde aus der Linie heraustritt oder zurückbleibt, ſo läuft es zu ihm, ſtößt es mit der Schulter und macht, daß es ſeinen Platz wieder einnimmt. Dieſe Thiere gehen, ohne von Menſchen geritten oder geführt zu werden, in Ordnung, faſt wie unſere Reiterei. Obwohl ſie in völliger Freiheit leben, weiden ſie in Reihen und Rigen und formen verſchiedene Züge, ohne ſich zu trennen oder zu vermiſchen. Uebrigens behält das Hauptpferd ſeine, mehr ermüdende als gewichtige, Stelle vier bis fünf Jahre lang, und wenn ſeine Kraft und Thätigkeit abzunehmen beginnt, tritt ein anderes Pferd, das nach der Ehre, zu befehlen, verlangt, aus der Schaar hervor, greift das alte Oberhaupt an, das, wenn es nicht beſiegt wird, den Oberbefehl behält, aber mit Schimpf und Schande in den großen Haufen zurückkehrt, wenn es geſchlagen worden, und das ſiegende Pferd ſtellt ſich an die Spitze aller übrigen und läßt ſich von ihnen gehorchen.

In Finnland ziehen die Pferde im Mai, wenn der Schnee geſchmolzen iſt, aus den Wohnungen ihrer Herren und begeben ſich nach gewiſſen Gegenden in die Wälder, wo es ſcheint, daß ſie ſich das Stelldichein gegeben haben. Dort formen ſie verſchiedene Schaaren, die ſich niemal trennen, noch vermiſchen; jede Schaar nimmt eine verſchiedene Gegend des Waldes zu ſeiner Weide; ſie halten ſich an ein gewiſſes Gebiet und verletzen durchaus nicht das der andern. Geht ihnen die Weide ab, ſo ziehen ſie weg und laſſen ſich mit derſelben Ordnung auf andern Triften nieder. Die Regierung ihrer Geſellſchaft iſt ſo gut geregelt, und ihre Märſche ſind ſo gleichförmig, daß ihre Herren ſie immer zu finden wiſſen, wenn ſie ihrer bedürfen; und dieſe Thiere kehren, nachdem ſie ihren Dienſt gethan, von ſelbſt wieder mit ihren Gefährten in die Forſten zurück. Im September, wann die Jahreszeit ſchlecht wird, verlaſſen ſie die Waldungen, kehren truppweiſe zurück und begeben ſich wieder jedes nach ſeinem Stalle.

Dieſe Pferde ſind klein, aber gut und lebhaft, ohne Gebrechen zu haben. Obwohl ſie im Allgemeinen ziemlich gelehrig ſind, gibt es doch einige, die ſich wehren, wenn man ſie faßt oder an Wagen anſpannen will. Sie ſind kerngeſund und fett, wenn ſie aus dem Walde zurückkommen; alle die faſt unaufhörliche Arbeit, die man ſie im Winter thun läßt, und die wenige Nahrung, die man ihnen reicht, machen, daß ſie bald dieſe Dickleibigkeit verlieren. Sie wälzen ſich im Schnee, wie die andern Pferde im Graſe. Die Nächte bringen ſie ohne Unterſchied im Hofe wie im Stalle zu, ſelbſt wann es ſchneidend kalt iſt.

Dieſe Pferde, die heerdenweiſe und oft von der Herrſchaft des Menſchen

entfernt leben, bilden die Stufe zwiſchen den zahmen und den wilden Pferden. Dieſer letzteren gibt es auf der Inſel Sanct Helena, die, nachdem ſie dorthin gebracht worden, ſo wild und ſo ſcheu geworden ſind, daß ſie ſich eher von der Höhe der Felſen ins Meer ſtürzten als ſich faſſen ließen. In der Umgegend von Nippes gibt es ihrer, die nicht größer als Eſel ſind, aber runder, unterſetzter und ſehr ebenmäßig gebaut; ſie ſind lebhaft und unermüdlich, von einer Kraft und Behendigkeit, die weit über das hinaus geht, was man von ihnen erwarten ſollte. Auf San Domingo findet man keine von der Größe der Wagenpferde, doch haben ſie einen mittlern und hübſchen Wuchs. Man fängt ihrer viele mit Netzen und Fangſtricken. Die meiſten, auf ſolche Weiſe gefangenen, Pferde ſind furchtſam. Man findet ihrer auch in Virginien, die, obwohl von gezähmten Stuten geworfen, in den Wäldern ſo ſcheu geworden ſind, daß es ſchwer hält an ſie zu kommen, und ſie jedem gehören, der ſie ergreifen kann. Gewöhnlich ſind ſie ſo eigenſinnig, daß es ſchwer hält, ſie zu zähmen. In der Tartarei und beſonders in dem Lande zwiſchen Urgenz und dem kaspiſchen Meere, gebraucht man, um die wilden Pferde, die dort gemein ſind, zu jagen, Raubvögel, die zu dieſer Jagd abgerichtet werden: man gewöhnt ſie, das Thier beim Kopf und Halſe zu faſſen, während es ſich vergebens anſtrengt, den Vogel zu nöthigen, ſeine Beute fahren zu laſſen. Die wilden Pferde im Lande der Tartaren und Kakasmongolen ſind nicht verſchieden von den gezähmten; man findet ſie in größerer Zahl an der Weſtſeite, obwohl ihrer auch zuweilen im Lande der Kakas erſcheinen, welches am Harni liegt. Dieſe wilden Pferde ſind ſo ſchnell, daß ſie ſelbſt den Pfeilen der geſchickteſten Jäger entgehen. Sie wandern in zahlreichen Haufen, und wenn ſie zahmen Pferden begegnen, umzingeln ſie dieſelben und nöthigen ſie die Flucht zu ergreifen. Auch in Kongo findet man wilde Pferde in ziemlich bedeutender Menge. Man ſieht ihrer zuweilen auch in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung; aber man fängt ſie nicht ein, weil man die Pferde vorzieht, die aus Perſien hingebracht werden.

Ich habe im Artikel über das Pferd geſagt, daß nach allen aus den Stutereien entnommenen Beobachtungen das Männliche weit mehr als das Weibliche Einfluß auf die Nachkommenſchaft haben könnte, und hierauf gebe ich einige Gründe an, welche die Wahrheit dieſer Behauptung möchten zweifelhaft machen und zu gleicher Zeit glauben laſſen, daß das Männliche und das Weibliche gleichen Einfluß auf ihr Erzeugtes haben. Nun aber bin ich ſeitdem durch eine ſehr große Zahl von Beobachtungen überzeugt worden, daß nicht allein bei den Pferden, ſondern ſelbſt beim Menſchen und bei allen andern Thiergattungen das Männliche weit

größern Einfluß als das Weibliche auf die äußere Form des Erzeugten hat und das Männliche das Urbild der Raçen in jeder Art iſt.

Ich habe geſagt, daß in dem gewöhnlichen Gange der Natur nicht die männlichen, ſondern die weiblichen Thiere die Einheit der Gattung feſtſtellen; allein dies hindert nicht, daß das Männliche das wahre Urbild jeder Gattung ſei, und was ich von der Einheit geſagt habe, muß nur von der größern Leichtigkeit verſtanden werden, die das Weibliche hat, ſtets ſeine Gattung darzuſtellen, obwohl es ſich verſchiedenen Männlichen hingibt. Wir werden dieſen Punkt mit großer Aufmerkſamkeit in dem Artikel über den Zeiſig und in dem von dem Mauleſel erörtern, wonach, wenn auch das Weibliche größern Einfluß als das Männliche auf das Unterſcheidende der Gattung hat, dies nie der Fall iſt, um ſie zu veredeln, da das Männliche allein die Fähigkeit hat, ſie rein zu erhalten und vollkommener zu machen.

In Bezug auf das, was ich nach einigen Reiſenden geſagt habe, daß es auf der Inſel Sanct Helena wilde Pferde gebe, hat mir Herr Forſter geſchrieben, daß er allen Grund habe, an dieſer Sache zu zweifeln. „Ich habe,“ ſagt er, „dieſe Inſel von einem Ende bis zum andern durchſtrichen, ohne wilden Pferden daſelbſt begegnet zu ſein und man hat mich ſogar verſichert, daß man nie davon hätte reden hören; und hinſichtlich der zahmen und auf der Inſel gebornen Pferde belehrte man mich, daß man ihrer nur eine kleine Zahl zum Reiten für Perſonen von einem gewiſſen Range zieht und man ſogar, anſtatt ſie auf der Inſel ſelbſt fortzupflanzen, die meiſten Pferde, die man nöthig hat, aus den Ländern vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen läßt, wo ſie in großer Zahl vorhanden ſind und man ſie zu einem mäßigen Preiſe kauft. Die Einwohner der Inſel behaupten, wenn man eine größere Menge unterhielte, ſo würde das der Weide der Ochſen und Kühe nachtheilig ſein, deren Fortpflanzung die Geſellſchaft der Indier zu fördern ſtrebt; und da es ihrer bereits 2600 gibt und man ihre Anzahl bis auf 3000 vermehren will, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß man dort wilde Pferde leben laſſe, zumal die Inſel nur drei Stunden im Durchmeſſer hat und man ſie zum wenigſten gefunden hätte, wenn ſie dort vorhanden geweſen wären. Es gibt daſelbſt noch eine kleine Anzahl wilder Ziegen, die mit jedem Tage abnimmt; denn die Soldaten der Beſatzung tödten ſie, ſobald ſie ſich auf dem Saum oder den Platten der Berge zeigen, die das Thal einſchließen, worin das Fort James liegt; mit größerem Rechte würden ſie die wilden Pferde tödten, wenn es ihrer dort gäbe.“

„Was die wilden Pferde, die ſich in der ganzen Ausbreitung Mittelaſiens von der Wolga bis zum japaniſchen Meere finden, anlangt, ſo ſcheinen

ſie," ſagt Herr Forſter, „die Abkömmlinge der gemeinen Pferde zu ſein, die wild geworden ſind. Die Tartaren, die Bewohner all dieſer Länder, ſind Hirten, die vom Erzeugniſſe ihrer Heerden leben, und dieſe beſtehen vornehmlich in Pferden, obwohl ſie auch Dromedare, Ochſen und Schafe beſitzen. Manche Kalmucken oder Kirgiſen haben Haufen von tauſend Pferden, die ſtets in der Wüſte ſind, um dort ihre Nahrung zu ſuchen. Es iſt unmöglich, dieſe zahlreichen Heerden ſorgfältig genug zu hüten, daß nicht von Zeit zu Zeit einige Pferde ſich verlören, die dann wild werden und in dieſem Stande der Freiheit ſelbſt ſich nicht zu Hauf bringen laſſen. Man kann davon ein friſches Beiſpiel geben. Auf dem Zuge des Czars Peter I. gegen die Stadt Azof hatte man die Pferde der Armeen auf die Weide geſchickt; aber man war nie im Stande, ſie wieder alle zuſammen zu bringen; dieſe Pferde wurden mit der Zeit wild und gegenwärtig haben ſie die Steppe zwiſchen dem Don, der Ukräne und der Krimm inne. Der tartariſche Name, den man dieſen Pferden in Rußland und Sibirien gibt, iſt Tarpan. Solcher Tarpane gibt es in den Ländern Aſiens, die ſich vom 50. bis zum 30. Grade der Breite erſtrecken. Die tartariſchen Völker, die Mongolen und Mantſchu ſowohl wie die Jaik-Koſacken, tödten ſie auf der Jagd, um ihr Fleiſch zu verzehren. Man hat beobachtet, daß dieſe wilden Pferde immer in Geſellſchaft von 15 bis 20 und ſelten in zahlreichern Truppen wandern; nur zuweilen begegnet man einem Pferde, das ganz allein iſt. Gewöhnlich ſind es junge Hengſte, welche das Oberhaupt der Schaar zwingt ſeine Geſellſchaft zu verlaſſen, wenn ſie das Alter erreicht haben, worin ſie es in Schatten ſtellen können. Das verwieſene junge Pferd ſucht einige Stuten der Nachbarheerden, wilder oder zahmer, zu finden, von dieſen zu trennen und mit ſich fortzuführen und wird ſo das Oberhaupt eines neuen wilden Haufens. Alle dieſe Tarpanhaufen leben gemeiniglich in den von Bächen bewäſſerten und wieſenreichen Wüſten. Während des Winters ſuchen und finden ſie Weide auf den Berggipfeln, von denen der Wind den Schnee fortgetragen hat. Sie haben einen ſehr feinen Geruchsſinn und wittern einen Menſchen mehr als eine halbe Stunde weit. Man jagt und fängt ſie, indem man ſie mit Schlingen umgibt und einſchließt. Sie beſitzen eine überraſchende Stärke, und können, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, nicht gezähmt werden, und ſelbſt die Füllen laſſen ſich nur bis zu einem gewiſſen Grade zähmen, denn ſie verlieren ihre Wildheit nicht gänzlich und behalten immer eine eigenſinnige Natur zurück."

„Dieſe wilden Pferde ſind, wie die zahmen, von ſehr verſchiedenen Farben; man hat nur bemerkt, daß Braun, Iſabellenfarbe und Mausgrau die gewöhnlichſten Hauptfarben ſind; es gibt kein gemiſcht weißes unter

ihnen und die ſchwarzen ſind auch äußerſt ſelten. Alle haben einen kleinen Wuchs; der Kopf aber iſt verhältnißmäßig größer als bei den zahmen Pferden. Ihr Haar iſt reich, ſelten glatt und zuweilen ſelbſt lang und wallend; auch haben ſie längere, geſpitztere und zuweilen ſeitwärts geſenkte Ohren. Die Stirn iſt gewölbt und die Schnauze mit langen Haaren verſehen; die Mähne iſt ebenfalls recht dicht und geht bis unter den Widerriſt herunter; ſie haben ſehr lange Beine und der Schweif geht ihnen nie bis unter die Biegung der Hinterbeine; ihre Augen ſind lebhaft und voller Feuer."

Der Eſel.

Betrachtet man dieſes Thier ſelbſt mit aufmerkſamen Augen und recht im Einzeln, ſo ſcheint es nur ein entartetes Pferd zu ſein; die völlige Uebereinſtimmung in der Bildung des Gehirns, der Lungen, des Magens, des Darmkanals, des Herzens, der Leber, der übrigen Eingeweide, und die große Aehnlichkeit des Körpers, der Beine und des ganzen Gerippes ſcheinen dieſe Vermuthung zu begründen. Man könnte die leichten Unterſchiede, welche ſich zwiſchen dieſen beiden Thieren vorfinden, dem uralten Einfluſſe des Himmelsſtriches, der Nahrung und der zufälligen Aufeinanderfolge mehrerer Zeugungen kleiner, wilder, halb ausgearteter Pferde beimeſſen, die nach und nach noch mehr ausgeartet wären, ſich alsdann, ſo ſehr als möglich, entedelt und zuletzt unſern Augen eine neue und ſtändige Gattung oder vielmehr eine Reihenfolge von einzelnen ähnlichen Thieren vorgeführt hätten, die alle beſtändig mit denſelben Mängeln behaftet und von den Pferden hinlänglich verſchieden geweſen, um als eine neue Gattung angeſehen werden zu können. Was dieſe Vorſtellung zu begünſtigen ſcheint, iſt, daß die Pferde weit mehr als die Eſel in der Haarfarbe von einander abweichen, daß ſie folglich ſeit frühern Zeiten gezähmt, da alle zahmen Thiere weit mehr als die wilden derſelben Art in der Farbe unter ſich abweichen; daß die meiſten wilden Pferde, von denen die Reiſenden reden, einen kleinen Wuchs, und wie die Eſel, graues Haar, einen nackten, an ſeinem Ende ſtruppigen Schwanz, und einige wilde und ſelbſt zahme Pferde den ſchwarzen Streif auf dem Rücken und andere Merkmale haben, die ſie ebenfalls den wilden und den zahmen Eſeln nahe rücken. Bedenkt man von der andern Seite die Verſchiedenheit des Temperaments, der Natur der Sitten, mit einem Worte, der ganzen Folge des Körperbaues dieſer beiden Thiere und vor Allem die Unmöglichkeit ſie zu vermiſchen, um daraus eine gemeinſame Art oder auch nur eine Mittelart, die ſich erneuern könne, zu gewinnen, ſo ſcheint man mit beſſerm Grunde noch zu glauben, daß dieſe beiden Thiere 2

Arten angehören, wovon die eine eben ſo alt wie die andere iſt und die urſprünglich eben ſo weſentlich verſchieden waren, wie ſie es heutzutage ſind; beſonders da denn doch der Eſel in materieller Beziehung durch die Kleinheit ſeines Wuchſes, die Dicke des Kopfes, die Länge der Ohren, die Härte des Felles, die Nacktheit des Schwanzes, die Form des Kreuzes und auch durch die Ausdehnungen der daran ſtoßenden Theile, durch die Stimme, den Appetit, die Art zu trinken u. ſ. w. vom Pferde abweicht. Stammen alſo der Eſel und das Pferd urſprünglich von demſelben Elternpaare her? ſind ſie, wie es die Nomenklatoren ſagen, von derſelben Familie? oder ſind und waren ſie nicht ſtets verſchiedene Thiere?

Dieſe Frage, deren Allgemeinheit, Schwierigkeit, Folgen die Naturkundigen erkennen werden, und die wir in dieſem Artikel behandeln zu müſſen glaubten, weil ſie ſich zum erſten Male aufwirft, hängt mehr als irgend eine andere mit der über die Erzeugung der Weſen zuſammen und verlangt, um aufgehellt zu werden, daß wir die Natur unter einem neuen Geſichtspunkte betrachten. Wählen wir in der unermeßlichen Mannichfaltigkeit, die uns alle beſeelten Weſen, die das Weltall bevölkern, darbieten, ein Thier oder ſelbſt den Körper des Menſchen aus, um uns als Grundlage zu unſern Kenntniſſen zu dienen und um auf dem Wege der Vergleichung die übrigen organiſirten Weſen darauf beziehen zu können, ſo werden wir finden, daß, obwohl all dieſe Weſen je für ſich allein da ſind und in einer unendlichen Stufenreihe von Verſchiedenheiten unter ſich abweichen, dennoch zu gleicher Zeit ein urſprünglicher und allgemeiner Grundriß beſteht, den man ſehr weit verfolgen kann und deſſen Züge ſich in langſamern Abſtufungen vermiſchen, als die der Geſtalten und der ſonſtigen offenbaren Uebereinſtimmungen; denn ohne von den Werkzeugen der Verdauung, des Blutumlaufs und der Zeugung zu reden, die allen Thieren angehören, und ohne welche das Thier aufhören würde, Thier zu ſein, und weder beſtehen noch ſich wiedererzeugen könnte, gibt es in den Theilen ſelbſt, die am meiſten zur Ungleichheit der äußern Form beitragen, eine ſtaunenswerthe Aehnlichkeit, die nothwendig die Idee einer erſten Grundzeichnung, nach welcher Alles geſchaffen worden zu ſein ſcheint, in uns hervorruft. Der Körper des Pferdes z. B., der auf den erſten Blick, ſo verſchieden vom menſchlichen Körper erſcheint, überraſcht nicht etwa, wenn man ihn im Einzeln und Theil für Theil zu vergleichen anhebt, durch die Verſchiedenheit, ſondern erregt nur noch Erſtaunen durch die außerordentliche und faſt vollſtändige Aehnlichkeit, die man findet. In der That, man nehme das Gerippe eines Menſchen, beuge die Knochen des Beckens, verkürze die Knochen der Hüften, der

Beine und Arme, verlängere die der Füße und Hände, ſchweiße die Gelenkknochen zuſammen, verlängere die Kinnladen, indem man das Stirnbein verkürzt, und verlängere endlich auch den Rückgrat, und das Gerippe hört auf das Gerüſt des Menſchen zu ſein, und iſt das Gerippe eines Pferdes: denn leicht ſetzt man voraus, daß, wenn man den Rückgrat und die Kinnladen verlängert, man zu gleicher Zeit die Zahl der Wirbelbeine, der Rippen und der Zähne vermehrt, und wirklich nur durch die Zahl dieſer Knochen, die man als bloße Zugabe betrachten kann, und durch die Verlängerung, Verkürzung oder Vereinigung der andern weicht das Baugerüſt des Körpers dieſes Thieres von dem des menſchlichen Körpers ab. Man hat gleich oben in der Beſchreibung des Pferdes dieſe Thatſachen zu feſt begründet geſehen, um daran zweifeln zu können. Allein, um dieſe Uebereinſtimmungen noch weiter zu verfolgen, betrachte man abgeſondert einige, zur Bildung der Geſtalt weſentliche, Theile, die Rippen z. B., und man wird ſie bei allen vierfüßigen Thieren, bei den Vögeln, bei den Fiſchen, finden und ihre Spuren bis zur Schildkröte verfolgen können, wo ſie noch durch die Furchen unter ihrer Schale angedeutet erſcheinen; man bedenke, wie Herr Daubenton bemerkt hat, daß der, dem Anſcheine nach von der Hand des Menſchen ſo verſchiedene Fuß des Pferdes gleichwohl aus denſelben Knochen zuſammengeſetzt iſt, und daß wir am Ende eines jeden Fingers das nämliche Knöchelchen als Huf haben, in welches der Fuß dieſes Thieres endet, und man wird beurtheilen, ob dieſe verdeckte Aehnlichkeit nicht bewundernswürdiger iſt, als die augenfälligen Unterſchiede; ob dieſe beſtändige Gleichförmigkeit und dieſer vom Menſchen an bis zu den vierfüßigen Thieren, von den vierfüßigen Thieren bis zu den Wallfiſchen, von den Wallfiſchen bis zu den Vögeln, von den Vögeln bis zu den kriechenden Thieren, von den kriechenden Thieren bis zu den Fiſchen u. ſ. f., bei denen allen ſich die weſentlichen Theile, wie das Herz, die Eingeweide, der Rückgrat, die Sinne u. ſ. w., ſtets vorfinden, befolgte Grundriß nicht anzudeuten ſcheinen, daß das höchſte Weſen, indem es die Thiere ſchuf, nur ein Urbild hat anwenden und es zugleich auf alle möglichen Arten hat ſchattiren wollen, damit der Menſch auf gleiche Weiſe ſowohl die Großartigkeit der Ausführung wie die Einfachheit des Grundriſſes bewundern möchte?

Unter dieſem Geſichtspunkte könnten nicht allein der Eſel und das Pferd, ſondern auch ſelbſt der Menſch, der Affe, die vierfüßigen und alle Thiere als Weſen betrachtet werden, die nur eine Familie ausmachen; aber ſoll man daraus folgern, daß bei dieſer großen und zahlreichen Familie, die nur Gott gedacht und aus dem Nichts hervorgezogen hat,

andere kleine Familien, zu denen der Plan von der Natur entworfen und von der Zeit ausgeführt worden, vorhanden wären, von denen die einen nur aus zwei Individuen, wie aus Pferd und Eſel, andere, wie die des Wieſels, des Feldmarders, des Frettchens, des Hausmarders u. ſ. w. aus mehreren Individuen zuſammengeſetzt wären, eben ſo wie es im Pflanzenreich Familien von 10, 20, 30 und mehreren Pflanzen gäbe? Beſtänden wirklich dieſe Familien, ſo hätten ſie nur durch die Vermiſchung, die allmähliche Veränderung und Ausartung der urſprünglichen Arten ſich bilden können: und gibt man einmal zu, daß es Familien in der Pflanzen- und Thierwelt gäbe, daß der Eſel der Familie des Pferdes angehörte und nur darum, weil er ausgeartet, von ihm verſchieden wäre, ſo wird man auf gleiche Weiſe ſagen können, der Menſch und der Affe hätten wie das Pferd und der Eſel einen gemeinſamen Urſprung, jede Familie, ſo im Thier- wie im Pflanzenreiche, hätten nur ein Elternpaar gehabt und ſelbſt wären alle Thiere von einem einzigen Thiere hergekommen, das in der Folge der Zeiten ſich veredelnd und entartend, alle Raçen der übrigen Thiere hervorgebracht hätte.

Die Naturforſcher, die ſo leichthin unter den Thieren und Pflanzen Familien aufſtellen, ſcheinen den ganzen Umfang dieſer Folgen nicht genug bemerkt zu haben, Folgen, die das unmittelbare Erzeugniß der Schöpfung auf eine beliebig kleine Anzahl von Individuen zurückführen würden; denn ſobald einmal dargethan wäre, daß man mit Recht dieſe Familien feſtſtellen könnte, wenn es nachgewieſen wäre, daß es im Thierreich und ſelbſt im Pflanzenreich, ich ſage nicht mehrere Arten, ſondern nur eine einzige gäbe, die durch die Entartung einer andern Art hervorgebracht worden; wenn es wahr wäre, daß der Eſel nur ein entartetes Pferd wäre, ſo gäbe es für die Macht der Natur keine Schranken mehr, und man hätte nicht Unrecht anzunehmen, daß ſie aus einem einzigen Weſen mit der Zeit alle andern organiſirten Weſen herleiten konnte.

Aber nein: es iſt gewiß, durch die Offenbarung gewiß, daß alle Thiere auf gleiche Weiſe an der Gnade der Schöpfung Theil genommen, daß die beiden erſten einer jeden Art und aller Arten völlig geſtaltet aus des Schöpfers Händen hervorgegangen, und man darf glauben, daß ſie beinahe ſo waren, wie ſie uns heutzutage durch ihre Nachkommen vorgeſtellt werden. Ueberdies, ſeit man die Natur beobachtet hat, von Ariſtoteles Zeit an bis auf die unſrige, hat man keine neue Art erſcheinen ſehen, ungeachtet der reißend ſchnellen Bewegung, welche die Theile des Stoffes erfaßt, aufhäuft oder zerſtreut, ungeachtet der endloſen Zahl von Verknüpfungen, die während dieſer 5 Jahrhunderte hätten vor ſich gehen müſſen, ungeachtet der zufälligen oder erzwungenen Paarungen von

Thieren entfernter oder nahe ſtehender Arten, aus denen immerdar nur verdorbene und unfruchtbare Individuen entſtanden, die keinen Stamm zu neuen Geſchlechtsfolgen bilden konnten. Die Aehnlichkeit, ſo im Aeußern wie im Innern, wäre ſie ſelbſt bei manchen Thieren noch größer als ſie es beim Pferd und Eſel iſt, darf uns dennoch nicht verleiten, dieſe Thiere in dieſelbe Familie zuſammen zu werfen, eben ſo wenig als ihnen einen gemeinſamen Urſprung zu geben; denn kämen ſie von demſelben Elternpaare her, gehörten ſie wirklich derſelben Familie an, ſo würde man ſie wieder nähern, ſie von Neuem vereinigen und mit der Zeit vernichten können, was die Zeit geſchaffen hätte.

Ferner muß man bedenken, daß, obwohl die Natur ihren Weg in leiſen Uebergängen und oft unmerklichen Abſtufungen verfolgt, das Verhältniß dieſer Abſtufungen oder Uebergänge bei weitem nicht überall gleich iſt, daß, je höher die Arten, ſie um ſo weniger zahlreich und die Abſtände der Stufen, die ſie trennen, um ſo größer ſind; daß dagegen die kleinen Arten ſehr zahlreich ſind und ſich unter einander näher ſtehen; ſo daß man um ſo viel mehr verſucht iſt, ſie in eine und dieſelbe Familie unter einander zu miſchen, je mehr ſie uns durch ihre Menge und ihre kleinen Verſchiedenheiten, womit wir unſer Gedächtniß zu beſchweren genöthigt ſind, verwirren und ermüden. Allein man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Familien unſer Werk ſind, daß wir ſie nur zur Erleichterung für unſern Geiſt gemacht haben, daß, wenn er nicht die wirkliche Folgenreihe aller Weſen aufzufaſſen vermag, dieſes unſer Fehler und nicht der Fehler der Natur iſt, welche dieſe vorgeblichen Familien gar nicht kennt und in der That nur Individuen enthält.

Ein Individuum iſt ein abgeſondertes, einzelſtehendes, getrenntes Weſen, welches mit den übrigen Weſen nichts gemein hat, als daß es ihnen gleicht oder auch verſchieden von ihnen iſt. Alle ähnlichen Individuen auf der Oberfläche der Erde werden ſo angeſehen, als bildeten ſie zuſammen die Art dieſer Individuen. Indeſſen macht weder die Anzahl noch die Vereinigung der ähnlichen Individuen die Art aus; die beſtändige Aufeinanderfolge und die nicht unterbrochene Erneuerung dieſer Individuen bildet ſie; denn ein Weſen, das immer fortdauerte, würde keine Art ausmachen, eben ſo wenig Millionen ähnlicher Weſen, die ebenfalls immer fortdauerten. Art iſt mithin ein abſtraktes und allgemeines Wort, wovon die Sache nur beſteht, ſofern man die Natur in der Aufeinanderfolge der Zeiten und in der beſtändigen Zerſtörung und der eben ſo beſtändigen Wiedererneuerung der Weſen betrachtet. Nur indem wir die Natur von heute mit der der frühern Zeiten und die gegenwärtigen Individuen mit den geweſenen vergleichen, erhalten wir eine richtige Vorſtellung von dem,

was man Art nennt, und die Vergleichung der Zahl oder der Aehnlichkeit der Individuen iſt nur eine untergeordnete und oft von der erſtern unabhängige Vorſtellung; denn der Eſel gleicht dem Pferde mehr als der Pudel dem Windſpiel, und dennoch machen der Pudel und das Windſpiel nur eine und dieſelbe Art aus, weil ſie zuſammen Individuen erzeugen, die ſelbſt wieder andere erzeugen können, wohingegen das Pferd und der Eſel ſicher verſchiedene Arten ſind, weil ſie zuſammen nur verdorbene und unfruchtbare Individuen erzeugen.

Mithin in der charakteriſtiſchen Verſchiedenheit der Arten ſind die Abſtände der Stufen der Natur am deutlichſten bemerkbar und am beſten ausgeprägt; man könnte ſelbſt ſagen, daß dieſe Abſtände zwiſchen den Arten am meiſten ſich gleich bleiben und am wenigſten unter ſich abweichen, da man immer eine Scheidelinie zwiſchen zwei Arten, das heißt zwiſchen zwei Reihenfolgen von Individuen ziehen kann, die ſich wiedererzeugen und ſich nicht vermiſchen können, wie man auch zwei Reihenfolgen von Individuen, die ſich wiedererzeugen, indem ſie ſich vermiſchen, in eine einzige Art vereinigen kann. Dieſer Punkt iſt der feſteſte, den wir in der Naturgeſchichte haben; alle andern Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, die man bei der Vergleichung der Weſen auffinden könnte, wären weder ebenſo beſtändig, noch ebenſo weſentlich, noch eben ſo ſicher. Dieſe Abſtände ſind auch die einzigen Scheidelinien, die man in unſerm Werke finden wird: wir werden die Weſen nicht anders eintheilen, als ſie in der That eingetheilt ſind; jede Art, jede Reihenfolge von Weſen, die ſich wiedererzeugen und ſich nicht vermiſchen können, wird für ſich betrachtet und abgeſondert behandelt werden; und wir werden uns der Familien, der Gattungen, der Ordnungen und der Klaſſen nur ſo weit bedienen, als auch die Natur ſich ihrer bedient.

Da die Art nichts anderes als eine beſtändige Reihenfolge ähnlicher und ſich wiedererzeugender Individuen iſt, ſo leuchtet es ein, daß ſich dieſe Benennung nur auf die Thiere und Pflanzen ausdehnen ſoll, und bloß durch einen Mißbrauch der Kunſtausdrücke oder der Ideen die Nomenklatoren ſie angewendet haben, um die verſchiedenerlei Mineralien zu bezeichnen. Mithin darf man nicht das Eiſen als eine Art und das Blei als eine andere Art anſehen, ſondern beides nur als zwei verſchiedene Metalle; und man wird in unſerer Abhandlung über die Mineralien ſehen, daß die Scheidelinien, die wir bei der Eintheilung der Mineralſtoffe ziehen, ſehr verſchieden von denen ſein werden, die wir für die Thiere und Pflanzen ziehen.

Doch, um wieder auf die Ausartung der Weſen und insbeſondere der Thiere zurückzukommen, laßt uns noch näher die Mannichfaltigkeit der Natur

in den Varietäten, die ſie uns zeigt, betrachten und unterſuchen; und da die Menſchenart uns am beſten bekannt iſt, ſo laßt uns ſehen, wie weit ſich in ihr dieſe Mannichfaltigkeit von Varietäten ausdehnt. Die Menſchen weichen unter ſich vom Weißen bis zum Schwarzen in der Farbe, vom Doppelten bis zum Einfachen in der Höhe der Körpergeſtalt, in der Dicke, Leichtigkeit, Stärke u. ſ. w. und von Allem bis zum Nichts in Hinſicht auf den Geiſt ab; doch dieſe letzte Eigenſchaft darf, als dem Stoffe nicht angehörend, hier nicht betrachtet werden: die andern ſind die gewöhnlichen Abwechſelungen der Natur, die vom Einfluſſe des Himmelsſtriches und der Nahrung herrühren. Allein dieſe Verſchiedenheiten der Farbe und der Ausdehnungen im Körperwuchſe hindern nicht, daß der Neger und der Weiße, der Lappländer und der Patagone, der Rieſe und der Zwerg, zuſammen Individuen erzeugen, die ſich ſelbſt wiedererzeugen können, und daß folglich dieſe, dem Anſchein nach ſo verſchiedenen, Menſchen alle einer einzigen und derſelben Art angehören, da ja eben dieſe beſtändige Wiedererzeugung die Art ausmacht. Nach dieſen allgemeinen Abweichungen gibt es andere, die beſonderer ſind und gleichwohl ſich fortpflanzen, wie die ungeheuren Beine der Menſchen, die man vom Stamme des heiligen Thomas auf der Inſel Ceylon nennt, die rothen Augen und weißen Haare der Darier und der Chacrelen, die ſechs Finger und Zehen in gewiſſen Familien u. ſ. w., dieſe außerordentlichen Abweichungen ſind zufällige Fehler des Mangels oder des Uebermaßes, die ſich Anfangs bei einigen Individuen vorfanden, und dann in der Folge von Geſchlecht zu Geſchlecht, wie andere erbliche Gebrechen und Krankheiten, fortgepflanzt haben. Allein dieſe Verſchiedenheiten, obwohl beſtändig, dürfen nur als individuelle Abweichungen betrachtet werden, welche dieſe Individuen nicht von ihrer Art trennen, da ja die ungewöhnlichen Raçen dieſer Leute mit dicken Beinen oder mit ſechs Fingern ſich mit der gewöhnlichen Raçe vermiſchen und Individuen erzeugen können, die ſich ſelbſt wiedererzeugen. Dasſelbe gilt von den ſonſtigen Unförmlichkeiten und Mißgeſtalten, die ſich von den Eltern her den Kindern mittheilen. Bis dahin erſtrecken ſich die Verirrungen der Natur, das ſind die weiteſten Gränzen ihrer Abweichungen beim Menſchen; und gibt es Individuen, die noch weiter ausarten, ſo ändern dieſe Individuen, die da nicht wiedererzeugen, weder die Beſtändigkeit noch die Einheit der Art ab. Alſo gibt es beim Menſchen nur eine und dieſelbe Art; und obwohl dieſe Art vielleicht die zahlreichſte und ausgebreitetſte an Einzelweſen und zugleich die unbeſtändigſte und regelloſeſte in all ihren Handlungen iſt, man ſieht nicht, daß dieſe ungeheueren Verſchiedenheiten der Neigungen, der Nahrung, des Himmelsſtriches und ſo vieler andern Verknüpfungen, die man annehmen kann, Weſen hervorgebracht hätten, die von den andern

verſchieden genug wären, um ein eigenes Geſchlecht zu bilden, und zugleich uns ähnlich genug, daß wir nicht läugnen könnten, ihnen angehört zu haben.

Wenn der Neger und der Weiße zuſammen nicht zeugen könnten, wenn ſelbſt nur das, was ſie gezeugt hätten, unfruchtbar bliebe, wenn der Mulatte ein wahres Maulthier wäre, alsdann gäbe es zwei wohlunterſchiedene Arten; der Neger ſtände gegen den Menſchen in demſelben Verhältniſſe, wie der Eſel zum Pferde, oder vielmehr, wäre der Weiße der Menſch, ſo würde der Neger kein Menſch mehr ſein; er wäre ein beſonderes Thier, wie der Affe, und wir dürften mit Recht denken, daß der Weiße und der Neger keinen gemeinſamen Urſprung gehabt hätten. Aber dieſe Annahme ſelbſt wird durch die That widerlegt, und da alle Menſchen miteinander ſich verbinden und zeugen können, ſo kommen alle Menſchen von demſelben Stamm her und gehören derſelben Familie an.

Mögen zwei Individuen miteinander nicht zeugen können, es bedarf dazu nur einiger leichter Ungleichheiten im Temperament, oder einer zufälligen Mangelhaftigkeit in den Zeugungsgliedern des einen oder des andern dieſer beiden Individuen. Mögen zwei Individuen von verſchiedenen Arten, die man miteinander vereinigt, andere Individuen erzeugen, die weder dem einen noch dem andern ähnlich, nichts Beſtimmtem ähnlich ſind; es bedarf dazu nur eines gewiſſen Grades von Gleichheit zwiſchen der Form des Körpers und den Zeugungsgliedern dieſer verſchiedenen Thiere. Aber welch einer unermeßlichen und vielleicht unendlichen Zahl von Verknüpfungen bedürfte es, um nur annehmen zu können, daß zwei Thiere, ein männliches und ein weibliches, von einer gewiſſen Art, nicht allein ausgeartet genug wären, um nicht mehr dieſer Art anzugehören, das heißt, um nicht mehr mit denen, welchen ſie ähnlich waren, zeugen zu können, ſondern auf beide genau bis zu demſelben Grade, und zu dem Grade ausgeartet, der dazu nöthig wäre, daß nur ſie miteinander zeugen könnten und ferner, welcher anderen unermeßlichen Menge von Verknüpfungen bedürfte es noch, damit dieſes neue Erzeugniß dieſer beiden ausgearteten Thiere genau denſelben Geſetzen folgte, die man bei der Zeugung der vollkommenen Thiere beobachtet! denn ein ausgeartetes Thier iſt ſelbſt ein verdorbenes Erzeugniß; und wie wäre es möglich, daß ein verdorbener Stamm, daß eine Verſchlechterung, eine Verneinung ſich fortpflanzen und nicht allein eine Reihenfolge beſtändig gleicher Weſen erzeugen, ſondern ſie auch auf dieſelbe Weiſe und nach denſelben Geſetzen erzeugen könnte, wie ſich wirklich die Thiere wiedererzeugen, deren Stamm reingehalten iſt.

Kann man mithin auch nicht nachweiſen, daß die Erzeugung einer Art durch die Ausartung, etwas der Natur Unmögliches ſei, ſo iſt doch die

Menge der, dagegen ſprechenden, Wahrſcheinlichkeiten ſo übergroß, daß man, ſelbſt nach philoſophiſchen Grundſätzen, kaum daran zweifeln darf: denn iſt irgend eine Art durch die Ausartung einer andern hervorgebracht worden, kommt die Art des Eſels von der Art des Pferdes her, ſo konnte dieſes nur allmählich und ſtufenweiſe vor ſich gehen; es hätte zwiſchen dem Pferd und dem Eſel eine große Menge zwiſchen beiden in der Mitte ſtehender Thiere gegeben, wovon die erſtern ſich nach und nach von der Natur des Pferdes entfernt und die letzten ſich nach und nach der des Eſels genähert hätten. Und warum ſollen wir heutzutage die Vertreter, die Abkömmlinge dieſer Zwiſchenarten nicht ſehen? warum ſind nur die beiden äußerſten übrig geblieben.

Der Eſel iſt demnach ein Eſel und kein ausgeartetes Pferd, kein Pferd mit nacktem Schwanz, er iſt weder Fremdling, noch Eindringling, noch Baſtard, er hat, wie alle andern Thiere, ſeine Familie, ſeine Art und ſeinen Rang; ſein Blut iſt unverfälſcht, ſein Adel, ob auch minder berühmt doch eben ſo gut, eben ſo alt als der des Pferdes. Warum denn ſo viel Verachtung gegen dieſes ſo gute, ſo geduldige, ſo mäßige, ſo nützliche Thier. Sollten die Menſchen ſelbſt unter den Thieren diejenigen verachten, die ihnen zu gut uud für wenige Koſten dienen? Man gibt dem Pferde Erziehung, man pflegt es, unterrichtet es, übt es, während der Eſel, der Plumpheit des gemeinſten unter den Knechten, oder der Bosheit der Kinder preisgeben, durch ſeine Erziehung, weit entfernt zu gewinnen, nur verlieren kann; und beſäße er nicht einen großen Vorrath guter Eigenſchaften, er würde ſie wirklich durch die Art, wie man ihn behandelt, verlieren. Er iſt das Spielwerk, das Stichblatt, die Zielſcheibe ungezogener Menſchen, die ihn, den Stock in der Hand, führen, die ihn ſchlagen, überladen, abarbeiten, ohne Vorſicht, ohne Schonung. Darauf achtet man nicht, daß der Eſel an ſich ſelbſt und für uns das erſte, das ſchönſte, das beſtgebaute, das ausgezeichnetſte aller Thiere ſein würde, wenn es auf der Welt kein Pferd gäbe. Es iſt das zweite, ſtatt das erſte zu ſein, und darum allein ſcheint es nichts Mehr zu ſein. Die Vergleichung ſetzt es herunter. Man betrachtet, man beurtheilt es, nicht an und für ſich, ſondern im Verhältniß zum Pferde: man vergißt, daß es ein Eſel iſt, daß es alle Tugenden ſeiner Natur, alle, ſeiner Art zugetheilten, Gaben beſitzt, und denkt nur an die Geſtalt und die Tugend des Pferdes, die ihm fehlen und die es nicht haben ſoll.

Er iſt ſeinem Naturell nach eben ſo demüthig, ſo geduldig, ſo ruhig, wie das Pferd ſtolz, feurig, ungeſtüm; er erträgt die Züchtigung und Schläge mit Standhaftigkeit und vielleicht mit Muth. Er iſt mäßig, ſowohl in Betreff der Menge als der Güte der Nahrung; er begnügt ſich

mit den härteſten und unangenehmſten Gräſern, die das Pferd und die andern Thiere ihm laſſen und verſchmähen. Er iſt ſehr fein in Bezug aufs Waſſer; er will nur vom klarſten Waſſer und aus Bächen, die ihm bekannt ſind, trinken. Er trinkt eben ſo mäßig, wie er frißt, und ſteckt durchaus nicht ſeine Naſe ins Waſſer, wegen der Furcht, wie man ſagt, die ihm der Schatten ſeiner Ohren einflößt. Da man ſich nicht die Sorge nimmt, ihn zu ſtriegeln, ſo wälzt er ſich oft auf dem Raſen, in den Diſteln, auf dem Farnkraut; und ohne ſich viel um das zu kümmern, was man ihn tragen läßt, legt er ſich, ſo oft er kann, nieder, um ſich zu wälzen und ſcheint dadurch ſeinem Herrn die geringe Sorge, die er für ihn trägt, vorzuwerfen; denn er wälzt ſich nicht, wie das Pferd, im Koth und Waſſer, er fürchtet ſogar ſeine Füße zu benetzen und geht ſeitwärts aus, um den Schmutz zu vermeiden; auch hat er einen trockenen und reinern Fuß als das Pferd. Er iſt für Erziehung empfänglich, und man hat manche geſehen, die gut genug abgerichtet waren, um dem Volk ein ergötzliches Schauſpiel aufzuführen.

In ſeiner erſten Jugend iſt er munter und ſelbſt ziemlich hübſch; er beſitzt Behändigkeit und Artigkeit; aber bald verliert er ſie, ſei es durchs Alter, oder durch die ſchlechte Behandlung, und er wird langſam, ungelehrig und eigenſinnig; nur in Betreff des Vergnügens iſt er feurig, oder vielmehr in dem Grade wüthend darauf erpicht, daß Nichts ihn zurückhalten kann und man ſchon manche ſich ihm zu ſehr überlaſſen und einige Augenblicke hernach ſterben geſehen hat; und wie er mit einer Art von Wuth liebt, hegt er auch für ſeine Nachkommenſchaft die ſtärkſte Anhänglichkeit. Plinius verſichert uns, daß, wenn man die Mutter von ihrem Füllen trennt, ſie durch Flammen geht, um zu ihm zu gelangen. Er hängt ſich auch an ſeinen Herrn, obſchon er gewöhnlich von ihm mißhandelt wird: er bemerkt ihn von Weitem und unterſcheidet ihn von allen andern Leuten; auch erkennt er die Oerter wieder, die er zu bewohnen pflegt, die Wege, die er öfter gemacht hat. Er hat gute Augen, einen bewundernswürdigen Geruch, beſonders für die Körperchen der Eſelinn, ein treffliches Ohr, was auch dazu beigetragen, daß man ihn in die Reihe der furchtſamen Thiere geſetzt hat, die alle, wie man behauptet, ein ſehr feines Gehör und lange Ohren haben.

Ueberladet man ihn, ſo gibt er es zu erkennen, indem er den Kopf beugt und die Ohren ſenkt; quält man ihn zu ſehr, ſo öffnet er den Mund und zieht die Lefzen auf eine ſehr unangenehme Weiſe zurück, was ihm eine ſpöttiſche und höhnende Miene gibt. Wenn man ihm die Augen bedeckt, ſo bleibt er unbeweglich, und wenn er auf der Seite liegt und man legt ihm den Kopf ſo, daß das eine Auge an die Erde gelehnt iſt,

und bedeckt ihm das andere Auge mit einem Steine oder einem Stück Holz, ſo wird er in dieſer Lage bleiben, ohne irgend eine Bewegung zu machen und ohne ſich zu ſchütteln, um aufzuſtehen. Er geht, er trabt, er galoppirt wie das Pferd; aber all dieſe Bewegungen ſind kurz und weit langſamer. Obwohl er von Anfang mit ziemlicher Schnelligkeit laufen kann, ſo kann er doch während eines kurzen Zeitraumes nur eine kurze Strecke, zurücklegen, und welchen Gang er auch nehme, treibt man ihn an, ſo kann er bald nicht mehr fort.

Das Pferd wiehert, der Eſel yaht; dies geſchieht Mittels eines ſtarken, ſehr langen, ſehr unangenehmen und durch die Diſſonanzen, die von Höhe zu Tiefe und von Tiefe zu Höhe abwechſeln, ſehr ſchlecht klingenden Geſchreis. Gewöhnlich ſchreit er nur, wann er von Liebe oder Hunger angetrieben wird. Die Eſelinn hat eine hellere und durchdringendere Stimme. Der Eſel, den man verſchneidet, ſchreit nur mit ſchwacher Stimme, und obwohl er ſich eben ſo anzuſtrengen und dieſelben Bewegungen der Kehle zu machen ſcheint, ſo läßt ſich doch ſein Geſchrei nicht weit hören.

Unter allen, mit Haar bedeckten, Thieren iſt der Eſel am wenigſten von Ungeziefer heimgeſucht. Nie hat er Läuſe, was offenbar von der Härte und Trockenheit ſeiner Haut herrührt, die in der That härter als die der meiſten übrigen Vierfüßer iſt; und eben deshalb iſt er auch viel weniger empfindlich gegen die Peitſche und den Fliegenſtich als das Pferd.

Nach zwei und einem halben Jahre fallen die erſten Schneidezähne in der Mitte und nachher fallen auch die andern Schneidezähne neben den erſten aus und erneuern ſich in derſelben Zeit und derſelben Ordnung, wie die des Pferdes. Man unterſcheidet auch den Eſel vom Pferde durch die Zähne, die dritten Schneidezähne auf jeder Seite geben für ihn ein Kennzeichen ab, wie beim Pferde.

Mit dem zweiten Jahre iſt der Eſel zeugungsfähig. Die Eſelinn iſt noch früher reif als der Eſel und gerade eben ſo lüſtern; aus dieſer Urſache iſt ſie nicht ſehr fruchtbar; ſie wirft die Feuchtigkeit, die ſie eben in der Paarung empfangen hat, hinaus, wofern man nicht dafür ſorgt, ihr ſchnell das angenehme Gefühl zu benehmen, indem man ihr Schläge gibt, um die Folge der wollüſtigen Zuckungen und Bewegungen zu unterdrücken; ohne dieſe Vorſichtsmaßregel würde ſie ſich ſehr ſelten beziehen. Die gewöhnlichſte Brunſtzeit iſt der Mai und Juni. Iſt ſie trächtig, ſo hört die Brunſt bald auf, und im zehnten Monat erſcheint die Milch in den Brüſten: ſie wirft im zwölften, und oft finden ſich feſte Stücke in der Feuchtigkeit des Schafhäutchens, ähnlich dem Hippomanes des Füllen. Sieben Tage, nachdem die Eſelinn geworfen, erneuert ſich die Brunſt und ſie iſt wieder im Stande, ſich zu beziehen, der Art, daß ſie, ſo zu

ſagen, unaufhörlich zeugen und nähren kann. Sie bringt nur ein Junges zur Welt und ſo ſelten zwei, daß man kaum Beſpiele davon hat. Am Ende des fünften oder ſechſten Monats kann man das Eſelfüllen abſetzen, und es iſt dieſes ſogar nöthig, wenn die Eſelinn trächtig iſt, damit ſie ihre Leibesfrucht beſſer nähren könne. Der Beſchäler muß unter den größten und ſtärkſten ſeiner Art herausgewählt werden; er darf nicht weniger als 3 Jahre und nicht über 10 alt ſein, er muß hohe Beine haben, einen vollen Körper; einen hohen und leichten Kopf, lebhafte Augen, große Nüſtern, einen etwas langen Hals, eine breite Bruſt, fleiſchige Lenden, eine platte Kruppe, einen kurzen Schwanz, glänzendes, weich anzufühlendes und dunkelgraues Haar.

Der Eſel, der wie das Pferd, 3 bis 4 Jahre zum Wachſen braucht, lebt auch, wie das Pferd, 25 bis 30 Jahre; man behauptet nur, daß die weiblichen gewöhnlich länger als die männlichen leben; doch rührt dieſes vielleicht blos daher, weil ſie, die da oft trächtig ſind, ein wenig geſchont werden, wogegen man den männlichen unaufhörlich mit Arbeit und Prügel zuſetzt. Sie ſchlafen weniger als die Pferde und legen ſich zum Schlafen nur dann nieder, wann ſie übermüdet ſind. Der Beſchältereſel iſt auch dauerhafter als das Beſchälerpferd: je älter er iſt, je feuriger erſcheint er; und überhaupt iſt die Geſundheit dieſes Thieres weit feſter als die des Pferdes: er iſt weniger zart, bei weitem nicht einer ſolchen Menge von Krankheiten unterworfen; die Alten ſelbſt kannten an ihm kaum eine andere als den Rotz, dem er, wie geſagt, auch weit weniger unterworfen iſt, als das Pferd.

Es gibt unter den Eſeln, wie unter den Pferden, verſchiedene Abarten, die man aber weniger kennt, weil man ſie nicht mit derſelben Aufmerkſamkeit gewartet, noch verfolgt hat; nur kann man kaum daran zweifeln, das urſprünglich alle aus den warmen Himmelsſtrichen herkommen. Ariſtoteles verſichert, daß es zu ſeiner Zeit keine in Skythien, noch ſelbſt in Gallien gab, deſſen Himmel, ſagt er, unaufhörlich kalt iſt; und er fügt hinzu, der kalte Himmel verurſache entweder, daß ſie nicht zeugen könnten, oder daß ſie ausarteten, und aus dieſem letztern Grunde ſeien ſie in Illyrien, Thrakien und Epirus klein und ſchwach: ſo ſind ſie auch in Frankreich, obwohl ſie daſelbſt ſchon ziemlich lange her einheimiſch gemacht worden und die Kälte des Himmelsſtriches ſeit 2000 Jahren durch die Menge ausgerotteter Wälder und ausgetrockneter Sümpfe ſehr abgenommen hat. Aber noch gewiſſer ſcheint es zu ſein, daß ſie in Schweden und den übrigen Ländern des Nordens neu ſind. Urſprünglich ſcheinen ſie aus Arabien gekommen, aus Arabien nach Aegypten, aus Aegypten nach Griechenland, aus Griechenland nach Italien, aus Italien nach Frankreich und ſodann

nach Deutſchland, nach England und endlich nach Schweden u. ſ. w. gezogen zu ſein; denn ſie ſind wirklich um ſo viel ſchwächer und kleiner, als die Himmelsſtriche kälter ſind.

Dieſe Wanderung erſcheint durch die Berichte der Reiſenden ziemlich erwieſen. Chardin ſagt: „Es gibt zweierlei Eſel in Perſien, die einheimiſchen, die langſam und ſchwerfällig ſind, und derer man ſich nur zum Laſttragen bedient und eine Raçe arabiſcher Eſel, die recht hübſche Thiere und die erſten Eſel der Welt ſind, ſie haben glattes Haar, hohen Kopf, leichte Füße, ſie erheben ſie mit Lebhaftigkeit, ſie gehen gut und man bedient ſich ihrer nur zum Reiten. Man legt ihnen runde und oben platte Saumſättel an, die mit Tuch oder Teppichen behangen und mit dem Geſchirr und Steigbügeln verſehen ſind; man ſetzt ſich mehr nach dem Hintertheil als nach dem Halſe zu darauf. Manche von dieſen Eſeln kauft man um 400 Gulden und keinen könnte man für weniger als 25 Piſtolen haben; man wartet ſie wie die Pferde, lehrt ſie aber nicht anders als im Paß gehen, und die Kunſt, ſie dazu abzurichten, beſteht darin, daß man ihnen die Vorder- und Hinterbeine derſelben Seite durch zwei baumwollene Stricke zuſammen bindet, die man nach dem Maße des Schrittes eines Eſels, der den Paß geht, nimmt und durch ein anderes Seil, das in der Gegend des Steigbügels in den Gurt geht, in der Höhe hält. Eine Art von Bereiter reitet ſie Morgens und Abends und übt ſie in dieſem Gange. Man ſpaltet ihnen die Nüſtern, um ihnen mehr Athem zu geben, und ſie gehen ſo raſch, daß man galloppiren muß, um ihnen zu folgen.“

Würden die Araber, welche die Raçen ihrer Pferde mit ſo großer Sorgfalt und ſeit ſo langer Zeit rein zu erhalten pflegen, ſich dieſelbe Mühe für die Eſel geben? oder vielmehr ſcheint dieſes nicht zu beweiſen, daß der Himmelsſtrich Arabiens der erſte und beſte für die einen wie für die andern iſt? Von dort kamen ſie nach der Berberei, nach Aegypten, wo ſie ſchön und von großem Wuchſe ſind, eben ſo in den übermäßig heißen Erdſtrichen, wie in Indien und Guinea, wo ſie größer, ſtärker und beſſer als die einheimiſchen Pferde ſind; ſie genießen ſelbſt große Ehre, in Madura, wo einer der beträchtlichſten und edelſten Stämme der Indier ſie beſonders verehrt, weil man glaubt, die Seelen aller Adligen gingen in den Körper der Eſel über. Endlich findet man die Eſel in allen ſüdlichen Ländern vom Senegal bis nach China in größerer Menge als die Pferde; auch findet man häufiger wilde Eſel als wilde Pferde. Die Lateiner nannten, nach den Griechen, den wilden Eſel Onager; dieſen Onager muß man nicht, wie es einige Naturforſcher und mehrere Reiſenden thun, mit dem Zebra verwechſeln, deſſen Naturgeſchichte wir beſonders liefern werden, weil das

Zebra einer, von der Art des Eſels verſchiedenen Art angehört. Der Onager oder der wilde Eſel iſt nicht, wie das Zebra, geſtreift, und hat bei weitem keine ſo ſchöne Geſtalt. Wilde Eſel findet man auf einigen Inſeln des Archipels und insbeſondere auf Cerigo. Viele gibt es in den Wüſten Lybiens und Numidiens: ſie ſind grau und laufen ſo ſchnell, daß nur die Pferde aus der Berberei ſie im Lauf einzuholen vermögen. Erblicken ſie einen Menſchen, ſo ſchreien ſie laut auf, ſchlagen aus, halten ſtill und fliehen nicht, bis man ihnen naht. Man fängt ſie mit Fallen und Stricken. Weiden und trinken gehen ſie truppweiſe. Man ißt ihr Fleiſch. Zur Zeit Marmols, den ich eben angeführt habe, gab es auf der Inſel Sardinien wilde Eſel, die aber kleiner als die afrikaniſchen waren. Und Pietro della Valle ſagt, er habe zu Baſſora einen wilden Eſel geſehen: ſeine Geſtalt war von der der zahmen Eſel gar nicht verſchieden; nur hatte er eine hellere Farbe und vom Kopfe bis zum Schwanze einen blonden Streif; auch war er lebhafter und leichter in Laufe als die gewöhnlichen Eſel. Olearius berichtet, daß der König von Perſien ihn eines Tages mit ſich in ein kleines Gebäude, das die Form eines Theaters hatte, ſteigen ließ, um hier einen Imbiß von Früchten und Zuckerwerk zu halten; daß man nach dem Mahl 32 wilde Eſel herein kommen ließ, auf welche der König einige Kugeln und Pfeile abſchoß, und daß er hierauf den Geſandten und andern großen Herren auch zu ſchießen erlaubte; daß es keine geringe Unterhaltung war, dieſe Eſel zu ſehen, beladen, wie ſie waren, bisweilen mit mehr als 10 Pfeilen, womit ſie die andern beläſtigten und verwundeten, wann ſie ſich unter ſie miſchten, ſo daß ſie auf eine ſeltſame Weiſe ſich zu beißen und gegeneinander auszuſchlagen anfingen; und daß, als man ſie alle erſchoſſen und der Reihe nach vor dem Könige niedergelegt hatte, man ſie nach Ispahan und in die Hofküche ſchickte, da die Perſer das Fleiſch dieſer wilden Eſel ſo hoch ſchätzten, daß ſie daraus ein Sprichwort gemacht hatten u. ſ. w. Doch es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe 32 wilden Eſel alle in den Wäldern gefangen genommen worden, und es waren vermuthlich Eſel, die man in großen Thiergärten aufzog, um das Vergnügen zu haben, ſie zu jagen und zu eſſen.

In Amerika hat man keine Eſel gefunden, auch keine Pferde, obwohl das Klima, vorzüglich das des ſüdlichen Amerikas, ihnen eben ſo gut wie irgend ein anderes zuſagt. Diejenigen, welche die Spanier aus Europa hinübergebracht und auf den großen Inſeln und auf dem Feſtlande haben laufen laſſen, haben ſich dort ſehr vermehrt, und man findet in mehreren Gegenden wilde Eſel, die ſchaarenweiſe wandern und die man eben ſo wie die wilden Pferde mit Fallen fängt.

Der Eſelhengſt erzeugt mit der Pferdeſtute das Maulthier, und der

Pferdehengſt mit der Eſelſtute den Mauleſel, der vom Maulthier in mancherlei Hinſicht verſchieden iſt, doch wir behalten uns vor, über die Zeugung der Maulthiere, der Jumarren u. ſ. w. beſonders zu reden und wollen die Naturgeſchichte des Eſels mit der Beſchreibung ſeiner Eigenthümlichkeiten und der Dienſte, wozu wir ihn gebrauchen können, ſchließen.

Da die wilden Eſel in unſern Erdſtrichen unbekannt ſind, ſo können wir nicht ſagen, ob wirklich ihr Fleiſch angenehm zu eſſen iſt: gewiß aber iſt es, daß das der zahmen ſehr ſchlecht, härter, von widerlicherm Geſchmack, als das Pferdefleiſch, iſt; Galien ſagt ſelbſt, es ſei eine ſchädliche und Krankheiten erzeugende Nahrung. Die Eſelsmilch iſt dagegen ein bewährtes und ſpezifiſches Heilmittel für gewiſſe Uebel, und der Gebrauch dieſes Heilmittels hat ſich von den Griechen her bis auf unſere Zeit erhalten. Um gute Eſelsmilch zu bekommen, muß man eine junge, geſunde, fleiſchige Eſelinn wählen, die vor Kurzem geworfen hat und ſeitdem nicht wieder belegt worden iſt; man muß ihr das Eſelsfülleu, das ſie ſäugt, wegnehmen, ſie rein halteu, gut mit Heu, Hafer, Gerſte und Kraut nähren, deſſen heilſame Eigenſchaften auf die Krankheit wirken können, darauf achten, daß man die Milch nicht kalt wirden laſſe, noch ſie der freien Luft ausſetzen, was ſie in kurzer Zeit verderben würde.

Die Alten legten auch viele Heilkräfte dem Blut, dem Harn u. ſ. w. des Eſels bei und viele andere ſpezifiſche Kräfte dem Gehirn, dem Herzen, der Leber u. ſ. w. dieſes Thieres; doch die Erfahrung hat das, was ſie darüber ſagen, widerlegt oder zum wenigſten nicht beſtätigt.

Da die Eſelshaut ſehr hart und ſehr federkräftig iſt, ſo wendet man ſie mit Nutzen zu verſchiedenen Zwecken an; man macht aus ihnen Siebe, Trommeln, und ſehr gute Schuhe, dickes Pergament zu Schreibtafeln, die man mit einer leichten Gypslage überzieht. Auch verfertigen die Orientalen aus der Eſelshaut den Sagri, den wir Chagrin nennen. Wahrſcheinlich ſind auch die Knochen, gleich der Haut dieſes Thieres, härter als die Knochen der andern Thiere, da die Alten Flöten daraus machten, und ſie dieſelben klangvoller als die andern Knochen fanden.

Der Eſel kann vielleicht, im Verhältniſſe zu ſeinem Umfange, unter allen Thieren die größten Laſten tragen, und da ſein Unterhalt faſt nichts koſtet, und er, ſo zu ſagen, keine Wartung erfordert, ſo iſt er von großem Nutzen fürs Land, für die Mühle u. ſ. w. Er kann auch zum Reiten dienen: alle ſeine Gänge ſind ſanft, und er ſtrauchelt weniger, als das Pferd. Man ſpannt ihn oft in den Ländern, wo der Boden leicht iſt, vor den Pflug; und ſein Miſt iſt ein trefflicher Dünger für ſchweres und feuchtes Land.

E. v. 2. 4.

Der Ochs.

Die Oberfläche der Erde, geſchmückt mit ihrem Grün, iſt die unerſchöpfliche und allgemeine Quelle, woraus der Menſch und die Thiere ihren Unterhalt gewinnen. Alles, was in der Natur lebt, lebt auf dem, was wächſt, und die Gewächſe leben ihrerſeits wieder von den Trümmern deſſen, was da lebte und wuchs. Zum Leben iſt Zerſtörung nöthig und wirklich nur, indem ſie Weſen zerſtören, können ſich die Thiere ernähren und vermehren. Gott hat, als er die Einzelweſen jeder Thier= und Pflanzenart ſchuf, nicht allein dem Erdenſtaub die Geſtalt verliehen, ſondern ihn auch belebt und beſeelt, indem er in jedes Einzelweſen eine größere oder geringere Menge thätiger Grundkräfte, lebender, unzerſtörlicher und allen organiſirter Weſen gemeinſame, organiſche Theilchen einſchloß. Dieſe Theilchen gehen von Körper zu Körper über und dienen gleicher Weiſe zum wirklichen Leben und zur Fortſetzung des Lebens, zur Nahrung, zum Wachsthum jedes Einzelweſens; und nach der Auflöſung des Körpers, nach ſeiner Zerſtörung, ſeiner Verwandlung in Aſche, leben dieſe Theilchen, über welche der Tod nichts vermag, fort, kreiſen im Weltall, gehen in andere Weſen über und bringen Nahrung und Leben in ſie. Alle Hervorbringung, alle Erneuerung, alles Wachsthum durch Zeugung, durch Nahrung, durch Entwickelung, ſetzen alſo eine vorhergehende Zerſtörung, eine Subſtanzverwandlung, eine Uebertragung dieſer organiſchen Theilchen voraus, die ſich nicht vermehren, aber ſtets in gleicher Zahl fortbeſtehend, machen, daß die Natur immer gleich lebendig, die Erde gleich bevölkert iſt und ſie immer gleich von dem erſten Ruhme deſſen, der ſie geſchaffen hat, wiederſtrahlt.

Die Weſen im Allgemeinen genommen, iſt alſo die Geſammtmenge des Lebens immer dieſelbe, und der Tod, der Alles zu zerſtören ſcheint, zerſtört an dieſem urſprünglichen und allen Arten organiſirter Weſen gemeinſamen, Leben nichts. Wie alle untergeordneten und abhängigen Mächte, greift der Tod nur die Einzelweſen an, trifft nur die Oberfläche, vermag nichts über den Stoff, kränkt die Natur nicht, die nur um ſo heller glänzt, die ihm nicht geſtattet, die Arten zu vernichten, die ihn nur die Einzelweſen abmähen und ſie mit der Zeit zerſtören läßt, um ſich ſelber unabhängig von Tod und Zeit zu zeigen, um in jedem Augenblicke ihre ſtets thätige Macht auszuüben, ihre Fülle durch ihre Fruchtbarkeit zu offenbaren, und indem ſie die Weſen wiedererzeugt, wiedererneuert, aus dem Weltall ein immer gefülltes Theater, ein immer neues Schauſpiel zu bilden.

Damit alſo die Weſen ſich einander folgen, iſt es nöthig, daß ſie ſich unter ſich zerſtören; damit die Thiere ſich ernähren und beſtehen, müſſen

ſie Pflanzen und andere Thiere zerſtören; und da, vor und nach der Zerſtörung, die Lebensmenge immer dieſelbe bleibt, ſo ſcheint es, der Natur müſſe es gleichgültig ſein, ob dieſe oder jene Art mehr oder minder zerſtöre: indeſſen hat ſie, wie eine wirthſchaftliche Hausmutter, mitten im Schooße des Ueberfluſſes, den Ausgaben Schranken geſetzt und iſt der offenbaren Vergeudung zuvorgekommen, indem ſie nur wenigen Thierarten den Trieb, ſich vom Fleiſch zu ernähren, gab; ſie ſelbſt hat dieſe gefräßigen und fleiſchfreſſenden Thierarten auf eine ziemlich geringe Anzahl von Individuen eingeſchränkt, während ſie weit reichlicher, die Arten ſowohl als die Individuen derjenigen, die ſich von Pflanzen ernähren, vermehrt hat, und unter den Gewächſen dieſe Arten in Fülle verbreitet und in jeder verſchwenderiſch Anzahl und Fruchtbarkeit ausgetheilt zu haben ſcheint. Der Menſch hat vielleicht viel dazu beigetragen, ihre Abſichten zu begünſtigen, dieſe Ordnung auf der Erde zu handhaben und ſelbſt zu gründen; denn im Meer findet man jene Gleichgültigkeit, die wir annahmen, wieder: alle Arten ſind faſt gleich gefräßig; ſie leben auf ihre eigene oder auf fremde Koſten, und verzehren ſich unaufhörlich untereinander, ohne ſich zu vertilgen, da die Fruchtbarkeit dort eben ſo groß wie die Verheerung iſt, und faſt alle Nahrung, alles Verzehren zum Vortheil der Wiedererzeugung ausſchlägt.

Der Menſch kann als Herr ſeine Macht über die Thiere gebrauchen; er hat jene ausgewählt, deren Fleiſch ſeinem Geſchmack zuſagt, er hat aus ihnen Hausſklaven gemacht, hat ſie mehr, als die Natur gethan haben würde, vervielfältigt, hat aus ihnen zahlreiche Heerden gebildet und ſcheint, durch die Sorgen, die er ſich um ihre Entſtehung gibt, das Recht erworben zu haben, ſie ſich zu opfern: allein er dehnt dieſes Recht weit über ſeine Bedürfniſſe aus; denn abgeſehen von jenen Arten, die er ſich unterworfen hat, und über die er nach ſeinem Gefallen verfügt, führt er auch gegen die wilden Thiere, gegen die Vögel, gegen die Fiſche, Krieg; er beſchränkt ſich nicht einmal auf jene des Himmelsſtriches, den er bewohnt; er geht weit hinaus um bis in die Mitte der Meere neue Gerichte aufzuſuchen, und die ganze Natur ſcheint ſeiner Unmäßigkeit und dem beſtändigen Wechſel ſeiner Gelüſte kaum zu genügen. Der Menſch ißt, verſchlingt ſelbſt allein mehr Fleiſch, als alle Thiere zuſammengenommen verzehren; er alſo iſt der größte Vertilger, und das mehr aus Mißbrauch, denn aus Noth. Anſtatt mäßig die Güter zu genießen, die ihm dargeboten werden, anſtatt ſie mit Billigkeit zu vertheilen, anſtatt wiederherzuſtellen nach dem Maße als er zerſtört, zu erneuern, wenn er vernichtet, ſetzt der Reiche ſeinen ganzen Ruhm darein, zu verzehren, ſeinen ganzen Glanz daran, in einem Tage an ſeiner Tafel mehr Güter zu verpraſſen,

als erforderlich wären, um mehreren Familien ihren Unterhalt zu verſchaffen; er mißbraucht auf gleiche Weiſe die Thiere ſowohl als die Menſchen, deren übriger Theil hungrig bleibt, im Elende ſchmachtet und nur arbeitet, um die unmäßige Eßluſt und die noch unerſättlichere Eitelkeit jenes Menſchen zu befriedigen, der, die andern durch Dürftigkeit aufreibend, ſich ſelbſt durch den Ueberfluß aufreibt.

Indeſſen könnte der Menſch, wie das Thier, von Pflanzen leben, das Fleiſch, das dem Fleiſche ſo ſehr zu entſprechen ſcheint, iſt keine beſſere Nahrung als die Feldfrüchte oder das Brod. Was die wahre Nahrung, diejenige Nahrung ausmacht, die zur Ernährung, zur Entwickelung, zum Wachsthum beiträgt, iſt nicht dieſer rohe Stoff, der in unſern Augen das Gewebe des Fleiſches oder des Graſes bildet; ſondern es ſind die organiſchen Theilchen, welche beide enthalten, da ja der Ochs, der das Gras weidet, eben ſo ſehr an Fleiſch zunimmt, wie der Menſch oder wie die Thiere, die nur von Fleiſch und Blut leben. Der einzige wirkliche Unterſchied, den es zwiſchen dieſen Nahrungsmitteln gibt, iſt der, daß, bei gleichem Umfange das Fleiſch, das Getreide, die Feldfrüchte, weit mehr organiſche Theilchen enthalten, als das Gras, die Blätter, die Wurzeln und die andern Theile der Pflanzen, wie wir uns davon verſichert haben, indem wir die Aufgüſſe dieſer verſchieden Stoffen unterſuchten; ſo daß der Menſch und die Thiere, deren Magen und Gedärme nicht Raum genug haben, um eine ſehr große Maſſe von Nahrungsmitteln zuzulaſſen, nicht Gras genug zu ſich nehmen könnten, um daraus die, zu ihrer Ernährung nöthige Menge organiſcher Theilchen zu ziehen; und daher können der Menſch und die andern Thiere, die nur einen Magen haben, nur von Fleiſch oder Feldfrüchten leben, die bei einem geringem Umfang, eine ſehr große Menge dieſer nahrhaften organiſchen Theilchen enthalten; während der Ochs und die andern wiederkäuenden Thiere, die mehrere Magen haben, wovon der eine ſehr viel zu faſſen fähig iſt und die ſich folglich mit einer ſehr großen Maſſe von Gras anfüllen können, genug organiſche Theilchen daraus ziehen, um ſich zu ernähren, zu wachſen und ſich zu vermehren. Die Menge wiegt hier die Güte der Nahrung auf; aber die Hauptſache darin iſt dieſelbe; es iſt derſelbe Stoff, es ſind dieſelben organiſchen Theilchen, die den Ochſen, den Menſchen und alle Thiere ernähren.

Man wird nicht ermangeln, mir zu entgegnen, daß das Pferd nur einen und zwar nur einen ziemlich kleinen Magen habe; daß der Eſel, der Haaſe und andere Thiere, die von Gras leben, auch nur einen Magen haben, und daß folglich dieſe Erklärung, ob auch wahrſcheinlich, doch darum vielleicht weder wahrer, noch begründeter ſei. Indeſſen dünkt

mich, dieſe Ausnahmen, weit entfernt ſie umzuwerfen, beſtätigen ſie im Gegentheil, denn obwohl das Pferd und der Eſel nur einen Magen haben, haben ſie doch Taſchen im Gedärme, die ſo viel zu faſſen vermögen, daß man ſie mit dem Wanſte der wiederkäuenden Thiere vergleichen kann; und die Haaſen haben einen Blinddarm von ſo bedeutender Länge und ſolch einem Durchmeſſer, daß er zum wenigſten einen zweiten Magen aufwiegt. Alſo iſt es nicht auffallend, daß dieſe Thiere ſich von Gras ernähren: und überhaupt wird man immer finden, daß von dem geſammten Binnenraume des Magens und des Gedärmes bei den Thieren die Verſchiedenheit ihrer Ernährungsweiſe abhängt; denn die Wiederkäuer, wie das Rind, der Widder, das Kameel u. ſ. w. haben 4 Magen, und Gedärme von erſtaunlicher Länge; auch leben ſie von Gras und bloßes Gras genügt für ſie. Die Pferde, die Eſel, Haaſen, Kaninchen, indiſchen Schweine u. ſ. w. haben nur einen Magen, aber einen Blinddarm, der einem zweiten Magen gleichkommt, und ſie leben von Gras und Feldfrüchten. Die Eber, die Stachelſchweine, die Eichhörnchen u. ſ. w., deren Magen und Gedärme weniger viel faſſen, eſſen nur wenig Gras und leben von Feldfrüchten, Baumfrüchten, Wurzeln u. ſ. w.; und jene die, wie die Wölfe, Füchſe, Tieger u. ſ. w., einen Magen und ein Gedärme, von geringerm Binnenraum als die andern Thiere, im Verhältniß zu ihrem Körperumfange haben, ſind, um zu leben, gezwungen, die ſaftigſten, die an organiſchen Theilchen reichſten, Nahrungsmittel zu ſuchen, und Fleiſch und Blut, Feld= und Baumfrüchte, zu verzehren.

Weit mehr alſo auf dieſen phyſiſchen und nothwendigen Zuſammenhang als auf das Angenehme des Geſchmackes gründet ſich die Verſchiedenheit, die wir in den Neigungen der Thiere in Bezug auf Eſſen und Trinken wahrnehmen: denn wofern nicht öfter die Noth als der Geſchmak ſie leitete, wie könnten ſie das faule und verdorbene Fleiſch mit eben ſo viel Begierde wie das ſaftige und friſche Fleiſch verzehren? warum würden ſie auf gleiche Weiſe alle Arten von Fleiſch genießen? Wir ſehen, daß die Haushunde, welche die Auswahl haben, faſt durchgängig gewiſſe Fleiſchſpeiſen, wie die Schnepfe, die Droſſel, das Schweinefleiſch u. ſ. w. verſchmähen, während die wilden Hunde, die Wölfe, Füchſe u. ſ. w. gleicher Weiſe Schweinefleiſch und Schnepfen und Vögel aller Art und ſelbſt Fröſche freſſen; denn wir haben deren 2 im Magen eines Wolfes gefunden; und fehlt es ihnen an Fleiſch oder an Fiſchen, ſo freſſen ſie Baumfrüchte, Feldfrüchte, Trauben u. ſ. w., und ſie ziehen immer dasjenige vor, was, bei einem kleinen Umfange eine große Menge nahrhafter Theile, d. h. organiſcher Theilchen enthält, die zur Ernährung und Unterhaltung des Körpers geeignet ſind.

Wenn dieſe Beweiſe noch nicht hinreichend erſcheinen, ſo betrachte man die Weiſe, wie man das Vieh ernährt, das man mäſten will. Man beginnt mit der Verſchneidung, was den Weg verſperrt, auf welchem die organiſchen Theilchen in größerer Menge abgehen; ſodann, anſtatt den Ochſen bei ſeiner gewöhnlichen Weide, dem Graſe, als ſeiner ganzen Nahrung zu laſſen, gibt man ihm Kleien, Korn, Steckrüben, mit einem Worte, kräftigere Nahrungsmittel als das Gras, und in ſehr kurzer Zeit wächſt die Fleiſchmaſſe des Thieres, die Säfte und das Fett ſchwellen und verwandeln ein an ſich ziemlich hartes und trockenes Fleiſch in ein ſaftiges und ſo gutes, daß es die Hauptſache bei unſern beſten Mahlzeiten ausmacht.

Hieraus geht auch hervor, was wir eben geſagt haben, daß der Menſch, deſſen Magen und Gedärme im Verhältniſſe zu ſeinem Körperumfange nicht ſehr viel zu faſſen vermögen, von bloßen Gräſern nicht leben könnte. Indeſſen iſt es durch Thatſachen dargethan, daß er wohl von Brod, Gemüſe und anderm Pflanzenſaamen leben könnte, da man ganze Völkerſchaften und Orden kennt, denen die Religion verbietet, etwas zu eſſen, was gelebt hat. Doch dieſe Beſpiele, geſtützt ſogar auf Pythagoras Anſehen und von einigen, einer ſtrengen Lebensordnung allzu ergebenen, Aerzten empfohlen, ſcheinen mir nicht zureichend, um uns zu überzeugen, daß die Geſundheit des Menſchen und die Vermehrung des Menſchengeſchlechtes dabei gewönne, wenn man nur von Gemüſe und Brod lebte; zumal da die Landleute, welche die Ueppigkeit der Städte und den Aufwand unſerer Tafeln auf dieſe Lebensart einſchränken, eher verkümmern und abzehren, als die Leute des Mittelſtandes, denen der Mangel und der Ueberfluß gleich unbekannt ſind.

Nächſt dem Menſchen ſind die Thiere, die nur von Fleiſch leben, die größten Verheerer; ſie ſind zugleich beides: die Feinde der Natur und die Nebenbuhler des Menſchen; nur durch eine ſtets wache Aufmerkſamkeit und voraus bedachte und befolgte Maßregeln kann er ſeine Heerden, ſein Geflügel u. ſ. w. erhalten, indem er ſie in Sicherheit ſtellt vor der Kralle des Raubvogels und dem fleiſchgierigen Zahn des Wolfes, des Fuchſes, des Marders, des Wieſels u. ſ. w.; nur durch einen unausgeſetzten Krieg kann er ſein Korn, ſeine Baumfrüchte, ſeinen ganzen Unterhalt und ſelbſt ſeine Kleidung gegen die Gefräßigkeit der Ratten, der Raupen, der Käfer, der Milben u. ſ. w. ſchützen; denn die Inſekten gehören auch zu jenen Thieren, die auf der Welt mehr Böſes denn Gutes ſtiften; dagegen ſind der Ochs, der Hammel und die andern Thiere, die Gras weiden, nicht allein die beſten, die nützlichſten, die werthvollſten für den Menſchen, da ſie ihn ernähren, ſondern auch diejenigen, die am wenigſten

verzehren und koſten: der Ochs vorzüglich iſt in dieſem Bezuge das erſte Thier; denn er gibt der Erde gerade eben ſo viel zurück, als er aus ihr zieht, und verbeſſert ſogar den Boden, worauf er lebt; er düngt ſeine Weide, wogegen das Pferd und die meiſten andern Thiere in wenigen Jahren die beſten Wieſen ausmergeln.

Doch das ſind nicht die einzigen Vortheile, die das Vieh dem Menſchen verſchafft: ohne das Rind hätten die Reichen und die Armen große Mühe zu leben; die Erde bliebe unbebaut, die Felder und ſelbſt die Gärten wären trocken und unfruchtbar; auf ihm laſten alle Arbeiten des Landes; es iſt der nützlichſte Knecht des Pachtgutes, die Stütze des ländlichen Haushaltes; in ihm beſteht die ganze Macht des Ackerbaues; voreinſt beſtand in ihm der ganze Reichthum des Menſchen und heutzutage iſt es noch die Grundlage des Vermögens der Staaten, die nur durch den Anbau der Ländereien und den Ueberfluß des Viehes ſich erhalten und blühen können, da es die einzigen wirklichen Güter ſind, indem alle andern, und ſelbſt das Gold und Silber, nur willkürliche Güter, Stellvertreter, Kreditmünzen ſind, die blos ſo viel Werth haben, als ihnen das Erzeugniß des Landes gibt.

Der Ochs eignet ſich nicht ſo ſehr wie das Pferd, der Eſel, das Kameel u. ſ. w., zum Laſttragen; die Form ſeines Rückens und ſeines Kreuzes beweiſt es; aber die Dicke ſeines Halſes und die Breite ſeiner Schultern zeigt ſattſam an, daß er zum Ziehen und Jochtragen geſchickt iſt; auch zieht er auf dieſe Weiſe am vortheilhafteſten und es iſt ſonderbar, daß dieſer Gebrauch nicht allgemein Statt findet, und daß man in ganzen Provinzen ihn, mit den Hörnern zu ziehen, nöthigt. Der einzige Grund, den man mir hievon hat angeben können, iſt der, daß, wenn er mit den Hörnern angeſpannt iſt, man ihn bequemer führt; er hat einen ſehr ſtarken Kopf und zieht allerdings auf dieſe Weiſe ziemlich gut, aber mit weit weniger Vortheil, als wenn er mit den Schultern zieht. Er ſcheint für den Pflug gemacht zu ſein; die Maſſe ſeines Körpers, die Langſamkeit ſeiner Bewegungen, die geringe Höhe ſeiner Beine, alles, bis auf ſeine Ruhe ſelbſt und ſeine Geduld in der Arbeit, ſcheint beizutragen, ihn zum Feldbau zu eignen und mehr als irgend ein anderes Thier fähig zu machen, den fortwährenden und ewig neuen Widerſtand zu beſiegen, den die Erde ſeinen Anſtrengungen entgegenſetzt. Das Pferd, obwohl vielleicht eben ſo ſtark als der Ochs, eignet ſich weniger zu dieſer Arbeit: es iſt zu hoch auf den Beinen; ſeine Bewegungen ſind zu groß, zu ungeſtüm, und außerdem wird es zu leicht ungeduldig und widerſpenſtig; man raubt ihm ſelbſt alle Leichtigkeit, alle Geſchmeidigkeit ſeiner Bewegungen, alle Anmuth ſeiner Haltung und ſeines Ganges, wenn man es

zu dieſer ſchweren Arbeit anhält, die mehr Beharrlichkeit als Eifer, mehr Maſſe als Schnelligkeit und mehr Gewicht als Schnellkraft erfordert.

Bei den Thierarten, aus denen der Menſch Heerden gebildet hat, und bei denen man vor Allem die Vermehrung im Auge hat, iſt das weibliche Thier nothwendiger, nützlicher als das männliche. Das Erzeugniß der Kuh iſt ein Gut, das mit jedem Augenblicke wächſt und ſich erneuert; das Fleiſch des Kalbes iſt eine eben ſo reichliche als geſunde und koſtbare Nahrung; die Milch iſt das Nahrungsmittel der Kinder, die Butter das Gewürze unſerer meiſten Gerichte, der Käſe die gewöhnlichſte Nahrung der Bewohner des Landes. Wie viele arme Familien ſind heutzutage darauf eingeſchränkt, von ihrer Kuh zu leben! Dieſe nämlichen Menſchen, die von Tag zu Tag und vom Morgen bis zum Abend unter der Arbeit ſeufzen und über dem Pfluge gebeugt gehen, gewinnen aus der Erde nur Schwarzbrod und ſind genöthigt, die Blüthe, das Mark ihres Korns andern zu überlaſſen; durch ſie und nicht für ſie ſind die Aernten reich. Dieſe nämlichen Menſchen, die das Vieh aufziehen und vermehren, die es warten, ſich unabläſſig mit ihm beſchäftigen, dürfen die Frucht ihrer Arbeiten nicht genießen; das Fleiſch dieſes Thieres iſt eine Speiſe, deren Gebrauch ſie ſich zu unterſagen gezwungen ſind, durch die Noth ihrer Lage, d. h. durch die Härte der andern Menſchen, darauf beſchränkt, zu leben, wie die Pferde, von Gerſte und Hafer, oder von groben Gemüſen und ſaurer Milch.

Man kann auch die Kuh am Pfluge dienen laſſen, und obwohl ſie nicht ſo ſtark wie der Ochs iſt, erſetzt ſie ihn dennoch oft. Allein will man ſie zu dieſem Dienſte gebrauchen, ſo muß man darauf achten, daß man ſie, ſo viel als möglich, mit einem Ochſen von ihrem Wuchſe und ihrer Stärke, oder mit einer andern Kuh zuſammenſpannt, um die Gleichheit des Zuges zu erhalten und das Pflugſech im Gleichgewichte zwiſchen dieſen beiden Kräften zu erhalten; je weniger ſie ungleich ſind, deſto regelmäßiger iſt die Bearbeitung des Bodens. Uebrigens gebraucht man oft 6 und ſelbſt 8 Ochſen auf feſten und beſonders auf brachen Feldern, die ſich in dicken Erdſchollen und ſchweren Klumpen brechen, wogegen 2 Kühe hinreichen, um lockern und ſandigen Boden zu bearbeiten. Man kann auch auf dieſem leichten Boden jedes Mal die Furche viel weiter ziehen als auf hartem Boden. Die Alten hatten die größte Länge einer Furche, die der Ochs in einer ununterbrochenen Anſtrengung und Bewegung ziehen dürfe, auf 120 Schritte beſchränkt, worauf man, ſagten ſie, ihn anzutreiben aufhören, und ihn einige Augenblicke Athem ſchöpfen laſſen muß, bevor er die nämliche Furche weiter verfolgt oder eine neue anfängt. Doch die Alten fanden ihr Vergnügen im Nachdenken

über den Landbau, und ſetzten ihren Ruhm darein, ſelbſt zu ackern, oder wenigſtens den Ackerbau zu begünſtigen, die Mühe des Ackermanns und des Ochſen zu mäßigen; und unter uns ſind jene, die am meiſten die Güter dieſer Erde genießen, dieſelben, die am wenigſten die Kunſt des Anbaues der Erde zu ſchätzen, zu ermuntern, zu unterſtützen verſtehen.

Der Stier dient vorzüglich zur Fortpflanzung der Art; und obwohl man ihn auch der Arbeit unterwerfen kann, iſt man doch ſeines Gehorſams weniger ſicher und muß gegen den Gebrauch, den er von ſeiner Kraft machen könnte, auf der Hut ſein. Die Natur hat dieſes Thier ungelehrig und ſtolz geſchaffen; in der Zeit der Brunſt wird es unbändig und oft wüthend; durch die Verſchneidung aber zerſtört man die Quelle dieſer ungeſtümen Bewegung, und benimmt ihm nichts von ſeiner Kraft: er iſt nur um ſo dicker, größer, ſchwerer und geeigneter zu der Arbeit, zu welcher man ihn beſtimmt; er wird auch lenkſamer, geduldiger, gelehriger und minder beſchwerlich für die andern. Eine Heerde Stiere wäre nur eine zügelloſe Schaar, die der Menſch weder bändigen noch führen könnte.

Die Art, wie dieſe Operation ausgeführt wird, iſt den Landleuten bekannt genug; indeſſen gibt es hierin ſehr verſchiedene Gebräuche, deren verſchiedene Wirkungen man vielleicht nicht genug beobachtet hat. Im Allgemeinen iſt das zur Verſchneidung angemeſſenſte Alter jenes, welches unmittelbar der Mannbarkeit vorhergeht. Für das Rind iſt das von 1½ bis zu 2 Jahren; diejenigen, die man ihr früher unterwirft, kommen faſt alle um. Jedoch werden die jungen Kälber, denen man die Hoden einige Zeit nach ihrer Geburt wegnimmt, und welche dieſe, in dieſem Alter ſo gefährliche, Operation überleben, größere, dickere, fettere Ochſen, als jene, bei denen man dieſe Operation erſt nach 2, 3 oder 4 Jahren vornimmt; doch ſcheinen dieſe mehr Muth und Thätigkeit zu behalten; und diejenigen, die ſie erſt in einem Alter von 6, 7 bis 8 Jahren erleiden, verlieren faſt nichts von den übrigen Eigenſchaften des männlichen Geſchlechtes: ſie ſind ungeſtümer, ungelehriger als die andern Ochſen, und in der Brunſtzeit der weiblichen Rinder ſuchen ſie noch ſich ihnen zu nähern, doch muß man Sorge tragen, ſie von ihnen zu entfernen; die Paarung, und ſelbſt die bloße Berührung des Ochſen macht, daß an der Oeffnung der Mutterſcheide der Kuh fleiſchigte Auswüchſe und Warzen entſtehen, die man mit glühendem Eiſen zerſtören und heilen muß. Dieſes Uebel mag daraus entſpringen, daß die Ochſen, denen man blos die Hoden gequetſcht, die Gefäße, die darein auslaufen, zuſammengedrückt und verdreht hat, immer noch eine offenbar halb eiterige Feuchtigkeit vergießen, die in der Scheide der Kuh Geſchwüre verurſachen kann, welche hernach in fleiſchigte Auswüchſe ausarten.

Der Frühling iſt die Jahreszeit, worin am gewöhnlichſten die Kühe hitzig ſind. In unſerm Lande laſſen die meiſten den Stier zu und werden trächtig vom 15. April bis zum 15. Juli; indeſſen kommt bei einigen die Brunſt ſpäter, bei andern früher. Sie tragen 9 Monate und werfen im 10. Man hat alſo vom 15. Januar bis zum 15. April Kälber in Menge, auch während des ganzen Sommers hat man ihrer ziemlich im Ueberfluſſe, im Herbſte aber ſind ſie am ſeltenſten. Die Zeichen der Brunſt der Kuh ſind nicht zweideutig; ſie brüllt alsdann ſehr häufig und ſtärker als ſonſt; ſie ſpringt auf die Kühe, auf die Ochſen und ſelbſt auf die Stiere; der Eingang zur Bärmutter iſt geſchwollen und tritt nach außen vor. Man muß die Zeit dieſer heftigen Brunſt benutzen, um ihr den Stier zu geben; ließe man dieſe Brunſt abnehmen, ſo würde die Kuh ſich nicht ſo ſicher beziehen.

Der Stier muß, wie der Beſchäler, aus den ſchönſten ſeiner Art ausgewählt werden; er muß dick ſein, wohl gebaut und gut von Fleiſch; er muß ein ſchwarzes Auge haben, einen ſtolzen Blick, eine offene Stirn, einen kurzen Kopf, dicke, kurze und ſchwarze Hörner, lange und rauhe Ohren, ein großes Maul, eine kurze und gerade Naſe, einen fleiſchigen und dicken Hals, breite Schultern und breite Bruſt, feſte Lenden, einen geraden Rücken, dicke und fleiſchige Beine, einen langen und wohlbehaarten Schwanz, einen feſten und ſichern Gang und rothes Haar. Die Kühe beziehen ſich oft beim 1., 2. oder 3. Mal; und ſobald ſie trächtig ſind, weigert ſich der Stier, ſie zu belegen, obwohl ſie wahrſcheinlich noch Brunſt hat; gewöhnlich aber hört die Brunſt faſt eben ſo bald auf, als ſie empfangen haben und ſie wollen dann ebenfalls den Stier nicht nahe kommen laſſen.

Leicht auch verwerfen die Kühe, wenn man ſie nicht ſchont und ſie an den Pflug, den Karren u. ſ. w. ſpannt. Man muß ſie ſelbſt mehr warten und näher um ſie ſein, wenn ſie trächtig ſind, als ſonſt, damit man ſie davon abhalte, über Hecken, Gräben, u. ſ. w. zu ſpringen. Auch muß man ſie auf die fetteſten Weiden und auf einen Boden bringen, der, ohne zu feucht und ſumpfig zu ſein, doch Ueberfluß an Gräſern hat. 6 Wochen bis 2 Monate, bevor ſie werfen, ernähre man ſie reichlicher als gewöhnlich, indem man ihnen Gras während des Sommers, und während des Winters Kleien, Schneckenklee oder Wicken u. ſ. w. des Morgens im Stalle giebt. Auch höre man um dieſe Zeit auf, ſie zu melken. Die Milch iſt alsdann mehr als je zur Ernährung ihres Fötus nöthig; bei manchen Kühen verſiegt auch 4 bis 6 Wochen, ehe ſie werfen, die Milch gänzlich. Jene, die bis zu den letzten Tagen Milch haben, ſind die beſten Mütter und die beſten Nährerinnen; allein dieſe

Milch aus der letzten Zeit iſt im Allgemeinen ſchlecht und nicht ſehr reichlich. Man muß beim Gebären der Kuh dieſelbe Aufmerkſamkeit haben, wie bei dem der Stute; uns ſcheint ſelbſt, daß hier mehr Aufmerkſamkeit erforderlich iſt, denn die Kuh, welche wirft, ſcheint erſchöpfter, matter zu ſein, als die Stute. Es iſt unerläßlich, ſie in einen abgeſonderten Stall zu bringen, wo ſie warm und bequem auf guter Streu liegen und man ſie gut ernähren muß, indem man ihr 10 bis 12 Tage lang Bohnen, Weizen- oder Hafermehl, das mit Salzwaſſer angemengt iſt, und überflüſſig Schneckenklee, Wicken oder gutes, recht reifes Gras gibt. Dieſe Zeit reicht gewöhnlich hin, um ſie wieder zu Kräften zu bringen, worauf man ſie allmählig wieder an das alltägliche Leben und an die Weide gewöhnt: nur muß man darauf achten, daß man ihr noch während der zwei erſten Monate alle ihre Milch läßt; das Kalb wird um ſo mehr gewinnen; und außerdem iſt die Milch aus dieſer erſten Zeit nicht von beſonderer Güte.

Das junge Kalb läßt man die fünf oder ſechs erſten Tage bei ſeiner Mutter, damit es warm ſei und ſo oft als es nöthig hat, ſaugen könne, doch wächſt und kräftigt es ſich in den 5 bis 6 Tagen genug, ſo daß man alsdann genöthigt iſt, es von ihr zu trennen, wenn man ſie ſchonen will; denn es würde ſie erſchöpfen, ließe man das Kalb ſtets bei ihr. Genug, wenn man es 2 bis 3mal des Tages ſaugen läßt; und will man, daß es an Fleiſch gewinne und ſchnell fett werde, ſo gebe man ihm täglich rohe Eier, gekochte Milch, Brodkrumme: nach 4 bis 6 Wochen wird dieſes Kalb trefflich zu eſſen ſein. Man braucht alſo das Kalb, das man dem Metzger übergeben will, nur 30 bis 40 Tage ſaugen zu laſſen; muß aber diejenigen, die man aufziehen will, zum wenigſten zwei Monate am Euter laſſen; je länger man ſie ſaugen läßt, um ſo dicker und ſtärker werden ſie. Zum Aufziehen wählt man vorzugsweiſe jene, die in den Monaten April, Mai und Juni geboren ſind; die ſpäter gebornen Kälber können nicht Stärke genug gewinnen, um den Beſchwerden des folgenden Winters zu widerſtehen; die Kälte entkräftet ſie und ſie kommen faſt alle um. Mit zwei, drei bis vier Monaten ſetze man alſo die Kälber, die man ernähren will, ab; und bevor man ihnen die Milch durchaus entzieht, gebe man ihnen ein wenig gutes Gras oder Heu, damit ſie ſich an dieſe neue Nahrung zu gewöhnen anfangen; hierauf trenne man ſie gänzlich von ihrer Mutter und halte ſie ſtets fern von ihr ſowohl im Stall wie auf der Weide, wo man ſie jedoch täglich hinführen und während des Sommers von Morgens bis Abends laſſen muß. Sobald aber im Herbſte die Kälte fühlbar wird, muß man ſie nur ſpät in der Morgenzeit ausgehen laſſen und ſie des Abends zeitig zurücktreiben; und während des Winters halte

man ſie, da ihnen die Kälte äußerſt nachtheilig iſt, warm in einem wohl verſchloſſenen und gut mit Streu verſehenen Stalle; man gebe ihnen nebſt dem gewöhnlichen Graſe, Wicken, Schneckenklee u. ſ. w. und laſſe ſie nur bei gelindem Wetter ausgehen. Für den erſten Winter erfordern ſie viele Sorgfalt: es iſt die gefährlichſte Zeit ihres Lebens, denn während des folgenden Sommers werden ſie ſich hinreichend kräftigen, um nicht mehr die Kälte des zweiten Winters befürchten zu müſſen.

Die Kuh iſt mit anderthalb Jahren in voller Mannbarkeit und der Stier mit zwei Jahren, doch obwohl ſie in dieſem Alter ſchon zeugen können, wird man gut daran thun, bis nach dem dritten Jahre zu warten, ehe man ihnen geſtattet, ſich zu paaren. Dieſe Thiere beſitzen ihre größte Kraft vom dritten bis zum neunten Jahre; nach dieſem taugen die Kühe und Stiere nur noch dazu, um gemäſtet und dem Metzger übergeben zu werden. Da ſie in zwei Jahren den größten Theil ihres Wachsthums erreichen, ſo beträgt auch ihre Lebensdauer, wie bei den meiſten andern Thierarten, beinahe ſiebenmal zwei Jahre, und gewöhnlich leben ſie nicht vielmehr als 14 bis 15 Jahre.

Bei allen vierfüßigen Thieren iſt die Stimme des Männchens ſtärker und ſchwerer als die des Weibchens, und ich glaube nicht, daß es eine Ausnahme von dieſer Regel gibt. Obgleich die Alten ſchreiben, die Kuh, der Ochs und ſelbſt das Kalb hätten eine ſchwerere Stimme als der Stier, ſo iſt es doch ganz ſicher, daß der Stier eine weit ſtärkere hat, da er ſich in einer viel größern Entfernung als die Kuh, der Ochs oder das Kalb hören läßt. Was die Meinung herbeiführte, er hätte eine minder ſchwere Stimme, iſt dieſes, daß ſein Gebrüll kein einfacher Ton iſt, ſondern ein, aus zwei bis drei Oktaven, deren höchſte das Ohr am ſtärkſten trifft, zuſammengeſetzter, Ton; gibt man hierauf Achtung, ſo hört man zu gleicher Zeit einen ſchweren und ſchwerern Ton, als der Ton der Stimme der Kuh, des Ochſen und des Kalbes, deren Gebrüll auch weit kürzer iſt. Der Stier brüllt nur aus Gelüſt; die Kuh brüllt öfter aus Furcht als aus Gelüſt, und das Kalb brüllt vor Schmerz, wegen Mangels an Nahrung und aus Verlangen nach ſeiner Mutter.

Die ſchwerfälligſten und faulſten Thiere ſind nicht dieſelben, die am tiefſten und längſten ſchlafen. Der Ochs ſchläft, aber nur einen kurzen und leichten Schlaf; er erwacht beim leiſeſten Geräuſch. Gewöhnlich ſchläft er auf der linken Seite, und die Lende oder Niere dieſer Seite iſt immer dicker, fetter als die Niere der rechten Seite.

Die Ochſen weichen, wie die andern zahmen Thiere, in der Farbe untereinander ab; indeſſen ſcheint das rothe Haar das gewöhnlichſte zu ſein, und je röther, je geſchätzter iſt es. Auch achtet man das ſchwarze

Haar, und man behauptet, daß die Ochſen mit dunkelbraunem Haar am dauerhafteſten; daß die braunen minder dauerhaft und früh ſtörriſch werden, daß die grauen, die geſprenkelten und die weißen zu keiner Arbeit taugen und nur zur Maſt gut ſind. Von welcher Farbe jedoch das Haar des Rindes ſei, es muß glänzend, dicht und ſanft anzufühlen ſein; denn wenn es hart, ungleich oder ſchwach iſt, darf man mit Grund vorausſetzen, daß das Thier leidet oder zum wenigſten kein kräftiges Temperament hat. Ein guter Pflugochs muß weder zu fett noch zu mager ſein; er muß einen kurzen und gedrängten Kopf haben, große recht behaarte und glatte Ohren, ſtarke, glänzende und mittelgroße Hörner, eine breite Stirn, große und ſchwarze Augen, ein großes und eingebogenes Maul, weit geöffnete Naſenlöcher, weiße und gleichgewachſene Zähne, ſchwarze Lippen, einen fleiſchigen Hals, dicke und ſchwere Schultern, eine breite Bruſt, eine bis zu den Knieen herabhangende Wampe, recht breite Lenden, einen weiten und hangenden Bauch, große Seiten, lange Hüften, eine dicke Kruppe, dicke und nervige Beine und Schenkel, einen geraden und vollen Rücken, einen bis zur Erde hangenden und mit dichtem und feinem Haar verſehenen Schwanz, feſte Füße, eine dicke und ſchmeidige Haut, erhabene Muskeln und einen kurzen und breiten Huf. Auch muß er gegen den Stachel empfindlich, aufs Wort, der Stimme folgſam und wohl abgerichtet ſein. Aber nur nach und nach und indem man frühzeitig damit beginnt, kann man den Ochs daran gewöhnen, willig das Joch zu tragen und ſich leicht führen zu laſſen. Mit einem Alter von zwei und einem halben bis ſpäteſtens drei Jahren muß man anfangen, ihn zu zähmen und unters Joch zu bringen; wartet man länger, ſo wird er ungelehrig und oft unzähmbar: Geduld, Sanftmuth und ſelbſt Schmeicheleien ſind die einzigen Mittel, die man anwenden darf; Gewalt und Mißhandlungen würden nur dazu dienen, ihn für immer ſtörriſch zu machen. Man muß ihm alſo den Körper ſtreicheln, ihm ſchmeicheln, ihm von Zeit zu Zeit gekochte Gerſte, zerſtoßene Bohnen und andere dergleichen Nahrungsmittel geben, nach denen er lüſtern iſt, und alle mit Salz vermengt, das er ſehr liebt. Zugleich binde man oft ſeine Hörner an; einige Tage hernach ſpanne man ihn ans Joch und laſſe ihn mit einem andern Ochſen von derſelben Körpergröße und der ganz abgerichtet iſt, den Pflug ziehen, man achte darauf, daß man ſie nebeneinander an die Krippe bindet, eben ſo ſie auf die Weide führt, damit ſie ſich kennen lernen und ſich daran gewöhnen, nur gemeinſame Bewegungen zu machen, und nie wende man im Anfange den Stachel an, er würde nur dazu dienen, ihn unlenkſamer zu machen. Auch muß man ihn ſchonen und immer nur auf kurze Zeit arbeiten laſſen; denn er ermüdet ſchnell, ſo lange er nicht gänzlich abgerichtet iſt; und eben deshalb ernähre man ihn alsdann reichlicher als ſonſt.

Der Ochs ſoll nur vom dritten bis zum zehnten Jahre dienen: man wird gut thun, ihn alsdann vom Pfluge zurückzuziehen, um ihn zu mäſten und zu verkaufen; ſein Fleiſch wird beſſer ſein, als wenn man längere Zeit wartete. Man erkennt das Alter dieſes Thieres an den Zähnen und Hörnern: die erſten Vorderzähne fallen nach 10 Monaten aus und werden durch andere erſetzt, die nicht ſo weiß und breiter ſind; nach 16 Monaten fallen die Zähne neben denen in der Mitte aus und werden gleichfalls durch andere erſetzt; und nach 3 Jahren haben ſich alle Schneidezähne erneuert: ſie ſind dann gleich, lang und ziemlich weiß. In dem Verhältniſſe, wie der Ochs älter wird, nutzen ſie ſich ab und werden ungleich und ſchwarz. Eben ſo verhält es ſich beim Stier und bei der Kuh. Alſo ändert weder die Verſchneidung noch das Geſchlecht etwas am Wachſen und Ausfallen der Zähne. Auch ändert dies nichts am Ausfallen der Hörner; denn ſie fallen gleicher Weiſe dem Stier, dem Ochſen und der Kuh nach drei Jahren aus und werden durch andere Hörner erſetzt, die, wie die zweiten Zähne, nicht mehr ausfallen; die des Ochſen und der Kuh werden blos dicker und länger als die des Stieres. Das Wachſen dieſer Hörner geht nicht auf eine gleichförmige Weiſe und in ebenmäßiger Entwickelung vor ſich: im erſten Jahre, das heißt im dritten Lebensjahre des Ochſen kommen ihm zwei kleine, ſpitzige, hübſche, glatte und nach dem Kopfe zu in eine Art von Wulſt endigende Hörner hervor; im folgenden Jahre entfernt ſich dieſe Wulſt vom Kopf, fortgetrieben durch eine Hornwalze, die ſich bildet und ebenfalls in eine neue Wulſt endet und ſo fort; denn ſo lange das Thier lebt, wachſen die Hörner; dieſe Wulſte werden Jahresknoten, die man leicht am Horn unterſcheiden und durch die man das Alter leicht berechnen kann, indem man von der Spitze des Horns bis zum erſten Knoten drei Jahre und für jeden Raum zwiſchen den übrigen Knoten ein Jahr hinzu rechnet.

Das Pferd frißt Tag und Nacht, langſam, aber faſt unaufhörlich; der Ochs dagegen frißt ſchnell und nimmt in ziemlich kurzer Zeit alle Nahrung zu ſich, die er nöthig hat, worauf er zu freſſen aufhört und ſich zum Wiederkäuen niederlegt. Dieſer Unterſchied kommt von der verſchiedenen Bildung des Magens dieſer Thiere her. Der Ochs deſſen 4 Magen nur einen Sack von ſehr großer Geräumigkeit bilden, kann ohne Nachtheil auf einmal viel Gras zu ſich nehmen und ihn in kurzer Zeit anfüllen, um ſodann wiederzukäuen und in Muße zu verdauen. Das Pferd, das nur einen kleinen Magen hat, kann nur eine kleine Menge Gras darin aufnehmen und ihn allgemach anfüllen in dem Verhältniſſe wie es ſich ſetzt und ins Gedärme übergeht, wo hauptſächlich die Auflöſung der Speiſen Statt findet. Denn wir haben am Ochſen und am Pferde die

allmählige Wirkung der Verdauung und beſonders die Auflöſung des Heus beobachtet und am Ochſen gefunden, daß es beim Austritt aus dem Theile des Wanſtes, der den zweiten Magen bildet, und den man die Haube oder den Netzmagen nennt, in eine Art von grünem Brei, ähnlich gehacktem und gekochtem Spinat, verwandelt iſt, daß es unter dieſer Form in den Falten oder Blättern des dritten Magens, den man das Buch nennt, zurückgehalten und eingeſchloſſen wird, daß ſeine Auflöſung im vierten Magen, den man das Laab nennt, vollſtändig iſt, und daß ſo zu ſagen nur das Mark in die Gedärme übergeht; dagegen löſt ſich beim Pferde das Heu faſt gar nicht auf, weder im Magen noch im erſten Gedärme, wo es nur feiner und biegſamer wird, als wäre es von der thätigen Flüſſigkeit, die es umgibt, gepreßt und durchdrungen worden; es gelangt ohne große Veränderung zum Blinddarm und Grimmdarm; hauptſächlich in dieſen beiden Därmen, deren außerordentliche Geräumigkeit der des Wanſtes der Wiederkäuer entſpricht, geht beim Pferde die Auflöſung der Speiſe vor ſich, und dieſe Auflöſung iſt nie ſo vollſtändig, wie jene, die im vierten Magen des Rindes vor ſich geht.

Nach dieſen nämlichen Beobachtungen und nach dem bloßen Anſchauen der Theile dünkt es mich, daß man leicht begreifen kann, wie das Wiederkäuen vor ſich geht und warum das Pferd nicht wiederkäut noch ſich erbricht, während der Ochs und die andern Thiere, die mehrere Magen haben, das Gras nur in dem Maße, als ſie wiederkäuen, zu verdauen ſcheinen. Das Wiederkäuen iſt nur ein Erbrechen ohne Anſtrengung, veranlaßt durch den Gegendruck des erſten Magens gegen die Speiſen, die er enthält. Der Ochs füllt dieſe zwei erſten Magen, das heißt den Wanſt und die Haube, die nur ein Theil des Wanſtes iſt, ſo ſehr als möglich, an. Dieſe geſpannte Haut drückt demnach alsdann mit Macht auf das Gras, das ſie enthält, das nur ſehr wenig gekaut, kaum klein gemacht iſt und deſſen Umfang durch die Gährung bedeutend zunimmt. Wäre die Speiſe flüſſig, ſo würde dieſe Zuſammenziehungskraft ſie in den dritten Magen treiben, der mit dem andern nur durch eine enge Röhre zuſammenhängt, deren Mund ſogar am hintern Theile des erſten und faſt eben ſo hoch wie der der Speiſeröhre liegt. Sonach kann jene Röhre dieſe trockene Speiſe nicht zulaſſen, oder wenigſtens läßt ſie nur den flüſſigſten Theil zu; nothwendiger Weiſe alſo ſteigen die trockenſten Theile in die Speiſeröhre zurück, deren Mund breiter iſt als der jener Röhre; ſie ſteigen wirklich dahin zurück; das Thier kaut ſie wieder, zerquetſcht ſie, feuchtet ſie von Neuem mit ſeinem Speichel an und macht ſo nach und nach dieſe Speiſe fließender; es verwandelt ſie in einen Brei, flüſſig genug, um in jene Röhre zu dringen, die mit dem dritten Magen zuſammenhängt, wo ſie ſich noch mehr preßt,

bevor ſie in den vierten Magen übergeht; und in dieſem letzten Magen vollendet ſich die Auflöſung des Heus, das in einen völligen Schleim verwandelt wird. Die Richtigkeit dieſer Erklärung wird dadurch beſtätigt, daß, ſo lange dieſe Thiere ſaugen, oder mit Milch und andern weichen und flüſſigen Speiſen ernährt werden, ſie nicht wiederkauen und daß ſie im Winter und wenn man ſie mit trockenen Nahrungsmitteln füttert, weit mehr als im Sommer wiederkäuen, während deſſen ſie das zarte Gras weiden. Beim Pferde iſt dagegen der Magen ſehr klein, der Mund der Speiſeröhre ſehr eng und der des Pförtners ſehr weit, dies allein würde hinreichen, um das Wiederkäuen unmöglich zu machen; denn die, in dieſem kleinen Magen enthaltene, Speiſe, obwohl vielleicht ſtärker zuſammengedrückt als im großen Magen des Ochſen, muß nicht zurückſteigen, weil ſie leicht durch den Pförtner, der ſehr weit iſt, hinabſteigen kann. Es iſt nicht einmal nöthig, daß das Heu in weichen und fließenden Brei verwandelt ſei, um da hinein zu dringen; die Zuſammenziehungskraft des Magens treibt die noch faſt trockene Speiſe dahin und ſie kann nicht durch die Speiſeröhre hinaufſteigen, weil dieſe Röhre im Vergleich zu der des Pförtners ſehr klein iſt. Alſo in Folge dieſes allgemeinen Unterſchiedes in der Körperbildung käut der Ochs wieder und kann das Pferd nicht wiederkäuen; aber es gibt noch einen beſondern Unterſchied beim Pferde, der da bewirkt, daß es nicht allein nicht wiederkäuen, das heißt ohne Anſtrengung ſich erbrechen, ſondern überhaupt gar nicht ſich erbrechen kann, wie ſehr es ſich auch anſtrengen möge. Nämlich, da die Speiſeröhre ſehr ſchief in den Pferdemagen eintritt, deſſen Häute eine beträchtliche Dicke bilden, ſo macht dieſe Röhre dieſer Dicke eine Art von Rinne, die ſo ſchief geht, daß ſie ſich durch die Zuckungen des Magens, anſtatt ſich zu öffnen, nicht anders als ſich noch mehr verengern muß. Obwohl dieſer Unterſchied eben ſo gut wie die ſonſtigen Unterſchiede in der Körperbildung, die man an den Thieren bemerken kann, ſämmtlich von der Natur abhangen, ſo gibt es doch bei der Entwickelung, zumal bei der der weichen Theile, ſcheinbar beſtändige Unterſchiede, die nichts deſtoweniger unter ſich abweichen könnten und wirklich durch die Umſtände unter ſich abweichen. Die große Geräumigkeit des Ochſenwanſtes zum Beiſpiel rührt nicht gänzlich von der Natur her; der Wanſt iſt nicht ſo durch ſeine erſte Bildung, er wird es nur allmählich durch den Umfang der Speiſen: denn beim Kalbe, das eben geboren worden, und ſelbſt bei der Kuh, die noch die Milch trinkt und kein Gras gefreſſen hat, iſt der Wanſt, im Verhältniſſe zum Bauche, weit kleiner als beim Ochſen. Dieſe große Geräumigkeit des Wanſtes rührt alſo nur von der Ausdehnung her, die der große Umfang der Nahrungsmittel verurſacht. Ich habe mich davon durch eine Erfahrung überzeugt, die mir entſcheidend

bäucht. Ich ließ zwei Lämmer, von demſelben Alter und gleichzeitig geſpänt, das eine mit Brod, und das andere mit Gras ernähren: als ich ſie nach einem Jahre öffnete, ſah ich, daß der Wanſt des Lammes, welches von Gras gelebt hatte, weit größer geworden war, als der des Lammes, welches mit Brod genährt worden.

Man behauptet, daß die Ochſen, die langſam freſſen, länger als jene, die ſchnell freſſen, in der Arbeit ausdauern; daß die Ochſen aus hochliegenden und trockenen Ländern lebhafter, kraftvoller und geſünder ſind, als die aus niedrigen und feuchten Ländern; daß alle ſtärker werden, wenn man ſie mit trockenem Heu ernährt, als wenn man ihnen bloß weiches Gras gibt; daß ſie ſich ſchwerer als die Pferde an den Wechſel des Himmelsſtriches gewöhnen, und daß man deswegen immer nur aus der Nachbarſchaft Ochſen zur Arbeit kaufen ſoll.

Im Winter, da die Ochſen nichts thun, wird es hinreichen, ſie mit Stroh und etwas Heu zu ernähren; in der Arbeitzeit aber gebe man ihnen viel mehr Heu als Stroh und ſelbſt etwas Kleien und Hafer, ehe man ſie arbeiten läßt: im Sommer, wenn es an Heu mangelt, gebe man ihnen friſch abgemähtes Gras oder viele junge Schößlinge und Eſchen-, Ulmen-, Eichen- u. ſ. w. Blätter, aber in geringer Menge, da das Uebermaß dieſer Nahrung, die ſie ſehr lieben, ihnen zuweilen ein Blutharnen verurſacht. Schneckenklee, Wicken, friſch oder getrocknet, Feigbohnen, Steckrüben, gekochte Gerſte u. ſ. w. ſind auch ſehr gute Nahrungsmittel für die Ochſen. Es iſt nicht nöthig, ihnen die Menge der Nahrungsmittel zuzumeſſen, ſie nehmen nie mehr zu ſich, als ſie bedürfen, und man wird gut thun, ihnen ſtets genug zu geben, damit ſie etwas übrig laſſen. Auf die Weide führe man ſie erſt gegen den 15. Mai: die erſten Gräſer ſind zu roh und obwohl ſie dieſelben begierig freſſen, erregen ſie ihnen Beſchwerden. Man laſſe ſie den ganzen Sommer hindurch weiden und beginne gegen den 15. Oktober wieder mit der Stallfütterung; doch laſſe man ſie ja nicht plötzlich von der friſchen zur trockenen Nahrung übergehen, ſondern bringe ſie ſtufenweiſe zu dieſem Nahrungswechſel.

Die volle Hitze beſchwert dieſe Thiere vielleicht mehr noch als die volle Kälte. Während des Sommers muß man ſie mit Tagesanbruch zur Arbeit führen, ſie vor der Mittagshitze nach dem Stalle zurückbringen oder ſie während derſelben im Gehölz im Schatten weiden laſſen und ſie erſt um drei oder vier Uhr des Nachmittags wieder zur Arbeit führen. Im Frühlinge, Winter und Herbſte kann man ſie ununterbrochen von 8 oder 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends arbeiten laſſen. Sie erfordern nicht ſo viel Pflege wie die Pferde, indeſſen iſt es doch, wenn man ſie geſund und kräftig erhalten will, faſt unerläßlich, ſie jeden Tag zu ſtriegeln, zu waſchen und ihnen die Hufe einzuſchmieren u. ſ. w. Auch muß man

ſie wenigſtens zweimal des Tages ſaufen laſſen; ſie lieben reines und friſches Waſſer, wohingegen das Pferd trübes und lauwarmes liebt.

Nahrung und Wartung ſind ſo für die Kuh wie für den Ochſen faſt dieſelben; indeſſen verlangt die Milchkuh beſondere Aufmerkſamkeit, ſowohl was ihre Wahl als was ihre Behandlung anlangt. Man ſagt die ſchwarzen Kühe gäben die beſte und die weißen die meiſte Milch; doch welche Farbe die Milchkuh haben mag, ſie muß ſtark von Fleiſch ſein, ein lebhaftes Auge, einen leichten Tritt haben, jung ſein und, wo möglich, viele und gute Milch geben. Im Sommer melke man ſie zweimal täglich, und im Winter nur einmal; und will man die Menge der Milch vermehren, ſo hat man ſie nur mit ſaftigern Speiſen, als das Gras iſt zu ernähren.

Gute Milch iſt weder zu dick noch zu klar; ihre Dichtigkeit ſei der Art, daß ein kleiner Tropfen, den man nimmt, ſeine Ründe behält ohne zu fließen. Auch muß ſie ein ſchönes Weiß haben; die Milch, deren Farbe ins Gelbe oder Blaue ſpielt, taugt nichts. Ihr Geſchmack muß ſüß ſein, ohne alle Bitterkeit und ohne Säure; auch rieche ſie entweder gut oder gar nicht. Sie iſt beſſer im Mai und während des Sommers, als im Winter, und nur dann vollkommen gut, wenn die Kuh ein gutes Alter und eine gute Geſundheit hat. Die Milch der jungen Kühe, die noch nicht getragen haben, iſt zu klar, die der alten Kühe zu trocken, und während des Winters iſt ſie zu dick. Dieſe verſchiedenen Eigenſchaften der Milch ſtehen im Verhältniſſe mit der größeren oder geringeren Menge der butterichten, käſichten und molkichten Theile, woraus ſie beſteht. Zu klare Milch iſt diejenige, die zu viele molkichte Theile enthält, zu dicke Milch ſolche, die daran Mangel hat, und zu trockene Milch hat nicht genug butterichte und molkichte Theile. Die Milch einer Kuh in der Brunſt iſt nicht gut, auch nicht die einer Kuh, welche der Gebährzeit nahe iſt oder vor kurzem geworfen hat. Man findet im dritten und vierten Magen einer Kuh, die ſäugt, Brocken geronnener Milch; dieſe Milchbrocken, in der Luft getrocknet, ſind das Laab, deſſen man ſich bedient, um die Milch gerinnen zu machen. Je ſorgfältiger man dieſes Lab aufhebt, um ſo beſſer iſt es, und man bedarf nur einer ſehr kleinen Menge, um einen Käs von großem Umfang zu bereiten.

Die Kühe und die Ochſen lieben den Wein, den Eſſig, das Salz ſehr, und einen zugerichteten Salat verſchlingen ſie begierig. In Spanien und einigen andern Ländern legt man im Stalle neben das Kalb einen von jenen Steinen, die man Salzleger nennt und die man in den Steinſalzminen findet: es leckt an dieſem ſalzigen Steine während der ganzen Zeit, die ſeine Mutter auf der Weide iſt, was den Hunger oder Durſt ſo ſtark erregt, daß im Augenblicke, da die Kuh kommt, das junge Kalb ſogleich ſich an die Euter wirft und mit Gierde eine Menge Milch herausſaugt, fett wird

und weit ſchneller als jene wächſt, denen man kein Salz gibt. Aus demſelben Grunde gibt man den Ochſen oder Kühen, wann ſie keine Eßluſt haben, Gras, das mit Eſſig angefeuchtet oder mit etwas Salz beſtreut iſt. Man mag ihnen deſſen auch geben, wann ſie ſich wohl befinden und man ihren Appetit erregen will, um ſie in kurzer Zeit zu mäſten. Gewöhnlich thut man ſie in einem Alter von 10 Jahren in die Maſt; wartet man länger, ſo iſt der Erfolg weniger ſicher und ihr Fleiſch nicht ſo gut. Man kann ſie in allen Jahreszeiten mäſten; doch zieht man den Sommer vor, weil alsdann die Maſt weniger koſtet und man, wenn man im Mai oder Juni anfängt, faſt ſicher iſt, ſie vor dem Ende des Oktobers fett zu ſehen. Sobald man ſie mäſten will, höre man auf, ſie arbeiten zu laſſen; man laſſe ſie weit häufiger trinken; gebe ihnen reichlich ſaftige, zuweilen mit etwas Salz vermengte Speiſen und laſſe ſie nach Muße wiederkäuen und während der großen Hitze im Stalle ſchlafen: in weniger als 4 bis 5 Monaten werden ſie ſo fett werden, daß ſie Mühe haben zu gehen und man ſie aufs weiteſte nur ſehr kleine Tagreiſen führen kann. Die Kühe und ſelbſt die Stiere, deren Hoden mit dem Biſturi verdreht worden ſind, können ebenfalls gemäſtet werden, allein das Fleiſch einer Kuh iſt trockener und das eines ſolchen Stieres röther und härter als Ochſenfleiſch und hat immer einen unangenehmen und ſtarken Geſchmack.

Die Stiere, Kühe und Ochſen lecken ſich ſehr gerne, beſonders wann ſie ſich in voller Ruhe befinden; und da man glaubt, dies hindere ſie, dick zu werden, ſo beſchmiert man ſorgfältig alle Gegenden ihres Körpers, an die ſie gelangen können, mit ihrem Koth; ergreift man dieſe Vorſichtsmaßregel nicht, ſo lecken ſie ſich mit ihrer ſehr rauhen Zunge das Haar ab und verſchlucken es in großer Menge. Da ſich dieſer Stoff nicht verdauen läßt, ſo bleibt er im Magen zurück und bildet runde Ballen, die man Aegagropilen oder Wildziegenhaar genannt hat, und die bisweilen von einer ſo beträchtlichen Dicke ſind, daß ſie durch ihren Umfang den Thieren beſchwerlich fallen und ſie durch ihren Aufenthalt im Magen am Verdauen hindern müſſen. Dieſe Ballen bekleiden ſich nach und nach mit einer braunen, ziemlich feſten Kruſte, die jedoch nur ein verdickter Schleim iſt, der aber durch die Reibung und Dauung hart und glänzend wird. Sie finden ſich nie im Wanſte; und wenn Haar in die andern Magen eindringt, ſo bleibt es nicht darin und eben ſo wenig in den Därmen: es geht offenbar mit dem Mark des Futters ab.

Die Thiere, die, wie das Pferd und der Eſel, in beiden Kinnladen Schneidezähne haben, weiden leichter das kurze Gras ab, als jene, denen in der obern Kinnlade Schneidezähne fehlen; und wenn der Hammel und die Ziege es ſehr tief abbeißen, ſo geſchieht das, weil ſie klein und ihre

Lefzen dünn ſind. Der Ochs aber, deſſen Lefzen dick ſind, kann nur langes Gras abweiden und daher ſchadet er der Weide nicht, worauf er lebt. Da er nur die Spitze der jungen Grashalme abkneipt, ſo zerrt er nicht ihre Wurzel locker und verzögert ihr Wachsthum nur ſehr wenig; dagegen beißen der Hammel und die Ziege ſie ſo tief ab, daß ſie den Halm zerſtören und die Wurzel verderben. Außerdem ſucht das Pferd das feinſte Gras heraus und läßt das große Gras, deſſen Halme hart ſind, in Saamen ſchießen und ſich vermehren, wogegen der Ochs dieſe dicken Halme abbeißt und das gröbſte Gras allmählich ausrottet: die Folge davon iſt, daß nach einigen Jahren die Wieſe, worauf das Pferd gelebt hat, nur noch eine ſchlechte Trift iſt, und dagegen jene, worauf der Ochs gegraſ't hat, eine feine Weide wird.

Unſere Ochſenart, die man nicht mit dem Auerochſen, dem Büffel, dem Biſon vermengen darf, ſcheint in unſern gemäßigten Himmelsſtrichen urſprünglich zu Hauſe zu ſein, da die volle Hitze ihr eben ſo beſchwerlich fällt, wie die übermäßige Kälte. Außerdem findet ſich dieſe, in Europa ſo zahlreiche Art in den ſüdlichen Ländern nicht, und verbreitet ſich auch nicht in Aſien bis über Armenien und Perſien und bis über Aegypten und die Berberei in Afrika hinaus, denn in Indien ſowohl als in Arabien haben die Reiſenden den Biſonen, die einen Buckel auf dem Rücken haben, oder andern Thieren den Namen Ochſen gegeben, die jedoch eine von unſerer Ochſenart verſchiedene Art bilden. Jene, die man am Vorgebirge der guten Hoffnung und in mehreren Gegenden Amerikas findet, ſind durch die Holländer und Spanier dorthin gebracht worden. Ueberhaupt ſcheint es, daß die etwas kalten Länder unſern Ochſen beſſer zuſagen, als die warmen, und daß ſie um ſo dicker und größer ſind, je feuchter und weidenreicher der Erdſtrich. Die Ochſen aus Dänemark, Podolien, der Ukräne und der kalmückiſchen Tartarei ſind die größten von allen. Die irländiſchen, engliſchen, holländiſchen und ungariſchen ſind ebenfalls größer als die perſiſchen, türkiſchen, griechiſchen, italiſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen; und die aus der Berberei ſind die kleinſten von allen. Man verſichert ſelbſt, daß die Holländer jährlich eine bedeutende Menge großer und magerer Kühe aus Dänemark beziehen, und daß dieſe Kühe in Holland weit mehr Milch als die franzöſiſchen Kühe geben. Wahrſcheinlich iſt es dieſe nämliche Raçe von Milchkühen, die man nach Poitou, Aunis und den Brüchen der Charente, wo man ſie flandriſche Kühe nennt, verpflanzt und vermehrt hat. Dieſe Kühe ſind in der That weit größer und magerer als die gemeinen und geben noch einmal ſo viel Milch und Butter; auch liefern ſie weit größere und ſtärkere Kälber. Sie haben zu jeder Zeit Milch und man kann ſie das ganze Jahr melken, mit Ausnahme

von 4 bis 5 Tagen vor dem, daß ſie werfen. Allein dieſe Kühe erfordern treffliche Weiden. Obgleich ſie nicht wohl mehr als die gemeinen Kühe freſſen, da ſie ſtets mager ſind, ſo verwandelt ſich doch aller Ueberfluß der Nahrung in Milch: wohingegen die gewöhnlichen Kühe dick werden und ſobald ſie einige Zeit auf dieſen allzu fetten Weiden gelebt haben, aufhören, Milch zu geben. Mit einem Stier dieſer Raçe und gemeinen Kühen erzeugt man eine andere Raçe, die man Baſtardraçe nennt, und welche fruchtbarer und ergiebiger an Milch iſt als die gemeine. Dieſe Baſtardkühe geben oft zwei Kälber auf einmal und liefern das ganze Jahr hindurch Milch. Dieſe guten Milchkühe machen einen Theil der Reichthümer Hollands aus, von dem jährlich für beträchtliche Summen Butter und Käſe ins Ausland gehen. Dieſe Kühe, die 1 bis 2mal ſo viel Milch als die franzöſiſchen liefern, geben 6mal ſo viel als die aus der Berberei.

In Irland, England, Holland, der Schweiz und dem Norden wird das Ochſenfleiſch in großer Menge eingeſalzen und geräuchert, ſei es zum Gebauch auf der See, oder zum Vortheil des Handels. Aus dieſen Ländern geht auch eine große Menge Häute ins Ausland. Das Ochſenfell und ſelbſt das Kalbfell dienen, wie man weiß, zu unendlich mannichfaltigem Gebrauch. Auch das Fett iſt ein nützlicher Stoff; man miſcht es unter den Hammeltalg. Der Ochſenmiſt iſt der beſte Dünger für trockenen und leichten Boden. Das Horn dieſes Thieres war das erſte Gefäß, woraus man getrunken hat, das erſte Werkzeug, worein man geblaſen, um den Ton zu vermehren, der erſte durchſichtige Stoff, den man gebraucht, um Fenſterſcheiben und Laternen zu verfertigen und den man geweicht, bearbeitet, geformt hat, um Büchſen, Kämme und tauſend andere Sachen daraus zu bereiten. Doch, endigen wir, denn die Naturgeſchichte muß aufhören, wo die Geſchichte der Künſte anhebt.

Ich muß hier einen Irrthum berichtigen, den ich in Betreff der Hörner der Ochſen, Kühe und Stiere begangen. Man hatte mir verſichert und ich habe geſagt, daß ſie im dritten Altersjahre ausfallen und durch andere erſetzt werden, die, wie die zweiten Zähne, nicht mehr ausfallen. Dieſe Angabe iſt nur zum Theil wahr; ſie gründet ſich auf ein Verſehen, deſſen Quelle Herr Forſter aufgeſucht hat. Er hatte die Güte, mir hierüber Folgendes zu ſchreiben:

„Im dritten Jahre, ſagt er, trennt ſich eine ſehr dünne Schale vom Horn; dieſe Schale, die nicht mehr Dicke als ein Blatt gewöhnliches Papier hat, bekommt ihrer ganzen Länge nach Riſſe und fällt bei der geringſten Reibung ab; aber das Horn bleibt, fällt nicht ganz aus und wird nicht durch ein anderes erſetzt; durch eine einfache Blätterung bildet

ſich jene Art von Wulſt, die man vom dritten Lebensjahre an, an der Wurzel der Hörner der Stiere, Ochſen und Kühe findet, und jedes folgende Jahr bildet ſich ein neuer Wulſt durch das Anwachſen und Hinzukommen einer neuen kegelförmigen Hornſchale, die im Innern des Horns unmittelbar auf dem Knochen gebildet wird, den ſie umgibt, und der den drei Jahre alten Hornkegel um ein weniges weiter treibt. Es ſcheint alſo, daß die dünne, nach drei Jahren blättrig gebrochene Schale das Band bildete, welches das Horn mit dem Stirnknochen vereinigte und daß die Entſtehung einer neuern innern Schale die äußere ſprengt, die ſich ihrer Länge nach ſpaltet und beim erſten Reiben abfällt. Iſt der erſte Wulſt gebildet, ſo folgen die innern Schalen von Jahr zu Jahr und treiben das dreijährige Horn weiter und der Wulſt löſt ſich eben ſo durchs Reiben ab; denn man beobachtet, daß dieſe Thiere gern ihre Hörner an Bäume oder ans Holz im Stalle reiben; einige Leute ſind ſelbſt beſorgt genug für ihr Vieh, um Pfähle auf ihren Weiden einzurammeln, damit die Ochſen und Kühe ihre Hörner daran reiben können; ohne dieſe Vorſichtsmaßregel, behaupten ſie bemerkt zu haben, ſtießen ſich dieſe Thiere mit ihren Hörnern untereinander, und dies darum, weil das Jucken, das ſie empfinden, ſie nöthigt, Mittel zu ſuchen, durch die es aufhört. Jener Pfahl dient auch dazu, ſie von den alten Haaren zu befreien, die, durch die neuen verdrängt, auf der Haut dieſer Thiere Jucken erregen."

Dieſemnach ſind die Ochſenhörner beſtändig und fallen nie anders ganz aus, als durch Zufall und wann der Ochs ſich heftig an einen harten Körper ſtößt, und geſchieht dies, ſo bleibt nur ein kleiner Stumpf übrig, der mehrere Jahre hindurch ſehr bemerkbar iſt und obwohl er ſich verhärtet, wächſt er doch nie an, und das Thier iſt für ſein ganzes Leben enthörnt.

Der Widder und das Schaaf.

Man kann kaum daran zweifeln, daß die gegenwärtigen Hausthiere voreinſt wild lebten; jene, deren Naturgeſchichte wir mitgetheilt haben, liefern den Beweis hiervon, und noch heutzutage findet man wilde Pferde, wilde Eſel und wilde Stiere. Aber kann der Menſch, der ſich ſo viele Millionen Einzelweſen unterthan gemacht, ſich rühmen, eine einzige Art vollſtändig unterworfen zu haben? Kann man nicht, da alle ohne ſein Zuthun geſchaffen worden, glauben, daß alle die Beſtimmung erhalten haben, ohne ſeinen Beiſtand zu wachſen und ſich zu vermehren? Indeſſen, beachtet man die Schwäche und die Dummheit des Schaafes, bedenkt man zugleich, daß dieſes Thier ohne Vertheidiger nicht einmal in der Flucht ſeine Rettung finden kann, daß es alle Raubthiere zu Feinden hat, die es vorzugsweiſe zu ſuchen, und aus Geſchmack an ſeinem Fleiſche zu verſchlingen

ſcheinen; daß zudem dieſe Art wenig erzeugt und jedes einzelne Thier nur kurze Zeit lebt u. ſ. w., ſo möchte man zu der Vorſtellung verſucht werden, daß von Anbeginn an das Schaaf der Obhut des Menſchen anvertraut war; daß es ſeines Schutzes bedurfte, um zu beſtehen und ſeiner Fürſorge, um ſich zu vermehren, weil man wirklich keine wilden Schaafe in den Wüſten antrifft; weil in allen Gegenden, wo nicht der Menſch gebietet, der Löwe, der Tiger, der Wolf durch Stärke und Grauſamkeit herrſchen; weil dieſe Blut- und Raubthiere länger leben und alle ſich weit ſtärker als das Schaaf vermehren, und weil endlich, wenn man noch heutzutage in unſern Gefilden die zahlreichen Heerden dieſer Art, die wir ſo ſehr vermehrt haben, Preis gäbe, ſie bald unter unſern Augen würden ausgerottet und die ganze Art durch die Zahl und Gefräßigkeit der feindlichen Arten vernichtet werden. Es ſcheint alſo, daß nur durch unſern Beiſtand und unſere Sorgen dieſe Art fortgedauert hat, fortdauert und ferner fortdauern wird; es ſcheint, daß ſie durch ſich ſelbſt nicht beſtehen könnte. Das Schaaf iſt ganz und gar ohne Hülfe und Vertheidigung; der Widder hat nur ſchwache Waffen; ſein Muth iſt nur ein für ihn unnützer und für die andern läſtiger Muthwille, den man ihm durch die Verſchneidung benimmt. Die Hämmel ſind noch furchtſamer als das Schaaf; aus dieſer Furchtſamkeit verſammeln ſie ſich ſo oft in Heerden; das mindeſte ungewöhnliche Geräuſch reicht dazu hin, daß ſie jählings zuſammen laufen und ſich einander drängen, und dieſe Furchtſamkeit wird von der größten Dummheit begleitet, denn ſie wiſſen nicht der Gefahr zu entfliehen; ſie ſcheinen ſelbſt nicht das Unbequeme ihrer Lage zu fühlen; ſie bleiben, wo ſie ſich befinden, im Regen, im Schnee; ſie verharren dort eigenſinnig, und um ſie dahin zu bringen, daß ſie einen Ort verlaſſen und irgend einen Weg einſchlagen, müſſen ſie ein Haupt haben, das man lehrt vorauf zu gehen und deſſen ſämmtlichen Bewegungen ſie Schritt für Schritt folgen. Dieſes Haupt würde ſelber mit der übrigen Heerde bewegungslos auf derſelben Stelle verharren, würde es nicht durch den Hirten fortgetrieben, oder durch den zu ihrer Hut beſtellten Hund in Bewegung geſetzt, durch dieſen Hund, der in der That für ihre Sicherheit zu wachen, ſie zu ſchützen, zu lenken, zu trennen, zu vereinigen und die Bewegungen, die ihnen fehlen, ihnen mitzutheilen weiß.

Es ſind alſo von allen vierfüßigen Thieren die dümmſten, es ſind die, ſo am wenigſten Selbſthülfe und Naturtrieb beſitzen. Die Ziegen, die ihnen in ſo mancher andern Hinſicht gleichen, haben weit mehr Gefühl; ſie wiſſen ſich zu benehmen, ſie beugen den Gefahren aus, ſie befreunden ſich leicht mit neuen Gegenſtänden, während das Schaaf weder zu fliehen noch zu nahen weiß, wie ſehr es auch Hülfe bedürfen möge, es kommt nicht ſo

gern wie die Ziege zum Menſchen; und, was bei den Thieren als der äußerſte Grad der Furchtſamkeit und Gefühlloſigkeit erſcheint, es läßt ſich ſein Lamm rauben, ohne es zu vertheidigen, ohne zu erzürnen und ohne durch einen, von ſeinem gewöhnlichen Geblöck verſchiedenen Schrei ſeinen Schmerz auszudrücken.

Aber dieſes in ſich ſo elende, ſo gefühlloſe, ſo von innern Eigenſchaften entblößte Thier, iſt für den Menſchen das koſtbarſte, dasjenige, das den unmittelbarſten und ausgebreitetſten Nutzen gewährt; es allein kann gegen die erſten Bedürfniſſe genügen; es liefert ihm auf einmal, wovon er ſich nähren und kleiden kann, die beſondern Vortheile nicht zu rechnen, die er aus dem Talg, der Milch, dem Felle und ſelbſt den Därmen, den Knochen und dem Miſte dieſes Thieres ziehen kann, dem die Natur, ſo zu ſagen, nichts zum Eigenthum bewilligt, nichts verliehen zu haben ſcheint, als um es dem Menſchen herzugeben.

Die Geſchlechtsluſt, bei den Thieren das lebhafteſte und allgemeinſte Gefühl, iſt auch das einzige, das dem Widder einige Lebhaftigkeit, einige Bewegung zu verleihen ſcheint; er wird muthwillig, er ſchlägt ſich, er ſtürzt ſich auf die andern Widder, bisweilen ſogar greift er ſeinen Hirten an; allein das Schaaf, obgleich in Brunſt, ſcheint darum nicht lebendiger, nicht bewegter; es hat gerade nur ſo viel Naturtrieb, als ihm nöthig iſt, um nicht die Annäherung des Männchens zurückzuweiſen, um ſeine Nahrung zu ſuchen und um ſein Lamm zu erkennen. Der Naturtrieb iſt um ſo ſicherer, je unwillkührlicher und ſo zu ſagen, je angeborener er iſt; das junge Lamm ſucht ſelber in einer zahlreichen Heerde, findet und ergreift die Zitze ſeiner Mutter, ohne ſich je zu irren. Man ſagt auch, die Hämmel hätten Gefühl für das Liebliche des Geſanges, ſie weideten fleißiger, ſie befänden ſich beſſer, ſie nähmen zu beim Tone der Schalmei, die Muſik hätte Reize für ſie; allein öfter noch und mit mehr Grund ſagt man, ſie diene wenigſtens dazu, dem Hirten die Langweile zu verſcheuchen, und von dieſer müßigen und einſamen Lebensweiſe müſſe man den Urſprung dieſer Kunſt herleiten.

Dieſe Thiere, deren Naturell ſo einfach iſt, haben auch eine ſehr ſchwache Körperbeſchaffenheit; ſie können nicht lange gehen, die Reiſen ſchwächen und entkräften ſie; ſobald ſie laufen, klopft ihnen das Herz und ſchnell ſind ſie außer Athem; ſtarke Wärme, Sonnenhitze fällt ihnen eben ſo beſchwerlich wie Feuchtigkeit, Kälte und Schnee; ſie ſind einer großen Anzahl meiſtentheils anſteckender Krankheiten unterworfen; der Ueberfluß an Fett zieht ihnen bisweilen den Tod zu und hindert immer die Schaafe an der Zeugung; ſie werfen mühſam, verwerfen leicht und erfordern mehr Sorgen als irgend ein anderes zahmes Thier.

Wenn das Schaaf dem Gebähren nahe iſt, ſo muß man es von der übrigen Heerde trennen und es bewahren, damit man ſich bei der Hand befindet, um ihm bei der Geburt zu helfen. Das Lamm zeigt ſich oft überzwerch oder mit den Füßen zuerſt und in dieſem Falle läuft die Mutter für ihr Leben Gefahr, wenn ſie nicht unterſtützt wird. Iſt ſie entbunden, ſo hebt man das Lamm auf und ſtellt es gerade auf ſeine Füße; man entfernt zugleich die Milch, die in den Zitzen der Mutter enthalten iſt; dieſe erſte Milch iſt verdorben und würde dem Lamm ſehr ſchaden; man wartet alſo, bis ſie ſich mit neuer Milch anfüllen, ehe man ihm zu ſaugen erlaubt; man hält es warm und ſchließt es 3 bis 4 Tage mit ſeiner Mutter ein, damit es ſie kennen lerne. In dieſer erſten Zeit ernährt man das Schaaf, damit es ſich wieder erhole, mit guter Milch und gemahlener Gerſte oder Kleien, die mit etwas Salz vermengt ſind; man läßt es Waſſer trinken, das etwas lauwarm und mit Getreide=, Bohnen= oder Hirſenmehl weiß gemacht iſt: nach 4 bis 5 Tagen kann man es wieder allgemach an die tägliche Lebensweiſe gewöhnen und mit den übrigen ausgehen laſſen: nur achte man darauf, daß man es nicht zu weit gehen laſſe, um nicht ſeine Milch zu erhitzen. Einige Zeit ſpäter, wenn das Lamm, das ſaugt, an Stärke gewonnen hat und anfängt zu ſpringen, kann man es ſeiner Mutter aufs Feld folgen laſſen.

Gewöhnlich liefert man dem Fleiſcher alle Lämmer, die ſchwach ſcheinen und behält zum Aufziehen nur die kräftigſten, dickſten und wolligſten. Die Lämmer vom erſten Wurf ſind nie ſo gut, wie die ſpätern. Will man diejenigen, die in den Monaten Oktober, November, Dezember, Januar, Februar, geboren werden, aufziehen, ſo behält man ſie während des Winters im Stalle; man läßt ſie nur des Abends und Morgens hinaus, um zu ſaugen und läßt ſie nicht vor Anfang Aprils aufs Feld gehen: einige Zeit zuvor gibt man ihnen täglich ein wenig Heu, um ſie nach und nach an dieſe neue Nahrung zu gewöhnen. Man kann ſie nach einem Monat ſpänen; beſſer jedoch iſt es, dieſes erſt nach 6 Wochen bis 2 Monaten zu thun. Man zieht immer die weißen und fleckenloſen Schaafe den ſchwarzen oder gefleckten vor, da ſich die weiße Wolle beſſer verkauft als die ſchwarze oder gemiſchte.

Die Verſchneidung muß man in einem Alter von 5 bis 6 Monaten, oder ſelbſt ein wenig ſpäter, im Frühling oder im Herbſte, bei milder Witterung vornehmen. Dieſe Operation geht auf zweierlei Weiſen vor ſich: die gewöhnlichſte Weiſe iſt die Einſchneidung; man nimmt die Hoden an der Oeffnung, die man eben gemacht hat, heraus und entfernt ſie leicht; die andere geſchieht ohne Einſchnitt; man bindet blos, indem man feſt mit einer Kordel anzieht, den Hodenſack oberhalb der Hoden zuſammen

und zerſtört auf dieſe Weiſe die Gefäße, die darein auslaufen. Die Verſchneidung macht das Lamm krank und leidend und man wird wohl daran thun, ihm 2 bis 3 Tage lang mit etwas Salz vermengte Kleien zu geben, um dem Widerwillen gegen Speiſen, der oft auf dieſen Zuſtand folgt, vorzubeugen.

Nach einem Jahr verlieren die Widder, die Schaafe und Hämmel die Vorderzähne der untern Kinnlade: wie man weiß, fehlen ihnen in der obern Kinnlade Schneidezähne. Nach 18 Monaten fallen die, neben den beiden erſten ſtehenden, zwei Zähne ebenfalls aus, und nach drei Jahren ſind ſie alle erſetzt, alsdann ſind ſie ebenmäßig und ziemlich weiß; aber in dem Maße, als das Thier alt wird, entblößen ſie ſich und werden ſtumpf, ungleich und ſchwarz. Auch an den Hörnern erkennt man das Alter des Widders; ſie erſcheinen mit dem erſten Jahre, oft mit der Geburt und wachſen jährlich um einen Ring bis zu ihrem Lebensende. Gemeiniglich haben die Schaafe keine Hörner; doch haben ſie auf dem Kopf an denſelben Stellen, wo die Hörner der Widder entſtehen, hornige Erhöhungen. Indeſſen gibt es einige Schaafe, die zwei und ſelbſt vier Hörner haben; dieſe Schaafe ſind den andern ähnlich; ihre Hörner ſind 5 bis 6 Zoll lang, weniger gedreht als die der Widder; und wenn ſich 4 Hörner vorfinden, ſo ſind die beiden äußern kürzer, als die zwei andern.

Der Widder iſt in einem Alter von 18 Monaten und das Schaaf nach einem Jahre zeugungsfähig; man wird aber gut daran thun, zu warten, bis das Schaaf 2 und der Widder 3 Jahre alt iſt, ehe man ihnen die Paarung geſtattet; das zu frühzeitige und ſelbſt das erſte Junge dieſer Thiere iſt immer ſchwächlich und ſchlecht beſchaffen. Ein Widder mag leicht für 25 bis 30 Schaafe hinreichen. Man wählt ihn aus den ſtärkſten und ſchönſten ſeiner Art: er muß Hörner haben, denn es gibt Widder, die keine haben, und dieſe Widder ohne Hörner ſind in unſern Himmelsſtriche minder kräftig, minder geeignet zur Fortpflanzung. Ein ſchöner und guter Widder muß einen ſtarken und dicken Kopf haben, eine breite Stirne, große und ſchwarze Augen, eine Stumpfnaſe, große Ohren, einen dicken Hals, einen langen und hohen Körper, breite Lenden und breiten Hintertheil, dicke Hoden und einen langen Schwanz; die beſten von allen ſind die weißen, auf dem Bauch, dem Schwanze, dem Kopfe, den Ohren bis über die Augen gut mit Wolle verſehenen. Die Schaafe, welche die reichlichſte, längſte, ſeidenartigſte und weißeſte Wolle haben, ſind auch zur Fortpflanzung die beſten, zumal wenn ſie zu gleicher Zeit einen großen Körper, einen dicken Hals und leichten Gang haben. Man beobachtet auch, daß diejenigen, die mehr mager als fett ſind, ſicherer als die andern tragen.

Die Brunſtzeit der Schaafe dauert vom Anfange Novembers bis Ende Aprils; indeſſen beziehen ſie ſich auch zu jeder Zeit, wenn man ihnen ſowohl als dem Widder Speiſen, die ſie erhitzen, wie Salzwaſſer und Hanfſamenbrot, gibt. Man läßt jedes 3 bis 4mal belegen, worauf man ſie vom Widder trennt, der ſich mit Vorliebe an die alten Schaafe hängt und die jüngſten verachtet. Man ſorgt dafür, daß man ſie zur Zeit der Paarung nicht dem Regen oder den Gewittern ausſetzt: die Näſſe hindert ſie, ſich zu beziehen und ein Donnerſchlag reicht hin um zu bewirken, daß ſie verwerfen. Einen oder zwei Tage nachdem ſie belegt worden, läßt man ſie zur gewöhnlichen Lebensweiſe zurückkehren und hört auf, ihnen Salzwaſſer zu geben, deſſen beſtändiger Gebrauch eben ſowohl wie der des Hanfſamenbrotes und der andern erhitzenden Nahrungsmittel ſicher bewirken würde, daß ſie verwürfen. Sie tragen fünf Monate und werfen im Anfange des ſechsten. Sie bringen gewöhnlich nur ein Lamm und bisweilen zwei zur Welt. In den heißen Erdſtrichen können ſie zweimal jährlich tragen; in Frankreich aber und den kältern Gegenden tragen ſie nur einmal im Jahr. Einigen gibt man den Widder gegen Ende Julis und im Anfange des Auguſtes, damit ſie in der Mitte des Januar Lämmer haben; hierauf gibt man ihn einer größern Zahl in den Monaten September, Oktober und November, und man hat in den Monaten Februar, März und April reichlich Lämmer; auch kann man viele in den Monaten Mai, Juni, Juli, Auguſt und September haben. Das Schaaf hat ſieben Monate hindurch und im Ueberfluſſe Milch. Dieſe Milch iſt eine ziemlich gute Nahrung für Kinder und Landleute; man bereitet auch ſehr guten Käs daraus, beſonders wenn man ſie mit Kuhmilch vermiſcht. Die Zeit, die Schaafe zu melken, iſt unmittelbar bevor ſie aufs Feld gehen, oder ſogleich nachdem ſie zurückgekommen ſind: man kann ſie im Sommer zweimal und im Winter einmal des Tages melken.

Die Schaafe werden in der Zeit, da ſie trächtig ſind, fett, weil ſie alsdann mehr als zu andern Zeiten freſſen. Da ſie ſich oft verletzen und häufig verwerfen, ſo werden ſie manchmal unfruchtbar und bringen ziemlich oft Mißgeburten zur Welt. Indeſſen können ſie, wenn ſie gut gewartet werden, ihr ganzes Leben lang, das heißt bis zu einem Alter von 10 bis 12 Jahren tragen; gewöhnlich aber ſind ſie vom ſiebenten bis achten Jahr an alt und ſchwächlich. Der Widder, der 12 bis 14 Jahre lebt, taugt zur Fortpflanzung nur bis zum achten Jahre; man muß ihn in dieſem Jahre mit dem Biſturi zeugungsunfähig machen und ihn mit den alten Schaafen mäſten. Das Fleiſch des Widders hat, wenn er auch zeugungsunfähig gemacht und gemäſtet worden, immer einen ſchlechten Geſchmack: das des Schaafes iſt weichlich und unſchmackhaft, wogegen das Hammelfleiſch die ſaftigſte und beſte von allen gewöhnlichen Fleiſchſpeiſen iſt.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Leute, die eine Heerde bilden und Nutzen daraus ziehen wollen, kaufen Schaafe und Hämmel, die anderthalb bis zwei Jahre alt ſind. Man kann ihrer hundert unter die Hut eines einzigen Hirten geben; iſt er wachſam und von einem guten Hunde unterſtützt, ſo wird er wenige verlieren. Er muß, wenn er ſie aufs Feld führt, vor ihnen her gehen und ſie gewöhnen, auf ſeine Stimme zu hören, ihm zu folgen, ohne ſich aufzuhalten, ohne ſich im Getraide, in die Weingärten, ins Gehölz und auf den Acker zu entfernen, wo ſie ſicher Schaden verurſachen würden. Die Bergabhänge und die auf den Hügeln befindlichen Flächen ſind Oerter, die ihnen am beſten zuſagen: man vermeidet, ſie in tiefe, feuchte und ſumpfige Gegenden zur Weide zu führen. Während des Winters ernährt man ſie im Stalle mit Kleien, Steckrüben, Heu, Stroh, Schneckenklee, Wicken, Ulm= und Eſchenblättern u. ſ. w. Jedoch läßt man ſie täglich ausgehen, wofern das Wetter nicht ſehr ſchlecht iſt; dies geſchieht aber mehr um ihnen Bewegung, als um ihnen Nahrung zu verſchaffen; und in dieſer ſchlechten Jahreszeit treibt man ſie erſt gegen 10 Uhr des Morgens aufs Feld, hält ſie dort 4 bis 5 Stunden lang, läßt ſie dann trinken und führt ſie gegen drei Uhr nach Mittag wieder zurück. Im Frühling und Herbſt dagegen läßt man ſie, ſobald die Sonne den Reif oder die Näſſe entfernt hat, ausgehen und führt ſie erſt mit Sonnenuntergang wieder zurück. Auch reicht es hin in dieſen beiden Jahreszeiten, ſie täglich ein einzigesmal trinken zu laſſen, bevor man ſie wieder zum Stalle führt, wo ſie ſtets Futter vorfinden müſſen, jedoch in kleinerer Menge, als im Winter. Nur während des Sommers müſſen ſie alle ihre Nahrung auf dem Felde zu ſich nehmen; man führt ſie zweimal täglich hin und läßt ſie auch zweimal trinken: man läßt ſie mit dem frühen Morgen ausgehen, wartet, bis der Thau gefallen iſt, um ſie 4 bis 5 Stunden lang weiden zu laſſen, läßt ſie dann trinken und treibt ſie wieder nach dem Schaafſtall oder nach ſonſt einem ſchattigen Orte; gegen 3 bis 4 Uhr Nachmittags, wann die Hitze nachläßt, führt man ſie abermal bis zum Ende des Tages auf die Weide; man müßte ſie ſelbſt die ganze Nacht auf dem Felde zubringen laſſen, wie man es in England thut, hätte man nichts vom Wolf zu befürchten; ſie würden nur um ſo kräftiger, reiner und geſünder ſein. Da die zu ſtarke Hitze ihnen ſehr beſchwerlich fällt und die Sonnenſtrahlen ihnen den Kopf betäuben und Schwindel verurſachen, ſo wird man gut daran thun, der Sonne entgegengekehrte Plätze zu wählen und ſie des Morgens auf oſtwärts und des Nachmittags auf weſtwärts gelegene Abhänge zu führen, damit ſie unter dem Weiden den Kopf im Schatten ihres Körpers haben; endlich muß man vermeiden, ſie durch Plätze gehen zu laſſen, die mit Dornen, Stachelgeſträuchen

[library stamp]

Binſen und Diſteln bedeckt ſind, wenn man will, daß ſie ihre Wolle behalten.

Auf trockenem Boden und in hohen Gegenden, wo der wilde Quendel und die ſonſtigen wohlriechenden Kräuter reichlich wachſen, iſt das Fleiſch des Hammels von weit beſſerer Beſchaffenheit als in niedrigen Flächen und feuchten Thälern; es ſei denn, daß dieſe Flächen ſandig und in der Nachbarſchaft des Meeres wären; denn alsdann ſind die Gräſer geſalzen und das Hammelfleiſch iſt nirgend ſo gut wie auf dieſen Triften oder ſalzigen Wieſen; dort iſt gleichfalls die Milch der Schaafe reichlicher und von beſſerm Geſchmack. Nichts ſchmeichelt dem Appetit dieſer Thiere mehr als das Salz; auch iſt nichts ihnen heilſamer, wenn es ihnen mäßig gegeben wird; und in einigen Gegenden legt man ihnen in den Schaafſtall einen Sack Salz oder einen ſalzhaltigen Stein, woran ſie der Reihe nach lecken gehen.

Alle Jahre muß man aus der Heerde die Thiere ausſondern, die zu altern anfangen und die man mäſten will; da ſie eine andere Behandlung erfordern als die übrigen, ſo muß man aus ihnen eine getrennte Heerde bilden; und iſt es Sommer, ſo führe man ſie vor Sonnenaufgang aufs Feld, um ſie das feuchte und thaubedeckte Gras weiden zu laſſen. Nichts trägt mehr zur Mäſtung der Hämmel bei als in großer Menge getrunkenes Waſſer; und nichts hemmt dieſelbe mehr als die Sonnenhitze: alſo führe man ſie gegen 8 bis 9 Uhr des Morgens vor der vollen Hitze zum Schaafſtall zurück, und gebe ihnen Salz, um ſie zum Trinken anzureizen; zum zweitenmale führe man ſie gegen 4 Uhr Nachmittags auf die friſcheſten und feuchteſten Triften. Dieſe geringen Sorgen, 2 bis 3 Monate lang fortgeſetzt, genügen, um ihnen das Ausſehen einer ſtrotzenden Geſundheit zu geben und ſelbſt ſie ſo fett zu machen, als ſie es ſein können; allein dieſe Fettheit, die blos von der großen Menge Waſſers, das ſie getrunken haben, herrührt, iſt, ſo zu ſagen, nur eine Geblähtheit, eine Aufſchwellung, die in Kurzem bewirken würde, daß ſie vor Fäulniß umkämen, der man nur dadurch vorbeugt, daß man ſie unmittelbar, nachdem ſie ſich mit dieſer falſchen Fettheit beladen haben, tödtet; ihr Fleiſch ſelbſt weit entfernt, Saft und Feſtigkeit gewonnen zu haben, iſt nur um ſo unſchmackhafter und fader; will man, daß ſie gutes Fleiſch bekommen, ſo muß man ſich nicht darauf beſchränken, ſie den Thau abweiden und vieles Waſſes trinken zu laſſen, ſondern ihnen zu gleicher Zeit ſaftigere Nahrungsmittel, als das Gras, geben. Man kann ſie im Winter und in allen Jahreszeiten mäſten, indem man ſie abgeſondert in einen Stall thut und ſie mit Gerſten-, Hafer-, Waizen-, Bohnen- u. ſ. w. Mehl ernährt, das mit Salz vermengt iſt, um ſie anzureizen, öfter und ſtärker zu trinken. Aber

auf welche Weiſe und zu welcher Jahreszeit man auch ſie gemäſtet habe, man muß ſich ihrer alsbald entledigen; denn man kann ſie nie zweimal mäſten, und ſie kommen faſt alle an Leberkrankheiten um.

Oft findet man in der Leber der Thiere Würmer. Die Beſchreibung der Leberwürmer der Hämmel und der Ochſen kann man im Journal des Savants und in den deutſchen Jahrbüchern leſen. Man glaubte, dieſe ſeltſamen Würmer fänden ſich nur in der Leber der wiederkäuenden Thiere; aber H. Daubenton hat ganz ähnliche in der Leber des Eſels gefunden, und wahrſcheinlich wird man auch in der Leber mehrerer anderer Thiere ähnliche finden. Man behauptet aber auch, Schmetterlinge in der Hammelsleber gefunden zu haben. H. Rouille, Miniſter und Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten, hat die Güte gehabt, mir einen Brief mitzutheilen, den ihm ihm Jahre 1749 H. Gachet de Beaufort, Doktor der Medizin zu Moutiers in Torantaiſe, geſchrieben hatte, und woraus Folgendes ein Auszug iſt: „Man hat ſeit langer Zeit bemerkt, daß die Hämmel, die auf unſern Alpen die beſten von Europa ſind, bisweilen zuſehend mager werden, und dabei weiße, triefende und verengte Augen haben, wäſſerichtes Blut faſt ohne allen merklich rothen Theil, eine trockene und einwärts gezogene Zunge, eine mit einem gelblichen, zähen und eiterhaften Schleim angefüllte Naſe, und überdies eine außerordentliche Schwäche, obwohl ſie viel freſſen, und daß zuletzt die ganze Thierwirthſchaft in Verfall gerieth. Mehrere genaue Nachforſchungen haben gelehrt, daß dieſe Thiere in der Leber weiße Schmetterlinge hatten mit gehörigen Flügeln, einem halbovalen, haarigen Kopf, und von der Größe der Nachtfalter der Seidenwürmer; mehr als 70, die ich durch Zuſammendrücken der beiden Lungenblätter heraus trieb, haben mich von der Wahrheit der Sache überzeugt. Die Leber erweiterte ſich zu gleicher Zeit über dem ganzen erhabenen Theil. Man hat ſie nur in den Blutadern und nie in den Pulsadern bemerkt; kleine, mit kleinen Würmern hat man in der Röhre der Gallenblaſe gefunden. Die Aderpforte und die gliſſoniſche Kapſel, die ſich dort wie im Menſchen zeigen, gaben bei der leiſeſten Berührung nach. Die Lunge und die andern Eingeweide waren geſund, u. ſ. w." Es wäre zu wünſchen, der H. Doktor Gachet de Beaufort hätte uns eine umſtändlichere Beſchreibung dieſer Schmetterlinge gegeben, um den Verdacht zu entfernen, den man haben muß, daß dieſe Thiere, die er geſehen, nur die gewöhnlichen Würmer der Hammelsleber ſind, die ſehr platt, ſehr breit ſind und eine ſo ſeltſame Geſtalt haben, daß man ſie auf den erſten Blick eher für Blätter als für Würmer anſehen möchte.

Alljährlich nimmt man die Haarſchur an den Hämmeln, Schaafen und Lämmern vor: in den warmen Ländern, wo man nicht das Thier

gänzlich zu entkleiden ſcheut, ſchneidet man die Wolle nicht ab, ſondern rupft ſie aus und hält oft zwei Aernten des Jahrs; in Frankreich und den kältern Erdſtrichen begnügt man ſich damit, ſie einmal des Jahrs mit großen Scheeren abzuſchneiden, und läßt den Hämmeln einen Theil der Wolle, um ſie vor der Härte des Himmelsſtriches zu ſchützen. Dieſe Verrichtung wird im Mai vorgenommen, nachdem man die Thiere gewaſchen hat, um die Wolle ſo ſauber als möglich zu machen; im April iſt es noch zu kalt, und wenn man bis zum Juni oder Juli wartete, ſo würde die Wolle während des übrigen Sommers nicht hinreichend wachſen, um die Thiere gegen die Kälte während des Winters zu ſchützen. Die Wolle der Hämmel iſt gewöhnlich reicher und beſſer als die der Schaafe. Von der erſten Güte iſt die Wolle am Halſe und über dem Rücken; nicht ſo gut iſt die an den Hüften, dem Schwanze, dem Bauche, der Kehle u. ſ. w., und die, welche man von todten oder kranken Thieren abnimmt, iſt die ſchlechteſte. Auch zieht man die weiße Wolle der grauen, braunen und ſchwarzen vor, weil ſie bei der Färbung alle Arten von Farben annehmen kann. Die Güte anlangend, ſo iſt die glatte Wolle mehr werth als die krauſe Schur; man behauptet ſelbſt, daß die Hämmel, deren Wolle zu kraus iſt, ſich nicht ſo wohl befinden, wie die andern. Man kann weiter noch einen beträchtlichen Vortheil aus den Hämmeln ziehen, wenn man ſie pferchen, das heißt auf dem Lande, das man verbeſſern will, wohnen läßt; zu dem Zwecke muß man den Bereich umzäunen und die Heerde während des Sommers ganze Nächte lang darein einſchließen; der Miſt, der Urin und die Körperwärme dieſer Thiere wird in kurzer Zeit den erſchöpften oder kalten und unfruchtbaren Boden wieder erfriſchen. Hundert Lämmer werden in einem Sommer acht Morgen Land für ſechs Jahre verbeſſern.

Die Alten haben geſagt, alle wiederkäuende Thiere hätten Talg; indeſſen iſt das nur von der Ziege und dem Hammel ganz richtig; und der des Hammels iſt reichlicher, weißer, trockener, feſter und von größerer Güte als irgend ein anderer. Das Fett unterſcheidet ſich vom Talg darin, daß es immer weich bleibt, wogegen der Talg durch Kälte hart wird. Vorzüglich um die Nieren häuft ſich der Talg in großer Menge an, und die linke Niere iſt immer ſtärker damit bedeckt als die rechte; auch befindet ſich viel Talg im Epiploon und um die Därme herum; allein dieſer iſt bei weitem nicht ſo feſt noch ſo gut wie der an den Nieren, dem Schwanze und den übrigen Theilen des Körpers. Die Hämmel haben kein anderes Fett als den Talg, und dieſer Stoff herrſcht ſo ſtark in der Natur ihres Körpers, daß die äußerſten Fleiſchtheile alle damit verſehen ſind; das Blut ſogar enthält eine ziemlich große Menge und die Samenfeuchtigkeit

iſt ſo ſehr damit angefüllt, daß ſie aus einem andern Stoff als die Samenfeuchtigkeit der übrigen Thiere zu beſtehen ſcheint. Die Feuchtigkeit des Menſchen, die des Hundes, des Pferdes, des Eſels und wahrſcheinlich die aller Thiere, die keinen Talz haben, löſt ſich durch die Kälte auf, zergeht an der Luft und wird um ſo flüſſiger, je länger ſie den thieriſchen Körper verlaſſen hat; die Samenfeuchtigkeit des Widders und wahrſcheinlich die des Bockes und der andern Thiere, die Talg haben, wird an der Luft, anſtatt zu zergehen, vielmehr hart wie der Talg und verliert zugleich mit der Wärme alle ihre Flüſſigkeit. Dieſen Unterſchied habe ich gefunden, indem ich dieſe Samenfeuchtigkeit mit dem Mikroſkop beobachtete: die des Widders gerann einige Minuten, nachdem ſie aus dem Körper gekommen; und um die lebenden organiſchen Theilchen, die ſie in erſtaunlicher Menge enthält, darin zu ſehen, muß man den Träger des Mikroſkopes erwärmen, um ſie in ihrem flüſſigen Zuſtande zu erhalten.

Der Geſchmack des Hammelfleiſches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Talgs und ſelbſt die Dicke und Größe des Körpers dieſer Thiere ſind nach den verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden. In Frankreich iſt Berri die Landſchaft, worin ſie am reichſten ſind; jene aus der Umgegend von Beauvais ſind eben ſo, wie die aus einigen Gegenden der Normandie, am fetteſten und am meiſten mit Talg verſehen; in Bourgogne ſind ſie ſehr gut; die beſten von allen aber die aus den ſandigen Küſten unſerer Seeprovinzen. Die italiſche, ſpaniſche und ſelbſt die engliſche Wolle iſt feiner als die franzöſiſche. In Poitou, in der Provence, in der Umgegend von Bayonne und in einigen andern Gegenden Frankreichs gibt es Schaafe, die fremden Racen anzugehören ſcheinen, und größer, ſtärker, wollreicher als die der gemeinen Race ſind; dieſe Schaafe zeugen auch weit mehr, als die andern, und liefern oft zwei Lämmer auf einmal oder zwei Lämmer jährlich. Die Widder von dieſer Race vermiſchen ſich mit den gemeinen Schaafen und erzeugen eine Mittelrace, die an den Eigenſchaften der beiden, von denen ſie herſtammt, Theil nimmt. In Italien und Spanien gibt es unter den Schaafracen eine noch größere Menge von Varietäten; aber alle müſſen betrachtet werden, als bildeten ſie mit unſern Schaafen nur eine und dieſelbe Art, und dieſe ſo reiche und ſo mannichfaltige Art erſtreckt ſich nicht leicht bis über Europa hinaus. Die Thiere mit langem und breitem Schwanze, die in Aſien und Afrika gewöhnlich ſind und denen die Reiſenden den Namen Berberei-Hämmel gegeben haben, ſcheinen einer, von unſern Hämmeln ſowohl wie von den amerikaniſchen Vieugnen und Llamas verſchiedenen Art anzugehören.

Da die weiße Wolle geſchätzter iſt, als die ſchwarze, ſo rottet man die ſchwarzen oder gefleckten Lämmer faſt überall ſorgfältig aus; indeſſen gibt

es Gegenden, wo faſt alle Schaafe ſchwarz ſind, und allenthalben ſieht man häufig von einem weißen Widder und einem weißen Schaafe ſchwarze Lämmer entſtehen. In Frankreich gibt es nur weiße, braune, ſchwarze und gefleckte Hämmel; in Spanien gibt es rothe; in Schottland gelbe; aber dieſe Verſchiedenheiten und Varietäten der Farben ſind noch zufälliger, als die Verſchiedenheiten und Varietäten der Racen, die jedoch nur von der Verſchiedenheit der Nahrung und dem Einfluſſe des Himmelsſtriches herrühren.

Der Bock und die Ziege.

Obwohl im Thierreiche die Arten alle durch einen Abſtand getrennt ſind, den die Natur nicht überſpringen kann, ſo ſcheinen einige doch durch eine ſo große Zahl von Aehnlichkeiten ſich einander zu nähern, daß zwiſchen ihnen, ſo zu ſagen, nur der nöthige Raum, um die Scheidelinie zu ziehen, übrig bleibt; und vergleichen wir dieſe benachbarten Arten und betrachten ſie im Verhältniſſe zu uns, ſo ſtellen ſich die einen als Arten vom erſten Nutzen dar und die andern ſcheinen nur Aushülfsarten zu ſein, die in vieler Hinſicht die Stelle der erſten vertreten und uns zu demſelben Gebrauch dienen könnten. Der Eſel könnte faſt die Stelle des Pferdes vertreten; und eben ſo könnte, wenn die Schaafart uns ausgehen ſollte, die Ziegenart ſie erſetzen. Die Ziege liefert Milch wie das Schaaf und ſelbſt in größerer Menge; ſie gibt auch reichlich Talg; ihr Haar obwohl gröber als die Wolle, dient zur Bereitung ſehr guter Zeuge; ihr Fell iſt mehr werth als das des Hammels; das Fleiſch des Zickleins kommt dem des Lammes ziemlich nah u. ſ. w. Dieſe Aushülfsarten ſind gröber, derber als die Hauptracen: der Eſel und die Ziege erfordern nicht ſo viel Pflege, als das Pferd und das Schaaf; überall finden ſie zu leben und weiden gleicher Weiſe die Pflanzen aller Arten, die groben Gräſer, die mit Dornen beladenen Geſträuche ab; ſie leiden weniger von der Beſchwerlichkeit des Klimas, ſie können beſſer des Menſchen Hülfe entbehren; je weniger ſie uns angehören, je mehr ſcheinen ſie der Natur anzugehören; und anſtatt ſich vorzuſtellen, dieſe untergeordneten Arten wären nur durch die Ausartung der erſten Arten hervorgebracht worden, anſtatt den Eſel als ein entartetes Pferd zu betrachten, hätte man mehr Grund zu ſagen, das Pferd ſei ein veredelter Eſel, das Schaaf nur eine feinere Ziegenart, die wir zu unſerm Nutzen gewartet, veredelt, fortgepflanzt haben, und im Allgemeinen leiteten die vollkommenſten Arten, beſonders unter den Hausthieren, ihren Urſprung von der minder vollkommenen Art der wilden Thiere her, die ihnen am nächſten kämen, indem die Natur für ſich allein nicht ſo viel vermöchte, wie die Natur und der Menſch vereint.

Wie es damit auch ſei, die Ziege iſt eine beſondere Art und vielleicht von der des Schaafes noch entfernter, als die Art des Eſels von der des Pferdes. Der Bock paart ſich gerne mit dem Schaafe, wie der Eſel mit der Stute; und der Widder vermiſcht ſich mit der Ziege, wie das Pferd mit der Eſelin; obwohl aber dieſe Paarungen ziemlich häufig und manchmal fruchtbar ſind, ſo hat ſich doch keine Mittelart zwiſchen der Ziege und dem Schaafe gebildet: dieſe beiden Arten ſind unterſchieden, wohnen beſtändig getrennt und immer in einiger Entfernung voneinander; ſie ſind alſo nicht durch dieſe Vermiſchungen verderbt worden; ſie haben keinen neuen Stamm und keine neue Race von Mittelthieren erzeugt; ſie haben blos individuelle Verſchiedenheiten hervorgebracht, die auf die Einheit jeder der urſprünglichen Arten keinen Einfluß geäußert haben, und die im Gegentheil die Wirklichkeit ihrer charakteriſtiſchen Verſchiedenheit beſtätigen.

Allein es gibt Fälle, in denen wir weder über dieſe Charaktere noch über ihre Verſchiedenheiten mit eben ſo viel Sicherheit uns ausſprechen können; es gibt viele andere, in denen wir genöthigt ſind, unſer Urtheil aufzuſchieben,und noch eine Unzahl anderer, über die wir gar kein Licht haben: denn, abgeſehen von der Ungewißheit, worein uns der Widerſpruch der Zeugniſſe über die Dinge, die uns berichtet werden, wirft, abgeſehen von dem Zweifel, der aus der geringen Genauigkeit derjenigen entſpringt, welche die Natur beobachtet haben, iſt das größre Hinderniß für den Fortſchritt unſerer Kenntniſſe die faſt aufgenöthigte Unwiſſenheit, worin wir uns über eine ſehr große Menge von Wirkungen befinden, welche die Zeit allein unſern Augen hat darbieten können und die ſich ſelbſt vor denen der Nachwelt nur durch kombinirte Verſuche und Beobachtungen enthüllen werden; unterdeſſen irren wir in der Finſterniß umher oder wandeln voller Zweifel zwiſchen Vorurtheilen und Wahrſcheinlichkeiten, ohne ſelbſt nur die Möglichkeit der Dinge zu kennen und in jedem Augenblick die Meinungen der Menſchen mit den Handlungen der Natur vermengend. Beiſpiele bieten ſich in Fülle dar; doch ohne ſie anderswoher, als aus unſerm Gegenſtande zu nehmen, ſo wiſſen wir, daß der Bock und das Schaaf ſich paaren und zuſammen zeugen; aber noch hat uns niemand geſagt, ob daraus ein unfruchtbares Maulthier oder ein fruchtbares Thier entſpringt, das den Keim zu neuen oder den erſten ähnlichen Arten legen könne. Eben ſo, obgleich wir wiſſen, daß ſich der Widder mit der Ziege paart, wiſſen wir nicht, ob ſie zuſammen ein Junges hervorbringen, und was das für ein Junges iſt; wir glauben, daß die Maulthiere im Allgemeinen, das heißt die Thiere, die aus der Vermiſchung zweier verſchiedenen Arten entſtehen, unfruchtbar ſeien, weil es nicht ſcheint, daß die Maulthiere, die vom Eſel und der Stute und eben ſo wenig die, welche vom Pferde und der Eſelin herkommen, etwas

untereinander oder mit denen, wovon ſie herkommen, erzeugen: indeſſen iſt dieſe Meinung vielleicht ſchlecht begründet; die Alten ſagen ausdrücklich, daß der Mauleſel in einem Alter von 7 Jahren zeugen könne und mit der Stute zeuge; ſie ſagen uns, daß die Mauleſelin ſich beziehen, obwohl ihre Frucht nicht veredlen könne. Es wäre demnach nöthig, dieſe Angaben die über die richtige Unterſcheidung der Thiere und über die Lehre von der Zeugung Dunkelheit verbreiten, entweder zu widerlegen oder zu beſtätigen. Außerdem, obwohl wir die Arten aller Thiere aus unſerer Nähe ziemlich genau kennen, wiſſen wir doch nicht, was ihre Vermiſchung untereinander oder mit fremden Thieren hervorbringen würde; wir ſind nur ſehr übel hinſichtlich der Jumarren unterrichtet, das heißt der Thiere, die aus der Kuh und dem Eſel oder der Stute und dem Stier entſtehen; wir wiſſen nicht, ob nicht das Zebra mit dem Pferd oder Eſel zeugen würde; ob das Thier mit dem breiten Schwanze, dem man den Namen Berberei-Hammel (oder Fettſchwanz) gegeben hat, nicht mit unſerm Schaafe zeugen würde; ob das Kameel nicht eine wilde Ziege iſt, ob es nicht mit unſerer Ziege eine Mittelrace bilden würde, ob die Affen weſentlich nach Arten verſchieden ſind, oder ob ſie, wie die Hunde, nur eine und dieſelbe Art ausmachen, die aber unter ſich durch eine große Menge verſchiedener Racen abweicht; ob der Hund mit dem Fuchſe und dem Wolfe zeugen kann, ob der Hirſch mit der Kuh, die Hindin mit dem Dammhirſche zeugt, u. ſ. w. Unſere Unwiſſenheit über dieſe Dinge iſt, wie ich geſagt habe, faſt aufgenöthigt, da die Verſuche, die darüber entſcheiden möchten, mehr Zeit, mehr Sorgen und Aufwand erfordern, als das Leben und das Vermögen eines gewöhnlichen Menſchen geſtatten können. Ich habe einige Jahre darauf verwendet, Verſuche dieſer Art anzuſtellen; ich werde Rechenſchaft davon ablegen, wenn ich von den Maulthieren rede; im Voraus aber will ich geſtehen, daß ſie mir nur wenig Aufklärung verſchafft haben, und die meiſten dieſer Unterſuchungen ohne Erfolg geblieben ſind.

Davon hängt jedoch die geſammte Kenntniß der Thiere, die genaue Eintheilung ihrer Arten und die vollkommene Einſicht in ihre Geſchichte ab; davon hangen auch die Art, ſie zu ſchreiben, und die Kunſt, ſie zu behandeln, ab: aber weil wir dieſer, für unſern Gegenſtand ſo nöthigen Kenntniſſe beraubt ſind; weil es uns nicht möglich iſt, aus Mangel an Thatſachen, Beziehungen feſtzuſtellen und unſere Behauptungen zu begründen, ſo können wir nichts beſſeres thun, als Schritt vor Schritt gehen, jedes Thier einzeln betrachten, alle diejenigen, die ſich nicht unter unſern Augen vermiſchen, als verſchiedene Arten anſehen und ihre Naturgeſchichte in getrennten Artikeln ſchreiben, indem wir uns vorbehalten, ſie zu vereinigen oder zuſammenzuſchmelzen, ſobald wir durch unſere eigene oder durch fremde Erfahrung mehr unterrichtet ſein werden.

Daher nun reden wir hier, obwohl es mehrere Thiere gibt, die dem Schaafe und der Ziege gleichen, nur von der zahmen Ziege und dem zahmen Schaafe. Wir wiſſen nicht, ob die fremden Arten mit dieſen gemeinen zeugen und neue Racen bilden könnten. Wir haben alſo Grund, ſie als verſchiedene Arten anzuſehen, bis es thatſächlich erwieſen iſt, daß die Individuen jeder dieſer fremden Arten ſich mit der gemeinen Art vermiſchen und andere Individuen erzeugen können, die unter ſich wieder erzeugen würden; denn dieſes Merkmal allein ſtellt die Wirklichkeit und die Einheit deſſen feſt, was man Art nennen muß, ſowohl im Thier- wie im Pflanzenreiche.

Die Ziege hat ihrer Natur nach mehr Empfindung und Selbſthülfe als das Schaaf; ſie kommt gerne zum Menſchen, befreundet ſich leicht mit ihm, iſt empfindſam für die Liebkoſungen und fähig Zuneigung zu faſſen; ſie iſt auch ſtärker, leichter, gewandter und minder furchtſam als das Schaaf; ſie iſt lebhaft, launiſch, lüſtern und flüchtig. Nur mit Mühe kann man ſie führen und heerdenweiſe vereinigen; gerne entfernt ſie ſich in Einöden, klettert über abſchüſſige Plätze; ſtellt ſich und ſchläft ſelbſt auf der Spitze der Felſen und am Saum der Abgründe; ſie ſucht das Männchen mit Haſt, ſie begattet ſich mit Feuer und zeugt ſehr frühe; ſie iſt ſtark, leicht zu ernähren; faſt alle Gräſer ſind gut für ſie, und nur wenige ihr nachtheilig. Die körperliche Beſchaffenheit, die bei allen Thieren ſehr auf das Naturell einwirkt, ſcheint indeſſen bei der Ziege nicht weſentlich von der des Schaafes ſich zu unterſcheiden. Dieſe beiden Thierarten, deren innerer Bau ſich faſt ganz ähnlich iſt, ernähren ſich, wachſen und vermehren ſich auf dieſelbe Weiſe und gleichen ſich ferner durch den Charakter der Krankheiten, welche dieſelbigen ſind, mit Ausnahme einiger, denen die Ziege nicht unterworfen iſt: ſie ſcheut nicht, wie das Schaaf, die zu große Hitze; ſie ſchläft in der Sonne und ſetzt ſich gerne den glühendſten Strahlen aus, ohne davon beſchwert zu werden, und ohne daß dieſe Hitze ihr Tollheit und Schwindel verurſache; ſie erſchrickt nicht beim Gewitter und wird nicht ungeduldig im Regen; aber ſie ſcheint empfindſam gegen die ſtrenge Kälte zu ſein. Die äußern Bewegungen, die, wie geſagt, weit weniger von der Bildung des Körpers, als von der Stärke und von der Mannichfaltigkeit der auf die Begierden und Neigungen bezüglichen Gefühle abhangen, ſind deshalb weit weniger gemeſſen, und weit lebhafter bei der Ziege als beim Schaafe. Die Unbeſtändigkeit ihres Naturells prägt ſich in der Ungeregeltheit ihrer Handlungen ab; ſie geht, ſie bleibt ſtehen, ſie hüpft, ſie ſpringt, ſie nähert ſich, entfernt ſich, zeigt ſich, verbirgt ſich oder flieht, wie aus Laune und ohne andern beſtimmenden Grund als den der ſeltſamen Lebhaftigkeit ihres innern Gefühls; und die ganze Geſchmeidigkeit der Werkzeuge, die ganze Kraft des Körpers genügen

kaum der Keckheit und Schnelligkeit dieſer Bewegungen, die ihnen natürlich ſind.

Man hat Beweiſe davon, daß dieſe Thiere von Natur Freunde des Menſchen ſind und daß ſie in den unbewohnten Ländern nicht verwildern. Als im Jahre 1698 ein engliſches Schiff an der Inſel Bonaviſta angelegt hatte, erſchienen zwei Neger an Bord und boten den Engländern unentgeltlich ſo viele Böcke an, als ſie mitnehmen wollten. Auf das Erſtaunen, das der Capitain über dieſe Anerbietung äußerte, anworteten die Neger, es gäbe nur 12 Perſonen auf der ganzen Inſel; die Böcke und Ziegen hätten ſich dort in dem Grade vermehrt, daß ſie beſchwerlich würden und weit entfernt, ſich mit großer Mühe fangen zu laſſen, folgten ſie den Menſchen mit einer Art von Hartnäckigkeit, gleich den Hausthieren.

Der Bock iſt nach einem Jahre und die Ziege in einem Alter von ſieben Monaten zeugungsfähig; aber die Früchte dieſer frühzeitigen Begattung ſind ſchwach und gebrechlich, und in der Regel wartet man, bis beide 18 Monate oder zwei Monate alt ſind, ehe man ihnen ſich zu paaren erlaubt. Der Bock iſt ein ziemlich ſchönes Thier, ſehr kräftig und ſehr hitzig; ein einziger kann während 2 bis 3 Monate mehr als 150 Ziegen genügen; allein dieſe Hitze, die ihn verzehrt, dauert nur 3 bis 4 Jahre, und dieſe Thiere ſind nach dem fünften oder ſechſten Jahre entnervt und ſelbſt alt. Will man alſo die Wahl eines Bockes zur Fortpflanzung treffen, ſo muß er jung ſein und eine ſchöne Körpergeſtalt haben, das heißt er muß zwei Jahre alt ſein und einen hohen Wuchs haben, einen kurzen und fleiſchigen Hals, einen leichten Kopf, hangende Ohren, dicke Schenkel, feſte Beine, ſchwarzes, dichtes und ſanftes Haar, einen langen und wohl ausgeſtatteten Bart. Hinſichtlich der Ziegen hat man weniger Wahl; nur kann man bemerken, daß die mit großem Körper, mit breitem Kreuze, mit vollen Schenkeln, mit leichtem Gange, dicken Eutern, langen Zitzen, ſanftem und dichtem Haare, die beſten ſind. Sie ſind gewöhnlich in den Monaten November, Oktober und September in der Brunſt, und ſelbſt zu jeder andern Zeit, wofern ſie in die Nähe des Männchens kommen, geneigt, es zu empfangen, und können in allen Jahreszeiten ſich paaren und tragen: indeſſen werden ſie ſicherer im Herbſte trächtig, und man zieht ferner noch aus einem andern Grunde die Monate Oktober und November vor; es iſt nämlich gut, daß die jungen Zicklein zartes Gras finden, wann ſie zum erſtenmal zu weiden anfangen. Die Ziegen tragen fünf Monate und werfen im Anfange des ſechsten; ſie ſäugen ihr Junges einen Monat oder fünf Wochen lang; mithin kann man etwa 6 und einen halben Monat zwiſchen der Zeit, wann man ſie belegen läßt, und der rechnen, worin das Zicklein zu weiden wird anfangen können.

Treibt man ſie zugleich mit den Hämmeln, ſo bleiben ſie nicht im Zuge; ſie laufen immer der Heerde voraus; beſſer iſt es, ſie getrennt auf die Hügel zur Weide zu führen; ſie lieben mehr die Höhen und Gebirge, ſelbſt die ſteilſten; ſie finden ſo viel Nahrung, als ſie nöthig haben, auf den Heiden, dem Brachland, dem ungebauten Boden und den unfruchtbaren Landſtrecken. Von den angebauten Gegenden muß man ſie entfernen und ſie verhindern, ins Getraide, in die Weingärten, ins Gehölz zu laufen; ſie richten unter dem jungen Holz eine große Verwüſtung an; die Bäume, deren junge Zweige und zarte Rinden ſie gierig abweiden, verderben faſt alle. Sie ſcheuen die feuchten Plätze, die ſumpfigen Wieſen, die fetten Weiden. Man hält ſie wenig in den flachen Ländern, ſie befinden ſich dort nicht gut, und ihr Fleiſch iſt von ſchlechter Beſchaffenheit. In den meiſten warmen Erdſtrichen ernährt man Ziegen in großer Menge und gibt ihnen keinen Stall ein; in Frankreich würden ſie umkommen, wenn man ſie nicht während des Winters unter Dach brächte. Im Sommer hat man nicht nöthig, ihnen Streu zu geben, im Winter jedoch iſt es unerläßlich; und da jede Feuchtigkeit ihnen ſehr beſchwerlich fällt, läßt man ſie nicht auf ihrem Miſte ſchlafen und gibt ihnen oft friſche Streu. Man führt ſie früh Morgens hinaus aufs Feld; das thaubedeckte Gras, das für die Hämmel nicht gut iſt, thut den Ziegen ſehr wohl. Da ſie ungelehrig und flüchtig ſind, kann ein Mann, ſo ſtark und behend er ſein mag, nicht mehr als etwa 50 treiben. Bei Schnee und Reif läßt man ſie nicht ausgehen. Man ernährt ſie im Stall mit Gräſern und kleinen Baumzweigen, die im Herbſte geſammelt worden, oder mit Kohl, mit Steckrüben und ſonſtigem Gemüſe. Je mehr ſie freſſen, je größer wird die Menge ihrer Milch; und um dieſen Ueberfluß an Milch zu unterhalten und noch zu vermehren, läßt man ſie viel trinken und gibt ihnen zuweilen Salpeter oder geſalzenes Waſſer. 12 Tage nachdem ſie geworfen haben, kann man anfangen, ſie zu melken: 4 bis 5 Monate lang geben ſie Milch in Fülle und zwar Morgens und Abends.

Die Ziege bringt gewöhnlich nur ein Junges zur Welt, zuweilen auch zwei, ſehr ſelten drei und nie mehr als vier. Sie trägt nur vom erſten Jahre ihres Alters oder vom achtzehnten Monat an bis zu Ende des ſiebenten Jahres. Der Bock könnte bis zu dieſem Alter und vielleicht noch über dasſelbe hinaus zeugen, wenn man ihn mehr ſchonte; aber gewöhnlich dient er nur bis zu einem Alter von fünf Jahren; alsdann muſtert man ihn aus, um ihn mit den alten Ziegen und den jungen Zicklein zu mäſten, die man in einem Alter von 6 Monaten verſchneidet, um ihr Fleiſch ſaftiger und zarter zu machen. Man mäſtet ſie auf dieſelbe Weiſe wie die Hämmel; doch welche Sorge man auch nehme, und welche

Nahrung man ihnen gebe, ihr Fleiſch iſt nie ſo gut wie das des Hammels, außer in den heißen Erdſtrichen, wo das Hammelfleiſch fade und von ſchlechtem Geſchmack iſt. Der ſtarke Geruch des Bockes kommt nicht von ſeinem Fleiſche, ſondern von ſeiner Haut her. Dieſe Thiere, die vielleicht 10 bis 12 Jahre leben könnten, läßt man nicht alt werden. Man entledigt ſich ihrer, ſobald ſie zu zeugen aufhören; und je älter ſie ſind, je ſchlechter iſt ihr Fleiſch. Gewöhnlich haben die Böcke und die Ziegen Hörner; indeſſen gibt es auch, wiewohl in geringerer Menge, Ziegen und Böcke ohne Hörner. Sie weichen auch in der Farbe des Haars untereinander bedeutend ab. Man ſagt, daß die weißen und, die keine Hörner haben, die meiſte Milch geben, und daß die ſchwarzen die ſtärkſten und kräftigſten von allen ſind. Dieſe Thiere, die faſt nichts zu unterhalten koſten, bringen gleichwohl einen ziemlich beträchtlichen Gewinn ein; man verkauft ihr Fleiſch, ihren Talg, ihr Haar und ihre Haut. Ihre Milch iſt geſünder und beſſer als Schaafmilch: man macht in der Medizin Gebrauch von ihr; ſie gerinnt leicht und es wird ſehr guter Käs von ihr bereitet. Da ſie nur ſehr wenige butterichte Theile enthält, ſo muß man ihre Sahne nicht abſondern. Die Ziegen laſſen ſich leicht ſaugen, ſelbſt von Kindern, für die ihre Milch eine ſehr gute Nahrung iſt; ſie werden, wie die Kühe und die Schaafe, zuweilen von der Natter geſogen und außerdem von einem unter dem Namen Ziegenſauger oder fliegende Kröte bekannten Vogel, der ſich des Nachts an ihre Zitzen hängt und, wie man ſagt, verurſacht, daß ſie die Milch verlieren.

Die Ziegen haben in der obern Kinnlade keine Schneidezähne; die der untern fallen aus und erneuern ſich in derſelben Zeit und derſelben Ordnung wie die der Schaafe: die Knoten der Hörner und der Zähne können das Alter anzeigen. Die Zahl der Zähne iſt nicht immer gleich bei den Ziegen; gewöhnlich haben ſie weniger als die Böcke, die auch gröberes Haar, einen längern Bart und längere Hörner als die Ziegen haben. Dieſe Thiere beſitzen, wie die Ochſen und Hämmel, vier Mägen und käuen wieder. Ihre Art iſt weiter verbreitet als die der Schaafe; man findet den unſern ähnliche Ziegen in mehreren Theilen der Erde: ſie ſind nur kleiner in Guinea und in den andern warmen Ländern, ſie ſind größer in Rußland und in den andern kalten Erdſtrichen. Die angoriſchen oder ſyriſchen Ziegen mit herabhangenden Ohren gehören mit den unſrigen derſelben Race an; ſie vermiſchen ſich und zeugen miteinander, ſelbſt in unſern Himmelsſtrichen. Das Männchen hat faſt eben ſo lange Hörner, wie der gewöhnliche Bock, nur ſind ſie anders geſtellt und gebogen; ſie dehnen ſich an jeder Seite des Kopfes wagerecht aus und bilden Schneckenlinien, faſt wie ein Kugelzieher. Die Hörner des Weibchens ſind kurz und

krümmen ſich nach hinten abwärts und nach vorn hin, ſo daß ſie beim Auge enden; und es ſcheint, daß ihr Umfang und ihre Richtung bei verſchiedenen verſchieden ſind. Der angoriſche Bock und die angoriſche Ziege, die wir in der Menagerie des Königs geſehen haben, hatten ſie in der eben beſchriebenen Weiſe; und dieſe Ziegen beſitzen, wie faſt alle andere Thiere in Syrien, ſehr langes, ſehr dichtes und ſo feines Haar, daß man daraus Zeuge bereitet, die eben ſo ſchön und eben ſo glanzreich ſind wie unſere Seidenzeuge.

Das Schwein.

Das ſiamiſche Schwein und der Eber.

Wir ſtellen das Schwein, das ſiamiſche Schwein und den Eber zuſammen, weil ſie alle drei nur eine und dieſelbe Art ausmachen, eines iſt das Thier in der Wildheit, die beiden andern ſind das zahme Thier; und obwohl ſie in einigen äußerlichen Merkmalen, vielleicht auch in einigen Gewohnheiten ſich unterſcheiden, ſo haben wir ſie doch nicht trennen dürfen, weil dieſe Unterſchiede nicht weſentlich ſind, weil ſie blos im Verhältniſſe zu ihrer Lebensart ſtehen; weil nicht einmal ihr Naturell durch die Hausgenoſſenſchaft bedeutend verändert worden, und weil ſie endlich miteinander einzeln Thiere erzeugen, die wieder andere erzeugen, das Kennzeichen, welches die Einheit und Beſtändigkeit der Art feſtſtellt.

Dieſe Thiere ſind einzeln; ihre Art iſt ſo zu ſagen einzig, ſie ſteht für ſich allein da, ſie ſcheint mehr als irgend eine andere abgeſondert zu beſtehen; ſie nähert ſich keiner andern Art, die man als die Haupt- oder Nebenrace betrachten könnte, wie die Art des Pferdes in Bezug auf die des Eſels, oder die der Ziege in Bezug aufs Schaaf: ſie iſt nicht wie die des Hundes einer großen Mannchfaltigkeit von Racen unterworfen; ſie hat etwas von mehreren Arten an ſich und unterſcheidet ſich dennoch weſentlich von allen. Jene, die die Natur auf kleinliche Lehrgebäude zurückführen, die ihre Unermeßlichkeit in die Schranken einer Formel einengen wollen, mögen mit uns dieſes Thier betrachten und zuſehen, ob es nicht all ihren Methoden entſchlüpft. In den äußerſten Gliedern gleicht es denen nicht, die ſie Einhufer genannt haben, da es einen geſpaltenen Fuß hat; es gleicht nicht denen, die ſie Zweihufer genannt haben, da es wirklich inwendig vier Zehen hat, obſchon äußerlich nur zwei erſcheinen; es gleicht denen nicht, die ſie Thiere mit mehrfach geſpaltenen Füßen genannt haben, da es nur auf zwei Zehen geht, und die beiden andern weder wie die der Vielhufer entwickelt noch geſtellt, noch auch lang genug ſind, damit es ſich ihrer bedienen könne. Es hat alſo zweideutige, unentſchiedene Merkmale, wovon die einen augenfällig, die andern dunkel ſind. Wird man ſagen,

dies ſei ein Fehlgriff der Natur? dieſe Zehgelenke, dieſe Zehen, die nach außen nicht genug entwickelt ſind, dürften nicht gerechnet werden? Aber dieſer Fehlgriff iſt beſtändig. Außerdem gleicht dieſes Thier den Zweihufern in den übrigen Fußknochen nicht, und weicht ferner von ihnen in den auffallendſten Merkmalen ab; denn dieſe haben Hörner und in der obern Kinnlade keine Schneidezähne; ſie haben vier Mägen, ſie käuen wieder u. ſ. w. Das Schwein hat keine Hörner, es hat oben wie unten Zähne; es hat nur einen Magen, es käut nicht wieder: es gehört alſo offenbar weder der Gattung der Einhufer noch der der Zweihufer an; es gehört auch nicht zu der der Thiere mit mehrfach geſpaltenen Füßen, da es von dieſen Thieren nicht allein in dem äußerſten Theile des Fußes verſchieden iſt, ſondern auch in den Zähnen, im Magen, in den Gedärmen, in den innern Zeugungstheilen u. ſ. w. Alles, was man ſagen könnte, iſt dieſes, daß es, in gewiſſer Hinſicht, zwiſchen den Einhufern und den Zweihufern, und in anderer Hinſicht, zwiſchen den Zweihufern und den Thieren mit mehrfach geſpaltenen Füßen den Uebergang bildet; denn es weicht weniger von den Einhufern als von den andern in der Ordnung und Zahl der Zähne ab. Es gleicht ihnen ferner durch die Verlängerung der Kiefer; es hat wie ſie blos einen Magen, der nur weit größer iſt; aber durch eine Fortſetzung, die ſich daran befindet, ſo wie durch die Lage der Gedärme ſcheint es ſich den Zweihufern oder Wiederkäuern zu nähern. Es gleicht ihnen ferner in den äußern Zeugungstheilen, und daneben gleicht es wieder den Thieren mit mehrfach geſpaltenen Füßen in der Form der Beine, in der Beſchaffenheit des Körpers, in der zahlreichen Fortpflanzung. Ariſtoteles hat zuerſt die vierfüßigen Thiere in Einhufer, Zweihufer und Thiere mit mehrfach geſpaltenen Füßen eingetheilt, und er geſteht, daß das Schwein eine zweifelhafte Gattung ausmacht; aber der einzige Grund, den er dafür angibt, iſt der, daß ſich in Illirien, Päonien und einigen andern Gegenden einhufige Schweine finden. Dieſes Thier iſt ferner eine Art von Ausnahme von den zwei allgemeinen Regeln der Natur, nämlich, daß die Thiere, je größer ſie ſind, um ſo weniger zeugen, und daß die Thiere mit mehrfach geſpaltenen Füßen von allen Thieren am meiſten zeugen. Das Schwein, obwohl von einem bei weitem nicht einmal mittelmäßigen Wuchſe, erzeugt mehr als irgend eins der vielhufigen oder andern Thiere. Durch dieſe Fruchtbarkeit ſowohl als durch die Bildung der Hoden oder des Eierſtockes der Sau ſcheint es ſelbſt den Endpunkt der Arten, welche lebendige Jungen gebären, zu bilden und ſich den eierlegenden Arten zu nähern. Kurz, es iſt im Ganzen von zweifelhafter, unentſchiedener Natur; oder beſſer geſagt, es erſcheint denen ſo, die da glauben, daß die auf Vorausſetzungen beruhende

Ordnung ihrer Gedankenbilder die wirkliche Ordnung der Dinge ausmache, und die in der endloſen Kette der Dinge nur einige augenfällige Punkte wahrnehmen, auf die ſie Alles beziehen wollen.

Nicht dadurch, daß man den Umfang der Natur zuſammendrängt und in einen engen Kreis einſchließt, wird man ſie kennen zu lernen vermögen; nicht dadurch, daß man ſie nach beſondern Anſichten handeln läßt, wird man ſie beurtheilen noch ſie errathen können; nicht dadurch, daß man ihr unſere Vorſtellungen leiht, wird man die Abſichten ihres Urhebers ergründen. Anſtatt die Gränzen ihrer Macht zu verengen, muß man ſie erweitern, ſie ins Unermeßliche ausdehnen; man muß nichts Unmögliches ſehen, auf Alles gefaßt ſein und vorausſetzen, daß Alles, was ſein kann, iſt. Die zweifelhaften Arten, die unregelmäßigen Erzeugniſſe, die anomalen Weſen werden von da an aufhören uns in Erſtaunen zu verſetzen, und ſich eben ſo nothwendig vorfinden, als die andern in der unendlichen Ordnung der Dinge; ſie bilden die Knoten, die Zwiſchenpunkte derſelben; ſie bezeichnen auch ihre Endpunkte. Dieſe Weſen ſind für den menſchlichen Geiſt koſtbare, einzige Muſter, worin die Natur, weniger in Uebereinſtimmung mit ſich ſelber erſcheinend, ſich unverhüllter zeigt, wo wir einzele Merkmale und flüchtige Züge erkennen können, die uns anzeigen, daß ihre Endzwecke weit allgemeiner ſind, als unſere Anſichten, und daß, wenn ſie nichts umſonſt thut, ſie auch nichts in den Abſichten thut, die wir ihr unterlegen.

In der That, ſoll man nicht Betrachtungen anſtellen über das, was wir eben auseinandergeſetzt haben? Soll man nicht Schlüſſe aus dieſer einzigen Körperbildung des Schweines ziehen? Scheint es nicht nach einem eigenthümlichen, beſondern und vollendeten Plane gebildet worden zu ſein, da es eine Zuſammenſetzung aus den übrigen Thieren iſt: es hat offenbar unnütze Theile, oder vielmehr Theile, von denen es keinen Gebrauch machen kann, Zehen, deren Knochen alle vollkommen gebildet ſind, und die ihm dennoch zu nichts dienen. Die Natur iſt alſo weit entfernt davon, ſich in der Schaffung der Weſen Endurſachen zu unterwerfen: warum ſollte ſie nicht zuweilen überflüſſige Theile anfügen, da ſie ſo oft, weſentliche anzufügen verſäumt? Wie viele Thiere gibt es nicht, denen Sinne und Glieder fehlen! Warum will man, daß in jedem Einzelweſen jeder Theil dem andern nützlich und dem Ganzen nothwendig ſei? Reicht es nicht, damit ſie ſich zuſammen finden, hin, daß ſie ſich nicht ſchaden, daß ſie ohne Hinderniß wachſen und, ohne einander gegenſeitig aufzuheben, ſich entwickeln können? Alles, was ſich nicht genug ſchadet, um ſich zu zerſtören, alles, was miteinander beſtehen kann, beſteht, und vielleicht gibt es an den meiſten Weſen weniger zuſammenhangende, nützliche oder nothwendige Theile, als gleichgültige, unnütze oder überflüſſige. Aber da wir ſtets Alles

auf einen gewiſſen Zweck beziehen wollen, ſo legen wir den Theilen, wenn ſie keinen offenen Nutzen haben, einen verborgenen unter; wir ſtellen uns Beziehungen vor, die ſich auf nichts gründen, die nicht in der Natur der Dinge beſtehen und die nur dazu dienen, ſie zu verdunkeln: wir achten nicht darauf, daß wir die Philoſophie verderben, daß wir die Natur ihres Gegenſtandes verändern, der darin beſteht, das Wie der Dinge, die Art auf welche die Natur handelt, kennen zu lernen, und daß wir an die Stelle dieſes wirklichen Gegenſtandes ein nichtiges Gedankenbild ſetzen, indem wir das Warum der Thatſachen, den Endzweck, den ſie ſich im Handeln vorſetzt, zu enträthſeln ſuchen.

Darum muß man ſorgfältig die Beiſpiele ſammeln, die ſich dieſer Anmaßung widerſetzen, darum bei den Thatſachen verharren, die fähig ſind ein allgemeines Vorurtheil, dem wir uns aus Geſchmack hingeben, einen Irrthum der Methode zu zerſtören, den wir aus Wahl annehmen, obwohl er nur dahin abzielt unſere Unwiſſenheit zu verſchleiern, und der Erforſchung und Entdeckung der Wirkungen der Natur unnütz und ſogar nachtheilig iſt. Wir können, ohne unſern Gegenſtand zu verlaſſen, andere Beiſpiele angeben, durch welche dieſe Endzwecke, die wir ſo vergeblich der Natur unterlegen, augenſcheinlich umgeſtoßen werden.

Die Zehgelenke, ſagt man, ſind blos gemacht, um Zehen zu bilden; indeſſen es gibt am Schweine unnütze Zehgelenke, da ſie keine Zehen bilden, deren es ſich bedienen könne; und bei den Thieren mit geſpaltenem Hufe gibt es Knochen, die nicht einmal Zehgelenke bilden. Wenn das der Zweck der Natur iſt, hat ſie dann nicht offenbar am Schweine nur die Hälfte ihres Vorhabens ausgeführt, und an den andern es kaum begonnen?

Der Allantoide oder das Harnſäckchen iſt ein Häutchen, das ſich an der Leibesfrucht der Sau, der Stute, der Kuh und mehrerer andern Thiere findet: dieſes Häutchen hängt unten an der Blaſe des Fötus; es iſt gemacht, ſagt man, um den Harn aufzunehmen, den er während ſeines Aufenthaltes im Mutterleibe von ſich gibt: und in der That, man findet im Augenblicke der Geburt des Thieres eine gewiſſe Menge Feuchtigkeit in dieſem Säckchen; aber dieſe Menge iſt nicht beträchtlich: in der Kuh, wo ſie vielleicht bedeutender iſt, als in jedem andern Thiere, beſchränkt ſie ſich auf einige Pinten, und die Geräumigkeit des Allantoiden iſt ſo groß, daß gar kein Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Gegenſtänden beſteht. Füllt man dieſe Haut mit Luft an, ſo bildet ſie eine Art von Doppeltaſche in zunehmender Form, 13 bis 14 Fuß lang bei einem Durchmeſſer von 9, 10, 11 und ſogar 12 Zoll. Iſt, um nicht mehr als 3 bis 4 Pinten Flüſſigkeit aufzunehmen, ein Gefäß nöthig, deſſen Binnenraum mehrere Kubikfuß enthält? Die Blaſe des Fötus allein, wenn ſie nicht unten

geöffnet wäre, genügte, um dieſe unbedeutende Menge Feuchtigkeit zu faſſen, wie ſie wirklich beim Menſchen und bei den Thierarten, wo man noch keinen Allantoiden entdeckt hat, hinreicht. Dieſe Haut iſt alſo nicht in der Abſicht gemacht, den Urin des Fötus aufzunehmen, noch aus ſonſt einer Abſicht; denn dieſe große Geräumigkeit iſt nicht allein zu dieſem Behuf, ſondern auch zu jedem andern unnütz, da man nicht einmal vorausſetzen kann, es ſei möglich, daß ſie ſich anfülle, und da, wenn dieſes Säckchen voll wäre, es einen faſt eben ſo großen Umfang einnehmen würde, als der Thierkörper, der es enthält, und folglich nicht darin enthalten ſein könnte; und da es im Augenblicke der Geburt zerreißt, und man es mit den übrigen Häutchen, die dem Fötus als Hülle dienten, fortwirft, ſo iſt es offenbar alsdann noch unnützer als zuvor.

Die Zahl der Zitzen, ſagt man, ſteht bei jeder Thierart im Verhältniſſe mit der Zahl der Jungen, die das Weibchen gebähren und ſäugen ſoll. Warum aber hat das Männchen, das nichts gebähren ſoll, gewöhnlich dieſelbe Zahl von Zitzen? und warum ſind an der Sau, die oft 18 und ſelbſt 20 Junge wirft, nur zwölf Zitzen, oft weniger und nie mehr vorhanden? Beweiſt dieſes nicht, daß wir nicht nach Endurſachen die Werke der Natur beurtheilen dürfen? daß wir nicht ihr ſo kleine Abſichten leihen, ſie nicht nach ſittlichen Anforderungen handeln laſſen, ſondern unterſuchen, wie ſie wirklich handelt, und, um ſie kennen zu lernen, alle phyſiſchen Beziehungspunkte benutzen müſſen, die uns die unermeßliche Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugniſſe darbietet? Ich geſtehe, daß dieſe Methode, die einzige, die uns zu einigen gediegenen Kenntniſſen führen könnte, unvergleichbar ſchwerer als die andere iſt, und daß es eine unendliche Menge von Erſcheinungen in der Natur gibt, auf die ſie, wie auf die vorhergehenden Beiſpiele, kaum mit Erfolg angewendet werden zu können ſcheint. Anſtatt jedoch zu ſuchen, zu was das Harnſäckchen diene, und zu finden, daß es zu Nichts dient und zu Nichts dienen kann, ſoll man offenbar ſeinen Fleiß darauf wenden, die phyſiſchen Verhältniſſe zu erforſchen, die uns anzeigen können, welches ſein Urſprung ſein mag. Beobachtet man, z. B., daß bei dem Zeugungsprodukt der Thiere, die keine große Geräumigkeit im Magen und in den Gedärmen haben, das Harnſäckchen entweder ſehr klein oder gar nichts iſt, daß folglich die Entſtehung dieſes Häutchens in einigem Verhältniſſe zu dieſer großen Geräumigkeit der Gedärme u. ſ. w. ſteht; erwägt man ebenſo, daß die Zahl der Zitzen der Zahl der Jungen nicht gleich iſt, und iſt man darüber einig, daß die Thiere, die am meiſten hervorbringen, eben auch Zitzen in größerer Anzahl haben, ſo wird man annehmen können, daß diese zahlreiche Fortpflanzung von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängt und daß, da die Zitzen als

äußere Theile von dieſen nämlichen Zeugungstheilen abhangen, es zwiſchen der Zahl und Ordnung dieſer Theile und der der Zitzen ein phyſiſches Verhältniß gibt, das man zu entdecken ſuchen muß.

Doch hier zeige ich lediglich den rechten Weg an, und es iſt nicht der Ort hier, ihn weiter zu verfolgen. Indeſſen kann ich mich nicht im Vorbeigehen der Bemerkung erwehren, daß ich mit einigem Grunde vorausſetzen darf, daß die zahlreiche Fortpflanzung mehr von der Bildung der innern Zeugungstheile als von ſonſt irgend einer Urſache abhängt; denn nicht von der größern Menge der Samenfeuchtigkeit hängt die größere Zahl des Erzeugten ab, da das Pferd, der Hirſch, der Widder, der Bock und die andern Thiere, die einen ſehr großen Ueberfluß an Samenfeuchtigkeit haben, nur in ſehr geringer Menge erzeugen, während der Hund, der Kater und andere Thiere, die im Verhältniſſe zu ihrem Umfang nur eine geringere Menge Samenfeuchtigkeit beſitzen, in großer Anzahl erzeugen. Auch hängt dieſe Anzahl nicht von der häufigen Wiederholung der Begattung ab; denn man weiß ſicher, daß das Schwein und der Hund, um zu zeugen und in großer Anzahl zu zeugen, nur eine einmalige Begattung nöthig haben. Die lange Dauer der Begattung, oder um richtiger zu ſagen, der Samenergießung ſcheint ebenfalls nicht die Urſache zu ſein, der man dieſe Wirkung zuſchreiben muß. Denn der Hund bleibt nur darum lange in der Begattung begriffen, weil er durch ein Hinderniß, das aus der Bildung der Theile ſelbſt entſpringt, zurückgehalten wird, und mag auch das Schwein dieſes Hinderniß nicht haben und länger als die meiſten andern Thiere in der Begattung bleiben, ſo kann man daraus für die zahlreiche Fortpflanzung nichts folgern, da man ja ſieht, daß der Hahn nur einen Augenblick bedarf, um alle Eier, die eine Henne in einem Monat hervorbringen kann, zu befruchten. Ich werde Gelegenheit finden, die Gedanken weiter zu entwickeln, die ich hier in der einzigen Abſicht aufhäufe, um bemerkbar zu machen, wie eine einfache Wahrſcheinlichkeit, eine Vermuthung, wofern ſie nur auf phyſiſche Verhältniſſe ſich gründet, mehr Licht verbreitet und mehr Frucht bringt, als alle Endurſachen zuſammengenommen.

Zu den Sonderbarkeiten, die wir ſchon angeführt haben, müſſen wir noch eine hinzufügen; nämlich das Fett des Schweines iſt von dem faſt aller andern Vierfüßer nicht allein nach ſeinen Beſtandtheilen und ſeiner Eigenſchaft, ſondern auch nach ſeiner Lage im Körper des Thieres verſchieden. Das Fett des Menſchen und der Thiere, die, wie der Hund, das Pferd u. ſ. w. keinen Talg haben, iſt auf ziemlich gleiche Weiſe mit dem Fleiſche vermengt; der Talg beim Widder, Bock, Hirſche u. ſ. w. befindet ſich an den äußerſten Theilen des Fleiſches; aber der Speck des Schweines iſt weder mit dem Fleiſche vermengt, noch an die Enden

deſſelben zuſammengehäuft, er bedeckt es überall und bildet eine dichte, geſonderte und ununterbrochene Schicht zwiſchen dem Fleiſche und der Haut. Dies hat das Schwein mit dem Wallfiſch und den übrigen Wallen gemein, deren Fett nur eine Art Speck faſt von denſelben Beſtandtheilen aber öhlichter als das des Schweines iſt. Dieſer Speck bildet bei den Wallen ebenfalls eine mehrere Zoll dicke Schicht, welche das Fleiſch umgibt.

Noch eine Sonderbarkeit, bedeutender ſelbſt als die frühern, iſt die, daß das Schwein ſeine erſten Zähne nicht verliert. Die andern Thiere, wie das Pferd, der Eſel, der Ochs, das Schaaf, die Ziege, der Hund und ſelbſt der Menſch verlieren alle ihre erſten Schneidezähne: dieſe Milchzähne fallen vor der Mannbarkeit aus und werden bald durch andere erſetzt. Beim Schweine fallen dagegen die Milchzähne nie aus; ſie wachſen ſelbſt ſein ganzes Leben lang. Es hat 6 Vorderzähne am Unterkiefer, die ſcharf und ſchneidend ſind; auch hat es im Oberkiefer 6 entſprechende Zähne; aber durch eine in der Natur beiſpielloſe Unvollkommenheit ſind dieſe 6 Zähne des Oberkiefers ſehr verſchieden von denen des Unterkiefers geformt; anſtatt ſchneidend und ſcharf zu ſein, ſind ſie lang und an der Spitze ſtumpf, ſo daß ſie mit denen des Unterkiefers einen faſt rechten Winkel bilden und ſie ſich mit ihren Enden nur ſehr ſchief aneinanderſchließen.

Nur das Schwein und 2 bis 3 andere Thierarten haben Hauer oder ſehr verlängerte Hundszähne; ſie unterſcheiden ſich von den andern Zähnen darin, daß ſie nach außen vortreten und die ganze Lebenszeit über wachſen. Beim Elephanten und bei der Kuh ſind ſie walzenförmig und einige Fuß lang; beim Eber und männlichen Schweine beugen ſie ſich wie ein Kreisbogen; ſie ſind platt und ſcharf und ich habe einige geſehen, die 9 bis 10 Zoll lang waren. Sie ſtecken ſehr tief in der Zahnlade und haben auch wie die des Elephanten an ihrem obern Ende eine Höhlung; der Elephant aber und die Meerkuh beſitzen nur im obern Kiefer Hauer; in dem untern fehlen ihnen ſogar die Hundszähne, während das männliche Schwein und der Eber ſolche in beiden Kiefern haben, und die des untern Kiefers ſind dem Thiere nützlicher; auch ſind ſie gefährlicher, denn der Eber verwundet mit den untern Hauern.

Die Sau, die Bache und das verſchnittene Schwein haben auch dieſe 4 Hundszähne in der untern Kinnlade; ſie wachſen aber bei weitem nicht ſo ſtark, wie die des männlichen, und treten faſt gar nicht auswärts hervor. Außer dieſen 16 Zähnen, nämlich 12 Schneidezähnen und 4 Hundszähnen, haben ſie noch 28 Backenzähne, was im Ganzen 44 Zähne ausmacht. Die Hauer des Ebers ſind größer, der Rüſſel ſtärker, und der Kopf länger als beim zahmen Schweine, auch ſind ſeine Füße dicker, die Klauen getrennter und das Haar immer ſchwarz.

Unter allen vierfüßigen Thieren ſcheint das Schwein das roheſte zu ſein. Die Unvollkommenheiten der Geſtalt ſcheinen auf das Naturell einzuwirken; alle ſeine Gewohnheiten ſind plump, alle ſeine Gelüſte ſind unrein; alle ſeine Gefühle beſchränken ſich auf eine raſende Geilheit und eine viehiſche Gefräßigkeit, die es ohne Unterſchied Alles, was ſich ihm darbietet, und ſelbſt ſeine Nachkommenſchaft im Augenblicke ihrer Geburt verſchlingen läßt. Seine Gefräßigkeit hängt augenſcheinlich von dem unaufhörlichen Bedürfniſſe, die große Geräumigkeit ſeines Magens anzufüllen, und die Rohheit ſeiner Begierden von der Stumpfheit des Geſchmacks- und des Taſtſinnes her. Das grobe Haar, die harte Haut, das dicke Fett machen das Thier ſehr unempfindlich gegen Schläge; man hat geſehen, daß ſich Mäuſe auf ihrem Rücken niederließen und ihnen von ihrem Speck und ihrer Haut fraßen, ohne daß ſie es zu empfinden ſchienen. Ihr Taſtſinn iſt demnach ſehr ſtumpf und ihr Geſchmack ſo roh wie ihr Getaſt: die andern Sinne ſind gut; die Jäger wiſſen ſehr wohl, daß ſie aus großer Weite ſehen, hören und riechen; da ſie ſich genöthigt finden, um ſie zu überraſchen, ſie während der Nacht in aller Stille abzuwarten und ſich hinter den Wind zu ſtellen, um ihrem Geruch die Ausflüſſe zu entziehen, durch die ſie von fern und ſtets lebhaft genug getroffen werden, um alsbald auf ihrem Wege wieder umzukehren.

Dieſe Unvollkommenheit in den Sinnen des Geſchmacks und Getaſtes wird noch durch eine Krankheit vermehrt, die ſie finnig, d. h. faſt ganz unempfindlich macht, und deren Urſprung man vielleicht weniger in der Bildung des Fleiſches oder der Haut dieſes Thieres, als in ſeiner natürlichen Unreinlichkeit und in der Fäulniß, die aus den verdorbenen Nahrungsmitteln, womit es ſich zuweilen anfüllt, ſuchen muß. Denn der Eber, der keinen gleichen Unflath zu verzehren hat und gewöhnlich von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebt, iſt eben ſo wenig wie der Friſchling, ſo lange er ſaugt, dieſer Krankheit unterworfen; man beugt ihr ſelbſt nur dadurch vor, daß man das zahme Schwein in einem reinlichen Stalle hält und ihm überflüſſig geſunde Nahrung gibt; ſein Fleiſch wird ſelbſt für den Geſchmack vortrefflicher und der Speck feſt und mürbe werden, wenn man, wie ich es habe thun ſehen, das Schwein 2 bis 3 Wochen, ehe man es tödtet, in einem gepflaſterten und immer reinen Stall ohne Streu hält und ihm die Zeit über für ſeine ganze Nahrung nur reines und trockenes Waizenkorn gibt und es nur ſehr wenig trinken läßt. Man wählt hiezu ein junges einjähriges Schwein, von gutem Fleiſch und halb fett.

Die gewöhnliche Weiſe, ſie zu mäſten, iſt, daß man ihnen überflüſſig Gerſte, Eicheln, Kohl, gekochte Gemüſe und viel mit Kleien gemiſchtes Waſſer gibt: in 2 Monaten ſind ſie fett; der Speck iſt reichlich und dick,

ohne jedoch fett und recht weiß zu ſein und das Fleiſch, obwohl gut, immer ein wenig fade. Man kann ſie auch mit weniger Koſten auf dem Lande mäſten, wo es viele Eicheln gibt, indem man ſie während des Herbſtes, wann die Eicheln fallen und die Kaſtanie und die Buchecker ihre Hülſen verlaſſen, in die Wälder treibt. Sie freſſen gleicher Weiſe von allen wilden Früchten und mäſten ſich in kurzer Zeit, beſonders wenn man ihnen des Abends bei ihrer Rückkehr lauwarmes mit etwas Kleien und Unkrautsmehl gemiſchtes Waſſer gibt; dieſes Getränk läßt ſie ſchlafen und vermehrt der Art ihre Wohlbeleibtheit, daß man manche von ihnen geſehen hat, die nicht mehr gehen und faſt ſich nicht rühren konnten. Sie mäſten ſich auch weit ſchneller im Herbſt in der Zeit der erſten Kälte, ſowohl wegen des Ueberfluſſes an Nahrung, als weil die Ausdünſtung dann ſchwächer denn im Sommer iſt.

Man wartet nicht, wie bei dem übrigen Vieh, bis das Schwein alt geworden, um es zu mäſten: je mehr es altert, um ſo ſchwieriger fällt dieſes und um ſo minder gut iſt ſein Fleiſch. Die Verſchneidung, welche der Maſt immer vorausgehen muß, wird gewöhnlich in einem Alter von ſechs Monaten, im Frühlinge oder Herbſte, und nie in der Zeit der vollen Hitze oder der vollen Kälte vorgenommen, die gleicher Weiſe die Wunde gefährlich oder ſchwer zu heilen machen würden; denn gewöhnlich geſchieht dieſe Verrichtung durch Einſchneidung; obwohl man ſie bisweilen auch durch einen einfachen Verband ausführt, die wir in Bezug auf die Widder angegeben haben. Iſt die Verſchneidung im Frühlinge vorgenommen worden, ſo thut man die Schweine mit dem folgenden Herbſt in die Maſt, und ſelten läßt man ſie zwei Jahre leben; indeſſen wachſen ſie noch bedeutend während des zweiten Jahres, und ſie würden während des dritten, vierten, fünften u. ſ. w. Jahres zu wachſen fortfahren. Jene, die man unter den andern durch ihre Größe und Dickbeleibtheit bemerkt, ſind nur ältere Schweine, die man mehreremal in die Eichelmaſt eingeſchlagen hat. Es ſcheint, daß die Dauer ihres Wachsthums ſich nicht auf 4 bis 5 Jahre beſchränkt; die Eber oder männliche Schweine, die man zur Fortpflanzung der Art bewahrt, werden noch mit 5 bis 6 Jahren dicker; und je älter ein Keuler, je dicker, härter und ſchwerer iſt er.

Die Lebensdauer eines Ebers kann ſich auf 25 bis 30 Jahre erſtrecken. Ariſtoteles gibt für die Schweine im Allgemeinen 20 an, und fügt hinzu, daß bis zu 15 Jahren die männlichen zeugen und die weiblichen werfen. Sie können ſich nach einem Alter von 9 Monaten bis einem Jahre paaren; es iſt aber beſſer, zu warten, bis ſie 18 Monate bis 2 Jahre alt ſind. Der erſte Wurf der Sau iſt nicht zahlreich; die Jungen ſind ſchwach und ſelbſt unvollkommen, wenn ſie erſt ein Jahr alt iſt. Sie iſt, ſo zu ſagen

in jeder Zeit brünſtig; ſie ſucht die Zuſammenkunft mit dem männlichen Schweine, ſelbſt wenn ſie trächtig iſt, was als eine Uebertreibung unter den Thieren gelten kann, unter denen das Weibchen faſt bei allen Arten das Männchen abweiſet, ſobald es ſich bezogen hat. Dieſe faſt unaufhörliche Brunſt der Sau äußert ſich indeſſen durch unbändige Anfälle und Bewegungen, die ſtets damit endigen, daß ſie ſich im Kothe wälzt; ſie vergießt in dieſer Zeit in einiger Menge eine ziemlich dichte weißliche Flüſſigkeit. Sie trägt vier Monate, wirft im Anfange des fünften, ſucht alsbald wieder das Männchen, wird abermal trächtig und wirft folglich zweimal im Jahre. Die Bache, die in allen andern Beziehungen der Sau gleicht, trägt nur einmal des Jahrs offenbar wegen Mangels an Nahrung und wegen der Nothwendigkeit, worin ſie ſich befindet, lange Zeit alle Jungen, die ſie hervorbringt, zu ſäugen und zu ernähren, wogegen man nicht leidet, daß die zahme Sau alle ihre Jungen länger als 2 bis 3 Wochen ernährt; man läßt ihr alsdann nur 8 bis 9, um ſie zu ernähren, die andern verkauft man; nach 14 Tagen ſind ſie gut zu eſſen; und da man nicht viele weibliche braucht und die verſchnittenen Schweine den meiſten Vortheil bringen und ihr Fleiſch das beſte iſt, ſo entledigt man ſich der weiblichen Spanferkel und läßt der Mutter nur 2 weibliche mit 7 bis 8 männlichen.

Das männliche Schwein, das man zur Fortpflanzung der Art auswählt, muß einen kurzen, gedrängten und mehr gevierten als langen Körper haben, einen dicken Kopf, einen kurzen und platten Rüſſel, große und hangende Ohren, kleine und feurige Augen, einen großen und dicken Hals, einen tief hangenden Bauch, breite Hinterbacken, kurze und dicke Beine, dichte und ſchwarze Borſten: die weißen Schweine ſind nie ſo ſtark wie die ſchwarzen. Die Sau muß einen langen Körper, einen weiten und breiten Bauch, lange Zitzen haben; auch ſei ſie von ſtiller Natur und fruchtbarer Race. Sobald ſie trächtig iſt, trennt man ſie vom Männchen, das ſie verwunden könnte; und wann ſie wirft, ernährt man ſie reichlich; man wacht über ſie, damit ſie nicht einige ihrer Jungen verzehre und ſorgt wohl dafür, den Vater von ihnen zu entfernen, der ſie noch weniger verſchonen würde. Man läßt die Sau im Anfange des Frühlings beziehen, damit die Jungen, im Sommer zur Welt kommend, Zeit haben, vor dem Winter zu wachſen, ſtark zu werden und ſich zu mäſten; will man ſie aber zweimal des Jahres tragen laſſen, ſo gibt man ihr das Männchen im November, damit ſie im März werfe, und man läßt ſie zum zweitenmal im Anfange des Mai beziehen. Manche Säue werfen ſogar regelmäßig alle fünf Monate. Die Bache, die, wie geſagt, nur einmal des Jahres wirft, empfängt das Männchen im Januar oder Februar und wirft im

Mai oder Juni; ſie ſäugt ihre Junge 3 bis 4 Monate lang; ſie führt ſie, folgt ihnen und verhindert ſie, ſich zu trennen oder zu verirren, bis ſie 2 oder 3 Jahre alt ſind, und nicht ſelten ſieht man die Bache von ihren Jungen desſelben und des vorigen Jahres begleitet. Man leidet nicht, daß die zahme Sau ihre Jungen länger als 2 Monate ſäugt; man fängt ſogar nach Verlauf von 3 Wochen an, ſie mit der Mutter aufs Feld zu führen, damit ſie nach und nach daran gewöhnt werden, ſich wie ſie zu ernähren; fünf Wochen ſpäter ſetzt man ſie ab und gibt ihnen Abends und Morgens mit Kleien gemiſchte Molken oder nur lauwarmes Waſſer mit geſottenem Gemüſe.

Dieſe Thiere lieben ſehr die Regenwürmer und gewiſſe Wurzeln, wie die der wilden Rübe; und um dieſe Würmer aufzufinden und dieſe Wurzeln abzubeißen, durchwühlen ſie die Erde mit ihrem Rüſſel. Der Keuler, deſſen Kopf länger und ſtärker als der des Schweines iſt, durchwühlt ihn tiefer; auch wühlt er faſt immer in gerader Linie in einer Furche, während das Schwein hier und da und mehr obenhin wühlt. Weil es vielen Schaden anrichtet, muß man es von den angebauten Ländereien entfernen und nur in Wälder und auf Land, das man ruhen läßt, treiben.

In der Jagdſprache nennt man die Keuler, die noch keine drei Jahre alt ſind, Geſellſchaftsthiere, weil ſie bis zu dieſem Alter ſich nicht voneinander trennen und alle ihrer gemeinſamen Mutter folgen; allein gehen ſie erſt, wenn ſie ſtark genug ſind, um die Wölfe nicht mehr zu fürchten. Dieſe Thiere bilden demnach aus ſich gleichſam Truppen, und davon hängt ihre Sicherheit ab: werden ſie angegriffen, ſo widerſtehen ſie durch die Zahl, ſie unterſtützen ſich, vertheidigen ſich; die ſtärkſten ſtellen ſich dem Feind entgegen, indem ſie ſich in der Runde aneinanderdrängen und die kleinſten in die Mitte nehmen. Die zahmen Schweine vertheidigen ſich auf dieſelbe Weiſe, und man hat keine Hunde nöthig, um ſie zu hüten; da ſie aber ungelehrig und hart ſind, ſo kann ein behender und ſtarker Mann kaum 50 führen. Im Herbſt und Winter treibt man ſie in die an wilden Früchten reichen Wälder; des Sommers führt man ſie an feuchte und ſumpfige Plätze, wo ſie Würmer und Wurzeln in Menge finden, und im Frühling läßt man ſie aufs Land und in die Brachfelder gehen. Man führt ſie vom März bis zum Oktober täglich zweimal hinaus; man läßt ſie von Morgens früh, nachdem ſich der Thau aufgelöſt hat, bis 10 Uhr und Nachmittags von 2 Uhr bis zum Abend weiden. Im Winter führt man ſie nur einmal täglich bei ſchönem Wetter aus; Thau, Schnee und Regen ſind ihnen nachtheilig. Wenn ein Gewitter oder auch nur ein ſtarker Regen ſie überfällt, ſo ſieht man gar nicht ſelten ſie ausreißen und ſchreiend zur Thüre ihres Stalles laufen; die

jüngſten ſchreien am meiſten und lauteſten. Dies Geſchrei iſt von ihrem gewöhnlichen Grunzen verſchieden; es iſt ein Schmerzgeſchrei ähnlich dem erſten Geſchrei, das ſie ausſtoßen, wenn man ſie feſtbindet, um ſie zu tödten. Das Männchen ſchreit weniger als das Weibchen. Selten hört man den Keuler ein Geſchrei von ſich geben, außer wenn er kämpft und ein anderer ihn verwundet; die Bache ſchreit öfter, und wann ſie plötzlich überraſcht und erſchreckt werden, ſo ſchnauben ſie mit ſolcher Heftigkeit, daß man ſie auf eine große Strecke weit hört.

Obwohl dieſe Thiere ſehr gefräßig ſind, greifen ſie nicht gleich den Wölfen die andern Thiere an und verzehren ſie; zuweilen freſſen ſie jedoch verdorbenes Fleiſch; man hat geſehen, daß Keuler Pferdefleiſch fraßen, und wir haben in ihrem Magen Rehhaut und Vogelklauen gefunden; vielleicht aber geſchieht das mehr aus Noth als Naturtrieb. Man kann indeſſen nicht läugnen, daß ſie nach Blut und blutigem, friſchem Fleiſche lüſtern ſind, da die Schweine ihre Jungen und ſelbſt Kinder in der Wiege freſſen: ſobald ſie etwas Saftiges, Feuchtes, Fettes, Schmieriges ſehen, belecken ſie es und verſchlingen es bald darauf gänzlich. Ich habe mehreremal eine ganze Heerde dieſer Thiere bei ihrer Rückkehr vom Felde um einen friſch aufgeworfenen Haufen Lehmerde ſtill halten ſehen; alle leckten an dieſer Erde, die nicht beſonders fett war, und einige verſchlangen eine ziemlich große Menge derſelben. Ihre Gefräßigkeit iſt, wie man ſieht, eben ſo roh, als ihr Naturell viehiſch: ſie haben kein recht entſchiedenes Gefühl; die Jungen erkennen kaum ihre Mutter, oder irren ſich wenigſtens ſehr leicht, und ſaugen an der erſten beſten Sau, die ſie ihre Zitzen faſſen läßt. Furcht und Noth geben offenbar den wilden Schweinen etwas mehr Gefühl und Naturtrieb; es ſcheint, daß die Jungen treu an ihrer Mutter hangen und dieſe auf ihre Bedürfniſſe eben ſo ſorgſam achtet, als die zahme Sau es nicht thut. In der Zeit der Brunſt ſucht das Männchen das Weibchen und folgt ihm und bleibt gewöhnlich 30 Tage in den dichteſten, ödeſten und entfernteſten Waldungen mit ihm zuſammen. Alsdann iſt es wilder als jemal und wird ſelbſt wüthend, wenn ein anderes Männchen ſeine Stelle einnehmen will; ſie ſchlagen, verwunden und tödten ſich zuweilen. Was die Bache betrifft, ſo wird ſie nur wüthend, wenn man ihre Jungen angreift; und im Allgemeinen wird bei faſt allen wilden Thieren das Männchen mehr oder minder grimmig, wann es ſich zu begatten ſucht, und das Weibchen, wenn es geworfen hat.

Den Eber jagt man mit offener Gewalt Mittels Hunde oder erlegt ihn auch durch Ueberfall während der Nacht beim Mondſchein: da er nur langſam flieht, einen ſehr ſtarken Geruch hinterläßt, ſich gegen die Hunde wehrt und ſie immer gefährlich verwundet, ſo muß man ſie nicht

mit guten, für den Hirſch und das Reh beſtimmten Windhunden jagen; dieſe Jagd würde denſelben die Naſe koſten und ſie an einen langſamen Gang gewöhnen; etwas abgerichtete Fleiſcherhunde genügen zur Eberjagd. Nur die älteſten muß man jagen; man erkennt ſie leicht an den Fährten: ein junger dreijähriger Eber iſt ſchwer aufzutreiben; weil er ſehr weit läuft, ohne ſtill zu halten, während ein älterer Eber nicht weit flieht, ſich in der Nähe jagen läßt, die Hunde nicht ſehr fürchtet und oft ſtille hält, um ihnen die Spitze zu bieten. Des Tages bleibt er gewöhnlich in ſeinem Loch im dichteſten und ſtärkſten Gehölz; des Abends, des Nachts kommt er heraus, um ſeine Nahrung zu ſuchen; des Sommers, wann die Kornfrüchte reif ſind, kann man ihn leicht im Korn und Hafer, wo er ganze Nächte ſich aufhält, überraſchen. Sobald er erlegt iſt, tragen die Jäger ſogleich Sorge dafür, ihm die Hoden auszuſchneiden, die einen ſo ſtarken Geruch haben, daß, wenn man nur 5 bis 6 Stunden wartet, ohne ſie wegzunehmen, das ganze Fleiſch angeſteckt iſt. Uebrigens iſt nur der Kopf an einem alten Eber gut, während alles Fleiſch eines Friſchlings und eines noch kein Jahr alten Keulers koſtbar und ſelbſt ziemlich fein iſt; das des zahmen Ebers iſt noch ſchlechter als das des wilden; nur durch die Verſchneidung und die Maſt macht man es gut zu eſſen. Die Alten pflegten die Verſchneidung an den Friſchlingen, die man ihrer Mutter rauben konnte, vorzunehmen, worauf man ſie in den Wald zurückbrachte: dieſe verſchnittenen Eber werden dicker als die andern, und ihr Fleiſch iſt beſſer, als das der zahmen Schweine.

Man braucht nur auf dem Lande gelebt zu haben, um die Vortheile zu kennen, die man aus dem Schweine zieht: ſein Fleiſch wird faſt eben ſo theuer verkauft, als das des Rindes; der Speck um den doppelten und ſelbſt den dreifachen Preis; Blut, Gedärme, Eingeweide, Füße, Zunge werden zubereitet und gegeſſen. Der Schweinemiſt iſt kälter, als der der andern Thiere, und man muß ſich ſeiner nur für zu warmen und trockenen Boden bedienen. Das von dem Speck ſehr verſchiedene Fett der Eingeweide und des Netzes gibt das weiche Schmalz und das alte Schmeer. Die Haut hat ihren Nutzen; man macht Siebe daraus, wie man auch aus den Borſten Bürſten und Pinſel macht. Das Fleiſch dieſes Thieres nimmt beſſer Salz, Salpeter an und hält ſich, geſalzen, länger, als irgend ein anderes.

Dieſe in Europa, Aſien und Afrika ſo zahlreiche und ſtark verbreitete Art hat ſich auf dem Feſtlande der neuen Welt nicht gefunden. Sie iſt von den Spaniern hingebracht worden, die auf dem Feſtland und auf faſt allen großen Inſeln Amerikas ſchwarze Schweine ausgeſetzt haben. Dieſe haben ſich in vielen Gegenden vermehrt und verwildert; ſie gleichen unſern

Ebern; ihr Leib iſt kürzer, ihr Kopf größer und die Haut dicker, als bei den zahmen Schweinen, die in den heißen Erdſtrichen ganz ſchwarz wie die Eber ſind.

Durch eines jener lächerlichen Vorurtheile, welche der bloße Aberglaube erzeugen kann, ſind die Mahomedaner des Genuſſes dieſes nützlichen Thieres beraubt: man hat ihnen geſagt, es ſei unrein; ſie wagen daher nicht, es anzurühren, noch ſich mit ihm zu ernähren. Die Chineſen finden dagegen großen Geſchmack am Schweinefleiſch; ſie unterhalten zahlreiche Heerden; es iſt ihre gewöhnlichſte Nahrung, und dies gerade, ſagt man, hat ſie abgehalten, Mahomets Geſetz anzunehmen. Dieſe, auch in Siam und Indien ſich befindenden, chineſiſchen Schweine ſind von den europäiſchen etwas verſchieden; ſie ſind kleiner und ihre Beine weit kürzer; ihr Fleiſch iſt weißer und koſtbarer. Auch die Neger unterhalten eine große Menge Schweine; und obwohl es bei den Mauren und in allen, von Mahomedanern bewohnten Ländern wenige gibt, findet man in Aſien und Afrika Eber in eben ſo großer Menge wie in Europa.

Dieſe Thiere lieben alſo keinen Himmelsſtrich vorzugsweiſe; nur ſcheint es, daß in den kalten Ländern der zum Hausthier gewordene Eber mehr als in den warmen Ländern ausgeartet iſt. Ein Grad höherer Wärme reicht hin, um ihre Farbe zu verändern: in den nördlichen Provinzen Frankreichs und noch in Vivarais ſind die Schweine gewöhnlich weiß, während ſie in dem ganz nahe gelegenen Dauphiné ganz ſchwarz ſind; die von Languedoc, Provence, Spanien, Italien, Indien, China, Amerika haben auch dieſelbe Farbe. Das ſiamiſche Schwein gleicht mehr als das franzöſiſche dem wilden Eber. Eins der augenfälligſten Zeichen der Entartung ſind die Ohren; ſie werden um ſo feiner, um ſo weicher, gebogener, hangender, je mehr das Thier durch die Erziehung und den Zuſtand der Hausgenoſſenſchaft verderbt oder, wenn man will, geſänftigt worden iſt: und wirklich hat das Hausſchwein bei weitem nicht ſo ſteife, bei weitem längere und gebogenere Ohren als der Keuler, den man als das Muſterbild der Art anſehen muß.

* Den gemachten naturgeſchichtlichen Angaben über die Race unſerer europäiſchen Schweine und über die der ſiamiſchen oder chineſiſchen habe ich nichts hinzuzufügen; ſie vermiſchen ſich alle drei miteinander und machen folglich nur eine und dieſelbe Art aus; obwohl die Race der europäiſchen Schweine nach Länge und Dicke des Körpers beträchtlich größer als die andere iſt; ſie könnte es ſelbſt noch mehr werden, wenn man dieſe Thiere eine längere Reihe von Jahren hindurch in ihrem Zuſtande der Hausgenoſſenſchaft leben ließe. H. Collinſon, Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London, hat mir geſchrieben, daß ein auf Befehl des H. Joſeph Laeſtarm gemäſtetes

und vom Metzger Meck zu Congleton in Cheſterſhire getödtetes Schwein 850 Pfund gewogen hat, nämlich eine Seite 330 Pfund, die andere 340; und der Kopf, der Rückgrat, das innere Fett, die Gedärme u. ſ. w. 223 Pfd.

Ueber das ſiamiſche oder chineſiſche Schwein.

* Die Art des Schweines iſt, wie geſagt, eine der am allgemeinſten verbreiteten. Die HH. Cook und Forſter haben ſie auf den Geſellſchaftsinſeln, auf den Marquiſen, den Freundſchaftsinſeln, den neuen Hebriden gefunden. „Es gibt,“ ſagen ſie, „auf alle dieſen Inſeln der Südſee nur zwei Hausthierarten, das Schwein und den Hund. Die Schweinrace iſt die chineſiſche (oder ſiamiſche); ſie haben einen kürzern Körper und kürzere Beine, einen bis zur Erde hangenden Bauch, gerade Ohren und ſehr wenig Borſten. Ich habe keines gegeſſen,“ ſagt H. Forſter, „welches ſo ſaftig geweſen wäre und deſſen Fett einen ſo angenehmen Geſchmack gehabt hätte. Dieſe Eigenſchaft kann einzig der vorzüglichen Nahrung, die ſie erhalten, zugeſchrieben werden: ſie ernähren ſich beſonders von friſcher Brotfrucht oder von Teig, der mit dieſer Frucht und ähnlichen geſäuert iſt. Auf den Geſellſchaftsinſeln gibt es eine große Menge; man ſieht ſie faſt um alle Hütten. Auch auf den Marquiſen und auf Amſterdam, einer der Freundſchaftsinſeln, ſind ſie zahlreich vorhanden; ſeltener jedoch auf den weſtlichen unter den neuen Hebriden.“

Das guineiſche Schwein.

Obwohl dieſes Thier ſich vom gewöhnlichen Schweine durch ziemlich beſtimmte Merkmale unterſcheidet, ſo vermuthe ich dennoch, daß es zu derſelben Art gehört und dieſe Unterſchiede nur durch den Einfluß des Himmelsſtriches hervorgebrachte Abweichungen ſind; ein Beiſpiel von dieſem Einfluſſe haben wir am ſiamiſchen Schweine gehabt, das ſich auch vom europäiſchen unterſcheidet und gleichwohl ſicher zu derſelben Art gehört, da ſie miteinander ſich vermiſchen und zeugen. Das guineiſche Schwein hat faſt dieſelbe Geſtalt wie unſer Schwein und dieſelbe Dicke wie das ſiamiſche, d. h. es iſt kleiner als unſer wilder Eber und als unſer zahmes Schwein. Urſprünglich gehört es Guinea an und iſt nach Braſilien verpflanzt worden, wo es ſich, wie in ſeinem Heimatlande, vermehrt hat; es iſt dort Hausthier und vollkommen zahm; ſein Haar iſt kurz, fuchsroth und glänzend; es hat keine Borſten, nicht einmal auf dem Rücken: nur den Hals und den Hintertheil nah an der Wurzel des Schwanzes bedecken Haare, die etwas länger als die des übrigen Körpers ſind; es hat keinen ſo großen Kopf wie das europäiſche Schwein und unterſcheidet ſich ferner von ihm durch die Form ſeiner ſehr langen und

ſpitzigen und hinterwärts der Länge nach über dem Rücken liegenden Ohren; ſein Schwanz iſt auch viel länger, er berührt faſt die Erde und iſt bis an ſein Ende nackt. Uebrigens findet ſich dieſe Schweinerace, die, Marcgrave zu Folge, urſprünglich Guinea angehört, in Aſien und insbeſondere auf Java, von wo ſie wahrſcheinlich durch die Holländer nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht worden iſt.

Der Eber vom grünen Vorgebirge.

In den dem grünen Vorgebirge benachbarten Ländern gibt es ein anderes Schwein oder einen andern Eber, der nach der Zahl ſeiner Zähne und der ungemeinen Größe ſeiner Hauer im Oberkiefer uns zu einer andern Race und ſelbſt zu einer von allen übrigen Schweinen verſchiedenen Art zu gehören und ſich in einiger Hinſicht dem Babiruſſa zu nähern ſcheint. Die obern Hauer gleichen mehr elfenbeinartigen Hörnern als Zähnen; ſie ſind einen halben Fuß lang und haben an der Wurzel fünf Zoll im Umfang und ſind faſt wie die Stierhörner gekrümmt und wiedergekrümmt. Dieſes Merkmal allein würde nicht hinreichen, um dieſen Eber als eine beſondere Art betrachten zu müſſen; was aber dieſe Vermuthung zu begründen ſcheint, iſt, daß er ferne von allen andern Schweinen durch die lange Oeffnung ſeiner Naslöcher, durch die große Breite und die Form ſeiner Kinnladen und durch die Zahl und Geſtalt ſeiner Backzähne ſich unterſcheidet. Indeſſen haben wir die Hauer eines, in unſern Wäldern von Bourgogne erlegten, Ebers geſehen, die denen des Ebers vom grünen Vorgebirge ziemlich nahe kamen: dieſe Hauer hatten ungefähr drei und einen halben Zoll Länge bei vier Zoll Umfang an der Wurzel; ſie waren wie die Hörner eines Stieres gewunden; d. h. ſie hatten eine doppelte Krümmung, während die gewöhnlichen Hauer nur eine einfache bogenförmige Krümmung haben; ſie ſcheinen auch von echtem Elfenbein zu ſein und ſicher mußte dieſer Eber eine breitere Kinnlade als die andern haben: demnach können wir mit einigem Grunde vermuthen, daß dieſer Eber vom grünen Vorgebirge eine einfache Varietät, eine beſondere Abart in der Art des gewöhnlichen Ebers iſt.

* Wir haben eine Angabe in Betreff eines Thieres gemacht, das ſich in Afrika findet und das wir Eber vom grünen Vorgebirge nannten. Wir haben geſagt, daß es uns nach der ungemeinen Größe der beiden Hauer im Oberkiefer zu einer andern Race und vielleicht ſelbſt zu einer von allen übrigen Schweinen verſchiedenen Art zu gehören ſchiene, daß es von ihnen ſich auch ferner durch die lange Oeffnung der Naslöcher und durch die große Breite und die Form ſeiner Kinnladen unterſcheidet; daß wir jedoch die Hauer eines in unſern Wäldern von Bourgogne erlegten

Ebers geſehen haben, die denen dieſes Ebers vom grünen Vorgebirge ziemlich nahe kamen, da dieſe Hauer ungefähr 3 und einen halben Zoll Länge bei 4 Zoll Umfang an der Wurzel hatten, u. ſ. w., was uns mit einigem Grunde vermuthen ließ, daß dieſer Eber vom grünen Vorgebirge eine einfache Varietät und keine beſondere Art in der Gattung der Schweine ſein könnte. H. Allamand, der berühmte Profeſſor der Naturgeſchichte zu Leyden, hatte die Güte, uns die Abbildung dieſes Thieres zu ſchicken, und hernach ſchrieb er an H. Daubenton in folgenden Ausdrücken.

„Ich glaube mit ihnen, mein Herr, daß der auf der Abbildung, die ich Ihnen geſchickt habe, dargeſtellte Eber derſelbe iſt wie jener, den Sie mit dem Namen Eber vom grünen Vorgebirge bezeichnet haben. Dieſes Thier lebt noch (5. Mai 1767) in der Menagerie des Prinzen von Oranien. Ich mache ihm von Zeit zu Zeit einen Beſuch und dies immer mit neuem Vergnügen. Ich kann nicht müde werden, die ſonderbare Form ſeines Kopfes anzuſtaunen. Ich habe dem Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung geſchrieben, um ihn zu bitten, daß er mir, wo möglich, noch einen ſchicke, was ich jedoch nicht zu hoffen wage, da es am Vorgebirge ſelbſt für ein ſolches Ungeheuer gegolten hat, daß nie jemand ein ähnliches geſehen hatte. Wenn gegen alle Erwartung eines kommt, ſo werde ich es nach Frankreich ſchicken, damit H. de Buffon und Sie es ſehen. Man hat geſucht, dasjenige, das wir hier haben, mit einer Sau zu paaren; aber ſobald ſie ſich zeigte, ſtürzte es ſich mit Wuth auf ſie und riß ihr den Bauch auf.“

Nach dieſem Stiche, den uns H. Allamand geſandt hat, haben wir dieſes nämliche Thier, deſſen Abbildung wir hier mittheilen, zeichnen und ſtechen laſſen. Den nämlichen Stich haben wir in den Miscellanea und in den Specilegia zoologica des H. Pallas und ebenfalls in den Beſchreibungen des H. Vosmaer gefunden, und dieſe zwei letzten Schriftſteller haben eine Beſchreibung des Thieres geliefert; auch ſchrieb H. Allamand in einem von Leyden den 31. Oktober 1766 datirten Briefe an H. Daubenton, daß ein im Haag anſäßiger junger Arzt in einem Werke, das uns wahrſcheinlich noch nicht zugekommen wäre, eine Beſchreibung davon gegeben und die Abbildung desſelben habe fertigen laſſen. Wahrſcheinlich iſt dieſer junge Arzt H. Pallas und ihm hat folglich das Publikum die Bekanntſchaft mit dieſem Thiere zuerſt zu verdanken. H. Allamand ſagt in dieſem nämlichen Briefe, das Sonderbarſte an dieſem Schweine ſei der Kopf; er unterſcheide ſich von dem unſerer Schweine beſonders durch zwei ohrenförmige Auswüchſe neben den Augen.

Wir wollen hier bemerken, das die erſte von H. Allamand angeführte Sache im Betreff des Unwillens und der Grauſamkeit dieſes Ebers gegen

die brünſtige Sau zu beweiſen ſcheint, daß er zu einer von unſern Schweinen verſchiedenen Art gehört. Die Unähnlichkeit in der Form des Kopfes ſowohl auswendig als inwendig ſcheint es auch zu beweiſen. Da er indeſſen dem Schweine näher ſteht als jedem andern und ſich nicht allein in den Ländern am grünen Vorgebirge, ſondern auch in denen am Vorgebirge der guten Hoffnung findet, ſo wollen wir ihn den afrikaniſchen Eber nennen und ſofort im Auszuge nach HH. Pallas und Vosmaer ſeine Naturgeſchichte und Beſchreibung geben.

Der letztere nennt ihn breitrüßliches Schwein oder afrikaniſcher Eber; er unterſcheidet ihn mit Recht von dem guineiſchen Schwein mit langen ſpitzigen Ohren und vom amerikaniſchen Pekari oder Takaju und ebenſo vom indiſchen Babiruſſa.

„H. de Buffon," ſagt er, „ſpricht von einem Theile der Kinnladen, vom Schwanz und den Füßen eines ungewöhnlichen Ebers vom grünen Vorgebirge, den man im Kabinet des Königs aufbewahrt und ſagt, er habe Vorderzähne in dieſen Kinnladen; nun aber fehlen ſie dem unſrigen."

Und hieraus will H. Vosmaer folgern, daß es nicht das nämliche Thier ſei; indeſſen hat man eben geſehen, daß H. Allemand wie ich denkt, daß dieſer Eber vom grünen Vorgebirge, von dem ich nur einen kleinen Theil des Kopfes geſehen, ſich dennoch als das nämliche Schwein mit breiter Schnauze herausſtellt, von dem H. Vosmaer ſagt, es ſei allen Naturforſchern unbekannt.

H. Tulbagh, Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung, der dieſen Eber geſchickt hat, hat geſagt, er ſei zwiſchen dem Lande der Kaffern und der großen Namaguas ungefähr 200 Stunden vom Vorgebirge gefangen worden, hinzufügend, es wäre der erſte, den man lebend geſehen hätte. H. Vosmaer erhielt auch die Haut eines Thieres derſelben Art, die von der des lebenden Thieres in mehrfachem Bezuge ſich zu unterſcheiden ſchien.

„Man hatte dieſes Thier in einen hölzernen Käſicht gethan; und da man mir im voraus geſagt hatte," erzählt H. Vosmaer, „daß es nicht bösartig wäre, ſo ließ ich die Thüre ſeines Käſichtes öffnen. Es kam, ohne irgend ein Zeichen von Grimm zu geben, heraus; es lief, fröhlich hüpfend oder ſtöbernd, um einige Nahrung zu finden, umher und ergriff begierig, was wir ihm darboten. Hierauf ließ ich es einige Augenblicke allein und fand es bei meiner Rückkehr eifrig beſchäftigt im Boden zu wühlen, wo es, ungeachtet des aus kleinen wohlzuſammengefügten Ziegelſteinen bereiteten Pflaſters, ſchon ein Loch von unglaublicher Größe gemacht hatte, um, wie wir in der Folge entdeckten, an eine ſehr tiefe Rinne, die untenher ging, zu gelangen. Ich ließ ihn in ſeiner Arbeit unterbrechen, und nur mit vieler Mühe und mit Hülfe mehrerer Menſchen gelang es, ſeinen

Widerſtand zu beſiegen und ihn in ſeinen vergitterten Käfidht zurückzubringen. Er drückt ſeinen Verdruß durch ſcharfes und klägliches Geſchrei aus. Man darf glauben, daß er jung in den Wäldern von Afrika gefangen worden; denn er ſcheint hier beträchtlich gewachſen zu ſein; er iſt noch am Leben (ſagt der Verfaſſer, deſſen Werk im Jahre 1767 gedruckt worden iſt). Den letzten Winter hat er ſehr wohl zugebracht; obwohl die Kälte bedeutend hart war und man ihn die meiſte Zeit über eingeſchloſſen gehalten hat.

„An Behendigkeit ſcheint er die Schweine unſeres Landes zu übertreffen; er läßt ſich gerne mit der Hand und mit einem Stocke reiben; es ſcheint, daß man ihm noch mehr Vergnügen macht, wenn man ihn hart reibt; auf dieſe Weiſe iſt es gelungen, ihn in Ruhe zu halten, um ihn abzuzeichnen. Neckt oder treibt man ihn, ſo zieht er ſich zurück, wobei er ſtets das Geſicht nach der Seite hin wendet, wo er ſich angegriffen findet, und lebhaft mit dem Kopfe ſchüttelt oder ſtößt. Läßt man ihn, nachdem er lange eingeſchloſſen geweſen, heraus, ſo ſcheint er ſehr froh; er ſpringt und jagt nach Dammhirſchen und andern Thieren, wobei er den Schwanz aufrichtet, den er ſonſt hangen läßt. Er athmet einen ſtarken Geruch aus, den ich nicht vergleichen kann und nicht unangenehm finde. Reibt man den Eber mit der Hand, ſo nähert ſich der Geruch dem des grünen Käſes. Er frißt von allen Kornarten; am Bord des Schiffes war ſeine Nahrung Mais und Gras, ſo lange man es hatte; nachdem er hier Gerſte und Buchwaizen, womit man mehrere andere Thiere der Menagerie ernährt, gekoſtet hatte, entſchied er ſich vorzugsweiſe für dieſes Futter und für die Gras- und Pflanzenwurzeln, die er aus der Erde herauswühlte; Roggenbrot liebt er am meiſten: er folgt den Perſonen nach, die ſolches haben. Beim Freſſen ſtützt er ſich ſtark auf ſeine gekrümmten Vorderknie, was er auch beim Trinken thut, indem er das Waſſer von der Oberfläche wegſchlürft, und oft hält er ſich in dieſer Stellung auf den Knieen der Vorderbeine. Sein Gehör und ſein Geruch ſind ſehr gut; ſein Geſicht aber iſt ſowohl durch die Kleinheit als die Lage ſeiner Augen beſchränkt, die ihn verhindern, die Gegenſtände um ihn her gehörig wahrzunehmen, da die Augen nicht allein höher und näher aneinander liegen als bei den andern Schweinen, ſondern auch an der Seite und unten mehr oder minder durch zwei Lappen verdunkelt werden, die viele Leute für doppelte Ohren anſehen. Er hat mehr Klugheit als das gewöhnliche Schwein.“

„Der Kopf hat eine häßliche Geſtalt; die platte und breite Form der Naſe, verbunden mit der außerordentlichen Länge des Kopfes, mit ſeinem breiten Rüſſel, den ſonderbaren Lappen, den ſpitzigen, an beiden Seiten ſeiner Augen hervorſpringenden Auswüchſen und ſeinen ſtarken Hauern, dies Alles gibt ihm einen wahrhaft entſetzlichen Anblick.“

Ausdehnungen, nach rheiniſchen Fußen genommen

	Fuß.	Zoll.
Länge des ganzen Körpers	4	3
Höhe des Vordertheils	2	3
Höhe des Hintertheils	4	11 11/16
Größte Dicke des Körpers	3	1
Schwächſte Dicke des Körpers an den Schenkeln	2	10 1/2
Länge des Kopfes bis zwiſchen die Ohren .	1	3
Breite des Kopfes zwiſchen den Lappen . .	„	9 1/2
Breite der Schnauze zwiſchen den Hauern .	„	6 15/16
Länge des Schwanzes	„	11 13/16

„Die Geſtalt des Körpers nähert ſich ziemlich der unſeres zahmen Schweines. Es kommt mir kleiner vor, da es einen nach unten abgepeplatetern Rücken und kürzere Beine hat."

„Der Kopf iſt, in Vergleich mit dem der andern Schweine, ungeſtalt, ſowohl nach ſeinem Bau, als nach ſeiner Größe. Die Schnauze iſt ſehr breit, platt und äußerſt hart. Die Naſe iſt beweglich, an der Seite etwas nach unten gekrümmt und ſchief abgeſchnitten. Die Naslöcher ſind groß, weit voneinander entfernt; man ſieht ſie nur, wenn man den Kopf in die Höhe hebt. Die Oberlefze iſt hart und dick auf der Seite an den Hauern, über denen und um welche herum ſie ſtark vortritt und herabhängt, und beſonders hinter den Hauern einen hangenden und knorpelichten halbrunden Kragen bildet, der die Schnauzwinkel bedeckt."

Dieſes Thier hat weder oben noch unten Vorderzähne, ſondern das vordere Zahnfleiſch iſt glatt, rund und hart."

„Die Hauer in der obern Kinnlade ſind an ihrer Wurzel einen guten Zoll dick, gebogen und in ihrer krummen Linie fünf und einen halben Zoll vorſpringend, vor der Schnauze ſtark abgetrennt und in ein ſtumpfes Ende auslaufend; ſie ſind auch an der Seite mit einer Art Furche oder Hohlſtreifen verſehen; die des Unterkiefers ſind weit kleiner, nicht ſo gekrümmt, faſt dreieckig und durch ihre beſtändige Reibung an die obern Hauer abgeſchliſſen; ſie ſcheinen gleichſam ſchief abgeſchnitten. Mahlzähne ſind vorhanden, allein weit in dem hintern Rachen, und der Widerſtand des Thieres hat uns verhindert ſie zu ſehen."

„Die Augen ſind im Verhältniſſe zum Kopfe klein, höher im Kopfe und näher aneinander und an den Ohren gelegen, als beim gemeinen Schwein. Die Iris iſt dunkelbraun auf einer weißen Hornhaut. Die obern Augenlieder ſind mit braunen, ſteifen, geraden und feſt anliegenden Wimpern, die in der Mitte länger als an den Seiten ſind, beſetzt; an den untern Augenliedern fehlen ſie."

„Die Ohren ſind ziemlich groß, mehr rund als ſpitz, inwendig mit gelben Haaren ſtark beſetzt; ſie wenden ſich rückwärts gegen den Körper. Unter den Augen erblickt man eine Art von zwiebelichtem oder drüſigem Sack und unmittelbar darunter zeigen ſich zwei runde, platte, dicke, gerade und wagerechte Häutchen, die ich Augenlappen nenne; ihre Länge und Breite beträgt ungefähr 2¼ Zoll. Auf einer geraden Linie zwiſchen dieſen Häutchen und der Schnauze erſcheint an jeder Seite des Kopfes ein harter, runder, ſpitziger und ſtark hervorſpringender Auswuchs."

„Die Haut ſcheint an den gewöhnlichen Stellen ſehr dick und mit Speck angefüllt, aber am Halſe, an den Leiſten und der Wampe loſe; an einigen Stellen ſchwach gefurcht, ungleich und als wenn die obere Haut mit Unterbrechung ſich mauſete. Ueber dem ganzen Körper zeigen ſich einige dünn gepflanzte Haare, wie in kleinen Büſcheln von 3, 4 bis 5 Haaren, die mehr oder minder lang ſind und in gerader Linie nebeneinander ſtehen. Die Stirne, zwiſchen den Ohren, ſcheint gerunzelt, und iſt mit weißen und braunen feſtſchließenden Haaren beſetzt, die, vom Mittelpunkte ausgehend, ſich mehr und mehr platt legen oder ſenken. Von da zieht ſich nach der untern Schnauze hin in der Mitte des Kopfes ein ſchmaler Streifen von ſchwarzen und grauen Haaren, die, von der Mitte ausgehend, ſich zu jeder Seite des Kopfes niederlegen: übrigens ſind ſie dünn gepflanzt Vornehmlich im Nacken und auf dem vordern Theile des Rückens befinden ſich die meiſten Borſten, die auch am dichteſten und längſten ſind; ihre Farbe iſt dunkelbraun und grau, einige ſind ſelbſt an 7 bis 8 Zoll lang, ſo dick wie die der gemeinen Schweine und ſpalten ſich von ſelbſt. All dieſe Borſten ſind nicht gerade, ſondern leicht gebogen. Weiter auf dem Rücken lichten ſie ſich und nehmen an Menge der Art ab, daß ſie allenthalben die nackte Haut ſehen laſſen. Uebrigens ſind die Seiten, die Bruſt und der Bauch, die Seiten des Kopfes und der Hals mit kleinen weißen Borſten beſetzt."

„Die Füße ſind denen unſerer Schweine gleich, in 2 ſpitzige und ſchwarze Nägel getheilt; die falſchen Nägel ruhen auch auf der Erde, meiſt aber hangen ſie. Der Schwanz iſt nackt, ſenkrecht hangend, glatt und endet ſich faſt in eine Spitze. Die Hoden liegen an der Haut des Bauches zwiſchen den Schenkeln; die Vorhaut iſt am Ende ſehr weit."

„Die Farbe des Thieres iſt am Kopfe ſchwärzlich, aber ſonſt auf dem Rücken und dem Bauche hell rothgrau."

Bei der Vergleichung mit der Haut eines andern Thieres dieſer nämlichen Art, und das ebenfalls vom Vorgebirge der guten Hoffnung gekommen, hat H. Vosmaer bemerkt, daß der Kopf dieſes letztern kleiner und ſeine Schnauze nicht ſo breit war: „Es fehlten ihm die beiden

Lappen unter den Augen; indeſſen ſah man dort kleine Hervorragungen, die ihre Wurzel oder Keime zu ſein ſchienen; doch jene beiden runden und ſpitzigen Auswüchſe, die in gerader Linie zwiſchen dieſen Augenlappen und der Schnauze liegen, waren gar nicht vorhanden; dagegen ſind die Hauer viel größer; die obern haben auf beiden Seiten eine tiefe Grube oder Furche und endigen in ſcharfe Spitzen; ſie treten mehr als 6 und einen halben Zoll an den Seiten der Schnauze hervor, die untern 2 und einen halben Zoll; dieſe ſind durch ihre Reibung an die erſtern ſchief abgeſchliſſen und daher ſehr ſcharf. Die Größe der Hauer dieſes letztern Thieres zeigt zur Genüge, daß dieſe Haut nur einem jungen Thiere angehören kann."

H. Vosmaër endigt ſo dieſe Beſchreibung und vermuthet, daß die eben angeführten Unterſchiede aus der Verſchiedenheit des Geſchlechtes herrühren könnte. Ich für meinen Theil bin noch nicht überzeugt, daß dieſer afrikaniſche Eber, ungeachtet des erſten Widerwillens, den er gegen die Sau, die ihm dargeboten wurde, äußerte, nicht eine einfache Varietät unſeres Schweines ſei. Vor unſern Augen ſehen wir dieſe nämliche Art in Aſien, Siam und China Abweichungen annehmen; und die mächtigen Hauer, die ich an einem ungemein großen Kopf eines in meinen eigenen Wäldern vor ungefähr dreißig Jahren getödteten Ebers gefunden habe, Hauer, die faſt ſo ſtark wie die des Ebers vom Vorgebirge waren, laſſen mich immer noch in der Ungewißheit, ob es wirklich zwei verſchiedene Arten oder zwei durch den Einfluß des Himmelsſtriches und der Nahrung hervorgebrachte Varietäten derſelben Art ſind.

Uebrigens finde ich eine Bemerkung des H. Commerſon, worin geſagt wird, man ſehe zu Madagaskar wilde Schweine, deren Kopf von den Ohren bis an die Augen die gewöhnliche Geſtalt habe; unter den Augen aber ſei eine Erhöhung, die, immer kleiner werdend, bis zum Ende des Rüſſels fortgehe, ſo daß es zwei Köpfe zu ſein ſcheinen, wovon die Mitte des einen in den andern eingefaßt ſei; übrigens ſei das Fleiſch dieſes Schweines ſchleimicht und habe wenig Geſchmack. Dieſe Bemerkung läßt mich glauben, daß das Thier, welches ich Anfangs unter dem Namen Eber vom grünen Vorgebirge angegeben, weil uns der Kopf aus den dem Vorgebirge benachbarten Ländern geſchickt worden, und den ich hernach afrikaniſchen Eber nenne, weil er in den Ländern des Vorgebirges der guten Hoffnung vorhanden iſt, ſich auch auf der Inſel Madagaskar findet.

In der Zeit, als ich die vorhergehenden Blätter von Neuem durchſah und den Probebogen verbeſſerte, kam mir aus Holland eine neue Ausgabe meines Werkes über die Naturgeſchichte zu, und im fünfzehnten Theile dieſer Ausgabe habe ich ſehr wichtige, durch H. Allamand, von dem ich

eben geſprochen, verfaßte Zuſätze gefunden. Obſchon dieſer fünfzehnte Theil zu Amſterdam im Jahre 1771 gedruckt worden, iſt er mir erſt heute den 23. Juli 1775 bekannt geworden, und ich geſtehe, daß ich mit der größten Freude dieſe in mancher Hinſicht gut beſorgte neue Ausgabe durchgeleſen habe; ich habe die Anmerkungen und Zuſätze des H. Allamand ſowohl begründet und ſo gut geſchrieben gefunden, daß ich mit großem Vergnügen ſie als die meinigen annehme; ich will ſie deshalb in dieſem Bande an das Ende der Artikel einrücken, auf welche ſich dieſe Bemerkungen beziehen. Ich hätte mich deſſen wohl enthoben, das, was man eben geleſen hat, abzuſchreiben, ich hätte ſelbſt einige mühſame Unterſuchungen und mehrere Erörterungen, die ich anzuſtellen genöthigt war, vermieden, wenn ich früher dieſe Arbeit des H. Allamand kannte. Ich glaube, man wird ebenſo zufrieden wie ich damit ſein; und zum Anfange will ich hier mittheilen, was dieſer Gelehrte in Betreff des afrikaniſchen Ebers geſagt hat.

Vom afrikaniſchen Eber.

(Zuſatz des holländiſchen Herausgebers, des H. Profeſſors Allamand.)

„In der Naturgeſchichte des Schweins, die H. de Büffon uns geliefert, hat er nachgewieſen, daß dieſes Thier allen Methoden derer entgeht, welche die Erzeugniſſe der Natur in Klaſſen und Gattungen zurückführen wollen, die ſie durch Merkmale, die aus einigen Theilen hergenommen werden, unterſcheiden. Obſchon die Gründe, worauf er ſeine Behauptung ſtützt, keinen Einſpruch zulaſſen, ſo hätten ſie doch einen neuen Grad von Stärke gewonnen, wenn er das in unſerm Werke dargeſtellte Thier gekannt hätte.“

„Es iſt ein Eber, der im Jahre 1765 vom Vorgebirge der guten Hoffnung an die Menagerie des Prinzen von Oranien geſchickt worden iſt, und der bis dahin allen Naturforſchern unbekannt war. Außer all jenen Sonderbarkeiten, die aus unſerm europäiſchen Schweine ein Thier von einer einzelſtehenden Art machen, bietet dieſes uns neue Unregelmäßigkeiten dar, die es von allen andern derſelben Gattung unterſcheiden; denn nicht allein iſt ſein Kopf verſchieden geſtaltet, ſondern ihm fehlen auch die Schneidezähne, woher die meiſten Nomenklatoren die unterſcheidenden Merkmale dieſer Thierſorte genommen haben, obwohl ihre Zahl bei unſern zahmen Schweinen nicht beſtändig dieſelbe iſt.“

„H. Tulbagh, dem Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung, der keine Gelegenheit verſäumt, alle Seltenheiten des Landes, worin er wohnt, zu ſammeln und nach Europa zu ſenden, verdankt man dieſen Eber. In dem Briefe, womit er ihn begleitete, äußerte er, daß er tief im Lande, ungefähr 200 Stunden vom Vorgebirge gefangen worden und

der erſte wäre, den man dort lebend geſehen hätte. Indeſſen hat man verfloſſenes Jahr einen zweiten geſandt, der noch lebt, und im Jahre 1757 wurde die Haut eines ſolchen Ebers geſchickt, wovon man nur den Kopf hat aufbewahren können, was anzudeuten ſcheint, daß dieſe Thiere in ihrem Geburtslande nicht ſelten ſind. Ich weiß nicht, ob Kolbe von ihnen hat reden wollen, wo er ſagt: Man ſieht nur ſelten wilde Schweine in den Gegenden, welche die Holländer beſitzen; da es dort nur wenig Waldungen gibt, die ihre gewöhnliche Wohnſtätte ſind, ſo werden ſie nicht verſucht, dorthin zu kommen: außerdem rotten die Löwen, Tiger und andere Raubthiere ſie ſo gut aus, daß ſie ſich nicht ſehr vermehren können."

„Da er hiezu keine Beſchreibung fügt, ſo kann man nichts daraus ſchließen, und dann ſtellt er in die Zahl der Schweine vom Vorgebirge auch den großen Ameiſenfreſſer oder Tamandua, der ein amerikaniſches Thier iſt und dem Schweine in nichts gleicht. Welchen Werth kann man auf das legen, was ein ſo übel unterrichteter Schriftſteller ſagt?"

„Unſer afrikaniſcher Eber gleicht dem europäiſchen dem Körper nach, unterſcheidet ſich aber von ihm in dem Kopfe, der eine ungeheure Dicke hat. Was gleich Anfangs in die Augen fällt, ſind zwei ungemein große Hauer, die auf jeder Seite des Oberkiefers hervortreten und faſt ſteilrecht in die Höhe gehen. Sie ſind beinahe ſieben Zoll lang und laufen in eine ſtumpfe Spitze aus. Zwei ähnliche Zähne, aber kleiner und beſonders in ihrer innern Seite dünner, treten aus dem Unterkiefer hervor und ſchließen ſich, wann der Rachen geſchloſſen iſt, genau an die äußere Seite der obern Hauer; das ſind mächtige Waffen, deren er ſich mit Nutzen in ſeinem Heimathlande bedienen kann, wo er wahrſcheinlich oft den Angriffen der fleiſchfreſſenden Thiere ausgeſetzt iſt."

„Sein Kopf iſt ſehr breit und vorn platt; er endigt in einen weiten Rüſſel, deſſen Durchmeſſer faſt der Breite des Kopfes gleich und deſſen Härte der des Horns nahe kommt: er bedient ſich ſeiner, wie unſere Schweine, um die Erde aufzuwühlen. Seine kleinen Augen liegen vorn am Kopfe, ſo daß er nicht wohl ſeitwärts, ſondern nur vor ſich ſehen kann; ſie ſtehen nicht ſo weit voneinander und von den Ohren wie beim europäiſchen Schweine; unten iſt eine Hautvertiefung, die eine Art von ſehr gerunzeltem Sack bildet. Seine Ohren ſind inwendig ſtark behaart. Ein wenig tiefer, faſt neben den Augen, erhebt ſich die Haut und bildet zwei Auswüchſe, die aus einiger Entfernung geſehen, völlig zwei Ohren gleichen; ſie haben die Form und Größe derſelben; und ohne ſehr beweglich zu ſein, bilden ſie faſt eine Fläche mit dem Vordertheile des Kopfes;

unten zwiſchen dieſen Auswüchſen und den Hauern befindet ſich an jeder Seite des Kopfes eine dicke Warze. Man begreift leicht, daß eine ſolche Geſtalt dieſem Thiere ein ſeltſames Ausſehen geben muß. Betrachtet man es von vorn, ſo glaubt man vier Ohren auf ſeinem Kopfe zu ſehen, der keinem Kopfe irgend eines bekannten Thieres gleicht und durch die Größe ſeiner Hauer Furcht einflößt. Die HH. Pallas und Vosmaër, die uns eine gute Beſchreibung von ihm gegeben haben, ſagen, daß er ſehr ſanft und äußerſt zahm war, als er in Holland ankam; da er mehrere Monate auf einem Schiffe geweſen und ziemlich jung gefangen worden, ſo war er faſt zu einem Hausthier geworden. Indeſſen wenn man ihn verfolgte und er die Leute nicht kannte, zog er ſich langſam rückwärts, indem er mit einer drohenden Miene die Stirn bot, und jene ſelbſt, die er täglich ſah, durften ihm nicht trauen. Der Mann, dem ſeine Bewachung anvertraut war, hat eine traurige Erfahrung davon gemacht: dieſes Thier warf ſich an einem Tage böſer Laune auf ihn und verſetzte ihm durch einen Hieb mit ſeinen Hauern eine breite Wunde in den Schenkel, wovon er den andern Tag ſtarb. Um für die Folge ähnlichen Unglücksfällen zuvorzukommen, war man genöthigt, ihn aus der Menagerie zu entfernen und in einem verſchloſſenen Raum zu halten, worin niemand ihm nahe kommen konnte. Er iſt nach Verlauf eines Jahres geſtorben und ſeine Haut ſieht man in einem naturwiſſenſchaftlichen Kabinet des Prinzen von Oranien. Jener, der ſeine Stelle eingenommen hat und ſich gegenwärtig in derſelben Menagerie befindet, iſt noch ſehr jung; ſeine Hauer ſind kaum mehr als 2 Zoll lang. Läßt man ihn aus ſeinem Verſchluß herauskommen, ſo bezeugt er ſeine Freude durch Hüpfen und Springen und indem er mit weit größerer Behendigkeit als unſere Schweine läuft; er hält alsdann ſeinen Schwanz aufrecht und ſehr gerade. Darum, ohne Zweifel, haben ihm die Bewohner des Vorgebirges den Namen hartlooper oder Läufer gegeben."

„Man kann nicht leugnen, daß dieſes Thier eine Gattung bildet, die von den bisheran in der Race der Schweine bekannten ſehr verſchieden iſt; obwohl es ihnen dem Körper nach gleicht, ſo ſind doch der Mangel an Schneidezähnen und die ſonderbare Bildung ſeines Kopfes zu beſtimmte unterſcheidende Merkmale, als das man ſie den durch den Himmelsſtrich bewirkten Veränderungen zuſchreiben könnte, und dies um ſo mehr, als es in Afrika Schweine gibt, die, außer dem kleinern Wuchſe, in nichts von den unſrigen ſich unterſcheiden. Was ich hier ſage, wird dadurch bekräftigt, daß es ſich nicht mit unſern Schweinen fortpflanzen zu können ſcheint; wenigſtens hat man nach dem gemachten Verſuche Grund, es zu glauben. Man gab ihm eine guineiſche Sau; nachdem es ſie einige Zeit berochen

hatte, verfolgte es ſie, bis ſie an einer Stelle hielt, von wo ſie nicht entwiſchen konnte, und da riß es ihr mit einem Zahnhieb den Bauch auf. Keinen beſſern Empfang bereitete es einer gewöhnlichen Sau, die man ihm einige Zeit hernach darbot; es mißhandelte ſie ſo ſehr, daß man ſie bald zurückziehen mußte, um ihr das Leben zu retten."

„Man muß erſtaunen, daß dieſes Thier, welches, wie ich bemerkt habe, in den Gegenden, wo es urſprünglich zu Hauſe iſt, nicht ſelten zu ſein ſcheint, von keinem Reiſenden beſchrieben worden iſt, oder daß, wenn ſie davon geſprochen, es in ſo unbeſtimmten Ausdrücken geſchehen, daß man ſich keine Vorſtellung von ihm bilden kann. Flaccourt ſagt, es gebe auf Madagaskar Eber mit 9 Hörnern neben der Naſe, die gleichſam Schwielen wären, und dieſe Thiere wären faſt ſo gefährlich wie in Frankreich. H. de Büffon glaubt, es handle ſich an dieſer Stelle um den Babiruſſa, und vielleicht hat er Recht; vielleicht auch iſt hier von unſerm Eber die Rede: dieſe Hörner, die zwei Schwielen gleichen, können eben ſo gut die freilich ſchlecht beſchriebenen Hauer dieſes Ebers als die des Babiruſſa ſein; und was Flaccourt hinzufügt, dieſe Thiere ſeien gefährlich, ſcheint mehr auf unſern afrikaniſchen Eber zu paſſen. H. Adanſon drückt ſich, indem er von dem Eber ſpricht, den er am Senegal geſehen, in folgender Weiſe aus: Ich ſah, ſagt er, einen der ungeheuren, nur Afrika angehörigen Eber, von denen, meines Wiſſens, noch kein Naturforſcher geſprochen hat. Er war ſchwarz wie der europäiſche Eber, aber von einem ausnehmend höhern Wuchſe. Er hat vier große Hauer, von denen die zwei obern halbkreisförmig nach der Stirn zu umgekrümmt waren, wo ſie die Hörner, die andere Thiere tragen, gleichſam nachbildeten. H. de Büffon unterſtellt wieder, H. Adanſon habe vom Babiruſſa reden wollen; und ohne ſein Anſehen, würde ich geneigt ſein, zu glauben, jener Schriftſteller habe unſern Eber angedeutet: denn ich begreife nicht wie er ſagen konnte, es hätte kein Naturforſcher von ihm geſprochen, wofern er den Babiruſſa vor Augen hatte; er iſt in der Naturgeſchichte zu bewandert, um nicht zu wiſſen, daß dieſes Thier oft beſchrieben worden, und daß man den Kopf ſeines Gerippes in faſt allen Kabinetten Europas findet."

„Doch vielleicht gibt es auch in Afrika eine andere Eberart, die uns noch unbekannt und dieſelbe iſt, welche H. Adanſon geſehen hat. Dieſes läßt mich die Beſchreibung vermuthen, welche H. Daubenton von einem Theile der Kinnlade eines Ebers vom grünen Vorgebirge gegeben hat; was er davon ſagt, beweiſt klar, daß er ſich von unſern Ebern unterſcheidet, und wäre vollkommen anwendbar auf den, von welchem wir hier reden, wenn er nicht in jedem dieſer beiden Kiefer Schneidezähne hätte."

Ich unterſchreibe ſehr gerne die meiſten Folgerungen, die hier H. Allamand zieht; nur verbleibe ich bei dem Glauben, den er Anfangs ſelber gehabt, daß der Eber vom Vorgebirge, von dem wir geſprochen, und von deſſen Kiefern H. Daubenton die Beſchreibung gegeben hat, dasſelbe Thier wie dieſer iſt, obwohl es keine Schneidezähne hatte; es gibt keine Thiergattung, in welcher die Anzahl der Zähne mehr als beim Schweine wechsle. Dieſe Verſchiedenheit allein ſcheint mir deshalb nicht genügend, um aus dem afrikaniſchen Eber und dem vom grünen Vorgebirge zwei geſonderte Arten zu machen, zumal alle andern Merkmale am Kopfe dieſelben zu ſein ſcheinen.

* Wir haben oben geſagt, der Eber vom grünen Vorgebirge, von deſſen Kiefern H. Daubenton die Beſchreibung gegeben, ſchiene uns dasſelbe Thier wie jener zu ſein, deſſen Abbildung wir unter dem Namen des afrikaniſchen Ebers gegeben haben. Wir ſind jetzt feſt überzeugt, daß dieſe zwei Thiere zwei ganz geſchiedene Arten bilden. Sie unterſcheiden ſich in der That durch mehrere offenbare Kennzeichen voneinander, beſonders durch die innere ſo wie äußere Bildung des Kopfes und vorzüglich durch den Mangel an Schneidezähnen, die dem afrikaniſchen Eber beſtändig fehlen, wogegen man ihrer ſechs in dem Unterkiefer des Ebers vom grünen Vorgebirge und zwei in dem Oberkiefer findet.

Der Eber vom grünen Vorgebirge hat einen langen Kopf und eine aufgeworfene Schnauze, der afrikaniſche oder äthiopiſche dagegen eine ſehr breite und platte. Die Ohren ſind gerade, erhoben und ſpitz; die Borſten, womit ſie beſetzt ſind, ſehr lang, ebenſo die, welche den Körper bedecken, insbeſondere die auf den Schultern, dem Bauch und den Schenkeln, wo ſie länger als ſonſt irgendwo ſind. Der Schwanz iſt dünn, endet in ein dickes Borſtenbündel und reicht nur bis zur Länge der Schenkel herab. Man trifft ihn nicht allein am grünen Vorgebirge, ſondern auch auf der ganzen Weſtküſte von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Wahrſcheinlich iſt es dieſelbe Eberart, die Herr Adanſon am Senegal geſehen und mit dem Namen ſehr großer afrikaniſcher Eber bezeichnet hat.

Der Hund.

Die Größe des Wuchſes, die Schönheit der Form, die Stärke des Leibes, die Freiheit der Bewegungen, alle dieſe äußern Vorzüge ſind nicht das Edelſte an einem beſeelten Weſen; und wie wir am Menſchen der Geſtalt den Geiſt, der Stärke den Muth, der Schönheit die Gefühle vorziehen, ſo urtheilen wir auch, daß am Thiere die innern Vorzüge das Erhabenſte ſind; durch ſie unterſcheidet es ſich von dem Automaten, durch ſie

erhebt es ſich über die Pflanze und nähert es ſich uns; das Gefühl edelt ſein Weſen, regiert es, belebt es, gebeut ſeinen Organen, macht ſeine Glieder thätig, läßt die Begierde erwachen und gibt dem Stoffe die fortſchreitende Bewegung, den Willen, das Leben.

Die Vollkommenheit des Thieres hängt alſo von der Vollkommenheit des Gefühls ab; je ausgebreiteter es iſt, um ſo mehr Fähigkeiten und Hülfsmittel beſitzt das Thier; je mehr es vorhanden iſt, um ſo mehr Beziehung hat es zum übrigen Weltall; und iſt das Gefühl zart und ausgewählt, und kann es durch Erziehung noch veredelt werden, ſo wird das Thier würdig mit dem Menſchen in Geſellſchaft zu kommen, es verſteht, zu ſeinen Abſichten beizutragen, für ſeine Sicherheit zu wachen, ihm zu helfen, ihn zu vertheidigen, ihm zu ſchmeicheln; es verſteht, durch fortwährende Dienſte, durch wiederholte Liebkoſungen, ſich ſeinem Herrn zu befreunden, ihn zu feſſeln und aus ſeinem Gebieter ſich einen Beſchützer zu machen.

Der Hund hat, unabhängig von der Schönheit ſeiner Form, von der Lebhaftigkeit, der Stärke, der Leichtigkeit, in ausgezeichnetem Grade alle innern Vorzüge, die des Menſchen Blicke auf ihn zu ziehen vermögen. Ein feuriges, zorniges, ſelbſt trotziges und blutgieriges Naturell macht den wilden Hund allen Thieren furchtbar und räumt beim Haushunde den ſanfteſten Empfindungen, der Luſt ſich anzuſchmiegen, dem Verlangen zu gefallen, ſeine Stelle ein; demüthig kommt er und legt ſeinem Herrn ſeinen Muth, ſeine Stärke, ſeine Geſchicklichkeiten zu Füßen; er erwartet ſeine Befehle, um Gebrauch davon zu machen; er befragt, er erforſcht, er bittet ihn; ein Blick genügt; er verſteht die Zeichen ſeines Willens. Ohne, wie der Menſch, das Licht des Gedankens zu haben, hat er alle Wärme des Gefühls; er hat in höherm Grade als jener die Treue, die Beſtändigkeit in ſeinen Neigungen; kein Ehrgeiz, kein Eigennutz, keine Rachgier, keine Furcht als die, zu mißfallen; er iſt ganz Eifer, ganz Feuer und ganz Gehorſam. Empfänglicher für die Erinnerung an Wohlthaten als für die an Beleidigungen, widerſetzt er ſich nicht nach übler Behandlung; er leidet, er vergißt ſie und gedenkt ihrer nur, um ſich noch mehr anzuſchmiegen; weit entfernt zu ergrimmen oder zu entfliehen, ſetzt er von freien Stücken ſich neuen Gefahren aus; er leckt jene Hand, das Schmerzenswerkzeug, die ihn eben geſchlagen hat; nur die Klage ſtellt er ihr entgegen und entwaffnet ſie zuletzt durch ſeine Geduld und Unterwürfigkeit.

Gelehriger als der Menſch, geſchmeidiger als irgend ein anderes Thier, lernt der Hund nicht allein in kurzer Zeit, ſondern bildet ſich ſelbſt nach den Bewegungen, nach den Sitten, nach all den Gewohnheiten derer, die ihm gebieten; er nimmt den Ton des Hauſes an, das er bewohnt; wie die andern Hausthiere, iſt er vornehm bei den Großen und plump auf

dem Lande. Stets geſchäftig für ſeinen Herrn, zuvorkommend nur für ſeine Freunde, achtet er nicht auf gleichgültige Leute und erklärt ſich gegen jene, die durch ihren Stand nur zu beläſtigen geeignet ſind; er erkennt ſie an der Kleidung, Stimme, den Gebärden und hindert ſie näher zu kommen. Hat man ihm eine Nacht hindurch die Bewachung des Hauſes anvertraut, ſo wird er ſtolzer und zuweilen trotzig; er wacht, er macht die Runde, er wittert von weitem die Fremden, und wofern ſie ſtehen bleiben oder die Schranken zu überſteigen verſuchen, ſo ſchießt er vor, ſtellt ſich entgegen und durch wiederholtes Gebell, Anſtrengung und Zorngeſchrei macht er Lärm, gibt Nachricht und kämpft; ebenſo wüthend gegen räuberiſche Menſchen als gegen fleiſchfreſſende Thiere, ſtürzt er ſich auf ſie, verwundet, zerreißt ſie, nimmt ihnen ab, was ſie fortzutragen trachteten; doch, zufrieden, geſiegt zu haben, ruht er aus auf ſeiner Beute, rührt ſie nicht an, nicht einmal um ſeine Eßluſt zu befriedigen, und gibt zugleich das Beiſpiel von Muth, Mäßigkeit und Treue.

Man wird fühlen, von welcher Wichtigkeit dieſe Art in der Ordnung der Natur iſt, ſetzt man einen Augenblick voraus, ſie wäre nie vorhanden geweſen. Wie hätte der Menſch, ohne des Hundes Beiſtand, die andern Thiere beſiegen, bändigen, unterjochen können? wie könnte er heutzutage noch die wilden und ſchädlichen Thiere entdecken, jagen, ausrotten? Um ſich in Sicherheit zu ſtellen und zum Herrn des lebenden Alls zu machen, mußte er damit beginnen, ſich eine Partei unter den Thieren zu bilden, ſich mit Sanftmuth und durch Liebkoſungen jene zu befreunden, die ſich fähig erwieſen, ſich anzuſchließen und zu gehorchen, damit er ſie den andern entgegenſetzte. Die erſte Kunſt des Menſchen iſt alſo die Erziehung des Hundes und die Frucht dieſer Kunſt die Eroberung und der friedliche Beſitz der Erde geweſen.

Die meiſten Thiere beſitzen mehr Gewandtheit, mehr Schnelle, mehr Kraft und ſogar mehr Muth als der Menſch; die Natur hat ſie beſſer gerüſtet, beſſer bewaffnet. Auch ihre Sinne und vor Allen der Geruch ſind vollkommener. Eine muthige und gelehrige Art, wie die des Hundes, gewinnen, heißt neue Sinne und Fähigkeiten, welche uns mangeln, erwerben. Die Werkzeuge, die Geräthe, die wir ausgeſonnen, um unſere Sinne zu vervollkommnen, um ihren Wirkungskreis auszudehnen, kommen ſelbſt hinſichtlich des Nutzens dieſen ganz fertigen Werkzeugen nicht nahe, welche die Natur uns darbietet und die, der Unvollkommenheit unſeres Geruchsſinnes aushelfend, uns große und unvergängliche Mittel an die Hand gaben, zu ſiegen und zu herrſchen; und der Hund wird dem Menſchen getreu immerdar einen Theil der Herrſchaft, eine höhere Rangſtufe über die andern Thiere behalten; er gebietet ihnen, er ſelber herrſcht an der

Spitze einer Heerde; er macht ſich ihr lauter vernehmbar als die Stimme des Hirten; die Sicherheit, die Ordnung und Zucht ſind die Früchte ſeiner Wachſamkeit und Thätigkeit; es iſt ein Volk, das ihm gehorcht, das er führt, das er ſchützt und gegen das er ſeine Kraft nie anders anwendet, als um den Frieden unter ihm aufrecht zu halten. Doch vor allen im Kriege, im Kampfe mit den feindlichen oder unabhängigen Thieren erglänzt ſein Muth und entfaltet ſich ſeine Klugheit in ihrem ganzen Umfange; hier vereinigen ſich die Naturanlagen mit den erworbenen Fähigkeiten. Sobald ſich das Waffengetöſe vernehmen läßt, ſobald der Hörner Klang oder des Jägers Ruf das Zeichen eines nahen Krieges gegeben hat, äußert der Hund, von neuer Gluth entbrennend, ſeine Freude in den lebhafteſten Entzückungen; durch ſeine Gebärden und durch ſein Geſchrei zeigt er die Ungeduld an, zu kämpfen, und die Begierde, zu ſiegen; hierauf, in aller Stille wandelnd, ſucht er das Land auszuſpähen und den Feind in ſeiner Feſte zu entdecken und zu überraſchen; er ſucht ſeine Spuren auf, er folgt ihnen Schritt für Schritt und deutet durch verſchiedene Töne die Zeit, die Entfernung, die Art und ſelbſt das Alter deſſen an, den er verfolgt.

Eingeſchüchtert, bedrängt, verzweifelnd, ſein Heil in der Flucht zu finden, bedient ſich das Thier auch all ſeiner Fähigkeiten, es ſetzt die Hinterliſt der Klugheit entgegen. Nie waren die Hülfsquellen des Naturtriebes bewundernswerther; um von ſeiner Spur abzuleiten, geht, kommt und kommt es wieder auf ſeinen Pfad zurück; es macht Sprünge, es möchte ſich von der Erde befreien und den Raum vertilgen; mit einem Sprunge ſetzt es über die Wege, die Hecken, ſchwimmt durch Bäche, durch Flüſſe; aber, ſtets verfolgt und außer Stande, ſeinen Körper zu vernichten, ſucht es einen andern an ſeine Stelle zu bringen; es geht ſelber hin, ſtört die Ruhe eines jüngern und minder erfahrenen Nachbars; weckt ihn, macht, daß er mit ihm geht, mit ihm flieht, und haben ſie ihre Spuren verwirrt, glaubt es ihn ſeinem böſen Geſchick unter die Hand geſchoben zu haben, ſo verläßt es ihn ungeſtümer noch als es ihn angegangen hat, um ihn allein zum Ziel und Schlachtopfer des getäuſchten Feindes zu machen.

Aber durch dieſe Ueberlegenheit, die Uebung und Erziehung verleihen, durch dieſe Feinheit des Gefühls, die nur ihm angehört, geſchieht es, daß der Hund den Gegenſtand ſeiner Verfolgung nicht verliert; er entdeckt die gemeinſamen Punkte, löſt die Knoten des verſchlungenen Fadens, der allein ihn hinführen kann; er gewahrt mit dem Geruch alle Windungen des Labyrinthes, alle falſchen Wege, auf denen man ihn hat irre leiten wollen; und weit entfernt, den Feind gleichgültig aufzugeben, entrüſtet er ſich, nachdem er über die Liſt geſiegt hat, verdoppelt ſeinen Eifer, kommt endlich

zum Ziel, greift ihn an, tödtet ihn und löſcht im Blute ſeinen Durſt und ſeinen Haß.

Der Hang zu Jagd oder Krieg iſt uns mit den Thieren gemein; der Wilde verſteht nichts als kämpfen und jagen. Alle Thiere, die Fleiſch lieben und Kraft und Waffen haben, ſind von Natur Jäger. Der Löwe, der Tiger, deren Stärke ſo groß iſt, daß ſie des Sieges gewiß ſind, jagen allein und ohne Kunſt; die Wölfe, die Füchſe, die wilden Hunde vereinen, verſtändigen, unterſtützen ſich, löſen ſich ab und theilen die Beute; und hat Erziehung dieſe Naturanlagen am zahmen Hunde vervollkommnet, hat man ihn gelehrt, ſein Feuer zu dämpfen, ſeine Bewegungen abzumeſſen, hat man ihn an einen regelmäßigen Gang und an die zu dieſer Kunſt nöthige Zucht gewöhnt, ſo jagt er planmäßig und ſtets mit Erfolg.

In den Wüſten, in den entvölkerten Ländern gibt es wilde Hunde, die in Bezug auf ihre Sitten, nur durch die Leichtigkeit, die man in ihrer Zähmung findet, ſich von den Wölfen unterſcheiden; ſie vereinen ſich auch in großen Rudeln, um mit Kraft die Eber, die wilden Stiere und ſelbſt die Löwen und Tiger zu jagen und anzugreifen. In Amerika kommen dieſe wilden Hunde von voreinſt zahmen Racen her; ſie ſind von Europa hinüber gebracht worden; und einige, die man in dieſen Einöden vergeſſen oder ſich ſelbſt überlaſſen hatte, haben ſich dort ſo ſehr vermehrt, daß ſie ſich truppweiſe in den bewohnten Gegenden verbreiten, wo ſie das Hausvieh angreifen und ſelbſt die Menſchen anfallen. Man iſt daher genöthigt, ſie mit Gewalt zu entfernen und gleich den andern wilden Thieren zu tödten; und ſolche ſind in der That die Hunde, ſo lange ſie nicht den Menſchen kennen; naht man ihnen aber mit Sanftmuth, ſo ſänftigen ſie ſich, werden bald zutraulich und bleiben ihrem Herrn treu ergeben; dagegen iſt der Wolf, wenn auch jung gefangen und im Hauſe erzogen, nur in dem erſten Alter ſanft, verliert nie ſeine Luſt nach Beute und ergibt ſich früh oder ſpät ſeinem Hange nach Raub und Zerſtörung.

Man darf ſagen, daß der Hund das einzige Thier iſt, deſſen Treue die Probe hält, das einzige, das ſtets ſeinen Herrn und die Freunde des Hauſes kennt; das einzige, welches, wenn ein Unbekannter ankommt, ihn wahrnimmt, das einzige, das ſeine Stimme hört und die Hausſtimme erkennt; das einzige, das ſich nicht ſich ſelbſt anvertraut; das einzige, das ſeinen Herrn, wenn es ihn verloren hat und nicht finden kann, durch ſein Jammern ruft; das einzige, das nach einer langen Reiſe, die es nur einmal gemacht hat, ſich des Weges erinnert und die Straße wiederfindet, das einzige endlich, deſſen Naturanlagen unverkennbar ſind und deſſen Erziehung ſtets glücklich iſt.

Und eben ſo wie unter allen Thieren am meiſten des Hundes Naturell

für Eindrücke empfänglich iſt und am leichteſten ſich nach ſittlichen Gründen richtet, ſo iſt auch vor allen ſeine Natur am meiſten den durch die phyſiſchen Einflüſſe verurſachten Abwechslungen und Veränderungen unterworfen; das Teperament, die Fähigkeiten und die Beſchaffenheiten des Körpers wechſeln erſtaunlich; die Geſtalt ſelbſt iſt nicht beſtändig; in demſelben Lande iſt ein Hund von dem andern ſehr verſchieden und die Art, ſo zu ſagen, in den verſchiedenen Erdſtrichen verſchieden von ſich ſelbſt. Daher jene Verwirrung, Vermiſchung und Abwechslung ſo zahlreicher Racen, daß man ſie nicht aufzuzählen vermag; daher jene ſo ausgeprägten Unterſchiede nach Größe des Wuchſes, Geſtalt des Körpers, Verlängerung der Schnauze, Form des Kopfes, Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, Farbe, Beſchaffenheit, Menge des Haars u. ſ. w., der Art, daß dieſen Thieren nichts Beſtändiges, nichts Gemeinſames übrig bleibt, als die Uebereinſtimmung des innern Körperbaues und die Fähigkeit insgeſammt miteinander zeugen zu können; und da jene, die in allen Beziehungen am meiſten voneinander abweichen, dennoch Individuen erzeugen, die ſich erhalten können, indem ſie aus ſich andere Individuen hervorbringen, ſo bilden augenfällig alle Hunde, ſo verſchieden, ſo ganz anders ſie ſein mögen, nur eine einzige und die nämliche Art.

Schwer aber, in dieſem zahlreichen Wechſel verſchiedener Abarten zu erfaſſen, iſt das Merkmal der erſten, der urſprünglichen, der Mutterrace von allen andern Racen; wie ſoll man die durch den Einfluß des Himmelsſtriches, der Nahrung u. ſ. w. erzeugten Wirkungen erkennen? wie ſie ferner von den andern Wirkungen, oder vielmehr den Ergebniſſen abſondern, die aus der Vermiſchung dieſer verſchiedenen Racen unter ſich im Zuſtande der Freiheit oder der Hausgenoſſenſchaft hervorgehen? In der That, alle dieſe Urſachen verändern mit der Zeit die beſtändigſten Formen und das Gepräge der Natur behält nicht ſeine ganze Reinheit in den Gegenſtänden, die der Menſch unter Händen gehabt hat. Die Thiere, die unabhängig genug ſind, um ſelbſt ihren Himmelsſtrich, ſelbſt ihre Nahrung zu wählen, bewahren am beſten dieſes Urgepräge; und man darf glauben, daß in dieſen Arten das erſte, das älteſte von allen, noch heutzutage durch ſeine Abkömmlinge ziemlich getreu vergegenwärtigt wird; doch ſie, die der Menſch ſich unterworfen, ſie, die er von Himmelsſtrich zu Himmelsſtrich verpflanzt, ſie, deren Nahrung, Gewohnheiten und Lebensart er verändert hat, haben auch in der Form mehr als die andern alle ſich verändern müſſen; und wirklich findet man weit mehr Wechſel in den Arten der Hausthiere als in denen der wilden Thiere; und da ſich unter den Hausthieren vor Allen der Hund am innigſten dem Menſchen angeſchloſſen hat, er, lebend mit dem Menſchen, auch am unregelmäßigſten lebt, bei ihm das

Gefühl hinreichend herrſcht, um ihn gelehrig, folgſam und für jeden Eindruck und ſelbſt für jeden Zwang empfänglich zu machen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß man auch unter allen Thieren bei ihm die größten Abweichungen hinſichtlich der Geſtalt, des Wuchſes, der Farbe und der andern Eigenſchaften findet.

Einige Umſtände tragen noch bei zu dieſer Veränderung. Der Hund lebt ziemlich kurze Zeit; er zeugt oft und in ziemlich großer Menge; und da er fortwährend unter den Augen des Menſchen iſt, wird man, ſobald ſich durch einen in der Natur nicht ungewöhnlichen Zufall an einigen Individuen Seltenheiten oder auffallende Abweichungen finden, ſuchen ſie für immer zu erhalten, indem man dieſe ſeltenen Individuen miteinander vereint, wie man es noch heutzutage thut, wenn man ſich neue Racen von Hunden und andern Thieren verſchaffen will. Obwohl außerdem alle Arten gleich alt ſind, iſt ſeit der Schöpfung die Anzahl der Geſchlechter weit größer in den Arten geweſen, deren Individuen nur kurze Zeit leben und müſſen daher ihre Abweichungen, ihre Veränderungen, ihre Entartung ſelbſt merklicher ſein, da dieſe Thiere von ihrem Stammpaare weit entfernter ſind als jene, die lange leben. Der Menſch iſt heutzutage achtmal näher an Adam, als der Hund am erſten Hunde, da der Menſch 80 Jahre und der Hund nur 10 lebt. Wenn alſo, durch welche Urſache es immer ſein könnte, dieſe beiden Arten zur Entartung hinſtrebten, ſo würde dieſes Verderbniß heutzutage ſich achtmal ſtärker am Hund als am Menſchen äußern.

Die kleinen Eintagsthiere, die ſich jährlich durch die Zeugung erneuern, ſind unendlich mehr als die andern Thiere den Veränderungen und Abweichungen jeder Gattung unterworfen. Ebenſo verhält es ſich mit den jährigen Pflanzen in Vergleich mit den andern Gewächſen, und die Natur mancher von ihnen iſt ſelbſt, ſo zu ſagen, erkünſtelt und menſchliches Machwerk. Das Korn, z. B., iſt eine Pflanze, die der Menſch in dem Grade verändert hat, daß ſie nirgendwo im natürlichen Zuſtande vorhanden iſt, man ſieht wohl, daß es einige Verwandtſchaft mit dem Unkraut, mit dem ſpaniſchen Graſe, mit der Schoßwurz und einigen andern Wieſengräſern hat, weiß aber nicht, zu welchen von dieſen Gräſern man es ziehen muß; und da es ſich jährlich erneuert und der Menſch es, weil es zu ſeiner Nahrung dient, unter allen Pflanzen am meiſten bearbeitet hat, ſo iſt auch vor allen ſeine Natur am meiſten verändert worden. Der Menſch alſo kann nicht allein alle Einzelweſen des Erdkreiſes ſeinen Bedürfniſſen, ſeinem Gebrauche dienſtbar machen, ſondern auch mit der Zeit die Arten verändern, geſtalten und vervollkommnen; es iſt dieſes ſelbſt das ſchönſte Recht, das er über die Natur hat. Ein unfruchtbares

Gras in Getreide umwandeln, iſt eine Art Schöpfung, deren er ſich jedoch nicht überheben darf, da er nur im Schweiße ſeines Angeſichtes und durch wiederholte Pflege aus dem Schooße der Erde jenes oft bittere Brod ziehen kann, das ſeinen Unterhalt ausmacht.

Die Arten, die der Menſch viel bearbeitet hat, ſo in der Thier= als Pflanzenwelt, ſind alſo eben jene, die vor allen am meiſten verändert worden; und da ſie es manchmal in dem Grade ſind, daß man ihre erſte Form nicht erkennen kann, wie beim Korn, das der Pflanze, von der es herſtammt, nicht mehr gleicht, ſo dürfte es nicht unmöglich ſein, daß in der zahlreichen Manchfaltigkeit der Hunde, die wir heutiges Tages ſehen, nicht ein einziger mehr dem erſten Hunde oder vielmehr dem erſten Thiere dieſer Art gleicht, die ſich vielleicht ſeit der Schöpfung ſehr verändert hat, und deren Stammpaar folglich von den jetzt vorhandenen Racen ſehr verſchieden ſein mochte, obwohl dieſe Racen urſprünglich alle gleicher Weiſe aus ihm hervorgegangen ſind.

Nie jedoch verfehlt die Natur, ihre Rechte wieder auszuüben, ſobald man ſie in Freiheit handeln läßt. Auf ein ungebautes Land geworfen, artet der Waizen im erſten Jahre aus; ſammelte man dies ausgeartete Korn, um es von Neuem auszuſtreuen, ſo würde das Erzeugniß dieſer zweiten Fortpflanzung noch verderbter ſein und nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl von Jahren und Wiedererzeugungen würde der Menſch die urſprüngliche Pflanze des Waizens wiedererſcheinen ſehen und wiſſen, wie viel Zeit die Natur gebrauche, um das Erzeugniß einer Kunſt, die ihr Gewalt anthut, zu zerſtören und ſich wieder herzuſtellen. Dieſer Verſuch wäre ziemlich leicht an Korn und den andern Pflanzen zu machen, die ſich alljährlich, ſo ſagen, aus ſich ſelbſt an derſelben Stelle wiedererzeugen; aber es wäre wohl nicht möglich, ihn mit einiger Hoffnung auf Erfolg an den Thieren anzuſtellen, die man aufſuchen, paaren, vereinigen muß und die ſchwer zu behandeln ſind, weil ſie uns ſämmtlich mehr oder minder durch ihre Bewegung und den oft unbeſieglichen Widerwillen entgehen, den ſie gegen Dinge haben, die ihren Gewohnheiten oder ihrem Naturell zuwider ſind. Man darf alſo nicht hoffen, auf dieſem Wege je zu erfahren, welches die urſprüngliche Race der Hunde iſt, ebenſo wenig wie die der andern Thiere, welche, gleich dem Hunde, bleibende Varietäten zulaſſen; in Ermangelung aber dieſer thatſächlichen Kenntniſſe, die man nicht erwerben kann, und die doch, um zur Wahrheit zu gelangen, nöthig wären, kann man Anzeichen ſammeln und daraus wahrſcheinliche Schlüſſe ziehen.

Die Hunde, die in den Einöden von Amerika ſich ſelbſt überlaſſen worden und dort ſeit 150 bis 200 Jahren als wilde Hunde leben, haben,

obwohl urſprünglich von veränderten Racen abſtammend, da ſie von den zahmen Hunden herkommen, während dieſes langen Zeitraums, zum wenigſten theilweiſe, ſich ihrer urſprünglichen Form wieder nähern müſſen. Indeſſen ſagen die Reiſenden uns, ſie glichen unſern Windhunden: ſie ſagen ein Gleiches von den wilden oder verwilderten Hunden in Kongo, die, wie die amerikaniſchen, ſich rudelweiſe verſammeln, um die Tiger, Löwen u. ſ. w. zu bekriegen. Andere aber ſagen, ohne die wilden Hunde von San-Domingo mit den Windhunden zu vergleichen, blos, daß ſie gewöhnlich einen platten und langen Kopf, eine ſchmale Schnauze, ein wildes Ausſehen, einen dünnen und magern Körper haben, ſehr leicht im Laufe ſind, vortrefflich jagen, und ſich leicht zähmen laſſen, wenn man ſie ganz jung einfängt. Demnach ſind dieſe wilden Hunde äußerſt mager und leicht; da ſich der Jagdhund außerdem nur ziemlich wenig vom ſogenannten Bauern- oder Hirtenhunde unterſcheidet, ſo kann man glauben, daß dieſe wilden Hunde mehr zu dieſer Art als zu den echten Windhunden gehören; da andererſeits die alten Reiſenden geſagt haben, daß die Hunde, die urſprünglich in Kanada zu Hauſe ſind, gerade Ohren, wie die Füchſe, hätten und den Bauernhunden von mittler Größe, d. h. unſern Hirtenhunden glichen; daß die der Wilden von den Antillen auch einen ſehr langen Kopf und ſehr lange Ohren hätten und ſich der Geſtalt der Füchſe näherten: daß die Indianer in Peru nicht alle Hundearten hätten, die wir in Europa haben, daß ſie nur große und kleine hätten, die ſie Alko nennten; daß die von der Landenge von Amerika häßlich wären, daß ſie ſteifes langes Haar hätten, was auch gerade Ohren vorausſetzt; ſo kann man nicht wohl zweifeln, daß die urſprünglich amerikaniſchen Hunde, die vor der Entdeckung dieſer neuen Welt, keine Gemeinſchaft mit denen aus unſern Erdſtrichen gehabt hatten, alle, ſo zu ſagen, zu einer und derſelben Art gehörten und daß von allen Racen unſerer Hunde die der Hunde mit ſchmaler Schnauze, mit geraden Ohren und langem, ſteifem Haare, wie die Hirtenhunde, ihnen am nächſten kommen; und was mich außerdem glauben läßt, daß die verwilderten Hunde auf San-Domingo keine wahren Windhunde ſind, iſt dieſes, daß, da die Windhunde in Frankreich ziemlich ſelten ſind, man ſie für den König aus Konſtantinopel und den andern Gegenden der Levante bezieht, und meines Wiſſens, noch keine aus San-Domingo und unſern andern Kolonien hat kommen laſſen. Unterſucht man überdies in derſelben Abſicht die Angaben der Reiſenden über die Geſtalt der Hunde in den verſchiedenen Ländern, ſo findet man, daß die Hunde der kalten Länder ſämmtlich eine lange Schnauze und gerade Ohren haben, daß die Lappländiſchen klein ſind, langes Haar, gerade Ohren und eine ſpitzige Schnauze haben; daß die ſiberiſchen und

die ſogenannten Spitze größer als die lappländiſchen ſind, aber gleichfalls gerade Ohren, ſteifes Haar und eine ſpitzige Schnauze haben; daß die isländiſchen auch den ſiberiſchen faſt gleich ſind; und daß ebenfalls in den warmen Erdſtrichen, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung, die einheimiſchen Hunde eine ſpitze Schnauze, einen langen und auf der Erde nachſchleppenden Schwanz, dünnes, aber langes und immer ſtruppiges Haar haben, daß dieſe Hunde ſich vortrefflich zur Bewachung der Heerde eignen und folglich nicht allein der Geſtalt, ſondern auch dem Naturtriebe nach unſern Hirtenhunden gleichen; daß in andern noch wärmern Erdſtrichen, wie auf Madagaskar, zu Madura, zu Kalikut, in Malabar die in dieſen Gegenden urſprünglich einheimiſchen Hunde ſämmtlich eine lange Schnauze, gerade Ohren haben und ebenfalls unſern Hirtenhunden gleichen, daß, wenn man auch Bauernhunde, ſpaniſche Hunde, Pudel, Doggen, Windhunde, Jagdhunde u. ſ. w. verpflanzt, ſie bei der zweiten oder dritten Zeugung ausarten; daß endlich in den übermäßig heißen Ländern, wie in Guinea, dieſe Ausartung noch raſcher vor ſich geht, daß ſie nach Verlauf von drei bis vier Jahren ihre Stimme verlieren, und nur noch Hunde mit geraden Ohren, wie die der Füchſe ſind, zeugen; daß die einheimiſchen ſehr häßlich ſind, eine ſpitzige Schnauze, lange und gerade Ohren, einen langen und ſpitzigen unbehaarten Schwanz, eine gewöhnlich gefleckte und zuweilen einfarbige nackte Haut haben; endlich, daß ſie unangenehm für das Geſicht und noch unangenehmer für das Gefühl ſind.

Man darf alſo ſchon mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß der Hirtenhund unter allen am meiſten ſich der urſprünglichen Race dieſer Art nähert, weil in allen, durch wilde oder auch halbgeſittete Menſchen bewohnten Ländern die Hunde dieſer Hundsſorte mehr als irgend einer andern gleichen; weil es auf dem ganzen Feſtlande der neuen Welt keine andern gab, weil man ebenfalls ſie allein im Norden und Süden unſeres Feſtlandes findet, und ſie in Frankreich, wo man ſie insgemein chiens de Brie nennt, und in den andern gemäßigten Erdſtrichen noch zahlreicher vorhanden ſind, obwohl man ſich weit mehr Mühe gegeben hat, die andern Racen, die ein gefälligeres Aeußere hatten, zu ziehen oder zu vermehren, als dieſe rein zu erhalten, die blos nutzt, und die man deshalb gering geſchätzt und den mit der Pflege der Heerden beauftragten Bauern überlaſſen hat. Bedenkt man dann, daß dieſer Hund, ungeachtet ſeiner Häßlichkeit und ſeines traurigen und wilden Ausſehens dennoch durch den Naturtrieb alle andern Hunde übertrifft; daß er einen entſchiedenen Charakter beſitzt, an welchem die Erziehung keinen Theil hat; daß er allein, ſo zu ſagen, bei ſeiner Geburt ſchon ganz erzogen iſt und, durch ſein bloßes Naturell geleitet, ſich mit einer beſondern Emſigkeit, Wachſamkeit und Treue der Hut der Heerden

annimmt, daß er ſie mit einer wunderſamen und nicht mitgetheilten Einſicht führt; daß ſeine Geſchicklichkeiten das Staunen und die Ruhe ſeines Herrn bewirken, während man dagegen viel Zeit und Mühe braucht, um die andern Hunde zu lehren und zu dem Gebrauche, dem man ſie beſtimmt, abzurichten: ſo wird man ſich in der Meinung beſtärken, daß dies der echte Hund der Natur, derjenige iſt, den ſie uns zu unſerm größten Nutzen gegeben hat, derjenige, der mit der allgemeinen Ordnung der lebenden Weſen, die wechſelſeitig einander bedürfen, am meiſten übereinkommt, derjenige endlich, den man als Stamm und Muſterbild der ganzen Art anſehen muß.

Und ſo, wie das Menſchengeſchlecht in den eiſigen Erdſtrichen des Nordens roh, verfälſcht und verkleinert erſcheint, wie man zuerſt in Lappland, in Grönland und in allen Ländern, wo die Kälte übermäßig iſt, nur ſehr häßliche kleine Menſchen findet, wie man alsdann unter dem benachbarten und nicht ſo ſtrengen Himmelsſtriche auf einmal die ſchöne Race der Finnländer, Dänen u. ſ. w. erblickt, die nach ihrer Geſtalt, ihrer Farbe und ihrem großen Leibwuchſe vielleicht die ſchönſten aller Menſchen ſind; ebenſo findet man in der Art der Hunde dieſelbe Ordnung und dieſelben Verhältniſſe. Die lappländiſchen Hunde ſind ſehr häßlich, ſehr klein und nicht mehr als einen Fuß lang. Obwohl minder häßlich, haben die ſiberiſchen doch noch gerade Ohren, ein rohes und wildes Ausſehen, während man in dem benachbarten Erdſtriche, wo man die ſchönen Menſchen, von denen wir eben ſprachen, findet, auch die Hunde vom ſchönſten und größten Leibwuchſe findet. Die aus der Tartarei, Albanien, Nordgriechenland, Dänemark, Irland ſind die größten, ſtärkſten, mächtigſten aller Hunde; man bedient ſich ihrer, um Gefähre zu ziehen. Dieſe Hunde, die wir irländiſche Hunde nennen, haben einen ſehr frühen Urſprung, und haben ſich, obwohl in geringer Anzahl, in dem Erdſtriche, dem ſie urſprünglich angehören, erhalten. Die Alten nannten ſie epiriſche Hunde, albaniſche Hunde; und Plinius berichtet in ebenſo zierlichen als kräftigen Ausdrücken den Kampf eines dieſer Hunde mit einem Löwen und dann mit einem Elephanten. Dieſe Hunde ſind viel größer als unſere größten Bauernhunde. Sie ſind in Frankreich ſehr ſelten, und ich habe nur einen geſehen, der mir, obwohl ſitzend, an fünf Fuß Höhe zu haben und der Geſtalt nach dem von uns ſogenannten großen Dänen zu gleichen ſchien; er unterſchied ſich aber bedeutend von demſelben durch die ungemeine Größe ſeines Leibwuchſes; er war ganz weiß und von ſanftem und ruhigem Naturell. Ferner findet man in den gemäßigtern Gegenden, wie in England, Frankreich, Deutſchland, Spanien, Italien, Menſchen und Hunde von allerlei Arten. Dieſe Manchfaltigkeit kommt theilweiſe aus

dem Einfluſſe des Himmelsſtriches und theilweiſe aus dem Hinzutritt und der Vermiſchung der fremden oder unter ſich verſchiedenen Racen her, die in großer Menge Zwitter= oder Miſchracen hervorgebracht haben, von denen wir hier nicht reden wollen, weil H. Daubenton ſie beſchrieben und jede mit der reinen Race, wovon ſie herſtammen, zuſammengeſtellt hat; doch wollen wir, ſo viel uns möglich ſein wird, die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten bemerken, die Obdach, Pflege, Nahrung und Himmelsſtrich unter dieſen Thieren erzeugt haben.

Der große Däne, der Bauernhund und der Windhund, obwohl nach dem erſten Blick verſchieden, machen dennoch nur einen und denſelben Hund aus; der große Däne iſt nur ein vollerer, beleibterer; der Windhund ein ſchlankerer, hagerer und jeder von ihnen ein gepflegterer Windhund, und der Unterſchied zwiſchen einem großen däniſchen Hunde, einem Bauernhunde und einem Windhunde iſt nicht bedeutender, als der zwiſchen einem Holländer, einem Franzoſen und Italiener. Nehmen wir alſo den Bauernhund als urſprünglich franzöſiſch oder vielmehr als in Frankreich einheimiſch an, ſo wird er in einem kältern Himmelsſtriche den großen Dänen, in einem wärmern den Windhund erzeugt haben, und das findet ſich auch durch die That beſtätigt; denn die großen Dänen kommen uns aus dem Norden und die Windhunde aus Konſtantinopel und der Levante. Der Hirtenhund, der Spitz, die andere Art des Hirtenhundes, die wir den ſiberiſchen Hund nennen wollen, machen alle drei auch nur einen und denſelben Hund aus; man könnte ſelbſt damit noch den lappländiſchen, den kanadiſchen, den der Hottentotten und alle andern Hunde mit langen Ohren vereinigen; ſie unterſcheiden ſich wirklich vom Hirtenhunde nur durch den Wuchs und dadurch, daß ſie mehr oder minder beleibt ſind und ihr Haar mehr oder minder ſteif, mehr oder minder lang und mehr oder minder dicht iſt. Der Spürhund, der Bracke, der Dachs, der Pudel und ſelbſt der ſpaniſche Hund können gleichfalls alle ſo betrachtet werden, als machten ſie nur einen und denſelben Hund aus; ihre Geſtalt und ihr Naturtrieb ſind beinahe dieſelben, und ſie unterſcheiden ſich nur untereinander durch die Höhe der Beine und die Weite der Ohren, die jedoch bei allen lang, weich und hangend ſind. Dieſe Hunde ſind in dieſem Erdſtriche einheimiſch und ich glaube nicht, daß man von ihnen den Bracken trennen darf, den man den bengaliſchen Hund nennt, und der ſich von unſerm Bracken nur durch die Bekleidung unterſcheidet. Was mich glauben läßt, daß dieſer Hund nicht urſprünglich Bengalen oder ſonſt einem indiſchen Lande angehört und daß die Alten nicht, wie Einige behaupten, den indiſchen Hund unter denjenigen meinen, von dem ſie ſagen, er ſei von einem Tiger und einer Hündin gezeugt worden, liegt darin, daß

dieſer nämliche Hund vor hundert und fünfzig Jahren in Italien bekannt war und man ihn dort nicht als einen aus Indien gekommenen, ſondern als einen gewöhnlichen Bracken anſah: Canis sagax (vulgo brachus), ſagt Aldrovande, an unius vel varii coloris sit parum refert; in Italia elitur varius et maculosae Iynci persimilis, quum tamen niger color vel albus, aut fulvus, non sit spernendus.

England, Frankreich, Deutſchland u. ſ. w. ſcheinen den Spürhund, den Bracken und den Dachs erzeugt zu haben; dieſe Hunde ſelbſt arten aus, ſobald ſie nach wärmern Erdſtrichen, wie nach der Türkei, nach Perſien, gebracht werden, aber die ſpaniſchen Hunde und die Pudel gehören urſprünglich Spanien und der Berberei an, wo die Temperatur des Himmelsſtriches bewirkt, daß das Haar aller Thiere länger, ſeidenhafter und feiner als in allen andern Ländern iſt. Der Dogge, der Hund, den man den kleinen Dänen nennt (jedoch ſehr uneigentlich, da er mit dem großen Dänen keine andere Aehnlichkeit als das kurze Haar hat), der türkiſche, und wenn man will, der isländiſche Hund machen auch nur einen und denſelben Hund aus, der, in einen ſehr kalten Erdſtrich, wie nach Island, verſetzt, einen ſtarken Haarpelz angenommen und in den ſehr warmen Erdſtrichen von Afrika und Indien ſeine Bekleidung abgelegt haben wird; denn der unbehaarte Hund, den man den türkiſchen Hund nennt, iſt ebenfalls ſchlecht benannt; nicht in dem gemäßigten Himmelsſtriche der Türkei verlieren die Hunde ihr Haar; in Guinea und in den heißeſten Erdſtrichen Indiens tritt dieſe Veränderung ein, und der türkiſche Hund iſt nichts als ein kleiner Däne, der, in die übermäßig heißen Länder verpflanzt, ſein Haar wird verloren haben, und deſſen Race hierauf nach der Türkei wird verpflanzt worden ſein, wo man dafür geſorgt haben wird, ſie zu vermehren. Die erſten, die man in Europa geſehen hat, wurden, nach Aldrovandes Bericht, zu ſeiner Zeit nach Italien gebracht, wo ſie jedoch, wie er ſagt, weder ausdauern noch ſich vermehren konnten, weil der Himmelsſtrich viel zu kalt für ſie war; doch da er keine Beſchreibung von dieſen nakten Hunden giebt, ſo wiſſen wir nicht, ob ſie denen, die wir heutzutage türkiſche Hunde nennen, glichen, und ob man ſie folglich zu den kleinen Dänen ziehen kann, weil alle Hunde, von welcher Race und welchem Lande ſie ſein mögen, in den übermäßig warmen Erdſtrichen ihr Haar und, wie geſagt, auch ihre Stimme verlieren. In gewiſſen Ländern ſind ſie völlig ſtumm; in andern verlieren ſie blos die Fähigkeit zu bellen; ſie heulen wie die Wölfe oder kläffen wie die Füchſe. Durch dieſe Veränderung ſcheinen ſie ſich dem Naturzuſtande zu nähern; denn ſie wechſeln auch hinſichtlich der Geſtalt und des Naturtriebes: ſie werden häßlich und bekommen alle gerade und

ſpitze Ohren. Auch nur in den gemäßigten Erdſtrichen bewahren die Hunde ihr Feuer, ihre Klugheit und die andern Geſchicklichkeiten, die ihnen von Natur angehören. Sie verlieren mithin Alles, wenn man ſie in zu warme Erdſtriche verſetzt; doch, als wollte die Natur nie etwas ganz Unnützes thun, es findet ſich, daß in dieſen nämlichen Ländern, worin die Hunde zu keinem Gebrauche, zu dem wir ſie anwenden, dienen können, man ſie zur Tafel ſucht und die Neger ihr Fleiſch dem aller andern Thiere vorziehen. Dieſe Hunde führt man zu Markte, um ſie zu verkaufen, kauft ſie theurer als den Hammel, das Zicklein, theurer als jedes andere Wildprett; kurz das köſtlichſte Gericht bei einem Gaſtmahl der Neger iſt ein gebratener Hund. Man könnte glauben, daß der ſo entſchiedene Geſchmack dieſer Völker am Hundefleiſch von der veränderten Beſchaffenheit dieſes nämlichen Fleiſches herrühre, das, obwohl in unſern gemäßigten Erdſtrichen ſehr ſchlecht zu genießen, vielleicht unter jenen brennenden Himmelsſtrichen einen andern Geſchmack annehme; was mich aber glauben läßt, daß dieſes vielmehr von der Natur des Menſchen als von der des Hundes abhängt, iſt dieſes: die wilden Kanadier, die ein kaltes Land bewohnen, finden denſelben Geſchmack, wie die Neger, am Hundefleiſch, und unſere Miſſionäre haben es manchmal ohne Widerwillen genoſſen. „Die Hunde dienen gleich dem Hammel, um beim Mahle gegeſſen zu werden," ſagt der P. Sabard Theodat. „Verſchiedenemal habe ich mich bei Hundemahlzeiten befunden. Ich geſtehe in Wahrheit, daß dieſes mir Anfangs Schauder einflößte; allein ich hatte keine zweimal davon gegeſſen, als ich das Fleiſch gut und von einem faſt dem des Schweinefleiſches ähnlichen Geſchmack fand."

In unſern Himmelsſtrichen kommen unter den wilden Thieren dem Hunde und beſonders dem mit langen Ohren, dem Bauernhunde, den ich als den Stamm und das Urbild der geſammten Art anſehe, der Fuchs und der Wolf am nächſten; und da die innere Körperbildung faſt völlig dieſelbe iſt, und die äußern Unterſchiede ziemlich geringfügig ſind, habe ich den Verſuch anſtellen wollen, ob ſie nicht miteinander zeugen könnten; ich hoffte, es würde zum wenigſten gelingen, ſie zu paaren und ſie würden, wenn auch keine fruchtbaren Individuen, doch Maularten erzeugen, die von der Natur beider etwas an ſich trügen. Zu dieſem Behuf ließ ich eine, in einem Alter von 2 bis 3 Monaten im Walde gefangene Wölfin mit einem Bauernhunde von demſelben Alter aufziehen. Sie waren miteinander und allein in einem ziemlich großen Hofe eingeſchloſſen, worein kein anderes Thier kommen konnte, und wo ſie ein Obdach hatten, um ſich zurückzuziehen. Weder eins noch das andere kannte irgend ein Individuum ſeiner Art noch ſelbſt einen Menſchen außer dem, der ihnen

täglich ihren Fraß zu bringen hatte. Drei Jahre bewachte man ſie ſtets mit derſelben Aufmerkſamkeit und ohne ſie zu zwingen oder anzuketten. Während des erſten Jahres ſpielten dieſe jungen Thiere unabläſſig miteinander und ſchienen ſich ſehr zu lieben. Im zweiten Jahre fingen ſie an, ſich die Nahrung ſtreitig zu machen, obwohl man ihnen mehr gab, als ſie nöthig hatten. Den Zank ſtiftete jedesmal die Wölfin an. Man brachte ihnen Fleiſch und Knochen auf einer großen hölzernen Schüſſel, die man auf den Boden ſtellte; in dem nämlichen Augenblicke fing die Wölfin, ſtatt über das Fleiſch herzufallen, an, den Hund zu entfernen, und hierauf ergriff ſie die Schüſſel am Rande ſo geſchickt, daß ſie nichts von dem, was darauf war, fallen ließ und fliehend Alles davontrug; und da ſie nicht hinaus kommen konnte, habe ich ſie oft fünf bis ſechsmal den Mauern entlang um den Hof gehen ſehen, wobei ſie ſtets die Schüſſel wagerecht im Maule hielt und ſie nur nieder ſtellte, um wieder Athem zu ſchöpfen und mit Gefräßigkeit über das Fleiſch und mit Wuth über den Hund herzufallen, wenn er ſich nähern wollte. Der Hund war ſtärker als die Wölfin; weil er jedoch ſanfter oder vielmehr weniger wild war, ſo fürchtete man für ſein Leben und legte ihm ein Halsband an. Nach dem zweiten Jahre wurden die Streitigkeiten noch lebhafter und die Kämpfe häufiger, und man legte auch der Wölfin ein Halsband an, da der Hund ſie weniger als in der erſten Zeit zu ſchonen anfing. Während dieſer zwei Jahre ſah man bei keinem von beiden das mindeſte Zeichen von Geſchlechtsluſt oder Begierde; erſt am Ende des dritten Jahres begannen dieſe Thiere die Eindrücke des Feuers der Geſchlechtsluſt zu empfinden, doch ohne Liebe; denn, weit entfernt, daß dieſer Zuſtand ſie geſänftigt oder einander genähert hätte, wurden ſie nur um ſo unverträglicher und grimmiger; es gab nur noch Schmerzgeheul, gemiſcht mit Zorngeſchrei; in weniger als drei Wochen magerten ſie beide ab, ohne ſich je anders zu nähern, als um ſich zu zerfleiſchen; endlich griffen ſie ſich mit ſolchem Ingrimm an, daß der Hund die Wölfin, die am magerſten und ſchwächſten geworden war, tödtete; und einige Tage hernach war man genöthigt, den Hund zu tödten, weil er in dem Augenblick, als man ihn in Freiheit ſetzen wollte, eine große Verheerung anrichtete, indem er mit Wuth auf das Geflügel, die Hunde und ſelbſt auf die Menſchen losſchoß.

In derſelben Zeit hatte ich Füchſe, zwei Männchen und ein Weibchen, die man in Netzen gefangen hatte, und die ich weit voneinander an abgetrennten Oertern aufbewahren ließ. Einen von dieſen Füchſen hatte ich an eine leichte, aber ziemlich lange Kette legen laſſen, und man hatte ihm eine kleine Hütte gebaut, worin er ſich gegen Wind und Wetter ſchützte. Ich beobachtete ihn mehrere Monate; er befand ſich wohl, und

obgleich er verdrieſslich ausſah und die Blicke ſtets nach dem freien Felde, das er von ſeiner Hütte aus ſah, geheftet hielt, fraß er doch immerhin mit ſehr großer Begierde. Man gab ihm eine läufige Hündin, die man aufbewahrt hatte, und die nicht belaufen worden war; und da ſie beim Fuchſe nicht bleiben wollte, ſo faßte man den Entſchluß, ſie an demſelben Orte anzuketten und ihr reichlich zu freſſen zu geben. Der Fuchs biß und mißhandelte ſie nicht; 10 Tage lang, die ſie zuſammen blieben, fand weder bei Tage, noch bei Nacht, noch während der Eſſenszeit der mindeſte Hader Statt; der Fuchs näherte ſich ſogar ziemlich vertraulich; ſobald er aber ſeine Gefährtin zu nah berоch, verſchwand das Zeichen der Luſt, und er kehrte traurig in ſeine Hütte zurück. So hatte denn keine Begattung Statt. Als die Brunſt dieſer Hündin vorüber war, brachte man an ihre Stelle eine andere, die eben läufig geworden, dann eine dritte und vierte; der Fuchs behandelte ſie alle mit derſelben Milde, doch auch mit derſelben Gleichgültigkeit; und um mich zu verſichern, ob der natürliche Widerwille oder etwa der Zuſtand von Zwang, worin er ſich befand, ihn abhielt, ſich zu begatten, ließ ich ihm ein Weibchen von ſeiner Art zuführen; er belegte es von demſelben Tag an mehr als einmal, und wir fanden, als wir es einige Wochen hernach zerlegten, daß es trächtig war und vier junge Füchſe hervorgebracht haben würde. Dem andern Fuchſe bot man gleichfalls nacheinander mehrere läufige Hündinnen; man ſchloß ſie zu ihm in einen Hof ein, wo ſie nicht gekettet waren: man ſah weder Haß, noch Liebe, noch Kampf, noch Zärtlichkeiten: und dieſer Fuchs ſtarb nach Verlauf einiger Monate vor Eckel oder Ueberdruß.

Dieſe Verſuche lehren uns wenigſtens, daß der Fuchs und der Wolf nicht völlig dieſelbe Natur wie der Hund haben, daß dieſe Arten nicht allein verſchieden, ſondern getrennt und entfernt genug voneinander ſtehen, um, wenigſtens in dieſen Himmelsſtrichen, nicht gepaart werden zu können; daß folglich der Hund nicht vom Fuchſe oder Wolf abſtammt; und daß unſere Nomenklatoren, welche dieſe Thiere nur als wilde Hunde betrachten oder den Hund nur für einen zahm gewordenen Wolf oder Fuchs halten und allen dreien den gemeinſchaftlichen Namen Hund geben, ſich irren, weil ſie nicht hinlänglich die Natur befragt haben.

In den Erdſtrichen, die wärmer als die unſrigen ſind, gibt es eine grimmige und grauſame Thierart, die ſich weniger als der Fuchs oder Wolf vom Hunde unterſcheidet; dieſes Thier, das man Adive oder Schakal nennt, iſt von einigen Reiſenden bemerkt und ziemlich gut beſchrieben worden. Man findet es in großer Anzahl in Aſien und Afrika, in den Gegenden von Trabeſun, um den Kaukaſus, in Mingrelien, Natolien, Hyrkanien, Perſien, Indien, Surate, Goa, Guzarate, Bengalen, Kongo,

Guinea und mehreren andern Gegenden; und obſchon dieſes Thier nach den Eigenthümlichkeiten der Länder, die es bewohnt, als ein wilder Hund angeſehen wird und ſein Name ſelbſt es bedeutet; ſo werden wir doch, weil es ſehr zweifelhaft iſt, ob es ſich mit Hunden vermiſcht und mit ihnen zeugen oder werfen kann, ſeine Naturgeſchichte abgeſondert vornehmen, wie auch die des Wolfes, die des Fuchſes und die aller andern Thiere, welche ſich nicht miteinander vermiſchen und daher ebenſo viele getrennte und unterſchiedene Arten bilden.

Nicht als behauptete ich auf eine entſchiedene und ausgemachte Weiſe, der Schakal und ſelbſt der Fuchs und der Wolf hätten ſich nie, zu keiner Zeit und unter keinem Himmelsſtriche mit den Hunden vermiſcht. Die Alten verſichern es ſo ausdrücklich, daß man noch immer einige Zweifel hierüber hegen kann, ungeachtet der Verſuche, die ich eben erzählt habe; und ich geſtehe, um über dieſe Sache volle Gewißheit zu erlangen, bedürfte man eine größere Menge ähnlicher Verſuche. Ariſtoteles, deſſen Zeugniß zu achten ich ſehr geneigt bin, ſagt beſtimmt, daß ſelten Thiere von verſchiedenen Arten ſich miteinander vermiſchen; daß jedoch ſicher dieſes bei den Hunden, den Füchſen und Wölfen Statt finde; daß die indiſchen Hunde von einem andern ähnlichen wilden Thiere und einem Hunde herkommen. Man könnte glauben, dies andere wilde Thier, dem er keinen Namen gibt, ſei der Schakal; aber an einer andern Stelle ſagt er, dieſe indiſchen Hunde kämen vom Tiger und Hunde her, was meines Bedünkens noch ſchwerer zu glauben iſt; denn der Tiger iſt nach Geſtalt und Natur weit mehr vom Hunde verſchieden als der Wolf, der Fuchs oder Schakal. Man muß geſtehen, daß Ariſtoteles ſelber ſein Zeugniß in dieſem Bezuge zu entkräften ſcheint; denn nachdem er geſagt, die indiſchen Hunde kämen von einem dem Wolf und dem Fuchſe ähnlichen Thiere her, ſagt er anderswo, daß ſie vom Tiger herkämen; und, ohne zu erklären, ob vom Tiger und der Hündin oder vom Hunde und der Tigerin, fügt er blos hinzu, daß die Sache Anfangs nicht gelänge, ſondern beim dritten Wurf erſt, daß beim erſtenmal nur noch Tiger entſtänden; daß man die Hunde in den Wüſten anbinde, und ſie, wofern der Tiger nicht brünſtig wäre, oft gefreſſen würden, daß Afrika darum oft Ungeheuer und Wunderthiere hervorbrächte, weil hier, wo das Waſſer ſehr ſelten und die Hitze ſo groß wäre, die Thiere von verſchiedenen Arten ſich oft in großer Menge vereint an demſelben Orte zum Trinken einfänden, daß ſie dadurch ſich befreundeten, paarten und zeugten. Dies Alles ſcheint mir blos Vermuthung, ungewiß und ſelbſt verdächtig genug, um keinen Glauben zu verdienen; denn je mehr man die Natur beobachtet, um ſo mehr ſieht man, daß das ſicherſte Anzeichen zu ihrer Beurtheilung der Naturtrieb iſt. Die aufmerkſamſte

Prüfung der innern Theile entdeckt uns nur die groben Unterſchiede; das Pferd und der Eſel, die ſich nach dem Bau der innern Theile vollkommen gleichen, ſind dennoch Thiere von verſchiedener Natur; der Stier, der Widder und der Bock, die ſich hinſichtlich des innern Baues all ihrer Eingeweide in nichts voneinander unterſcheiden, ſind noch entferntere Arten als der Eſel und das Pferd; und ebenſo verhält es ſich mit dem Hunde, dem Fuchſe und Wolfe. Die Betrachtung der äußern Form gibt uns mehr Licht; da jedoch bei mehreren Arten und beſonders bei denen, die nicht entfernt voneinander ſtehen, ſelbſt im Aeußern mehr Aehnlichkeit als Verſchiedenheit vorhanden iſt, ſo reicht dieſe Betrachtung noch nicht hin, um zu entſcheiden, ob dieſe Arten verſchiedene oder dieſelben ſeien; wenn endlich die Schattirungen noch leichter ſind, ſo können wir ſie nur erfaſſen, indem wir die Verhältniſſe des Naturtriebes miteinander verknüpfen. In der That, nach dem Naturell der Thiere muß man ihre Natur beurtheilen; und nähme man zwei hinſichtlich der Geſtalt ganz ähnliche, dem Naturell nach aber ganz verſchiedene Thiere an, ſo würden dieſe Thiere, die ſich nicht vereinigen wollten und nicht miteinander zeugen könnten, zu 2 verſchiedenen Racen gehören.

Jenes erſte Mittel, zu dem man, um über die Verſchiedenheit der Thiere in naheſtehenden Arten zu urtheilen, ſeine Zuflucht zu nehmen genöthigt iſt, muß man vor allem andern vorzugsweiſe anwenden, wenn man die zahlreichen Varietäten, die man in derſelben Art findet, auf beſtimmte Punkte zurückführen will. Wir kennen 30 Varietäten in der Art des Hundes und kennen ſicher nicht alle. Unter dieſen 30 Varietäten muß man 17 dem Einfluſſe des Himmelsſtriches zuſchreiben, nämlich: den Hirtenhund, den Spitz, den ſiberiſchen, den isländiſchen und lappländiſchen Hund; den Bauernhund, die Windhunde, den großen Dänen und den irländiſchen Hund; den Spürhund, die Bracken, die Dachshunde, die ſpaniſchen Hunde und den Pudel; den kleinen Dänen, den türkiſchen Hund und den Doggen; die 13 andern, der Zwittertürke, der wolfshaarige Windhund, der pausbackige Hund, der Maltheſer oder Boloneſer, der Roquet, der Dogge von ſtarker Race, der Mops, der Kalabreſe, der Burgos, der Alikanter, der Löwenhund, der kleine Pudel, und der ſogenannte Artois, Iſſois oder Achtzig, ſind nur Zwitter aus der Vermiſchung der erſten, und da man jeden dieſer Zwitterhunde auf die zwei Arten, von denen ſie entſprungen ſind, zurückführt, ſo iſt ihre Natur ziemlich bekannt. Doch anlangend die 17 erſten Racen muß man, wenn man die Verhältniſſe, die ſie unter ſich haben können, kennen lernen will, auf den Naturtrieb, auf die Geſtalt und auf andere Umſtände Rückſicht nehmen. Ich habe den Hirtenhund, den Spitz, den ſiberiſchen, den lappländiſchen

und isländiſchen Hund zuſammengeſtellt, weil ſie ſich mehr einander als den übrigen nach der Geſtalt und dem Haar gleichen, ſie alle fünf eine faſt wie die Fuchsſchnauze ſpitzige Schnauze, ſie allein gerade Ohren haben und ihr Naturtrieb ſie anleitet, den Heerden zu folgen und ſie zu hüten. Der Bauernhund, der Windhund, der große Däne und der Irländer haben außer der Aehnlichkeit der Geſtalt und der langen Schnauze, dasſelbe Naturell; ſie laufen gerne, folgen gerne den Pferden, den Wagen: ſie haben wenig Naſe und jagen lieber mit dem Auge als mit dem Geruch. Die echten Jagdhunde ſind die Spürhunde, die Bracken, die Dachſe, die ſpaniſchen Hunde und die Pudel; obgleich ſie ſich der Körpergeſtalt nach etwas unterſcheiden, ſo haben ſie doch alle eine dicke Schnauze; und da ihr Naturtrieb derſelbe iſt, ſo kann man ſich wohl nicht irren, wenn man ſie zuſammenſtellt. Der ſpaniſche Hund z. B. iſt von einigen Naturforſchern canis aviarius terrestris und der Pudel canis aviarius aquaticus genannt worden; und wirklich die einzige Verſchiedenheit zwiſchen dem Naturell beſteht darin, daß der Pudel mit ſeinem dichten, langen und lockigen Haar lieber ins Waſſer geht als der ſpaniſche Hund, der glattes und nicht ſo dichtes Haar hat, oder als die drei andern, die zu kurzes und dünnes Haar haben, um nicht zu fürchten, daß ſie ſich die Haut naß machten. Endlich der kleine Däne und der türkiſche Hund müſſen wohl auch zuſammengehen, da ausgemachter Weiſe der türkiſche Hund nur ein kleiner Däne iſt, der ſein Haar verloren hat. Es iſt einzig der Dogge übrig, der nach ſeiner kurzen Schnauze ſich mehr dem kleinen Dänen als irgend einem andern Hunde zu nähern ſcheint, ſich aber von ihm in ſo vielen andern Beziehungen unterſcheidet, daß er allein, ſo nach der Geſtalt wie nach dem Naturtriebe eine von allen andern verſchiedene Varietät zu bilden ſcheint. Auch ſcheint er einen beſondern Himmelsſtrich zu lieben: er kommt aus England, und man hat Mühe, ſeine Race in Frankreich zu erhalten; die Zwitter, die von ihm herkommen, nämlich der Dogge von ſtarker Race und der Mops gedeihen dort beſſer. All dieſe Hunde haben eine ſo kurze Naſe, daß ſie einen ſchwachen Geruchsſinn haben und oft einen ſtarken Geruch von ſich geben. Es ſcheint auch, daß die Feinheit des Geruches bei den Hunden mehr von der Dicke als der Länge der Schnauze abhängt, da der Windhund, der Bauernhund und der große Däne mit ihrer ſehr langen Schnauze weit weniger Naſe haben als der Spürhund, der Bracke und der Dachs und ſelbſt als der ſpaniſche Hund und der Pudel, die alle im Verhältniſſe zu ihrer Körpergröße, eine nicht ſo lange, aber dickere Schnauze als die erſten haben.

Die größere oder geringere Vollkommenheit der Sinne, die beim Menſchen keinen hervorſtechenden noch ſelbſt einen merklichen Vorzug

ausmacht, macht bei den Thieren ihr ganzes Verdienſt aus, und bewirkt als Urſache alle Geſchicklichkeiten, deren ihre Natur fähig iſt. Ich will es nicht unternehmen, hier alle Tugenden eines Jagdhundes aufzuzählen; man weiß ſattſam, wie viel Vortheil und Ueberlegenheit die Trefflichkeit des Geruchsſinnes, verbunden mit der Erziehung, ihm über die andern Thiere gibt; doch dieſe Einzelnheiten gehören nur von ferne zur Naturgeſchichte; und außerdem ſind die Liſten und Mittel, welche die wilden Thiere ins Werk ſetzen, um ſich der Nachſuchung zu entziehen und die Verfolgung und die Anfälle der Hunde zu vermeiden, obſchon aus der einfachen Natur ausfließend, vielleicht wunderbarer als die feinſten Handgriffe der Jagdkunſt.

Der Hund iſt, wenn er zur Welt kommt, noch nicht ganz fertig. In dieſer Art wie in der aller Thiere, die in großer Menge hervorbringen, ſind die Jungen im Augenblicke ihrer Geburt nicht ſo vollkommen wie bei den Thieren, die nur eins oder zwei hervorbringen. Die Hunde kommen gewöhnlich mit geſchloſſenen Augen zur Welt; die beiden Augenlieder ſind nicht einfach zuſammengeklebt, ſondern durch ein Häutchen verbunden, welches zerreißt, ſobald der Muskel des obern Augenliedes ſtark genug iſt, um es heraufzuziehen und dieſes Hinderniß zu beſiegen; die meiſten Hunde haben erſt am zehnten oder zwölften Tage offene Augen. Um dieſe Zeit ſind die Schädelknochen nicht vollendet, der Körper iſt geſchwollen, die Schnauze aufgebläht und ihre Geſtalt noch nicht gut gezeichnet; aber in weniger als drei Monaten lernen ſie alle ihre Sinne gebrauchen und nehmen alsdann an Stärke und Größe raſch zu. Im vierten Monat verlieren ſie einige Zähne, die, wie bei den andern Thieren, bald durch andere, welche nicht mehr ausfallen, erſetzt werden. Sie haben alle 24 Zähne; nämlich 6 Schneidezähne oben und 6 unten, 2 Hundszähne oben und 2 unten, 14 Backenzähne oben und 12 unten; doch das iſt nicht beſtändig; es gibt Hunde, die mehr oder weniger Backenzähne haben. In dieſem erſten Alter hucken ſich die Männchen wie die Weibchen etwas, um zu harnen; erſt nach 9 bis 10 Monaten fangen die Männchen und ſelbſt einige Weibchen an, den Schenkel in die Höhe zu heben, und mit dieſer Zeit auch beginnen ſie, zeugungsfähig zu werden. Das Männchen kann ſich zu jeder Zeit paaren; das Weibchen aber läßt es in beſtimmten Zeiten zu; gewöhnlich zweimal des Jahres und häufiger im Winter als im Sommer. Die Brunſt dauert 10, 12 und zuweilen 14 Tage; ſie gibt ſich durch äußere Zeichen zu erkennen; die Zeugungstheile ſind feucht, geſchwollen und ragen nach außen vor; ſo lange dieſe Hitze dauert, hat ein kleiner Blutfluß Statt; und dieſer Ausfluß ſo wie die Anſchwellung der Taſche fängt einige Tage vor der Begattung an. Das Männchen

riecht von weitem das Weibchen in dieſem Zuſtande uud ſucht es auf; gewöhnlich aber gibt es ſich erſt den ſiebenten oder achten Tag, nachdem es läufig geworden, hin. Man hat gefunden, daß eine einzige Begattung hinreicht, um es, ſelbſt mit vielen Jungen, trächtig zu machen; läßt man es jedoch in voller Freiheit, ſo paart es ſich täglich mehreremal mit allen Hunden, die ihm vorkommen; nur bemerkt man, daß es, wenn es wählen kann, immer die vom dickſten und größten Wuchſe vorzieht, ſo häßlich und unverhältnißmäßig ſie auch ſein mögen: auch geſchieht es ziemlich oft, daß kleine Hündinnen, die von Bauernhunden trächtig geworden ſind, beim Werfen ihrer Jungen umkommen.

Etwas, das jedermann weiß, was aber darum nicht weniger eine Seltſamkeit der Natur iſt, liegt darin, daß bei der Begattung dieſe Thiere ſich, ſelbſt nach vollbrachtem Zeugungsakte, nicht trennen können: ſo lange der Zuſtand der Erektion und Anſchwellung beſteht, ſind ſie genöthigt vereint zu bleiben und das hängt ohne Zweifel von ihrem Bau ab. Der Hund hat nicht allein, wie mehrere andere Thiere, einen Knochen in der Ruthe, ſondern die hohlen Körper bilden in der Mitte eine Art ſehr ſichtbaren Wulſtes, der bei der Erektion ſtark anſchwillt. Die Hündin, bei der vielleicht unter allen Weibchen die Weiberruthe in der Brunſtzeit am beträchtlichſten iſt, bietet ihrerſeits eine Wulſt oder vielmehr eine feſte und vortretende Geſchwulſt dar, deren Anſchwellung ſo wie die der benachbarten Theile vielleicht länger als die des Männchens dauert und vielleicht auch hinreicht, um es gegen ſeinen Willen zurückzuhalten; denn in dem Augenblicke, da der Akt vollbracht iſt, ſtellt dieſes ſich wieder, um auf ſeinen vier Beinen auszuruhen; es ſieht ſogar traurig aus und die Anſtrengungen, um ſich zu trennen, kommen nie von Seiten des Weibchens.

Die Hündinnen tragen 9 Wochen, d. h. 63 Tage, zuweilen 62 oder 61 und nie weniger als 60; ſie bringen 6, 7 und zuweilen an 12 Junge hervor; die vom größten und kräftigſten Leibwuchſe werfen mehr als die kleinen, die oft nur 4 bis 5 und zuweilen nur 1 bis 2, beſonders in den erſten Würfen, hervorbringen, und die bei allen Thieren nie ſo zahlreich ſind wie die andern.

Obwohl ſehr hitzig in der Brunſt, halten die Hunde dennoch aus; das Alter ſcheint ihre Hitze ſogar nicht zu vermindern: ſie paaren ſich und zeugen ihr ganzes Leben lang, das gewöhnlich auf 14 bis 15 Jahre beſchränkt iſt, obwohl man einige bis zu 20 erhalten hat. Die Lebensdauer ſteht bei dem Hunde, wie bei den andern Thieren, im Verhältniſſe mit der Zeit ihres Wachsthums; er wächſt ungefähr 2 Jahre; er lebt auch ſiebenmal 2 Jahre. Sein Alter kann man an den Zähnen erkennen, die in der Jugend weiß, ſcharf und ſpitz ſind und nach dem Maße, wie er

altert, ſchwarz, ſtumpf und ungleich werden. Man erkennt es auch am Haar; denn es wird auf der Schnauze, der Stirn und um die Augen weiß.

Dieſe Thiere, ihrem Naturell nach ſehr wachſam, ſehr thätig und zur ſtärkſten Bewegung geſchaffen, werden in unſern Häuſern durch die Ueberladung mit Speiſen ſo ſchwerfällig und faul, daß ſie ihr ganzes Leben mit Schnarchen, Schlafen und Freſſen zubringen. Dieſer faſt ununterbrochene Schlaf wird von Träumen begleitet, und es iſt vielleicht ein ſüßes Daſein. Von Natur gefräßig oder unmäßig, können ſie dennoch lange Zeit alle Nahrung entbehren. In den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaft befindet ſich die Geſchichte einer Hündin, die in einem Landhauſe vergeſſen worden war und 40 Tage ohne andere Nahrung lebte als den Zeug oder die Wolle einer Matraze, die ſie zerriſſen hatte. Es ſcheint, das Waſſer iſt ihnen noch nöthiger als das Futter. Sie trinken oft und viel: man glaubt ſelbſt insgemein, daß ſie, wenn ſie lange kein Waſſer haben, raſend werden. Etwas ihnen Eigenthümliches iſt, daß ſie jedesmal, wenn ſie ihren Koth von ſich geben, Anſtrengungen zu machen und zu leiden ſcheinen; das kommt nicht, wie Ariſtoteles ſagt, daher, weil die Därme nach dem After zu enger werden; es iſt im Gegentheil ſicher, daß beim Hunde wie bei den andern Thieren die großen Därme ſich immer mehr und mehr erweitern und der Maſtdarm weiter als der Grimmdarm iſt. Die Trockenheit in der Leibesbeſchaffenheit dieſes Thieres reicht hin, um jene Wirkung hervorzubringen, und die Verengungen, die ſich im Grimmdarm finden, ſind zu entfernt, als daß man ſie der Bildung der Gedärme zuſchreiben könnte.

Um eine genauere Vorſtellung von der Ordnung der Hunde, ihrer Zeugung in den verſchiedenen Erdſtrichen und der Miſchung ihrer Racen zu geben, füge ich hier eine Tabelle, oder, wenn man will, eine Art Stammbaum hinzu, worauf man mit einem Blicke alle dieſe Varietäten wird ſehen können. Dieſe Tabelle richtet ſich, wie eine Landkarte, nach den Himmelsgegenden, und man iſt, ſo viel als möglich, der beziehlichen Lage der Himmelsſtriche gefolgt.

Der Hirtenhund iſt die Wurzel des Baumes. Verpflanzt in die ſtrengen Erdſtriche des Nordens, hat dieſer Hund bei den Lappländern ſich verhäßlicht und verkleinert und ſcheint in Island, Rußland, Siberien, deren Himmelsſtrich nicht ebenſo ſtreng iſt, und wo die Einwohner etwas geſitteter ſind, ſich erhalten und ſelbſt vervollkommnet zu haben. Dieſe Veränderungen ſind durch den bloßen Einfluß der Himmelsſtriche eingetreten, der keine große Umwandlung in der Geſtalt hervorgebracht hat; denn alle dieſe Hunde haben gerade Ohren, dickes und langes Haar, ein wildes Ausſehen und bellen nicht ſo häufig noch auf dieſelbe Weiſe, wie jene, die unter günſtigern Himmelsſtrichen ſich mehr vervollkommnet haben. Der isländiſche Hund iſt der einzige, der nicht ganz gerade Ohren hat; an

ihrer Spitze ſind ſie etwas gebogen; auch iſt unter all dieſen Ländern Island eines derjenigen, die am früheſten von halbgeſitteten Menſchen bewohnt waren.

Derſelbe Hirtenhund wird, unter gemäßigtere Erdſtriche und zu völlig gebildeten Völkern, wie nach England, Frankreich, Deutſchland, verpflanzt, ſein wildes Ausſehen, ſein ſteifes, dickes und langes Haar verlieren und durch den bloßen Einfluß dieſer Himmelsſtriche, Dogge, Spürhund und Bauernhund geworden ſein. Der Bauernhund und der Dogge haben noch zum Theil gerade Ohren, die nur halb hangen; ihren Sitten und ihrem blutdürſtigen Naturell nach gleichen ſie noch ziemlich dem Hunde, von dem ſie ihren Urſprung herleiten. Der Spürhund entfernt ſich unter dieſen dreien am weiteſten von ihnen; die langen, ganz hangenden Ohren, die Sanftmuth, die Gelehrigkeit und, wenn man es ſagen kann, die Schüchternheit dieſes Hundes ſind ebenſo viele Beweiſe der großen Ausartung oder, wenn man will, der großen Vollkommenheit, die eine lange Hausgenoſſenſchaft, verbunden mit einer ſorgfältigen und gleichmäßig gehandhabten Erziehung, hervorgebracht hat.

Der Spürhund, der Bracke und der Dachs machen nur eine und dieſelbe Hundsrace aus; denn man hat bemerkt, daß ſich ziemlich oft in demſelben Wurfe Spürhunde, Bracken und Dachſe befinden, obwohl die Hündin nur durch einen von dieſen 3 Hunden belaufen worden. Ich habe den bengaliſchen Bracken mit dem gemeinen Bracken vereint, weil er ſich in der That nur durch ſeine geſprenkelte Bekleidung von ihm unterſcheidet. Ebenſo habe ich den krummfüßigen Dachs mit dem gewöhnlichen Dachſe verbunden, weil der Fehler an den Füßen dieſes Hundes nur von einer der Rachitis ähnlichen Krankheit herrührt, von der einige Individuen befallen worden ſind, und deren Wirkung, d. i. die Verunſtaltung der Knochen, ſie ihren Abkömmlingen übermacht haben.

Nach Spanien und der Berberei verpflanzt, wo faſt alle Thiere feines, langes und dichtes Haar haben, wird der Spürhund zum ſpaniſchen Hunde und Pudel geworden ſein; der große und der kleine ſpaniſche Hund, die ſich nur durch den Wuchs unterſcheiden, haben, nach England verpflanzt, die weiße Farbe in Schwarz verändert und ſind durch den Einfluß des Himmelsſtriches zum großen und kleinen Gredin geworden, mit denen man die Pyrame verbinden muß, der blos ein, wie die andern, ſchwarzer, aber an den 4 Pfoten, den Augen und der Schnauze gelbgefleckter Gredin iſt.

Der Bauernhund iſt, nach dem Norden verpflanzt, znm großen Dänen und, nach dem Süden, zum Windhunde geworden. Die großen Windhunde kommen aus der Levante, die von mäßigem Wuchſe kommen aus Italien, und dieſe italiſchen Windhunde ſind nach England verpflanzt, Windſpiele, d. h. noch kleinere Windhunde geworden.

Der große Däne iſt, nach Irland, der Ukräne, der Tartarei, Epirus, Albanien verpflanzt, zum irländiſchen Hunde geworden, und das iſt der größte von allen Hunden.

Der Dogge iſt, aus England nach Dänemark verpflanzt, zum kleinen Dänen und dieſer nämliche kleine Däne, in die wärmern Erdſtriche verpflanzt, zum türkiſchen Hunde geworden. All dieſe Racen ſammt ihren Varietäten ſind lediglich durch den Einfluß des Himmelsſtriches, verbunden mit der Annehmlichkeit des Obdaches, der Wirkung der Nahrung und den Folgen einer ſorgfältigen Erziehung hervorgebracht worden. Die andern Hunde ſind keine reinen Racen. Ich habe die doppelte Abkunft dieſer Zwitterracen durch punktirte Linien bezeichnet.

Der Windhund und der Bauernhund haben den Zwitterwindhund gezeugt, den man auch den wolfshaarigen Windhund nennt. Dieſer Zwitter hat eine nicht ſo dünne Schnauze wie der große Windhund, der in Frankreich ſehr ſelten iſt.

Der große Däne und der große ſpaniſche Hund haben miteinander den Kalabreſen erzeugt, einen ſehr ſchönen Hund mit dichten, langen Haaren und von größerm Wuchſe als die ſtärkſten Bauernhunde.

Der ſpaniſche Hund und der Dachs erzeugen einen andern Hund, den man Burgos nennt.

Der ſpaniſche Hund und der kleine Däne erzeugen den, dermalen ſehr ſeltenen, Löwenhund.

Die Hunde mit langen, feinen und lockigen Haaren, die man Bouffes oder Pausbacker nennt, und die den Wuchs der größten Pudel haben, kommen vom großen ſpaniſchen Hunde und dem Pudel her.

Der kleine Pudel kommt vom kleinen ſpaniſchen Hunde und Pudel her.

Der Dogge erzeugt mit dem Bauernhund einen Zwitterhund, den man den Doggen von ſtarker Race nennt, der weit größer als der echte oder engliſche Dogge iſt und mehr vom Doggen als vom Bauernhunde an ſich hat.

Der Mops kommt vom engliſchen Doggen und dem kleinen Dänen her.

Alle dieſe Hunde ſind einfache Zwitter und entſpringen aus der Vermiſchung zweier reinen Racen; aber noch andere Hunde könnte man Doppelzwitter nennen, weil ſie von der Vermiſchung einer reinen und einer ſchon gemiſchten Race herkommen.

Der Roquet oder Kurzmäntler iſt ein Doppelzwitter, der vom Mopſe und kleinen Dänen herkommt.

Der Alikanter iſt ebenfalls ein Doppelzwitter, der vom Mopſe und dem kleinen ſpaniſchen Hunde herkommt.

Der Maltheſer oder Boloneſer iſt gleichfalls ein Doppelzwitter, der vom kleinen ſpaniſchen Hunde und dem kleinen Pudel herkommt.

Endlich gibt es Hunde, die man dreifach'e Zwitter nennen könnte; weil ſie von der Vermiſchung zweier beiderſeits ſchon gemiſchten Racen herkommen; ein ſolcher iſt der Artois, Iſſois oder Achtzig, der vom Mops und Roquet herkommt; ſolche ſind ferner die insgemein ſogenannten Straßenhunde, die im Allgemeinen allen Hunden gleichen ohne insbeſondere einem zu gleichen, weil ſie aus der Vermiſchung bereits mehreremal gemiſchter Racen entſpringt.

H. de Mailly, Mitglied der Akademie von Dijon, bekannt durch mehrere guten Schriftwerke, hat mir eine Begebenheit mitgetheilt, die in der Naturgeſchichte des Hundes eine Stelle zu finden verdient. Folgendes iſt der Auszug eines Briefes, den er mir in Bezug auf dieſe Sache den 6. Oktober 1772 geſchrieben hat:

„Der Pfarrer zu Norges, bei Dijon, beſitzt eine Hündin, die, ohne je getragen oder geworfen zu haben, dennoch alle Merkmale hat, welche dieſe zwei Zuſtände des Daſeins bezeichnen. Sie wird faſt in derſelben Zeit wie die andern Thiere ihrer Art läufig, mit dem Unterſchiede, daß ſie kein Männchen leidet; ſie hat nie eins zugelaſſen. Nach Verlauf der gewöhnlichen Tragzeit füllen ſich ihre Zitzen, als wenn ſie Jungen hätte, ohne daß ihre Milch durch irgend eine beſondere Behandlung könnte herausgebracht werden, wie es zuweilen bei andern Thieren geſchieht, denen man durch anhaltende Reibung der Zitzen Milch oder einen ſehr ähnlichen Stoff entzieht. Hier findet nichts Gleiches Statt; Alles geht nach der Ordnung der Natur vor ſich, und die Milch ſcheint in ihrer Art ſo gut zu ſein, daß dieſe Hündin ſchon Junge geſäugt hat, die man ihr gab, und für die ſie ebenſo viel Zärtlichkeit, Sorgfalt und Aufmerkſamkeit beweiſt, als wäre ſie ihre wahre Mutter. Gegenwärtig iſt ſie in dieſem Falle, und ich habe die Ehre, Ihnen nur zu verſichern, was ich ſehe. Noch ſonderbarer iſt es vielleicht, daß dieſe nämliche Hündin vor 2 bis 3 Jahren 2 Katzen ſäugte, wovon die eine die Neigungen ihrer Säugamme ſich ſo gut aneignete, daß ihr Geſchrei an ſie erinnerte; nach Verlauf einiger Zeit bemerkte man, daß es weit mehr dem Gebell des Hundes als dem Gemau der Katze glich."

Wenn dieſe Erſcheinung der Hervorbringung der Milch ohne Paarung und ohne Einſprengung bei den weiblichen Vierfüßern häufiger wäre, ſo würde dieſes Verhältniß ſie den weiblichen Vögeln nähern, die ohne Zuthat des Männchens Eier hervorbringen.

Varietäten bei den Hunden.

In den letzten Jahren war auf dem Jahrmarkte zu Saint=Germain ein ſiberiſcher Hund, der uns von demjenigen, den wir kennen, ziemlich verſchieden vorkam. Er war mit einem weit längern Haare bedeckt, das

faſt zur Erde herabreichte. Auf den erſten Blick glich er einem großen Maltheſer; ſeine Ohren aber waren gerade und zu gleicher Zeit viel größer. Er war ganz weiß und, von der Naſenſpitze bis zum Ende des Körpers gemeſſen, 20 und einen halben Zoll lang und an den Vorderbeinen 11 Zoll 9 Linien, an den Hinterbeinen 11 Zoll 3 Linien hoch; ſein Auge kaſtanienbraun; die Naſenſpitze ſchwärzlich, ebenſo der Ring der Naſenlöcher und der Rand der Maulöffnung. Die Ohren, die er ſtets gerade trug, ſind inwendig mit gelb weißem und an den Rändern und Enden falbweißem Haar ſtark beſetzt. Die langen Haare, die ſeinen Kopf bedecken, verbergen zum Theil ſeine Augen und fallen bis über die Naſe herab; die Zehen und Nägel der Füße werden ebenfalls durch die langen Haare der Beine verborgen, welche dieſelbe Größe wie die Haare des Körpers haben; auch den Schwanz, der ſich wie der des Spitzes krümmt, bedecken ſehr große, hangende, im Allgemeinen 7 bis 8 Zoll lange Haare. Dieſer Hund iſt von allen Hunden am ſtärkſten bekleidet und am beſten eingehüllt.

Andere, im Jahre 1759 durch die Ruſſen nach Paris gebrachte Hunde, denen ſie den Namen ſiberiſche Hunde gaben, gehörten zu einer von der vorigen ſehr verſchiedenen Raçe. Sie hatten, das Männchen und das Weibchen, gleichen Körperumfang, faſt die Größe der Windhunde von mittlern Wuchſe, eine ſpitzige Naſe, halbgerade, in der Mitte etwas gebogene Ohren. Sie waren nicht hager wie die Windhunde, ſondern recht rund unter dem Bauche. Der Schwanz war ungefähr 8 bis 9 Zoll lang, ziemlich dick, und an ſeinem Ende ſtumpf. Sie waren ſchwarz und ohne weiße Haare; das Weibchen hatte nur einen grauen Büſchel auf der Mitte des Kopfes und das Männchen einen von derſelben Farbe am Ende des Schwanzes. Sie waren ſo ſchmeichleriſch, daß ſie dadurch läſtig fielen, und ſo unmäßig oder vielmehr von einer ſo großen Gefräßigkeit, daß man ſie nie ſättigen konnte; zu gleicher Zeit waren ſie unausſtehlich unrein und ſpürten in einem fort umher, um ihren Hunger zu ſtillen. Ihre Beine waren weder zu dick noch zu dünn, ihre Pfoten aber breit, platt und ſehr groß; ihre Zehen endlich durch eine kleine Haut verbunden. Ihre Stimme war ſehr ſtark. Sie hatten keinen Hang zu beißen und ſchmeichelten ohne Unterſchied jedermann; ihre Lebhaftigkeit aber überſtieg jeden Ausdruck. Nach dieſer Bemerkung ſcheint es, daß dieſe vorgeblichen ſiberiſchen Hunde vielmehr zur Raçe derjenigen gehören, die ich isländiſche Hunde genannt habe, die eine größere Zahl von Merkmalen darbieten, welche mit den in der obigen Beſchreibung angegebenen übereinſtimmen.

„Ich habe mich,“ ſchreibt mir H. Collinſon, „über die ſiberiſchen Hunde unterrichtet. Die, welche Schlitten und kleine Wagen fahren, ſind von mäßiger Größe; ſie haben eine ſpitzige Naſe, gerade und lange Ohren; ſie tragen ihren Schwanz gekrümmt; einige ähneln Wölfen und

andere Füchſen; und es iſt gewiß, daß ſich die ſiberiſchen Hunde mit Wölfen und Füchſen paaren. „Ich ſehe", fährt H. Collinſon fort, „aus Ihren Verſuchen, daß dieſe Thiere, wann ſie gezwungen werden, ſich nicht paaren wollen; in Freiheit aber laſſen ſie ſich darauf ein; ich habe es ſelber in England geſehen hinſichtlich des Hundes und der Wölfin; niemanden aber habe ich gefunden, der mir hätte ſagen können, daß er eine Paarung von Hunden und Füchſen geſehen; indeſſen kann ich nach der Art, die ich von einer frei in den Wäldern lebenden Hündin herkommen ſah, nicht an der Paarung eines Fuchſes mit dieſer Hündin zweifeln. Es gibt Landleute, welche dieſe Maulart kennen, die ſie Fuchshund nennen".

Die meiſten Hunde in Grönland ſind weiß; doch finden ſich auch ſchwarze und ſehr dicht behaarte. Sie heulen und grunzen mehr als ſie bellen; ſie ſind dumm und eignen ſich zu keiner Art von Jagd; man bedient ſich ihrer gleichwohl, um Schlitten zu ziehen, an die man ſie zu vieren bis fünfen anſpannt. Die Grönländer eſſen ihr Fleiſch und verfertigen ſich aus ihren Häuten Kleider.

Die Hunde von Kamtſchatka ſind plump, roh und halb wild wie ihre Herren. Insgemein ſind ſie weiß und ſchwarz, raſcher und lebhafter als unſere Hunde. Sie freſſen viel Fleiſch. Man gebraucht ſie zum Schlittenziehen. Den Sommer gibt man ihnen volle Freiheit; erſt im Oktober verſammelt man ſie wieder, um ſie an die Schlitten zu ſpannen, und den Winter über ernährt man ſie mit einer Art von Teig, den man aus Fiſchen bereitet, die man in einer Grube gähren läßt. Dieſes Gemiſch läßt man erwärmen und faſt kochen, ehe man es ihnen gibt.

Nach dieſen zwei letzten, aus den Berichten der Reiſenden genommenen Stellen ſcheint es, daß die Raçe der Hunde von Grönland und Kamtſchatka und vielleicht der andern nördlichen Erdſtriche mehr den isländiſchen als allen andern Hunderaçen gleicht; denn die Beſchreibung, die wir oben von den beiden aus Rußland nach Paris gebrachten Hunden gegeben, ſo wie die Bemerkungen, die man eben über die Hunde von Grönland und die von Kamtſchatka geleſen, kommen ziemlich miteinander überein und laſſen ſich gleicher Weiſe auf unſern isländiſchen Hund anwenden.

Obwohl wir alle beſtändigen Varietäten, die wir in der Art des Hundes ſammeln konnten, angeführt haben, ſind dennoch einige übrig, die wir uns nicht haben verſchaffen können. So gibt es eine Raçe wilder Hunde, wovon ich zwei Individuen geſehen, die ich aber nicht Gelegenheit hatte, zu beſchreiben, noch zeichnen zu laſſen. H. Aubry, Pfarrer von Saint-Louis, deſſen ſchönes Kabinet alle Gelehrten kennen, und der mit vielen Kenntniſſen in der Naturgeſchichte die Neigung verbindet, ſie durch die freie und gefällige Mittheilung deſſen, was er in dieſer Gattung

beſitzt, nützlich zu machen, hat uns oft neue Thiere beſorgt, die uns unbekannt waren; und hinſichtlich der Hunde ſagte er uns, er habe vor mehreren Jahren einen Hund von der Größe beinahe eines ſpaniſchen Hundes von der mittlern Art geſehen, der langes Haar und einen großen Bart am Kinne gehabt. Dieſer Hund ſtammte von Eltern derſelben Raçe her, die einſt vom H. Grafen von Toulouſe Ludwig dem XIV. geſchenkt worden waren. Der H. Graf de Laſſai beſaß auch eben ſolche Hunde; man weiß jedoch nicht, was aus dieſer ſeltenen Raçe geworden iſt.

Anlangend die wilden Hunde, unter denen ſich, wie unter den zahmen, verſchiedene Raçen finden, habe ich keine andern Aufklärungen erhalten als jene, deren ich in meinem Werke Erwähnung gethan habe; nur hat der H. Vicomte de Querhoent die Güte gehabt, mir eine Bemerkung in Betreff der wilden Hunde mitzutheilen, die ſich in den Ländern am Vorgebirge der guten Hoffnung finden. Er ſagt: „Es gibt am Vorgebirge ſehr zahlreiche Geſellſchaften wilder Hunde, die den Leibwuchs unſerer großen Hunde und ein mit verſchiedenen Farben geflecktes Haar haben. Sie haben gerade Ohren, laufen mit einer großen Schnelligkeit und laſſen ſich nirgendwo feſt nieder. Sie vertilgen eine erſtaunliche Menge rothes Wildprett. Man tödtet ſie ſelten, und mit Mühe werden ſie in Netzen gefangen; denn ſie kommen nicht leicht Sachen nahe, die der Menſch berührt hat. Da man bisweilen Junge von ihnen in den Wäldern antrifft, ſo hat man verſucht, ſie zu zähmen; ſie ſind aber, wenn ſie groß geworden, ſo boshaft, daß man darauf verzichtet hat."

* In der Naturgeſchichte und Beſchreibung, die ich von den verſchiedenen Hunderaçen gegeben, hat man geſehen, daß die des Hirtenhundes der gemeinſame Stamm aller andern Raçen zu ſein ſcheint, und ich habe dieſe Vermuthung durch einige Thatſachen und mehrere Vergleichungen wahrſcheinlich gemacht. Dieſer Hirtenhund, den ich als den wahren Naturhund anſehe, findet ſich in faſt allen Ländern des Erdkreiſes. Die HH. Cook und Forſter ſagen uns, „daß ſie auf Neu-Seeland eine große Menge Hunde bemerkten, welche die Einwohner des Landes ſehr zu lieben ſchienen und die ſie in ihren Pirogen mitten im Bauche des Bootes angebunden hielten. Dieſe Hunde waren von der langhaarigen Raçe und glichen ſehr dem Hirtenhunde des H. de Büffon. Sie hatten verſchiedene Farben, jene waren gefleckt, dieſe ganz ſchwarz und andere völlig weiß. Dieſe Hunde ernähren ſich von Fiſchen oder denſelben Nahrungsmitteln wie ihre Herren, die hernach ſie tödten, um ihr Fleiſch zu eſſen und mit ihrer Haut ſich zu bekleiden. Von mehreren dieſer Thiere, die ſie uns verkauften, wollten die Alten nicht freſſen; die Jungen aber gewöhnten ſich an unſere Lebensmittel."

*

„Auf Neu-Seeland,“ ſo ſagen dieſelben Reiſenden und erzählen die Berichte über die erſten Reiſen nach den tropiſchen Inſeln der Südſee, „ſind die Hunde die dümmſten und traurigſten Thiere der Welt; ſie ſcheinen nicht mehr Klugheit als unſere Schöpſe zu haben; und da man ſie auf Neu-Seeland blos mit Fiſchen und auf den Inſeln der Südſee einzig mit Gewächſen ernährt, ſo können dieſe Nahrungsmittel zur Veränderung ihres Naturtriebes beigetragen haben.“

H. Forſter fügt hinzu, „daß die Raçe der Hunde von den Inſeln der Südſee den Hirtenhunden ſehr gleiche; ihr Kopf aber,“ ſagt er, „iſt erſtaunlich dick. Sie haben Augen von einer merkwürdigen Kleinheit, ſpitze Ohren, lange Haare und einen kurzen und dichtbehaarten Schwanz. Auf den Geſellſchaftsinſeln ernähren ſie ſich beſonders von Früchten; auf den niedrigen Inſeln aber und auf Neu-Seeland freſſen ſie nur Fiſche. Ihre Dummheit iſt übermäßig. Sie bellen ſelten oder faſt nie; doch heulen ſie von Zeit zu Zeit. Sie haben einen ſehr ſchwachen Geruch und ſind übertrieben faul. Die Eingebornen mäſten ſie ihres Fleiſches wegen, das ſie leidenſchaftlich lieben und dem Schweinefleiſch vorziehen; außerdem verfertigen ſie aus ihrem Haare Schmuckſachen. Auf den Geſellſchaftsinſeln machen ſie Franzen, Bruſtpanzer daraus, und auf Neu-Seeland beſetzen ſie damit ihre Kleider.“

Man findet gleichfalls in Südamerika die Hunde als eingeboren; dort nennt man ſie Waldhunde, weil man ſie noch nicht wie unſere Hunde in beſtändige Hausgenoſſenſchaft gebracht hat.

Der Waldhund von Cayenne.

Es gibt wirklich mehrere Thiere, welche die Bewohner von Guiana Waldhunde genannt haben und welche dieſen Namen verdienen, da ſie mit den zahmen Hunden ſich paaren und zeugen. Die erſte Art iſt jene, von welcher wir hier eine Beſchreibung liefern und deren Haut H. de La Borde uns zugeſchickt hat. Dieſes Thier hatte eine Länge von 2 Fuß 4 Zoll, einen von der Naſenſpitze bis zum Hinterhaupte 6 Zoll 9 Linien langen Kopf; er iſt in der Höhe der Augen gebogen; und dieſe liegen 5 Zoll 3 Linien weit von der Naſenſpitze. Man ſieht, ſeine Ausdehnungen ſind beinahe dieſelben wie die des Hirtenhundes; auch gleicht dieſer Hunderaçe dieſes Thier von Guiana am meiſten; denn es hat wie der Hirtenhund gerade und kurze Ohren und eine ganz gleiche Form des Kopfes; doch fehlen ihm deſſen lange Haare auf dem Körper, dem Schwanze und den Beinen. Dem Wolfe gleicht es dem Haare nach zum Täuſchen, ohne jedoch des Wolfes Hals oder Schwanz zu haben. Sein Leib iſt dicker als der des Hirtenhundes, die Beine und der Schwanz etwas kleiner; der

Rand der Augenlieder ſchwarz, ebenſo die Spitze der Schnauze, die Backen mit zwei kleinen ſchwärzlichen Streifen überzogen; der Schnauzbart ſchwarz, die größten Haare 2 Zoll 5 Linien lang. Die Ohren haben nur 2 Zoll Länge bei 40 Linien Breite an ihrem Grunde; ſie ſind am Eingange mit weißem und gelblichem Haare beſetzt und mit einem kurzen fuchsrothen, braun gemiſchten Haare bedeckt. Dieſe fuchsrothe Farbe verbreitet ſich von den Ohren bis an den Hals und wird gegen die Bruſt hin, die weiß iſt, graulich; die ganze Mitte des Bauches iſt gelblich weiß, ebenſo die innere Seite der Schenkel und Vorderbeine. Das Haar des Kopfes und des Körpers iſt aus Schwarz, Falb, Grau und Weiß gemiſcht. Das Falbe herrſcht auf dem Kopf und den Beinen vor; auf dem Körper iſt aber mehr Grau wegen der großen Menge weißer Haare, die darunter gemiſcht ſind. Die Beine ſind dünn und ihr Haar kurz; es iſt wie das der Füße dunkelbraun, mit etwas Fuchsroth gemiſcht. Die Füße ſind klein und bis zur Spitze der längſten Zehe nur 17 Linien lang; die Nägel der Vorderfüße haben fünf und eine halbe Linie; der erſte Nagel nach innen iſt ſtärker als die andern; er hat an ſeiner Wurzel 6 Linien Länge und 3 Linien Breite. Der Schwanzſtutz hat 11 Zoll; er iſt mit einem gelblichen, ins Graue ſpielenden kleinen Haar bedeckt; der obere Theil des Schwanzes hat einige braune Schattirungen, und ſein Ende iſt ſchwarz.

Mehrere Perſonen haben mir verſichert, es gebe im Binnenlande von Guiana, beſonders in den großen Wäldern des Kantons Oyapok, eine andere Art Waldhunde, die kleiner iſt als die vorige und ſchwarzes, ſehr langes Haar, einen ſehr dicken Kopf und eine längere Schnauze hat. Die Wilden erziehen dieſe Thiere zur Jagd der Agutis und Akouchis. Dieſe kleinen Waldhunde paaren ſich auch mit den europäiſchen Hunden und erzeugen Zwitter, welche die Wilden ſehr ſchätzen, weil ſie noch mehr Anlage zur Jagd haben als die Waldhunde.

Uebrigens jagen dieſe 2 Arten die Agutis, Pakas u. ſ. w., ſie bemächtigen ſich ihrer und tödten ſie; in Ermangelung des Wildes ſteigen ſie auf die Bäume, deren Früchte ſie lieben, wie die des Rothholzes u. ſ. w. Sie wandern rudelweiſe zu ſechſen bis ſieben. Nur mit Mühe laſſen ſie ſich zähmen und immer behalten ſie einen boshaften Charakter.

Von einem türkiſchen Hunde und einem Gredin.

Ich theile hier noch die Beſchreibung einer ſehr kleinen Hündin mit, die der Frau Präſidentin von Saint-Fargeau zugehörte. Dieſe kleine Hündin war 13 Jahre alt und hatte zur Mutter eine ganz ſchwarze Gredine, von größerm Umfange als dieſe, die von der Naſenſpitze bis

zur Schwanzwurzel nur einen Fuß lang, an den Vorderbeinen 7 Zoll und am Hintertheil 7 Zoll 9 Linien hoch war. Der Kopf iſt am Hintertheil ſehr dick und bildet in der Höhe der Augen eine Vertiefung; die Schnauze iſt kurz und dünn; der obere Theil der Naſe ſchwarz, eben ſo das Ende und die Naslöcher; die Kinnbacken ſchwärzlich braun, die Augenkugel ſehr groß, das Auge ſchwarz und die Augenlieder ſcharf gezeichnet, der Kopf und Körper hell ſchiefergrau, an einigen Stellen mit Fleiſchfarbe gemiſcht, die Ohren gerade und 2 Zoll 10 Linien lang bei einem Durchmeſſer von 15 Linien an der Wurzel; ſie ſind inwendig glatt und unbehaart und beſonders an ihrer Wurzel fleiſchfarbig; ſie enden in eine abgerundete Spitze und ſind auswendig mit ziemlich dünn gepflanzten weißlichen Haaren bedeckt. Dieſe Haare ſind beſonders an der Ohrwurzel lang, wo ihre Länge 16 Lini n beträgt; und da der ganze Umring des Ohrs mit langen weißen Haaren beſetzt iſt, ſo ſcheint es einen Hermelinrand zu haben; der Körper iſt dagegen ganz nackt, ohne alles Haar und Flaum. Die Haut bildet Runzeln auf dem Halſe, dem Rücken und dem Bauche, wo man ſechs kleine Zitzen ſieht. Um den Hals und die Bruſt ſo wie um den Kopf finden ſich lange Haare wie weiße Borſten. Dieſe Haare ſind auf dem Halſe bis zu den Achſeln dünn gepflanzt, auf der Stirn aber und den Backen wie angeleimt; dieſes macht den Umring des Geſichtes weißlich. Der 3 Zoll 11 Linien lange Schwanz iſt an ſeiner Wurzel dicker als an ſeinem Ende und, wie der übrige Theil des Körpers, unbehaart. Die Beine haben die Farbe des Körpers, ſind nackt und unbehaart; die Nägel ſehr lang, gebogen und oben graulich ſchwarz.

Aus dieſer Beſchreibung ſieht man, daß dieſe von einer ſchwarzen Gredine und einem unbekannten Vater herſtammende kleine Hündin in der Nacktheit und der Farbe ihres Korpers dem türkiſchen Hunde gleicht. Was aber an dieſer kleinen Hündin ein eigenthümliches Merkmal zu bilden ſcheint, ſind jene ſtets geraden großen Ohren, die einige Aehnlichkeit mit den Ohren der Ratte haben, eben ſo der Schwanz, der ſich nicht in die Höhe hebt und gerade wagerecht iſt oder zwiſchen den Beinen hängt. Indeſſen iſt dieſer Schwanz nicht ſchuppig wie der der Ratte; nur iſt er nackt und an einigen Stellen gleichſam knotig. Dieſe kleine Hündin hatte demnach nichts von ihrer Mutter an ſich, ausgenommen das wenige Haar an den angezeigten Stellen, und wahrſcheinlich war der Vater ein türkiſcher Hund von kleinem Wuchſe. Sie pflegte die Zunge herauszuſtrecken und oft mehr als anderthalb Zoll lang vor dem Maule hangen zu laſſen; und man verſicherte uns, dieſe Gewohnheit wäre ihr angeboren und ſie ſtreckte die Zunge ſo von der Stunde ihrer Geburt an heraus. Uebrigens hatte ihre Mutter bei jener Tracht nur einen Hund geworfen, der ziemlich

groß ſtarb, und dann dieſe kleine Hündin, die ſo ausgezeichnet iſt, daß man ſie zu keiner in der Art des Hundes bekannten Raçe ziehen kann.

Der große Spitz.

Der H. Marquis d'Amezaga hat mich in einem von Paris unter dem 10. Dezember 1782 datirten Briefe mit dieſem Hunde bekannt gemacht.

Der H. Herzog von Bourbon hatte dieſen Hund von Kadix mitgebracht. Er hat beinahe, obwohl ſehr jung, die Geſtalt und Größe eines ſtarken wohlgebauten Wolfes von großem Wuchſe; Dieſer Hund hat aber nicht wie der Wolf eine gleichmäßige Farbe; er zeigt im Gegentheil zwei Farben, Braun oder Weiß, ſcharf getrennt und ziemlich unregelmäßig vertheilt; ſchwärzliches Braun ſieht man auf dem Kopfe, an den Ohren, um die Augen, auf dem Halſe, der Bruſt, dem Unterleib, den Seiten des Körpers und dem Obertheil des Schwanzes; das Weiß findet ſich auf den Kinnbacken, auf den Seiten der Backen, auf einem Theile der Schnauze, im Innern der Ohren, unter dem Schwanze, auf den Beinen, den innern Seiten der Schenkel, den obern Theilen des Bauches und auf der Bruſt.

Sein Kopf iſt ſchmal, ſeine Schnauze lang und dieſe Kopfgeſtalt gibt ihm eine feine Geſichtsbildung. Das Haar des Schnauzbartes iſt ſchwarz, die Augen ſind klein und die Iris iſt grünlich. Ueber den Augen bemerkt man einen ziemlich großen weißen Flecken und einen kleinen ſpitzzulaufenden auf der Mitte der Stirn. Die Ohren ſind gerade und an der Wurzel breit. Der Schwanz hat 16 Zoll Länge bis zur Spitze der Haare, die 6 Zoll 9 Linien lang ſind; er trägt den Schwanz hoch; dieſer bildet eine Art Haarbuſch und krümmt ſich nach vornhin wie der des Spitzes. Die Haare auf dem Körper ſind einen Zoll lang, an der Wurzel weiß und ihrer Länge nach bis zur Spitze braun. Die Haare unter dem Bauche ſind weiß und drei Zoll zwei Linien lang, die an den Schenkeln fünf Zoll; ſie ſind braun in ihrer Länge und weiß an der Spitze; und im Allgemeinen befindet ſich unter dem langen Haare kürzeres, das wollig und falb iſt. Der Kopf iſt ſpitz wie der des Windhundſpitzes; „denn die Jäger unterſcheiden," ſagt H. d'Amezaga, „die Bauernhundſpitze von den Windhundſpitzen, deren Art weit ſeltener als die andere iſt." Der Kopf dieſes Hundes gleicht alſo dem eines Windhundes, die Schnauze iſt ſpitzig. Er iſt erſt ungefähr acht Monate alt, zeigt ſich ziemlich ſanft und iſt ſehr ſchmeichleriſch. Die Ohren ſind bedeutend kurz und gleichen denen der Hirtenhunde; das Haar derſelben iſt dick, aber ſehr kurz; inwendig iſt es falb und auswendig kaſtanienfarbig. Auch die Pfoten ſind, von der Achſel und dem Schenkel herab, falb; ſie ſind breit und ſtark und der Fuß genau der des Wolfes. Er äußert viele Luſt daran, den Hühnern

nachzulaufen. Dieſemnach habe ich gedacht, daß er von der urſprünglichen Raçe abſtamme. Ich meine, daß man ihn mit einer ſchönen Hirtenhündin paaren ſolle. Er ſcheint einen ſehr feinen Geruch zu haben, für Freundſchaft aber unempſindlich zu ſein."

Das iſt Alles, was wir von den Eigenſchaften dieſes Hundes erfahren konnten, deſſen Heimath uns unbekannt iſt.

Der ruſſiſche Hund.

Im Jahr 1783 brachte mein Sohn einen Hund und eine Hündin aus Petersburg nach Paris, deren Raçe von allen, die ich beſchrieben habe, verſchieden war. Obwohl noch ſehr jung, war der Hund ſchon größer als der größte Däne; ſein Körper länger und an den Lenden ſchmaler; der Kopf etwas kleiner, die Geſichtsbildung fein und die Schnauze ſehr lang; die Ohren hangend, wie beim Dänen und Windhunde, die Beine fein und die Füße klein. In den Augenblicken der Ruhe hing der Schwanz dieſes Hundes herab und reichte bis auf die Erde; wann er ſich aber frei bewegte, trug er ihn aufrecht, und die großen Haare um ſeine Ohren bildeten einen vorwärts gebogenen Haarbuſch. Von den großen Windhunden unterſcheidet er ſich nicht allein durch die bedeutende Körperlänge, ſondern auch durch die großen Haare um die Ohren, auf dem Halſe, dem Bauche, der hintern Seite der Vorderbeine, auf den Schenkeln und am Schwanze, wo ſie am längſten ſind.

Er iſt faſt ganz mit weißem Haar bedeckt, mit Ausnahme einiger graulichen Flecken auf dem Rücken und zwiſchen den Augen und Ohren. Der Umring der Augen und die Spitze der Naſe ſind ſchwarz; die Iris des Auges von einem ziemlich hell röthlichen Gelb. Die Ohren, die ſpitz auslaufen, ſind gelb und ſchwarz gerändert; das Haar iſt braun um den Gehörgang und theilweiſe über dem Ohre, der Schwanz einen Fuß neun Zoll lang mit 5 Zoll langen, weißen Haaren ſtark beſetzt; auf dem Körper ſind die Haare nur 13 Linien, unter dem Bauche 2 Zoll 2 Linien und auf den Schenkeln 3 Zoll lang.

Das Weibchen war etwas kleiner als das Männchen, deſſen Beſchreibung wir eben gegeben haben; ſein Kopf war ſchmaler und die Schnauze hagerer. Ueberhaupt hatte dieſe Hündin eine leichtere Geſtalt als der Hund und war verhältnißmäßig ſtärker mit langen Haaren beſetzt. Die des Männchens waren faſt auf dem ganzen Körper weiß; dagegen hatte das Weibchen kaſtanienbraune Flecken auf den Schultern, dem Rücken, dem Hintertheil und dem Schwanze, den es nicht ſo oft in die Höhe hob; aber nach allen andern Merkmalen glich es dem Männchen.

Maulhunde, von einer Wölfin und einem Bracken.

H. Surirey de Boiſſy, den ich ſchon angeführt habe, beehrte mich im März 1776 mit einem Briefe, in welchem er mir mittheilt, daß von vier jungen, den 6. Juni 1773 durch den Bracken und die Wölfin erzeugten Hunden 2 Weibchen an Freunde verſchenkt worden waren und nicht gelebt hatten; daß das letzte Weibchen und das einzige Männchen aus dieſem Wurfe damal auf ein Gut des H. Marquis de Spontin gebracht wurden, wo ſie den Winter zubrachten und nach dem ſchrecklichen Unfall, der dem Kutſcher ſeines Hauſes durch den Biß der Mutterwölfin begegnete, man ſie auf der Stelle tödtete. H. de Boiſſy fügt hinzu, daß von dieſen beiden Zwittern das Weibchen von ſeiner Jugend an nicht ſo wild wie das Männchen war, welches mehr als jenes von den Eigenſchaften des Wolfes an ſich zu haben ſchien; daß man ſie ſpäterhin im Winter nach dem Schloſſe Florennes brachte, welches ebenfalls dem H. Marquis de Spontin gehört; daß ſie dort gut gepflegt und ſehr zutraulich wurden; daß endlich den 30. Dezember 1775 dieſe beiden Thiere ſich gepaart und in der Nacht vom zweiten auf den dritten März das Weibchen 4 Junge geworfen hat u. ſ. w.

Nachmal hatte H. Marquis de Spontin die Güte, mir unter dem 21. April 1776 von Namur aus zu ſchreiben, daß er in dem Wunſche, mich in Betreff der von dieſer beiden Zwittern hervorgebrachten Jungen vollkommen zu befriedigen, ſich nach ſeinem Landgute begeben habe, um aufmerkſam Alles zu beobachten, worin ſie ſich von ihren Eltern unterſcheiden könnten. Dieſer Jungen ſind vier, zwei Männchen und zwei Weibchen. Die letztern haben weiße Vorderpfoten, eine eben ſolche Vorderbruſt und einen ſehr kurzen Schwanz wie ihr Vater; dieſes rührt daher, daß der Bauernhund, welcher die Wölfin belaufen hat, keinen ſtärkern Schwanz als ein Wachtelhund hatte. Eins der Männchen iſt faſt ſchwarz braun; es gleicht weit mehr einem Hunde als einem Wolfe, obwohl es das wildeſte von allen iſt. Das andere Männchen hat nichts Unterſcheidendes und ſcheint gleich ſehr dem Vater und der Mutter zu gleichen. Die beiden Männchen haben einen Schwanz wie der Vater. Der H. Marquis de Spontin fügt auf eine verbindliche Weiſe hinzu: „Wollten Sie, mein Herr, das Anerbieten genehmigen, das ich Ihnen zu machen mich beehre, den Vater, die Mutter und die beiden Jungen Ihnen zuzuſenden und auf meine Koſten bringen zu laſſen, ſo würden ſie mich höflich verpflichten; ich für meinen Theil werde die beiden andern Jungen bewahren, um zu ſehen, ob ſie nicht aus der Art ſchlagen und wieder zu echten Wölfen oder echten Hunden werden mögen.“

In einem zweiten Briefe, datirt von Namur den 2. Juni 1775, gibt mir der H. Marquis de Spontin die Ehre, mir zu danken, daß ich ſeinen glücklichen Verſuch in dem Supplementbande zur Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere angeführt habe, und meldet mir, daß er ſich vorgenommen, den Verſuch der Paarung der Hunde und Füchſe anzuſtellen; daß er aber hinſichtlich deſſen zwiſchen dem Wolfe und der Hündinn das Unternehmen fürchten würde, indem er ſich vorſtelle, daß der grauſame und grimmige Charakter des Wolfes ihn noch gefährlicher machen würde, als es die Wölfin geweſen wäre. „Der Ueberbringer dieſes Briefes," fügt H. de Spontin hinzu, „iſt beauftragt, die beiden Hunde von der erſten Zeugung und zwei von ihren Jungen zu überbringen, unter denen ich die ſtärkſten und ſowohl dem Vater als der Mutter ähnlichen ausgeſucht habe, die ich nebſt denſelben Ihnen ſende. Es bleiben mir alſo noch 2 übrig, von denen der eine einen ganz kurzen Schwanz hat, wie der Hund ihn hatte, und dunkel ſchwarz ſein wird. Er ſcheint auch gelehriger und zutraulicher als die andern zu ſein; indeſſen behält er noch den Geruch des Wolfes, da kein Hund ihn riecht, ohne davon zu fliehen; dies können Sie auch mit denen verſuchen, die ich Ihnen zuſende. Die Eltern haben nie jemanden gebiſſen und ſind ſogar ſehr ſchmeichleriſch; Sie können ſie in Ihr Zimmer kommen laſſen, wie ich die Wölfin in das meinige kommen ließ, ohne die mindeſte Gefahr zu laufen. Die Reiſe wird ſie noch zutraulicher machen können. Ich habe es vorgezogen, ſie Ihnen ſo zu ſchicken, da ich nicht glaube, daß ſie ſich in einen Korb hätten gewöhnen können, indem ich ſie nie eingeſperrt noch angebunden hatte u. ſ. w."

Dieſe 4 Thiere ſind wirklich im Anfange Juni 1776 bei mir eingetroffen, und ich wurde genöthigt, ſie erſt ſechs Wochen lang an einem verſchloſſenen Ort bewachen zu laſſen; aber da ich bemerkte, daß ſie trotziger wurden, ſo ſetzte ich ſie gegen das Ende des Junis in Freiheit und ließ ſie den Tag über in meinen Gärten und während der Nacht in einem kleinen Stalle halten. Sie haben ſich durch die Freiheit, die man ihnen den Tag über gab, immer gut befunden; und nachdem ich dieſe ganze Zeit über ihre natürlichen Gewohnheiten beobachtet hatte, ſchenkte ich die beiden Alten, d. h. das Männchen und das Weibchen, die unmittelbar von dem Hunde und der Wölfin herkommen, an die Menagerie des Königs und behielt die beiden Jungen, ein Männchen und ein Weibchen, welche von jenen herkommen, die ich an die Menagerie geſchickt habe.

Folgendes iſt die beſondere Naturgeſchichte und Beſchreibung jedes dieſer vier Thiere.

Vom Männchen, erſte Zeugung.

Es hatte ſeinem Naturell nach mehr Aehnlichkeit mit dem Wolf als mit dem Hunde; denn es behielt einigen Trotz an ſich; es hatte ein funkelndes Auge, einen grimmigen Blick und einen wilden Charakter. Es bellte alſo gleich gegen alle, die es anblickten oder ſich ihm näherten. Es war das kein recht deutliches Bellen, ſondern vielmehr ein Geheul, das es oft in den Augenblicken des Bedürfniſſes und der Langweile ſtark hören ließ; es beſaß ſogar wenig Milde und Gelehrigkeit gegen die Perſonen, die es am beſten kannte; und es wäre vielleicht, wenn es in voller Freiheit gelebt hätte, den Sitten nach ein wahrer Wolf geworden. Zutraulich war es nur gegen diejenigen, die ihm Nahrung reichten. Wenn der Hunger es quälte, und der Mann, der dafür zu ſorgen hatte, ihm etwas gab, um ihn zu ſtillen, ſo ſchien es ihm Dank bezeugen zu wollen, indem es ſich an ihm aufrichtete und ihm ſein Geſicht und ſeine Hände leckte. Daß nur die Noth es geſchmeidig und ſchmeichleriſch machte, geht daraus hervor, daß es bei andern Gelegenheiten oft dem in die Hand biß, der es ſtreichelte. Es war alſo für liebreiche Bewegungen nur aus grobem Eigennutze empfindlich, und es war ſehr eiferſüchtig auf die, welche man ſeinem Weibchen und ſeinen Jungen erwies, für die es keine Anhänglichkeit hatte; es behandelte ſie ſogar häufiger als Feind denn als Freund und ſchonte ſie kaum mehr als Thiere, die ihm fremd geweſen wären, beſonders wenn es ſich um die Theilung der Speiſen handelte. Man war genöthigt, ſie ihm getrennt zu geben und es, während die andern fraßen, anzubinden; denn es war ſo gefräßig, daß es ſich nicht mit ſeinem Theile begnügte, ſondern ſich auf die andern warf, um ſie des ihrigen zu berauben. Sah es einen Unbekannten nahe kommen, ſo gerieth es in Wuth und Grimm, beſonders wenn er ſchlecht gekleidet war; es bellte, heulte, ſcharrte die Erde auf und ſchoß zuletzt vor, ohne daß man es beruhigen konnte, und ſein Zorn währte, bis der Gegenſtand, der ihn erregte, ſich zurückzog und verſchwand.

Das war ſein Naturell während der erſten ſechs Wochen, die es, ſo zu agen, im Gefängniſſe war; aber nachdem man es in Freiheit geſetzt hatte, erſchien es nicht ſo grimmig und nicht ſo bösartig. Es ſpielte mit ſeinem Weibchen und ſchien am erſten Tage zu fürchten, es könne ſeine Freiheit nicht genug genießen; denn es hörte nicht auf, zu laufen, zu ſpringen, und ſeine Familie anzutreiben, ein Gleiches zu thun. In Hinſicht der Fremden ward es ebenfalls ſanfter; es ſchoß nicht mit ſo vieler Wuth auf ſie los und begnügte ſich, zu brummen; ſein Haar ſträubte ſich bei ihrem Anblick, wie es faſt allen Hunden geſchieht, wenn ſie Leute, die ſie nicht kennen, ihrem Herrn oder auch nur ihrer Wohnung ſich

nähern ſehen. Er fand ſo viel Luſt an der Freiheit, daß man des Abends Mühe hatte, ihn zu ergreifen, um ihn zur Ruhe zu bringen. Sah er ſeinen Aufſeher mit ſeiner Kette kommen, ſo ſchöpfte er Argwohn, entfloh, und es gelang nur, nachdem man ihn durch Liſt getäuſcht hatte, ihn zu erreichen; und ſobald er in ſeinen Stall zurückgekehrt war, ließ er ſeinen Verdruß in einem faſt ununterbrochenen Geheul aus, das erſt nach Verlauf einiger Stunden endigte.

Dieſes Männchen und ſein Weibchen waren im Auguſt 1776, zu welcher Zeit ich ſie beſchrieben habe, drei Jahre und zwei Monate alt, alſo völlig erwachſen. Das Männchen hatte faſt den Wuchs eines ſtarken Bauernhundes und ſelbſt einen dickern Körper in jedem Betrachte; indeſſen war es bei weitem nicht ſo groß wie ein alter Wolf; es hatte nur 3 Fuß Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes und ungefähr 22 Zoll Höhe von der Schulter bis zum Ende der Füße, während der Wolf 3 Fuß 6 Zoll Länge und 2 Fuß 5 Zoll Höhe hat. Es hatte durch die mehr runde als längliche Form des Kopfes viel mehr vom Hunde als vom Wolfe an ſich. Wie beim Bauernhund war ſeine Stirn vorragend, die Schnauze ziemlich dick und die Naſenſpitze etwas aufgeworfen. So kann man ſagen, daß es genau den Kopf ſeines Hundevaters, aber den Schwanz ſeiner Wolfmutter hatte; denn dieſer Schwanz war nicht kurz wie der ſeines Vaters, ſondern faſt ebenſo lang wie der des Wolfes. Seine Ohren waren gegen das Ende hin gekrümmt und ähnelten etwas denen des Wolfes, indem ſie ſich ſtets gerade hielten, mit Ausnahme des Endes, das jeder Zeit auf ſich zurückfiel, ſelbſt in den Augenblicken, wann es die Gegenſtände, die ihm mißfielen, feſt betrachtete; und ſonderbar war dabei, daß dieſe Ohren, anſtatt beſtändig nach jeder Seite des Kopfes gekrümmt zu ſein, oft auf die Seite der Augen zu gebogen waren, und es ſcheint, daß dieſer Unterſchied in der Bewegung von dem Willen des Thieres abhing. Sie waren am Grunde breit und endigten an ihrem Ende in eine Spitze.

Die Augenlieder waren faſt wagerecht geöffnet und die innern Augenwinkel im Verhältniſſe zur Breite des Kopfes ziemlich nahe. Der Rand der Augenlieder war ſchwarz, eben ſo der Schnauzbart, die Naſenſpitze und der Rand der Lippen. Die Augen lagen wie die der Hunde, und die Augenringe waren nicht gebogen wie beim Wolf. Die Iris war von einem ins Graue ſpielenden, falben Gelb; über den innern Augenliedern waren zwei gegeneinander liegende weißliche Flecken, was die grimmige Miene dieſes Thieres zu erhöhen ſchien. Es war nicht ſo hoch auf den Beinen wie ſein Hundevater und ſchien nach den Verhältniſſen des Körpers und den Farben des Haares vom Wolfe viel

in ſich zu haben; indeſſen ſchien der Hintertheil etwas höher zu ſein als beim Wolf, obwohl er niedriger als beim Hunde war; dieſes kam daher weil die Hinterbeine beim Wolfe gekrümmter ſind als beim Hunde, und dieſes gibt dem Wolf das Ausſehen, als ginge er auf ſeinen Ferſen. Dieſes Thier hatte auch einen ſtärkeren Bauch als die gewöhnlichen Hunde und beſaß auch dieſes Merkmal von ſeiner Wolfmutter. Uebrigens waren die Beine ſtark und nervig, eben ſo die Füße, deren Nägel in einem größern Theile ſchwarz und länger waren als beim Hunde. Das Thier ſtreckte ſie unter dem Gehen aus, ſo daß die Spur, die es dem Boden eindrückte, größer als die der Füße des Hundes war. An den Vorderfüßen waren der äußere Nagel und derjenige, welcher auf den innern folgt, weiß oder fleiſchfarbig, am linken Hinterfuße waren die zwei Nägel, welche dem innern folgen von dieſer nämlichen Fleiſchfarbe, und am rechten Hinterfuße hatte nur der äußere Nagel dieſe nämliche Farbe. Der Schwanz war lang, dem des Wolfes ſehr ähnlich und faſt immer nachſchleppend; nur in den Augenblicken der größten Freude erhob ihn das Thier; aber im Zorn hielt es ihn zwiſchen ſeine Beine gedrückt, nachdem es ihn zuerſt in wagerechter Spannung gehalten und ſeiner ganzen Länge nach bewegt hatte; das iſt eine den Hunden und Wölfen gemeinſame Gewohnheit.

Das Haar dieſes Thieres glich im Ganzen dem eines Wolfes. Der Umring der Augen war aus Falb und Grau gemiſcht und dieſe Farbe vereinte ſich dann mit dem Fuchsbraun, welches den obern Theil der Naſe bedeckte; dieſes Fuchsbraun war mit einer leichten Schattirung von Blaßfalb gemiſcht. Der untere Theil der Backen, die Seiten der Naſe, der ganze Unterkiefer, der innere Theil der Ohren und der obere des Halſes war mehr oder minder ſchmutzig weiß; die äußere Seite der Ohren braun mit Falb gemiſcht, der obere Theil des Kopfes und Halſes gelb mit Aſchgrau gemiſcht; die Schultern, die Vorderſeite des Beines, der Rücken, die Hüften und die äußere Seite der Schenkel hatten eine mit bleichem und grauem Falb gemiſchte, ſchwarze Farbe. Das Schwarz herrſchte auf dem Rücken und dem Bürzel vor, eben ſo auf dem obern Theil der Schultern, wo es jedoch nur eine Miſchung von Grau, gleichſam geſtreift war. Auf den andern Theilen der Schultern, auf den Seiten und Schenkeln hatte das Haar eine leichte Färbung von Blaßgelb, ſtellenweiſe mit Schwarz marmorirt; der obere Theil des Bauches war blaß und hell gelb, etwas mit Grau gemiſcht; auf der Bruſt aber und um den After war es weiß. Die Beine waren nach außen dunkelfalb, und nach innen graulich weiß; die Füße weiß mit einer leichten Färbung von Falb. Auf dem Ende des Körpers bemerkte man große falbe, mit weißen vermiſchte Haare, die ſich mit denen, welche den After umgaben,

vereinten. Der Schwanz war mit Haaren ſtark beſetzt, er war ſelbſt dicht behaart; die Lage dieſer Haare ließ ihn an ſeiner Wurzel ſchmal erſcheinen, in ſeiner Länge ſehr dick, in ſeiner Form krumm und zuletzt in einen kleinen Büſchel ſchwarzer Haare auslaufend; dieſe Haare waren unten weiß und oben ſchwarz; dieſes Schwarz aber mit Grau und Blaßgelb gemiſcht.

Vom Weibchen, erſte Zeugung.

Das Naturell dieſes Weibchens iſt uns ganz verſchieden von dem des Männchens vorgekommen; nicht allein war es nicht trotzig, ſondern ſanft und ſchmeichleriſch; es ſchien ſelbſt die Perſonen, die es liebte, zu necken, und drückte ſeine Freude durch einen ſchwachen Schrei der Zufriedenheit aus. Selten hatte es böſe Laune; bisweilen bellte es beim Anblick eines unbekannten Gegenſtandes, ohne jedoch andere Zeichen von Zorn zu geben; ſein Gebell war noch weniger beſtimmt wie das des Männchens; der Ton glich dem der Stimme eines ſehr heiſern Hundes. Oft ward es durch ſeine Zärtlichkeiten läſtig; es war ſo ſanft, daß es ſich nicht einmal gegen die üblen Behandlungen von Seiten des Männchens vertheidigte; es rollte ſich und legte ſich ihm zu Füßen, als wollte es um Gnade bitten. Seine Geſichtsbildung, obwohl ſehr ähnlich der der Wölfin, verläugnete dieſes gute Naturell nicht; es hatte einen ſanften Blick, einen freien Gang, einen hübſchen Wuchs, obwohl es bei weitem nicht ſo groß wie das Männchen war, da es von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes nur zwei Fuß neun Zoll hatte; ſeine Höhe ſtand in demſelben Verhältniſſe, da ſie von der Schulter bis zum Ende des Fußes nur 21 Zoll 3 Linien betrug.

Viel Aehnlichkeit hatte es mit ſeiner Wolfmutter, nach der Form des Kopfes und der Haarfarbe dieſes Theiles; wie die Wölfin hatte es eine an den Augen ſo dicke Schnauze, daß ihre Winkel weit entfernter voneinander waren als beim Hunde und ſelbſt als beim Männchen, das wir eben beſchrieben haben; auch hatte es wie die Wölfin eine platte Stirn, eine etwas aufgeworfene Naſenſpitze, etwas gebogene Augenringe, kurze und ſtets gerade Ohren; aber dem Hunde ähnelte es durch ſeinen kurzen und ſtumpfen Schwanz, während das Männchen den Schwanz der Wölfin hatte. Seine Ohren waren gerade, an der Wurzel breit und endigten in eine Spitze, ohne ſich wie die des Männchens zu biegen; ſo glich es auch nach dieſem Merkmal vollkommen ſeiner Mutter. Es beſaß eine große Leichtigkeit, da es verhältnißmäßig höher auf den Beinen war als das Männchen. Auch hatte es feinere Schenkel und Beine; es ſprang zu einer beträchtlichen Höhe und hätte leicht über eine Mauer von 6 bis 7 Fuß geſetzt. Unter

dem Bauche hatte es ſechs Zitzen. Uebrigens waren bei ihm wie beim Männchen der Rand der Augenlieder, die Lippen und die Naſenſpitze ſchwarz; die Iris war gelblich; der Umring der Augen dunkelfalb, heller über den obern Augenliedern, die Backen und die Kiefer; zwiſchen den beiden Augen befanden ſich braune Haare, die auf dem Scheitel des Kopfes eine Spitze bildeten. Das Haar des Körpers war ſchwarz, durch die Vermiſchung mit weißen Haaren grau marmorirt. Das Schwarz war ſtärker aufgetragen von den Schultern bis zum Bürzel; ſo daß in dieſer Gegend das Weibchen ſchwärzer als das Männchen war. Die Seiten des Körpers und der Hals bis zu den Ohren waren graulich; die Haare an der Wurzel weiß und an der Spitze ſchwarz; der hintere Theil der Schultern und die Seiten des Halſes falb. Das Innere der Ohren, der Ring um die Oberlefze, der ganze Unterkiefer, die Bruſt, der Bauch, der untere Theil des Schwanzes und die Umgebung des Afters waren mehr oder weniger weiß; dieſes Weiß aber nicht ſo rein und nicht ſo anſehnlich wie beim Männchen und an einigen Stellen mit Blaßgelb oder Aſchgrau gemiſcht. Der Scheitel und die Seiten des Kopfes, der obere Theil der Schnauze, der äußere der Ohren, die äußere Seite der Beine und der untere Theil der Seiten des Körpers waren röthlich oder gelblich, der innere der Beine, wie der Bauch, faſt weißlich; es hatte nicht wie das Männchen weiße Flecken über den Augen, noch auf dem Rücken. Der Ring um die Lippen, die Augbraunen, die Augenlieder, der Schnauzbart, die Naſenſpitze und alle Nägel waren ſchwarz. Der Schwanz glich dem des Hundevaters und war ganz verſchieden von dem des Männchens, der, wie geſagt, dem Schwanz der Wolfmutter glich. Der Schwanz dieſes Weibchens war kurz, platt und unterhalb weiß, oberhalb aber mit ſchwarzen, etwas falb ſchattirten Haaren bedeckt.

Vergleicht man die Haarfarbe der Füße mit der der Nägel bei dieſen zwei Individuen, dem Männchen und dem Weibchen, ſo ſcheint es, daß die Farbe der Nägel ſehr von der Farbe der über ihnen befindlichen Haare abhing; ich glaube ſelbſt, daß dieſes Verhältniß allgemein iſt und ſich leicht bei den meiſten Thieren erkennen läßt. Die Ochſen, Pferde, Hunde u. ſ. w., die unmittelbar über ihren Hörnern, Hufen, Hinterhufen u. ſ. w. Weiß haben, haben auch an dieſen letztern Theilen weiß; zuweilen ſelbſt erſcheint dieſes Weiß in Streifen, wenn die Beine und Füße verſchiedene Farben haben. Die Haut hat gleichfalls viel Verwandtſchaft mit der Haarfarbe und iſt faſt immer weiß, wo das Haar weiß iſt, wofern es nur ſeiner ganzen Ausdehnung nach weiß iſt; denn, iſt das Haar nur an der Spitze weiß und an der Wurzel roth oder ſchwarz, ſo iſt auch die Haut alsdann mehr ſchwarz oder roth als weiß.

Vom Männchen, zweite Zeugung.

Das Männchen und das Weibchen der erſten Zeugung, die am 6. Juni 1773 geworfen worden, haben ſich den 30. Dezember 1775 gepaart und das Weibchen den 3. März 1776 vier Junge geworfen; es war alſo zwei Jahre und ſieben Monate alt, als es läufig wurde, und es trug ungefähr 63 Tage, d. h. eben ſo lange wie die Hündinnen. In dieſem Wurfe waren nur ein Männchen und drei Weibchen, wovon zwei wenige Tage nach ihrer Geburt ſtarben, und am Leben blieben allein das Männchen und das Weibchen, deren zu zwei verſchiedenen Zeiten vorgenommene Beſchreibung wir nun mittheilen wollen.

Am 3. September, d. h. in einem Alter von ſechs Monaten hatte dieſes junge Männchen folgende Ausdehnungen:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers in gerader Linie von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel	2	2	"
Höhe des Vorderleibes	1	6	"
Höhe des Hinterleibes	1	5	"
Länge der Schnauze bis zum Hinterkopf	"	7	"
Entfernung der Spitze der Schnauze vom Auge	"	2	10
Entfernung des Auges vom Ohr	"	1	9
Länge des Ohrs	"	4	"
Breite des Ohrs an ſeiner Wurzel	"	2	4
Länge des Schwanzes	"	9	"
Vom Bauche bis zur Erde	"	9	6

Es war nicht möglich, dieſe nämlichen Ausdehnungen am alten Männchen zu meſſen, ſeiner Wildheit wegen. Dieſes nämliche Naturell ſcheint ſich, zum wenigſten theilweiſe, dem jungen Männchen mitgetheilt zu haben, das von ſeinem ſechſten Monat an grimmig und wild war; Blick und Haltung verriethen dieſen Charakter. Sah es einen Fremden, ſo floh es und verbarg ſich; Liebkoſungen beruhigten es nicht, und es fuhr fort, den Gegenſtand, der ihm mißfiel, ſchnell anzuſehen; es zog die Augbraunen zuſammen, hielt den Kopf geſenkt und den Schwanz zwiſchen die Beine geſchloſſen; es zitterte und bebte vor Zorn oder Furcht und ſchien alsdann denen zu mißtrauen, die es am beſten kannte; und wenn es nicht biß, ſo geſchah das vielleicht mehr aus Mangel an Kühnheit als an Bosheit. Der Mann, der für das Thier ſorgen mußte, hatte große Mühe, es am Abend in den Gärten, wo es ſich den Tag über mit ſeinen Eltern befand, in die Hände zu bekommen. Es hatte, wie ſein Vater und ſeine Großmutter, die Wölfin, einen langen und nachſchleppenden Schwanz und ähnelte

ſeinem Vater und ſeinem Großvater, dem Hunde, in dem ziemlich gedrängten Kopfe, in den faſt wagerecht liegenden Augenhöhlen und in dem ziemlich kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den Augen. Nach all dieſen Merkmalen glich es genau ſeinem Vater; aber es hatte im Verhältniſſe zu ſeinem Kopfe größere Ohren; ſie hingen faſt in ihrer ganzen Länge herab, während die des Vaters nur an ihrem Ende ungefähr um ein Drittel ihrer Länge gebogen waren. Es unterſchied ſich ferner von ſeinem Vater in der Farbe des Haares, das auf dem Rücken, an den Seiten des Körpers, auf dem obern Halſe und Schwanze ſchwarz war, und durch einen ebenfalls ſchwarzen Streifen, der über die Stirn ging und zwiſchen den Ohren und Augen endigte. Die Haarfarbe war gemiſcht aus Falb, Grau und Schwarz auf dem Obertheil der Schenkel, dem Hintertheil der Schultern, oben über dem Halſe und an den Seiten desſelben, und etwas fuchsroth, ins Braune ſpielend in dem Streifen, der über die Stirn ging; das Haar am Bauche war ſehr kurz, ſo rauh fürs Gefühl und ſo graulich wie das eines wahren Wolfes.

Den Scheitel des Kopfes, den Umring der Augen, die Seiten und den Obertheil der Naſe, den äußern Theil der Ohren und den obern der Beine bedeckte ein fuchsröthliches oder gelbliches Haar, nur auf dem äußern Rande der Ohren bis zu ihren Spitzen und auf dem Scheitel des Kopfes mit Braun gemiſcht. Dieſe gelbliche Farbe war auf der innern Seite der Vorderbeine blaſſer. Der obere Theil der innern Seite der Schenkel, ſowie der der Beine, der Vordertheil der Bruſt, der Obertheil des Schwanzes, der Umring des Afters, der innere Theil der Ohren, der untere der Backen und der ganze Unterkiefer waren ſchmutzig weiß, an einigen Stellen mit Blaßgelb gemiſcht; die Ohren waren im Innern mit dieſer ſelben gelblichen Farbe geſäumt und man ſah Spuren derſelben vorn auf der Bruſt und unter dem Schwanze. Die Vorderbeine waren wie die der Hunde; aber die Hinterbeine gebogen, und gebogener ſelbſt als die des Vaters; ſie waren nach innen etwas gekrümmt. Auch waren ſeine Füße verhältnißmäßig ſtärker als die ſeiner Eltern. Seine Nägel waren ſchwarz, eben ſo der Obertheil der Füße an den unbehaarten Stellen, und dieſes letztere Merkmal hatte er mit ſeinen beiden Eltern gemein.

Vom Weibchen, zweite Zeugung.

Dieſes junge Weibchen, am 3. September 1776 ſechs Monate alt, hatte folgende Ausdehnungen:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfes und Körpers in gerader Linie von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes. . .	2	2	„
Höhe des Vorderleibes	1	2	6

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Höhe des Hinterleibes	1	2	„
Von der Naſenſpitze bis zum Hinterhaupte	„	7	6
Von der Naſenſpitze bis zum Auge	„	3	2
Entfernung des Auges vom Ohre	„	2	4
Länge des Ohrs	„	3	10
Breite des Ohrs an ſeiner Wurzel	„	2	3
Länge des Schwanzes	„	5	10
Vom Bauche bis zur Erde	„	9	„

Aus dieſen Ausdehnungen ſieht man, daß dieſes Weibchen einen nicht ebenſo hohen Körper wie das Männchen von demſelben Alter hatte; es war auch fleiſchiger. Dieſe beiden jungen Thiere glichen ſich in ihrem Naturell ebenſo wenig wie ihre Eltern; denn dieſes junge Weibchen war ſanft wie ſeine Mutter, und das junge Männchen hatte den wilden Charakter und den grimmigen Blick ſeines Vaters. Die Gegenwart von Fremden reizte und verdroß dieſes junge Weibchen nicht; es befreundete ſich ſchnell mit ihnen, wofern ſie nur ihm ſchmeichelten; es kam ihnen ſelbſt zuvor, wenn ſie gleichgültig blieben, obwohl es ſie von ſeinen Freunden zu unterſcheiden wußte, die es immer mit Vorzug empfing und ſo ſehr mit Liebkoſungen überhäufte, daß es dadurch läſtig wurde.

Es hatte gleich ſeiner Mutter und ſeinem Hundegroßvater einen kurzen und ſtumpfen Schwanz, den untenher ein bis zur Hälfte ſeiner Länge weißes und auf dem übrigen Theile blaßfalbes, aſchgrau ſchattirtes Haar bedeckte; aber der obere Theil des Schwanzes war ſchwarz mit Blaßgelb und Aſchgrau gemiſcht und an ſeinem Ende faſt ganz ſchwarz. Sein Kopf war etwas lang und merklich länger als der des jungen Männchens; die Augenhöhlen gebogen und die Augen voneinander entfernt, aber doch nicht ſo ſehr wie die ſeiner Mutter; dieſer ähnelte es ferner in der gelblichen Farbe des Kopfſcheitels, der Stirn, des Augenumriſſes, des obern Theiles und den Seiten der Naſe bis zu ungefähr einem Zoll der Oberlippe, des äußern Theiles der Ohren, der Beine und der Seiten des Bauches; endlich glich es ihr noch in den graulichen Haaren auf der Stirn und von den Augen bis zur Naſenſpitze. Indeſſen war die gelbe oder fuchsröthliche Farbe lange nicht ſo dunkel wie bei der Mutter; ſie ſchillerte ſelbſt etwas ins Weiße; dieſes ſchien mir vom Vater herzukommen, deſſen Haar an denſelben Stellen faſt weißgelb war.

Seinem Vater ähnelte es in den Füßen und Nägeln, die weißlich waren und in den Ohren, die herabhingen. Freilich waren an dem Vater nur ſieben Nägel weißlich, wogegen ſie bei dieſem jungen Weibchen beinahe alle dieſe Farbe hatte. Auch hingen ſeine Ohren ganz herab, die des

Vaters dagegen nur zum Drittheil. Ferner hatte es wie ſein Vater einen großen länglichen Flecken unter dem Halſe, der an der Kehle anfing, ſich erweiternd über die Bruſt hinreichte und gegen die Mitte des untern Körpertheils ſpitz endigte. Auch glich es ihm in der weißlichen Farbe des Haars auf den Backen, auf dem Rande der Oberlippe, auf dem ganzen Unterkiefer, dem Umring des Afters und den Füßen, endlich in der Farbe des Bauches, die weißlich mit Aſchgrau gemiſcht war.

Mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter hatte es die grauliche Farbe des Rückens und der Seiten des Körpers, die Miſchung von Falb und Weißlich auf dem Halſe, dem Hintertheile der Schultern und dem obern Theile der äußern Seite der Schenkel gemein.

Nach der Unterſuchung und den Beſchreibungen, die wir von dieſen 4 Thieren eben gemacht haben, ſcheint es, daß ſie nach den Haarfarben mehr Aehnlichkeit mit der Wölfin als mit dem Hunde hatten; denn wie bei der Wölfin waren der ganze obere Theil und die Seiten des Körpers graulich, an einigen Stellen mit Falb gemiſcht; auch hatten ſie wie die Wölfin fuchsrothe und weißliche Farbe auf dem Kopf, an den Beinen und unter dem Bauche; nur hatte das Männchen aus der erſten Geſchlechtsfolge mehr Weiß und weniger Gelb als ſein Weibchen, was vom Hundevater, der mehr weiß als ſchwarz war, herzukommen ſchien. Indeſſen war die Beſchaffenheit des Haars nicht durchaus der des Haares der Wölfin ähnlich; denn bei dieſen 4 Thieren war es weniger ſteif, nicht ſo lang und mehr anliegend als bei der Wölfin, die überdies, wie alle fleiſchfreſſenden und wilden Thiere, unmittelbar auf der Haut ein zweites kurzes und krauſes Haar trug, welches die Wurzel der langen Haare bedeckte. An unſern 4 Thieren haben wir dieſes kleine Haar bemerkt; aber es war weder ſo kraus noch ſo dicht wie an der Wölfin, dem es gleichwohl in dieſer Eigenheit glich, da ſich dieſes Haar insgemein an unſern Hausthieren nicht findet. Außerdem war das Haar dieſer vier Thiere, obwohl der Beſchaffenheit nach von dem der Wölfin verſchieden, zu gleicher Zeit ſteifer und dicker als das des Hundes, ſo daß die Mutter auf die Farbe und der Vater auf die Natur ihres Haares eingewirkt zu haben ſchien.

Hinſichtlich der Körpergeſtalt kann man ſagen, daß ſie bei dem Männchen und dem Weibchen der erſten Zeugung mehr von der Wolfmutter als vom Hundevater herkam; denn dieſe beiden Thiere hatten wie die Wölfin von unten nach oben einen ſehr dicken Körper und viel Bauch. Der Vorderleib war ſehr niedrig, was durch die Form der Hinterbeine entſtand, die gekrümmter als die der gewöhnlichen Hunde waren. Dieſes ſtimmt vollkommen mit dem überein, was ich von den Maulthieren geſagt habe,

daß die Mutter die Größe und Geſtalt des Körpers gibt, während der Vater die der äußern Theile und der Glieder gibt.

Man ſieht auch aus den Aehnlichkeiten dieſer 4 Thiere mit dem Hunde und der Wölfin, von denen ſie herſtammten, daß der Vater mehr als die Mutter auf die Männlichen und die Mutter mehr als der Vater auf die Weiblichen einwirkt; denn das Männchen der erſten Geſchlechtsfolge hatte wie ſein Hundevater einen kurzen Kopf, halbhangende Ohren, faſt wagerecht geöffnete und einander ziemlich nahe ſtehende Augen, weiße Nägel und Füße; und das junge Männchen der zweiten Geſchlechtsfolge hatte ebenfalls einen kurzen Kopf, wagerecht geöffnete und einander ziemlich naheſtehende Augen und Ohren, die noch mehr als jene des Vaters herabhingen.

Zugleich ſcheint es, daß die Wolfmutter ebenſo viel Einfluß auf die Form des Schwanzes der Männchen als auf die ihres Körpers gehabt hatte; denn dieſe Männchen, ſo der erſten wie der zweiten Zeugung, hatten gleicher Weiſe einen langen, nachſchleppenden Schwanz wie ihre Großmutter, die Wölfin. Es ſcheint auch, daß die Wolfmutter mehr Einfluß als der Hundevater auf die Kopfgeſtalt der Weibchen gehabt hat, da beide, das der erſten und der zweiten Zeugung, einen längern Kopf, gebogene und voneinander entferntere Augen, eine aufgeworfenere Naſenſpitze und geradere Ohren hatten, Eigenſchaften, die nur von der Wölfin herkommen können; während dagegen dieſe nämlichen 2 Weibchen den kurzen Schwanz des Hundgroßvaters und die weiße Farbe des untern Halſes der Füße und der Nägel hatten, was auch noch beweiſt, daß die äußerſten Körpertheile durch den Vater und nicht durch die Mutter beſtimmt werden.

Faſſen wir die eben auseinandergeſetzten Erſcheinungen kurz zuſammen, ſo ergibt ſich:

1. Daß der Hundegroßvater mehr Antheil als die Wolfgroßmutter an der Bildung des Kopfes des Männchens und des Schwanzes des Weibchens der erſten Zeugung gehabt zu haben ſcheint und daß umgekehrt die Wölfin mehr Antheil als der Hund an der Bildung des Kopfes des Weibchens und des Schwanzes des Männchens dieſer nämlichen zweiten Zeugung gehabt hat.

2. Es ſcheint, daß das Männchen dieſer erſten Zeugung die Merkmale, die es vom Hunde und der Wölfin empfangen, auf das junge Männchen der zweiten Zeugung übertragen und daß hinwiederum auch ſein Weibchen auf das junge Weibchen der zweiten Zeugung die Merkmale übertragen hat, die es von der Wölfin und dem Hunde empfangen hatte, ausgenommen die Ohren und das Weiß der Füße und Nägel, die bei dieſem erſten jungen Weibchen von ſeinem Vater herzurühren ſchienen; was zu beweiſen

ſcheint, daß der Vater nicht allein auf die äußerſten Körpertheile der Männchen, ſondern auch auf die der Weibchen einwirkt. In der That, dieſe vier Thiere, Männchen und Weibchen, ähnelten nach der Form der Füße weit mehr dem Hunde als dem Wolfe, obwohl ihre Hinterbeine etwas gekrümmt waren; ſie hatten wie der Hund einen im Verhältniſſe zum Beine breiten Fuß; und außerdem, anſtatt daß ſie, wie der Wolf auf dem untern Theile des Fußgelenks gingen, war im Gegentheil, wie beim Hunde, dieſer Theil unter dem Gehen ziemlich gerade, ſo daß nur der untere Theil ihrer Füße auf der Erde ruhte.

So ſehr die phyſiſche Miſchung der Körpertheile des Hundes und der Wölfin ſich leicht an dieſen vier Thieren erkennen ließ, ebenſo bemerklich erſchien die Miſchung, die man die moraliſche nennen könnte, in ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten.

1. Jedermann weiß, daß die Hunde, wann ſie alt ſind, um zu harnen, ein Bein aufheben; denn, wenn ſie jung ſind, ſo hucken ſie ſich, wie die Weibchen; unſer herangewachſenes Männchen, d. h. das der erſten Geſchlechtsfolge, hob ebenfalls das Bein auf; und das junge, ſechs Monat alte Männchen huckte ſich.

2. Die Wölfe heulen und bellen nicht; unſere vier Thiere bellen wirklich in einem heiſern Ton, und zugleich heulten ſie auch wie die Wölfe, und ferner hatten ſie ein kleines Geſchrei, ein Gemurr des Vergnügens oder der Begierde, wie das eines Hundes, der ſich ſeinem Herrn nähert. Obwohl ſie mit Mühe zu bellen ſchienen, unterließen ſie es doch nie, wann ſie Fremde oder andere Gegenſtände, die ſie beunruhigten, ſahen. Sie ließen ihr kleines Geſchrei oder Gemurr in der Begierde und Freude hören und ſie heulten immer, wenn ſie ſich langweilten oder Hunger hatten; aber hierin thaten ſie nur wie die Hunde, die man zu lange eingeſchloſſen hält. Die Veränderungen der Luft ſchienen ſie im Voraus zu empfinden; denn wenn es regnen wollte oder bei feuchter Witterung, heulten ſie ſtärker und öfter als bei ſchönem Wetter. Die Wölfe in den Wäldern haben dieſen nämlichen Naturtrieb, und man hört ſie bei ſchlechtem Wetter und vor den Gewittern heulen. Uebrigens heulten die beiden jungen Thiere der zweiten Zeugung mit weniger Schwierigkeit als die der erſten; ſie heulten nicht ſo oft, und immer erſt, nachdem ſie gebellt hatten, ließen ſie ihr Geheul hören; ſie ſchienen alſo der Stimme nach ſich weit mehr der Art des Hundes als der des Wolfes zu nähern.

3. Sie hatten eine ziemlich ſeltſame und an unſern Hunden nicht gewöhnliche Eigenheit; nämlich ſie ſcharrten die Erde mit ihrer Schnauze auf, um ihren Koth zu verbergen oder den Reſt ihres Fraßes aufzuheben, wogegen ſich die Hunde zu dieſem Behufe ihrer Nägel bedienen. Nicht

allein machten ſie mit ihrer Schnauze kleine Löcher in den Grund, ſondern gruben auch eine Grube, groß genug, um ſich hinein zu legen, was wir an unſern Haushunden nie geſehen haben.

4. Man hat geſehen, daß von unſern 4 Thieren die beiden Männchen wild und boshaft waren und die beiden Weibchen dagegen zutraulich und ſanft; das alte Männchen ließ ſogar ſeine Bosheit an ſeiner ganzen Familie aus, als hätte es ſie nicht gekannt; wenn es bisweilen gegen ſein Weibchen zärtlich war, ſo mißhandelte es bald darauf dasſelbe ebenſo wie ſeine Jungen; es ſchmiß ſie nieder, biß ſie hart und erlaubte ihnen nicht eher aufzuſtehen, als bis ſein Zorn ſich gelegt hatte. Die Weibchen geriethen dagegen wider Niemanden in Zorn, wofern man ſie nicht reizte; ſie bellten nur gegen die Leute, die ſie nicht kannten; aber ſie ſprangen nie gegen ſie an.

5. Das Männchen und das Weibchen der erſten Zeugung hatten einen ſehr guten Geruch; aus großer Entfernung ſpürten ſie und unterſchieden ohne Hülfe der Augen von Weitem die Fremden und die, welche ſie kannten; ſie ſpürten ſelbſt durch die Mauern und Verſchläge, welche ſie einſchloſſen, hindurch; denn ſie heulten, wenn ein Fremder um ihren Stall ging, und bezeugten im Gegentheil Freude, wenn es Bekannte waren. Man hat aber bemerkt, daß die Männchen zuerſt durch den Geruch benachrichtigt wurden; denn die Weibchen heulten oder bellten in dieſem Falle erſt nach den Männchen.

6. Sie athmeten einen ſtarken Geruch aus, der ſehr dem Geruch des Wolfes ähnelte; denn die Haushunde irrten ſich darin nicht, ſondern flohen, als wären es echte Wölfe geweſen. Auf der Reiſe unſerer 4 Thiere von Namur nach Paris, geſchweige, daß die Hunde auf dem Lande ſich ihnen genähert hätten, flohen ſie vielmehr vor ihnen, ſobald ſie ihrer anſichtig geworden oder ſie geſpürt hatten.

7. Wann dieſe vier Thiere zuſammen ſpielten, und eins von ihnen mißvergnügt war und ſchrie, weil es ſich gequetſcht oder verwundet fühlte, ſo ſtürzten die andern ſogleich über es her, wälzten es, zogen es am Schwanze, an den Füßen u. ſ. w., bis es zu klagen aufhörte, und dann fuhren ſie fort, mit ihm zu ſpielen, wie zuvor. Dieſelbe Sache habe ich an mehreren Thierarten und ſelbſt an der der Mäuſe geſehen. Ueberhaupt können die Thiere kein Schmerzgeſchrei an einem von ihresgleichen leiden und beſtrafen es, wenn es dieſes Geſchrei zu ungelegener Zeit von ſich gibt.

8. Ich wollte den Naturtrieb unſerer vier Thiere, ſei es in Abſcheu oder in Muth, kennen lernen; und da vorzugsweiſe die Katzen von den Hunden gehaßt werden, ſo ließ man eine Katze in den geſchloſſenen Garten

hinein, wo man ſie den Tag über hielt. Sobald ſie dieſelbe wahrnahmen, beeilten ſie ſich alle, ſie zu verfolgen; die Katze kletterte auf einen Baum und unſere vier Thiere reihten ſich gleichſam, um ſie zu bewachen, und wendeten das Geſicht nicht von der erwarteten Beute ab. Wirklich, ſobald man den Aſt, auf dem ſich die Katze hielt, abbrach, und ſie herabfiel, faßte das alte Männchen ſie mit ſeinem Rachen auf, noch ehe ſie den Boden berührte. Es tödtete ſie vollends mit Hülfe ſeiner Familie, die ſich zu dieſer Verrichtung vereinte; und gleichwohl fraßen weder die einen noch die andern von ihrem Fleiſch, gegen das ſie ebenſo viel Widerwillen zeigten, wie die gewöhnlichen Hunde gegen ſolcherlei Fleiſch haben.

Des andern Tages ließ man in denſelben Garten eine große Hündin von der Raçe der Doggen. Man ließ das alte Männchen gegen ſie los, das ſogleich auf ſie zuſchoß, und anſtatt ſich zu vertheidigen, legte ſich die Hündin platt zur Erde. Es beroch ſie in dieſer Lage, und ſobald es ihr Geſchlecht erkannt hatte, ließ es ſie in Frieden. Hierauf ließ man das alte Weibchen hereinkommen, welches Anfangs gleich dem Männchen auf ſie zuſchoß, dann über ſie herfiel, und dieſe floh und ſtellte ſich an einer Mauer auf, wo ſie ſo feſten Stand hielt, daß das Weibchen ſich mit einem zweiten Angriffe begnügte; darüber trat das Männchen als Vermittler zwiſchen ſeinem Weibchen und der Hündin auf; es verſetzte ſeinem Weibchen ſogar einen Hieb mit den Zähnen, um es zu zwingen, den Kampf aufzugeben. Als man indeſſen den Vermittler an die Kette gelegt hatte, um ſeinem Weibchen volle Freiheit zu laſſen, ſchlich dieſes blos um die Hündin her, ſie von hinten zu faſſen ſuchend; und das iſt eben der wahre Gang des Wolfes, der in ſeinen Angriffen immer mehr Liſt als Muth gebraucht. Gleichwohl ſchien das alte Männchen Kühnheit und Muth zu haben; denn es zögerte nicht, ſich auf die Hunde zu ſtürzen; es griff ſie tapfer an, und ohne daß es ſie von hinten zu überraſchen ſuchte. Uebrigens bellte weder das Männchen noch das Weibchen von unſern Zwitterthieren, wie es die Hunde thun, wenn ſie ſtreiten; ihr Haar ſträubte ſich, und ſie brummten nur etwas, bevor ſie ihren Feind angriffen.

Einige Tage hernach ließ man einen Bauernhund hinein, der faſt ebenſo groß und ſtark wie unſer altes Männchen war; dieſes griff ihn ohne Bedenken an. Der Bauernhund vertheidigte ſich Anfangs ziemlich gut, weil er durch ſeinen Herrn gehetzt wurde; als aber dieſer Mann genöthigt war, den Garten zu verlaſſen, weil unſer altes Männchen ſich auf ihn ſtürzen wollte und ihn ſchon bei den Kleidern gefaßt hatte, verſchanzte ſich ſein Hund ſogleich vor dem Thor, durch welches ſein Herr hinausgegangen war, und wagte nicht mehr, im Garten zu erſcheinen.

Dieſe ganze Zeit über äußerte das alte Weibchen viel Ungeduld zu kämpfen; aber ehe man ihm die Freiheit dazu gab, glaubte man, ſein Männchen anbinden zu müſſen, um den Kampf gleich zu machen. Nachdem man alſo dies Weibchen in Freiheit geſetzt hatte, ſchoß es ſogleich auf den Hund zu, der ſeine Stellung nicht verlaſſen hatte und deßhalb nur von vorn angegriffen werden konnte; auch faßte es gleich nach dem erſten Angriff den Entſchluß, keinen geregelten Kampf zu wagen; es begnügte ſich damit, behende um den Hund her zu laufen, um, wo möglich, ihn von hinten zu überraſchen, wie es einige Tage zuvor mit der Hündin gethan hatte, und da es ſah, daß ihm dieſes nicht gelang, blieb es ruhig.

Weil man vermuthete, daß der geringe Widerſtand und Muth, welchen dieſer Bauernhund, der ſonſt für bedeutend ſtark und boshaft galt, gezeigt hatte, daß dieſer geringe Muth, ſage ich, vielleicht daher rührte, weil er auf fremdem Gebiet ſich befand, und er in der Wohnung ſeines Herrn kühner ſein möchte, ſo führte man das alte Männchen an der Kette dorthin; der Bauernhund aber, obwohl auf ſeinem Ruheplatze, ſchien ſehr erſchrocken und wagte nicht den Winkel, wohin er ſich verkrochen hatte, zu verlaſſen, ſo daß er ohne Kampf beſiegt wurde; denn er würde, da er bei ſeinem Herrn war, unfehlbar unſer Männchen angegriffen haben, wenn er nicht beim erſtenmal die Ueberlegenheit ſeiner Kraft erkannt hätte.

Aus dieſen Proben und andern ähnlichen Thatſachen, welche die Führer oder Aufſeher dieſer Hunde uns berichtet haben, ſieht man, daß nie ein Hund ſie anzugreifen gewagt hat; und ſo ſcheinen ſie noch in ihren Individuen ihren natürlichen Feind, d. h. den Wolf zu erkennen.

Vom Weibchen, dritte Zeugung.

Im November des Jahres 1776 ließ ich das Männchen und das Weibchen, die im März des Jahres vorher geboren waren, nach meinem Gute Büffon bringen. Bei der Ankunft ſetzte man ſie in einen großen Hof, wo ſie ungefähr 2 Jahre blieben, und wo ich ihnen eine kleine Hütte bauen ließ, um ſie bei ſchlechtem Wetter und des Nachts unter Dach zu bringen. Dort lebten ſie ſtets in ziemlich guter Eintracht, und man ſah nicht, daß ſie Abneigung gegeneinander hatten; nur ſchien das Männchen mit dem Ende des erſten Jahres ein gewiſſes Anſehen über ſein Weibchen gewonnen zu haben, denn oft erlaubte es ihnen nicht, zuerſt die Nahrung zu berühren, zumal wenn es Fleiſch war.

Ich befahl, daß man ſie nicht mit den Hunden des Dorfes ſolle zuſammen gehen laſſen, beſonders ſeit ſie das Alter von 18 bis 20 Monaten erreicht hatten, damit ſie ſich nicht mit ihnen paarten. Dieſe Vorſicht ſchien mir nothwendig; denn da mein Zweck war, zu ſehen, ob

nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl von Zeugungen dieſer Zwitter nicht zur Art des Wolfes oder auch zu der des Hundes zurückkehren würden, ſo war es weſentlich, die Raçe ſtets rein zu erhalten, indem man nur die Individuen, die aus ihr herſtammten, ſich paaren ließ. Man begreift wohl, daß, wenn man dieſe Zwitterthiere, anſtatt ſie miteinander zu vereinigen, beſtändig und nacheinander mit dem Hunde vereint hätte, die Raçe unfehlbar nach und nach das Gepräge dieſer letztern Art wieder angenommen und zuletzt alle Merkmale, durch die ſie dem Wolf ähnelte, verloren haben würde. Ebenſo hätte es ſich, obwohl mit einem verſchiedenen Ergebniſſe, verhalten, wenn man ſie umgekehrt beſtändig und nacheinander mit dem Wolfe gepaart hätte; nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl von Zeugungen würden die Individuen nicht mehr Zwitter geweſen ſein, ſondern Thiere, die in Allem der Art des Wolfes glichen.

Zu Ende des Jahres 1777 ſchienen dies Männchen und dies Weibchen der zweiten Zeugung ihr volles Wachsthum erreicht zu haben; indeſſen begatteten ſie ſich erſt den 30. oder 31. Dezember 1778, d. h. in einem Alter von ungefähr 2 Jahren und 10 Monaten. Auch die Wolfsart iſt faſt in dieſem Alter zeugungsfähig; und daher ſcheint es, daß unſere Zwitterthiere nach der Zeit, worin ſie zeugen können, mehr Aehnlichkeit mit dem Wolf als mit dem Hunde hatten, der gewöhnlich in dem Alter von einem Jahr und einigen Monaten zeugt. Zu dieſer erſten Aehnlichkeit zwiſchen dem Wolf und unſern Zwittern muß man eine zweite fügen, die der Fruchtbarkeit nämlich, welche beinahe dieſelbe zu ſein ſchien. Unſere Zwitter, ſowohl die der erſten wie die der zweiten Geſchlechtsfolge, haben nur einmal in 2 Jahren Junge hervorgebracht; denn das Männchen und das Weibchen der erſten Geſchlechtsfolge, die zum erſtenmal den 3. März 1776 gezeugt haben, und die ich im November desſelben Jahres an die Menagerie von Verſailles ſchickte, haben zum zweitenmal erſt im Frühling 1778 gezeugt; und ebenſo hatten das Männchen und das Weibchen der zweiten Geſchlechtsfolge, die zum erſtenmal auf meinem Gute Büffon gezeugt hatten, 21 Monate nach ihrer erſten Begattung nicht das mindeſte Zeichen von Brunſt oder Geſchlechtsliebe gegeben.

Und hinſichtlich der Fruchtbarkeit in der Art des im Naturzuſtanre lebenden Wolfes haben wir mehrere Gründe, zu glauben, daß ſie nicht ſo groß iſt, als man hat behaupten wollen, und daß, anſtatt einmal jedes Jahr hervorzubringen, der Wolf wirklich nur ein einzigesmal in 2 und vielleicht ſelbſt in 3 Jahren hervorbringt; denn, 1. ſcheint es gewiß, daß, wenn die Wölfin jährlich 6 bis 7 Junge würfe, wie mehrere Schriftſteller es verſichern, die Art des Wolfes ungeachtet des Krieges, den man unaufhörlich gegen dieſen Feind unſerer Heerden führt, weit zahlreicher

ſein würde; außerdem ſcheint hier die Analogie ein Beweis zu ſein, den man nicht zurückweiſen kann. Unſere Zwitterthiere hatten nach ihren innern Eigenſchaften ſowohl, als nach dem Geruch und mehreren äußern Merkmalen ſo viel Aehnlichkeit mit dem Wolf, daß es nicht wohl möglich iſt, zu glauben, ſie unterſchieden ſich gerade in einem der weſentlichſten Punkte, nämlich in dem der Fruchtbarkeit.

2. Für einen Wolf, den man tödtet, gibt es vielleicht 100 Hunde, die dasſelbe Loos trifft, und gleichwohl iſt dieſe letztere Art noch unendlich zahlreicher als die des Hundes, obſchon ſie allem Anſchein nach nur viermal fruchtbarer iſt. 3. Man kann bemerken, daß, wenn man in einem Jahre eine Tracht junger Wölfe mit ihrer Mutter in einem Walde geſehen hat, man gewöhnlich das folgende Jahr keine ſieht, obſchon dieſe Mutter ihren Aufenthalt nicht gewechſelt hat, wofern nicht etwa noch andere Wölfinnen bei ihr ſind; und würfe die Wölfin jährlich, ſo würde man dagegen jedes Jahr die Jungen, geführt von ihrer Mutter, im Frühling ſich über die Felder verbreiten ſehen, um hier ihre Nahrung und Beute zu ſuchen; allein da wir kein Beiſpiel von dieſer Erſcheinung haben und außerdem alle Gründe, welche wir eben auseinandergeſetzt haben, uns triftig ſcheinen, ſo beharren wir bei dem Glauben, daß die Wölfin nur höchſtens einmal in zwei Jahren Junge hervorbringt, wie die Weibchen unſerer Zwitterthiere.

Den 4. März 1779 warf das Zwitterweibchen der zweiten Zeugung ſeine Jungen, deren 7 waren, und die, wie der Vater oder wie die eben zur Welt gekommenen jungen Wölfe, eine braune oder ſchwärzliche Farbe zu haben ſchienen; und da dieſes Weibchen den 30. oder 31. Dezember vorigen Jahrs belaufen worden war, ſo iſt offenbar die Tragzeit nur 63 Tage geweſen, wie in der Art des Hundes, und nicht $3^1/_2$ Monat, wie man, aber vielleicht ohne Grund, von der Art des Wolfes ſagt; denn nimmt man auch hier die Analogie zur Führerin, ſo kann man nicht wohl umhin, zu glauben, daß die Tragzeit in der Art des Hundes und in der des Wolfes dieſelbe Dauer habe, da dieſe Thiere ſich in ſo vielen Beziehungen gleichen und ſo viel Aehnlichkeit untereinander haben, daß man nicht zweifeln kann, daß ſie zu derſelben Gattung und zu Arten gehören, welche ſich weit näher ſtehen, als die des Eſels und des Pferdes; denn dieſe letztern Thiere bringen miteinander nur Weſen hervor, welche ſich nicht dnrch die Zeugung fortpflanzen können, d. h, unvollkommene Weſen, denen die Natur die koſtbarſte ihrer Gaben verweigert hat, die Gabe, ſelbſt über ihr Lebensziel hinaus in einer Nachkommenſchaft zu leben oder da zu ſein; während der Wolf und der Hund durch ihre Vereinigung Einzelweſen hervorbringen, die andern Einzelweſen das Daſein zu geben vermögen, weil ſie mit allen zur Fortpflanzung nöthigen Fähigkeiten begabt ſind.

Einige Stunden, ehe es warf, machte dieſes Weibchen in einem Winkel und mit vieler Sorgſamkeit ein Strohbett zurecht, um ſeine Familie darauf niederzulegen. Es war eine Grube in der Form eines Neſtes, die durch einen rund umhergehenden erhabenen Rand geſchützt wurde. Als die Jungen geboren waren, sputete ſich das Weibchen, ſich der mütterlichen Pflichten gegen ſie zu entledigen; es hörte faſt nicht auf, ſie zu lecken, zu liebkoſen und ihnen ihren Zuſtand behaglich zu machen; ſeinem Männchen erlaubte es nicht, ihnen nahe zu kommen und ſchien zu fürchten, es möchte ihnen etwas zu Leide thun. Doch dieſe Beſorgniß, dieſe Aeußerungen mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe waren nicht von langer Dauer; bald nahm eine barbariſche Wuth ihre Stelle ein. Zwei bis drei Stunden nach ihrer Geburt war die Perſon, welche dieſe jungen Thiere warten ſollte, neugierig genug, ſie beſichtigen zu gehen; ſie wollte ſie berühren oder in die Hand nehmen, um ſie nahebei zu beſehen, und mehr war nicht nöthig, um die Mutter zu reizen, die ſich alſogleich auf ihre neugebornen Jungen warf, oder ſie wüthend aus den Händen riß, um ſie alsdann zu verſchlingen, oder zu ihrer Beute zu machen; denn ſie fraß dieſelben, als wäre es ihre gewöhnliche Nahrung geweſen. Sechs von dieſen jungen Thieren, die ſo berührt oder betaſtet wurden, hatten das nämliche Schickſal, ſo daß uns von dieſer erſten Tracht einzig das junge Weibchen übrig blieb, deſſen Beſchreibung wir geben.

Wir wollen in dieſer Hinſicht bemerken, daß mehrere junge weibliche Thiere auf ſolche Weiſe die Jungen ihrer erſten Tracht freſſen, wenn man ſie in dem Augenblicke, worin ſie zur Welt kommen, berührt; die Säue gehören vorzugsweiſe zu dieſer Zahl und thun das mehr als irgend ſonſt ein Weibchen; aber dieſe Handlungen einer wilden Grauſamkeit ſind, ſo ſeltſam ſie erſcheinen mögen, nichtsdeſtoweniger nur die Folgen einer allzu großen Anhänglichkeit, einer ausſchweifenden Liebe oder vielmehr einer phyſiſchen Zärtlichkeit, die an Wahnſinn gränzt. Denn die Natur hat die Mütter, indem ſie ihnen die Sorge auftrug, ihre Familie mit ihrer Milch zu ernähren und groß zu ziehen, zu gleicher Zeit mit Liebe und Zärtlichkeit begabt; ſonſt hätte ſie ihren wahren Zweck verfehlt, die Erhaltung nämlich und die Fortpflanzung der Weſen, da, wofern die Mütter aller Liebe zu ihren Jungen entbehrten, dieſe letztern aus Mangel an Fürſorge faſt in ihrer Geburt umkommen würden. Man darf alſo mit einigem Grunde glauben, daß dieſe jungen Mütter ihre eben geborne Familie nur in der Furcht umkommen laſſen, man möchte ſie ihnen rauben, oder auch, weil ſie wollen, daß dieſes von der Natur ihnen anvertraute, koſtbare Gut ſein Wohl nur ihrer eigenen Sorge verdanken ſolle.

Uebrigens iſt das Zwitterweibchen der zweiten Geſchlechtsfolge, von

welchem wir hier ſprechen, ſtets ſehr anhänglich an ſeine Tochter geweſen. Es litt nicht, wie ſchon geſagt, daß im Anfange ſein Männchen ſich ihr näherte, und erſt nach Verlauf einiger Wochen geſtattete es ihm, an der Erziehung ihrer jungen Gefährtin einigen Theil zu nehmen. Aber beide hörten von dieſer Zeit an nicht auf, ihr ihre Sorgen zu widmen; ſie ließen ſie faſt nie allein gehen, ſie begleiteten ſie faſt auf allen ihren Schritten und Tritten; ſie nöthigten ſie ſelbſt zuweilen in ihrer Mitte zu gehen, und ſelten rührten ſie ihre Nahrung an, bevor ſie ihren Theil genommen hatte. Man gab ihnen oft ganze Hämmel zu ihrer Nahrung; alsdann ſchienen Vater und Mutter ihre kleine Gefährtin anzutreiben, daß ſie zuerſt ſich daran weiden ſollte; konnte ſie aber dieſe Beute nicht anbeißen, ſo erleichterten die Eltern ihr den Fraß, indem ſie ſelbſt den Anbiß machten.

Dieſes den 4. März 1779 geworfene junge Weibchen der dritten Zeugung empfing nur eine halbe häusliche Erziehung; von ſeiner Geburt an blieb es faſt immer mit ſeinen Eltern in einem geräumigen Keller eingeſchloſſen, aus dem man ſie nur bisweilen herauskommen ließ, um auf einem großen Hofe friſche Luft zu ſchöpfen; man begnügte ſich damit, ihnen zu beſtimmten Stunden die Nahrung zu geben, und hielt es für unnütz, dieſem jungen Weibchen zutrauliche und geſellige Sitten beizubringen; denn mein Zweck in der Erhaltung dieſer Thiere war wirklich kein anderer, als die Frucht ihrer Zeugung zu beobachten. Auch war dieſes junge Weibchen ſehr ſchüchtern und wild, aber gleichwohl weder trotzig noch boshaft; es hatte im Gegentheil ein durchaus ſanftes und friedfertiges Naturell. Es machte ihm ſelbſt Vergnügen, mit den gewöhnlichen Hunden zu ſpielen, ohne daß es ihnen ein Leid zuzufügen ſuchte; und doch war es 21 Monate alt und beſaß folglich Stärke genug, um anzugreifen oder abzuwehren; aber ich muß bemerken, daß die Hunde ſich ihm nur mit Widerwillen näherten, als ob ſie noch in ihm den Geruch ihres Feindes ſpürten. Trat man in den Raum, worin es eingeſchloſſen war, ſo begnügte es ſich damit, ſich an den Boden anzuſchmiegen, als hätte es ſich dann hinlänglich verborgen geglaubt, mit unſtäten Augen allen Bewegungen zu folgen, die man machte, und ſeinen Fraß nicht anzurühren, ſo lange man es betrachtete. War man bei ihm und wendete den Rücken und ließ die Hände herabhangen, ſo näherte es ſich ſachte und leckte ſie; ſobald man ſich aber ſeitwärts wendete, zog es ſich ſchnell zurück und duckte ſich von Neuem auf den Boden, wo man es berühren, bei den Ohren und Pfoten nehmen und ihm ſelbſt den Rachen öffnen konnte, ohne daß es Luſt zu beißen zeigte. Gab man ihm die Freiheit im Garten, ſo war es zwar nicht ſehr leicht wieder zu ergreifen, weil es floh, ſobald man ſich ihm

nähern wollte; aber war es einmal ergriffen, ſo ließ es ſich fortführen oder ſogar forttragen, wenn man wollte, ohne Widerſtand zu leiſten und ohne Zorn zu zeigen. Man kann alſo ſagen, daß dieſes junge Weibchen, obwohl ſchüchtern und wild, dennoch der Milde ſeiner Sitten und ſeines Naturells nach, ſeiner Großmutter und ſeiner Mutter ähnelte, die eine ganz häusliche Erziehung empfangen hatten und daher immer ſehr milde, ſchmeichleriſch und zutraulich waren; und das iſt wieder ein Beweis von dem, was wir in Betreff dieſer Thiere geſagt haben, nämlich, daß der Hund, wenn er ſich mit der Wölfin paart, den Weibchen, die aus dieſer Vereinigung hervorgekommen, ſein Naturell und ſeine Sitten gegeben zu haben ſcheint, und daß die Weibchen auch dieſe nämlichen innern Eigenſchaften den andern Weibchen, deren Mutter ſie geweſen, übermacht haben; daß umgekehrt die Wölfin, wenn ſie ſich mit dem Hunde paart, den Männchen, die aus dieſer Vereinigung hervorgekommen, ihr Naturell und ihre Sitten gegeben hatte, und daß dieſe Männchen auch dieſe nämlichen innern Eigenſchaften den andern Männchen, deren Väter ſie geweſen, übermacht haben.

Wir wollen von dieſem Weibchen, das uns aus der dritten Geſchlechtsfolge geblieben iſt, die Beſchreibung geben. Zuerſt werden wir das auseinanderſetzen, was dieſes junge Weibchen mit dem Wolfe gemein hatte, und hierauf die Aehnlichkeiten, die es mit dem Hunde haben mochte, und wir werden aus dieſer Vergleichung ſehen, daß es, wie alle andern Weibchen dieſer Raçe, weit mehr Aehnlichkeit mit dem Wolf als mit dem Hunde hatte. Es wäre ſehr zu wünſchen geweſen, man hätte auch ein Männchen von derſelben Tracht gehabt, wie wir es hatten, um die beiden vorigen Geſchlechtsfolgen zu beſchreiben; wir würden geſehen haben, ob dieſes Männchen, ſo wie ſein Großvater und ſein Vater, der Form des Kopfes nach, der Art des Hundes ähnlicher als der des Wolfes, und ob ſeine Sitten mit denen dieſes letztern Thieres übereinſtimmend geweſen wären; dieſes hätte, was wir in Betreff des Einfluſſes der Männchen und der Weibchen in der Zeugung dieſer Thiere geſagt haben, beſtätigt oder entkräftet.

1. Dieſes junge Weibchen von der dritten Zeugung hatte in ſeiner Miene, ſeinem Gange, ſeiner Art zu laufen und ſeiner Fähigkeit zu heulen viel Uebereinſtimmendes mit dem Wolfe; nie hat man es bellen hören; aber der Ton und die Biegungen ſeiner Stimme, wann es heulte, waren genau dieſelben wie die des Wolfes. 2. Es hatte auch, wie der Wolf, einen am Bauch von unten nach oben ſehr dicken und am Vorderleib höhern Körper als am Hinterleib, der ſich ſehr merklich bis zur Wurzel des Schwanzes immer mehr ſenkte. 3. Es glich ferner dem Wolf in der

Form ſeines Kopfes, deſſen Schnauze bei den Augen dick und an der Spitze dünn war, und in ſeinen kurzen, geraden und ſpitz auslaufenden Ohren; 4. in den Hundszähnen, die im Verhältniſſe zum Wuchſe des Thieres ſehr groß und dicker als die der gewöhnlichen Hunde waren. Das ſind die Hauptmerkmale, welche dieſes Weibchen der Wolfsart näherten und allen Weibchen der erſten Zeugung übermacht worden zu ſein ſcheinen. Wir wollen nur bemerken, daß auf der Tafel, welche das Weibchen der zweiten Zeugung, d. h. die Mutter deſſen, das wir hier beſchreiben, darſtellt, die Ohren halb gekrümmt ſind, weil das Thier jung war, als es gezeichnet wurde, und ſeine Ohren noch nicht die Eigenthümlichkeit angenommen hatten, ſich ganz gerade zu halten; nachmal aber ſind ſie es geweſen und haben dieſelbe Form wie die Ohren der andern Weibchen gehabt. Wir wollen noch hinzufügen, daß das Weibchen der dritten Geſchlechtsfolge von dem in dieſer Beſchreibung die Rede iſt, einen langen, gut behaarten und dem des Wolfes ganz ähnlichen Schwanz hatte, und daß es, dieſem letztern Merkmale nach, ſich von ſeiner Großmutter und ſeiner Mutter, die einen kurzen Schwanz hatten, zu entfernen und ſeinem Großvater und ſeinem Vater, die einen ſehr langen Schwanz hatten, ſich zu nähern ſchien.

Es ähnelte ſeinem Vater 1. in der braunen, graulich gemiſchten Farbe auf dem Rücken, den Seiten des Kopfes, dem obern Theile des Halſes und in der ſchwärzlichen Farbe auf dem Kopf und der Stirn. Hinſichtlich dieſer Haarfarbe wollen wir bemerken, daß auf der Tafel, welche das Männchen der zweiten Zeugung, d. h. den Vater des Weibchens, von dem hier die Rede iſt, darſtellt, das Haar eine braunere Farbe hat, weil dieſes Männchen, das in einem Alter von 6 bis 7 Monaten gezeichnet wurde, noch nicht ſeine wahre Farbe bekommen hatte; dieſe war nachmal der des Weibchens, von dem wir hier reden, ſehr ähnlich, d. h. braun mit Grau gemiſcht. Wir wollen hinzufügen, daß dieſes Weibchen mehr ſchwärzliche Farbe als ſein Vater und ſeine Mutter auf dem ganzen obern Theile der Schnauze hatte. 2. Es ähnelt ſeinem Vater in dem mit Schmutzigweiß gemiſchten Grau unter dem Körper von der untern Bruſt an bis zum Bauche; in der röthlichen Farbe auf der äußern Seite der Beine, auf den Seiten der Naſe und dem äußern Theile der Ohren, wo ſie mit bräunlicher Farbe ſchattirt war; in der ſchwärzlichen, welche die Ohren ſäumte; in dem Weiß auf der innern Oberfläche der Ohren, dem untern Theile der Backen, dem Unterkiefer, dem innern Theil der Schenkel und Beine und auf dem Unterleib und um den After; doch in dieſer Hinſicht müſſen wir bemerken, daß bei allen männlichen und weiblichen Individuen dieſer Zwitterraçe immer mehr oder weniger

Weiß auf allen dieſen verſchiedenen Theilen war, und folglich die Väter und Mütter gleicher Weiſe zur Beſtimmung dieſer Farbe können beigetragen haben. 3. Endlich ähnelte dieſes Weibchen ſeinem Vater in der Farbe aller Nägel und in der Form und Lage der Augen, deren Höhlen, wie beim Hunde, faſt wagerecht ſtanden; aber es ähnelte dem Vater und der Mutter in der Beſchaffenheit des Haares, das keinen Flaum an ſeiner Wurzel hatte, und, ohne ſo grob für das Gefühl zu ſein, wie das des Wolfes, dennoch weit gröber als das des Hundes war.

Vergleicht man dieſe Beſchreibung mit den vorigen, ſo wird man ſehen, daß ſie zur Beſtätigung der meiſten Folgerungen dient, die wir ſchon in Betreff dieſer Zwitterthiere aufgeſtellt haben; indeſſen iſt es wahr, daß die Mutter hier nicht auf die Form der Augen eingewirkt zu haben ſchien, die bei allen Weibchen immer wie die des Wolfes gebogen waren, wogegen die Augen unſeres Weibchens, dritter Zeugung, wagerecht lagen, wie die des Vaters oder vielmehr wie die des Hundes; außerdem hatte es nicht, wie ſeine Großmutter und ſeine Mutter, einen kurzen und ſtumpfen, ſondern im Gegentheil einen ſehr langen und nachſchleppenden Schwanz; was anzudeuten ſcheint, daß hier das Männchen auf dieſe verſchiedenen Theile mehr als die andern Männchen in den vorhergehenden Zeugungen eingewirkt hatte. Uebrigens werfen all dieſe Thatſachen, wohl erwogen, das nicht um, was wir vorher aufgeſtellt haben, da wir ja immer glaubten, daß die Männchen mehr als die Weibchen auf die Form der äußerſten Körpertheile einwirkten; aber trotz dieſer bereits wiederholten Verſuche bemerkt man wohl, daß es noch nicht leicht möglich iſt, etwas Beſtimmtes über den wechſelſeitigen Einfluß der Männchen und der Weibchen in der Zeugung feſtzuſtellen, und daß ſie nicht hinreichen, um den gewöhnlichen Gang der Natur zu erkennen und aufzufaſſen. Es gibt ſo viele Urſachen, die einen Irrthum in einem ſo zarten Gegenſtand veranlaſſen können, daß, ſo großen Scharfſinn ein beobachtender Naturforſcher beſitzen mag, er immer Grund haben wird, ſeinen Vermuthungen zu mißtrauen, wenn er nicht zu ihrer Unterſtützung einen vollſtändigen Stoß Beweiſe hat. Es iſt zum Beiſpiel ziemlich wahrſcheinlich, daß, wenn in der Kraft und dem Temperament zweier Thiere, die ſich begatten, ein Unterſchied vorhanden iſt, die Frucht dieſer Begattung die meiſte Aehnlichkeit mit demjenigen von den beiden haben wird, welches am meiſten Kraft und Stärke des Temperaments hat; und daß, wenn das Männchen in dieſer Hinſicht überlegen iſt, die Jungen mehr dem Vater als dem Weibchen ähneln werden.

Vom Männchen, vierte Zeugung.

Das Weibchen der dritten Geſchlechtsfolge ward läufig, wurde von ſeinem Vater belaufen, und warf im Frühlinge des Jahres 1781 4 Junge,

ſowohl Männchen als Weibchen, deren 2 von den beiden Eltern gefreſſen wurden. Es blieben nur zwei übrig, ein Männchen und ein Weibchen. Dieſe jungen Thiere waren ſanft und ſchmeichleriſch, aber auch etwas gefräßig und griffen das Geflügel in ihrer Nachbarſchaft an.

Das Männchen dieſer vierten Geſchlechtsfolge behielt fortwährend die Phyſiognomie des Wolfes. Seine Ohren waren breit und gerade; ſein Körper verlängerte ſich im Gehen wie der des Wolfes; der Schwanz war etwas gekrümmt und hing zwiſchen den Beinen. Es ähnelte ferner noch dem Wolfe in der Farbe des Haars auf dem Kopfe und Leibe.

In dem Alter von faſt einem Jahre betrug ſeine Länge, in gerader Linie von der Naſenſpitze bis zum After gemeſſen, 2 Fuß 8 Zoll 6 Linien, und nach der Krümmung des Leibes, 3 Fuß 4 Zoll 9 Linien.

Es hatte ſchwarze Augenlieder, Naſe und Naslöcher, weiße Backen, ebenſo war der obere Theil des Unterkiefers weiß; auch auf der Bruſt und den innern Seiten der Beine und Schenkel ſah man Weiß; der Unterleib nach der Bruſt zu war ſchmutzig weiß, ins Gelbliche ſpielend.

Der Schwanz hatte neun Zoll acht Linien Länge; er war dick und mit dichtem und ziemlich kurzem, oberhalb des Schwanzes ſchwärzlichem, unterhalb gelblichem und an der Spitze ſchwarzem Haare beſetzt.

Vom Weibchen, vierte Zeugung.

Dieſe Wolfhündin aus derſelben Tracht wie der vorige Wolfhund ähnelte ſeiner Urgroßmutter, der Wölfin, in ſeiner Geſichtsbildung, ſeinem Blick, ſeinen langen Ohren und ſeinem zwiſchen den Beinen hangenden Schwanze. Sie war etwas kleiner als das Männchen und leichter in den Formen des Körpers und der Beine.

In demſelben Alter von beinahe einem Jahre betrug ſeine Länge von der Naſenſpitze bis zum After, in gerader Linie gemeſſen, 2 Fuß 4 Zoll eine Linie, nnd, nach der Krümmung des Leibes, 2 Fuß 8 Zoll 9 Linien, was 4 Zoll 5 Linien weniger als beim Männchen ausmacht. Dieſes Weibchen unterſchied ſich auch von ihm nach den Formen des Körpers, die minder plump waren und mehr von ſeinem Hundurgroßvater an ſich hatten; ſein Kopf war länger und feiner als der ſeines Bruders, der Schwanz weit länger, ebenſo die Ohren, deren Ende herabfiel, während es beim Männchen gerade war. Seine Haarfarben glichen im Allgemeinen weit mehr denen des Hundes, als denen der Wölfin, von welcher ſie abſtammte.

Die Naſenſpitze, die Naslöcher und die Lippen waren ſchwarz.

Das Weibchen war noch ſanfter und furchtſamer als das Männchen, und ertrug geduldiger die Züchtigungen und Schläge.

Fortſetzung von den Zwitterhunden.

H. Leroy, Lieutenannt der Jagden und Inſpekteur des Thiergartens von Verſailles, theilte mir in ſeinem Briefe vom 13. Juli 1787 die Beobachtungen mit, die er an dem von mir ihm zugeſandten Hundwolf gemacht hat. „Ich habe“, ſagt er, „Ihnen über die Hundwölfe, die Sie mir geſchickt haben, Rechenſchaft zu geben. Zuerſt haben ſie miteinander gezeugt, wie ſie bei Ihnen gethan hatten. Ich habe zwei dem Prinzen von Condé gegeben; H. d'Amezaga muß ſie beobachtet haben, und er wird Ihnen ſagen können, was ſie gemacht. Einen habe ich behalten, um zu ſehen, ob er zu irgend einem Gebrauche geſchickt würde. In ſeiner erſten Jugend hat man ihn in einem Hauſe und innerhalb einer großen Ringmauer frei gelaſſen. Er war ziemlich vertraulich mit den Hausleuten, ernährte ſich von Allem, ſchien aber rohes Fleiſch allem Uebrigen vorzuziehen. Seine Geſtalt glich ſehr der des Wolfes, bis auf den Schwanz, der kürzer war, aber wie der der Wölfe herabfiel. Er hatte beſonders in ſeiner Geſichtsbildung jenes torvus, das dem Wolfe eigenthümlich angehört. Seine Art und Weiſe zu laufen und zu gehen glich durchaus der dieſes Thieres. Ward er von einem derer gerufen, mit denen er am vertrauteſten war, ſo kam er nie gerades Weges zu ihm, wenn er nicht etwa genau unter dem Winde war; ſonſt ſtellte er ſich erſt vor den Wind und näherte ſich nur, nachdem das Zeugniß ſeiner Naſe das ſeiner Augen beſtätigt hatte. Ueberhaupt beſaß er nichts von der drolligen Munterkeit unſerer jungen Hunde, obwohl er zuweilen mit ihnen ſpielte; alle ſeine Schritte waren geſetzt und zeugten von Ueberlegung und Mißtrauen. Kaum war er 6 Monate alt, als man genöthigt wurde, ihn anzuketten, weil er unter dem Geflügel eine große Verheerung anzurichten begann. Man hatte verſucht, ihn zu beſſern; allein außerdem, daß man ihn weder leicht noch mit Sicherheit ergreifen konnte, brachte die Züchtigung nur Verſtellung in ihm hervor. Sobald er nicht geſehen wurde, handelte ſeine Raubluſt in ihrer ganzen Thatkraft. Unter dem Geflügel zog er beſonders die Truthähne vor. Hielt man ihn angebunden, ſo ſchien ſeine Wildheit ſich durch den Verluſt ſeiner Freiheit nicht zu vermehren. Auch zur Bewachung ward er nicht geſchickt; er bellte ſelten; ſein Bellen war kurz und bezeichnete nur Ungeduld; er brummte bloß, wenn ſich ihm Unbekannte näherten, und des Nachts heulte er oft. In dem Alter von einem Jahre ließ ich ihn zur Jagd führen, und da er kühn und biſſig ſchien, ſo wollte ich verſuchen, ob er auf den Eber losgehen würde; aber ſein Muth ward ihm verderblich, er unterlag dem erſten Verſuch. Man ließ ihn mit andern Hunden auf einen Eber los, den er von vorn angriff

und der ihn im Augenblick tödtete. Folgendes iſt die Naturgeſchichte dieſes Individuums."

„Seinen Vater, eins von den Thieren, die Sie mir geſchickt, habe ich mit einer jungen Wölfin, die wir in der Menagerie hatten, vermählt. Stärker als ſie, fing er damit an, ſich ihrer Meiſter zu machen, und zuweilen biß er ſie recht ſchmerzlich, offenbar um ſie unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Das gute Vernehmen hat ſich hierauf wieder hergeſtellt: als die Wölfin ungefähr 18 Monate alt war, wurde ſie läufig, wurde belaufen, und es entſtanden hieraus 3 Jungen, die weit weniger als die Individuen der erſten Zeugung dem Hunde ähneln; unter andern iſt das Haar dem des jungen Wolfes gleich. Etwas ziemlich Seltenes iſt es, daß dieſe Wölfin, als ſie trächtig und nicht weit mehr davon war zu werfen, das Männchen zuließ. Es hat ſie in Gegenwart eines glaubwürdigen Burſchen aus der Menagerie belaufen. Er ſagt, daß ſie einen Augenblick miteinander feſt blieben, aber bei weitem nicht ſo lange, wie unſere Hunde bleiben. Ich laſſe zwei von dieſen jungen Wölfen getrennt aufziehen, um zu ſehen, ob man aus ihnen einigen Nutzen für die Jagd wird ziehen können; ich werde ſie früh als Leithunde führen laſſen, weil man auf dieſe Weiſe allein einige Gelehrigkeit von ihnen erwarten kann. Den dritten will ich der Wölfin zum Manne geben, damit man ſieht, welchen Grad von Einfluß auf die dritte Zeugung die Raçe des Großvaters behalten wird, der ein Hund war."

Zweite Fortſetzung von den Zwitterhunden.

Zu dieſem erſten Beiſpiel bedeutend ſicherer Zeugung eines Hundes mit einer Wölfin können wir andere fügen, deren Umſtände jedoch uns bei weitem nicht ſo gut bekannt ſind. Im Jahre 1776 hat man in der Champagne zwiſchen Vitry-le-François und Chalons auf einem Gute des H. Grafen du Hamel eine Tracht von 8 jungen Wölfen geſehen, von denen 6 ein entſchieden fuchsrothes, der ſiebente aber ein völlig ſchwarzes Haar mit weißen Pfoten und der achte eine grau gemiſchte falbe Farbe hatten. Dieſe durch ihre Farbe kennbaren Wölfe haben den Wald, worin ſie geboren waren, nicht verlaſſen und ſind ſehr oft von den Bewohnern der dieſen Waldungen benachbarten Dörfer Ablancourt und La Chauſſée geſehen worden. Man hat mir verſichert, daß dieſe jungen Wölfe aus der Paarung eines Hundes mit einer Wölfin herkamen, da die fuchsrothen Wölfe bis zur Täuſchung einem Hunde aus der Nachbarſchaft glichen. Gleichwohl muß man bei dieſer Vermuthung vorausſetzen, daß der fuchsrothe Hund, der Vater dieſer Zwitter, ein ſchwarzes Individuum zum Vater oder zur Mutter hatte. Die Häute dieſer jungen Thiere ſind

mir nach dem Garten des Königes gebracht worden, und ein Pelzhändler, den ich darüber befragte, nahm ſie auf den erſten Blick für Hundehäute; als er ſie aber näher prüfte, fand er zwei Haarſorten, die den Wolf und die andern wilden Thiere von den zahmen Hunden unterſcheiden. Die Kenntniß dieſer Sache verdanke ich dem J. de Cernon, und er hat die Güte gehabt, mir die Häute zu ſchicken, um ſie zu unterſuchen. Er beehrte mich mit einem Briefe, geſchrieben den 28. October 1776, von dem Folgendes der Auszug iſt.

„Der 4. November wurde feſtgeſetzt, um auf dieſe Truppe kleiner Wölfe Jagd zu machen. Man ließ das Gehölz durch Windhunde, die Wölfe anzugreifen gewohnt waren, durchſtöbern. An dieſem Tage fand man ſie nicht, obwohl ſie zwei Tage zuvor von H. d'Ablancout geſehen worden waren. Zu Fuß und unbewaffnet, hatte er das Vergnügen, ſie ziemlich lange, 20 Toiſen von ſich entfernt, um das Gehölz her zu beſchauen und war erſtaunt geweſen, ſie ſo wenig wild zu finden. „Ich fragte", ſagt H. d'Ablancourt, „den Viehhirten von Ablancourt, der ſich dort befand, ob er dieſe Wölfe geſehen hätte; er antwortete mir, er ſehe ſie täglich, ſie wären zahm wie Hunde, ſie bewachten ſelbſt ſeine Kühe und ſpielten mitten unter ihnen, ohne daß dieſe die mindeſte Furcht vor ihnen hätten; er fügt hinzu, daß einer von ihnen ganz ſchwarz wäre, alleandern fuchsroth, mit Ausnahme jedoch noch eines, der eine aſchgraue Farbe hätte."

„Den 5. November fanden wir dieſe Wölfe in einem Gebüſch zwiſchen Mery und Cernon, und wir ſchickten uns zu ihrer Verfolgung an; und nachdem wir ihnen anderthalb Stunde gefolgt waren, wurden wir durch die einbrechende Nacht gezwungen ſie aufzugeben; wir hatten jedoch die Farben dieſer jungen Thiere und ihre Mutter, die bei ihnen war, unterſchieden."

„Den 7. wurden wir unterrichtet, daß die Wölfe zu Jongy geſehen worden waren, daß der Kaſtellan des H. de Pange einen getödtet, der Hegereiter einen andern verwundet und auf den ſchwarzen aus bedeutender Nähe geſchoſſen und ihn wahrſcheinlich verfehlt hätte: er ſah ſie von dort nach der Gegend hin gehen, wo ſie geboren waren. Die Jäger verſammelten ſich wieder und gingen 3 Tage hernach, ſie dort wieder aufzutreiben. Die Mutterwölfin wurde zuerſt geſehen und mein Sohn ſchoß auf ſie; ſie blieb aber auf ſeinen Schuß nicht und wurde in der Nähe von den Hunden verfolgt und von faſt allen Jägern im freien Felde geſehen, und ſie bemerkten an ihr nichts von den gewöhnlichen Wölfinnen Verſchiedenes. Nachgehends tödtete man im Walde einen von ihren jungen Wölfen, der ganz fuchsroth war mit kürzerm Haar und längern Ohren, als die Wölfe haben; das Ende der Ohren war ein wenig einwärts gebogen und im

Ganzen war er etwas ähnlicher der Geſtalt des langen Bauernhundes als der eines Wolfes. Ein anderer von dieſen jungen Wölfen, der tödtlich verwundet worden, ſchrie bei dem Schuß gerade wie ein Hund, den man eben geſchlagen hat. Der Hegereiter, der ihn geſchoſſen hatte, wurde ſelbſt über die Farbe und das Geſchrei dieſes Wolfes erſchrocken, in der Furcht, er hätte einen Hund von der Meute, der dasſelbe Haar hatte, getödtet; indem er ihn aber verfolgte, ward er bald enttäuſcht und erkannte, daß er ein junger Wolf war: indeſſen konnte er ſich ſeiner nicht bemächtigen; denn dieſes verwundete Thier verkroch ſich in eine Grube, worin es verloren ging.

„Der Hegereiter des H. Loiſſon, der gewöhnlich Netze ſtellt, fand, als er ſie nachſah, einen dieſer jungen Wölfe beim Beine gefaßt und hielt ihn für einen Hund; einige andere Leute, die bei ihm waren, urtheilten eben ſo, ſo daß ſie ihn tödteten und todt auf der Stelle zurückließen, nicht glaubend, daß er ein junger Wolf, ſondern überzeugt, daß er ein Hund wäre. Wir ließen dieſen vorgeblichen Hund, den ſie eben getödtet hatten, holen und fanden, daß es ein junger Wolf war, den andern ganz ähnlich, ausgenommen, daß ſein Haar theilweiſe fuchsroth und theilweiſe grau war; der Schwanz, die Ohren, der Kiefer, der Nacken waren ganz entſchieden wie die des Wolfes.“

„Endlich fand man einige Tage hernach den übrigen Theil dieſer jungen Wolfstruppe in einem Wald, eine Stunde weit von Chalons; man tödtete einen, der fuchtsroth war und dem ähnlich, deſſen Haut ich an das königliche Kabinet geſchickt habe.“

Endlich tödtete den 18. November 1778 H. Loiſſon zwei dieſer jungen Wölfe in einiger Entfernung von ſeinem Schloſſe, und das ſind die beiden, deren Häute ich Ihnen geſchickt habe; der eine war fuchsroth und der andere ſchwarz; jener ein Männchen, dieſer ein Weibchen, welches kleiner war und flinker lief als das Männchen.“

Nach den ſo eben auseinandergeſetzten Thatſachen, läßt ſich wohl annehmen, daß dieſe jungen Wölfe aus der Begattung eines Hundes mit der Wölfin herkommen konnten, da ſie ſo viele Aehnlichkeit mit dem Hunde hatten, daß eine große Anzahl Jäger ſie für Hunde angeſehen haben.

Von dieſen 8 jungen Wölfen waren 6 fuchsroth und glichen, dieſer Farbe nach, einem Hunde aus der Nachbarſchaft; ſie hatten halb herabhangende Ohren; dieſes begründet die Vermuthung, daß ſie von dieſem Hunde herſtammen mochten; ein ſiebenter aber hatte graulıches Haar und konnte folglich vom Wolfe herſtammen. Der achte, der ſchwarz war, konnte auch von einem Wolfe herkommen; denn dieſe ſchwarze Farbe iſt nur eine Varietät, die ſich zuweilen in der Art des Wolfes findet.

Drittes Beiſpiel der Zeugung eines Hundes und einer Wölfin.

(Auszug aus einem Briefe des H. de Cerjat zu Lauſanne an den Baron de Woellwarth zu Paris.)

„Wenn Sie den H. Comte de Buffon ſehen, ſo bitte ich Sie, ihm zu ſagen, daß Niemand beſſer als ich die Wahrheit einer Bemerkung auf der einundzwanzigſten Seite ſeiner Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere bekräftigen kann, indem ich ſelber zwei junge Abkömmlinge eines Jagdhundes und der Wölfin, von welcher Lord Pembroke an H. Bourgelas geſchrieben hatte, abgerichtet habe; daß ich mit vieler Mühe und großer Sanftmuth ſie angeleitet, zu jagen und mit etwa 30 Jagdhunden gemeinſchaftlich vorzuſtehen; daß ſie Naſe hatten, übrigens aber alle böſen Eigenſchaften des Wolfes; daß viele Zeit nothwendig war, um ſie raportiren zu lehren, und daß ſie, auch nur im allermindeſten angebrummt, ſich hinter mein Pferd zurückzogen und für einige Stunden nicht mehr jagten; und daß ich, weil ſie nur ſehr mittelmäßig gut waren, ſie einzig um ihrer ungemeinen Geburt willen behalten und nachmal den Lord Pembroke übergeben habe."

Viertes Beiſpiel der Zeugung eines Hundes und einer Wölfin.

„Den 11. Auguſt 1784 wurde in den Wäldern von Sillegy, 3 Stunden von Metz, ein männlicher Wolf angegriffen und auf offenem Felde nach einer Jagd von einer Stunde durch die zur Wolfsjagd vereinigte Geſellſchaft erbeutet. Die Kleidung dieſes Wolfes iſt der der gewöhlichen Wölfe nicht ähnlich; ſie iſt röther und nähert ſich der des Hundes. Sein Schwanz iſt ſo wie der des Wolfes gebildet; ſeine Ohren ſind nicht gerade, ſondern im Gegentheil von der Mitte bis zur Spitze herabfallend; ſeine Augen ſind größer als die der gewöhnlichen Wölfe, von denen er ſich auch durch den Blick zu unterſcheben ſcheint; die Spitze ſeiner Hinterfüße nahe an den Nägeln iſt weiß; und überhaupt ſcheint dieſes Thier eben ſo viel vom Hunde als vom Wolfe an ſich zu haben, was die Vermuthung erregen könnte, daß es von einer durch einen Hund belaufenen Wölfin geworfen worden."

„Man hat die Hunde abgehalten, ihn zu erwürgen, und der H. Comte d'Hauſſonville, Großwolfsjäger von Frankreich, läßt ihn groß ziehen, um ihn an die Menagerie zu ſenden. Man hat ſchon bemerkt, daß er auf dieſelbe Weiſe wie die Hunde leckend ſäuft."

Fünftes Beiſpiel der Zeugung eines Hundes und einer Wölfin.

„Im Jahre 1774 erſchien eine Wölfin in der Niedernormandie, welche

ſich in die Wälder von Mont=Caſtre, nahe bei dem Schloſſe Laune und der Burg La Hay=du=Puits zurückzog."

„Dieſe Wölfin hatte verſchiedenes Vieh in den Haiden und Niederungen der Umgegend geraubt, weshalb die Einwohner des Bezirks Jagd auf ſie machten, zu wiederholten Malen die Büſche durchklopften, aber ſtets vergebens; fein und behend, wußte das Thier zu entwiſchen; es gelang nur, es aus dem Lande zu verjagen, nachdem es ſich beinahe ein Jahr dort aufgehalten hatte."

„Was aber beſonders auffiel, als man die Wölfin in dem Walde aufzutreiben ſuchte, war, daß man mehreremal einen Hund von der Art des Windhundes bei ihr ſah, der ſich mit ihr gepaart hatte und dem Herrn der dem Forſt von Mont=Caſtre benachbarten Pfarrei zugehörte."

„Man wußte, daß dieſe Wölfin, die ohne Zweifel in Brunſt war, Nachts in die Umgebung der Wohnung des Herrn von Mobec kam und hier heulte, um den Hund an ſich zu ziehen, der in der That hinging und ſich mit ihr vereinte; man machte deshalb dem Herrn von Mobec Vorſtellungen, um ſich ſeines Hundes zu entledigen, den er auch wirklich tödten ließ."

„Aber die Wölfin war trächtig; ſie warf ihre Jungen wenige Zeit hernach. Die Einwohner fanden ihrer fünf; zwei brachte man aufs Schloß Laune. Der Pfarrer von Angoville zog einige Zeit einen auf, der dem Hunde und dem Wolfe zu ähneln ſchien; aber er wurde ſo boshaft und für den Geflügelhof ſo verderblich, daß man gezwungen war, ihn tödten zu laſſen."

„Nachdem der Windhund getödtet, die jungen Wölfe gefangen worden, ließ ſich die Wölfin nicht mehr ſehen."

„Es iſt gewiß, daß ſie vom Hunde trächtig war, da man ſie mehreremal zuſammen geſehen hatte, da es keinen Wolf in dem Bezirk gab und da ſie ihre Jungen ungefähr 3 Monate nachdem warf, daß man ihre Vereinigung und das Geheul bemerkt hatte, das ſie machte; um den Hund an ſich zu ziehen."

„Dies alles hat ſich von dem Sommer 1774 an bis zum Sommer 1775 begeben, und iſt allen Bewohnern des Bezirks bekannt."

„Man hat bei dem H. Comte de Caſtelmore einen kleinen Hund geſehen, der etwa ein Jahr alt war und eine ziemlich hübſche Geſtalt hatte, und von dem man verſicherte, er komme von einer kleinen Hündin und einem Fuchſe her."

Alle dieſe Erſcheinungen beſtätigen, was die Alten vor uns beobachtet oder vermuthet hatten; denn mehrere von ihnen ſchreiben, daß die Hunde mit den Wölfen und Füchſen ſich paaren und zeugen könnten.

Die Katze.

Die Katze iſt ein ungetreuer Hausdiener, den man nur nothgedrungen hält, um ihn einem andern Hausfeinde entgegenzuſetzen, der noch läſtiger fällt, und den man nicht vertreiben kann; denn wir rechnen die Leute nicht mit, die, an allen Thieren Geſchmack findend, die Katzen einzig zu ihrem Vergnügen aufziehen; jenes iſt Gebrauch, dieſes Mißbrauch; und obgleich dieſe Thiere beſonders in ihrer Jugend Artigkeit beſitzen, beſitzen ſie zu gleicher Zeit eine angeſtammte Boshaftigkeit, einen falſchen Charakter, ein ſchlechtes Naturell, welches durch das Alter noch vermehrt und durch die Erziehung nur vermummt wird. Entſchiedene Räuber, werden ſie durch gute Erziehung bloß geſchmeidig und ſchmeichleriſch, wie die Gauner; ſie haben dieſelbe Geſchicklichkeit, dieſelbe Feinheit, dieſelbe Luſt an Böſesthun, dieſelbe Neigung zu kleinen Diebereien; gleich ihnen verſtehen ſie ihren Gang zu verbergen, ihre Abſicht zu verheimlichen, die Gelegenheiten zu erſpähen, den Augenblick zur Ausführung ihres Streiches abzuwarten, auszuwählen, hierauf ſich der Züchtigung zu entziehen, zu fliehen und entfernt zu bleiben, bis man ſie zurückruft. Leicht nehmen ſie geſellſchaftliche Gewohnheiten, nie aber Sitten an. Nur den Schein der Anhänglichkeit haben ſie, man ſieht es an ihren krummen Bewegungen, an ihren zweideutigen Augen; nie blicken ſie die geliebte Perſon gerade an; ſei es Mißtrauen oder Heimtücke, ſie machen Umwege, um ſich ihr zu nähern, um Liebkoſungen zu ſuchen, für die ſie nur des Vergnügens wegen, daß ſie ihnen gewähren, Empfindung haben. Weit verſchieden von jenem treuen Thieren, deſſen Empfindungen alle der Perſon ſeines Herrn angehören, ſcheint die Katze nur für ſich zu empfinden, nur bedingungsweiſe zu lieben, nur zum Umgange bereit zu ſein, um ihn zu mißbrauchen; und wegen dieſer Uebereinſtimmung des Naturells iſt ſie weniger ſo unverträglich mit dem Menſchen als mit dem Hunde, in welchem Alles aufrichtig iſt.

Die Geſtalt des Körpers und das Temperament ſtimmen mit dem Naturell überein: die Katze iſt hübſch, leicht, gewandt, reinlich und wollüſtig: ſie liebt ihre Bequemlichkeit; ſie ſucht die weicheſten Hausgeräthe, um darauf auszuruhen und ſich zu ergötzen. Auch der Geſchlechtsliebe iſt ſie ſehr ergeben, und, was man ſelten bei den Thieren findet, das Weibchen ſcheint brünſtiger zu ſein als das Männchen: es ladet dies ein, ſucht es, ruft es, kündet durch lautes Geſchrei die Wuth ſeiner Begierden oder vielmehr das Uebermaß ſeiner Bedürfniſſe an; und wenn das Männchen es flieht oder verachtet, ſo verfolgt es dasſelbe, beißt es und zwingt es, ſo zu ſagen, ihm genug zu thun, obwohl die Paarungen immer von einem lebhaften Schmerze begleitet worden. Die Brunſt

dauert 9 bis 10 Tage und tritt nur zur beſtimmten Zeiten ein: gewöhnlich zweimal des Jahrs, im Frühling und im Herbſt, und oft auch drei und ſelbſt viermal. Die Katzen tragen 55 bis 56 Tage; ſie bringen nicht in ſo großer Menge hervor wie die Hündinnen; die gewöhnlichen Würfe beſtehen aus 4, 5 bis 6 Jungen. Da die Männchen ihre Nachkommenſchaft gerne freſſen, ſo verbergen ſich die Weibchen, um zu werfen; und fürchten ſie, daß man ihre Jungen entdecke oder wegnehme, ſo tragen ſie dieſelben in Locher oder an andere unbekannte oder unzugängliche Oerter; und nachdem ſie einige Wochen lang ſie geſäugt haben, bringen ſie ihnen Mäuſe kleine Vögel und gewöhnen ſie frühzeitig Fleiſch zu freſſen: aber durch eine ſchwer zu begreifende Sonderbarkeit werden dieſe nämlichen, ſo ſorgſamen und ſo zärtlichen Mütter bisweilen grauſam, unnatürlich und freſſen ebenfalls ihre Jungen, die ihnen ſo theuer waren.

Die jungen Katzen ſind munter, lebhaft hübſch und würden ſich auch ſehr gut zur Unterhaltung für Kinder eignen, wenn man ihre Klauen nicht fürchten müßte; aber ihr Scherz iſt, wenn auch ſtets angenehm und leicht, nie unſchuldig und geht bald in die eigenthümliche Bosheit über; und da ſie dieſe Anlagen nur an kleinen Thieren mit einigem Vortheil anwenden können, ſo ſtellen ſie ſich in der Nähe eines Käfichts auf die Lauer, erſpähen die Vögel, Mäuſe, Ratten, und werden aus ſich ſelbſt, ohne dazu abgerichtet zu ſein, zur Jagd geſchickter als die unterrichtetſten Hunde. Ihr Naturell, jedem Zwange feind, macht ſie zu einer gleichförmig fortgeſetzten Erziehung unfähig. Man erzählt jedoch, daß griechiſche Mönche von der Inſel Cypern Katzen abgerichtet hatten, um die Schlangen, von denen dieſes Eiland heimgeſucht war, zu jagen, zu fangen und zu tödten; allein ſie jagten mehr aus ihrer allgemeinen Luſt an der Zerſtörung als aus Folgſamkeit; denn es gefällt ihnen, ziemlich ohne Unterſchied alle kleinen Thiere auszuſpähen, anzugreifen und zu vertilgen, ſo die Vögel, die jungen Kaninchen, die jungen Haſen, die Ratten, Mäuſe, Hamſter, Fledermäuſe, Maulwürfe, Kröten, Fröſche, Eidechſen und Schlangen. Sie haben keine Gelehrigkeit; ſie haben eben ſo wenig Feinheit des Geruches, beides die zwei ausgezeichnetſten Eigenſchaften des Hundes; auch verfolgen ſie die Thiere nicht, die ſie nicht ſehen: ſie jagen ſie nicht, ſondern erwarten ſie, überfallen ſie, und nachdem ſie einige Zeit mit ihnen geſpielt haben, tödten ſie dieſelben ohne alle Nothwendigkeit, ſelbſt dann, wann ſie am beſten genährt ſind und dieſe Beute durchaus nicht zur Stillung ihres Hungers nöthig haben.

Die unmittelbarſte phyſiſche Urſache dieſes Hungers, die andern Thiere auszuſpähen und zu überraſchen, kommt von dem Vortheil her, den ihnen die beſondere Bildung ihrer Augen gewährt. Die Pupille iſt beim Menſchen

wie bei den meiſten Thieren in einem gewiſſen Grade der Zuſammenziehung und Erweiterung fähig: ſie dehnt ſich etwas aus, wann das Licht fehlt, und verengt ſich, wenn es zu lebhaft wird. Im Auge der Katze und der Nachtvögel iſt dieſe Zuſammenziehung und dieſe Erweiterung ſo beträchtlich, daß die Pupille, die im Dunkel rund und breit iſt, bei hellem Tage lang und ſchmal wie eine Linie wird, und daher ſehen dieſe Thiere beſſer bei Nacht als bei Tage, wie man an den Käuzchen, den Ohreulen u. ſ. w. bemerkt; denn die Form der Pupille iſt immer rund, ſobald ſie nicht zuſammengezogen iſt. Es findet alſo den Tag über eine fortwährende Zuſammenziehung im Auge der Katze Statt, und ſie ſieht, ſo zu ſagen, nur mit Anſtrengung bei einem ſtarken Licht; wogegen ſie in der Dämmerung, wann die Pupille ihren natürlichen Zuſtand wieder erlangt, vollkommen ſieht und dieſen Vortheil benutzt, um die andern Thiere zu erkennen anzugreifen uud zu überraſchen.

Man kann nicht ſagen, daß die Katzen, obgleich Bewohner unſerer Häuſer, völlig Hausthiere ſeien: jene, die am beſten gezähmt, ſind darum nicht unterthäniger geworden; man kann ſelbſt ſagen, daß ſie ganz frei ſind; ſie thun nur, was ſie wollen, und nichts in der Welt wäre fähig, ſie einen Augenblick länger an einem Orte zurückzuhalten, von dem ſie ſich entfernen wollten. Außerdem ſind die meiſten halbwild, kennen ihre Herren nicht, beſuchen nur die Speicher und Dächer und bisweilen die Küche und Vorrathskammer, wann der Hunger ſie quält. Obwohl man mehr Katzen als Hunde aufzieht, ſo fällt ihre Zahl doch nicht ſehr auf, weil man ihnen ſelten begegnet; auch faſſen ſie weniger Anhänglichkeit für die Perſonen, als für die Häuſer. Bringt man ſie ziemlich beträchtliche Strecken wie eine bis zwei Stunden weit weg, ſo kommen ſie von ſelbſt wieder auf ihren Speicher zurück, und dies offenbar darum, weil ſie alle Schlupfwinkel der Mäuſe auf demſelben, alle Ausgänge und alle Durchgänge kennen und die Mühe der Wanderung geringer als jene iſt, die ſie nöthig hätten, um in einem neuen Gebiet dieſelben Vortheile zu gewinnen. Sie ſcheuen das Waſſer, die Kälte und die ſchlechten Gerüche; gerne halten ſie ſich in der Sonne; an den wärmſten Oerten, hinter den Schornſteinen oder in den Oefen ſuchen ſie ſich zu betten. Auch lieben ſie die Wohlgerüche und laſſen ſich gern durch Perſonen, die dergleichen bei ſich haben, faſſen und ſtreicheln. Der Geruch jener Pflanze, die man Katzenkraut nennt erregt ſie ſo lebhaft und ſo angenehm, daß ſie dadurch vor Vergnügen entzückt ſcheinen. Um dieſe Pflanze in den Gärten zu erhalten, iſt man genöthigt, ſie mit einem feſten Gitter zu umgeben: die Katzen riechen ſie von weitem, laufen hinzu, um ſich daran zu reiben, gehen und kehren ſo oft darüber hin, daß ſie dieſelbe in kurzer Zeit zerſtören.

Nach 15 bis 18 Monaten haben dieſe Thiere ihr völliges Wachsthum erreicht: ſie ſind auch vor dem Ende des erſten Lebensjahres zeugungsfähig und können ſich ihr ganzes Leben hindurch paaren. Dieſes erſtreckt ſich nicht leicht über 9 bis 10 Jahre hinaus; indeſſen ſind ſie ſehr hart, haben ein zähes Leben und mehr Nerv und Schnellkraft als andere Thiere, die länger leben.

Die Katzen können nur langſam und mühſam kauen; ihre Zähne ſind ſo kurz und liegen ſo ſchlecht, daß ſie ihnen nur zum Zerreißen und nicht zum Zerbröckeln der Nahrungsmittel dienen; auch ſuchen ſie vorzugsweiſe die zarteſten Speiſen; ſie lieben Fiſche und freſſen ſie gekocht oder roh. Sie trinken oft. Ihr Schlaf iſt leicht, und ſie ſchlafen weniger als ſie zu ſchlafen ſcheinen. Sie gehen leicht, faſt immer ſtill und ganz leiſe; ſie verbergen und entfernen ſich, um ihre Ausleerungen zu machen. Da ſie reinlich ſind und ihre Bekleidung ſtets trocken und glänzend, ſo elektriſirt ſich ihr Haar leicht, und man ſieht in der Dunkelheit Funken heraus ſpringen, wenn man es mit der Hand reibt. Auch leuchten ihre Augen im Finſtern, faſt wie Diamanten, die während der Nacht das Licht ausſprühen, das ſie während des Tages, ſo zu ſagen, eingeſogen haben.

Die wilde Katze zeugt mit der zahmen, und beide machen folglich nur eine und dieſelbe Art aus. Nicht ſelten ſieht man Kater und Katzen in der Zeit der Brunſt die Häuſer verlaſſen, um ſich in den Wäldern die wilden Katzen zu ſuchen, und hernach zu ihrer Wohnung zurückkehren. Deshalb gleichen manche von unſern Hauskatzen völlig den wilden Katzen; der weſentlichſte Unterſchied iſt im Innern. Die Hauskatze hat gewöhnlich weit längeres Gedärme als die wilde Katze; indeſſen iſt dieſe ſtärker und größer als jene: ſie hat immer ſchwarze Lippen, ſteifere Ohren, einen ſtärkern Schwanz und gleichmäßige Farben. Unter dieſem Himmelsſtriche kennt man nur eine Art wilder Katzen, und nach dem Zeugniſſe der Reiſenden ſcheint es, daß dieſe Art unter faſt allen Himmelsſtrichen ſich wiederfindet, ohne bedeutenden Veränderungen unterworfen zu ſein. Es gab ihrer auf dem Feſtlande der neuen Welt, bevor man ſie entdeckt hatte: ein Jäger brachte Chriſtoph Columbus eine, die er in den Wäldern erbeutet hatte. Dieſe Katze war von gewöhnlicher Größe, hatte braungraues Haar, einen ſehr langen, ſtarken Schwanz. Auch gab es wilde Katzen in Peru, jedoch keine zahmen daſelbſt; eben ſo gab es ihrer in Kanada, im Lande der Illinois u. ſ. w. Man hat Katzen in mehreren Gegenden von Afrika geſehen, wie in Guinea, auf der Goldküſte, auf Madagaskar, wo die Eingebornen ſelbſt Hauskatzen hatten, am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo, wie Kolbe erzählt, ſich auch wilde Katzen von blauer Farbe, obwohl

in geringer Anzahl finden. Dieſe blauen oder vielmehr ſchieferfarbigen Katzen finden ſich auch in Aſien. „Es gibt in Perſien", ſagt Pietro della Valle, „eine Art Katzen, welche der Provinz Korazan eigenthümlich angehören; ihre Größe und ihre Geſtalt ſind wie die der gewöhnlichen Katze; ihre Schönheit beſteht in ihrer Farbe und ihrem Haar, das grau iſt, ohne alles Geſprenkel und ohne irgend einen Flecken, von einer und derſelben Farbe über den ganzen Körper; nur daß ſie etwas dunkler auf dem Rücken und Kopfe iſt und heller auf der Bruſt und dem Bauche, der zuweilen ſelbſt ins Weiße fällt mit jener angenehmen Miſchung von Helldunkel, wie die Maler reden, welche Farben, ſich einander durchflößend, eine wunderbare Wirkung hervorbringen; ferner iſt ihr Haar frei, fein, glänzend, weich, zart wie Seide, und ſo lang, daß es, obwohl nicht geſträubt, ſondern anliegend, an einigen Stellen und vorzüglich unter der Kehle ſich lockt. Dieſe Katzen ſind unter den übrigen das, was die Pudel unter den Hunden. Das Schönſte an ihrem Körper iſt der ſehr lange und ganz mit 5 bis 6 Finger langen Haaren bedeckte Schwanz; ſie ſtrecken ihn aus und wenden ihn nach dem Rücken um, wie die Eichhörnchen thun, die Spitze nach oben gekehrt, wie ein Federbuſch. Sie ſind äußerſt zahm. Die Portugieſen haben einige aus Perſien, bis nach Indien gebracht." Pietro della Valle fügt hinzu, daß er vier Paar hätte, die er nach Italien zu bringen gedächte. Aus dieſer Beſchreibung ſieht man, daß dieſe perſiſchen Katzen, dem Haare nach, den von uns ſogenannten Karthäuſerkatzen und bis auf die Farbe vollkommen den von uns ſogenannten angoriſchen Katzen gleichen. Wahrſcheinlich alſo machen dieſe Katzen von Korazan und Perſien, die Katze von Angora in Syrien und die Karthäuſerkatze nur eine und dieſelbe Raçe aus, deren Schönheit vom beſondern Einfluſſe des ſyriſchen Himmelsſtriches herrührt, wie die ſpaniſchen Katzen, die roth, weiß und ſchwarz ſind, und deren Haar ebenfalls ſehr ſanft und glänzend iſt, dieſe Schönheit dem Einfluſſe des ſpaniſchen Himmelsſtriches verdanken. Man kann überhaupt ſagen, daß von allen Himmelsſtrichen der bewohnbaren Erde der ſpaniſche und der ſyriſchen dieſen ſchönen Varietäten der Natur am günſtigſten ſind: die Hämmel, Ziegen, Katzen, Kaninchen u. ſ. w. haben in Spanien und Syrien die ſchönſte Wolle, die ſchönſten und längſten Haare, die angenehmſten und mannichfaltigſten Farben. Es ſcheint, daß dieſer Himmelsſtrich die Natur mildert und die Geſtalt aller Thiere verſchönert. Die wilde Katze hat harte Farben und etwas ſteifes Haar wie die meiſten andern wilden Thiere; nachdem ſie zum Hausthiere geworden, hat ſich das Haar geſchmeidigt, haben die Farben ſich vermannichfaltigt, und in dem günſtigen Himmelsſtriche von Korazan und Syrien iſt das Haar länger, feiner,

voller geworden, und haben ſich die Farben gleichförmig gemildert; das Schwarz und das Fuchsroth ſind hellbraun, und das Braungrau iſt aſchgrau geworden; und vergleicht man eine wilde Katze aus unſern Forſten mit einer Karthäuſerkatze, ſo wird man ſehen, daß ſie in der That nur durch dieſe ſchattirte Farbenabſtufungen ſich unterſcheiden; ſodann wird man, da dieſe Thiere mehr oder minder Weiß unter dem Bauch und an den Seiten haben, leicht begreifen, daß, um ganz weiße und langhaarige Katzen zu erhalten, wie jene, die wir eigentlich angoriſche Katzen nennen, man nur aus dieſer gemilderten Raçe diejenigen ausſuchen mußte, die am meiſten Weiß anf den Seiten und am Bauch hatten, und daß durch die Paarung derſelben es gelungen ſein wird, aus ihnen völlig weiße Katzen zu gewinnen, wie man es auch gemacht hat, um weiße Kaninchen, weiße Hunde, weiße Ziegen, weiße Hirſche, weiße Dammhirſche u. ſ. w. zu erhalten. An der ſpaniſchen Katze, die nur eine andere Varietät der wilden Katze iſt, haben ſich die Farben nicht etwa wie bei der ſyriſchen Katze in gleichförmigen Schattirungen geſchwächt, ſondern unter dem ſpaniſchen Himmelsſtriche, ſo zu ſagen, gehoben und ſind lebhafter und greller geworden; das Fuchsroth iſt bald roth, das Braun iſt ſchwarz und das Grau weiß geworden. Nach den amerikaniſchen Inſeln gebracht, haben dieſe Katzen ihre ſchönen Farben behalten und ſind nicht ausgeartet. „Es gibt auf den Antillen“, ſagt der P. Du Tertre, „eine große Menge Katzen, die wahrſcheinlich durch die Spanier hingebracht worden ſind; die meiſten ſind roth, weiß und ſchwarz geſprenkelt. Mehrere Franzoſen nehmen, nachdem ſie das Fleiſch derſelben gegeſſen haben, die Häute mit nach Frankreich, um ſie zu verkaufen. Im Anfange, da wir uns auf Guadeloupe befanden, waren dieſe Katzen ſo gewöhnt, ſich mit Rebhühnern, Turteltauben, Droſſeln und andern kleinen Vögeln zu ernähren, daß ſie die Ratten keines Blickes würdigten; nun aber das Wildprett ſich gegenwärtig ſehr vermindert hat, haben ſie den Waffenſtillſtand mit den Ratten gebrochen, führen einen lebhaften Krieg mit ihnen u. ſ. w.“ Ueberhaupt pflegen die Katzen nicht ſo leicht wie die Hunde ſich zu verändern und auszuarten, wenn man ſie in die warmen Himmelsſtriche verpflanzt.

„Die europäiſchen Katzen“, ſagt Bosmann, pflegen, nach Guinea verpflanzt, nicht wie die Hunde ſich zu verändern; ſie behalten dieſelbe Geſtalt u. ſ. w.“ Sie haben wirklich eine weit beſtändigere Natur; und da ihre Hausgenoſſenſchaft weder ſo vollſtändig, noch ſo allgemein, noch auch vielleicht ſo alt wie die des Hundes iſt, ſo überraſcht es nicht, daß ſie weniger variirt haben. Unſere Hauskatzen, obwohl in den Farben voneinander verſchieden, bilden keine beſondern und getrennten Raçen; blos die Himmelsſtriche Spaniens und Syriens oder Korazans haben

beſtändige Varietäten, die ſich fortgepflanzt haben, hervorgebracht: man könnte nach den Himmelsſtrich der Provinz Pe-chi-ly in China hinzufügen, wo es langhaarige Katzen mit herabhangenden Ohren gibt, die von den chineſiſchen Damen ſehr geſchätzt werden. Dieſe zahmen Katzen mit herabhangenden Ohren, von denen wir keine umfaſſende Beſchreibung haben, entfernen ſich ohne Zweifel noch mehr, als die andern mit geraden Ohren, von der Raçe der wildbn Katze, die gleichwohl die urſprüngliche und erſte Raçe von allen Katzen iſt.

Hier wollen wir die Naturgeſchichte der Katze und zu gleicher Zeit die Naturgeſchichte der Hausthiere ſchließen. Das Pferd, der Eſel, der Ochs, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund und die Katze ſind unſere einzigen Hausthiere. Wir verbinden damit das Kameel, den Elephanten, das Rennthier und die andern nicht, die, obwohl anderwärts zahm, nichts deſtoweniger für uns fremd ſind; und erſt nachdem wir die Naturgeſchichte der wilden Thiere unſeres Himmelsſtriches geliefert haben, werden wir von den fremden Thieren reden. Außerdem macht die Katze, da ſie, ſo zu ſagen, nur halb Hausthier iſt, die Uebergangsſtufe zwiſchen den Hausthieren und den wilden Thieren; denn zu den Hausthieren darf man nicht läſtige Nachbarn zählen, wie die Mäuſe, Ratten, Maulwürfe, die, obſchon Bewohner unſerer Häuſer und Gärten, darum nicht minder frei und wild ſind; da ſie ja, anſtatt dem Menſchen anzuhangen und zu gehorchen, ihn fliehen und in ihren verborgenen Schlupfwinkeln ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihre völlige Freiheit beibehalten.

Man hat in der Naturgeſchichte eines jeden Hausthieres geſehen, wie ſehr die Erziehung, das Obdach, die Wartung, die Hand des Menſchen auf das Naturell, auf die Sitten und ſelbſt auf die Geſtalt der Thiere einwirken; man hat geſehen, daß dieſe Urſachen, gepaart mit dem Einfluſſe des Himmelsſtriches, die Arten bis zur völligen Verſchiedenheit von dem, was ſie urſprünglich waren, verändern, verwandeln, umgeſtalten, und die Individuen in derſelben Zeit und derſelben Art unter ſich ſo verſchieden machen, daß man Grund hätte, ſie als verſchiedene Thiere zu betrachten, wenn ſie nicht die Fähigkeit beibehielten, fruchtbare Individuen miteinander zu erzeugen, was das weſentliche und einzige Kennzeichen der Art ausmacht. Man hat geſehen, daß die verſchiedenen Raçen dieſer Hausthiere in den verſchiedenen Himmelsſtrichen beinah derſelben Ordnung folgen wie die menſchlichen Raçen, daß ſie, wie die Menſchen, ſtärker, größer und muthiger in den kalten Ländern, geſittigter, ſanfter im gemäßigten Erdſtriche, feiger, ſchwächer und häßlicher in den zu heißen Erdſtrichen ſind; daß ſich ferner in den gemäßigten Erdſtrichen und bei den gebildetſten Völkern die größte Verſchiedenheit, die größte Miſchung und die zahlreichſten

Varietäten in jeder Art finden; und was nicht minder merkwürdig iſt, es gibt an den Thieren mehrere augenfällige Abzeichen des hohen Alters ihrer Sklaverei. Die hangenden Ohren, die bunten Farben, die langen und feinen Haare ſind eben ſo viele durch die Zeit oder vielmehr durch die lange Dauer ihrer Hausgenoſſenſchaft hervorgebrachte Wirkungen. Faſt alle freien und wilden Thiere haben gerade Ohren; der wilde Eber hat gerade und ſteife, das zahme Schwein gebogene und halbhangende. Bei den Lappländern, bei den amerikaniſchen Wilden, bei den Hottentotten, bei den Negern und den andern nicht gebildeten Völkern haben alle Hunde gerade Ohren, wogegen in Spanien, Frankreich, England, der Türkei, Perſien, China und in allen geſitteten Ländern die meiſten weiche und hangende Ohren haben. Die Hauskatzen haben keine ſo ſteifen Ohren wie die wilden Katzen, und man ſieht, daß es in China, einem ſeit uralter Zeit geſittigten Reiche und wo der Himmel äußerſt milde iſt, Hauskatzen mit herabhangenden Ohren gibt. Aus dieſem nämlichen Grunde muß die angoriſche Ziege, die herabhangende Ohren hat, unter allen Ziegen als diejenige betrachtet werden, die ſich am meiſten vom Naturzuſtande entfernt. Der ſo allgemeine und ſo ausgezeichnete Einfluß des ſyriſchen Himmelsſtriches verbunden mit Hausgenoſſenſchaft dieſer Thiere bei einem ſeit uralter Zeit geſittigten Volke, wird mit der Zeit dieſe Varietät erzeugt haben, die ſich unter keinem andern Himmelsſtriche behauptet hätte. Die in Frankreich geborenen angoriſchen Ziegen haben keine ſo langen, noch ſo herabhangenden Ohren, wie die in Syrien, und würden wahrſcheinlich nach einer gewiſſen Anzahl von Geſchlechtsfolgen die Ohren und das Haar unſerer Ziegen annehmen.

* Ich habe Seite 202 geſagt, daß die Katzen weniger ſchliefen als ſie zu ſchlafen ſchienen. Einige Perſonen haben nach dieſer Stelle gedacht, ich wäre der Meinung, daß die Katzen gar nicht ſchliefen. Indeſſen wußte ich ſehr wohl, daß ſie ſchlafen; aber ich wußte nicht, daß ihr Schlaf bisweilen ſehr tief wäre: bei dieſer Gelegenheit habe ich von H. Paſumot, Mitglied der Akademie zu Dijon, einem in den verſchiedenen Fächern der Naturgeſchichte ſehr unterrichteten Manne, einen Brief erhalten, von dem Folgendes ein Auszug iſt.

„Erlauben Sie mir mein Herr, zu bemerken, daß ich glaube, Sie haben in Betreff der Katze geſagt, ſie ſchliefe nicht. Ich kann Ihnen verſichern, daß ſie ſchläft; zwar ſelten, aber ihr Schlaf iſt ſo feſt, daß es eine Art Schlafſucht iſt. Ich habe es wenigſtens zehnmal an verſchiedenen Katzen beobachtet. Ich war ziemlich jung, als ich zum erſtenmal die Beobachtung machte. Gewöhnlich legte ich eine Katze zu mir ins Bett, immer ans Fußende; eines Nachts, als ich nicht ſchlief, ſtieß ich die Katze,

die mich genirte, zurück; ich erſtaunte, ſie ſo ſchwer und zu gleicher Zeit ſo unbeweglich finden, daß ich ſie todt glaubte; ich zog ſie ſchnell mit der Hand und erſtaunte von Neuem, als ich ſie zog, keine Bewegungen an ihr zu bemerken: ich rüttelte ſie heftig und durch die ſtarken Erſchütterungen erwachte ſie, aber nur mit Mühe und langſam. In der Folge habe ich denſelben Schlaf und dieſelbe Schwierigkeit im Erwachen beobachtet; faſt immer war es ſo in der Nacht; ich habe es auch während des Tages beobachtet, aber freilich nur einmal und das, ſeit ich geleſen, was ſie über den Mangel des Schlafes bei dieſem Thiere ſagen; ich habe es ſelbſt nur wegen deſſen, was ſie darüber geſagt haben, zu beobachten geſucht. Ich könnte Ihnen noch das Zeugniß einer Perſon anführen, die, wie ich, den Schlaf einer Katze, ſelbſt am vollen Tage und mit denſelben Umſtänden oft beobachtet hat. Dieſe Perſon hat ſelbſt außerdem gefunden, daß, wenn dieſes Thier am vollen Tage ſchläft, es bei ſtarker Hitze und beſonders, wann Gewitter im Anzuge ſind, geſchieht."

H. de Leſtrée, Kaufmann zu Chalos in der Champagne, der oft Katzen bei ſich ſchlafen ließ, hat bemerkt:

„1) Daß dieſe Thiere, wann ſie gleichſam ſchnarchen und ruhig ſind oder zu ſchlafen ſcheinen, zuweilen etwas lange einathmen und alsbald ſtark ausathmen, und daß ſie in dieſem Augenblick durch den Mund einen Geruch aushauchen, der ſehr dem Biſam- oder Marbergeruch ähnelt."

„2) Wann ſie etwas gewahren, das ſie überraſcht, wie einen Hund oder einen andern Gegenſtend, der ihnen plötzlich in die Augen fällt, ſo machen ſie eine Art falſches Pfeifen, das auch denſelben Geruch verbreitet. Dieſe Bemerkung betrifft nicht die Männchen allein; denn ich habe dieſelbe Beobachtung an den Katern wie an den Katzen von verſchiedenen Farben und verſchiedenen Altern gemacht."

Nach dieſen Bemerkungen möchte H. de Leſtrée zu glauben ſcheinen, daß die Katzen in der Bruſt oder im Magen einige mit einem Wohlgeruch angefüllte Bläschen hätte, welcher Geruch ſich durch den Mund nach außen verbreitet, allein die Anatomie zeigt uns nichts dergleichen.

Wir haben geſagt, daß es in China Katzen mit herabhangenden Ohren gebe: dieſe Varietät findet ſich ſonſt nirgendwo und bildet vielleicht eine von der der Katze verſchiedene Art, denn wenn die Reiſenden von einem ſogenannten Sumxu reden, einem Thiere, das in China völlig Hausthier iſt, ſo ſagen ſie, man könne es nicht beſſer als mit der Katze vergleichen, mit der es viele Aehnlichkeit hat. Seine Farbe iſt ſchwarz oder gelb und ſein Haar außerordentlich leuchtend. Die Chineſen hängen dieſen Thieren ſilberne Halsketten um den Hals und machen ſie äußerſt zutraulich: da ſie nicht gemein ſind, ſo käuft man ſie ſehr theuer, ſowohl ihrer

Schönheit wegen, als weil ſie gegen die Ratten den blutigſten Krieg führen.

Es gibt auch auf Madagaskar gezähmte wilde Katzen, die meiſt einen gewundenen Schwanz haben; man nennt ſie Saka: aber dieſe wilden Katzen gehören zu derſelben Art wie die Hauskatzen dieſes Landes; denn ſie paaren ſich und zeugen miteinander.

Eine andere Abweichung, die wir beobachtet haben, iſt, daß in unſerm Erdſtriche zuweilen Katzen mit Pinſeln an der Ohrenſpitzen zur Welt kommen. H. de Seve, den ich mehreremal anzuführen Gelegenheit haben werde, ſchreibt mir (den 16. November 1773), daß in ſeinem Hauſe zu Paris eine junge Katze von der Raçe, die wir ſpaniſche Katze genannt haben, mit Pinſeln an der Spitze der Ohren geworfen worden, obwohl die Eltern Ohren wie alle andern Katzen, d. h. ohne Pinſel hatten; und einige Monate ſpäter waren die Ohrenpinſel dieſer jungen Katze im Verhältniſſe zu ihrem Wuchſe ſo groß, wie die des kanadiſchen Luchſes.

Neulich hat man mir von Cayenne die Haut eines Thieres geſchickt, welcher der Haut unſerer wilden Katzen ſehr gleicht. In Guiana nennt man dieſes Thier Haïra; dort ißt man auch das weiße und ſchmackhafte Fleiſch desſelben. Dieſes allein genügt, um vermuthen zu laſſen, daß der Haïra, obwohl der Katze ſehr ähnlich, dennoch zu einer verſchiedenen Art gehört; möglich aber, daß der Name Haïra hier übel angewendet iſt; denn ich vermuthe, daß dieſer Name derſelbe wie Taira iſt und nicht der Katze, ſondern einem kleinen Marder, von welchem wir reden werden, angehört.

Wilde Katzen von Neuſpanien.

Man hat mir aus Spanien folgende Notiz über eine Tiegerkatze oder Waldkatze geſchickt:

„Tiegerkatze, Waldkatze oder wilde Katze von Neuſpanien: ihre Höhe beträgt nahe an 3 Fuß; ihre Länge von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes mehr als 4 Fuß; ſie hat kleine Augen und einen ziemlich kurzen Schwanz, bläulich aſchgraues, ſchwärzlich geſprenkeltes Haar, das hart genug iſt, um daraus Pinſel mit ſteifer und feſter Spitze machen zu können.“

Dieſe Tiegerkatze oder Waldkatze von Neuſpanien ſcheint dasſelbe Thier zu ſein, wie der Serval, deſſen Abbildung wir mittheilen werden.

Wilde Thiere.

In den Hausthieren und im Menſchen haben wir die Natur nur beengt, ſelten veredelt, oft verderbt, entſtellt und immerdar mit Hinderniſſen

umringt oder mit fremdartigem Schmuck beladen geſehen; jetzt wird ſie nackt erſcheinen, einzig mit ihrer Einfachheit geziert, aber reizender durch ihre naive Schönheit, ihren leichten Gang, ihre freie Miene und durch die andern Eigenſchaften des Adels und der Unabhängigkeit. Wir werden ſie ſehen, wie ſie, als Herrſcherin die Oberfläche der Erde durchlaufend, ihr Gebiet mit den Thieren theit, jedem ſein Element, ſeinen Himmel, ſeine Nahrung anweiſt: wir werden ſie ſehen in den Wäldern, in den Wäſſern, in den Ebenen, wie ſie, ihre einfachen aber unwandelbaren Geſetze vorſchreibend, jeder Art ihre unverwiſchbaren Kennzeichen aufprägend und mit Billigkeit ihre Gaben austheilend, Wohl und Weh gegeneinander aufwiegt; wie ſie den einen Kraft und Muth, geſellt mit Nothdurft und Gefräßigkeit, den andern Sanftmuth, Maßhaltung, Leichtigkeit des Körpers neben Furcht, Unruh und Schüchternheit, allen aber Begierden und Liebe verleiht, immer leicht zu befriedigen, immer begleitet von einer glücklichen Fruchtbarkeit.

Freiheit und Liebe, welche Wohlthaten! Dieſe Thiere, die wir wild nennen, weil ſie uns nicht unterthan ſind, bedürfen ſie mehr, um glücklich zu ſein? Sie haben zudem die Gleichheit; ſie ſind weder die Sklaven noch die Herren von Ihresgleichen; das Individuum hat nicht, wie der Menſch, alle andern ſeiner Art zu fürchten; der Friede waltet zwiſchen ihnen, und der Krieg kommt ihnen nur von den Fremden oder von uns. Darum haben ſie Recht, das Menſchengeſchlecht zu fliehen, unſerm Anblicke auszuweichen, ſich in Einöden, fern von unſern Wohnungen, niederzulaſſen, ſich aller Hülfsmittel ihres Naturtriebes zu bedienen, um ſich in Sicherheit zu ſtellen, und, um ſich der Gewalt des Menſchen zu entziehen, alle Mittel der Freiheit anzuwenden, die ihnen die Natur zu gleicher Zeit an die Hand gab, als ſie ihnen das Verlangen nach Unabhängigkeit verlieh.

Die einen, und es ſind die ſanfteſten, die unſchuldigſten, friedlichſten, begnügen ſich damit, ſich zu entfernen und bringen ihr Leben in unſern Gefilden zu; jene, die mißtrauiſcher, ſcheuer ſind, vertiefen ſich in die Wälder; andere, als wüßten ſie, daß es keine Sicherheit über der Erde gibt, graben ſich unterirdiſche Wohnungen, flüchten ſich in Höhlen oder erſteigen die Gipfel der unzugänglichſten Gebirge; die grimmigſten endlich, oder die ſtolzeſten vielmehr, bewohnen nur die Wüſten und regieren als Fürſten in jenen brennenden Erdſtrichen, wo der Menſch eben ſo wild wie ſie, ihnen die Herrſchaft nicht zu beſtreiten vermag.

Und da Alles den phyſiſchen Geſetzen unterthan iſt, da die Weſen, ſelbſt die freieſten, ihnen unterworfen ſind, und die Thiere gleich dem Menſchen die Einflüſſe des Himmels und der Erde erfahren, ſo ſcheint es, daß dieſelben Urſachen, die das Menſchengeſchlecht in unſern Erdſtrichen

gemildert und geſittigt, gleiche Wirkungen an allen andern Arten hervorgebracht haben: der Wolf, in dieſem gemäßigten Erdgürtel vielleicht das grimmigſte von allen Thieren, iſt weitaus nicht ſo furchtbar, ſo grauſam, wie der Tieger, der Löwe, der Panther des heißen Erdgürtels, oder der weiße Bär, der Luchs, die Hyäne des kalten Gürtels. Und nicht allein findet ſich im Allgemeinen dieſer Unterſchied, als hätte die Natur, um mehr Verhältniß und Einklang in ihre Schöpfungen zu bringen, das Klima für die Arten oder die Arten für das Klima eingerichtet; ſondern man findet auch bei jeder Art insbeſondere das Klima für die Sitten und die Sitten für das Klima eingerichtet.

In Amerika, wo die Hitze geringer, wo die Luft und die Erde ſanfter als in Afrika ſind, haben, obwohl unter derſelben Linie, der Tieger, der Löwe, der Panther nichts Furchtbares als den Namen: es ſind nicht mehr jene Tyrannen der Wälder, jene eben ſo ſtolzen als unerſchrockenen Feinde des Menſchen, jene nach Blut und Mord lechzenden Ungeheuer; es ſind Thiere, die gewöhnlich vor dem Menſchen fliehen, die geſchweige, ihn von vorn anzugreifen, geſchweige ſelbſt, die andern wilden Thiere mit offener Gewalt zu bekriegen, am häufigſten nur Liſt und Schlauheit anwenden, um, wo möglich, ihn zu übeeraſchen; es ſind Thiere, die man wie die andern bändigen und faſt zähmen kann. Sie ſind demnach ausgeartet, wenn ihre Natur Wildheit verbunden mit Grauſamkeit war; oder ſie haben vielmehr nur den Einfluß des Himmelsſtriches erfahren; unter einem mildern Himmel hat ſich ihr Naturell gemildert; was ſie Uebertriebenes hatten, hat ſich gemäßigt, und durch die Veränderungen, die ſie erlitten, ſind ſie nur mit der Erde, die ſie bewohnt haben, gleichförmiger geworden.

Die Gewächſe, welche dieſe Erde bedecken und noch enger als das Thier, das da weidet, an ſie gebunden ſind, haben auch größern Antheil als dieſes an der Natur des Himmelſtriches; jedes Land, jeder Wärmegrad hat ſeine beſondern Pflanzen. Am Fuße der Alpen findet man die Pflanzen Frankreichs und Italiens, auf ihrem Scheitel jene der nordiſchen Länder; dieſe nämlichen Pflanzen des Nordens findet man auf den beeisten Gipfeln der afrikaniſchen Gebirge wieder. Auf den Bergen, welche das mongoliſche Kaiſerthum von dem Königreiche Kaſchemir trennen, ſieht man an der Mittagsſeite alle Pflanzen Indiens, und findet ſich an der andern Seite überraſcht durch den Anblick nur europäiſcher Pflanzen. Auch zieht man aus den übermäßig warmen Erdſtrichen die Gewürze, die Wohlgerüche, die Gifte und alle Pflanzen, deren Kräfte übermäßig ſtark ſind: der gemäßigte Himmelsſtrich erzeugt dagegen nur Gemäßigtes; die mildeſten Kräuter, die geſundeſten Gemüſe, die lieblichſten Früchte, die friedlichſten Thiere, die geſittetſten Menſchen ſind das Erbtheil dieſes glücklichen Himmelsſtriches.

Die Erde macht alſo die Pflanzen, die Erde und die Pflanzen machen die Thiere; die Erde, die Pflanzen und die Thiere machen den Menſchen: denn die Eigenſchaften der Gewächſe kommen unmittelbar von der Erde und der Luft her: das Temperament und die andern beziehlichen Eigenſchaften der Thiere, die das Gras abweiden, entfernen ſich nicht weit von denen der Pflanzen, womit ſie ſich ernähren; endlich die phyſiſchen Eigenſchaften des Menſchen und der Thiere, die von andern Thieren ſowohl als von Pflanzen leben, hangen, obgleich entfernter, von dieſen nämlichen Urſachen ab, deren Einfluß ſich bis auf ihr Naturell und ihre Sitten ausdehnt. Und daß unter einem gemäßigten Himmelsſtriche ſich Alles mäßigt und unter einem übermäßigen Alles Uebermaß iſt, erhellt noch beſſer daraus, weil die Größe und die Geſtalt die unbedingten, feſten und beſtimmten Eigenſchaften zu ſein ſcheinen, demnach, wie die beziehlichen Eigenſchaften, vom Einfluſſe des Himmelsſtriches abhangen. Der Wuchs unſerer vierfüßigen Thiere nähert ſich nicht dem des Elephanten, des Nashorns, des Flußpferdes; unſere größten Vögel ſind gar klein, verglichen mit dem Strauß, dem Kondor, dem Kaſuar; und welcher Vergleich zwiſchen den Fiſchen, den Eidechſen, den Schlangen unſerer Himmelsſtriche und den Wallfiſchen, den Pottfiſchen, den Narwallen, welche die nördlichen Meere bevölkern, und den Krokodillen, den großen Eidechſen und den ungeheuern Nattern, welche die ſüdlichen Ländern und Gewäſſer heimſuchen! Und betrachtet man ferner jede Art in verſchiedenen Erdſtrichen, ſo wird man nach Größe wie nach Geſtalt augenfällige Abweichungen finden; alle nehmen eine mehr oder minder ſtarke Färbung vom Himmelsſtriche an. Dieſe Veränderungen erfolgen nur langſam und unmerklich: der größte Werkmeiſter der Natur iſt die Zeit; da ſie ſtets in gleichem, einförmigem und geregeltem Schritte geht, vollbringt ſie nichts ſprungweiſe, ſondern ſtufenweiſe, übergangsweiſe, folgenweiſe; ſie vollbringt Alles, und jene Anfangs unmerklichen Veränderungen werden allgemach augenfällig und äußern ſich zuletzt in Folgen, an denen man ſich nicht irren kann.

Indeſſen ſind die wilden und freien Thiere vielleicht, ſelbſt den Menſchen nicht ausgenommen, unter allen lebenden Weſen den Umwandlungen, Veränderungen, Abweichungen des geſammtes Geſchlechtes am wenigſten unterworfen: da ſie unbeſchränkt ihre Nahrung und ihren Himmelsſtrich ſich wählen können, und da ſie ſich eben ſo wenig Gewalt anthun, als man ihnen Gewalt anthut, ſo weicht ihre Natur weniger als die der Hausthiere ab, die man unterjocht, verpflanzt, mißhandelt und nährt, ohne ihren Geſchmack zu befragen. Die wilden Thiere leben beſtändig auf dieſelbe Weiſe, man ſieht ſie nicht von einem Himmelsſtriche zum andern irren; der Wald, in dem ſie geboren worden, iſt ein Vaterland, dem ſie

treu anhangen; ſie entfernen ſich ſelten von ihm und verlaſſen ihn nur, wenn ſie bemerken, daß ſie nicht in Sicherheit dort leben können. Und ſie fliehen nicht ſowohl ihre Feinde als die Gegenwart des Menſchen; die Natur hat ihnen Mittel und Hülfsquellen gegen die andern Thiere gegeben; ihnen ſtehen ſie gleich; ſie kennen ihre Kraft und ihre Geſchicklichkeit; ſie beurtheilen ihre Abſichten; ihre Gänge; und können ſie ihnen nicht ausweichen, ſo vertheidigen ſie ſich wenigſtens Bruſt an Bruſt; es ſind mit einem Wort Arten ihrer Gattung; was aber vermögen ſie gegen Weſen, die, ohne ſie zu ſehen, ſie finden, und, ohne ihnen zu nahen, ſie erlegen können?

Der Menſch alſo beunruhigt, entfernt, zerſtreut ſie, macht ſie tauſendmal wilder, als ſie in der That ſein würden; denn die meiſten fordern nur Ruhe, Frieden und den eben ſo mäßigen als harmloſen Gebrauch der Luft und der Erde; ſie ſind ſelbſt von Natur geneigt, zuſammen zu bleiben, ſich in Familien zu vereinen, gewiſſer Maßen Geſellſchaften zu bilden. Noch ſieht man Spuren dieſer Geſellſchaften in den Ländern, deren der Menſch ſich nicht völlig bemächtigt hat, dort ſieht man ſogar gemeinſam gebaute Werke, gewiſſer Maßen Entwürfe, die, ohne vernunftmäßig überdacht zu ſein, auf vernunftmäßige Uebereinſtimmung gegründet zu ſein ſcheinen, Entwürfe, deren Ausführung wenigſtens die Uebereinkunft, die Vereinigung und das Zuſammenwirken derer, die ſich damit beſchäftigen, vorausſetzt. Und nicht etwa aus phyſiſchem Zwang oder Bedürfniß, wie die Ameiſen, die Bienen u. ſ. w., arbeiten und bauen die Biber; denn ſie werden weder durch den Raum, noch durch die Zeit, noch durch die Menge gezwungen; aus freier Wahl vereinigen ſie ſich; jene, die ſich verſtehen, bleiben zuſammen; jene, die ſich nicht verſtehen, entfernen ſich voneinander; und manche ſieht man, die, von den andern ausgeſtoßen, einſam zu leben genöthigt ſind. Auch ſuchen ſie nur in den entfernteſten, abgelegenſten Ländern, wo ſie kein Zuſammentreffen mit den Menſchen beſorgen, ſich niederlaſſen und ihren Aufenthalt feſter und bequemer zu machen, indem ſie dort Wohnſtätten, gewiſſer Maßen Dörfer bauen, die ziemlich gut die ſchwachen Arbeiten und erſten Anſtrengungen eines Gemeinweſens in ſeinem Entſtehen vor Augen ſtellen. In den Ländern dagegen, wo ſich die Menſchen verbreitet haben, ſcheint neben ihnen der Schrecken zu wohnen; da gibt es keine Geſellſchaft mehr unter den Thieren; jede Betriebſamkeit hört auf, jede Kunſt iſt erſtickt, ſie denken nicht mehr daran, zu bauen; ſie vernachläßigen jede Bequemlichkeit; ſtets gedrängt von Furcht und Noth, ſuchen ſie nur zu leben, ſind ſie nur beſchäftigt, zu fliehen und ſich zu verbergen; und wenn, wie man vorausſetzen muß, das Menſchengeſchlecht fortfährt, in der Folge der Zeiten gleichmäßig die

ganze Oberfläche der Erde zu bevölkern, ſo wird man in einigen Jahrhunderten die Naturgeſchichte der Biber wie eine Fabel anſehen können.

Man kann alſo ſagen, das die Thiere, geſchweige ſich immer ſtärker zu vermehren, im Gegentheil immer bedeutender an Fähigkeiten und Anlagen abnehmen: je mehr ſich des Menſchen Art vervielfältigt, vervollkommnet, um ſo mehr fühlen ſie die Laſt einer eben ſo ſchrecklichen als unumſchränkten Herrſchaft, die, ihnen kaum ihr individuelles Daſein laſſend, ihnen jedes Mittel zur Freiheit, jeden Gedanken an Geſellſchaft raubt und ſelbſt den Keim ihrer Erkenntniß ausrottet. Was ſie geworden ſind, was ſie noch werden mögen, zeigt vielleicht nicht hinglänglich an, was ſie geweſen ſind, noch was ſie ſein könnten. Wer weiß, wenn das menſchliche Geſchlecht vernichtet wäre, wem von ihnen das Zepter der Erde gehören würde?

Der Hirſch.

Dies iſt eins jener harmloſen, ſanften und ruhigen Thiere, die nur geſchaffen zu ſein ſcheinen, um die Oede der Wälder zu beleben, zu verſchönern und fern von uns die friedlichen Zufluchtſtätten dieſer Gärten der Natur einzunehmen. Seine zierliche und leichte Geſtalt, ſein eben ſo kühner als wohlgeformter Wuchs, ſeine biegſamen und nervigen Glieder, ſein Kopf, mit einem lebenden und gleich dem Wipfel der Bäume jährlich ſich erneuernden Geweih mehr geſchmückt als bewaffnet; ſeine Größe, ſeine Leichtigkeit, ſeine Stärke unterſcheiden es hinreichend von den übrigen Waldbewohnern; und wie der Hirſch unter ihnen der edelſte iſt, ſo dient er auch nur den Vergnügen der edelſten Menſchen; zu allen Zeiten hat er die Muße der Helden beſchäftigt. Die Ausübung der Jagd muß den Arbeiter des Krieges folgen, muß ihnen ſelbſt vorausgehen; die Waffen und Roſſe führen zu können ſind gemeinſame Geſchicklichkeiten des Jägers, des Kriegers. Die Gewöhnung an Bewegung, an Anſtrengung, die Gewandtheit, die Leichtigkeit des Körpers, ſo nöthigt, um den Muth aufrecht zu halten und ſelbſt um ihn zu unterſtützen, werden auf der Jagd erworben und im Kriege angewendet; es iſt die angenehme Schule einer nothwendigen Kunſt; es iſt ferner die einzige Unterhaltung, die gänzlich von den Geſchäften abzieht, die einzige Erholung ohne Weichlichkeit, die einzige, die ein lebhaftes Vergnügen ohne Unluſt, ohne Beimiſchung, ohne Ueberdruß bewährt.

Was können die Menſchen beſſeres thun, die Standes halber unaufhörlich durch die Gegenwart der andern Menſchen ermüdet werden? Stets umringt, belagert und beläſtigt, ſo zu ſagen, von der Menge; ſtets die

Zielſcheibe ihrer Bitten, ihrer Zudringlichkeiten, gezwungen, ſich mit fremden Sorgen und Angelegenheiten zu beſchäftigen, beunruhigt durch wichtige Intereſſen, und um ſo unfreier, je höher ſie geſtellt ſind, würden die Großen nur das Gewicht der Größe fühlen, und nur für andere daſein, wenn ſie ſich nicht auf Augenblicke dem Schwarme ſelbſt der Schmeichler entzögen. Um ſich ſelber zu genießen, um die perſönlichen Neigungen, die heimlichen Begierden, dieſe innigſten Gefühle, die tauſendmal größern Werth haben als die Gedankenbilder der Größe, in die Seele zurückzurufen, bedürfen ſie der Einſamkeit: und welche Einſamkeit iſt manchfaltiger, welche belebter, als die der Jagd? welche Uebung geſunder für den Körper? welche Raſt lieblicher für den Geiſt?

Es würde eben ſo mühſam ſein, immer vorzuſtellen, als immer nachzuſinnen. Die Natur hat nicht den Menſchen zur Betrachtung der abſtrakten Dinge geſchaffen, und ſo wie es ein wenig natürlicher Zuſtand iſt, ſich ohne Unterbrechung mit ſchweren Studien, mit verdrießlichen Angelegenheiten zu beſchäftigen, ein ſitzendes Leben zu führen und ſeine Arbeitsſtube zum Mittelpunkte ſeines Daſeins zu machen, eben ſo ſcheint es, daß der Zuſtand eines aufgeregten, ſtürmiſchen, ſo zu ſagen, von der Bewegung der andern Menſchen mit fortgeriſſenen Lebens, worin man genöthigt iſt, ſich zu beobachten, ſich Gewalt anzuthun und unaufhörlich vor ihren Augen vorzuſtellen, eine noch gezwungnere Lage iſt. Welchen Begriff wir von uns ſelbſt haben wollen, es iſt leicht einzuſehen, daß vorſtellen noch nicht da ſein heißt, und eben ſo, daß wir weniger zum Denken als zum Handeln, zum Unterſuchen als zum Genießen geſchaffen ſind; unſere wahren Vergnügen beſtehen in dem freien Gebrauche unſerer ſelbſt; unſere wahren Güter ſind die der Natur; es iſt der Himmel, es iſt die Erde, es ſind jene Gefilde, jene Flächen, jene Wälder, deren heilſamen, unerſchöpflichen Genuß ſie uns darbeut. Auch iſt der Geſchmack an der Jagd, am Fiſchfang, an den Gärten, am Ackerbau ein allen Menſchen natürlicher Geſchmack, und in den einfachen Geſellſchaften, als die unſrige iſt, gibt es nur zwei Stände, beide auf dieſe Lebensart beziehlich: die Edlen, deren Handwark Jagd und Waffen ſind, und die untergeordneten Menſchen, die ſich blos mit dem Bau der Erde beſchäftigen.

Und wie man in der gebildeten Geſellſchaften Alles ſteigert, Alles vervollkommnet, ſo hat man, um das Vergnügen der Jagd lebhafter, reizender zu machen, dieſe Uebung, um die edelſte von allen, noch zu veredlen, ſie zu einer Kunſt erhoben. Die Jagd des Hirſches erfordert Kenntniſſe, die man nur durch die Erfahrung erwerben kann; ſie ſetzt eine königliche Zurüſtung voraus, Leute, Pferde, Hunde, alle geübt, geſchickt, abgerichtet, die durch ihre Bewegungen, ihre Nachforſchungen und ihre

Einſicht auch zu dem nämlichen Zwecke beitragen müſſen. Der Jäger muß das Alter und das Geſchlecht beurtheilen, er muß genau unterſcheiden und erkennen können, ob der Hirſch, den er mit ſeinem Leithunde aufgeſpürt hat, ein Spießer, ein junger Hirſch, ein ſeit kurzem zehnzinkiger, ein zehnzinkiger oder ein alter Hirſch iſt; und die Hauptzeichen, welche dieſe Kenntniß verſchaffen können, ſind der Fuß und die Looſung. Der Fuß des Hirſches iſt beſſer gebaut als der der Hindin; ſein Bein iſt dicker und näher an der Ferſe; ſeine Spuren ſind beſſer gedreht und ſeine Fußſtapfen größer; er geht regelmäßiger; er trägt den Hinterfuß in die Stelle des Vorderfußes; dagegen hat die Hindin einen ſchlechter gebauten Fuß, kürzere Fußſtapfen und ſetzt nicht regelmäßig den Hinterfuß in die Spur des Vorderfußes. Sobald der Hirſch ſein viertes Geweih hat, iſt er kennbar genug, um ſich nicht zu irren; aber man muß Uebung haben, um den Fuß des jungen Hirſches von dem der Hindin zu unterſcheiden, und um ſicher zu ſein, muß man genau darauf achten und oft wieder nachſehen. Die ſeit kurzem zehnzinkigen Hirſche, die zehnzinkigen u. ſ. w. ſind noch leichter zu erkennen; ihr Vorderfuß iſt dicker als ihr Hinterfuß; und je älter ſie werden, um ſo dicker und abgenutzter ſind die Seiten der Füße: dieſes läßt ſich leicht an den Fußſtapfen beurtheilen, die eben ſo regelmäßig wie die der jungen Hirſche ſind, da der Hinterfuß immer ziemlich genau auf den Vorderfuß fällt, wofern ſie nicht ihr Geweih abgeworfen haben; denn alsdann führen die alten Hirſche faſt eben ſo ſehr wie die jungen irre, jedoch auf eine verſchiedene Weiſe und mit einer Art Regelmäßigkeit, die ſowohl den jungen Hirſchen als den Hindinnen abgeht; ſie ſetzen den Hinterfuß neben den Vorderfuß und nie hinterher noch weiter vor.

Kann der Jäger in der Trockenheit des Sommers nicht nach dem Fuße urtheilen, ſo iſt er genöthigt, den Gegenſpur des Wildes zu folgen, um die Looſung aufzufinden und es an dieſem Anzeichen zu erkennen, das eben ſo viel und vielleicht mehr Uebung erfordert; als die Kenntniß des Fußes: ſonſt würde es ihm nicht möglich ſein, der Jagdgeſellſchaft einen genauen Bericht abzuſtatten. Und hat man auf dieſen Bericht die Hunde zu ſeinen Spurzweigen gebracht, ſo muß er noch ſeinen Leithund anzufeuern und ihn auf den Spuren unterſtützen zu laſſen wiſſen, bis der Hirſch geſchoſſen iſt, und in dieſem Augenblicke bläſt derjenige, der die Hunde hetzt, damit ſie losgekuppelt werden; und ſobald ſie es ſind, muß er ſie mit der Stimme und dem Horn unterſtützen; er muß auch Kenner ſein und den Fuß ſeines Hirſches gut bemerken, um ihn wiederzuerkennen, wenn der Hund die Spur verläßt, oder in dem Falle, daß der Hirſch in Geſellſchaft iſt. Alsdann geſchieht es oft, daß die Hunde ſich trennen und zwei Jagden machen; die Jagdknechten müſſen ſich auch trennen, und die

Hunde, welche die Spur verfehlt haben, von ihrem Wege abbringen, um ſie zurückzuführen und mit denen wieder zu vereinigen, welche den Hirſch der Meute jagen. Der Jagdknecht muß ſeine Hunde gut begleiten, ſie ſtets anfeuern, ohne ſie zu ſehr zu bedrängen, beim Abkommen von der Spur ihnen helfen, ohne umzukehren, und um ſich nicht zu irren, ſo oft als möglich etwas vom Hirſche wieder zu ſehen ſuchen; denn er verſäumt es nie, Liſt anzuwenden, er kommt und kehrt oft zwei bis dreimal auf ſeinen Weg zurück, er ſucht ſich eine Begleitung von anderm Wilde zu verſchaffen, um von der Spur abzubringen, und alsdann dringt er ſogleich durch und entfernt ſich oder wirft ſich wohl ſeitswärts, verbirgt ſich und bleibt auf dem Bauche liegen. Hat man in dieſem Falle die Fährte verloren, ſo geht man vorauf, kehrt wieder um; Jagdknechte und Hunde arbeiten einträchtig; findet man die Fährte des Hirſches nicht wieder, ſo urtheilt man, daß er aus dem Umkreiſe, den man hat machen laſſen, geblieben iſt; man durchſucht ihn von Neuem; und findet ſich der Hirſch nicht daſelbſt, ſo bleibt kein anderes Mittel übrig, als der Gegend gemäß, in der man ſich befindet, die Zuflucht zu erdenken, die er genommen haben könnte und dort ihn aufſuchen zu gehen. Sobald man wieder auf die Spur gekommen iſt, und die Hunde die Fährte wiedergefunden haben, werden ſie mit größerm Vortheil jagen, da ſie wohl bemerken, daß der Hirſch bereits ermattet iſt; ihr Feuer wächſt in dem Maße, als er ſchwächer wird; und ihre Spürkraft iſt um ſo genauer und lebhafter, je erhitzter der Hiſch iſt; auch verdoppeln ſie ihre Schnelligkeit und ihr Gebell; und obſchon er alsdann mehr als je Liſten anwendet, ſo ſind doch, da er nicht mehr ſo ſchnell laufen und folglich von den Hunden ſich nicht ſehr entfernen kann, ſeine Liſten und Ausflüchte unnütz; er hat kein anderes Hülfsmittel mehr, als die Erde, die ihn verräth, zu fliehen und ſich ins Waſſer zu werfen, um den Hunden ſeine Spur zu entziehen. Die Jagdknechte ſetzen über das Waſſer oder gehen auch wohl herum und bringen alsdann die Hunde wieder auf die Fährte des Hirſches, der, ſobald er im Waſſer geweſen, nicht weit gehen kann und bald in den letzten Zügen iſt, wo er noch ſein Leben zu vertheitigen ſucht und oft mit Zinken des Geweihs die Hunde und ſelbſt die allzu hitzigen Pferde der Jäger verwundet, bis ihm einer von ihnen die Kniekehle durchſchneidet, damit er niederſtützt, und dann vollends ihm, dort, wo die Schulter aufhört, einen Meſſerſtich verſetzt. Zu gleicher Zeit feiert man mit Hörnergeſchmetter den Tod des Hirſches, man läßt die Hunde ihn mit Füßen treten und vollſtändig ihren Sieg genießen, indem man ihnen ihr Jagdtheil gibt.

Nicht alle Jahreszeiten ſind gleich gut, um den Hirſch zu jagen: im Frühlinge, wann die hervorkeimenden Blätter die Forſten zu ſchmücken

anheben, wann die Erde ſich mit neuem Graſe bekleidet und mit dem Schmelz der Blumen ziert, macht ihr Wohlgeruch die Spürkraft des Hundes minder ſicher, und da der Hirſch alsdann ſeine größte Kraft beſitzt, ſo koſtet es ſie, wofern er nur einen Vorſprung hat, viele Mühe, ihn zu erreichen. Auch kommen die Jäger darin überein, daß in der Jahreszeit, in welcher die Hündinnen bald werfen werden, von allen die Jagd am ſchwierigſten iſt, und daß die Hunde in dieſen Zeiten oft einen ſchlecht getriebenen Hirſch aufgeben, um ſich gegen eine Hindin zu wenden, die vor ihnen hüpft; und eben ſo ſpüren die Leithunde im Anfange des Herbſtes, wann der Hirſch in Brunſt iſt, ohne Feuer; der ſtarke Brunſtgeruch macht ihnen vielleicht den Weg ungültiger; vielleicht auch haben alle Hirſche um dieſe Zeit faſt denſelben Geruch. Im Winter, wann der Schnee liegt, kann man den Hirſch nicht jagen; die Leithunde haben keine Spürkraft und ſcheinen die Fährten mehr mit dem Auge als mit dem Geruch zu verfolgen. In dieſer Jahreszeit verlaſſen die Hirſche die Wälder, da ſie dort nichts zu weiden finden, ſie gehen und kommen in die offnern Gegenden, in die kleinen Gehölze und ſelbſt in die Saatfelder: ſie ſchaaren ſich mit dem Dezember in Rudel zuſammen, und während der ſtrengen Kälte ſuchen ſie ſich an den Bergabhängen oder an dicht bewachſenen Plätzen vor dem Ungemach des Wetters zu ſchützen, wo ſie ſich aneinandergedrängt halten und mit ihrem Athem ſich erwärmen. Am Ende des Winters ſuchen ſie den Rand der Wälder und kommen heraus ins Getreide. Im Frühlinge werfen ſie ihr Geweih; dieſes löſt ſich von ſelbſt oder durch eine leichte Anſtrengung ab, indem ſie ſich an einen Aſt anhaken; ſelten fallen die beiden Seiten zugleich ab und oft iſt eine Zwiſchenzeit von einem bis zwei Tagen zwiſchen dem Abfallen einer jeden Seite des Geweihes. Die alten Hirſche werfen zuerſt es ab gegen das Ende des Februars oder im Anfange des März; die Zehnzinkigen werfen es erſt gegen die Mitte oder das Ende des März ab, die ſeit kurzem Zehnzinkigen im April; die jungen Hirſche im Anfange und die Spießer gegen die Mitte und das Ende Mais; doch in dieſem Allem gibt es viele Abweichungen, und zuweilen ſieht man alte Hirſche ihr Geweih ſpäter abwerfen als andere, die jünger ſind. Uebrigens wird dieſes Abwerfen beſchleunigt, wenn der Winter gelinder und verzögert, wenn er ſtrenge und von langer Dauer iſt.

Sobald die Hirſche abgeworfen haben, trennen ſie ſich voneinander und nur die Jungen bleiben zuſammen. Sie halten ſich nicht in den Ständen, ſondern kommen in die ſchönen Gegenden, die Gebüſche, die lichten Gehölze, wo ſie den ganzen Sommer bleiben, um dort ihr Geweih wieder herzuſtellen; und in dieſer Jahreszeit gehen ſie geſenkten Kopfes, aus Furcht, das Geweih an den Zweigen abzuſtoßen; denn ſo lange es nicht ſein völliges

Wachsthum erreicht hat, iſt es empfindlich. Das Geweih der alten Hirſche iſt gegen die Mitte des Mais erſt zur Hälfte hergeſtellt und erſt gegen Ende Julis ganz ausgewachſen und hart. Das der jungen Hirſche, welches ſpäter abfällt, treibt und erſetzt ſich auch ſpäter wieder. Aber ſobald es ganz ausgewachſen iſt und Feſtigkeit erhalten hat, reiben die Hirſche es an den Bäumen, um die Haut, die es bedeckt, abzutrennen, und weil ſie fortfahren, es mehrere Tage nacheinander zu reiben, ſo behauptet man, daß es die Farbe des Saftes des Holzes, an dem ſie ſich reiben, annimmt. an den Buchen und Birken roth, an den Eichen braun und an den Hagebuchen und den Espen ſchwärzlich wird. Man ſagt auch, daß die glatten und ſchwach peperlten Geweihe der jungen Hirſche ſich bei weitem nicht ſo ſehr wie die der alten Hirſche färben, an denen die Knoten nahe zuſammen ſtehen, denn dieſe Knoten hielten den Saft, der das Horn färbt, zurück; ich kann mich jedoch nicht überzeugen, daß dieſes die wahre Urſache jener Wirkung ſei, da ich zahme Hirſche in Verſchlüſſen eingeſperrt hatte, worin es keinen Baum gab oder ſie folglich nichts hatten, um ihr Geweih daran zu reiben, und dennoch war ihr Geweih wie das Geweih andern gefärbt.

Bald nachdem die Hirſche ihr Geweih gebräunt haben, fangen ſie an, die Eindrücke der Brunſt zu empfinden; die alten ſind die vorgerückteſten: von dem Ende des Auguſtes und dem Anfange Septembers verlaſſen ſie die Gebüſche, kehren ſie in die Stände zurück und beginnen die Weibchen aufzuſuchen; ſie brüllen mit ſtarker Stimme; Hals und Bruſt ſchwellen ihnen an, ſie quälen ſich ab; ſie ſetzen am folgenden Tag über die Brachfelder und Ebenen, ſie ſtoßen mit dem Geweih gegen die Bäume und Strauchſtämme; kurz ſie ſcheinen außer ſich, raſend und rennen von Gegend zu Gegend bis ſie Weibchen gefunden haben, und es iſt nicht genug, ſie anzutreffen, ſie müſſen ſie auch verfolgen, überwältigen, unterwerfen; denn die Weibchen weichen ihnen Anfangs aus, fliehen und erwarten ſie nicht, bis ſie durch ihre Verfolgung lange angeſtrengt worden. Auch beginnt mit den älteſten Weibchen die Brunſt; die jungen Hindinnen werden erſt ſpäter brünſtig; und treffen ſich zwei Hirſche bei derſelben Hindin, ſo müſſen ſie noch kämpfen, ehe ſie genießen: haben ſie gleiche Stärke, ſo drohen ſie ſich, ſcharren die Erde, ſtoßen ein ſchreckliches Gebrüll aus, ſtürzen ſich aufeinander, ſchlagen, ſich mit Heftigkeit und verſetzen ſich mit dem Geweih und den Zinken ſo mächtige Hiebe, daß ſie oft einander tödlich verwunden. Der Streit endet erſt mit der Niederlage oder der Flucht des einen von beiden; und alsdann verliert der Sieger nicht einen Augenblick um ſeinen Sieg und ſeine Luſt zu genießen; wofern nicht etwa ein anderer noch hinzukommt, in welchem Falle er aufbricht, um ihn anzugreifen und wie

den erſten in die Flucht zu ſchlagen. Die älteſten Hirſchen ſind ſtets die Meiſter, weil ſie ſtolzer und kühner als die jungen ſind, die weder ihnen noch der Hindin zu nahen wagen, und ſich genöthigt finden, zu warten, bis ſie dieſelbe verlaſſen haben, um ſie ihrerſeits zu beſitzen: zuweilen jedoch ſpringen ſie auf die Hindin, während die Alten miteinander kämpfen, und nachdem ſie in voller Angſt genoſſen haben, fliehen ſie eilig davon. Die Hindinnen geben den alten Hirſchee den Vorzug, nicht weil ſie muthiger, ſondern weil ſie weit feuriger und brünſter als die Jungen ſind; ſie ſind auch unbeſtändiger; oft haben ſie mehrere Weibchen auf einmal; und haben ſie nur eins, ſo binden ſie ſich nicht daran, ſondern behalten es nur einige Tage; hierauf trennen ſie ſich von ihm und ſuchen ſich ein anderes, bei welchem ſie noch nicht einmal ſo lange bleiben; und ſo gehen ſie von einem zum andern, bis ſie gänzlich erſchöpft ſind.

Dieſe Liebeswuth dauert nur drei Wochen: dieſe Zeit hindurch freſſen ſie nur ſehr wenig, ſchlafen und raſten ſich nicht; Tag und Nacht ſind ſie auf den Beinen und thun nichts als wandern, kämpfen und genießen. Auch endigen ſie damit ſo geſchwächt, ſo abgemattet, ſo mager, daß ſie Zeit nöthigt haben, um ſich wieder herzuſtellen und neue Kräfte zu ſammeln: gewöhnlich ziehen ſie ſich alsdann an den Saum der Wälder zurück längs der beſten Fruchtfelder, wo ſie ſtets eine reichliche Nahrung finden können, und dort bleiben ſie, bis ſie ſich wieder hergeſtellt haben. Die Brunſt beginnt bei den alten Hirſchen mit dem erſten September und endigt gegen den zwanzigſten; bei den Zehnzinkigen und den ſeit kurzem Zehnzinkigen beginnt ſie gegen den 10. September und endigt in den erſten Tagen des Oktobers; bei den jungen Hirſchen dauert ſie von dem 20. September bis zum 15. Oktober; und um das Ende dieſes nämlichen Monates ſind nur noch die Spießer in Brunſt, da ſie am letzten von allen hineintreten; die jüngſten Hindinnen ſind eben ſo am letzten in Brunſt. Die Brunſtzeit iſt alſo im Anfange Novembers völlig geendet, und in dieſer Zeit der Schwäche ſind die Hirſche am leichteſten zu jagen. In den eichelreichen Jahren ſtellen ſie ſich durch die gute Nahrung in kurzer Zeit wieder her, und oft bemerkt man eine zweite Brunſt am Ende des Oktobers, die aber bei weitem nicht ſo lange dauert wie die erſte.

In den Himmelsſtrichen, die wärmer als die franzöſiſche, und wo die Jahreszeiten weiter vorgerückt ſind, findet eben daher auch die Brunſt frühzeitiger Statt. In Griechenland z. B. ſcheint es nach dem, was Ariſtoteles darüber ſagt, daß ſie in den erſten Tagen des Auguſtes anfängt und am Ende des Septembers endigt. Die Hindinnen tragen 8 Monate und einige Tage, gewöhnlich bringen ſie nur ein Hirſchkalb und ſehr ſelten zwei; ſie werfen im Mai oder im Anfange Junis. Sie ſind ſehr

beſorgt, ihr Hirſchkalb vor der Verfolgung der Hunde zu bergen; ſie zeigen ſich und laſſen ſich ſelbſt von ihnen jagen, um ſie zu entfernen, und hierauf kommen ſie wieder zu ihm zurück. Nicht allein Hindinnen ſind fruchtbar; einige, die man im Franzöſiſchen Brehaignes nennt, tragen nie. Dieſe ſind dicker und bekommen mehr Feiſte als die andern; auch ſind ſie zuerſt in Brunſt; man behauptet ebenfalls, daß ſich zuweilen Hindinnen finden, die wie der Hiſrch ein Geweih haben, und das iſt nicht gegen alle Wahrſcheinlichkeit. Das Hirſchkalb führt dieſen Namen nur etwa 6 Monate, alsdann beginnen die Kalben des Geweihs ſich zu zeigen und es erhält den Namen Her, bis dieſe Kolben, zu Spießen verlängert, ihm den Namen Spießer zuziehen. Es verläßt ſeine Mutter in der erſten Zeit nicht, obwohl es ziemlich ſchnell heranwächſt; es folgt ihr den ganzen Sommer hindurch. Im Winter verſammeln ſich die Hindinnen, Hirſchkälber, Heren, Spießer und jungen Hirſche zuhauf und bilden um ſo zahlreichere Heerden, je ſtrenger die Jahreszeit iſt. Im Frühlinge trennen ſie ſich; die Hirſchkälber verbergen ſich, um zu werfen, und in dieſer Zeit gehen kaum noch die Spießer und die jungen Hirſche zuſammen. Ueberhaupt haben die Hirſche eine Neigung, beieinander zu bleiben und in Geſellſchaft zu wandeln, und einzig die Furcht oder die Noth zerſtreut oder trennt ſie.

Der Hirſch iſt in dem Alter von anderthalb Jahren zeugungsfähig; denn man ſieht Spießer, d. h. Hirſche, die im Frühlinge des Jahres zuvor geboren ſind, im Herbſte Hindinnen belegen, und man muß vermuthen, daß dieſe Paarungen fruchtbar ſind. Dieſes könnte vielleicht deshalb in Zweifel gezogen werden, weil ſie alsdann nur erſt die Hälfte oder zwei Drittel ihres Wachsthums erreicht haben, die Hirſche bis zum Alter von 8 Jahren wachſen und dicker werden, und ihr Geweih bis zu dem nämlichen Alter jährlich immer zunimmt: man muß aber bemerken, daß das Hirſchkalb, welches eben zur Welt gekommen, ſich in kurzer Zeit kräftigt, daß ſein Wachsthum im erſten Jahre ſchnell vor ſich geht und im zweiten ſich verzögert; daß es ſelbſt ſchon Ueberfluß an Nahrung hat, indem es Zinken treibt, und dieſes iſt das ſicherſte Zeichen der Zeugungskraft. Freilich ſind im Allgemeinen die Thiere dann erſt zeugungsfähig, wann ſie ihr Wachsthum größten Theils erreicht haben; allein jene, die eine beſtimmte Brunſt- oder Laichzeit haben, ſcheinen eine Ausnahme von dieſem Geſetz zu machen. Die Fiſche laichen und bringen hervor, ehe ſie den vierten oder ſelbſt den achten Theil ihres Wachsthums erreicht haben; und bei den vierfüßigen Thieren zeugen auch jene, die wie der Hirſch, das Elenthier, der Dammhirſch, das Rennthier, das Reh u. ſ. w. eine ſehr beſtimmte Brunſt haben, auch früher als die andern Thiere.

Es gibt ſo viele Beziehungen zwiſchen der Ernährung, der Erzeugung,

des Geweihs, der Brunſt und der Zeugung bei dieſen Thieren, daß man, um die beſondern Wirkungen gut zu begreifen, ſich hier ins Gedächtniß rufen muß, was wir in Betreff der Zeugung als das Allgemeinſte und Sicherſte aufgeſtellt haben; ſie hängt durchaus vom Ueberfluſſe der Nahrung ab. So lange das Thier wächſt (und immer im erſten Alter geht das Wachſen am ſchnellſten vor ſich), wird die Nahrung gänzlich zur Ausdehnung, zur Entwickelung des Körpers verwendet: es gibt alſo keinen Ueberfluß, folglich keine Zeugung, keine Abſcheidung von Samenfeuchtigkeit; und deshalb ſind die jungen Thiere nicht zeugungsfähig; ſobald ſie aber den größten Theil ihres Wachsthums erreicht haben, beginnt der Ueberfluß ſich durch neuen Hervorbringungen kund zu geben. Beim Menſchen gehen der Bart, das Haar, die Anſchwellung der Brüſte, die Erweiterung der Zeugungtheile der Mannbarkeit voraus. Bei den Thieren im Allgemeinen und beim Hirſch insbeſondere äußert ſich dieſer Ueberfluß durch noch merklichere Wirkungen; er bringt das Geweih hervor, die Anſchwellung der Geilen, die Aufblähung des Halſes und der Bruſt, die Feiſte, die Brunſt u. ſ. w. Und da der Hirſch im erſten Alter ſehr ſchnell wächſt, ſo verfließt nur ein Jahr vor ſeiner Geburt an bis zu der Zeit, worin dieſer Ueberfluß ſich auswärts durch die Erzeugung des Geweihes bemerklich zu machen anhebt. Iſt er im Mai zur Welt gekommen, ſo wird man im erſten Monate des folgenden Jahres die Keime des Geweihes erſcheinen ſehen, das auf dem Schädel hervorzuſprießen beginnt. Zwei Zweigen wachſen, verlängern und verhärten ſich in dem Maße, wie das Thier Nahrung bekommt; gegen das Ende des Auguſtes haben ſie ſchon ihr völliges Wachsthum erreicht und ſchon ſo viel Dichtigkeit, daß er ſie durch Reibung an den Bäumen von ihrer Haut zu befreien ſucht; und zur ſelben Zeit füllt er ſich auch vollends mit Feiſte an, das iſt mit einem reichen Fett, ebenfalls durch den Ueberfluß an Nahrung hervorgebracht, die von jetzt an ſich nach den Zeugungstheilen hin zu richten und den Hirſch zu jenem Brunſtfeuer aufzuregen beginnt, welches ihn wüthend macht. Und das die Erzeugung des Geweihs und die der Samenfeuchtigkeit von derſelben Urſache abhangen, geht augenſcheinlich daraus hervor, daß, wenn man die Quelle der Samenfeuchtigkeit zerſtört, indem man durch die Verſchneidung die zu dieſer Abſcheidung nöthigen Werkzeuge unterdückt, man zu gleicher Zeit die Erzeugung des Geweihes unterdrücken wird: denn nimmt man dieſe Operation in derſelben Zeit vor, wenn er ſein Geweih abgeworfen hat, ſo bildet ſich kein neues wieder, und wenn man ſie dagegen in der Zeit vornimmt, wann er ſein Geweih erneuert hat, ſo fällt es nicht mehr ab: mit einem Wort, das Thier bleibt für ſein ganzes Leben in dem Zuſtande, worin es war, als

es die Verſchneidung erlitten hat; und da es die Glut der Brunſt nicht mehr empfindet, ſo verſchwinden auch die Zeichen, die ſie begleiten; es gibt keine Feiſte mehr, keine Anſchwellung des Halſes noch der Kehle mehr und ſein Naturell wird ſanfter und ruhiger. Dieſe Theile, die man abgeſchnitten hat, waren alſo nicht allein nöthig um die Abſchneidung der überflüſſigen Nahrung zu Stande zu bringen, ſondern dienten auch, um ſie zu beleben, ſie unter der Form der Feiſte auswärts in alle Körpertheile zu treiben und insbeſondere nach dem Scheitel des Kopfes, worin ſie ſich mehr als irgend ſonſtwo durch die Erzeugung des Geweihes kund gibt. Zwar hören die verſchnittenen Hirſche nicht auf, fett zu werden; aber ſie bringen kein Geweih mehr hervor, weder den Hals noch die Bruſt ſchwellen ihnen jemal an, und ihr Fett erhitzt ſich nicht wie die Feiſte der unverſchnittenen Hirſche, die, wann ſie in Brunſt ſind, einen ſo ſtarken Geruch haben, daß es von weitem die Luft erfüllt; ihr Fleiſch ſelbſt iſt davon getränkt und durchdrungen, daß man es weder eſſen noch riechen kann und es in kurzer Zeit angeht, wogegen das des verſchnittenen Hirſches ſich friſch erhält und zu allen Zeiten ſich eſſen läßt. Ein anderer Beweis, daß die Hervorbringung des Geweihes einzig von dem Ueberfluſſe der Nahrung herrührt, iſt der Unterſchied, der ſich zwiſchen der Geweihen der Hirſche von demſelben Alter findet, von denen die einen ſehr dick und ſtark, die andern ſehr ſchmal und dünn ſind, was ſchlechterdings von der Menge der Nahrung abhängt: denn ein Hirſch, der eine reiche Gegend bewohnt, wo er nach ſeinem Wunſche weidet, wo er, nachdem er ungeſtört geweidet, in Ruhe wiederkauen kann, wird immer ein ſchönes, hohes, recht offenes Geweih, breite und ſchön aufgeputzte Schaufeln, einen dicken und gut geperlten Stamm mit einer großen Menge ſtarker und langer Enden haben; während jener, der ſich in einer Gegend befindet, worin er weder Ruhe noch hinreichende Nahrung hat, nur ein ſchlecht genährtes Geweih haben wird, deſſen Schaufeln eng, deſſen Stamm ſchmal, und deſſen Enden dünn und in geringer Anzahl vorhanden ſein werden; ſo daß man immer leicht nach dem Geweih eines Hirſches beurtheilen kann, ob er eine reiche und ruhige Gegend bewohnt und ob er gut oder ſchlecht ernährt worden iſt. Jene die unwohl ſind, die verwundet oder nur beunruhigt und gehetzt worden, bekommen ſelten ein ſchönes Geweih und eine gute Feiſte; ſie kommen erſt ſpäter in Brunſt; ſie haben mehr Zeit gebraucht, um ihr Geweih wiederherzuſtellen und werfen es erſt nach den andern ab. So trägt demnach Alles dazu bei, blicken zu laſſen, daß dieſes Geweih gleich der Samenfeuchtigkeit nur der bemerkbar gemachte Ueberfluß der organiſchen Nahrung iſt, der nicht ganz zur Entwickelung, zum Wachsthum oder zum Unterhalt des thieriſchen Körpers verwendet werden kann.

Die Dürftigkeit verzögert alſo das Wachsthum des Geweihes und vermindert ſeinen Umfang ſehr beträchtlich; vielleicht wäre es ſelbſt nicht unmöglich, dadurch, daß man die Nahrung bedeutend ſchmälerte, dieſes Erzeugniß ganz zu unterdrücken, ohne daß man zur Verſchneidung ſeine Zuflucht genommen; ſicher iſt es, daß die verſchnittenen Hirſche weniger eſſen, als die andern; und daß in dieſer Art eben ſo wie in denen des Dammhirſches, des Rehs und des Elenthiers, die Weibchen kein Geweih haben, kommt daher, weil ſie weniger als die Männchen freſſen, und wenn ſie auch Ueberfluß haben ſollten, der Fall eintritt, daß ſie in der Zeit, worin es ſich auswärts kund geben könnte, trächtig werden; da folglich der Ueberfluß zur Ernährung des Fötus und ſpäter zur Säugung des Hirſchkalbes verwendet wird, ſo iſt nichts Ueberflüſſiges da. Und die Ausnahme, die hier das Weibchen des Rennthiers machen kann, das, wie das Männchen, ein Geweih trögt, iſt dieſer Erklärung mehr günſtig als zuwider. Denn unter allen Thieren, die ein Geweih tragen, hat das Rennthier eins vom dickſten und größten Umfange, da es ſich nach vorn und nach hinten oft über die ganze Länge ſeines Körpers ausdehnt: unter allen auch füllt es ſich am reichlichſten mit Feiſte an, und außerdem iſt das Geweih, welches die Weibchen tragen im Vergleich mit dem des Männchens ſehr klein. Dieſes Beiſpiel beweiſt demnach nur, daß, wenn der Ueberfluß ſo groß iſt, daß er nicht in der Tracht durch das Wachsthum des Fötus erſchöpft werden kann, er ſich nach außenhin verbreitet und bei dem Weibchen wie beim Männchen ein ähnliches Erzeugniß bildet, ein Geweih, das einen kleinern Umfang hat, weil dieſer Ueberfluß auch in geringerer Menge vorhanden iſt

Was ich hier von der Nahrung ſage, darf nicht von der Maſſe noch vom Umfange der Nahrungsmittel verſtanden werden, ſondern einzig von der Menge der organiſchen Theilchen, welche dieſe Nahrungsmittel erhalten: es iſt nur dieſer lebendige, wirkſame, ſchaffende Stoff; alles andere ſind gleichſam nur die Treſtern, die mehr oder minder reichlich ſein können, ohne etwas an dem Thiere zu verändern. Und da die Steinflechte, die gewöhnliche Nahrung des Rennthieres, nahrhafter iſt als die Blätter, die Rinden oder Knospen der Bäume, von denen ſich der Hirſch ernährt, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß es mehr Ueberfluß an dieſer organiſchen Nahrung und folglich mehr Geweih und mehr Feiſte am Rennthier als am Hirſche gibt. Indeſſen muß man geſtehen, daß der organiſche Stoff, der das Geweih in dieſen Thierarten bildet, von den rohen Theilen, womit er verbunden war, nicht völlig abgeſondert iſt, und noch, nachdem er durch den Körper des Thieres gegangen, Merkmale von ſeinem erſten Zuſtand im Gewächſe beibehält. Das Hirſchgeweih keimt, wächſt und

geſtaltet ſich wie das Holz eines Baumes; ſeine Beſtandtheile ſind vielleicht weniger knochicht als holzicht; es iſt ſo zu ſagen ein auf ein Thier eingeimpftes Gewächs, welches an der Natur von beiden Theil nimmt und eine von jenen Mittelſtufen bildet, in denen die Natur die äußerſten Endpunkte zuſammenführt, und deren ſie ſich bedient, um die entfernteſten Dinge einander nahe zu bringen.

Bei den Thieren wachſen, wie wir geſagt haben, die Knochen an den beiden Enden zugleich; der Stützpunkt, auf dem die Kraft ihrer Längenausdehnung ruht, liegt in der Mitte der Länge des Knochens; dieſer mittlere Theil iſt auch am erſten gebildet, am erſten verknöchert, und die beiden Endpunkte entfernen ſich immer weiter von der Mitte und bleiben weich, bis der Knochen in dieſer Richtung ſein ganzes Wachsthum erreicht hat. In der Pflanze dagegen wächſt das Holz nur an einem ſeiner Enden; die Knospe, die ſich entwickelt und den Zweig bilden ſoll, iſt durch das unterſte Ende an das alte Holz befeſtigt, und auf dieſem Stützpunkte ruht die Kraft ihrer Längenausdehnung. Dieſe ſo beſtimmte Verſchiedenheit zwiſchen dem Wachsthum der Thierknochen und der feſten Theile der Pflanzen findet ſich nicht in dem Geweih, das auf dem Kopfe des Hirſches wächſt; nicht im Gegentheil iſt dem Wachsthum des Holzes eines Baumes ähnlicher. Das Hirſchgeweih erſtreckt ſich nur an einem ſeiner Enden aus, das andere dient ihm als Stützpunkt; es iſt Anfangs zart wie das Gras und verhärtet ſich hernach wie das Holz: die Haut, die mit ihm ſich ausdehnt und wächſt, iſt ſeine Rinde und es entkleidet ſich ihrer, wann es ſein volles Wachsthum erreicht hat; ſo lange es wächſt, bleibt immer das obere Ende weich. Es theilt ſich auch in mehrere Aeſte; der Stamm iſt der Baum, die Zinken ſind die Zweige. Kurz in der Entwickelung und im Wachsthum des einen wie des andern iſt Alles ähnlich, Alles gleichförmig, und daher halten die organiſchen Theilchen, welche die lebende Subſtanz des Hirſchgeweihes ausmachen, noch das Gepräge der Pflanze bei, weil ſie ſich auf dieſelbe Weiſe wie in den Pflanzen zuſammenſchicken. Der Stoff beherrſcht hier die Form. Der Hirſch, der nur im Gehölze wohnt und ſich nur von Baumſproſſen ernährt, empfängt einen ſo ſtarken Einfluß vom Holze, daß er ſelbſt eine Art Holz hervorbringt, welches die Merkmale ſeines Urſpunges in dem Maße beibehält, daß man ſich nicht daran irren kann: und dieſe Wirkung iſt, obwohl ſehr ſeltſam, nicht einzig; ſie hängt von einer allgemeinen Urſache ab, die, ich mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe, in dieſem Werke anzudeuten.

Das Beſtändigſte, das Unverwiſchbarſte in der Natur iſt das Gepräge oder die Urform jeder Art, ſo bei den Thieren wie bei den Pflanzen; das Veränderlichſte und Vergänglichſte iſt die Subſtanz, woraus ſie beſtehen.

Der Stoff ſcheint überhaupt ohne Unterſchied dieſe und jene Form annehmen, alle möglichen Gepräge tragen zu können: die organiſchen Theile, d. h. die lebenden Theile dieſes Stoffes gehen ohne Zerſtörung, ohne Verderbniß von den Pflanzen zu den Thieren über und bilden gleicher Weiſe die lebende Subſtanz des Graſes, des Holzes, des Fleiſches und der Knochen. Es ſcheint alſo nach dieſem erſten Anblicke, daß der Stoff nie die Form beherrſchen kann, und daß, welcherlei Nahrung auch ein Thier zu ſich nehme, wofern es nur daraus die organiſchen Theile, die ſie enthält, ausziehen und durch die Vertheilung in den Körper ſich verähnlichen kann, dieſe Nahrung an ſeiner Geſtalt nichts verändern könne und keine andere Wirkung hervorbringen wird, als daß ſie ſeinen Körper unterhält und wachſen macht, indem ſie ſich nach allen Theilen des innern Modells ausprägt und ſie aufs innigſte durchdringt; dieſes geht daraus hervor, daß im Allgemeinen die Thiere, welche nur von Gras leben, welches eine von der des Körpers ſehr verſchiedene Subſtanz zu ſein ſcheint, aus dieſem Graſe dasjenige herausziehen, woraus ſie Fleiſch und Blut bereiten, daß ſie ſogar eben ſo viel und mehr noch als die Thiere, welche nur Fleiſch freſſen, ſich ernähren, wachſen und groß werden. Indeſſen wird man, wenn man die Natur mehr im Beſondern betrachtet, wahrnehmen, daß ſich zuweilen dieſe organiſchen Theile nicht vollkommen dem innern Modelle gleich ausbilden und oft noch der Stoff auf die Form in einer ziemlich merklichen Weiſe einwirkt; die Größe z. B., eine der Eigenſchaften der Form, verändert ſich bei jeder Art, den verſchiedenen Himmelsſtrichen gemäß; die Beſchaffenheit, die Menge des Fleiſches, andere Eigenſchaften der Form, verändern ſich den verſchiedenen Nahrungsweiſen gemäß. Dieſer organiſche Stoff, den das Thier durch die Vertheilung in ſeinen Körper dieſem verähnlicht, nimmt alſo nicht durchaus ohne Unterſchied dieſe oder jene Geſtaltung an, er iſt nicht durchaus von der Form entbunden, die er vorhin hatte, und behält einige Züge aus dem Gepräge ſeines erſten Zuſtandes bei: er wirkt alſo ſelber nach ſeiner eigenen Form auf die des organiſirten Körpers, den er ernährt; und obwohl dieſes Wirken faſt unmerklich iſt, obwohl ſelbſt dieſes Wirkungsvermögen unendlich klein iſt im Vergleich zu der Kraft, welche dieſen Nahrungsſtoff zwingt, ſich der Form, die ihn aufnimmt, ähnlich auszubilden, ſo müſſen doch mit der Zeit ſehr merkliche Ergebniſſe daraus entſpringen. Der Hirſch, der nur die Wälder bewohnt und, ſo zu ſagen, von Holz lebt, trägt eine Art Holz, das nur ein Niederſchlag von dieſer Nahrung iſt; der Biber, der das Waſſer bewohnt und ſich von Fiſchen ernährt, trägt einen mit Schuppen belegten Schwanz; das Fleiſch des Fiſchotters und der meiſten Flußvögel iſt eine Faſtenſpeiſe, eine Art

Fiſchfleiſch. Man kann alſo vermuthen, daß Thiere, denen man ſtets Nahrungsmittel derſelben Art gäbe, in ziemlich kurzer Zeit einen Eindruck von den Eigenſchaften dieſer Nahrung empfangen und, ſo ſtark das Gepräge der Natur ſein möchte, wenn man nicht aufhörte, ihnen immer dasſelbe Nahrungsmittel zu geben, mit der Zeit eine Art Verwandlung durch eine der erſten ganz entgegengeſetzte Verähnlichung hervorgehen würde; nicht mehr die Nahrung würde ſich ganz und gar der Form des Thieres, ſondern das Thier ſich theilweiſe der Form der Nahrung verähnlichen, wie man es am Hirſchgeweih und Biberſchwanze ſieht.

Das Geweih iſt demnach am Hirſche nur ein hinzutretender und, ſo zu ſagen, dem Körper fremdartiger Theil, ein Erzeugniß, das nur darum als thieriſcher Theil betrachtet wird, weil es auf einem Thiere wächſt, das aber wirklich pflanzenartig iſt, da es die Eigenthümlichkeiten der Pflanze, von welcher es urſprünglich herſtammt, beibehält und dieſes Geweih nach der Weiſe, wie es wächſt, wie es ſich entwickelt, verzweigt, verhärtet, trocknet und lostrennt, dem Holze der Bäume gleicht; denn es fällt von ſelbſt ab, nachdem es ſeine ganze Dichtigkeit erlangt hat, und ſobald es aufhört, Nahrung in ſich zu ziehen, gleich einer Frucht, deren Stiel in der Zeit ihrer Reife ſich von dem Zweige ablöſt; der Name ſelbſt, den man ihm in der franzöſiſchen Sprache gibt, bois nämlich, oder Holz, beweiſt, daß man dieſes Erzeugniß als ein Holz angeſehen hat und nicht als ein Horn, einen Knochen, einen Hauer, einen Zahn u. ſ. w. Und obwohl mir dieſes durch Alles, was ich zuvor geſagt habe, ſattſam angedeutet und ſelbſt nachgewieſen ſcheint, darf ich eine, von den Alten angeführte Sache nicht vergeſſen. Ariſtoteles, Theophraſt, Plinius ſagen alle, daß man Epheu auf dem Hirſchgeweih, wenn es noch zart wäre, ſich befeſtigen, ſprießen und wachſen ſehe. Iſt dieſe Sache wahr, und wäre es leicht, ſich durch den Verſuch von ihr zu überzeugen, ſo würde ſie noch beſſer die innigſte Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Holze und dem Holze der Bäume beweiſen.

Nicht allein haben die Hörner und Hauer der andern Thiere eine von der des Hirſchgeweihs ſehr verſchiedene Subſtanz, ſondern ihre Entwickelung, ihr Gewebe, ihr Wachsthum und ihre ſowohl äußere als innere Form haben mit dem Holze nichts Aehnliches noch ſelbſt Uebereinſtimmendes. Dieſe Theile, wie die Nägel, die Haare, die Mähnen, die Federn, die Schuppen, wachſen zwar in gewiſſer Hinſicht pflanzenartig, ſehr verſchieden aber vom Wachsthum des Holzes. Bei den Ochſen, Ziegen, Gazellen u. ſ. w. ſind die Hörner inwendig hohl, während das Hirſchgeweih in ſeiner ganzen Dicke dicht iſt: die Subſtanz jener Hörner iſt dieſelbe wie die der Nägel, der Sporen und Schuppen, die des Hirſchgeweihes dagegen gleicht mehr dem Holze als jeder andern Subſtanz. Alle dieſe hohlen Hörner

ſind inwendig mit einer Beinhaut bedeckt und enthalten in ihrer Höhlung einen Knochen, der ſie ſtützt und ihnen als Kern dient; ſie fallen nie ab und wachſen das ganze Leben des Thieres hindurch, ſo daß man nach den jährlichen Knoten oder Kreiſen ſeiner Hörner ſein Alter beurtheilen kann. Anſtatt wie das Hirſchgeweih am obern Ende zu wachſen, wachſen ſie im Gegentheil wie die Nägel, Federn, Haare an ihrem untern Ende. Eben ſo verhält es ſich mit den Hauern des Elephanten, der Seekuh, des Ebers und aller andern Thiere; ſie ſind inwendig hohl und wachſen nur an ihrem untern Theile: mithin haben die Hörner und Hauer mit dem Hirſchgeweih nicht mehr Aehnlichkeit als die Nägel, die Haare oder die Federn.

Alle Arten des Wachsthums können demnach auf drei zurückgeführt werden; die erſte, worin das Wachſen am obern Ende vor ſich geht, wie an den Gräſern, Pflanzen, Bäumen, dem Hirſchgeweih und allen andern Gewächſen; die zweite, worin das Wachsthum im Gegentheil am untern Ende vor ſich geht, wie an den Hörnern, den Nägeln, den Sporen, den Haaren, Federn, Schuppen, Hauern, Zähnen und den übrigen äußern Theilen des Thierkörpers; die dritte iſt jene, worin das Wachsthum zugleich an den beiden Enden vor ſich geht, wie an den Knochen, Knorpeln, Muskeln, Sehnen und den andern innern Theilen des Thierkörpers; alle drei haben zur ſtofflichen Urſache nur den Ueberfluß der organiſchen Nahrung und zur Wirkung nur die Verähnlichung dieſer Nahrung mit der Form, die ſie aufnimmt. So wächſt das Thier mehr oder weniger ſchnell im Verhältniſſe der Menge dieſer Nahrung; und hat es den größten Theil ſeines Wachsthums erreicht, ſo nimmt ſie die Richtung nach den Samenbehältern und ſucht ſich nach außen hin zu verbreiten und Mittels der Paarung andere organiſirte Weſen hervorzubringen. Der Unterſchied zwiſchen den Thieren, die, wie der Hirſch, eine beſtimmte Brunſtzeit haben, und denen, die zu jeder Zeit zeugen können, kommt ebenfalls von ihrer Ernährungsart her. Der Menſch und die Hausthiere, die täglich faſt eine gleiche, oft ſelbſt ſehr reichliche Menge Nahrung zu ſich nehmen, können zu jeder Zeit zeugen: der Hirſch dagegen und die meiſten wilden Thiere, die während des Winters großen Mangel leiden, haben alsdann keinen Ueberfluß und ſind nicht im Stande zu zeugen, bis ſie den Sommer hindurch ſich wieder geſtärkt haben; und unmittelbar nach dieſer Jahreszeit beginnt auch die Brunſt wieder, während deren ſich der Hirſch ſo ſehr erſchöpft, daß er den ganzen Winter hindurch in einem Zuſtande von Ermattung bleibt; ſein Fleiſch iſt alsdann ſo entblößt von guter Subſtanz und ſein Blut ſo ſehr verkümmert, daß ſich unter ſeiner Haut Würmer erzeugen, die ſein Elend noch vermehren und erſt

im Frühling wegfallen, wann er durch die wirkſame Nahrung, welche die neuen Erzeugniſſe der Erde ihm darbieten, ſo zu ſagen, ein neues Leben gewonnen hat.

Sein ganzes Leben geht alſo im Wechſel von Fülle und Leere, von Beleibtheit und Magerkeit, von Geſundheit, ſo zu ſagen, und Siechthum hin, ohne daß dieſe ſo ausgeprägten Gegenſätze und dieſer ſtets übermäßige Zuſtand ſeine Körperverfaſſung beeinträchtige; er lebt eben ſo lange wie die andern Thiere, welche dieſen Abwechslungen nicht unterworfen ſind. Da er 5 bis 6 Jahre zum Wachſen gebraucht, ſo lebt er auch ſiebenmal 5 bis 6, d. h. 35 bis 40 Jahre. Was man über das lange Leben der Hirſche erzählt hat, ſtützt ſich auf keinen Grund: es iſt nur ein Vorurtheil des Volkes, das zu Ariſtoteles Zeiten herrſchte; und dieſer Philoſoph ſagt mit Recht, daß ihm dieſes unwahrſcheinlich dünke, da doch die Zeit der Tracht und die des Wachsthums des jungen Hirſches nichts weniger als ein ſehr langes Leben anzeigen. Indeſſen trotz dieſer Autorität, die allein hätte genügen ſollen, um jenes Vorurtheil zu zerſtören, hat es ſich in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit durch eine Geſchichte oder Fabel erneuert, die man in Betreff eines Hirſches gemacht hat, der im Walde von Senlis durch Karl VI. gefangen wurde und ein Halsband trug, auf welchem geſchrieben ſtand: Caesar hoc mihi donavit; und man wollte lieber dieſem Thiere 1000 Lebensjahre zulegen und das Halsband durch einen römiſchen Kaiſer geſchenkt ſein laſſen, als zugeben, daß dieſer Hirſch aus Deutſchland kommen könnte, wo die Kaiſer zu allen Zeiten den Namen Cäſar angenommen haben.

Das Geweih der Hirſche nimmt jährlich an Dicke und Höhe zu, vom zweiten Jahre ihres Lebens an bis zum achten; es hält ſich immer ſchön und bleibt faſt in demſelben Zuſtande während der ganzen Kraft der Lebenszeit; aber ſobald ſie altern, ſenkt ſich auch ihr Geweih. Selten tragen unſere Hirſche, dann ſelbſt, wann ihr Kopf am ſchönſten iſt, mehr als 20 bis 22 Zinken, und dieſe Zahl iſt nichts weniger als beſtändig. Denn es ereignet ſich oft, daß derſelbe Hirſch in einem Jahre eine gewiſſe Anzahl Enden hat und das folgende Jahr mehr oder weniger bekommt, je nachdem er mehr oder weniger Nahrung und Ruhe haben wird; und eben ſo wie die Größe des Kopfes und Geweihes des Hirſches von der Menge der Nahrung abhängt, ſo hängt die Beſchaffenheit dieſes nämlichen Geweihes auch von der Beſchaffenheit der Nahrungsmittel ab; es iſt, wie das Holz der Wälder, groß, zart und ziemlich leicht in den feuchten und fruchtbaren Ländern; es iſt dagegen kurz, hart und ſchwer in den trockenen und unfruchtbaren.

Eben ſo verhält es ſich auch mit der Größe und dem Wuchſe dieſer Thiere; ſie iſt nach den Gegenden, die ſie bewohnen, ſehr verſchieden. Die

Hirſche kornreicher Ebenen, Thäler oder Hügel haben einen weit größern Körper, und höhere Beine als die Hirſche der trockenen, dürren und ſteinigen Gebirge; dieſe haben einen niedrigen, kurzen und unterſetzten Körper; ſie können nicht ſo ſchnell laufen, aber ſie gehen länger als die erſten; ſie ſind bösartiger, ſie haben mehr Haar unter dem Kopf; ihr Geweih iſt gewöhnlich niedrig und ſchwarz, faſt wie ein verbutteter Baum mit gebräunter Rinde, während das Geweih der Hirſche aus den Ebenen hoch iſt und eine helle und röthliche Farbe hat, wie das Holz und die Rinde der Bäume, die auf gutem Boden wachſen. Dieſe kleinen, verkümmerten Hirſche bewohnen beinahe nur ungelichtete Wälder und halten ſich faſt immer in den Gehölzen auf, wo ſie ſich leichter der Verfolgung der Hunde entziehen können: ihre Feiſte iſt feiner und ihr Fleiſch von beſſerm Geſchmack als das der Hirſche aus den Ebenen. Der korſiſche Hirſch ſcheint von allen Berghirſchen der kleinſte zu ſein; er hat kaum die halbe Höhe gewöhnlicher Hirſche; er iſt, ſo zu ſagen, ein Dachs unter den Hirſchen; er hat eine braune Haarfarbe, einen verbutteten Körper, kurze Beine. Und daß die Größe und der Wuchs der Hirſche im Allgemeinen durchaus von der Menge und der Beſchaffenheit der Nahrung abhange, davon bin ich dadurch überzeugt worden, weil einer, den ich in meiner Wohnung hatte aufziehen laſſen und 2 Jahre lang reichlich ernährt hatte, in dieſem Alter weit höher, dicker, geſetzter war, als die alten Hirſche meiner Wälder, die doch auch einen ſchönen Wuchs haben.

Die gewöhnlichſte Haarfarbe am Hirſch iſt falb; indeſſen findet man, ſelbſt in ziemlich großer Anzahl, braune Hirſche und andere, die fuchsroth ſind: die weißen Hirſche ſind weit ſeltener und ſcheinen Hirſche zu ſein, die, jedoch vor ſehr alter Zeit, gezähmt waren; denn Ariſtoteles und Plinius reden von den weißen Hirſchen, und es ſcheint, daß ſie damal nicht gemeiner waren, als ſie es heutzutage ſind. Die Farbe des Geweihes, wie die des Haares, ſcheint insbeſondere von dem Alter und der Natur des Thieres und im Allgemeinen von dem Eindruck der Luft abzuhangen. Die jungen Hirſche haben weißlicheres und nicht ſo gefärbtes Geweih wie die alten. Die Hirſche, deren Haarfarbe hell und verſchoſſen falb iſt, haben oft ein blaſſes und ſchlecht gefärbtes Geweih; die von lebhaftem Falb haben gewöhnlich ein rothes, und die braunen, beſonders die mit ſchwarzem Haar unter dem Halſe, haben auch ein ſchwarzes Geweih. Zwar iſt das Geweih aller Hirſche im Innern faſt gleich weiß; aber dieſe Geweihe unterſcheiden ſich ſehr voneinander an Dichtigkeit und nach ihrem mehr oder minder feſten Gewebe; einige ſind ſehr ſchwammig oder enthalten ſelbſt ziemlich große Höhlen: dieſe Verſchiedenheit im Gewebe reicht dazu hin, daß ſie ſich verſchieden färben können; und man braucht nicht zum

Saft der Bäume ſeine Zuflucht zu nehmen, um dieſe Wirkung zu erklären, da wir täglich das weißeſte Elfenbein in der Luft gelb oder braun werden ſehen, obwohl es von einem weit dichtern und nicht ſo porigen Stoffe, wie der des Hirſchgeweihes, iſt.

Der Hirſch ſcheint ein gutes Auge, einen ausgezeichneten Geruch und ein treffliches Ohr zu haben. Wenn er horchen will, erhebt er den Kopf, richtet die Ohren empor und alsdann hört er in großer Entfernung; kommt er in ein kleines Gehölz oder ſonſt an eine halb offene Stelle, ſo bleibt er ſtehen, um nach allen Seiten um ſich zu blicken, und ſucht ſich unter den Wind zu ſtellen, um zu riechen, ob Niemand da iſt, der ihn beunruhigen könnte. Er hat ein ziemlich einfaches Naturell; gleichwohl iſt er neugierig und ſchlau: pfeift oder ruft man ihm von Weitem, ſo bleibt er ganz ſtille ſtehen, und betrachtet die Gefähre, die Leute, die Thiere feſt und mit einer Art von Verwunderung, und haben ſie weder Waffen, noch Hunde bei ſich, ſo wandert er mit Sicherheit weiter und geht ſeines Weges ſtolz und ohne zu fliehen. Er ſcheint auch mit eben ſo viel Ruhe als Vergnügen der Schalmei oder der Flöte der Hirten zu lauſchen, und die Jäger bedienen ſich zuweilen dieſer Liſt, um ihn ſicher zu machen. Ueberhaupt fürchtet er viel weniger den Menſchen als die Hunde, und wird nur mißtrauiſch und verſchlagen in dem Maß und eben ſo ſehr, als er beunruhigt worden iſt. Er frißt langſam, er lieſ't ſeine Nahrung aus; und hat er geſpeiſt, ſo ſucht er auszuruhen, um in Muße wiederzukäuen; aber es ſcheint, daß das Wiederkäuen nicht mit ſo viel Leichtigkeit vor ſich geht, wie beim Ochſen: nur durch Stöße, ſo zu ſagen, kann der Hirſch das in ſeinem erſten Magen enthaltene Gras wieder in die Höhe bringen. Dies kommt von der Länge und der Richtung des Weges, den die Speiſe durchlaufen muß: der Ochs hat einen kurzen und geraden, der Hirſch einen langen und gebogenen Hals; er braucht alſo mehr Anſtengung, um die Speiſe wieder in die Höhe zu bringen, und dieſe Anſtrengung geſchieht in einer Art von Schluchzen, deſſen Bewegung ſich auswärts zeigt und die ganze Zeit des Wiederkäuens dauert. Seine Stimme iſt um ſo ſtärker, gröber und bebender, je älter er iſt; die Hindin hat eine ſchwächere und kürzere Stimme; ſie ſchreit nicht aus Liebe, ſondern aus Furcht; in der Brunſtzeit ſchreit der Hirſch auf eine erſchütternde Weiſe: alsdann iſt er ſo außer ſich, daß er durch nichts beunruhigt noch erſchreckt wird; leicht kann man ihn alſo überraſchen; und da er mit Feiſte überladen iſt, ſo hält er nicht lange vor den Hunden; aber er iſt in den letzten Zügen gefährlich und ſtürzt ſich auf ſie mit einer Art von Wuth. Er trinkt im Winter faſt gar nicht und noch weniger im Frühling; das zarte und bethaute Gras genügt ihm; aber in der Hitze

und Dürre des Sommers geht er an die Bäche, Sümpfe, Quellen trinken; und in der Brunſtzeit iſt er ſo erhitzt, daß er Waſſer überall aufſucht nicht allein um ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, ſondern auch um ſich zu baden und ſeinen Körper zu erfriſchen. Er ſchwimmt vollkommen gut und alsdann leichter als zu jeder andern Zeit wegen der Feiſte, deren Umfang nicht ſo ſchwer iſt wie ein gleicher Umfang Waſſer; man hat welche über ſehr große Flüſſe ſchwimmen ſehen; man behauptet ſelbſt, daß in der Brunſtzeit Hirſche, durch den Geruch der Hindinnen angezogen, ſich ins Meer ſtürzen und von einem Eiland zu einem andern, mehrere Stunden weit entfernten, hinüberſchwimmen. Sie ſpringen noch leichter als ſie ſchwimmen; denn verfolgt, ſetzen ſie leicht über eine Hecke und ſelbſt über ein eine Toiſe hohes Pfahlwerk. Nach den verſchiedenen Jahreszeiten iſt ihre Nahrung verſchieden: im Herbſte nach der Brunſt ſuchen ſie die Knospen der grünen Stauden, die Heideblumen, die Brombeerblätter u. ſ. w.; im Winter, wann es ſchneit, ſchälen ſie die Bäume, und ernähren ſich von Rinde, Moos u. ſ. w.; und iſt es eine gelinde Witterung, ſo gehen ſie ins Getreide weiden, im Anfange des Frühlings ſuchen ſie die Hülſen der Espen, Weiden, Haſelnußgeſträuche, die Blumen und Knospen der Kornelkirſche u. ſ. w.; im Sommer haben ſie die Auswahl, ziehen jedoch allen andern Kornfrüchten den Roggen und allem andern Holze die Sprößlinge vor. Das Fleiſch des Hirſchkalbes iſt gut zu eſſen, das der Hindin und des Spießers nicht ganz ſchlecht; aber das der Hirſche hat immer einen unangenehmen und ſtarken Geſchmack; das Nützlichſte, was dieſes Thier bietet, iſt ſein Geweih und ſeine Haut; man bereitet ſie zu und ſie liefert ein geſchmeidiges und ſehr dauerhaftes Leder; das Horn wird von den Meſſerſchmieden, den Schwertfegern u. ſ. w. gebraucht und man gewinnt aus ihm durch die Scheidekunſt flüchtigen Alkaligeiſt, von dem die Arzneikunde einen häufigen Gebrauch macht.

* Man weiß, daß bei mehreren Thieren, wie den Katzen, Käuzchen u. ſ. w., die Pupille des Auges ſich am hellen Tage zuſammenzieht und im Dunkeln erweitert; aber an den Augen des Hirſches hatte man dieſes nicht bemerkt. Ich habe von H. Beccaria, einem gelehrten Naturkundigen und berühmten Profeſſor zu Piſa, folgenden aus Turin den 28. Oktober 1767 datirten Brief erhalten, von deſſen Ueberſetzung Folgendes ein Auszug iſt.

„Ich bot“, ſagt H. Beccaria, „einem in einem dunkeln Orte eingeſchloſſenen Hirſche Brot dar, um ihn ans Fenſter zu locken, und nach Muße die rechtwinklige und quergehende Form ſeiner Pupillen zu betrachten, die, bei hellem Lichte, nur höchſtens eine halbe Linie Breite bei ungefähr 15 Linien Länge hatten. Bei einem ſchwächern Lichte

erweiterten ſie ſich um mehr als anderthalb Linie, behielten aber dabei ihre rechtwinklige Figur, und in der Dämmerung erweiterten ſie ſich um ungefähr 4 Linien, immer in der Quere, d. h. wagerecht und dieſelbe rechtwinklige Form beibehaltend. Man kann ſich von dieſen Sachen leicht überzeugen, indem man die Hand auf das Auge eines Hirſches legt; im Augenblick, da man dies Auge aufdeckt, wird man die Pupille ſich um mehr als vier Linien erweitern ſehen."

Dieſe Bemerkung läßt den H. Beccaria mit Grund vermuthen, daß die übrigen Thiere der Hirſchgattung ihre Pupillen mit derſelben Lichtigkeit erweitern und zuſammenziehen können; aber das merkwürdigſte dabei iſt, daß die Pupille der Katzen, der Käuzchen und mehrerer andern Thiere ſich ſenkrecht erweitert und zuſammenzieht, während die Pupille des Hirſches ſich wagerecht zuſammenzieht und erweitert.

Zur Naturgeſchichte des Hirſches muß ich noch eine Erſcheinung hinzufügen, die mir durch den H. Marquis d'Amezaga, einen Mann, der mit vielen Kenntniſſen eine große Jagderfahrung vereint, mitgetheilt hat.

„Die Hirſche", ſagt er, „werfen im März, früher oder ſpäter, gemäß ihrem Alter, ihr Geweih ab. Am Ende Junis haben die ſchweren Hirſche ein ſchon geländgtes Geweih, das ſie zu jucken beginnt. In dieſer Zeit fangen ſie auch an, ſich am Holze zu reiben, um ſich der Sammethaut, welche den Stamm und die Zinken umgibt, zu entledigen. Im Anfange des Auguſtes beginnt das Geweih, die Dichtigkeit zu erlangen, die es für den übrigen Theil des Jahres nöthig hat. Den 17. Oktober griff das Jagdgefolge Sr. Hoheit des Prinzen von Condé einen ſeit kurzem zehnzinkigen Hirſch an; in dieſer Jahreszeit haben die Hirſche ihre Brunſt und ſind folglich alsdann weit minder kräftig; und mit großem Erſtaunen ſahen wir dieſen Hirſch ſchnell laufen und uns an ſechs Stunden weit führen, nachdem wir ihn aufgetrieben."

„Nachdem dieſer Hirſch erbeutet worden, fanden wir ſein Geweih weiß und blutig, wie es in der Zeit hätte ſein müſſen, wann die gewöhnlichen Hirſche das Geweih reiben; dieſes Geweih war mit Fetzen einer ſammtartigen Haut bedeckt, die ſich von dem Horn ablöſte; er hatte Zinken auf Zinken und Zacken mit zwei Stangen ohne Wölbung. Alle Jäger, die beim Tode dieſes Hirſches anweſend waren, erſtaunten über dieſe Erſcheinung; noch mehr aber erſtaunten ſie, als man ihm die Geilen abnehmen wollte; man fand keine im Skrotum; nachdem man aber den Leib eröffnet, fand man drinnen zwei kleine Geilen von der Dicke der Haſelnüſſe, und wir ſahen deutlich, daß er nicht wie die andern in Brunſt geweſen und hielten dafür, daß er ſelbſt nie darin geweſen war. Man weiß, daß während der Monate Juni, Juli und Auguſt die Hirſche

außerordentlich mit Talg verſehen ſind und am 15. September dieſen Talg austräufeln, ſo daß ihnen nur Fleiſch übrig bleibt; derjenige, von dem ich rede, hatte all ſeinen Talg behalten, weil er zur Brunſt unfähig war. Dieſer Hirſch hatte einen andern Fehler, den wir bemerkten, als wir ſeine Füße aufhoben; am rechten Fuße fehlte ihm der Knochen des innern Fußtheiles; und der Knochen, der ſich im linken Fuße fand, war einen halben Zoll lang, ſpitz und dick wie ein Zahnſtocher."

„Es iſt ausgemacht, daß, wenn man einen Hirſch verſchneidet, ehe er ſein Geweih hat, es nicht hervorkommt; auch weiß man, daß ein Hirſch, der ſein vollkommenes Geweih hat, wann man ihn verſchneidet, es immer behält. Nun aber ſcheint es hier, daß die ſehr kleinen Zeugungstheile, von denen ich eben ſprach, hinreichten, um ihn ſein Geweih verändern zu laſſen, daß aber die Natur in ihren Verrichtungen an der natürlichen Geſtaltung dieſes Thieres ſich ſtets verſpätete; denn wir haben keine Spur von Zufällen gefunden, die den Glauben erwecken möchten, daß dieſe nämliche Ordnung der Natur hätte geſtört ſein können, ſo daß man mit großem Rechte ſagen kann, daß dieſe Verzögerung lediglich von den geringen Fähigkeiten der Zeugungstheile an dieſem Thiere herkam, die nichtsdeſtoweniger hinreichten, um den Abfall und die Wiederentſtehung des Geweihes zu bewirken; denn die Geweihroſen verriethen uns, daß er ſein Spießergeweih, ſein zweites, drittes, viertes und vor kurzem zehnzinkiges Geweih gehabt hatte, als wir ihn erbeuteten."

Dieſe Beobachtung des H. Marquis d'Amezaga ſcheint noch beſſer als alle Beobachtungen, die man vorhin gemacht hatte, zu beweiſen, daß der Abfall und die Erneuerung des Hirſchgeweihes im Ganzen von dem Vorhandenſein der Geilen oder Hoden und zum Theil von ihrem mehr oder minder vollkommenen Zuſtande abhangen; denn hier, wo die Hoden, ſo zu ſagen, unvollkommen und viel zu klein waren, brauchte aus dieſer Urſache das Geweih längere Zeit, um ſich zu bilden und fiel auch weit ſpäter ab als bei den Hirſchen.

Wir haben in Betreff einer beſondern, unter dem Namen ſchwarzer Hirſch oder Ardennenhirſch bekannten Hirſchart eine ziemlich umſtändliche Anzeige geliefert; wir wußten aber nicht, daß dieſe Raçe Varietäten hatte. Der verſtorbene H. Collinſon hat mir geſchrieben, daß der König von England, Jakob I., mehrere ſchwarze oder wenigſtens ſehr braune Hirſche aus verſchiedenen Ländern, beſonders aber aus Holſtein, Dänemark und Norwegen hatte kommen laſſen; und er bemerkte mir zugleich, daß dieſe Hirſche von dem, den ich in meinem Werke beſchrieben habe, verſchieden ſeien.

„Sie haben", ſagt er, „breite und platte Schaufeln an ihren Geweihen

wie die Dammhirſche, was bei dem Ardennenhirſche nicht der Fall iſt. Er fügt hinzu, daß der König Jakob mehrere von dieſen Hirſchen in zwei Wälder nahe bei London hatte ſetzen laſſen und einige andere nach Schottland geſchickt hatte, von wo aus ſie ſich in mehrere Gegenden verbreitet haben. Während des Winters erſcheinen ſie ſchwarz und haben ein ſtruppichtes Haar; im Sommer ſind ſie braun und haben glattes Haar; ſie ſind aber nicht ſo gut zu eſſen wie die gewöhnlichen Hirſche.“

Pontoppidan ſagt, indem er von den norwegiſchen Hirſchen redet: „Es finden ſich ihrer nur in den Sprengeln von Drontheim und Bergen, d. h. in dem weſtlichen Theile des Königreiches, und dieſe Thiere ſetzen zuweilen truppweiſe über die Sunde, die ſich zwiſchen dem Feſtlande und den Eilanden in der Nähe der Küſten finden, wobei ſie die Geweihe einer auf des andern Hintertheil geſtützt haben, und wann der Zugführer ermüdet iſt, ſo zieht er ſich zurück, um ſich auszuraſten und der kräftigſte nimmt ſeine Stelle ein.“

Einige Leute haben gedacht, man würde die Hirſche unſerer Waldungen zu Hausthieren machen können, wenn man ſie, wie die Lappländer die Rennthiere, mit Sorgfalt und Milde behandelte. Wir können in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel anführen, das man befolgen könnte. Sonſt gab es auf Ile-de-France keine Hirſche; die Portugieſen haben dieſes Eiland damit bevölkert. Sie ſind klein und haben ein graueres Haar, als die europäiſchen, von denen ſie jedoch ihren Urſprung herleiten. Als die Franzoſen ſich auf der Inſel niederließen, fanden ſie eine ſehr große Menge dieſer Hirſche; einen Theil haben ſie ausgerottet und die übrigen haben ſich in die unbeſuchteſten Gegenden des Eilandes geflüchtet. Es iſt gelungen, ſie zu zähmen und einige Einwohner haben Heerden von ihnen.

In der Thierarzneiſchule haben wir eine kleine Hirſchart geſehen, die, wie man uns ſagte, vom Vorgebirge der guten Hoffnung kam; ihre Bekleidung war, wie die des Axis, mit weißen Flecken beſät; man gab ihr den Namen Hirſchſchwein, weil das Thier nicht dieſelbe Leichtigkeit des Kopfes und dickere Beine als die andern Thiere dieſer Gattung hat. Es war nur 3 Fuß 4 und einen halben Zoll lang von der Spitze der Schnauze bis zum Ende des Körpers, hatte kurze Beine, ſehr kleine Füße und Hufe, eine falbe, mit weißen Flecken beſäete Haarfarbe, ein ſchwarzes und weit geöffnetes Auge mit großen ſchwarzen Haaren an dem obern Augenlied, ſchwarze Naslöcher, einen ſchwärzlichen Streifen von den Naslöchern bis zu den Mundwinkeln; der Kopf hat die Farbe des Bauches der Hindin, graulich gemiſcht, braun auf dem Vorderkopfe und neben den Augen; die Ohren waren ſehr breit, inwendig mit ſchwarzen Haaren und auswendig mit einem halbgemiſcht grauen, glatten Haar beſetzt. Das Geweih dieſes

Hirſches hatte 11 Zoll 7 Linien Länge bei 10 Linien Dicke; der obere Theil des Rückens war brauner als der übrige Theil des Körpers; der Schwanz unterhalb falb und oberhalb weiß und die Beine ſchwärzlich braun.

Es ſcheint, daß ſich dieſes Thier mehr der Art des Rothhirſches als der des Dammhirſches nähert; man kann dieſes aus dem bloßen Anblick des Geweihes beurtheilen.

* Zu den in der Naturgeſchichte dieſer Thiere und in dieſem Bande von uns berichteten Erſcheinungen müſſen wir noch einige andere merkwürdige hinzufügen, die mir vom H. Grafen von Mellin, Kammerherrn Seiner preußiſchen Majeſtät, mitgetheilt worden, einem Manne, der viele Kenntniſſe mit einer ausgezeichneten Beurtheilungskraft vereinigt und der ſich als geſchickter Beobachter und unermüdlicher Jäger mit Allem beſchäftigt hat, was auf die wilden Thiere des Landes, das er bewohnt, Bezug hat. Folgendes ſchreibt er mir in Betreff des Hirſches und des Rehes in ſeinem vom Schloſſe Aniſow bei Stettin den 5. November 1784 datirten Briefe:

„Sie ſagen, H. Graf, in der Naturgeſchichte des Hirſches, Th. XIV., S. 425, Ihrer Ausgabe: der Mangel verzögert alſo das Wachsthum des Geweihes und vermindert ſeinen Umfang beträchtlich; vielleicht ſelbſt wäre es nicht unmöglich, dadurch, daß man ſeine Nahrung bedeutend ſchmälerte, dieſes Erzeugniß gänzlich zu unterdrücken, ohne zur Verſchneidung ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſer Fall hat ſich ereignet, mein Herr, und ich kann Ihnen ſagen, daß ſich ihre Vermuthung vollkommen beſtätigt hat. Ein Hirſch wurde des Nachts bei Mondenſchein in einem Garten im Januar getödtet. Der Jäger, der ihm den Schuß beigebracht hatte, hielt ihn für eine alte Hindin und war ſehr überraſcht, als er ſich ihm näherte, in ihm einen alten Hirſch zu finden, der aber kein Geweih hatte; er prüfte zuerſt die Geilen, die in gutem Zuſtande waren; aber als er den Kopf betrachtete, ſah er, daß die untere Kinnlade lange vorher durch einen Schuß theilweiſe weggeriſſen worden war. Die Verwundung war geheilt; die Schwierigkeit aber, die der Hirſch gehabt, ſeine Nahrung zu ſich zu nehmen, hatte ihn alles Ueberfluſſes beraubt und die Hervorbringung des Geweihs durchaus aufgehoben. Dieſer Hirſch war ſo mager, daß er nur Haut und Knochen hatte; und nachdem ſein Geweih einmal abgefallen, war es ihm unmöglich geweſen, ein neues hervorzubringen; die Kronen waren ganz und gar nicht wiederhergeſtellt und einfach mit einer ſammtartigen Haut bedeckt wie in den erſten Tagen, nachdem der Hirſch abgeworfen hat. Dieſe Erſcheinung iſt ſehr ſelten, vielleicht einzig; ſie iſt in der Nachbarſchaft meiner Güter, die ich bewohne, vorgekommen und könnte, wenn man es begehrte, gerichtlich bezeugt werden.“

In einem ſpätern Briefe theilt mir der Herr Graf von Mellin einige Verſuche mit, die er angeſtellt hat, indem er das Geweih der Hirſche abſchnitt, was, wie die Verſchneidung, ſie der Zeugungsfähigkeit beraubt.

„Es iſt klar bewieſen, daß die Geilen und ein Ueberfluß an Nahrung die Urſache ſind des Wachsthums des Geweihes der Hirſche und aller Thiere, die Geweihe tragen, und daß alſo das Geweih die Wirkung iſt und die Geilen und der Ueberfluß die Urſache ſind. Wer aber hätte ſich vorgeſtellt, daß beim Hirſche eine Rückwirkung von der Wirkung auf die Urſache Statt fände und daß, wenn man erſt das Geweih des Hirſches, nachdem es ſich wieder hergeſtellt, d. h. vor der Brunſt abſchnitte, man für dieſes Jahr die Mittel, ſich fortzupflanzen, in ihm zerſtörte? und doch iſt nichts wahrer als das. Ich bin davon dieſes Jahr durch eine ſehr merkwürdige Beobachtung überzeugt worden. Im Jahr 1782 hatte ich in einem Dammhirſchgarten, den ich neben meinem Schloſſe habe, einen Rothhirſch und eine Hindin eingeſchloſſen, beide gleich alt und beide vollkommen gezähmt. Die Ausdehnung des Thiergartens iſt ziemlich beträchtlich; und ungeachtet der Dammhirſche, die ſich darin befinden, iſt der Ueberfluß an Nahrung ſo groß, daß der Hirſch unmittelbar nach dem Abfall der Zacken (im Jahr 1782) ein Geweih von zehn Hörnern bekam, das auf jeder Stange 5 Enden trug. Indeſſen wurde dieſer Hirſch für diejenigen, die in meinem Garten luſtwandelten, gefährlich und dies veranlaßte mich, ihm die Stangen ganz unter der erſten Zinke abſägen zu laſſen, erſt nachdem er ſich abgerieben hatte. Im Herbſte kam dieſer Hirſch in Brunſt, er brüllte ſtark, belegte die Hindin und benahm ſich wie ein alter Hirſch; aber die Hindin bezog ſich nicht. Das folgende Jahr, 1783, trug der Hirſch ein ſtärkeres Geweih als im vorigen; ich ließ es gleichfalls abſägen. Dieſer Hirſch kam wieder in Brunſt; ſeine Paarungen aber waren nicht fruchtbar. Die Hindin, die nie getragen hatte, war erſt in den Thiergarten gekommen, als der Hirſch ſeine erſten Zinken, das einzige Geweih, das ich ihm nicht hatte abſchneiden laſſen, verloren hatte. Das dritte Jahr, 1784, war der Hirſch größer und ſtärker als die alten Hirſche meiner Forſten und trug ein Geweih von 6 Enden auf jeder Stange, die ich wiederum abſägen ließ; und obwohl er in Brunſt kam, zeugte er wieder nicht. Dieſes bewog mich, ihm das folgende Jahr, 1785, ſein Geweih zu laſſen, weil der kräftige Zuſtand, worin er und die Hindin ſich befanden, mich vermuthen ließ, daß vielleicht ihre Unfruchtbarkeit daher käme, weil ich ihm ſtets das Geweih hatte abnehmen laſſen, und der Erfolg überzeugte mich, daß ich Recht gehabt hatte; denn den Herbſt zuvor bemerkte ich, daß die Hindin die Näherungen des Hirſches nur kurze Zeit litt. Sie bezog ſich und ich erhielt dieſes

Jahr, 1786, ein Hirſchkalb, das noch lebt und ſehr dick und kräftig iſt; was aber die Hindin betrifft, ſo habe ich ſie dieſes Jahr während der Brunſtzeit verloren, da der Hirſch ihr durch einen Stoß mit einem Ende eine Wunde verſetzt hatte, woran ſie einige Wochen ſpäter geſtorben iſt.

Der Dammhirſch.

Keine Art ſteht einer andern näher als die des Dammhirſches der des Rothhirſches; dieſe Thiere jedoch, die ſich in ſo vielfachem Bezug gleichen, gehen nicht zuſammen, fliehen ſich, paaren ſich nicht und bilden folglich keine Zwiſchenraçe. Selten ſogar findet man Dammhirſche in den Ländern, die von vielen Hirſchen bevölkert ſind, wofern man ſie nicht hinverſetzt hat; ſie ſcheinen eine weit minder ſtarke und nicht ſo derbe Natur zu haben, wie die des Hirſches iſt; ſie ſind auch in den Wäldern weit weniger gemein. Man zieht ſie in Thiergärten auf, wo ſie, ſo zu ſagen, halbe Hausthiere werden. England iſt das europäiſche Land, wo es die meiſten gibt, und dort ſchätzt man dieſes Wildpret am höchſten; die Hunde ziehen es auch dem Fleiſch aller andern Thiere vor; und haben ſie einmal Dammhirſch genoſſen, ſo koſtet es ſie große Mühe, die Spur des Hirſches oder Rehes feſt zu verfolgen. Es gibt Dammhirſche in der Gegend von Paris, es gibt ihrer in Spanien und in Deutſchland; auch in Amerika gibt es ihrer, die vielleicht aus Europa dorthin gebracht worden ſind. Wie es ſcheint, iſt es ein Thier der gemäßigten Himmelsſtriche; denn es gibt keine in Rußland, und man findet nur ſehr ſelten welche in den Wäldern Schwedens und der andern nordiſchen Länder.

Die Rothhirſche ſind weit allgemeiner verbreitet; ihrer gibt es allenthalben in Europa, ſelbſt in Norwegen und im ganzen Norden, mit Ausnahme vielleicht von Lappland; auch findet man viele in Aſien, beſonders in der Tartarei und in den mittäglichen Provinzen Chinas. In Amerika findet man ſie wieder; denn die kanadiſchen unterſcheiden ſich von den unſrigen nur durch die Höhe des Geweihs, durch die Anzahl und Richtung der Enden, die zuweilen nicht gerade nach vorhin geht, wie an den Geweihen unſerer Hirſche, ſondern ſich durch eine ſcharfe Biegung nach hinten wendet, ſo daß die Spitze jeder Zinke dem Stamme zugekehrt iſt, und dieſe Form des Geweihs gehört nicht den kanadiſchen Hirſchen allein an; denn man findet ein gleiches Geweih in der Venerie von Du Fouilloux; und das Geweih des kanadiſchen Hirſches, den wir haben zeichnen laſſen, hat gerade Zinken, was hinreichend beweiſt, daß es nur eine Varietät iſt, der man zuweilen bei den Hirſchen aller Länder begegnet. Ebenſo verhält es ſich mit jenen Geweihen, die über dem Obertheil des Geweihes eine große Menge Zinken in Form einer Krone haben, die man

ſehr ſelten in Frankreich findet, und die, wie Du Fouilloux ſagt, aus dem Lande der Moskowiten und aus Deutſchland kommen; es iſt nur eine Varietät, ungeachtet derer dieſe Hirſche zu derſelben Art wie die unſern gehören. In Kanada haben wie in Frankreich die meiſten Hirſche gerade Zinken, aber ihr Geweih iſt im Allgemeinen größer und dicker, weil ſie in dieſen unbewohnten Ländern mehr Nahrung und Ruhe finden als in den von vielen Menſchen bevölkerten. Es gibt große und kleine Hirſche in Amerika wie in Europa; aber ſo ausgebreitet dieſe Art ſein mag, es ſcheint dennoch, daß ſie auf die kalten und gemäßigten Erdſtriche beſchränkt iſt; die Hirſche Merikos und anderer Theile des ſüdlichen Amerikas, jene, die man in Cayenne Hindinnen der Wälder und Hindinnen der Paletuvier nennt; jene, die man Hirſche des Ganges nennt, die man in den von H. Perrault aufgeſetzten Memoiren unter dem Namen ſardiniſche Hindinnen findet; jene endlich, denen die Reiſenden am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Guinea und den andern heißen Ländern den Namen Hirſche geben, gehören nicht zu der Art unſerer Hirſche, wie man in der beſondern Naturgeſchichte jedes dieſer Thiere ſehen wird.

Und da der Dammhirſch ein nicht ſo wildes, zarteres und, ſo zu ſagen, zahmeres Thier als der Hirſch iſt, erleidet er auch eine größere Menge Varietäten. Außer den gemeinen und den weißen Dammhirſchen, deren Beſchreibung man nachſehen kann, kennt man noch mehrere andere: die ſpaniſchen Dammhirſche z. B., die faſt ſo groß wie die Rothhirſche ſind, aber einen nicht ſo dicken Hals und eine dunklere Farbe haben mit einem ſchwärzlichen, unterhalb nicht weißen und längern Schwanze als der der gemeinen Dammhirſche iſt; die virginiſchen Dammhirſche, faſt ſo groß wie die ſpaniſchen und merkwürdig wegen der Größe ihres Zeugungsgliedes und der Dicke der Hoden; andere, die eine zwiſchen den Augen abgeplattete, zuſammengedrängte Stirn, längere Ohren und einen längern Schwanz als der gemeine Dammhirſch haben und mit einem weißen Flecken auf den Nägeln der Hinterfüße bezeichnet; andere, die weiß, ſchwarz oder hellfalb gefleckt oder geſtreift; und andere endlich, die ganz ſchwarz ſind: alle haben ein ſchwächeres, platteres, mehr in die Breite gehendes und verhältnißmäßig mehr mit Zinken beſetztes Geweih, als der Hirſch; auch iſt es mehr einwärts gekrümmt und endiget ſich in eine breite und lange Wölbung, und bisweilen, wenn ihr Geweih ſtark und gut genährt iſt, endigen ſich die größten Zinken ſelbſt in eine kleine Wölbung. Der gemeine Dammhirſch hat einen längern Schwanz als der Hirſch und eine hellere Haarfarbe. Das Geweih aller Dammhirſche mauſert wie das der Hirſche, fällt aber ſpäter ab; ſie brauchen beinahe

dieſelbe Zeit, um es wieder herzuſtellen; auch tritt ihre Brunſt zwei bis drei Wochen nach der des Hirſches ein; die Dammhirſche ſchreien alsdann ziemlich oft, aber mit einer tiefen und halb abgebrochenen Stimme; ſie ſchweifen nicht ſo aus wie der Hirſch und erſchöpfen ſich nicht ſo ſehr in der Brunſt; ſie entfernen ſich nicht aus ihrer Gegend, um die Weibchen aufzuſuchen; indeſſen ſtreiten ſie ſich um ſie und kämpfen mit Heftigkeit. Sie ſind faſt immer beieinander. Wenn ſie ſich in den Thiergärten in großer Menge befinden, bilden ſie gewöhnlich zwei wohl unterſchiedene und wohl getrennte Truppen, die ſich bald miteinander verfeinden, weil ſie gleicher Weiſe dieſelbe Gegend des Gartens in Beſitz nehmen wollen; jede dieſer Truppen hat ihren Anführer, der vorausſchreitet und welches der ſtärkſte und älteſte iſt; die andern folgen und alle bereiten ſich zum Kampf, um die andere Truppe aus dem Lande zu vertreiben. Dieſe Kämpfe ſind auffallend durch die Anordnung, die dabei zu herrſchen ſcheint; ſie greifen ſich mit Ordnung an und ſchlagen ſich mit Muth, unterſtützen ſich einander und halten ſich nicht durch einen einzigen Schlag beſiegt; denn der Kampf erneuert ſich täglich, bis die ſtärkſten die ſchwächſten vertreiben und in das ſchlechteſte Land verweiſen.

Sie lieben einen hohen und mit kleinen Hügeln durchſchnittenen Boden. Sie entfernen ſich nicht wie der Hirſch, wenn man ſie jagt; ſie wenden ſich blos um und ſuchen nur den Hunden durch Liſt und Abbringen von der Spur zu entkommen; ſind ſie jedoch bedrängt, erhitzt und erſchöpft, ſo werfen ſie ſich wie der Hirſch ins Waſſer; aber ſie wagen nicht, eine ſo große Strecke weit hinüberzuſchwimmen; mithin haben die Jagd des Dammhirſches und die des Rothhirſches keine weſentliche Verſchiedenheit unter ſich. Die Kennzeichen des Dammhirſches ſind, im Kleinern, dieſelben wie die des Rothhirſches; dieſelben Liſten ſind ihnen gemein; nur werden ſie vom Dammhirſch mehr wiederholt: da er nicht ſo unternehmend iſt und nicht ſo weit vorläuft; ſo muß er öfter Begleitung ſuchen, auf ſeine Wege zurückkommen u. ſ. w., was im Allgemeinen die Jagd des Dammhirſches minder mühſam als die des Hirſches macht. Uebrigens laſſen ſeine Gänge, da er kleiner und leichter iſt, keine ſo ſtarke und keine ſo dauerhafte Spur auf dem Boden und am Holze zurück; dieſes macht, daß die Hunde die Spur nicht ſo gut beibehalten und es ſchwerer iſt, das Wild wiederaufzufinden, wenn man von der rechten Spur abgekommen iſt.

Der Dammhirſch läßt ſich ſehr leicht zähmen. Er frißt viele Dinge, welche der Rothhirſch verſchmäht; auch behält er beſſer ſeine Feiſte; denn es ſcheint nicht, daß die Brunſt, auch wenn die ſtrengſten und längſten Winter folgen, ſie abmagert und verdirbt; das ganze Jahr über iſt er faſt in demſelben Zuſtande. Es beißt beim Weiden tiefer ab als der Hirſch,

und daher kommt es, daß das vom Zahn des Dammhirſches abgebrochene Holz weit ſchwerer wieder treibt als dasjenige, welches nur vom Hirſch abgebiſſen worden. Die Jungen freſſen ſchneller und gieriger als die Alten; ſie käuen wieder; ſie ſuchen die Weibchen von ihrem zweiten Lebensjahre an; ſie binden ſich nicht an dasſelbe wie das Reh, ſondern wechſeln mit ihm wie der Hirſch; die Dammhindin trägt 8 Monate und einige Tage, wie die Hindin; ſie bringt ebenfalls gewöhnlich ein Hirſchkalb, zuweilen zwei und ſehr ſelten drei; vom zweiten bis zum fünfzehnten oder ſechszehnten Jahre ſind ſie im Stande zu zeugen und zu tragen: kurz ſie gleichen den Hirſchen faſt nach allen natürlichen Beſchaffenheiten; und der größte Unterſchied zwiſchen dieſen Thieren liegt in der Lebensdauer. Wir haben nach dem Zeugniſſe der Jäger geſagt, daß die Hirſche 35 bis 40 Jahre leben, und man hat uns verſichert, daß die Dammhirſche nur ungefähr 20 Jahre leben. Da ſie kleiner ſind, ſo ſcheint ihr Wachsthum noch ſchneller zu ſein als das des Hirſches; denn bei allen Thieren ſteht die Lebensdauer im Verhältniſſe zur Zeit des Wachsthums und nicht zur Tragzeit, wie man glauben könnte, da hier die Tragzeit dieſelbe iſt, und man bei andern Arten, wie bei der des Rindes, findet, daß, obwohl die Tragzeit ſehr lang, das Leben darum nicht minder kurz iſt; folglich muß man ſeine Dauer nicht nach der Tragzeit, ſondern einzig nach der Zeit des Wachsthums abmeſſen, zu rechnen von der Geburt bis zu der faſt vollſtändigen Entwickelung des Thierkörpers.

Das Reh.

Der Hirſch, als der edelſte Bewohner der Waldungen, nimmt in den Forſten die von den erhabenſten Gipfeln der höchſten Wälder bedeckten Orte ein; das Reh, als einer niedrigern Art angehörend, beſcheidet ſich damit, unter tieferm Dache zu wohnen und hält ſich gewöhnlich in dem dichten Laubwerk der jüngſten Gehölze: doch hat es auch nicht ſo viel Adel nicht ſo viel Kraft und bei Weitem nicht die Höhe des Wuchſes, ſo hat es mehr Anmuth, mehr Lebhaftigkeit und ſelbſt mehr Herzhaftigkeit als der Hirſch; es iſt munterer, zierlicher, aufgeweckter; ſeine Form iſt gerundeter, prächtiger, und ſeine Geſtalt angenehmer; ſeine Augen zumal ſind ſchöner, glänzender und ſcheinen von einem lebhaftern Feuer beſeelt; ſeine Glieder ſind geſchmeidiger, ſeine Bewegungen raſcher, und es hüpft ohne Anſtrengung mit eben ſo viel Kraft als Leichtigkeit. Seine Bekleidung iſt immer rein, ſein Haar ſauber und glänzend; nie wälzt es ſich im Koth wie der Hirſch; es gefällt ihm nur in den erhabenſten, trockenſten Gegenden, wo die Luft am reinſten iſt. Es iſt ferner ſchlauer, gewandter, um zu entkommen, ſchwerer zu verfolgen; es hat mehr Feinheit, mehr Hülfsquellen

des Naturtriebes; denn obgleich es das tödtliche Unglück hat, ſtärkere Spuren hinter ſich zu laſſen, die den Hunden mehr Feuer und heftige Begierde einflößen als der Geruch des Hirſches, ſo weiß es ſich dennoch ihrer Verfolgung durch die Schnelle ſeines erſten Laufes und durch ſeine vervielfältigten Abwege zu entziehen. Um die Liſt anzuwenden, wartet es nicht, bis die Kraft ihm abgeht; ſobald es im Gegentheil merkt, daß die erſten Anſtrengungen einer reißenden Flucht ohne Erfolg geweſen ſind, ſo kommt es auf ſeine Gänge zurück, kehrt um, kommt nochmal wieder; und hat es durch ſeine entgegengeſetzten Bewegungen die Richtungen des Hin- und des Herlaufens verwirrt, hat es die gegenwärtigen Ausflüſſe mit den vorhergegangenen vermiſcht, ſo ſcheidet es mit einem Sprung aus dem Gebiet, wirft ſich ſeitwärts, legt ſich mit dem Bauche auf die Erde und läßt, ohne zu zucken, die ganze Schaar ſeiner zuſammengerotteten Feinde nahe an ſich vorüberziehen.

Vom Rothhirſch und Dammhirſch unterſcheidet es ſich durch ſein Naturell, ſein Temperament, ſeine Sitten und auch durch faſt alle ſeine natürlichen Beſchaffenheiten. Anſtatt ſich in Rudel zuſammenzugeſellen und in großen Truppen zu wandern, lebt es familienweiſe; der Vater, die Mutter und die Jungen gehen mit einander, und nie ſieht man ſie ſich mit Fremden verbinden. In ihrer Liebe ſind ſie ebenſo treu, als es der Hirſch nicht iſt; da die Rieke gewöhnlich zwei Junge bringt, ein Männchen und ein Weibchen, und dieſe jungen Thiere zuſammen erzogen und aufgenährt werden, ſo faſſen ſie eine ſo ſtarke Neigung zueinander, daß ſie ſich nie verlaſſen, wofern nicht eines von beiden die Ungerechtigkeit des Schickſals erfahren hat, welches nie trennen ſollte, was ſich liebt, und es iſt eher noch Anhänglichkeit als Geſchlechtsliebe; denn obwohl ſie immer zuſammen ſind, empfinden ſie das Feuer der Brunſt nur einmal des Jahres, und dieſe Zeit dauert nur 14 Tage; um das Ende des Oktobers beginnt ſie und endigt vor dem 15. November. Alsdann ſind ſie nicht wie der Hirſch mit einer überflüſſigen Feiſte beladen; ſie haben keinen ſtarken Geruch, keine Wuth, mit einem Worte, nichts was ſie verändert und ihren Zuſtand umwandelt; nur leiden ſie nicht, daß ihre Hirſchkälber dieſe Zeit über bei ihnen bleiben; der Vater vertreibt ſie, gleich als wollte er ſie zwingen, ihren Platz andern, die da kommen ſollen, zu räumen und ſelbſt eine neue Familie zu bilden; nachdem indeſſen die Brunſt geendet iſt, kommen die Hirſchkälber zu ihrer Mutter zurück und bleiben noch einige Zeit bei ihr, worauf ſie dieſelbe für immer verlaſſen und beide hingehen, und ſich in einiger Entfernung von ihrem Geburtsorte anſiedeln.

Die Rieke trägt fünf und einen halben Monat; ſie wirft gegen das Ende des Aprils oder im Anfange des Mais. Die Hindinnen, wie geſagt,

tragen mehr als 8 Monate, und dieſer Unterſchied allein könnte hinreichen, um zu beweiſen, daß dieſe Thiere zu einer ſo entfernt ſtehenden Art gehören, daß ſie ſich nie nähern, noch vermiſchen, noch eine Zwiſchenraçe miteinander erzeugen können; durch dieſes Verhältniß ſowohl als nach der Geſtalt und dem Wuchſe nähern ſie ſich der Ziegenart ſo ſehr, als ſie ſich von der Hirſchart entfernen; denn die Ziege trägt beinahe dieſelbe Zeit, und das Reh kann als eine wilde Ziege betrachtet werden, die nur vom Holz lebend ein Holzgeweih ſtatt Hörner trägt. Die Rieke trennt ſich vom Rehbock, wann ſie werfen will; ſie verbirgt ſich in das ſtärkſte Dickicht des Waldes, um dem Wolf auszuweichen, der ihr gefährlichſter Feind iſt. Nach Verlauf von 10 bis 12 Tagen haben die Jungen ſchon Kraft genug gewonnen, um ihr zu folgen. Wird ſie von irgend einer Gefahr bedroht, ſo verbirgt ſie die Jungen an einen dicht bewachſenen Ort; ſie bietet die Stirn und läßt ſich für ſie jagen; aber ungeachtet all dieſer Sorgen rauben dennoch die Menſchen, die Hunde, die Wölfe ſie ihr oft; das iſt ihre gefährlichſte Zeit und die Zeit des größten Verderbens dieſer Art, die ohnehin nicht zu gemein iſt; ich habe den Beweis davon aus eigener Erfahrung. Ich wohne häufig auf einem Landgut in einer Gegend, deren Rehe in großem Anſehen ſtehen; kein Jahr vergeht, ohne daß man mir im Frühlinge mehrere Hirſchkälber bringe, die einen lebend, von Menſchen gefangen, andere von Hunden getödtet, ſo daß, ungerechnet jener, welche die Hunde freſſen, man, wie ich ſehe, ihrer mehr in dem einzigen Maimonat als im Laufe des ganzen übrigen Jahres ausrottet; und ſeit mehr als 25 Jahren habe ich bemerkt, daß, als wenn es ein Gleichgewicht zwiſchen den Urſachen der Zerſtörung und Erneuerung gäbe, ſie in denſelben Bezirken faſt immer in gleicher Zahl vorhanden ſind. Es hält nicht ſchwer, ſie zu zählen, da ſie nirgend ſehr zahlreich ſind, familienweiſe wandern und jede Familie abgeſondert wohnt; ſo daß z. B. in einem Gehölze von 100 Morgen eine Familie d. h. 3, 4 bis 5 Individuen ſein werden; denn die Rieke, die gewöhnlich zwei Hirſchkälber hervorbringt, bringt zuweilen nur eins und zuweilen, obwohl ſehr ſelten, ihrer drei. In einem andern Bezirke von dem doppelten Umfange wird es 7 bis 8 Individuen d. h. 2 bis 3 Familien geben; und ich habe beobachtet, daß ſich in jedem Bezirke dieſe Anzahl erhält, die Jahre ausgenommen, in denen der Winter zu ſtreng geweſen und der Schnee lange und in großer Menge gefallen iſt; oft wird alsdann die ganze Familie aufgerieben; aber mit dem folgenden Jahr kommt wieder eine andere hin und die Bezirke, die ſie vorzugsweiſe lieben, werden faſt gleichmäßig bevölkert. Indeſſen behauptet man, daß ihre Zahl abnehme, und es iſt wahr, daß es in Frankreich Gegenden gibt, wo man keine mehr findet, daß es, obwohl ſie in Schottland gemein ſind, in England keine

gibt, daß es in Italien nur wenige gibt, daß ſie in Schweden weit ſeltener als ſonſt ſind; aber das könnte entweder von der Verminderung der Wälder oder von den Folgen eines harten Winters herkommen, wie der im Jahre 1709 war, durch den ſie in Bourgogne faſt alle umkamen, ſo daß mehrere Jahre verliefen, ehe ſich die Art wieder herſtellte. Außerdem gefällt es ihnen nicht in allen Ländern gleich gut, da ſie in demſelben Lande noch beſondere Orte vorziehen; ſie lieben die Hügel oder die Hochflächen; ſie halten ſich nicht in der Tiefe der Wälder noch in der Mitte ausgedehnter Gehölze auf; lieber beſitzen ſie die Spitzen der von urbaren Landſtrecken umgebenen Wälder, die lichten Gehölze mit ſchlechtem Boden, wo Brombeerſträuche und dgl. reichlich wachſen.

Die Hirſchkälber bleiben im Ganzen 8 bis 9 Monate bei ihren Eltern; und wann ſie ſich getrennt haben, d. h. gegen das Ende ihres erſten Lebensjahres, kommt ihr erſtes Geweih unter der Form zweier Zacken zum Vorſchein, die kleiner als die der Hirſche ſind; aber ein noch größerer Unterſchied zwiſchen dieſen Thieren zeigt ſich darin, daß der Hirſch ſein Geweih erſt im Frühling abwirft und erſt im Sommer wiederherſtellt, während das Reh es am Ende des Herbſtes abwirft und während des Winters wiederherſtellt. Mehrere Urſachen vereinigen ſich, um dieſe verſchiedenen Wirkungen hervorzubringen. Der Hirſch nimmt im Sommer viel Nahrung zu ſich; er beladet ſich mit einer reichlichen Feiſte; ſodann erſchöpft er ſich durch die Brunſt in dem Grade, daß er den ganzen Winter nöthig hat, um ſich wiederherzuſtellen und ſeine Kräfte wiederzugewinnen: geſchweige alſo, daß er alsdann irgend einen Ueberfluß habe, hat er Mangel und gebricht es ihm an Stoff; und folglich kann ſein Geweih erſt im Frühlinge ſprießen, wann er wieder ſo viel Nahrung zu ſich genommen hat, daß Ueberfluß vorhanden iſt. Das Reh dagegen, das ſich nicht ſo ſehr erſchöpft, braucht auch keinen ſo großen Erſatz; und da es nie mit Feiſte überladen, da es faſt immer daſſelbe iſt und die Brunſt an ſeinem Zuſtande nichts verändert, ſo hat es zu allen Zeiten denſelben Ueberfluß, ſo daß es im Winter noch und kurz nach der Brunſt ſein Geweih abwirft und wiederherſtellt. Bei all dieſen Thieren wendet ſich alſo der Ueberfluß der organiſchen Nahrung, bevor er die Richtung zu den Samenbehältern nimmt und die Samenfeuchtigkeit bildet, nach dem Kopfe hin und gibt ſich auswärts durch die Hervorbringung des Geweihes kund, auf dieſelbe Weiſe, wie beim Menſchen das Haar und der Bart die Samenfeuchtigkeit ankündigen und ihr vorhergehen, und es ſcheint, daß dieſe, ſo zu ſagen, pflanzenartigen Erzeugniſſe aus einem überflüſſigen, aber noch unvollkommenen und mit rohen Theilen gemiſchten Stoffe gebildet werden, da ſie in ihrem Wachsthum und ihrer Subſtanz die

Beſchaffenheiten der Pflanze beibehalten, während die Samenfeuchtigkeit, die ſich ſpäter erzeugt, von den rohen Theilen ganz geläutert und dem thieriſchen Körper vollkommen verähnlicht iſt.

Hat das Reh ſein Geweih wiederhergeſtellt, ſo reibt es dasſelbe am Holze, wie der Hirſch, um es von der Haut, womit es bekleidet iſt, zu befreien, und das geſchieht gewöhnlich im März, bevor die Bäume zu ſproſſen anfangen; nicht alſo der Baumſaft färbt das Geweih des Rehes; indeſſen wird es braun bei denen, die eine braune Haarfarbe haben, und gelb bei denen, die roth ſind; denn es gibt Rehe von dieſen beiden Haarfarben, und folglich kommt dieſe Farbe des Geweihes, wie geſagt, nur von der Natur des Thieres und dem Einfluſſe der Luft her. Beim zweiten Geweih trägt das Reh ſchon 2 bis 3 Enden auf jeder Seite; beim dritten hat es ihrer 3 bis 4; beim vierten 4 bis 5, und ſelten findet man welche, die ihrer mehr haben. Man erkennt nur, daß es alte Rehböcke ſind, an der Stärke des Stammes, an der Breite der Roſe, an der Dicke der Perlen u. ſ. w. So lange ihr Geweih weich iſt, iſt es äußerſt empfindlich. Ich bin Zeuge eines Gewehrſchuſſes geweſen, wobei die Kugel eine Seite des wiederhervorſprießenden Geweihes gerade abſchoß; das Reh wurde von dem Schuſſe ſo betäubt, daß es wie todt niederfiel; der es geſchoſſen hatte, war in der Nähe; er warf ſich auf das Reh und faßte es beim Fuße; doch es hatte plötzlich ſeine Beſinnung und ſeine Kräfte wiedergewonnen und ſchleppte ihn über den Boden mehr als 30 Schritte weit ins Gehölz, obwohl es ein ſehr ſtarker Mann war; endlich, nachdem es durch einen Meſſerſtich geendet hatte, ſahen wir, daß es keine andere Verletzung empfangen, als den abgeſchoſſenen Keim des neuen Geweihes. Man weiß überdies, daß die Fliegen eine der größten Unbequemlichkeiten des Hirſches ſind, wann er ſein Geweih wiederherſtellt; er verbirgt ſich alsdann in das ſtärkſte Dickicht, wo es am wenigſten Fliegen gibt, weil ſie ihm unerträglich ſind, wann ſie ſich an ſein hervorkeimendes Geweih anſetzen: alſo gibt es eine innige Verbindung zwiſchen den weichen Theilen dieſes lebenden Holzes und dem ganzen Nervenſyſtem des thieriſchen Körpers. Das Reh, das die Fliegen nicht zu fürchten hat, weil es ſein Geweih im Winter wiederherſtellt, verbirgt ſich nicht; aber es geht vorſichtig und trägt das Geweih niedrig, um nicht an die Zweige zu ſtoßen.

Beim Rothhirſch, beim Dammhirſch und Rehbock hat das Stirnbein zwei Auswüchſe oder Hervorragungen, auf denen er das Geweih trägt; dieſe beiden knochigen Hervorragungen beginnen nach 5 bis 6 Monaten zu treiben und erlangen in kurzer Zeit ihr völliges Wachsthum; und geſchweige, daß ſie in dem Maße, als das Thier an Jahren vorrückt, ſich weiter zu erheben fortführen, ſenken ſie ſich und nehmen an Höhe mit

jedem Jahre ab, ſo daß die Roſen an einem alten Hirſch oder alten Rehbock ziemlich nah auf dem Stirnbein ruhen, deſſen Auswüchſe breiter und kürzer geworden ſind; es iſt eben das ſicherſte Anzeichen, um das vorgerückte Alter bei all dieſen Thieren zu erkennen. Meines Bedünkens kann man leicht über dieſe Wirkung Rechenſchaft geben, eine Wirkung, die Anfangs einzig erſcheint, es aber zu ſein aufhört, wenn man darauf achtet, daß das Geweih, welches auf dieſer Hervorragung ruht, die ganze Zeit ſeines Wachsthums über auf dieſen Stützpunkt drückt; daß es ihn folglich jedes Jahr mehrere Monate lang mit einer großen Kraft zuſammenpreßt, und da dieſer Knochen, obgleich hart, doch nicht härter als die andern Knochen iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß er allmählig der Kraft, die ihn zuſammenpreßt, nachgibt, ſo daß er immer mehr und mehr durch dieſe bei jedem Geweih, das dieſe Thiere bilden, wiederholte Zuſammenpreſſung ſich breitet, ſenkt und abplattet; und das macht, daß, obſchon die Roſen und der Stamm dicker werden, und um ſo dicker, je älter das Thier wird, die Höhe des Geweihes und die Zahl der Enden ſo ſtark abnehmen, daß ſie zuletzt, wann ſie zu einem ſehr hohen Alter kommen, nur zwei dicke Zacken oder ſeltſame und verfälſchte Geweihe haben, deren Stamm ſehr dick iſt und deren Enden ſehr klein ſind.

Da die Rieke nur fünf und einen halben Monat trägt und das Wachsthum des jungen Rehes ſchneller als das des Hirſches vor ſich geht, ſo iſt ſeine Lebensdauer kürzer, und ich glaube nicht, daß ſie ſich auf mehr als 12 bis höchſtens 15 Jahre erſtreckt. Ich habe mehrere aufgezogen, ſie aber nie mehr als 5 bis 6 Jahre erhalten können. In der Wahl der Nahrung ſind ſie ſehr lecker; ſie haben Bewegung, viel Luft, viel Raum nöthig und darum widerſtehen ſie nur während der erſten Jahre ihrer Jugend den Beſchwerniſſen des Hauslebens. Sie brauchen ein Weibchen und einen Thiergarten von 100 Morgen, um nach ihrer Bequemlichkeit zu ſein. Man kann ſie zähmen, nicht aber folgſam, noch zutraulich machen; immer halten ſie etwas von ihrem wilden Naturell an ſich; leicht werden ſie ſcheu und ſtürzen ſich mit ſolcher Kraft gegen die Mauern, daß ſie ſich oft die Beine zerbrechen. So gezähmt ſie ſein mögen, man darf ihnen nicht trauen: die Männchen zumal haben oft gefährliche Launen und faſſen häufig gegen gewiſſe Perſonen Widerwillen; und alsdann ſchießen ſie vor und verſetzen mit dem Geweihe Stöße, die ſtark genug ſind, um einen Menſchen umzuwerfen, und haben ſie ihn umgeworfen, ſo treten ſie ihn noch mit Füßen. Die Rehe ſchreien nicht ſo häufig, noch ſo ſtark, wie der Hirſch; die jungen haben eine ſchwache, kurze und klägliche Stimme, m i m i, wodurch ſie ihr Nahrungsbedürfniß äußern. Dieſer

Ton iſt leicht nachzuahmen; und getäuſcht durch den verlockenden Ton, kommt die Mutter unter das Gewehr des Jägers.

Im Winter halten ſich die Rehe in den dichteſten Gehölzen und leben von Brombeerſträuchen, Ginſter, Haidekraut, Haſelnußſträuchen, u. ſ. w. Im Frühling gehen ſie in die hellern Gehölze und nagen die Knospen und die keimenden Blätter aller Bäume ab. Dieſe hitzige Nahrung gährt in ihrem Magen und berauſcht ſie der Art, daß man ſie ſehr leicht überraſchen kann: ſie wiſſen nicht, wohin ſie gehen; oft genug kommen ſie ſelbſt aus dem Walde heraus und nähern ſich zuweilen dem Hausvieh und den bewohnten Gegenden. Im Sommer bleiben ſie in den höchſten Gehölzen, und kommen nur ſelten bei der größten Dürre heraus, um an eine Quelle trinken zu gehen; denn wofern der Thau reichlich iſt oder die Blätter von Regen genetzt ſind, enthalten ſie ſich des Trinkens. Sie ſuchen die feinſten Nahrungen; ſie weiden nicht gierig wie der Hirſch; ſie rupfen nicht gleichgültig an allen Gräſern, ſie ſpeiſen lecker und gehen nur ſelten nach den Ackerfrüchten, da ſie den Körnern und Gemüſen die Sprößlinge und die Brombeerſtaude vorziehen.

Das Fleiſch dieſer Thiere iſt, wie man weiß, vortrefflich zu eſſen; indeſſen gibt es manchfaltige Wahl zu treffen; die Beſchaffenheit hängt vorzüglich von dem Lande, das ſie bewohnen, ab; und im beſten Lande finden ſich wieder gute und ſchlechte. Die braunen haben feineres Fleiſch als die rothen; alle über zwei Jahr alte Rehböcke, die man alte Spießer nennt, ſind hart und von ziemlich ſchlechtem Geſchmack. Die Ricken, obwohl von demſelben Alter oder älter, haben zarteres Fleiſch. Das der Rehkälber iſt, wenn ſie zu jung ſind, weichlich; aber vollkommen, wenn ſie ein oder anderthalb Jahr alt ſind. Die Rehe aus ebenen Ländern oder Thalgründen ſind nicht gut; die aus feuchten Gegenden noch ſchlechter, jene, die man in Thiergärten aufzieht, haben wenig Geſchmack; kurz es gibt keine guten Rehe als die aus trockenen und hohen, von Hügeln, Gehölzen, Aeckern, Brachfeldern durchſchnittenen Ländern, wo ſie ſo viel Luft, Raum, Nahrung und ſelbſt Einſamkeit haben, als ſie bedürfen; denn jene, die oft beunruhigt worden, ſind mager und die, welche man erbeutet, nachdem ſie gehetzt worden, haben ein fades und geſchmackloſes Fleiſch.

Dieſe Art, die minder zahlreich als die des Hirſches und ſelbſt in einigen Gegenden Europas ſehr ſelten iſt, ſcheint in Amerika weit reichlicher vorhanden zu ſein. Hier kennen wir nur zwei Varietäten; die rothen, welches die dickſten ſind, und die braunen, die auf dem Hintertheile einen weißen Flecken haben und die kleinſten ſind; und da ſie ſich in den nördlichen Ländern ſowohl als in den ſüdlichen Gegenden Amerikas finden,

ſo muß man vermuthen, daß die einen von den andern vielleicht mehr abweichen, als die europäiſchen unter ſich; in Louiſiana z. B. ſind ſie äußerſt gemein und größer als in Frankreich; in Braſilien finden ſie ſich wieder; denn das Thier, das man Kujuaku-apara nennt, unterſcheidet ſich von unſerm Reh nicht mehr, als der kanadiſche Hirſch ſich von unſerm Hirſch unterſcheidet; einigen Unterſchied gibt es lediglich in der Form ihres Geweihes, wie man an der Abbildung des kanadiſchen Hirſches ſieht, die H. Perrault geliefert hat, und die wir nach der Beſchreibung und Abbildung, welche Piſon davon geliefert, leicht wieder erkannt haben. „Es gibt“, ſagt er, „in Braſilien Reharten, von denen die einen keine Hörner haben und Kujuaku-ete heißen, und die andern Hörner haben und Kujuaku-apara heißen; dieſe, die Hörner haben, ſind kleiner als jene; die Haare ſind glänzend, glatt, haben eine braune und weiß gemiſchte Farbe, beſonders wann das Thier jung iſt; denn das Weiß verwiſcht ſich mit dem Alter. Der Fuß iſt in zwei ſchwarze Nägel getheilt, auf derer jedem ſich ein kleiner befindet, der gleichſam darüber gelegt iſt; der Schwanz iſt kurz, die Augen ſind groß und ſchwarz, die Naslöcher offen, die Hörner mittelmäßig mit drei Aeſten und fallen jährlich ab. Die Weibchen tragen 5 bis 6 Monate. Man kann ſie zähmen u. ſ. w. Maregrave fügt hinzu, daß der Apara Hörner mit drei Aeſten hat und daß der untere Aſt dieſer Hörner der längſte iſt und ſich in zwei theilt.“ Man ſieht aus dieſen Beſchreibungen wohl, daß der Apara nur eine Varietät unſerer Rehart iſt, und Ray vermuthet, daß der Kujuaku-ete zu keiner von der des Kujuaku-apara verſchiedenen Art gehört, und daß dieſer das Männchen und jener das Weibchen iſt. Ich wäre vollkommen ſeiner Meinung, wenn nicht Piſon beſtimmt ſagte, daß jene, die Hörner haben, kleiner als die andern ſeien. Es däucht mir nicht wahrſcheinlich, daß in Braſilien die Weibchen in dieſer Art dicker als die Männchen wären, da ſie doch hier kleiner ſind. Indem wir alſo glauben, daß der Kujuaku-apara nur eine Varietät von unſerm Reh iſt, zu welcher man ſelbſt Jonſtons capreolus-marinus ziehen muß, wollen wir zugleich nichts in Betreff deſſen entſcheiden, was der Kujuaku-ete ſein mag, bis wir darüber beſſer unterrichtet ſein werden.

* Ich habe geſagt, daß bei den freien Thieren Falb, Braun und Grau die gewöhnlichen Farben ſind, und daß der Zuſtand der Hausgenoſſenſchaft die weißen Dammhirſche, die weißen Kaninchen u. ſ. w. hervorgebracht hat. Indeſſen bringt auch die Natur allein zuweilen an den wilden Thieren dieſe Wirkung hervor. Der Herr Abbe de la Vilette hat mir geſchrieben, daß ein gewiſſer Mann von den Gütern ſeines H. Bruders, die bei Orgelet in der Franche-Comté liegen, ihm zwei junge

Rehe gebracht hätte, von denen das eine eine gewöhnliche Farbe hatte, und das andere, ein Weibchen, milchweiß und nur an der Spitze der Naſe und der Nägel ſchwärzlich war.

Im ganzen nördlichen Amerika findet man den europäiſchen ähnliche Rehe; nur ſind ſie größer, und um ſo größer, je gemäßigter der Himmelsſtrich wird. Die louiſianiſchen Rehe ſind gewöhnlich um das Doppelte dicker als die franzöſiſchen. H. de Fontenette, der mich dieſer Sache verſichert hat, fügt hinzu, daß ſie ſich leicht zähmen laſſen. Herr Kalm ſagt dasſelbe; er führt ein Reh an, welches den Tag über ſeine Nahrung im Walde ſuchen ging und Abends wieder nach Hauſe kam. Aber in den Ländern des ſüdlichen Amerikas gibt es gleichwohl in dieſer Art ziemlich große Varietäten. H. de la Borde, königlicher Arzt zu Cayenne, ſagt:

„Man kennt dort 4 Hirſcharten, die ohne Unterſchied, Männchen wie Weibchen, den Namen Hindin tragen. Die erſte Art, Waldhindin oder rothe Hindin genannt, hält ſich ſtets in den dichten Waldungen auf, um von den Maringuinen weniger gequält zu werden. Dieſe Hindin iſt größer und dicker als die andere Art, die man Paletuvierhindin nennt, welches die kleinſte von den vieren iſt; und gleichwohl iſt ſie nicht ſo dick wie die Hindin, welche die Baralluhindin heißt, und welche dieſelbe Farbe wie die Waldhindin hat. Wenn die Männchen alt ſind, bilden ihre Geweihe nur einen Aſt von mäßiger Größe und Dicke; und zugleich haben dieſe Geweihe nicht leicht mehr als 4 bis 5 Zoll Höhe. Dieſe Baralluhindinnen ſind ſelten und kämpfen mit den Waldhindinnen. Man bemerkt bei dieſen zwei Arten am Seitentheile jedes Nasloches zwei Eicheln von einer auffallenden Dicke, die eine weiße und ſtinkende Feuchtigkeit von ſich geben.“

„Die dritte Art iſt diejenige, welche man die Savannenhindin nennt. Sie hat eine grauliche Haarfarbe, längere Beine als die vorhergehenden und einen geſtrecktern Körper. Die Jäger haben H. de La Borde verſichert, daß dieſe Hindin nicht, wie die andern, Eicheln unter den Naslöchern hätte; daß ſie ſich auch durch ihr Naturell von ihnen unterſcheide, indem ſie weniger wild und ſelbſt in dem Grade neugierig wäre, daß ſie den Menſchen, die ſie erblickte, ſich näherte.“

„Die vierte iſt die Paletuvierhindin, kleiner und gemeiner als die drei andern. Dieſe kleinen Hindinnen ſind keineswegs ſcheu; ihr Geweih iſt länger als das der andern und geäſteter, indem es mehrere Zinken trägt. Man nennt ſie Paletuvierhindinnen, weil ſie die mit Paletuviers bedeckten Landſtrecken und damit überſchwemmten Savannen bewohnen.

„Dieſe Thiere lieben den Maniok ſehr und zerſtören oft die Maniokpflanzungen. Ihr Fleiſch iſt beſonders zart und von einem ſehr guten Geſchmack; die Alten laſſen ſich eſſen wie die Jungen und übertreffen an Geſchmack die europäiſchen Hirſche. Sie laſſen ſich leicht zähmen. Man ſieht auf den Straßen von Cayenne manche, welche die Stadt verlaſſen und allenthalben hingehen, ohne daß etwas ſie erſchrecke; es gibt ſelbſt Weibchen, die in die Wälder gehen, ſich wilde Männchen ſuchen und hernach mit ihren Jungen zurückkommen.“

„Der Kariaku iſt kleiner; ſein Haar iſt grau, ins Weiße ſpielend, ſein Geweih gerade und ſpitz. Er gehört mehr zur Raçe der Rehe als zu der der Hirſche. Er beſucht die bewohnten Gegenden nicht; man ſieht keine in den Umgebungen der Stadt Cayenne; in den großen Wäldern aber iſt er ſehr gemein; indeſſen kann man ihn leicht zähmen. Er bringt nur ein Junges jährlich zur Welt.“

Vergleicht man das eben Geſagte mit dem, was wir im Artikel über die Mazamen ſagen werden, ſo wird man ſehen, daß alle dieſe vorgeblichen Hirſche oder Hindinnen des H. de La Borde nur Rehe ſind, deren Varietäten im neuen Feſtlande zahlreicher als im andern ſind.

* In der Naturgeſchichte des Rehes habe ich von zwei Raçen geſprochen, einer falben oder vielmehr fuchsrothen, die größer als die zweite iſt, die eine mehr oder weniger dunkelbraune Farbe hat; aber der H. Graf von Millin hat mich mit einer dritten Raçe bekannt gemacht, deren Haarfarbe ganz ſchwarz iſt.

„Indem Sie von der Haarfarbe des Rehes ſprechen,“ ſchreibt mir dieſer ausgezeichnete Beobachter, „nennen Sie nicht die durchaus ſchwarze, obwohl Sie in dieſem Bande eines ganz weißen jungen Rehes Erwähnung thun. Dieſes läßt mich glauben, daß Ihnen eine beſtändige Varietät ganz ſchwarzer Rehe vielleicht unbekannt iſt; ſie beſteht jedoch in einem ſehr kleinen Bezirk von Deutſchland und ſonſt nirgend. In einem Lucie genannten Forſte der Grafſchaft Dannenberg, die dem Könige von England als Herzoge von Lüneburg angehört, finden ſich dieſe Rehe. Ich habe mich an den Oberförſter der Grafſchaft Dannenberg gewandt, um dergleichen Rehe für meinen Thiergarten zu erhalten, und Folgendes hat er mir geantwortet: die ſchwarzen Rehe haben durchaus dieſelbe Größe und dieſelben Eigenſchaften wie die falben oder die braunen; die Varietät jedoch iſt beſtändig, und ich glaube, daß der Rehbock und nicht die Rieke dem Rehkalbe die Farbe gibt (dieſelbe Beobachtung habe ich am Dammhirſche gemacht): denn ich habe ſchwarze geſehen, die falbe Rehkälber hatten.

Ich habe beobachtet, daß im Jahre 1781 eine ſchwarze Ricke zwei Rehkälber hatte, ein falbes und ein ſchwarzes; eine falbe Ricke hatte zwei ſchwarze Rehkälber; eine andere falbe Ricke hatte ein ſchwarzes Rehkalb und zwei ſchwarze Ricken dagegen zwei falbe Rehkälber. Einige ſind nur ſchwärzlich, die meiſten aber kohlſchwarz. Unter andern iſt da ein Reh, das ſchönſte ſeiner Art, das eine Haarfarbe wie Tuſch und ein gelbes Geweih hat. Uebrigens habe ich viele Verſuche gemacht, um welche aufzuziehen, aber umſonſt, ſie ſind alle geſtorben; wogegen die falben Rehkälber, die man mir gebracht hat, glücklich aufgezogen worden ſind. Hieraus ſchließe ich, daß das ſchwarze Reh ein zarteres Temperament als die falben hat. Was mag die Urſache einer ſo beſtändigen und doch ſo wenig verbreiteten Varietät ſein?“

Der Haſe.

Die zahlreichſten Thierarten ſind nicht die nützlichſten; nichts ſogar iſt ſchädlicher als dieſe Menge Ratten, Hamſter, Heuſchrecken, Raupen und ſo viele andern Inſekten, deren allzu zahlreiche Vermehrung die Natur, wie es ſcheint, mehr geſtattet als gebietet. Aber die Art des Haſen und des Kaninchens haben für uns den doppelten Vortheil der Zahl und des Nutzens; die Haſen ſind allgemein und ſehr reichlich über alle Erdſtriche verbreitet; die Kaninchen, obwohl urſprünglich beſondern Erdſtrichen angehörend, vermehren ſich in faſt allen Gegenden, in die man ſie verſetzen will, ſo erſtaunlich, daß man ſie nicht mehr vertilgen kann und ſelbſt viele Kunſtmittel anwenden muß, um ihre zuweilen beſchwerliche Menge zu vermindern. Denkt man daher nach über dieſe jeder Art gegebene ſchrankenloſe Fruchtbarkeit über die unzählbaren Erzeugungen, die daraus entſpringen müſſen, über die ſchnelle und wunderſame Vermehrung gewiſſer Thiere, die plötzlich ſich verbreiten und tauſendweiſe kommen und die Gefilde verheeren und die Erde verwüſten, ſo erſtaunt man, daß ſie nicht die Natur überwältigen, fürchtet, daß ſie dieſelbe durch ihre Menge erdrücken und, nachdem ſie ihren Stoff verzehrt haben, ſelbſt mit ihr umkommen möchten.

In der That mit Grauſen ſieht man jene dichten Wolken, jene geflügelten Heerſchaaren hungeriger Inſekten herankommen, die den ganzen Erdball zu bedrohen ſcheinen und die, auf die fruchtbaren Gefilde Aegyptiens, Polens oder Indiens ſich niederlaſſend, die Arbeiten, die Hoffnungen eines ganzen Volkes in einem Augenblicke vernichten und weder Getraide, noch Früchte, noch Kräuter, noch Wurzeln, noch Blätter verſchonend, die Erde ihres

grünen Gewandes berauben und die reichſten Gegenden in eine unfruchtbare Wüſte verwandeln. Von des Nordens Gebirgen ſieht man Ratten in zahlloſer Menge herabſteigen, die wie eine Sündfluth oder vielmehr wie eine Ueberſtrömung lebendigen Stoffes die Ebene überſchwemmen, ſich bis in die Landſchaften des Südens verbreiten und, nachdem ſie auf ihrer Wanderung Alles, was da lebet und wächſt, vertilget haben, damit endigen, daß ſie die Luft und die Erde mit ihrem Aas verpeſten. In den ſüdlichen Ländern ſieht man auf einmal aus der Wüſte Millionen Ameiſen hervorkriechen, die wie ein Bergſtrom, deſſen Quelle unverſiegbar wäre, in geſchloſſenen Heerſäulen kommen, ununterbrochen ſich folgen, ſich erneuern, aller bewohnten Gegenden ſich bemeiſtern, Menſchen und Thieren daraus vertreiben und erſt nach einer allgemeinen Verwüſtung ſich zurückziehen. Und ſah man nicht in den Zeiten, als der Menſch, noch halb wild wie die Thiere, allen Geſetzen und ſelbſt den Uebertreibungen der Natur unterworfen war, ſah man da nicht jene Ströme des Menſchengeſchlechtes, der Normannen, der Alanen, der Hunnen, der Gothen, der Völker oder vielmehr Thiergeſchlechter mit menſchlichem Angeſichte, ohne Haus und ohne Namen, auf einmal aus ihren Höhlen hervorkommen, in ungezügelten Heerden wandern, ohne andere Stärke als die Anzahl, Alles unterdrücken, die Städte verwüſten, die Reiche zerſtören und, nachdem ſie die Völker vertilgt und die Erde verheert hatten, damit endigen, daß ſie dieſelbe mit neuen und eben ſo rohen Menſchen, als ſie waren, wieder bevölkerten?

Dieſe großen Ereigniſſe, dieſe in der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes ſo hervorragenden Zeitpunkte ſind gleichwohl nur geringe Abwechſelungen im gewöhnlichen Laufe der lebenden Natur; er iſt im Allgemeinen immer gleichmäßig, immer derſelbe; ſeine Bewegung geht, ſtets geregelt, um zwei unerſchütterliche Angeln, deren einer die allen Arten verliehene, ſchrankenloſe Fruchtbarkeit und deren anderer die zahlloſen Hinderniſſe ſind, welche das Schaffen dieſer Fruchtbarkeit auf ein beſtimmtes Maß zurückführen, und die beide zu jeder Zeit in jeder Art faſt nur dieſelbe Menge von Einzelweſen zulaſſen. Und wie jene Thiere in unzählbarer Menge plötzlich erſcheinen und eben ſo verſchwinden und der Vorrath dieſer Arten dadurch nicht vermehrt wird, ſo bleibt auch der des menſchlichen Geſchlechtes immer derſelbe; die Veränderungen in ihm ſind nur etwas langſamer, weil das Leben der Menſchen länger als das jener kleinen Thiere iſt, und daher nothwendiger Weiſe die Abwechſelungen von Zunahme und Abnahme ſich in größerer Entfernung verbreiten und nur in längerer Zeit ſich vollenden; und dieſe Zeit ſelber iſt blos ein Augenblick in der Dauer, ein Punkt in der Folge der Jahrhunderte, der uns mehr als die andern auffällt, weil er von Schrecken und Zerſtörung begleitet worden; denn nimmt man die

Erde insgeſammt und das Menſchengeſchlecht im Allgemeinen, ſo muß die Menge der Menſchen wie die der Thiere zu jeder Zeit beinahe dieſelbe ſein, da ſie vom Gleichgewichte der phyſiſchen Urſachen abhängt, einem Gleichgewichte, zu welchem ſeit langer Zeit Alles hingelangt iſt, und das die Anſtrengungen der Menſchen eben ſo wenig wie alle ſittlichen Umſtände aufheben können, da dieſe Umſtände ſelbſt von jenen phyſiſchen Urſachen abhangen, von denen ſie nur beſondere Wirkungen ſind. Welche Sorge der Menſch für ſein Geſchlecht nehmen möge, nie wird er es an einem Orte zahlreicher machen, als um es an einem andern zu zerſtören oder zu vermindern. Iſt ein Theil der Erde mit Menſchen überfüllt, ſo zerſtreuen ſie ſich, verbreiten ſich, reiben ſich auf, und zugleich werden Geſetze und Gebräuche eingeführt, die oft nur zu ſehr dieſem Uebermaße der Vermehrung vorbeugen. In den übermäßig fruchtbaren Erdſtrichen, wie in China, Aegypten, Guinea verſtößt, verſtümmelt, verkauft, ertränkt man die Kinder; hier zu Lande verdammt man ſie zu einer ewigen Eheloſigkeit. Jene, die da ſind, maßen ſich leicht Rechte an über jene, die nicht da ſind: als nothwendige Weſen vernichten ſie die zufälligen Weſen; zu ihrer Bequemlichkeit unterdrücken ſie die zukünftigen Geſchlechter. An den Menſchen geſchieht, ohne daß man es wahrnimmt, was an den Thieren geſchieht: man pflegt, vermehrt, vernachläßigt, zerſtört ſie gemäß dem Bedürfniſſe, den Vortheilen, der Unbequemlichkeit, den Unannehmlichkeiten, die aus ihnen entſpringen: und da alle dieſe ſittlichen Wirkungen von den phyſiſchen Urſachen abhangen, die, ſeit die Erde ihren Beſtand gewonnen hat, in einem feſten Zuſtande und dauernden Gleichgewichte ſind, ſo ſcheint es, daß für den Menſchen wie für die Thiere die Zahl der Einzelweſen in derſelben Art nur beſtändig ſein kann. Uebrigens ſind dieſer feſte Zuſtand und dieſe beſtändige Zahl keine unbedingten Größen; alle phyſiſchen und moraliſchen Urſachen, alle Wirkungen, die aus ihnen entſpringen, ſind begriffen und ſchwanken zwiſchen gewiſſen mehr oder minder ausgedehnten Gränzen, die aber nie ſo weit ſind, daß ſich das Gleichgewicht aufhöbe. Da im Weltall Alles Bewegung iſt und da alle im Stoff verbreiteten Kräfte gegeneinander wirken und ſich das Gleichgewicht halten, ſo geſchieht Alles gewiſſer Maßen nach Schwingungen, deren Mittelpunkte diejenigen ſind, auf welche wir den gewöhnlichen Lauf der Natur beziehen, und deren Endpunkte die entfernteſten Zeitläufte ſind. In der That, ſo bei den Thieren wie bei den Pflanzen, folgt auf ein Uebermaß von Vermehrung gewöhnlich Unfruchtbarkeit; der Ueberfluß und der Mangel ſtellen ſich abwechſelnd dem Auge dar, und oft folgen ſie ſich ſo nahe, daß man das Erzeugniß eines Jahres nach ſeinem vorhergegangenen beurtheilen könnte. Die Apfelbäume, Pflaumenbäume, Eichen, Buchen

und die meiſten andern Obſt- und Forſtbäume tragen nur um das andere Jahr reichlich; die Raupen, Käfer, Hamſter und mehrere andere Thiere, die ſich in gewiſſen Jahren übermäßig vermehren, erſcheinen das folgende Jahr nur in geringer Anzahl. Was möchte in der That aus allen Gütern der Erde, was möchte aus den nützlichen Thieren, was aus dem Menſchen ſelbſt werden, wenn in dieſen übermäßigen Jahren jedes dieſer Inſekten ſich für das folgende Jahr durch eine mit ihrer Anzahl im Verhältniſſe ſtehende Zeugung fortpflanzte! Doch nein: die Urſachen der Zerſtörung, der Vernichtung und der Unfruchtbarkeit folgen unmittelbar auf die der zu großen Vermehrung; und unabhängig von der Verpeſtung, einer nothwendigen Folge zu großer Anhäufung jedes lebenden Stoffes an einem und demſelben Orte, gibt es in jeder Art beſondere Urſachen des Todes und der Zerſtörung, die wir in der Folge angeben werden, und die allein hinreichen, um das Uebermaß der vorherigen Zeugungen aufzuwiegen.

Uebrigens muß dieſes, ich wiederhole es nochmal, in keinem unbedingten, noch ſelbſt in ſtrengem Sinne genommen werden, beſonders nicht in Betreff der Arten, die im Ganzen nicht der Natur allein überlaſſen ſind; jene, für welche der Menſch Sorge trägt, angefangen bei der ſeinigen, ſind zahlreicher, als ſie es ohne dieſe Sorge wären: allein da dieſe Sorgen ſelbſt ihre Gränzen haben, ſo iſt auch die Vermehrung, die daraus entſpringt, ſeit lange durch unverrückbare Marken begränzt und beſtimmt; und ob auch in den gebildeten Ländern die Art des Menſchen und die Arten aller nützlichen Thiere zahlreicher ſind als in den andern Erdſtrichen, ſo ſind ſie es doch nie im Uebermaße, weil dieſelbe Macht, die ſie zur Welt kommen läßt, ſie zerſtört, ſobald ſie beſchwerlich werden.

In den für das Jagdvergnügen aufbehaltenen Bezirken, tödtet man zuweilen vier bis fünfhundert Haſen bei einem einzigen Buſchklopfen. Dieſe Thiere vermehren ſich ſehr; zu jeder Zeit und von ihrem erſten Lebensjahre an ſind ſie zeugungsfähig. Die Weibchen tragen nur 30 bis 31 Tage; ſie bringen nur 3 bis 4 Junge; und ſobald ſie geworfen haben, laſſen ſie das Männchen wieder zu. Sie laſſen es auch zu, wann ſie trächtig ſind, und durch den beſondern Bau ihrer Geſchlechtstheile gibt es oft eine Ueberfruchtung; die Scheide nämlich und der Körper der Bährmutter hangen zuſammen und ſie haben nicht wie die andern Thiere einen Bährmutterſchlund noch Bährmutterhals; aber die Hörner der Bährmutter haben je einen Schlund, der in die Scheide ausgeht und bei der Geburt ſich erweitert: mithin ſind dieſe beiden Hörner zwei verſchiedene, geſonderte Bährmütter, die unabhängig voneinander handeln können, ſo daß in dieſer Art die Weibchen zu verſchiedenen Zeiten durch jede dieſer

Bährmütter ſich beziehen und werfen können; und folglich müſſen die Ueberbefruchtungen bei dieſen Thieren eben ſo häufig ſein, als ſie bei den andern, die nicht dieſes doppelte Werkzeug haben, ſelten ſind.

Dieſe Weibchen können alſo zugleich in Brunſt und trächtig ſein, und daß ſie eben ſo lüſtern als fruchtbar ſind, geht ziemlich aus einer andern Sonderbarkeit in ihrem Bau hervor: die Eichel der Klitoris ragt bei ihnen hervor und iſt beinahe ſo dick wie die Eichel der Ruthe des Männchens; und da die Bährmutter faſt nicht ſichtbar iſt, und außerdem die Männchen in ihrer Jugend auswendig weder Hodenſäcke noch Hoden haben, ſo iſt es oft ziemlich ſchwer, das Männchen vom Weibchen zu unterſcheiden. Dieſes hat auch Veranlaſſung zu der Behauptung gegeben, es fänden ſich unter den Haſen viele Mannweiber, die Männchen brächten zuweilen wie die Weibchen Junge zur Welt, einige von ihnen wären nacheinander männlich und weiblich und verrichteten abwechſelnd die Geſchäfte derſelben, weil in der That dieſe Weibchen, brünſtiger oft als die Männchen, ſie belaufen, ehe ſie von ihnen belaufen worden, und außerdem ſie ihnen im Aeußern ſo ſehr gleichen, daß, wofern man nicht genau Acht gibt, man das Weibchen für das Männchen oder das Männchen für das Weibchen nimmt.

Die Jungen haben bei der Geburt offene Augen. Die Mutter ſäugt ſie 20 Tage lang, worauf ſie ſich von ihr trennen und ſelbſt ihre Nahrung finden; ſie entfernen ſich nicht weit voneinander, noch von dem Orte, wo ſie geboren worden; indeſſen leben ſie für ſich allein und bilden jeder ein Lager in einer geringen Entfernung wie von 60 bis 80 Schritten; findet man alſo einen jungen Haſen in einer Gegend, ſo iſt man faſt ſicher, noch einen oder zwei andere im Umkreiſe zu finden. Sie weiden mehr bei der Nacht als bei Tage; ſie ernähren ſich von Gräſern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Körnern und ziehen die Pflanzen vor, deren Saft milchicht iſt; während des Winters nagen ſie ſelbſt an der Rinde der Bäume; und wohl nur die Erle und Linde berühren ſie nicht. Um ſie aufzuziehen, ernährt man ſie mit Lattich und Gemüſe; aber das Fleiſch dieſer großgenährten Haſen hat immer einen ſchlechten Geſchmack.

Den Tag über ſchlafen oder ruhen ſie in ihrem Lager und leben, ſo zu ſagen, nur während der Nacht; während der Nacht wandeln ſie, freſſen ſie und paaren ſie ſich; im Mondenſchein ſieht man ſie miteinander ſpielen, ſpringen und einander nachlaufen; aber die leiſeſte Bewegung, das Geräuſch eines fallenden Blattes reicht hin, um ihnen Schrecken einzujagen; ſie fliehen und fliehen jeder nach einer andern Seite hin.

Einige Schriftſteller haben verſichert, daß die Haſen wiederkäueten; ich halte jedoch dieſe Meinung nicht für gegründet, da ſie nur einen Magen haben und die Bildung der Mägen und der andern Eingeweide bei den

wiederkäuenden Thieren ganz verſchieden iſt: der Blinddarm dieſer Thiere iſt klein, der des Haſen äußerſt weit, und fügt man zur Geräumigkeit ſeines Magens die dieſes großen Blinddarms, ſo wird man leicht begreifen, daß dieſes Thier, fähig eine große Menge Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen, von Gräſern allein leben kann, wie das Pferd und der Eſel, die auch einen großen Blinddarm, ebenfalls nur einen Magen haben und folglich nicht wiederkäuen können.

Die Haſen ſchlafen viel und ſchlafen mit offenen Augen; ſie haben keine Wimpern an den Augenliedern und ſcheinen ſchlechte Augen zu haben; gleichſam zur Entſchädigung haben ſie ein ſehr feines Gehör und ein im Verhältniſſe zur Größe ihres Körpers übermäßig großes Ohr; ſie bewegen dieſe langen Ohren mit außerordentlicher Leichtigkeit; ſie bedienen ſich ihrer wie eines Steuers, um ſich in ihrem Laufe zu richten; dieſer iſt ſo reißend, daß ſie leicht allen andern Thieren zuvorkommen. Da ihre Vorderbeine kürzer als die Hinterbeine ſind, ſo können ſie bequemer bergan als bergab laufen; auch ſuchen ſie, wenn ſie verfolgt werden, immer zuerſt das Gebirge zu erreichen; ihre Bewegung im Laufe iſt eine Art Galopp, eine Folge ſehr raſcher und ſehr gedrängter Sprünge; ſie gehen, ohne irgend ein Geräuſch zu machen, weil ihre Füße ſelbſt unterhalb mit Haaren beſetzt und bedeckt ſind; es ſind auch vielleicht die einzigen Thiere, die im Innern des Mundes Haare haben.

Die Haſen leben nur 7 bis höchſtens 8 Jahre; und ihre Lebensdauer ſteht, wie bei den andern Thieren, im Verhältniſſe zu der Zeit der völligen Entwickelung ihres Körpers: ſie erreichen faſt ihr ganzes Wachsthum in einem Jahre und leben ungefähr ſiebenmal ein Jahr. Man behauptet nur, daß die Männchen länger als die Weibchen leben; ich bezweifle jedoch, daß dieſe Beobachtung gegründet ſei. Sie bringen ihr Leben in der Einſamkeit und in der Stille zu, und man hört ihre Stimme nur, wenn man ſie ſtark anfaßt, quält und verwundet; es iſt kein ſcharfes Geſchrei, ſondern eine ziemlich ſtarke Stimme, deren Ton faſt dem der menſchlichen Stimme ähnelt. Sie ſind nicht ſo wild, wie ihre Gewohnheiten und Sitten anzudeuten ſcheinen; ſie ſind ſanft und einer gewiſſen Erziehung fähig; leicht zähmt man ſie, ſie werden ſelbſt ſchmeichleriſch, nie aber faſſen ſie Anhänglichkeit genug, um Hausthiere werden zu können; denn jene ſelbſt, die ganz jung eingefangen und im Hauſe aufgezogen worden, ſetzen ſich, ſobald ſie Gelegenheit finden, in Freiheit und fliehen aufs Feld. Da ſie ein gutes Ohr haben, ſich gern auf die Hinterpfoten ſetzen und ſich der Vorderpfoten wie Arme bedienen, ſo hat man ihrer geſehen, die abgerichtet waren, die Trommel zu ſchlagen, ſich taktmäßig zu gebärden u. ſ. w.

Im Allgemeinen fehlt es dem Haſen nicht an Naturtrieb zu ſeiner eigenen Erhaltung, noch an Klugheit, um ſeinen Feinden zu entwiſchen; er bildet ſich ein Lager; im Winter wählt er ſüdwärts gelegene Plätze, und im Sommer ſchlägt er eine Wohnung gegen Norden auf; um nicht geſehen zu werden, verbirgt er ſich zwiſchen Erdſchollen, welche die Farbe ſeines Haares haben; „Ich habe,“ ſagt Du Fouillour, „einen Haſen geſehen, der ſo verſchmitzt war, daß, ſobald er die Drommete hörte, er ſich aus ſeinem Lager erhob; und wäre er eine Viertelſtunde von da geweſen, er machte ſich aus dem Staube, ſchwamm in einen Teich und ließ ſich in deſſen Mitte auf Binſen nieder, ohne auf irgend eine Weiſe von Hunden verjagt zu werden. Ich habe einen Haſen wohl zwei Stunden vor den Hunden laufen ſehen, der nachdem er gelaufen, einen andern austrieb und ſich in ſein Lager legte. Ich habe andere geſehen, die über zwei bis drei Teiche ſchwammen, von denen der geringſte 80 Schritte breit war. Ich habe andere geſehen, die, nachdem ſie eine Zeit von zwei Stunden gut verfolgt worden, unter das Thor eines Schafſtalls hineinliefen und ſich zwiſchen dem Vieh niederließen. Ich habe welche geſehen, die, als die Hunde ſie verfolgten, ſich unter eine Schafheerde begaben, die über das Feld ging, und die ſie nicht verlaſſen wollten. Ich habe andere geſehen, die auf der einen Seite einer Hecke hinliefen und auf der andern zurückkamen, ſo daß nur die Dicke der Hecke zwiſchen den Hunden und dem Haſen war. Ich habe andere geſehen, die, nachdem ſie eine halbe Stunde gelaufen waren, ſich davon machten, auf eine alte 8 Fuß hohe Mauer ſtiegen und ſich in einem mit Epheu bedeckten Heerdloch niederließen. Ich habe andere geſehen, die über einen Bach ſchwammen, der 8 Schritte breit ſein mochte, und mehr als 20 Mal vor mir in einer Länge von 200 Schritten hinüber und herüber ſetzten.“ Das ſind aber ohne Zweifel die größten Anſtrengungen ihres Naturtriebes; denn ihre gewöhnlichen Liſten ſind nicht ſo fein und nicht ſo geſucht; ſie begnügen ſich damit, wann ſie aufgetrieben und verfolgt werden, ſchnell zu laufen und dann ſich zu wenden und auf ihre Fährten zurückzukehren; ſie richten ihren Lauf nicht gegen den Wind, ſondern nach der entgegengeſetzten Seite. Die Weibchen entfernen ſich nicht ſo weit wie die Männchen und wenden ſich öfter um. Ueberhaupt laufen alle Haſen nicht weit weg, wenn ſie an dem Orte geworfen worden, wo man ſie jagt; ſie kommen zu ihrem Lager zurück; und jagt man ſie zwei Tage nacheinander, ſo machen ſie den folgenden Tag wieder dieſelben Wege und Wendungen, die ſie den Tag zuvor gemacht haben. Wenn ein Haſe geradeaus geht und ſich von dem Orte, wo er aufgetrieben worden, weit entfernt, ſo beweiſt das, daß er fremd iſt und an dieſem Platze nur im Vorbeigehen war. Es kommen wirklich beſonders in der vorzüglichſten Zeit der Brunſt,

die in den Januar, Februar und März fällt, männliche Haſen, die keine Weibchen haben, mehrere Stunden weit, um ſich welche zu ſuchen und halten ſich bei ihnen auf; ſobald ſie jedoch durch die Hunde aufgetrieben werden, ſuchen ſie ihren Geburtsort wieder auf und kommen nicht zurück. Die Weibchen ziehen nie hinaus; ſie ſind dicker als die Männchen, und haben dennoch nicht ſo viel Stärke und Behändigkeit und mehr Furchtſamkeit; denn ſie erwarten nicht die Hunde in ihrem Lager bis zu einer ſolchen Nähe wie die Männchen und häufen ihre Liſten und Wendungen mehr; ſie ſind auch zarter und empfindlicher gegen die Eindrücke der Luft; das Waſſer und den Thau fürchten ſie, während unter den Männchen mehrere, die man im Franzöſiſchen lièvres ladres d. i. finnige Haſen nennt, das Waſſer ſuchen und ſich in Teiche, Sümpfe und andere kothige Oerter jagen laſſen. Dieſe finnigen Haſen haben ein Fleiſch von ſehr ſchlechtem Geſchmack und überhaupt haben alle Haſen, die Niederungen oder Thalgründe bewohnen, ein weißliches und fades Fleiſch, während in den Gebirgsländern oder Hochflächen, wo der wilde Quendel und die übrigen feinen Kräuter reichlich vorhanden ſind, die jungen und ſelbſt die alten Haſen einen vortrefflichen Geſchmack haben. Man bemerkt nur, daß diejenigen, die in dieſen nämlichen Gegenden das Innere der Waldungen bewohnen, bei weitem nicht ſo gut wie jene ſind, welche den Saum derſelben bewohnen, oder die ſich in den Feldern und Weingärten halten, und daß die Weibchen immer ein zarteres Fleiſch als die Männchen haben.

Die Natur des Erdbodens wirkt auf dieſe Thiere wie auf alle andere; die Berghaſen ſind größer und dicker als die aus den Ebenen; auch haben ſie eine verſchiedene Farbe; die Haſen von den Gebirgen ſind brauner auf dem Körper und haben mehr Weiß am Halſe als die aus den Ebenen, welche faſt roth ſind. Auf den hohen Gebirgen und im Norden werden ſie während des Winters weiß und bekommen im Sommer ihre gewöhnliche Farbe wieder; nur einige und vielleicht gerade die älteſten bleiben weiß; denn ſie werden es alle mehr oder minder, wenn ſie altern. Die Haſen in den warmen Ländern, wie Italien, Spanien, der Berberei ſind kleiner als die in Frankreich und den andern nördlichen Ländern; Ariſtoteles zu Folge waren ſie ebenfalls in Aegypten kleiner als in Griechenland. Sie ſind gleicher Weiſe über alle Erdſtriche verbreitet; viele gibt es in Schweden, Dänemark, Polen, Rußland; viele in Frankreich, England, Deutſchland; viele in der Berberei, in Aegypten, auf den Inſeln des Archipels, beſonders auf Delos, jetzt Idilis genannt, das die alten Griechen wegen der großen Menge Haſen, die man dort fand, Lagia nannten. Endlich gibt es viele in Lappland, wo ſie 6 Monate des Jahres hindurch weiß ſind und ihre falbe Farbe erſt während der zwei heißeſten Monate des

Jahres wieder erhalten. Es ſcheint alſo, daß die Himmelsſtriche für ſie beinahe gleich ſind; indeſſen bemerkt man, daß es nicht ſo viel Haſen im Morgenland als in Europa und wenige oder keine in Südamerika, obſchon doch in Virginien, Kanada und bis in die Länder an der Hudſonsbai und an der Magellansſtraße gibt; allein dieſe ſüdamerikaniſchen Haſen gehören vielleicht zu einer von der unſerer Haſen verſchiedenen Art; denn die Reiſenden ſagen, daß ſie nicht allein weit ſtärker ſind, ſondern daß auch ihr Fleiſch weiß iſt und einen ganz andern Geſchmack als das Fleiſch unſerer Haſen hat; ſie fügen hinzu, daß das Haar jener nordamerikaniſchen Haſen nie ausfällt, und daß man treffliches Pelzwerk daraus bereitet. In den übermäßig heißen Ländern wie am Senegal, am Gambia, in Guinea und vorzüglich in den Bezirken von Fida, Apam, Akra und in einigen andern Ländern unter dem heißen Gürtel in Afrika und Amerika, wie in Neuholland und in den Ländern der Erdenge von Panama findet man auch Thiere, welche die Reiſenden für Haſen genommen haben, die aber eher Kaninchenarten ſind; denn das Kaninchen gehört urſprünglich den warmen Ländern an und findet ſich in den nördlichen Erdgegenden nicht, während der Haſe um ſo ſtärker und größer iſt, in einer je kältern Erdgegend er wohnt.

Dieſes für die Tafel der Europäer ſo geſuchte Thier iſt nicht nach dem Geſchmack der Morgenländer; zwar hat Mahomets Geſetz und früher noch das Geſetz der Juden den Gebrauch des Haſenfleiſches wie den des Schweinefleiſches unterſagt; die Griechen aber und die Römer ſchätzten es ebenſo hoch wie wir: **Inter quadrupedes gloria prima lepus**, ſagt Martial. In der That, ſein Fleiſch iſt vortrefflich; ſein Blut ſelbſt iſt ſehr gut zu eſſen und iſt das ſüßeſte Blut, das es gibt. An dem feinen Geſchmack des Fleiſches hat das Fett keinen Theil; denn der Haſe wird nie fett, ſo lange er auf dem Felde in Freiheit iſt, und doch ſtirbt er oft vor zu vielem Fett, wenn man ihn im Hauſe ernährt.

Die Haſenjagd iſt das Vergnügen und oft die einzige Beſchäftigung der müßigen Bewohner des Landes: da ſie ohne Zurüſtung und Aufwand ausgeführt wird und ſelbſt nützlich iſt, ſo ſagt ſie jedem zu; Morgens oder Abends geht man nach einem Winkel des Waldes und erwartet hier den Haſen bei ſeiner Rückkunft oder bei ſeinem Ausgang; den Tag über ſucht man ihn in den Gegenden, wo er ſich lagert. Bei friſcher Luft, bei hellem Sonnenſchein, und wenn der Haſe ſich, nachdem er gelaufen, eben gelagert hat, bildet die Ausdünſtung ſeines Leibes einen ſchwachen Rauch, den die Jäger aus weiter Ferne wahrnehmen, beſonders wenn ihre Augen zu einer derartigen Beobachtung geübt ſind; ich habe manche geſehen, die, durch dieſes Anzeichen geleitet, eine halbe Stunde weit

kamen und den Haſen in ſeinem Lager tödteten. Gewöhnlich läßt er ſich ſehr nahe kommen, beſonders, wenn man thut, als achtete man nicht auf ihn und wenn man ſich wendet, um von der Seite her ihm zu nahen. Die Hunde fürchtet er mehr als die Menſchen; da er keinen geraden Weg macht und um den Ort her, wo er aufgetrieben worden, hin und wieder läuft, ſo ſchneiden die Jagdhunde, die ihn mehr nach dem Geſicht als nach dem Geruche jagen, den Weg ab, ergreifen und tödten ihn. Im Sommer hält er ſich gern im Felde, im Herbſte in den Weinbergen und im Winter in den Gebüſchen oder Wäldern, und zu jeder Zeit kann man ihn, ohne auf ihn zu ſchießen, mit Spürhunden parforce jagen; ebenſo kann man ihn durch Raubvögel fangen laſſen; die Ohreulen, die Buſen, die Adler, die Füchſe, die Wölfe, die Menſchen führen gleicher Weiſe Krieg gegen ihn; er hat ſo viel Feinde, daß er ihnen nur durch Zufall entgeht, und ſehr ſelten laſſen ſie ihn die kleine Anzahl Jahre genießen, welche die Natur ihm zugerechnet hat.

* Jedermann weiß, daß die Haſen ſich ein Lager bauen und nicht tief in die Erde graben, wie die Kaninchen, um ſich eine Grube zu bereiten; indeſſen hat mich H. Hettlinger, ein geſchickter Naturforſcher, der gegenwärtig an den Bergwerken der Pyrenäen arbeiten läßt, belehrt, daß in dem Gebirge der Umgebung von Baigory oft die Haſen ſich Löcher zwiſchen Felſen graben, etwas, ſagt er, das man nirgend bemerkt.

Man weiß auch, daß ſich die Haſen nicht gerne an den Oertern aufhalten, welche die Kaninchen bewohnen; umgekehrt aber ſcheint es auch, daß die Kaninchen in den Gegenden, wo die Haſen in großer Zahl vorhanden ſind, ſich nicht vermehren.

„In Norwegen," ſagt Pantoppidan, „finden ſich die Kaninchen nur an einigen Oertern; die Haſen ſind aber in ſehr großer Zahl vorhanden; ihr Haar, im Sommer braun und grau, wird im Winter weiß; wie die Katzen fangen und freſſen ſie die Mäuſe; ſie ſind kleiner als die däniſchen."

Ich bezweifle ſehr, daß dieſe Haſen Mäuſe freſſen, zumal es nicht die einzige ſeltſame oder falſche Angabe iſt, die man Pantoppidan vorwerfen könnte.

„Auf Ile=de=France," ſagt der H. Vicomte de Querhoent, „ſind die Haſen nicht größer als in Frankreich die Kaninchen; ſie haben ein weißes Fleiſch und graben keine Gruben; ihr Haar iſt glatter als das der unſrigen, und hinter dem Kopfe und dem Halſe haben ſie einen großen ſchwarzen Flecken; ſie ſind ſehr verbreitet."

H. Adanſon ſagt ebenfalls, daß die Haſen vom Senegal nicht völlig ſo wie die franzöſiſchen, daß ſie etwas weniger dick wären, daß ſie in

der Farbe dem Kaninchen und dem Haſen ähnelten, daß ihr Fleiſch koſtbar und von einem vortrefflichen Geſchmack wäre.

Das Kaninchen.

Obwohl dem Aeußern ſowohl als dem Innern nach einander ſehr ähnlich, machen doch der Haſe und das Kaninchen, da ſie ſich nicht zuſammen paaren, zwei verſchiedene und getrennte Arten aus; da indeſſen die Jäger ſagen, daß die Haſen in der Zeit der Brunſt den weiblichen Kaninchen nachgehen und ſie belaufen, ſo habe ich zu erfahren geſucht, was aus dieſer Vereinigung entſpringen könnte und zu dieſem Behufe Kaninchen mit weiblichen Haſen und Haſen mit weiblichen Kaninchen aufziehen laſſen; allein dieſe Verſuche haben zu keinem Ergebniß geführt und mich nur belehrt, daß dieſe Thiere, deren Form ſo ähnlich iſt, gleichwohl eine hinreichend verſchiedene Natur haben, um nicht einmal Maulthierarten zu erzeugen. Ein junger Haſe und ein junges weibliches Kaninchen von beinahe demſelben Alter haben keine drei Monate zuſammen gelebt; ſobald ſie etwas ſtark waren, wurden ſie Feinde, und der ununterbrochene Krieg, den ſie gegeneinander führten, endigte mit dem Tode des Haſen. Von zwei ältern Haſen, die ich je mit einem weiblichen Kaninchen zuſammen gethan hatte, traf den einen dasſelbe Loos, und der andere, der ſehr feurig und ſtark war und unaufhörlich das Kaninchen quälte, indem er es belaufen wollte, brachte es durch die Verwundungen oder zu harte Liebkoſungen ums Leben. Drei bis vier Kaninchen von verſchiedenem Alter, die ich ebenſo mit weiblichen Haſen vereinigen ließ, brachten ſie früher oder ſpäter ums Leben; weder die Einen noch die Andern haben etwas hervorgebracht; ich glaube jedoch verſichern zu können, daß ſie ſich in der That zuweilen gepaart haben; wenigſtens war es oft gewiß, daß, ungeachtet des Widerſtandes des Weibchens, das Männchen ſich befriedigt hatte. Mit mehr Grund durfte man irgend eine Frucht von dieſen Paarungen erwarten als von den Begattungen des Kaninchens und der Henne, deren Geſchichte man uns erzählt hat, und deren Frucht, dem Erzähler zufolge, *behaarte Küchlein oder befiederte* Kaninchen waren, während es doch nur ein fehlerhaftes oder zu hitziges Kaninchen war, das ſich aus Mangel an einem Weibchen des Haushuhnes bediente, als hätte es ſich jedes andern Geräthes bedient, und es außerhalb jeder Wahrſcheinlichkeit liegt, irgend eine Zeugung zwiſchen Thieren von ſo entfernten Arten zu erwarten, da doch aus der Vereinigung des Haſen und des Kaninchens, deren Arten ganz nahe ſtehen, nichts hervorgeht.

Die Fruchtbarkeit des Kaninchens iſt noch größer als die des Haſen; und ohne dem Glauben beizumeſſen, was Wotten ſagt, daß von einem

einzigen Paare, welches auf eine Inſel geſetzt wurde, nach Verlauf eines Jahres ſich 6000 vorfanden, iſt es ſicher, daß in den Ländern, die ihnen zuſagen, dieſe Thiere ſich ſo erſtaunlich vermehren, daß die Erde ihnen ihren Unterhalt nicht verſchaffen kann; ſie zerſtören die Gräſer, Wurzeln, Körner, Früchte, Gemüſe und ſelbſt die Geſträuche und Bäume; und hätte man nicht gegen ſie die Hülfe der Frettchen und der Hunde, ſo würden ſie die Einwohner aus dieſen Landſchaften zu flüchten nöthigen. Nicht allein paart ſich das Kaninchen öfter und erzeugt häufiger und zahlreicher als der Haſe, ſondern es hat auch mehr Hülfsmittel, um ſeinen Feinden zu entgehen; den Augen des Menſchen entzieht es ſich leicht; die Löcher, die es ſich in der Erde gräbt, in die es ſich den Tag über zurückzieht und worin es ſeine Jungen wirft, ſchirmen es vor dem Wolf, dem Fuchs und dem Raubvogel; dort wohnt es mit ſeiner Familie in voller Sicherheit, dort erzieht und dort ernährt es ſeine Jungen bis zu einem Alter von ungefähr zwei Monaten, und erſt, wann ſie ganz erzogen ſind, läßt es ſie ihren Zufluchtsort verlaſſen, um ſie hinauszuführen; dadurch erſpart es ihnen alle Widerwärtigkeiten des frühen Alters, während deſſen dagegen die Haſen in größerer Menge umkommen und mehr leiden als in der ganzen übrigen Lebenszeit.

Dies allein genügt auch, um zu beweiſen, daß das Kaninchen dem Haſen an Klugheit überlegen iſt; beide ſind ebenſo gebaut und könnten ſich auf gleiche Weiſe Zufluchtsörter graben; beide ſind gleich übertrieben furchtſam; aber ſchwachſinniger, begnügt ſich der eine damit, an der Oberfläche der Erde ſich ein Lager zu bilden, wo er beſtändig der Gefahr ausgeſetzt bleibt, während das andere durch einen überlegtern Naturtrieb ſich bemüht, die Erde aufzuwühlen und ſich dort eine Freiſtätte anzubringen; und ſo wahr iſt es, daß er aus dieſem Gefühl arbeitet, daß man das Hauskaninchen nicht dieſelbe Arbeit verrichten ſieht; es erſpart ſich die Mühe, einen Zufluchtsort zu graben, wie die Hausvögel ſich die Mühe erſparen, Neſter zu bauen, und dies gleicher Weiſe darum, weil ſie ſich vor den Widerwärtigkeiten, denen die wilden Kaninchen und Vögel ausgeſetzt ſind, in Sicherheit befinden. Man hat oft bemerkt, daß, wenn man einen Kaninchengarten mit Hauskaninchen bevölkern wollte, dieſe Kaninchen und die von ihnen erzeugten an der Oberfläche der Erde blieben, und daß ſie erſt, nachdem ſie viele Widerwärtigkeiten erfahren hatten und nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl von Geſchlechtsfolgen anfingen, in die Erde zu graben, um ſich in Sicherheit zu ſtellen.

Dieſe Hauskaninchen wechſeln den Farben nach wie alle andere Hausthiere; Weiß, Schwarz und Grau ſind jedoch die einzigen, die hier in das Spiel der Natur eingreifen; die ſchwarzen Kaninchen ſind die ſeltenſten; aber es

gibt viele ganz weiße, viele ganz graue und viele gemiſchte. Alle wilden Kaninchen ſind grau und unter den Hauskaninchen iſt es auch die herrſchende Farbe; denn bei allen Würfen finden ſich immer und ſelbſt in größerer Menge graue Kaninchen, mögen auch die Eltern beide weiß oder beide ſchwarz, oder eins ſchwarz und das andere weiß ſein; ſelten bringen ſie mehr als zwei bis drei, die ihnen gleichen, wogegen die grauen, wenn auch Hauskaninchen, gewöhnlich nur Kaninchen von dieſer nämlichen Farbe und nur äußerſt ſelten und wie zufällig weiße, ſchwarze und gemiſchte erzeugen.

Dieſe Thiere können in dem Alter von 5 bis 6 Monaten zeugen und tragen; man verſichert, daß ſie in ihrer Liebe beſtändig ſind und ſich gewöhnlich an ein Weibchen feſſeln und es nicht verlaſſen; dieſes iſt faſt beſtändig in Brunſt oder wenigſtens fähig, das Männchen zuzulaſſen. Es trägt 30 bis 31 Tage und bringt 4, 5 bis 6 und zuweilen 7 bis 8 Junge zur Welt; es hat, wie das Weibchen des Haſen, eine doppelte Bärmutter, und kann folglich zu zwei Zeiten werfen; indeſſen ſcheint es, daß die Ueberbefruchtungen nicht ſo häufig bei dieſer Art wie bei der des Haſen ſind, vielleicht aus dieſem nämlichen Grunde, weil die Weibchen nicht ſo oft wechſeln, ihnen nicht ſo viel Buhlſchaften vorkommen und nicht ſo viele Paarungen außer der Zeit Statt finden.

Einige Tage, ehe ſie werfen, graben ſie ſich einen neuen Bau, nicht in gerader Linie, ſondern im Zikzak, in deſſen Hintergrunde ſie eine Höhlung anbringen, worauf ſie ſich unter dem Bauche eine ziemlich große Menge Haare ausreißen, aus denen ſie eine Art Bett zur Aufnahme ihrer Jungen bereiten. Während der zwei erſten Tage verlaſſen ſie dieſe nicht; ſie gehen nur aus, wenn die Noth ſie drängt, und kommen zurück, ſobald ſie Nahrung zu ſich genommen haben; in dieſer Zeit freſſen ſie viel nnd ſehr ſchnell; auch pflegen und ſäugen ſie ihre Jungen mehr als 6 Wochen lang. Bis dahin kennt der Vater ſie gar nicht; er kommt nicht in dieſen Bau, den die Mutter gefertigt hat; oft ſogar, wenn ſie hinausgeht und ihre Jungen drinnen läßt, verſtopft ſie den Eingang durch Erde, die ſie mit ihrem Urin anfeuchtet; aber ſobald ſie an den Rand des Loches zu kommen und Kreuzwurz und andere Kräuter, welche die Mutter ihnen darbietet, zu freſſen anfangen, ſcheint der Vater ſie zu erkennen; er faßt ſie mit ſeinen Pfoten, er reibt ihnen die Haare glänzend, er leckt ihnen die Augen, und alle nacheinander haben gleichen Antheil an ſeinen Sorgen; in dieſer Zeit erzeigt die Mutter ihm viele Liebkoſungen und wird oft wenige Tage hernach trächtig.

Ein Edelmann aus meiner Nachbarſchaft, der während mehrerer Jahre ſich ein Vergnügen damit gemacht, Kaninchen aufzuziehen, hat mir folgende Bemerkungen mitgetheilt: „Ich hatte Anfangs,“ ſagt er, „nur

ein Männchen und ein Weibchen; das Männchen war ganz weiß und das Weibchen ganz grau, und unter ihrer ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft gab es weit mehr graue als andere, eine ziemlich gute Menge weißer und gemiſchter und einige ſchwarze. Wann das Weibchen in Brunſt iſt, verläßt das Männchen es faſt nicht; ſein Temperament iſt ſo hitzig, daß ich es in weniger als einer Stunde ſich 5 bis 6mal mit dem Weibchen habe verbinden ſehen. In der Zeit der Paarung legt ſich das Weibchen auf den Bauch platt zur Erde, die vier Pfoten ausgeſtreckt; es ſtößt ein ſchwaches Geſchrei aus, welches mehr das Vergnügen als den Schmerz verräth. Ihre Paarungsweiſe gleicht ziemlich der der Katzen, mit dem Unterſchiede jedoch, daß das Männchen ſehr wenig ſein Weibchen in den Nacken beißt. Die Vaterſchaft iſt bei dieſen Thieren ſehr geachtet; ich urtheile ſo nach der großen Ehrerbietung, die alle Kaninchen für ihren erſten Vater gehabt haben, den ich ſeiner Weiße wegen leicht erkennen konnte und der das einzige Männchen iſt, das ich von dieſer Farbe erhalten habe. Die Familie konnte ſich gut vermehren; jene, die ihrerſeits Väter wurden, waren ihm untergeben; ſobald ſie ſich ſchlugen, ſei es der Weibchen wegen, oder weil ſie ſich die Nahrung ſtreitig machten, ſo lief der Großvater, der Geräuſch hörte, aus all ſeinen Kräften herbei; und ſo bald man ihn wahrnahm, kam Alles wieder in Ordnung; und ertappte er einige im Streit begriffen, ſo trennte er ſie und gab auf der Stelle ein Beiſpiel der Beſtrafung. Ein anderer Beweis ſeiner Herrſchaft über ſeine ganze Nachkommenſchaft iſt Folgendes. Ich hatte ſie gewöhnt, alle auf ein Pfeifen zurückzukehren; gab ich nun dieſes Zeichen, ſo ſah ich, wie, ſo entfernt ſie auch waren, der Großvater ſich an ihre Spitze ſtellte und, obwohl zuerſt angelangt, ſie alle an ſich vorüberziehen ließ und erſt zuletzt hineinging. Ich ernährte ſie mit Waizenkleien, Heu, und vielen Wachholdern; ſie brauchten mehr als eine Fuhr wöchentlich; ſie fraßen alle Beeren, die Blätter und die Rinde, und ließen nur das dicke Holz übrig. Dieſe Nahrung gab ihnen einen angenehmen Geruch, und ihr Fleiſch war ſo gut wie das der wilden Haſen."

Dieſe Thiere leben 8 bis 9 Jahre; da ſie den größten Theil ihres Lebens in ihren Erdlöchern zubringen, wo ſie ſich in Ruhe und Frieden befinden, ſo gewinnen ſie etwas mehr Wohlbeleibtheit als die Haſen. Ihr Fleiſch iſt auch ſehr verſchieden der Farbe und dem Geſchmacke nach; das der jungen Kaninchen iſt ſehr koſtbar; das der alten jedoch immer trocken und hart. Sie gehören, wie geſagt, urſprünglich den warmen Erdſtrichen an; die Griechen kannten ſie, und es ſcheint, daß die einzigen Gegenden Europas, wo es ihrer vor Alters gab, Griechenland und Spanien waren; von da hat man ſie in die gemäßigten Erdſtriche verpflanzt, wie nach

Italien, Frankreich, Deutſchland, wo ſie ſich einheimiſch gemacht haben; aber in den kältern Ländern, wie in Schweden und in dem übrigen Norden kann man ſie nur in den Häuſern aufziehen, und ſie kommen um, wenn ins Feld ausgeſetzt. Dagegen lieben ſie die übermäßige Wärme; denn man findet ſie in den ſüdlichſten Gegenden Aſiens und Afrikas, wie am perſiſchen Meerbuſen, an der Saldanabai, in Libyen, am Senegal, in Guinea; und ebenfalls findet man auf den Inſeln Amerikas Kaninchen, die aus Europa dorthin verpflanzt worden und daſelbſt gut gediehen ſind.

Fleiſchfreſſende Thiere.

Bisheran haben wir nur von den nützlichen Thieren geſprochen; die ſchädlichen ſind in weit größerer Zahl vorhanden; und mag auch im Ganzen was ſchadet, reichlicher als was dienet, da zu ſein ſcheinen, ſo iſt doch Alles gut, weil in der phyſiſchen Welt das Böſe zum Guten beiträgt, und der Natur Nichts wirklich ſchadet. Heißt ſchaden, belebte Weſen zerſtören, iſt dann nicht der Menſch, als ein Glied des allgemeinen Syſtems dieſer Weſen betrachtet, die ſchädlichſte von allen Arten! Er allein ſchlachtet, vernichtet mehr lebende Einzelweſen, als alle fleiſchfreſſenden Thiere verzehren. Schädlich demnach ſind ſie nur, weil ſie des Menſchen Nebenbuhler ſind, weil ſie dieſelbe Luſt, denſelben Geſchmack für das Fleiſch haben und, um einem der dringendſten Bedürfniſſe zu begegnen, ihm zuweilen eine Beute ſtreitig machen, die er ſeinen Ausſchweifungen vorbehalten hatte; denn wir opfern mehr noch unſerer Unmäßigkeit als wir unſern Bedürfniſſen gewähren. Von Geburt aus Zerſtörer der uns untergeordneten Weſen, würden wir die Natur erſchöpfen, wäre ſie nicht unerſchöpflich, wüßte ſie nicht durch eine Fruchtbarkeit, die eben ſo groß wie unſere Verheerung iſt, ſich ſelbſt wieder herzuſtellen und zu erneuen. Aber es iſt in der Ordnung, daß der Tod dem Leben diene, daß die Wiedererzeugung aus der Zerſtörung geboren werde. So groß, ſo unzeitig demnach der Aufwand des Menſchen und der fleiſchfreſſenden Thiere ſein mag, der Stock, die Geſammtmenge lebender Subſtanz wird nicht vermindert; und beeilen ſie die Zerſtörung, ſo beſchleunigen ſie zu gleicher Zeit neue Geburten.

Die Thiere, die durch ihre Größe auf dem Erdballe hervorragen, machen nur den kleinſten Theil der lebenden Subſtanzen aus; die Erde wimmelt von kleinen Thieren. Jede Pflanze, jedes Korn, jedes organiſche Stofftheilchen enthält Millionen unbeſeelter Atome. Die Gewächſe ſcheinen der erſte Vorrath der Natur zu ſein; aber ſo reich, ſo unerſchöpflich dieſer Vorrath an Subſtanz iſt, er würde kaum für die noch reichere Zahl von Inſekten jeder Art ausreichen. Ihre Vermehrung, eben ſo zahlreich

und oft raſcher als die Wiedererzeugung der Pflanzen, deutet genugſam an, wie überreich ſie ſind; denn die Pflanzen erzeugen ſich nur jährlich wieder; einer ganzen Jahreszeit bedarf es, um ihr Samenkorn zu bilden, während bei den Inſekten und beſonders bei den kleinſten Arten, wie der der Erdflöhe, eine einzige Jahreszeit zu mehreren Zeugungen hinreicht. Sie würden alſo mehr denn die Pflanzen ſich vermehren, würden ſie nicht durch andere Thiere vertilgt, deren natürliche Speiſe ſie ſelbſt, wie die Gräſer nnd Samenkörner, die für ſie bereitete Nahrung zu ſein ſcheinen. Auch unter den Inſekten gibt es viele, die nur von andern Inſekten leben; einige ihrer Arten, wie die Spinnen, verzehren ſelbſt ohne Unterſchied die andern Arten und die ihrige; alle dienen den Vögeln zur Nahrung, und die Hausvögel und die wilden Vögel ernähren den Menſchen oder werden die Beute der fleiſchfreſſenden Thiere.

Demnach iſt der gewaltſame Tod ein faſt eben ſo nothwendiger Gebrauch, als das Geſetz des natürlichen Todes nothwendig iſt; es ſind zwei Zerſtörungs= und Erneuerungsmittel, von denen das eine dazu dient, die Natur in ewiger Jugend zu erhalten, und von denen das andere die Ordnung ihrer Erzeugniſſe aufrecht erhält und allein die Anzahl in den Arten zu beſchränken vermag. Beide ſind Wirkungen, die von den allgemeinen Urſachen abhangen; jegliches Einzelweſen, das da geboren wird, fällt nach Verlauf einer Zeit von ſelbſt; oder wird es vor der Zeit durch die andern vertilgt, ſo geſchieht das, weil es überflüſſig war. O wie viele werden nicht im Voraus unterdrückt! wie viele Blumen im Frühling gebrochen! wie viele Spielarten im Augenblick ihrer Geburt erſtickt! wie viele Keime vor ihrer Entwickelung vernichtet! Der Menſch und die fleiſchfreſſenden Thiere leben nur von Thieren, die ganz ausgebildet ſind oder es bald ſein würden; das Fleiſch, die Eier, die Samenkörner, Keime jeder Art machen ihre gewöhnliche Nahrung aus; das vermag die Ueberfülle der Natur einzuſchränken. Betrachte man einen Augenblick irgend eine dieſer untern Arten, die den andern als Speiſe dienen; die der Häringe z. B.; ſie kommen zu Tauſenden ſich unſern Fiſchern darzubieten, und nachdem ſie alle die Ungeheuer der nördlichen Meere genährt haben, gereichen ſie noch einen Theil des Jahres hindurch allen Völkern Europas zum Unterhalt. Welch wunderwürdige Vermehrung unter dieſen Thieren! und würden ſie nicht zum großen Theile durch die andern vertilgt, was wären die Folgen dieſer zahlloſen Zunahme! ſie allein würden die ganze Oberfläche des Meeres bedecken; bald aber würden ſie durch ihre Menge ſich ſchaden, faulen und ſich ſelbſt zerſtören; aus Mangel an hinreichender Nahrung würde ſich ihre Fruchtbarkeit vermindern, Anſteckung und Mangel würden das bewirken, was die Verzehrung bewirkt; die Zahl dieſer Thiere

würde ſich nicht leicht vergrößern und die Zahl derer, die ſich von ihnen ernähren, würde ſich verringern. Und da man dasſelbe von allen andern Arten ſagen kann, ſo iſt es mithin nothwendig, daß die einen auf Koſten der andern leben; und darum iſt der gewaltſame Tod der Thiere ein geſetzlicher, ſchuldloſer Gebrauch, weil er auf die Natur gegründet iſt und ſie einzig unter dieſer Bedingung geboren werden.

Geſtehen wir jedoch, daß der Beweggrund, aus dem man hieran zweifeln möchte, der Menſchlichkeit Ehre macht; die Thiere, wenigſtens die mit Sinnen, mit Fleiſch und Blut begabten, ſind empfindende Weſen; gleich uns ſind ſie des Vergnügens fähig und dem Schmerz unterworfen. Es gehört ſich alſo eine Art grauſamer Unempfindlichkeit dazu, ohne Noth, beſonders jene zu opfern, die ſich frei uns nähern, die mit uns leben und deren Empfindung ſich an uns wendet, indem ſie ſich durch die Zeichen des Schmerzes kund gibt; denn jene, deren Natur von der unſrigen verſchieden iſt, können uns wohl nicht anregen. Das natürliche Mitgefühl gründet ſich auf die Beziehungen, die wir zu dem leidenden Gegenſtand haben; es iſt um ſo lebhafter, je größer die Aehnlichkeit, die Uebereinſtimmung der Natur: man leidet, da man ſeines Gleichen leiden ſieht. Mitleid, dieſes Wort drückt es ſattſam aus, daß es ein Leiden iſt, was man theilt; indeſſen iſt es nicht ſowohl der Menſch, der leidet, als ſeine eigene Natur, die Leid fühlt, die ſich maſchinenmäßig empört und von ſelbſt zur Tragung des Schmerzes ſich vereinigt. Die Seele hat an dieſer Empfindung natürlichen Mitleides nicht ſo viel Antheil wie der Körper, und die Thiere ſind für dasſelbe wie der Menſch empfänglich; der Schrei des Schmerzes bewegt ſie; ſie laufen herbei, um ſich zu helfen, ſie weichen zurück vor dem Anblick eines Leichnams ihrer Art. So ſind der Schrecken und das Mitleid nicht ſowohl Leidenſchaften der Seele als natürliche Regungen, die von der Empfindſamkeit des Leibes und der Aehnlichkeit der Körperbildung abhangen; dieſe Empfindung muß alſo in dem Maße abnehmen, als die Naturen ſich entfernen. Ein Hund, den man ſchlägt, ein Lamm, das man erwürgt, erwecken einiges Mitleid in uns; ein Baum, den man fällt, eine Auſter, in die man beißt, erregen keins in uns.

In der That, kann man daran zweifeln, daß die Thiere, deren Körpereinrichtung der unſern ähnlich iſt, ähnliche Sinnesvernehmungen haben? Sie empfinden, denn ſie haben Sinne, ſie empfinden um ſo ſtärker, je lebhafter und vollkommener dieſe Sinne ſind. Haben dagegen jene, deren Sinne ſtumpf ſind, eine ausgezeichnete Empfindung? und fehlen nicht denen, welchen irgend ein Organ, irgend ein Sinn fehlt, alle Vernehmungen, die ſich darauf beziehen? Die Bewegung iſt die nothwendige Folge der Thätigkeit der Empfindung. Wir haben bewieſen, daß eine

Empfindung, auf was für eine Weiſe ein Weſen eingerichtet ſein möge, wenn es Empfindung hat, nicht umhin kann, es auswärts durch äußere Bewegungen kund zu geben. Alſo ſind die Pflanzen, obwohl gut organiſirt, empfindungsloſe Weſen, eben ſo gut wie die Thiere, welche gleich ihnen keine augenſcheinliche Bewegung haben. Alſo haben unter den Thieren jene, die wie die ſogenannte Sinnpflanze nur eine auf ſich ſelbſt eingeſchränkte Bewegung haben und der fortſchreitenden Bewegung beraubt ſind, auch nur ſehr wenig Empfindung; und jene endlich ſelbſt, die eine fortſchreitende Bewegung haben, aber, wie die Automaten, nur ſehr Weniges und dies Wenige ſtets auf dieſelbe Weiſe thun, haben nur einen ſchwachen Theil Empfindung, der ſich auf eine kleine Zahl von Gegenſtänden beſchränkt. In des Menſchen Art wie viele Automaten! wie ſehr vermehren nicht die Erziehung, der Gedankenaustauſch die Größe, die Lebhaftigkeit der Empfindung! welche Verſchiedenheit in dieſem Bezuge zwiſchen dem wilden Menſchen und dem gebildeten, zwiſchen der Bäurin und der Frau von Stande! Und ebenſo werden unter den Thieren jene, die mit uns leben, durch dieſe Gemeinſchaft empfindſamer, während jene, die wild leben, nur die natürliche Empfindſamkeit haben, die oft ſicherer, ſtets aber ſchwächer als die angeeignete iſt.

Betrachtet man übrigens die Empfindung nur als eine natürliche Fähigkeit und ſelbſt unabhängig von ihrer augenſcheinlichen Folge, d. h. von den Bewegungen, die ſie nothwendig in allen mit ihr begabten Weſen hervorbringt, ſo kann man ſie ferner beurtheilen, ſchätzen und beinahe ihre verſchiedenen Grade beſtimmen nach phyſiſchen Verhältniſſen, auf die man meines Bedünkens nicht genug geachtet hat. Damit die Empfindung in einem beſeelten Körper den höchſten Grad erreiche, muß dieſer Körper ein Ganzes ausmachen, welches nicht allein in allen ſeinen Theilen empfindet, ſondern auch der Art zuſammengeſetzt iſt, daß alle ſeine empfindenden Theile unter ſich einen innigen Wechſelverkehr haben, alſo daß keiner erſchüttert werden kann, ohne einen Theil dieſer Erſchütterung jedem der übrigen mitzutheilen. Ferner muß ein erſter und einziger Mittelpunkt da ſein, in welchen dieſe verſchiedenen Erſchütterungen auslaufen können, und auf welchem, wie auf einem allgemeinen und gemeinſchaftlichen Stützpunkte, die Rückwirkung all dieſer Erſchütterungen vor ſich geht. Alſo werden der Menſch und die ihrer Körpereinrichtung nach dem Menſchen ähnlichſten Thiere die empfindſamſten Weſen ſein; jene dagegen, die kein ſo vollſtändiges Ganzes ausmachen, jene, deren Theile keinen ſo innigen Wechſelverkehr haben, jene, die mehrere Mittelpunkte des Empfindens haben und unter derſelben Hülle nicht ſowohl ein einziges Ganzes, ein vollkommenes Thier einzuſchließen, als mehrere getrennte und

voneinander verſchiedene Mittelpunkte des Daſeins zu enthalten ſcheinen, werden bei weitem nicht ſo empfindſame Weſen ſein. Ein Polyp, den man durchſchneidet, und deſſen getrennte Theile abgeſondert leben; eine Wespe, deren Kopf, obwohl vom Rumpfe getrennt, ſich bewegt, lebt, handelt und ſogar wie zuvor frißt, eine Eidechſe, der man durch Abſchneidung eines Körpertheils weder Bewegung noch Empfindung benimmt; ein Krebs, deſſen abgenommene Glieder ſich erneuern; eine Schildkröte, deren Herz noch lange, nachdem es herausgeriſſen worden, ſchlägt; alle Inſekten, bei denen die Haupteingeweide, wie das Herz und die Lunge, kein Ganzes im Mittelpunkte der Thiere bilden, ſondern in mehrere Theile getheilt ſind, ſich in der Länge des Körpers verbreiten und, ſo zu ſagen, eine Folge von Eingeweiden, von Herzen und Luftröhren ausmachen; alle Fiſche, deren Werkzeuge des Blutumlaufs und des Athmens nur wenig Thätigkeit haben, und von denen der vierfüßigen Thiere und ſelbſt der Wallfiſche sehr abweichen; endlich alle Thiere, deren Körpereinrichtung ſich von der unſrigen entfernt, haben wenig Empfindung, und um ſo weniger, je mehr ſie von ihr abweicht.

Im Menſchen und in den ihm ähnlichen Thieren ſcheint das Zwerchfell der Mittelpunkt der Empfindung zu ſein; dieſer nervige Theil iſt der Träger der Eindrücke des Schmerzes und des Vergnügens, er iſt der Stützpunkt, auf welchem alle Bewegungen des Nervenſyſtems thätig ſind. Das Zwerchfell trennt überzwerch den ganzen thieriſchen Körper, und ſcheidet ihn ziemlich genau in zwei gleiche Theile, wovon der obere das Herz und die Lunge umſchließt und der untere den Magen und die Gedärme enthält. Dieſe Haut iſt mit einer äußerſten Empfindſamkeit begabt; ſie iſt ſo ſehr an die Fortpflanzung und Mittheilung der Bewegung und der Empfindung gebunden, daß die leiſeſte Verletzung, ſei es am nervigen Mittelpunkte oder ſelbſt nur an den berührenden Theilen des Zwerchfells, immer von Zuckungen begleitet wird und oft einen gewaltſamen Tod zur Folge hat. Das Gehirn, das, wie man behauptet, der Sitz der Sinnesvernehmungen iſt, iſt alſo nicht der Mittelpunkt der Empfindung, da man im Gegentheil es verwunden, verletzen kann, ohne daß der Tod erfolgt, und man die Erfahrung gemacht hat, daß, nachdem man einen beträchtlichen Theil des Gehirns weggenommen hatte, das Thier nicht aufhörte zu leben, ſich zu bewegen und in allen ſeinen Theilen zu empfinden.

Unterſcheiden wir alſo die Sinnesvernehmung von der Empfindung; Die Sinnesvernehmung iſt nur eine Erſchütterung im Sinne und die Empfindung dieſe nämliche, durch die Fortpflanzung dieſer Erſchütterung in das ganze Nervenſyſtem angenehm oder unangenehm gewordene Sinnesvernehmung; ich ſage die angenehm oder unangenehm gewordene

Vernehmung, denn das macht das Weſen der Empfindung aus; ihr einziges unterſcheidendes Merkmal iſt das Vergnügen oder der Schmerz, und alle Bewegungen, die weder mit dem einen noch dem andern zuſammenhangen, ſind, obwohl ſie in unſerem eigenen Innern vor ſich gehen, für uns gleichgültig und regen uns gar nicht an. Von der Empfindung eben hängt jede äußere Bewegung und die Thätigkeit aller Kräfte des Thieres ab; es handelt nur, inſofern es angeregt wird, d. h. inſofern es empfindet; und dieſer nämliche Theil, den wir als den Mittelpunkt der Empfindung anſehen, wird auch der Mittelpunkt der Kräfte oder, wenn man will, der gemeinſache Stützpunkt ſein, auf welchem ſie thätig ſind. Das Zwerchfell iſt am Thiere, was der Hals an der Pflanze, beide trennen ſie überzwerch; beide dienen als Stützpunkt für die entgegengeſetzten Kräfte; denn die Kräfte, die in einem Baume die Theile, welche den Stamm und die Aeſte bilden ſollen, in die Höhe treiben, ſtützen ſich auf den Hals und ruhen darauf ebenſo wie die entgegengeſetzten Kräfte, welche die Theile, ſo die Wurzeln bilden, nach unten treiben.

Man prüfe ſich nur und leicht wird man wahrnehmen, daß alle innern Regungen, die lebhaften Bewegungen, die Entzückungen der Freude, die Beklemmungen, die Schmerzen, die Uebelkeiten, die Ohnmachten, alle ſtarken Eindrücke der angenehm oder unangenehm gewordenen Sinnesvernehmung ſich im Innern des Körpers, und gerade in der Gegend des Zwerchfells bemerklich machen. Dagegen gibt es kein Zeichen von Empfindung im Gehirn, und im Kopfe hat man nur die reinen Sinnesvernehmungen oder vielmehr die Vertretungen dieſer ſelben einfachen, von den Merkmalen der Empfindung entblößten Vernehmungen, nur erinnert man ſich, daß dieſe oder jene Sinnesvernehmung uns angenehm oder unangenehm war, und wenn auf dieſe Verrichtung, die im Kopfe vor ſich geht, eine lebhafte und wirkliche Empfindung folgt, ſo empfindet man alsdann ſeinen Eindruck im Innern des Körpers und immer in der Gegend des Zwerchfells. Im Foetus alſo, wo dieſe Haut ohne Thätigkeit iſt, iſt die Empfindung nichts oder ſo ſchwach, daß ſie nichts hervorbringen kann; auch ſind die geringen Bewegungen, die der Foetus macht, mehr maſchinenmäßig als von den Vernehmungen des Willens abhängig.

Welcher Stoff auch der Empfindung als Hebemittel dienen und die Muskelbewegung hervorbringen mag, ſicher pflanzt er ſich durch die Nerven fort und theilt ſich in einem unzerlegbaren Augenblick von einem Ende des Nervenſyſtems bis zu dem andern mit. Auf welche Weiſe dieſe Verrichtung vor ſich gehen mag, ſei es durch Schwingungen, wie in den ſpannkräftigen Seiten, ſei es durch ein feines Feuer, durch einen dem elektriſchen ähnlichen Stoff, der nicht allein in den belebten Körpern, wie

in allen andern ſeinen Siß hat, ſondern in jenem ſelbſt durch die Bewegung des Herzens und der Lunge, durch die Reibung des Blutes in den Pulsadern und auch durch die Wirkung der äußern Urſachen auf die Sinneswerkzeuge beſtändig wieder erzeugt wird, ſicher auch ſind die Nerven und die Häutchen im thieriſchen Körper die einzigen empfindenden Theile. Das Blut, die Lymphe, alle andern Feuchtigkeiten, das Fett, die Knochen, das Fleiſch, alle andern feſten Theile ſind an und für ſich unempfindlich; das Gehirn iſt es gleichfalls; es iſt ein weicher Stoff, ohne Spannkraft, daher unfähig, die Bewegungen, die Schwingungen oder Erſchütterungen der Empfindung hervorzubringen, fortzupflanzen oder zurückzugeben. Die Hirnhäute dagegen ſind ſehr empfindlich, es ſind die Hüllen aller Nerven; ſie nehmen, wie dieſe, ihren Urſprung im Kopfe; ſie theilen ſich wie die Aeſte der Nerven und erſtrecken ſich bis zu ihren kleinen Verzweigungen; es ſind, ſo zu ſagen, abgeplattete Nerven, ſie ſind von demſelben Stoff, ſie haben beinahe denſelben Grad von Spannkraft; ſie bilden einen Theil und einen nothwendigen Theil des Nervenſyſtems. Will man alſo, daß der Siß der Sinnesvernehmungen im Kopfe ſei, ſo wird er in den Hirnhäuten ſein und nicht in dem markigen Theile des Gehirns, deſſen Stoff ganz verſchieden iſt.

Dieſe Meinung, daß der Siß aller Sinnesvernehmungen und der Mittelpunkt des ganzen Empfindungsvermögens im Gehirn wären, hat dadurch veranlaßt werden können, weil die Nerven, welches die Werkzeuge der Empfindung ſind, alle am Gehirn auslaufen, das man daher als den einzigen gemeinſamen Theil angeſehen hat, der alle ihre Erſchütterungen, alle ihre Eindrücke aufnehmen konnte. Dies allein hat genügt, um aus dem Gehirn den Grund der Empfindung, das weſentliche Werkzeug der Sinnesvernehmungen, mit einem Worte, das gemeinſame Senſorium zu machen; dieſe Annahme ſchien ſo einfach, ſo natürlich, daß man gar nicht auf die phyſiſche Unmöglichkeit achtete, die ſie einſchließt, und die doch ziemlich augenfällig iſt; denn wie iſt es möglich, daß ein unempfindlicher Theil, ein weicher und unthätiger Stoff, wie das Gehirn iſt, das Werkzeug ſelber der Empfindung und der Bewegung ſei? wie iſt es möglich, daß dieſer weichliche und empfindliche Theil nicht allein jene Eindrücke empfange, ſondern ſie lange bewahre und ihre Erſchütterungen in alle feſten und empfindenden Theile fortpflanze? Vielleicht wird man nach Descartes oder nach H. de La Peyronie ſagen, daß nicht im Gehirn, ſondern in der Zirbeldrüſe oder in dem ſchwieligen Körper jener Grund ſeinen Siß habe; aber man braucht nur die Augen auf den Bau des Gehirns zu werfen, um zu erkennen, daß dieſe Theile der Zirbeldrüſe, der ſchwielige Körper, in den man den Siß der Sinnesvernehmungen hat

legen wollen, gar nicht mit den Nerven zuſammenhangen, daß ſie ganz von dem empfindlichen Stoffe des Gehirns umgeben und von den Nerven dergeſtalt getrennt ſind, daß ſie ihre Bewegungen nicht aufnehmen können; und daher fallen dieſe Annahmen ebenſo wie die erſte.

Aber was wird denn der Dienſt, was werden die Verrichtungen dieſes ſo edlen, ſo vorzüglichen Theils ſein? Findet ſich nicht das Gehirn bei allen Thieren? iſt es nicht im Menſchen, in den vierfüßigen Thieren, in den Vögeln, die alle viel Empfindung haben, ausgebreiteter, größer, beträchtlicher, als in den Fiſchen, den Inſekten und den andern Thieren, die wenig Empfindung haben? iſt nicht, ſobald es gedrückt wird, jede Bewegung aufgehoben? endigt alsdann nicht jede Thätigkeit? Wenn dieſer Theil nicht der Grund der Bewegung iſt, warum iſt er ſo nöthig, ſo weſentlich für ſie? warum ſelbſt ſteht er bei jeder Thierart im Verhältniſſe zu der Menge der Empfindung, womit das Thier begabt iſt?

Ich glaube auf eine zureichende Weiſe auf dieſe Fragen antworten zu können, ſo ſchwierig ſie auch erſcheinen; zu dieſem Behuf aber muß man einen Augenblick bereit ſein, mit mir im Gehirn nur Gehirn zu ſehen und nichts an ihm vorauszuſetzen, was man nicht durch eine aufmerkſame Anſchauung und überdachte Prüfung an ihm gewahren kann. Das Gehirn ſowohl als das verlängerte Mark und das Rückenmark, die nur ſeine Fortſetzung ſind, iſt eine Art kaum organiſirten Schleims; man unterſcheidet an ihm nur die Enden der kleinen Pulsadern, die in ſehr großer Menge an ihm auslaufen, und kein Blut, ſondern eine weiße und nährende Lymphe ihm zuführen. Dieſe nämlichen kleinen Pulsadern oder lymphatiſchen Gefäße, erſcheinen ihrer ganzen Länge nach in Geſtalt ſehr loſer Fäden, wenn man die Theile des Gehirns durch Quetſchen voneinander ſondert. Die Nerven dahingegen durchdringen nicht den Stoff des Gehirns, ſie laufen bloß auf der Oberfläche aus; ſie verlieren vorhin ihre Feſtigkeit, ihre Spannkraft; und die letzten Enden der Nerven, d. h. die dem Gehirn zunächſt liegenden Enden ſind weich und faſt ſchleimig. Nach dieſer Auseinanderſetzung, die nichts willkührlich Vorausgeſetztes enthält, ſcheint es, daß das Gehirn, welches durch die lymphatiſchen Adern genährt wird, ſeinerſeits den Nerven die Nahrung verſchafft und daß man ſie wie eine Art von Gewächs betrachten muß, das vom Gehirn nach Stämmen und Zweigen ausgeht, die ſich hernach in eine unzählige Menge von Aeſten zertheilen. Das Gehirn iſt für die Nerven, was die Erde für die Pflanzen; die letzten Enden der Nerven ſind die Wurzeln, die in jedem Gewächs zarter und weicher als der Stamm und die Zweige ſind; ſie enthalten einen dehnbaren Stoff, geeignet, dem Nervenbaum Nahrung und Wachsthum zu verleihen; dieſen dehnbaren Stoff beziehen ſie aus

der Subſtanz des Gehirns ſelbſt, dem die Adern unaufhörlich die zu ihrem Erſatz nöthige Lymphe zuführen. Das Gehirn alſo wird, anſtatt der Sitz der Sinnesvernehmung, der Grund der Empfindung zu ſein, nur ein Werkzeug der Abſonderung und Ernährung, aber ein ſehr weſentliches Werkzeug ſein, ohne welches die Nerven weder wachſen noch ſich unterhalten könnten.

Dieſes Werkzeug iſt größer beim Menſchen, den Vierfüßern, den Vögeln, weil die Anzahl oder der Umfang der Nerven bei dieſen Thieren größer als bei den Fiſchen und den Inſekten iſt, deren Empfindung aus dieſem nämlichen Grunde ſchwach iſt; ſie haben nur ein kleines, der kleinen Nervenmenge, die es ernährt, angemeſſenes Gehirn. Und ich kann mir bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung nicht erlaſſen, daß der Menſch nicht, wie man behauptet, ein größeres Gehirn als irgend ein Thier beſitzt; denn manche Affen und Wallfiſcharten haben im Verhältniſſe zum Umfang ihres Körpers mehr Gehirn als der Menſch; eine andere Thatſache, die beweiſt, daß das Gehirn weder der Sitz der Sinnesvernehmungen noch der Grund der Empfindung iſt, da alsdann dieſe Thiere mehr Sinnesvernehmungen und mehr Empfindung als der Menſch haben würden.

Betrachtet man den Stoff, aus dem ſich die Nahrung der Pflanzen bereitet, ſo wird man bemerken, daß ſie nicht die groben Theile der Erde oder des Waſſers einziehen; dieſe Theile müſſen durch die Wärme in ſtehende Dünſte aufgelöſt werden, damit die Wurzeln ſie einpumpen können. Ebenſo bereitet ſich in den Nerven die Nahrung nur Mittels der feinſten Theile der Feuchtigkeit des Gehirns, die durch die Enden oder Wurzeln der Nerven eingepumpt und von da in alle Zweige des Nervenſyſtems geleitet werden. Dieſes Syſtem macht, wie geſagt, ein Ganzes aus, deſſen Theile eine ſo enge Verbindung, einen ſo innigen Wechſelverkehr haben, daß man keines verletzen kann, ohne die andern alle zu erſchüttern: die Verletzung, das einfache Zerren des kleinſten Nervs reicht hin, um eine lebhafte Reizung in allen andern zu verurſachen und den Körper in Zuckung zu bringen, und dem Schmerz und den Zuckungen kann man nur damit ein Ende machen, daß man den Nerv überhalb der verletzten Stelle abſchneidet; aber dadurch werden alle Theile, in die der Nerv auslief, für immer unbeweglich, unempfindlich. Das Gehirn darf nicht als Theil derſelben Gattung noch als organiſches Glied des Nervenſyſtems betrachtet werden, da es nicht dieſelben Eigenthümlichkeiten noch dieſelbe Subſtanz hat, indem es weder feſt, noch ſpannkräftig, noch empfindlich iſt. Ich gebe zu, daß, wenn man es drückt, man die Thätigkeit der Empfindung aufhebt, aber dies ſelber beurkundet, daß es ein jenem Syſtem fremder Körper iſt, der, alsdann durch ſein Gewicht auf die Enden der Nerven

wirkend, ſie preßt und betäubt, auf dieſelbe Weiſe wie ein auf den Arm, das Bein, oder auf ſonſt einen Theil des Körpers gelegtes Gewicht ſeine Nerven betäubt und ſeine Empfindung ertödtet. Es iſt ſo wahr, daß dieſes Aufhören der Empfindung durch den Druck nur eine Zurückhaltung, eine Betäubung iſt, daß in dem Augenblick, worin das Gehirn aufhört gedrückt zu werden, die Empfindung wieder erwacht und die Bewegung ſich wieder herſtellt. Ich gebe ferner zu, daß, wenn man die markige Subſtanz zerreißt und das Gehirn bis zum ſchwieligen Körper verletzt, die Zuckung, die Beraubung der Empfindung und der Tod ſelbſt erfolgt; aber dies geſchieht, weil alsdann die Nerven gänzlich in Unordnung gebracht, ſo zu ſagen, entwurzelt und alle zuſammen und in ihrem Urſprung verwundet ſind.

Ich könnte all dieſen Gründen beſondere Erſcheinungen hinzufügen, die gleicher Weiſe beurkunden, daß das Gehirn weder der Mittelpunkt der Empfindung noch der Sitz der Sinnesvernehmungen iſt. Man hat Thiere und ſelbſt Kinder geſehen, die ohne Kopf und ohne Gehirn geboren waren und dennoch Empfindung, Bewegung und Leben hatten. Es gibt ganze Thierklaſſen, wie die Inſekten und Würmer, bei denen das Gehirn keine beſondere Maſſen bildet noch einen merklichen Umfang hat; ſie haben lediglich einen dem verlängerten Mark und dem Rückenmark entſprechenden Theil. Mehr Grund hätte man alſo, den Sitz der Sinnesvernehmungen und der Empfindung in das Rückenmark, das keinem Thiere fehlt, als in das Gehirn zu legen, das kein allgemeiner und allen empfindenden Weſen gemeinſamer Theil iſt.

Das größte Hinderniß für den Fortſchritt der Kenntniſſe des Menſchen liegt weniger in den Sachen ſelbſt als in der Art und Weiſe, wie man ſie betrachtet; ſo verwickelt die Maſchine ſeines Körpers ſein mag, ſie iſt noch einfacher als ſeine Gedanken. Nicht ſo ſchwer iſt es, die Natur zu ſehen, wie ſie iſt, als ſie zu erkennen, wie man ſie uns vorſtellt; ſie trägt nur einen Schleier; wir nehmen an, ſie handle, ſie verfahre, wie wir handeln und denken. Dennoch ſind ihre Handlungen augenfällig, und unſere Gedanken ſind dunkel, in ihre Werke tragen wir die Abſtraktionen unſeres Geiſtes hinein, wir leihen ihr unſere Mittel, über ihre Zwecke urtheilen wir nur nach unſern Abſichten und vermengen fortwährend mit ihren Verfahrungsweiſen, die beſtändig ſind, mit ihren Handlungen, die immer gewiß ſind, das trügliche und wechſelvolle Erzeugniß unſerer Einbildung.

Ich rede nicht von jenen rein willkührlichen Lehrgebäuden, von jenen froſtigen, einbilderiſchen Annahmen, in denen man auf den erſten Blick erkennt, daß man uns ſtatt der Wirklichkeit das Luftbild gibt: ich meine

die Methoden, nach denen man die Natur unterſucht. Der erfahrungsmäßige Gang ſelbſt hat weniger Wahrheiten als Irrthümer erzeugt. Dieſer Weg, ob auch der ſicherſte, iſt es doch nur, inſofern er gut gerichtet wird; er gehe ſeitwärts ab, und man kommt auf unfruchtbare Strecken, wo man nur einige zerſtreute Gegenſtände dunkel wahrnimmt; man ſtrengt ſich nun aber an, ſie zu vereinigen, indem man Beziehungen zwiſchen ihnen und gemeinſame Eigenthümlichkeiten vorausſetzt, und da man mit Wohlgefallen über die gewundenen Steige, die man durchgangen, hin und herwandelt, ſo ſcheint der Weg gebahnt, und obwohl er zu nichts führt, verfolgt ihn jeder, man nimmt die Methode an, man läßt die Folgerungen als Grundſätze zu. Den Beweis hiefür könnte ich dadurch geben, daß ich baar und nackt den Urſprung deſſen auseinanderſetzte, was man in allen Wiſſenſchaften, abſtrakten oder reellen, Grundſätze nennt; in den erſten iſt der allgemeine Boden der Grundſätze die Abſtraktion, d. h. eine oder mehrere Vorausſetzungen; in den andern ſind die Grundſätze nur die Folgerungen, gute oder ſchlechte, der Methoden, die man befolgt hat. Und um hier nur von der Anatomie zu reden, hat nicht der erſte, der, den natürlichen Widerwillen beſiegend, ſich beigehen ließ, einen menſchlichen Körper zu eröffnen, geglaubt, daß er, ihn durchſuchend, zerlegend, in alle ſeine Theile zertheilend, bald ſeinen Bau, ſein Gefüge und ſeine Verrichtungen kennen würde? da man aber die Sache unendlich verwickelter fand, als man gedacht hatte, mußte man wohl dieſen Anmaßungen entſagen, und war genöthigt, eine Methode zu bilden, nicht um zu erkennen und zu beurtheilen, ſondern lediglich, um zu ſehen und mit Ordnung zu ſehen. Dieſe Methode war nicht das Werk eines einzigen Menſchen, da alle Jahrhunderte nöthig waren, um ſie zu vervollkommnen, und ſie allein noch heutzutage unſere geſchickteſten Anatomen beſchäftigt; indeſſen iſt dieſe Methode nicht die Wiſſenſchaft; es iſt nur der Weg, der zu ihr hinführen ſollte, und der vielleicht wirklich zu ihr geführt hätte, wenn man, anſtatt immerdar in derſelben Linie auf einem ſchmalen Pfade zu wandeln, den Weg erweitert und die Anatomie des Menſchen und die des Thieres nebeneinander aufgeführt hätte. Denn welche gründliche Kenntniß kann man aus einem vereinzelten Gegenſtande gewinnen? ruht nicht die Grundlage aller Wiſſenſchaft auf der Vergleichung, die der menſchliche Geiſt zwiſchen ähnlichen und verſchiedenen Gegenſtänden, ihren übereinſtimmenden oder entgegengekehrten Eigenthümlichkeiten und allen ihren beziehlichen Eigenſchaften anzuſtellen verſteht? Das Unbedingte gehört, wenn es da iſt, nicht zum Bereiche unſerer Kenntniſſe; wir beurtheilen die Sachen und können ſie nur beurtheilen nach den Verhältniſſen, die ſie unter ſich haben. Allemal alſo, wenn man in einer Methode ſich

bloß mit dem Gegenſtande beſchäftigt, ihn allein und unabhängig von dem betrachtet, was ihm ähnlich, und von dem, was ihm unähnlich iſt, kann man zu keiner gediegenen Kenntniß gelangen, viel weniger noch ſich zu einem allgemeinen Grundſatze erheben; man wird nur Namen geben und Beſchreibungen von der Sache und all ihren Theilen liefern können; auch iſt ſeit 3000 Jahren, während derer man menſchliche Leichen zerlegt, die Anatomie nur noch ein Namenverzeichniß, und kaum hat man einige Schritte zu ihrem wahren Gegenſtande hin gethan, d. i. zu der Wiſſenſchaft der thieriſchen Oekonomie. Ferner, wie viele Mängel in der Methode ſelbſt, die doch klar und einfach ſein ſollte, da ſie von der Anſchauung abhängt und nur auf Benennungen hinausläuft! Weil man nun dieſe Namenkenntniß für die echte Wiſſenſchaft anſah, hat man ſich nur damit beſchäftigt, die Anzahl der Namen zu vermehren, anſtatt die der Sachen zu begränzen; man hat ſich auf die Eigenheiten geworfen, hat Unterſchiede finden wollen, wo Alles ähnlich war, hat, indem man neue Namen ſchuf, neue Sachen mitzutheilen geglaubt, hat mit einer kleinlichen Genauigkeit die geringfügigſten Theile beſchrieben, und die Beſchreibung irgend eines noch geringfügigern Theiles, den die frühern Anatomen vergeſſen oder nicht beachtet hatten, ward eine Entdeckung genannt. Die Benennungen ſelbſt, oft von Gegenſtänden hergenommen, welche zu jenen, die man bezeichnen wollte, keinen Bezug hatten, dienten nur, die Verwirrung zu vermehren. Was man Teſtes und Nates im Gehirn nennt, was ſind es anders als Theile des Gehirns, die dem Ganzen gleichen und keinen Namen verdienten? Aufs Gerathewohl entlehnt oder nach Vorurtheilen beigelegt, haben jene Namen hernach ſelbſt neue Vorurtheile und ungefähre Meinungen erzeugt; andere Namen, die ſchlecht geſehenen oder ſelbſt nicht einmal vorhandenen Theilen beigelegt wurden, ſind neue Irrthumsquellen geworden. Wie viele Verrichtungen und Dienſte hat man nicht der Zirbeldrüſe, dem vorgeblichen leeren Raum, den man das Gewölbe im Gehirn nennt, beilegen wollen, während die eine, nur eine Drüſe und es ſehr zweifelhaft iſt, ob der andere beſteht, da dieſer leere Raum vielleicht nur der Hand des Anatomen und der Zerlegungsmethode ſein Daſein verdankt!

Das Schwerſte in den Wiſſenſchaften iſt alſo nicht, die Sachen zu kennen, die geradezu ihren Gegenſtand ausmachen; aber das iſt es, ſie von einer Unzahl von Verhüllungen zu entkleiden, mit denen man ſie bedeckt, ihnen alle die falſchen Farben zu nehmen, mit denen man ſie verlarvt hat, den Grund und die Folge der Methode zu prüfen, nach der man ſie unterſucht, von ihr zu trennen, was man Willkührliches hineinbringt, und endlich dahin zu ſtreben, daß man die angenommenen Irrthümer

und Vorurtheile erkennt, welche jene Vermiſchung des Willkührlichen mit dem Thatſächlichen ins Leben gerufen hat; dies Alles iſt erforderlich, um die Natur wiederzufinden; aber alsdann muß man ſie, um ſie kennen zu lernen, mit ſich ſelbſt vergleichen. In der thieriſchen Oekonomie erſcheint ſie ſehr geheimnißvoll und verborgen, nicht allein weil ihr Gegenſtand äußerſt verwickelt und der menſchliche Körper unter allen ihren Erzeugniſſen das am wenigſten einfache iſt, ſondern vor Allem darum, weil man ſie nicht mit ſich ſelbſt verglichen hat und, nachdem man dieſe Mittel der Vergleichung, die allein uns Licht verſchaffen können, vernachläſſigt hatte, man in der Finſterniß des Zweifels oder im leeren Raum willkührlicher Annahmen geblieben iſt. Wir haben Tauſende von Bänden über die Beſchreibung des menſchlichen Körpers und kaum hat man einige begonnene Abriſſe über die der Thiere. Am Menſchen hat man die kleinſten Theile gefunden, benannt, beſchrieben, während man nicht weiß, ob man an den Thieren, geſchweige dieſe kleinen Theile, ſondern ſelbſt die größten wiederfindet; gewiſſen Organen theilt man gewiſſe Verrichtungen zu, ohne unterwieſen zu ſein, ob nicht in andern, wenn auch dieſer Organe beraubten Weſen dieſelben Verrichtungen vor ſich gehen, dergeſtalt, daß man bei all dieſen Erklärungen, die man von den verſchiedenen Theilen der thieriſchen Oekonomie hat geben wollen, man den doppelten Nachtheil gehabt hat, daß man erſt den verwickeltſten Gegenſtand vornahm und ſodann, daß man dieſen nämlichen Gegenſtand ohne die Grundlage der Wechſelbeziehung mit andern und ohne die Hülfe der Analogie beſprach.

Wir ſind überall im Verlauf dieſes Werkes einer abweichenden Methode gefolgt; ſtets die Natur mit ſich ſelbſt vergleichend, haben wir ſie in ihren Aehnlichkeiten, in ihren Gegenſätzen, in ihren äußerſten Endpunkten betrachtet, und um hier nur die auf die thieriſche Oekonomie bezüglichen Theile anzuführen, die wir zu behandeln Gelegenheit hatten, wie die Zeugung, die Sinne, die Bewegung, die Empfindung, die Natur der Thiere, ſo wird es leicht zu erkennen ſein, daß nach der manchmal langen, ſtets aber nothwendigen Arbeit, die falſchen Begriffe zu entfernen, die Vorurtheile zu zerſtören, das Willkührliche von dem Weſen der Sache zu ſondern, die einzige Kunſt, die wir angewendet haben, die Vergleichung iſt. Sollte es uns gelungen ſein, über jene Gegenſtände einiges Licht verbreitet zu haben, ſo muß man das weniger dem Genie als der Methode zuſchreiben, der wir beſtändig gefolgt ſind, und der wir eine ſolche Ausdehnung gegeben, als unſere Kenntniſſe uns vergönnten; und da wir täglich durch die Unterſuchung und Zerlegung der innern Theile der Thiere neue Kenntniſſe erlangen und da man, um die thieriſche Oekonomie gut zu erörtern, auf dieſe Weiſe wenigſtens alle

verſchiedenen Thiergattungen geſehen haben muß, ſo werden wir nicht eilen, allgemeine Begriffe aufzuſtellen, bevor wir die beſondern Ergebniſſe vorgetragen haben.

Wir wollen uns begnügen, gewiſſe Thatſachen zurück zu rufen, die, obwohl abhängig von der Lehre über die Empfindung des Appetites, über welche Lehre wir uns für jetzt nicht weiter verbreiten wollen, dennoch für ſich allein hinreichen werden darzuthun, daß der Menſch im Naturzuſtande ſich nie darauf eingeſchränkt hat, von Kräutern, Samen oder Früchten zu leben, und daß er zu allen Zeiten eben ſo gut wie die meiſten Thiere ſich von Fleiſch zu ernähren geſucht hat.

Die pythagoriſche Lebensweiſe, von den alten und neuen Philoſophen angeprieſen, von einigen Aerzten ſelbſt empfohlen, iſt nimmerdar von der Natur gelehrt worden. Im erſten Alter, im goldenen Jahrhundert, hat der Menſch, ſchuldlos wie die Taube, Eicheln gegeſſen und Waſſer getrunken; allenthalben ſeinen Unterhalt findend, war er frei von Unruhe, lebte er unabhängig, ſtets im Frieden mit ſich ſelbſt, mit den Thieren; aber ſobald er ſeines Adels vergaß und ſeine Freiheit opferte, um ſich mit den andern zu vereinen, da traten der Krieg und das eiſerne Zeitalter an des goldenen Zeitalters und des Friedens Stelle; die Grauſamkeit, der Geſchmack an Fleiſch und Blut waren die erſten Früchte einer verſchlechterten Natur, welche die Sitten und die Künſte vollends verderbten.

Das haben zu allen Zeiten gewiſſe finſtere und von Temperament wilde Philoſophen dem in Geſellſchaft lebenden Menſchen vorgeworfen. Ihren perſönlichen Stolz durch die Erniedrigung der geſammten Art erhöhend, entwarfen ſie jenes Gemälde, das nur durch den Gegenſatz und vielleicht dadurch Werth hat, weil es gut iſt, um es zuweilen denen, die ſich mit Träumereien von Glück beſchäftigen, vorzuhalten.

Dieſer blos gedachte Zuſtand reiner Unſchuld, hoher Mäßigkeit, gänzlicher Fleiſchenthaltung, vollkommener Ruhe, tiefen Friedens, iſt er je vorhanden geweſen? iſt er nicht ein Mährchen, eine Fabel, worin man den Menſchen wie ein Thier anwendet, um uns Lehren oder Beiſpiele zu geben? kann man ſelbſt annehmen, daß es vor der Geſellſchaft Tugenden gab? kann man mit Aufrichtigkeit ſagen, daß dieſer wilde Zuſtand unſern Kummer um ſeinen Verluſt verdient, daß der Menſch als ſcheues Thier mehr Würde beſaß denn der Menſch als gebildeter Staatsbürger? Ja, denn alles Weh kommt von der Geſellſchaft her; und was liegt daran, ob es Tugenden im Naturzuſtande gab, wenn es Glück gab, wenn der Menſch in dieſem Zuſtande nur nicht ſo unglücklich war, als er es nun iſt? Freiheit, Geſundheit, Stärke, verdienen ſie nicht den Vorzug vor der Weichlichkeit, der Sinnlichkeit, der Wolluſt

ſelbſt, welche die Sklaverei begleitet? Die Abweſenheit der Leiden wiegt wohl den Genuß der Freuden auf; und um glücklich zu ſein, was bedarf man dazu weiter, als nichts zu begehren?

Wenn das der Fall iſt, ſo laßt uns zugleich ſagen, daß es ſüßer iſt, ein Pflanzenleben als ein Menſchenleben zu führen, ſüßer, kein Gelüſte zu befriedigen, ſüßer, einen empfindungsloſen Schlaf zu ſchlafen, als die Augen zu öffnen, um zu ſehen und zu empfinden; willigen wir ein, unſere Seele in der Betäubung, unſern Geiſt in der Finſterniß zu laſſen, uns nie der einen noch des andern zu bedienen, uns unter die Thiere zu ſtellen, kurz nichts zu ſein als an die Erde gebundene Maſſen rohen Stoffes.

Doch laßt uns, anſtatt zu ſtreiten, erörtern, nachdem wir Gründe geſagt haben, Thatſachen vorbringen. Wir haben nicht den gedachten, ſondern den wirklichen Naturzuſtand vor Augen. Iſt der Wilde, der Bewohner der Wüſten, ein ruhiges Thier? er iſt ein glücklicher Menſch? denn wir werden nicht mit einem Philoſophen, einem der ſtolzeſten Sittenrichter unſerer Humanität, vorausſetzen, die Entfernung von Menſchen im reinen Naturzuſtande bis zum Wilden ſei größer als die vom Wilden zu uns; die Zeitalter, die vor der Erfindung der Sprachkunſt verfloſſen ſind, ſeien viel länger geweſen, als die Jahrhunderte, die nöthig waren, um die Zeichen und die Sprachen zu vervollkommnen; denn mich dünkt, man muß, wenn man Thatſachen beſprechen will, die Vorausſetzungen entfernen und ſich zum Geſetze machen, nur dann zu ihnen hinaufzuſteigen, nachdem man Alles, was die Natur uns beut, erſchöpft hat. Nun aber ſehen wir, daß man nach ziemlich unmerklichen Stufen von den aufgeklärteſten, den gebildeten Staatsgemeinen bis zu den minder betriebſamen Völkern, von dieſen zu rohern aber noch Königen, Geſetzen unterworfenen, von dieſen rohen Menſchen zu den Wilden hinabſteigt, die ſich nicht alle gleichen, ſondern bei denen man eben ſo viele verſchiedene Schattirungen antrifft, wie unter den gebildeten Völkern; wir ſehen, daß die einen ziemlich zahlreiche, Oberhäuptern unterworfene Staatsgemeinen bilden, daß andere, in kleinern Geſellſchaften vereint, nur dem Herkommen unterthan ſind, daß endlich die vereinzeltſten, die unabhängigſten, gleichwohl Familien bilden und ihren Vätern gehorchen. Ein Reich, ein Fürſt, eine Familie, ein Vater, das ſind die beiden äußerſten Punkte der Geſellſchaft; dieſe Punkte ſind auch die Marken der Natur; wenn ſie ſich darüber hinaus erſtrecken, hätte man da nicht, alle Oeden des Erdballs durchlaufend, menſchliche Thiere, beraubt des Wortes, taub für die Stimme wie für die Zeichen, die Männchen und Weibchen zerſtreut, die Jungen Preis gegeben u. ſ. w. gefunden? Ich ſage ſelbſt, daß, wofern man nicht annimmt, die Verfaſſung des menſchlichen Körpers wäre ganz verſchieden

von dem, was ſie heutzutage iſt, und ſein Wachsthum weit raſcher geweſen, man unmöglich behaupten kann, daß der Menſch je vorhanden geweſen, ohne Familien zu bilden, da die Kinder umkämen, wenn ſie nicht mehrere Jahre hindurch gepflegt nnd gewartet würden, während die neugebornen Thiere nur einige Monate lang ihrer Mutter bedürfen. Dieſe phyſiſche Nothwendigkeit reicht demnach allein hin, um zu beweiſen, daß die Menſchenart nur kraft der Geſellſchaft hat fortdauern und ſich vermehren können, daß die Vereinigung der Väter und Mütter mit den Kindern natürlich iſt, da ſie nothwendig iſt. Nun aber kann dieſe Vereinigung nicht anders als eine beiderſeitige und dauerhafte Anhänglichkeit zwiſchen den Eltern und dem Kinde erzeugen, und dieſes reicht ferner dazu hin, daß ſie ſich unter ſich an Geberden, an Zeichen, an Töne, mit einem Wort, an alle Ausdrücke der Empfindung und des Bedürfniſſes gewöhnen, was auch durch die That dargethan wird, da die einſamſten Wilden, gleich den andern Menſchen den Gebrauch der Zeichen und der Worte haben.

Alſo iſt der Zuſtand reiner Natur ein bekannter Zuſtand: es iſt der des Wilden, der in der Wüſte familienweiſe lebt, ſeine Kinder kennt, von ihnen gekannt wird, des Wortes ſich bedient und ſich verſtändlich macht. Das in den Wäldern der Champagne aufgeraffte wilde Mädchen, der in den Forſten Hannovers gefundene Mann beweiſen das Gegentheil nicht: ſie hatten in einer vollkommenen Einſamkeit gelebt; ſie konnten alſo keine Vorſtellung von Geſellſchaft, keinen Gebrauch der Zeichen und Worte haben; allein wären ſie ſich nur begegnet, ſo hätte der Trieb der Natur ſie ergriffen, das Vergnügen ſie vereint; aneinander hangend, hätten ſie ſich bald verſtanden; ſie hätten Anfangs die Sprache der Liebe unter ſich geſprochen und dann die der Zärtlichkeit unter ſich und ihren Kindern; und außerdem kamen dieſe zwei Wilden von Geſellſchaftsmenſchen her, und waren ohne Zweifel in den Wäldern ausgeſetzt worden, nicht in ihrem früheſten Alter, denn da würden ſie umgekommen ſein, ſondern in ihrem vierten, fünften oder ſechſten Jahr; kurz, in dem Alter, worin ſie bereits ſtark genug waren, um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, und noch zu ſchwach am Kopf, um die Begriffe, die man ihnen mitgetheilt hatte, zu bewahren.

Unterſuchen wir alſo dieſen Menſchen in reinem Naturzuſtande, d. h. wild in Familie lebend. Wofern ſie gedeiht, wird er bald der Häuptling einer zahlreichern Geſellſchaft ſein, deren ſämmtliche Mitglieder dieſelben Handlungsweiſen haben, dieſelben Gebräuche befolgen und dieſelbe Sprache reden; in der dritten oder höchſtens in der vierten Geſchlechtsfolge wird es neue Familien geben, die getrennt wohnen können, die aber, ſtets vereint durch die gemeinſamen Bande der Gebräuche und der Sprache, eine kleine Gemeinde bilden, die, mit der Zeit ſich vermehrend, nach den

Umſtänden, entweder ein Volk werden oder in einem Zuſtande verbleiben kann, der dem Zuſtand der uns bekannten Wilden gleicht. Das wird vor Allem von der Nachbarſchaft oder der Entfernung abhangen, worin dieſe neuen Menſchen ſich mit den gebildeten Menſchen befinden. Können ſie unter einem milden Himmel, auf einem ergiebigen Boden einen anſehnlichen Raum frei beſitzen, über den hinaus ſie Einöden oder Menſchen, die ebenſo neu wie ſie ſind, begegnen, ſo werden ſie Wilde bleiben und, andern Umſtänden gemäß, Feinde oder Freunde ihrer Nachbarn werden: aber wenn ſie ſich unter einem harten Himmel, auf einem undankbaren Erdreich untereinander durch ihre Menge beläſtigt und durch den Raum beengt fühlen, ſo werden ſie Volkspflanzungen ausführen oder in fremdes Gebiet einbrechen, werden ſich verbreiten, mit den andern Völkern, deren Ueberwinder oder Sklaven ſie geworden ſind, ſich vermiſchen. So ſtrebt alſo der Menſch in jedem Zuſtand, in allen Lagen und unter allen Himmelsſtrichen gleicher Weiſe zur Geſellſchaft hin; es iſt eine beſtändige Wirkung einer nothwendigen Urſache, da ſie am Weſen der Art ſelbſt, d. h. an ihrer Fortpflanzung hängt.

Dies, was die Geſellſchaft anbelangt; ſie iſt, wie man ſieht, auf die Natur gegründet. Unterſuchen wir ebenſo, welches die Eßbegierden, welches der Geſchmack unſerer Wilden ſind, und wir werden finden, daß keiner einzig von Früchten, Kräutern oder Samen lebt, daß alle Fleiſch und Fiſch den übrigen Nahrungsmitteln vorziehen, daß das reine Waſſer ihnen mißbehagt und daß ſie die Mittel ſuchen, ein minder geſchmackloſes Getränk ſelbſt zu bereiten, oder ſich anders woher zu verſchaffen. Die Wilden des Südens trinken das Waſſer des Palmbaumes, die des Nordens gießen in langen Zügen das widerliche Oel des Wallfiſches hinunter; andere bereiten gegohrene Getränke; und alle überhaupt haben den entſchiedenſten Geſchmack, die lebhafteſte Leidenſchaft für hitzige Getränke. Ihre Betriebſamkeit, vorgeſchrieben von den Bedürfniſſen erſter Nothwendigkeit, beſchränkt ſich darauf, Geräthe zur Jagd und zum Fiſchfang zu fertigen. Ein Bogen, Pfeile, eine Keule, Netze, ein Kanot, das iſt die Höhe ihrer Künſte, die alle nur dahin zwecken, ſich einen ihrem Geſchmack zuſagenden Unterhalt zu verſchaffen. Und was ihrem Geſchmack zuſagt, ſagt der Natur zu; denn, wie wir bereits geſagt haben, der Menſch könnte ſich nicht von Gräſern allein ernähren; er käme vor Leere im Magen um, wenn er keine ſubſtanzreichern Nahrungsmittel zu ſich nähme; er, der nur einen Magen und kurze Gedärme hat, kann nicht wie der Ochs, der vier Magen und ſehr lange Därme hat, eine große Menge dieſer magern Nahrung auf einmal zu ſich nehmen; und das wäre doch durchaus nöthig, um die Beſchaffenheit durch die Menge aufzuwiegen. Faſt ebenſo verhält

es ſich mit den Früchten und Samen, ſie würden nicht hinreichen; und ob auch das Brod aus dem bereitet wird, was im Getreide am reinſten iſt, und das Getreide ſelbſt und unſere ſonſtigen Kornfrüchte und Gemüſe, durch die Kunſt veredelt, ſubſtanzreicher und nahrhafter als die Samenarten ſind, die nur ihre natürlichen Beſchaffenheiten haben, ſo würde der Menſch doch, aufs Brot und auf die Gemüſe als ſeine einzige Nahrung eingeſchränkt, kaum ein ſchwaches und ſieches Leben hinſchleppen.

Sieh jene frommen Einſiedler, die ſich alles deſſen, was Leben gehabt hat, enthalten, die aus heiligen Beweggründen den Gaben des Schöpfers entſagen, ſich des Wortes berauben, die Geſellſchaft fliehen, ſich in geweihte Mauern einſchließen, an denen die Natur ſich bricht; gebannt in dieſe Freiſtätten, oder vielmehr in dieſe lebenden Grabgewölbe, wo man nichts als den Tod athmet, das Angeſicht erſtorben, die Augen erloſchen, werfen ſie nur matte Blicke um ſich her; ihr Leben ſcheint ſich bloß durch Anſtrengungen zu erhalten; ſie nehmen ihre Nahrung zu ſich, ohne daß das Bedürfniß aufhört; obwohl durch ihr Feuer unterſtützt (denn der Zuſtand des Kopfes hilft dem des Körpers), widerſtehen ſie nur wenige Jahre dieſer grauſamen Enthaltſamkeit; ſie leben nicht ſowohl als ſie jeden Tag an einem vorzeitigen Tode ſterben, und verſcheiden nicht, indem ſie aufhören zu leben, ſondern indem ſie vollends ſterben.

Alſo kann die Enthaltung von allem Fleiſche, weit entfernt, der Natur zuzuſagen, ſie nur zerſtören; wäre der Menſch darauf beſchränkt, ſo könnte er, wenigſtens in dieſen Erdſtrichen, weder beſtehen, noch ſich vermehren. Vielleicht wäre dieſe Lebensart in den mittäglichen Ländern möglich, wo die Früchte gezeitigter, die Pflanzen ſubſtanzreicher, die Wurzeln ſaftiger, die Samen genährter ſind; indeſſen machen die Braminen mehr eine Sekte als ein Volk aus, und ihre Religion hat ſich, obſchon ſehr alt, wohl nicht über ihre Schulen und nie über ihren Himmelsſtrich hinaus verbreitet.

Dieſe auf die Metaphyſik gegründete Religion iſt ein auffallendes Beiſpiel von dem Looſe der menſchlichen Meinungen. Sammelt man die Trümmer, die uns noch erhalten ſind, ſo kann man nicht zweifeln, daß die Wiſſenſchaften vor uralter Zeit gepflegt worden, und vielleicht weiter vervollkommnet waren, als ſie es heutzutage ſind. Vor uns hat man geſehen, daß alle belebten Weſen unzerſtörbare, ſtets lebende und von Körper zu Körper übergehende Theilchen enthielten. Dieſe durch die Philoſophen und ſodann durch eine große Menge Menſchen aufgenommene Wahrheit erhielt ihre Reinheit nur während der Jahrhunderte des Lichtes. Eine durch die Geiſtesfinſterniß hervorgebrachte Umwälzung war erfolgt,

und man erinnerte ſich der lebenden organiſchen Theilchen nur, um ſich einzubilden, das Lebende in dem Thiere ſei offenbar ein unzerſtörbares Ganze, das ſich nach dem Tode des Körpers von ihm trenne. Dieſes eingebildete Ganze nannte man eine Seele, die man bald als ein in allen Thieren wirklich beſtehendes Weſen anſah, und indem man mit dieſem Scheinweſen die wahre, jedoch entſtellte Vorſtellung vom Untergang der lebenden Theilchen verband, ſagte man, daß nach dem Tode dieſe Seele der Reihe nach und unaufhörlich von Körper zu Körper überginge. Den Menſchen nahm man nicht aus; bald verband man mit der Metaphyſik die Sittenlehre; man zweifelte nicht, daß dieſes überlebende Weſen in ſeiner Wanderung ſeine Empfindungen, Neigungen, Begierden beibehalte; die Schwachköpfe bebten: welch ein Grauſen, in der That, für dieſe Seele, wenn ſie beim Austritt aus einer angenehmen Behauſung in den ſcheußlichen Körper eines unreinen Thieres einkehren mußte! Man hatte andere Schreckniſſe (jede Furcht gebiert ihren Aberglauben); man beſorgte, wenn man ein Thier tödtete, ſeine Geliebte oder ſeinen Vater zu erwürgen; man achtete jedes Vieh, man ſah es wie ſeinen Nächſten an; man ſagte zuletzt, man müſſe ſich aus Liebe, aus Pflicht alles deſſen enthalten, was Leben gehabt hätte. Das iſt der Urſprung und der Fortgang jener Religion, der älteſten auf dem indiſchen Feſtlande, ein Urſprung, der hinlänglich bekundet, daß die Wahrheit, der Menge anheimgegeben, bald entſtellt wird; daß eine philoſophiſche Meinung erſt, nachdem ſie ihre Form verändert hat, zur Volksmeinung wird, daß ſie aber mittels dieſer Vorbereitung zu einer Religion wird, die um ſo beſſer gegründet, je allgemeiner das Vorurtheil ſein wird, und um ſo geachteter werden kann, als ſie, auf der Grundlage mißverſtandener Wahrheiten ruhend, nothwendiger Weiſe von Dunkelheiten umgeben ſein und folglich geheimſinnig, hehr, unbegreiflich erſcheinen wird. Daß nachmal, wenn ſich mit der Achtung die Furcht vermiſcht, dieſe Religion in Aberglauben, in lächerliche Uebungen ausarten wird, die jedoch Wurzel faſſen, Gebräuche erzeugen, welche Anfangs gewiſſenhaft befolgt werden, die aber allmählich ſich verſchlechternd, mit der Zeit ſich dergeſtalt verändern, daß die Meinung ſelbſt, von der ſie herſtammten, ſich nur durch falſche Ueberlieferungen, durch Sprüchwörter erhalten und mit kindiſchen Erzählungen und Abgeſchmacktheiten endigen wird: daraus muß man ſchließen, daß jede auf menſchliche Meinungen gegründete Religion falſch und veränderlich iſt, und daß es ewig nur Gottes Sache geweſen, uns die wahre Religion zu verleihen, die, nicht von unſern Meinungen abhängig, unwandelbar, beſtändig iſt und immer dieſelbe ſein wird.

Doch kehren wir zu unſerm Gegenſtande zurück. Die völlige Fleiſchenthaltung kann die Natur nur ſchwächen. Der Menſch hat, um ſich wohl zu befinden, nicht allein nöthig, dieſe feſte Nahrung zu gebrauchen, ſondern auch ſie zu wechſeln. Will er eine vollſtändige Kraftfülle erlangen, ſo muß er auswählen, was ihm am beſten zuſagt; und da er ſich in einem thätigen Zuſtande nur dadurch erhalten kann, daß er ſich neue Sinnesvernehmungen verſchafft, ſo muß er ſeinen Sinnen ihre volle Ausdehnung geben, muß ſich den Wechſel der Gerichte wie den der andern Gegenſtände erlauben und dem Ekel vorbeugen, den die Einförmigkeit der Nahrung veranlaßt, aber die Ausſchweifungen vermeiden, die noch ſchädlicher ſind als die Enthaltſamkeit.

Die Thiere, die nur einen Magen und kurze Gedärme haben, ſind wie der Menſch gezwungen, ſich von Fleiſch zu ernähren. Dieſes Verhältniſſes und dieſer Wahrheit wird man ſich verſichern, wenn man mittels der Beſchreibungen den beziehlichen Umfang des Darmkanals bei den fleiſchfreſſenden Thieren und denen, die nur von Gräſern leben, vergleicht; ſtets wird man finden, daß jener Unterſchied in ihrer Lebensart von ihrem Bau abhängt, und daß ſie eine mehr oder minder feſte Nahrung zu ſich nehmen, je nach der größern oder geringern Geräumigkeit der Vorrathskammer, die ſie aufnehmen muß.

Indeſſen darf man hieraus nicht folgern, daß die Thiere, die nur von Gräſern leben, durch phyſiſche Nothwendigkeit auf dieſe einzige Nahrung beſchränkt ſind, wie die fleiſchfreſſenden Thiere durch dieſe nämliche Nothwendigkeit, ſich von Fleiſch zu ernähren, gezwungen ſind; wir ſagen bloß, daß diejenigen, die mehrere Magen oder ſehr geräumige Gedärme haben, dieſe ſubſtanzreichen und den andern nothwendigen Nahrungsmittel entbehren können; nicht aber ſagen wir, daß ſie ſich ſeiner nicht bedienen könnten, und daß, wenn die Natur ihnen Waffen gegeben hätte, nicht allein um ſich zu vertheidigen, ſondern um anzufallen und zu ergreifen, ſie keinen Gebrauch davon gemacht und ſich bald ans Fleiſch und Blut gewohnt hätten, da wir ſehen, daß die Hämmel, Kälber, Ziegen, Pferde die Milch, die Eier, welches thieriſche Nahrungsmittel ſind, gierig freſſen und, ohne daß ihnen die Gewohnheit dabei zu Statten komme, gehacktes und mit Salz angemachtes Fleiſch nicht verſchmähen. Man könnte demnach ſagen, daß der Geſchmack am Fleiſch und den andern feſten Nahrungsmitteln der allgemeine Geſchmack aller Thiere iſt, der mit mehr oder weniger Heftigkeit oder Mäßigkeit, je nach dem beſondern Bau jedes Thieres, thätig iſt, da, die Natur insgeſammt genommen, dieſe nämliche Luſt nicht allein am Menſchen und an den vierfüßigen Thieren, ſondern auch an den Vögeln, den Fiſchen, den Inſekten und Würmern

ſich findet, denen insbeſondere alles Fleiſch auf's Ende zugewieſen zu ſein ſcheint.

Die Ernährung findet bei allen Thieren durch die organiſchen Theilchen Statt, die, mittels der Verdauung von der Treſter der Speiſe geſondert, ſich mit dem Blute vermiſchen und allen Körpertheilen verähnlichen. Aber unabhängig von dieſer großen Wirkung, welche der vornehmſte Zweck der Natur zu ſein ſcheint, und im Verhältniſſe zur Menge der Nahrungsmittel ſteht, bringen ſie eine andere hervor, die nur von ihrer Menge d. h. von ihrer Maſſe und ihrem Umfange abhängt. Der Magen und die Gedärme ſind geſchmeidige Häute, die im Innern des Körpers eine ſehr beträchtliche Geräumigkeit bilden; dieſe Häute haben, um ſich in ihrem Zuſtande der Spannung zu erhalten und um den Kräften der benachbarten Theile ein Gegengewicht entgegen zu ſtellen, das Bedürfniß, immer theilweiſe gefüllt zu ſein. Wenn aus Mangel an genommener Nahrung dieſer große Raum ſich völlig leer findet, und die Häute alſo von innen nicht gehalten werden, ſo drücken ſie ſich wieder, nähern ſich und legen ſich aneinander; und dies eben bringt den Druck und die Schwäche hervor, die erſten Anzeichen des äußerſten Bedürfniſſes. Die Nahrungsmittel dienen ihm mithin als Ballaſt, ehe ſie zur Ernährung des Körpers dienen. Ihre Anweſenheit, ihr Umfang iſt nöthig, um das Gleichgewicht zwiſchen den innern Theilen, die alle gegeneinander wirken und rückwirken, aufrecht zu halten. Wenn man vor Hunger ſtirbt, ſo iſt das weniger, weil der Körper nicht mit Nahrung, als weil er nicht mit Ballaſt verſehen iſt; auch ſuchen die Thiere, beſonders die gierigſten, die gefräßigſten, wenn ſie vom Bedürfniſſe gedrängt oder durch die Schwäche, welche die innere Leere verurſacht, gemahnt werden, bloß ſie auszufüllen und verſchlingen Erde und Steine. Im Magen eines Wolfes haben wir Leim gefunden; ich habe Schweine deſſen freſſen ſehen; die meiſten Vögel verſchlingen Kieſelſteine u. ſ. w. Und das geſchieht nicht aus Geſchmack, ſondern aus Nothwendigkeit, und weil das Dringendſte nicht iſt, das Blut durch den Speiſeſaft zu erfriſchen, ſondern das Gleichgewicht der Kräfte in den großen Theilen der thieriſchen Maſchine aufrecht zu halten.

Der Wolf.

Der Wolf iſt eines jener Thiere, deren Begierde nach Fleiſch am heftigſten iſt; und obwohl er neben dieſem Geſchmack von der Natur die Mittel empfangen hat, ihn zu befriedigen, obwohl ſie ihm Waffen, Liſt, Behendigkeit, Stärke, mit einem Worte Alles gegeben, was nöthig iſt, um ſeine Beute zu finden, anzufallen, zu beſiegen, zu ergreifen und zu verſchlingen, ſo ſtirbt er dennoch oft vor Hunger, weil der Menſch ihm

den Krieg erklärt, ihn ſelbſt, indem er einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte, geächtet hat, und ihn nöthigt, zu fliehen, in den Wäldern zu bleiben, wo er nur einige wilde Thiere findet, die ihm durch die Schnelle ihres Laufes entkommen und die er nur zufällig oder durch Geduld erhaſchen kann, indem er ſie lange und oft vergebens an den Oertern, wo ſie vorüberkommen müſſen, erwartet. Er iſt von Natur unbeholfen und feig; er wird aber durch das Bedürfniß erfinderiſch und durch die Noth kühn; vom Hunger gequält, trotzt er der Gefahr, kommt und greift die Thiere an, die unter der Hut des Menſchen ſind, jene beſonders, die er leicht mit wegtragen kann, wie die Lämmer, die kleinen Hunde, die Zicklein, und gelingt ihm dieſe Plünderei, ſo kommt er oft aufs neue zum Angriff, bis er, von den Menſchen und Hunden verwundet oder verjagt und mißhandelt, ſich den Tag über in ſeiner Feſte verbirgt und nur des Nachts herauskommt, das Feld durchläuft, um die Wohnungen ſtreift, die unverwahrten Thiere raubt, die Schafſtälle anfällt, die Erde unter den Thoren aufſcharrt und aushöhlt, wüthend hineindringt, Alles ums Leben bringt, ehe er ſeine Beute auswählt und fortſchleppt. Tragen ihm ſeine Ausflüge nichts ein, ſo dringt er in das Innere der Wälder zurück, beginnt zu ſpüren, ſucht, geht der Fährte nach, verjagt, verfolgt die wilden Thiere, in der Hoffnung, daß ein anderer Wolf ſie wird aufhalten, in ihrer Flucht ergreifen können und ſie dann die gemachte Beute theilen werden. Endlich, wenn die Nothdurft auf dem Aeußerſten iſt, ſo ſetzt er ſich Allem aus; er greift die Frauen und die Kinder an, ſtürzt ſich zuweilen ſelbſt auf die Männer, wird wüthend durch dieſe Uebertreibungen, die gewöhnlich mit der Raſerei und dem Tode endigen.

Der Wolf gleicht ſowohl dem Aeußern wie dem Innern nach dem Hunde ſo ſehr, daß er in derſelben Form gebildet zu ſein ſcheint; indeſſen bietet er höchſtens nur die Kehrſeiten des Gepräges und zeigt dieſelben Züge nur unter einem völlig entgegengeſetzten Geſichtspunkte; wenn die Form ähnlich iſt, ſo iſt, was daraus hervorgeht, ganz entgegengekehrt; das Naturell iſt ſo verſchieden, daß ſie nicht allein unverträglich, ſondern von Natur einander abgeneigt, aus angeborenem Trieb Feinde ſind. Ein junger Hund ſchaudert beim erſten Anblick des Wolfes; er flieht beim bloßen Geruch, der, obwohl neu, unbekannt, ihm ſo zuwider iſt, daß er zitternd, ſich zwiſchen die Beine ſeines Herrn zu ſtellen, kommt; ein Bauernhund, der ſeine Kräfte kennt, ſträubt ſich, entrüſtet ſich, greift ihn muthvoll an, ſtrebt ihn in die Flucht zu treiben und bietet Alles auf, um ſich von einer Gegenwart zu befreien, die ihm verhaßt iſt; nie begegnen ſie ſich, ohne ſich zu fliehen, oder zu kämpfen und zu kämpfen aufs Grimmigſte, bis der Tod erfolgt. Iſt der Wolf der ſtärkere, ſo

zerreißt, verzehrt er ſeine Beute; großmüthig begnügt ſich dagegen der Hund mit dem Siege und findet nicht, daß der Körper eines todten Feindes angenehm rieche; er läßt ihn liegen, um den Raben und ſelbſt den andern Wölfen zum Fraß zu dienen; denn ſie freſſen ſich untereinander, und wenn ein Wolf ſchwer verwundet iſt, ſo folgen die andern ihm nach dem Blut und verſammeln ſich, um ihn vollends zu tödten.

Selbſt der wilde Hund hat kein ſcheues Naturell; er zähmt ſich leicht, wird ſeinem Herrn anhänglich und bleibt ihm treu. Jung eingefangen, läßt ſich der Wolf zähmen, nie aber wird er anhänglich: die Natur iſt ſtärker als die Erziehung; mit dem Alter bekommt er ſeinen grimmigen Charakter wieder und kehrt, ſobald er kann, zu ſeinem wilden Stande zurück. Die Hunde, ſelbſt die plumpſten, ſuchen die Genoſſenſchaft der andern Thiere; ſie ſind von Natur geneigt, ihnen zu folgen und ſie zu begleiten, und durch Naturtrieb allein und nicht durch Erziehung verſtehen ſie die Heerden zu führen und zu hüten. Der Wolf iſt dagegen der Feind jeder Geſellſchaft, nicht einmal mit denen von ſeiner Art vereint er ſich; ſieht man ihrer mehrere zuſammen, ſo iſt es keine friedliche Geſellſchaft, ſondern eine kriegeriſche Zuſammenrottung, die unter großem Getümmel mit ſcheußlichem Geheul vor ſich geht und die das Vorhaben andeutet, irgend ein großes Thier, wie einen Hirſch, einen Ochſen, anzugreifen, oder ſich eines furchtbaren Bauernhundes zu entledigen. Sobald ihr Kriegeszug vollbracht iſt, trennen ſie ſich und kehren ſchweigend nach ihrer Einöde zurück. Selbſt zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen findet keine große Gemeinſchaft Statt; ſie ſuchen ſich nur einmal jährlich und bleiben nur kurze Zeit zuſammen. Im Winter kommen die Wölfinnen in Brunſt; mehrere Männchen folgen demſelben Weibchen und dieſe Zuſammenrottung iſt noch blutiger als die erſte, denn ſie ſtreiten grauſam um dasſelbe; ſie brummen, zittern, kämpfen, zerfetzen ſich und oft geſchieht es, daß ſie den, welchen das Weibchen unter ihnen vorgezogen hat, in Stücke zerreißen. Gewöhnlich flieht es lange, ermüdet alle ſeine Bewerber und ſtiehlt ſich, während ſie ſchlafen, mit dem wackerſten oder geliebteſten weg.

Die Brunſt dauert nur 12 bis 14 Tage und fängt bei den älteſten Wölfinnen an; die der jüngſten tritt erſt ſpäter ein. Die Männchen haben keine beſtimmte Brunſtzeit; ſie könnten ſich zu jeder Zeit paaren; ſie gehen der Reihe nach von Weibchen zu Weibchen, wie dieſe fähig werden, ſie zuzulaſſen; am Ende des Dezembers haben ſie alte, und mit den jungen endigen ſie im Februar oder im Anfange des März. Die Tragzeit dauert ungefähr viertehalb Monat; und neugeborene Wölfe

ſindet man von dem Ende Aprils bis zum Juli. Dieſer Unterſchied in der Dauer der Tragzeit zwiſchen den Wölfinnen, die mehr als 100 Tage, und den Hündinnen, die wohl nicht mehr als 60 Tage lang tragen, beweiſt, daß der Wolf und der Hund, ſchon durch ihr Naturell ſo verſchieden, es auch durch ihre Körperbeſchaffenheit und durch eines der vornehmſten Ergebniſſe in den Verrichtungen der thieriſchen Oekonomie ſind. Auch ſind der Wolf und der Hund nie für dasſelbe Thier genommen worden, außer von den Nomenklatoren in der Naturgeſchichte, welche, die Natur nur oberflächlich kennend, ſie nie betrachten, um ihr ihre ganze Ausdehnung zu geben, ſondern lediglich um ſie zu verengen und in ihre ſtets mangelhafte und oft durch die Thatſachen Lügen geſtrafte Methode einzuſchränken. Der Hund und die Wölfin können ſich weder paaren, noch zuſammen zeugen; es gibt keine Zwiſchenraçen zwiſchen ihnen; ſie haben ein ganz entgegengeſetztes Naturell, eine verſchiedene Körperbeſchaffenheit. Der Wolf lebt länger als der Hund; die Wölfinnen tragen nur einmal jährlich, die Hündinnen zwei bis dreimal. Dieſe ſo beſtimmten Verſchiedenheiten ſind mehr als hinreichend, um zu beweiſen, daß dieſe Thiere zu ziemlich entfernten Arten gehören; überdies erkennt man bei genauer Betrachtung leicht, daß ſelbſt im Aeußern der Wolf vom Hunde ſich durch weſentliche beſtändige Merkmale unterſcheidet. Der Anblick des Kopfes iſt verſchieden, die Form der Knochen iſt es auch; beim Wolfe liegt die Augenhöhle ſchief, der Augenkreis biegt ſich, die Augen funkeln, glänzen während der Nacht; er heult, anſtatt zu bellen, ſeine Bewegungen ſind anders, ſein Gang gleicher, unförmiger, obwohl raſcher und beſchleunigter, der Körper bei weitem ſtärker und lange nicht ſo geſchmeidig, die Glieder feſter, die Kiefer und die Zähne dicker, das Haar ſteifer und dichter.

Nach der Bildung der innern Theile jedoch gleichen ſich dieſe Thiere ſehr; die Wölfe paaren ſich wie die Hunde; ſie haben wie dieſe eine knochige und mit einem Wulſt umgebene Ruthe, der ſie verhindert, ſich zu trennen. Sind die Wölfinnen nahe daran, zu werfen, ſo ſuchen ſie in der Tiefe des Waldes ein Dickicht, in deſſen Mitte ſie einen ziemlich beträchtlichen Raum ebenen, mit den Zähnen die Dornen abbrechen, ausreißen; hierauf tragen ſie eine große Menge Moos hin und bereiten ihren Jungen ein bequemes Bett; ſie werfen ihrer zuweilen 5 bis 6, zuweilen 7, 8 und ſelbſt 9 und nie weniger als drei. Sie kommen wie die Hunde mit verſchloſſenen Augen zur Welt; die Mutter ſäugt ſie einige Wochen lang und lehrt ſie bald Fleiſch freſſen, das ſie ihnen vorkaut. Einige Zeit hernach bringt ſie ihnen Feldmäuſe, junge Haſen, Rebhühner, lebendes Geflügel; zuerſt ſpielen die jungen Wölfe damit und am Ende erwürgen ſie es; hierauf

rupft die Wölfin ihm die Federn aus, zieht ihm die Haut ab; zerreißt es und gibt jedem einen Theil. Aus dem Lager, wo ſie geboren worden, kommen ſie erſt nach Verlauf von ſechs Wochen bis zwei Monaten heraus; dann folgen ſie ihrer Mutter, die ſie an einen Baumſtamm oder an einen benachbarten Sumpf zum Saufen führt und ſie zum Lager zurücktreibt oder ſie nöthigt, ſich anderswo zu verbergen, wenn ſie irgend Gefahr fürchtet. Sie folgen ihr mehrere Monate lang. Greift man ſie an, ſo vertheidigt die Mutter ſie aus allen ihren Kräften und ſelbſt mit Wuth; obwohl ſie zu jeder andern Zeit wie alle Weibchen furchtſamer als das Männchen iſt, ſo wird ſie doch, wann ſie Jungen hat, unerſchrocken, ſcheint nichts für ſich zu fürchten und ſetzt ſich Allem aus, um ſie zu retten; auch verlaſſen die Jungen ſie erſt, wann ihre Erziehung vollendet iſt, wann ſie ſich ſtark genug fühlen, um keine Hülfe mehr zu bedürfen; nach zehn Monaten oder einem Jahre haben ſie gewöhnlich ihre erſten Zähne, die nach ſechs Monaten ausfallen, wieder hergeſtellt und Stärke, Waffen und Geſchicklichkeit zum Rauben erlangt.

Die Männchen und die Weibchen ſind in einem Alter von ungefähr zwei Jahren zeugungsfähig. Es iſt zu glauben, daß die Weibchen wie bei faſt allen andern Arten in dieſem Bezuge früher reif ſind als die Männchen; gewiß iſt es, daß ſie nicht vor dem zweiten Winter ihres Lebens in Brunſt kommen, was 18 bis 20 Lebensmonate vorausſetzt, und daß eine Wölfin, die ich habe aufziehen laſſen, erſt im dritten Winter, d. h. nach mehr als drittehalb Jahr in Brunſt getreten. Die Jäger verſichern, daß in allen Würfen mehr Männchen als Weibchen ſeien; dies beſtätigt jene Beobachtung, die wenigſtens in unſern Erdſtrichen allgemein zu ſein ſcheint, daß in allen Arten, bei der des Menſchen angefangen, die Natur mehr Männchen als Weibchen erzeugt. Sie ſagen auch, es gebe Wölfe, die von der Zeit der Brunſt an ſich an ihr Weibchen anſchließen, es immer begleiten, bis es auf dem Punkte ſteht, zu werfen, daß es alsdann ſich wegſtehle, ſeine Jungen ſorgfältig verberge aus Furcht, der Vater möchte ſie in der Geburt verzehren, aber daß er, wann ſie geboren ſind, Neigung zu ihnen faßt, ihnen zu freſſen bringt, und wenn die Mutter gerade ausgegangen iſt, ihre Stelle einnimmt und wie ſie für die Jungen ſorgt. Ich kann dieſe Angaben nicht verſichern, die mir ſelbſt ſich etwas zu widerſprechen ſcheinen. Dieſe Thiere, die zwei bis drei Jahre zum Wachſen gebrauchen, leben 15 bis 20 Jahre; dies ſtimmt auch mit dem überein, was wir an vielen andern Arten bemerkt haben, bei denen die Zeit des Wachsthums den ſiebenten Theil der geſammten Lebensdauer ausmacht. Die Wölfe werden im Alter weiß; alsdann ſind alle ihre Zähne abgeſchliſſen. Sie ſchlafen, wann ſie ſich

geſättigt oder ermüdet haben; mehr aber bei Tage als bei Nacht und immer einen leichten Schlummer; ſie trinken häufig; und in dürrer Zeit, wenn in den Gleiſen oder in den alten Baumſtämmen kein Waſſer iſt, kommen ſie mehr als einmal zu den Sümpfen und Bächen. Obſchon ſehr gefräßig, ertragen ſie leicht Nahrungsmangel; ſie können 4 bis 5 Tage ohne zu freſſen zubringen, wofern ſie nur keinen Mangel an Waſſer haben.

Der Wolf beſitzt viel Stärke, beſonders in den Vordertheilen des Körpers, in den Muskeln des Halſes und des Kiefers. Es trägt in ſeinem Rachen ein Lamm fort, ohne es die Erde berühren zu laſſen, und läuft zugleich ſchneller als die Hirten, ſo daß nur die Hunde ihn einholen und nöthigen können, ſeine Beute fahren zu laſſen. Er beißt grauſam und immer um ſo grimmiger, je weniger man ihm widerſteht; denn mit den Thieren, die ſich vertheidigen können, geht er vorſichtig zu Werk. Er fürchtet ſich und kämpft nur nothgedrungen und nie durch einen Antrieb von Muth. Schießt man ihn und zerſchlägt die Kugel ihm irgend ein Glied, ſo ſchreit er, und dennoch, wenn man ihn mit Stöcken zu Tode prügelt, beklagt er ſich nicht wie der Hund; er iſt härter, nicht ſo empfindlich, ſtärker, er geht, läuft, ſchleicht ganze Tage und Nächte hindurch; er iſt unermüdlich und vielleicht von allen Thieren am ſchwerſten parforçe zu jagen. Der Hund iſt ſanft und kühn, der Wolf, obwohl trozig, furchtſam; fällt er in ein Netz, ſo ergreift ihn ein ſolcher und ſo anhaltender Schrecken, daß man ihn tödten kann, ohne daß er ſich wehrt, oder lebendig fangen, ohne daß er ſich widerſetzt; man kann ihm ein Halsband, Ketten, einen Maulkorb anlegen, ihn ſodann überall, wohin man will, führen, ohne daß er das mindeſte Zeichen von Zorn oder auch nur von Mißvergnügen zu geben wagt. Die Sinne des Wolfes, ſein Auge, ſein Ohr, und beſonders ſein Geruch ſind ſehr gut; oft riecht er weiter, als er ſieht; der Geruch getödteter Thiere zieht ihn mehr als eine Stunde weit herbei; auch lebende Thiere riecht er von Weitem; er jagt ihnen ſelbſt ziemlich lange nach, indem er ihren Fährten folgt. Will er den Wald verlaſſen, ſo verfehlt er nie, ſich unter den Wind zu ſtellen; er bleibt am Saume ſtehen, ſpürt nach allen Seiten hin und empfängt bald die Ausdünſtungen der todten oder lebenden Körper, welche der Wind ihm von Weitem zuträgt. Das lebende Fleiſch zieht er dem todten vor und dennoch verzehrt er die faulſten Schindäſer. Menſchenfleiſch liebt er, und er würde vielleicht, wenn er der Stärkere wäre, kein anderes freſſen. Man hat geſehen, daß Wölfe Heeren folgten, in großer Menge auf den Schlachtfeldern, wo man die Körper nur nachläßig verſcharrt hatte, eintrafen, ſie herauswühlten, mit unerſättlicher Begier fraßen, und daß dieſe nämlichen Wölfe, an Menſchenfleiſch gewöhnt, hernach über die

Menſchen herfielen, den Hirten mehr als die Heerde angriffen, Weiber fraßen, Kinder mit fortſchleppten u. ſ. w. Dieſe bösartigen Wölfe hat man Wehrwölfe, im Franzöſiſchen loups-garoux genannt, d. h. Wölfe, vor denen man ſich hüten (se garer) muß.

Man iſt daher manchmal genöthigt, ein ganzes Land zu bewaffnen, um ſich der Wölfe zu entledigen. Die Fürſten haben Zurüſtungen zu dieſer Jagd, die nicht unangenehm, die nützlich, ja nothwendig iſt. Die Jäger theilen ſie in junge Wölfe, alte Wölfe und große alte Wölfe; ſie kennen ſie an den Füßen, d. h. an den Spuren, die ſie auf dem Boden zurücklaſſen; je älter der Wolf iſt, je ſtärker iſt der Fuß; die Wölfin hat einen längern und ſchmalern; auch iſt ihre Ferſe kleiner und ihre Nägel ſind dünner. Zum Aufſpüren des Wolfes braucht man einen guten Leithund; man muß ihn ſelbſt anfeuern, ermuthigen, wann er auf die Spur geräth; denn alle Hunde haben Abſcheu vor dem Wolfe und bleiben kalt bei ſeiner Verfolgung. Iſt der Wolf entdeckt, ſo führt man die Jagdhunde vor, die ihn jagen müſſen; man theilt ſie in zwei oder drei Kuppeln, man behält nur einen, um ihn aus ſeinem Lager zu treiben, und man führt die andern, um zur Ablöſung zu dienen. Man läßt alſo vor Allem die erſten zu ſeiner Verfolgung los, ein Mann zu Pferde unterſtützt ſie; die zweiten läßt man auf ſieben bis achthundert Schritte weiter los, wenn der Wolf bereit iſt, vorüberzulaufen, und hernach die dritten, wenn die andern Hunde ihn einzuholen und zu treiben anfangen. Alle zuſammen bringen ihn bald aufs Aeußerſte, und der Jäger macht ihm vollends mit einem Meſſerſtiche ein Ende. Die Hunde haben keine Luſt ihn mit Füßen zu treten, und weigern ſich ſo ſehr von ſeinem Fleiſche zu freſſen, daß man es zubereiten und würzen muß, wenn man ihnen ihren Jagdtheil davon geben will. Man kann ihn auch mit Windſpielen jagen; allein da er ſtets in gerader Richtung fortſchießt und einen ganzen Tag läuft, ohne zu erliegen, ſo iſt dieſe Jagd langweilig, wofern nicht die Windſpiele durch Jagdhunde unterſtützt werden, die ihn anfallen, angreifen und ihnen Zeit geben, ihm nahe zu kommen.

Auf dem Lande läßt man ihn durch viele Menſchen und Hunde auftreiben, man ſpannt Netze, legt Lockäſer, zieht Gräben, ſtreut vergiftete Kügelchen. Dies alles aber verhindert nicht, daß dieſe Thiere ſtets in großer Menge, beſonders in den waldigen Ländern, vorhanden ſind. Die Engländer behaupten, ihre Inſel von ihnen gereinigt zu haben; indeſſen hat man mir verſichert, daß es ihrer in Schottland gäbe. Da es im ſüdlichen Theile Großbritanniens wenig Waldung gibt, ſo hat man mit größerer Leichtigkeit ſie ausrotten können.

Die Farbe und das Haar dieſer Thiere wechſeln nach den verſchiedenen

Himmelsſtrichen und weichen oft unter ſich in demſelben Lande ab. In Frankreich und Deutſchland findet man außer den gewöhnlichen Wölfen einige mit dichterm und ins Gelbe ſpielendem Haar. Dieſe Wölfe, wilder und nicht ſo ſchädlich wie die andern, kommen nie den Häuſern noch den Heerden nah, und leben nur von Jagd und nicht von Raub. In den nordiſchen Ländern findet man ganz weiße und ganz ſchwarze; dieſe letztern ſind größer und ſtärker als die andern. Die gemeine Art iſt ſehr weit verbreitet; man hat ſie in Aſien und Amerika, wie in Europa gefunden. Die Wölfe vom Senegal gleichen den franzöſiſchen, doch ſind ſie etwas größer und viel grauſamer; die ägyptiſchen ſind kleiner als die griechiſchen. Im Morgenland und beſonders in Perſien läßt man die Wölfe zu Schauſpielen fürs Volk dienen, man übt ſie von ihrer Jugend an zum Tanze oder vielmehr zu einer Art Kampf gegen eine große Anzahl Menſchen. Man kauft, ſagt Jardin, einen zum Tanz gut abgerichteten Wolf bis um 500 Thaler. Dieſe Sache beweiſt wenigſtens, daß dieſe Thiere kraft der Zeit und des Zwanges für einige Art von Erziehung empfänglich ſind. Ich habe einige bei mir ernähren und aufziehen laſſen; ſo lange ſie jung ſind, d. h. im erſten und zweiten Jahre, ſind ſie ziemlich gelehrig, ſelbſt ſchmeichelnd; und werden ſie gut genährt, ſo werfen ſie ſich nicht aufs Geflügel noch auf die andern Thiere, aber nach anderthalb bis zwei Jahren kommen ſie zu ihrem Naturell zurück und man iſt genöthigt, ſie anzuketten, um zu verhindern, daß ſie entfliehen und Schaden anrichten. Ich habe einen gehabt, der, in voller Freiheit auf einem Geflügelhof mit Hühnern aufgezogen, 18 bis 19 Monate lang ſie nie angegriffen hatte, aber zu ſeiner erſten Probe ſie alle in einer Nacht tödtete, ohne eins zu freſſen; einen andern, der in einem Alter von ungefähr zwei Jahren ſeine Kette zerbrach und, nachdem er einen ihm vertrauten Hund getödtet hatte, entfloh; eine Wölfin, die ich drei Jahre bewahrt habe und die, obwohl ganz jung und allein mit einem Bauernhund von demſelben Alter in einen ziemlich geräumigen Hof eingeſchloſſen, ſich dieſe ganze Zeit über nicht daran hat gewöhnen können, mit ihm zu leben, noch ihn zu leiden, ſelbſt als ſie in Brunſt kam. Obwohl ſchwächer, war ſie boshafter; ſie neckte, griff an, biß den Hund, der anfangs ſich nur vertheidigte, zuletzt aber ſie erwürgte.

An dieſem Thiere gibt es nichts Gutes als ſeine Haut; man bereitet aus ihr grobe Pelze, die warm und dauerhaft ſind. Sein Fleiſch widerſteht allen Thieren, und nur der Wolf frißt gerne Wolfsfleiſch. Er athmet einen ſtinkenden Geruch durch den Rachen aus; um ſeinen Hunger zu ſättigen, verſchlingt er ohne Unterſchied Alles, was er findet, gefaultes Fleiſch, Knochen, Haare, halb gegerbte und noch ganz mit

Kalk bedeckte Häute; oft erbricht er ſich und leert ſich häufiger noch als er ſich anfüllt. Kurz, unangenehm im Ganzen, von gemeiner Miene, wildem Anblick, ſchrecklicher Stimme, unerträglichem Geruch, boshaftem Naturell, unbändigen Sitten, iſt er haſſenswerth, ſchädlich in ſeinem Leben, unnütz nach ſeinem Tode.

Vom ſchwarzen Wolf.

Wir geben die Beſchreibung dieſes Thiers nur wie einen Nachtrag zu der des Wolfes; denn wir halten ſie beide für Thiere derſelben Art. In der Naturgeſchichte des Wolfes haben wir geſagt, daß ſich im Norden Europas ganz weiße und ſchwarze finden, und daß dieſe ſchwarzen größer als die andern ſind. Dieſer hier iſt aus Kanada gekommen; er war über dem ganzen Leibe ſchwarz, aber kleiner als unſer Wolf; ſeine Ohren waren größer, gerader und weiter von einander entfernt, die Augen etwas kleiner und ſchienen auch etwas entfernter als beim gemeinen Wolf. Dieſe Unterſchiede ſind nach unſerer Meinung nur Abweichungen von zu geringer Bedeutung, um ihrethalben dieſes Thier von der Art des Wolfes zu trennen; der merklichſte Unterſchied iſt der der Größe; allein, wie wir ſchon mehr als einmal geſagt haben, die Thiere, die beiden Feſtländern angehören, d. h. die aus dem Norden Europas und die aus Nordamerika, unterſcheiden ſich alle durch ihre Größe, und dieſer ſchwarze kanadiſche Wolf däucht uns nur dieſe allgemeine Erſcheinung zu beſtätigen; außerdem hat, da er ganz klein eingefangen und dann an der Kette aufgezogen worden, der Zwang allein hingereicht, um ihn zu verhindern, ſein völliges Wachsthum zu erreichen. Unſere gewöhnlichen Wölfe ſind auch in Kanada kleiner und nicht ſo gemein als in Europa, und die Wilden ſchätzen ihre Haut ſehr. Die ſchwarzen Wölfe, die Luchſe, die Füchſe ſind dort in größerer Menge. Indeſſen iſt auch der ſchwarze Fuchs dort ſehr ſelten; er hat ein ohne Vergleich ſchöneres Haar als der ſchwarze Wolf, deſſen Haut nur ein ziemlich grobes Pelzwerk abgeben kann.

Weiter wollen wir nichts der Beſchreibung des Herrn Daubenton von dieſem Thiere hinzufügen, das wir lebend geſehen haben, und das unſeres Bedünkens dem Wolf nicht allein der Geſtalt, ſondern auch dem Naturell nach glich, da es erſt mit dem Alter zum Räuber geworden und wie der Wolf nur einen Grimm ohne Muth beſaß, wodurch es feig zum Kampfe wurde, ſo ſehr es darauf geübt worden war.

* In der Naturgeſchichte der Wölfe haben wir geſagt, daß man ſie in England ausgerottet hätte. Es ſcheint, daß dieſe Thiere zur Entſchädigung neue Länder zur Beſitznahme gefunden haben. Pontoppidan behauptet, es hätte keine in Norwegen gegeben, und gegen das Jahr

1718 hätten ſie ſich dort niedergelaſſen. Er ſagt, daß ſie bei Gelegenheit des letzten Krieges zwiſchen den Schweden und Dänen hinter den Vorräthen, welche dieſen Heeren folgten, über die Gebirge gegangen wären.

Einige Engländer, die an einer Zoologie gearbeitet, von welcher ſie alle Thiere ausgeſchloſſen, die nicht bretons waren, haben mir vorgeworfen, daß ich geſagt, es gebe noch Wölfe im Norden ihrer Inſel; ich habe es nicht bekräftigt, ſondern einzig geſagt, man habe mir verſichert, es gebe ihrer in Schottland. Es iſt Mylord, Graf von Morton, damals Präſident der königlichen Geſellſchaft, ein ſehr achtungswürdiger, ſehr wahrhaftiger Mann, ein Schotte, Beſitzer großer Ländereien, der mir in der That im Jahre 1756 dieſe Sache verſichert hat. Ich verlaſſe mich heute noch auf ſein Zeugniß, weil es behauptend und die Angabe derer, die an der britiſchen Zoologie gearbeitet haben, verneinend iſt.

Der Herr Vicomte de Querhoent ſagt in ſeinen Beobachtungen, es gebe am Vorgebirge der guten Hoffnung zwei Arten von Wölfen, deren Haut er geſehen, der eine ſei ſchwarz getigert grau, der andere ſchwarz. Er fügt hinzu, ſie ſeien größer als die europäiſchen und hätten eine dickere Haut und einen mörderiſchern Zahn; deſſen ungeachtet mache ihre Feigheit ſie wenig furchtbar, obwohl ſie bisweilen, wie die Unzen, des Nachts in die Straßen der Kapſtadt kämen.

Der mexikaniſche Wolf.

Urſprünglich den kalten Gegenden angehörig, iſt der Wolf durch die Länder des Nordens gezogen und findet ſich gleicher Weiſe in den beiden Kontinenten. Wir haben von den ſchwarzen und den grauen Wölfen Südamerikas geſprochen: es ſcheint, daß ſich dieſe Art bis nach Neuſpanien und Mexiko verbreitet und ſie in dieſem wärmern Erdſtriche Varietäten erlitten hat, ohne ihre Natur und ihr Naturell geändert zu haben; denn dieſer mexikaniſche Wolf hat dieſelbe Geſtalt, dieſelben Begierden und dieſelben Gewohnheiten, wie der europäiſche oder der nordamerikaniſche Wolf, und alle ſcheinen zu einer und derſelben Art zu gehören. Der mexikaniſche oder vielmehr der neuſpaniſche Wolf, denn in Neuſpanien findet man ihn weit gewöhnlicher als in Mexiko, hat 5 Finger an den Vorderfüßen, 4 an den Hinterfüßen, lange und gerade Ohren und funkelnde Augen wie unſere Wölfe; ſein Kopf aber iſt etwas ſtärker, ſein Hals dicker und der Schwanz nicht ſo behaart; über dem Rachen hat er einige eben ſo dicke aber nicht ſo ſteife Stacheln, wie die des Igels ſind. Auf grauem Grunde iſt ſein Körper mit einigen gelben Flecken beſprenkelt; der Kopf, von derſelben Farbe wie der Körper, wird von braunen Streifen quer überzogen und die Stirn iſt falb gefleckt; die Ohren ſind grau wie

der Kopf und Rumpf; auf dem Halſe findet ſich ein langer falber Flecken, ein ähnlicher zweiter auf der Bruſt und ein dritter auf dem Bauch; die Seiten ſind mit Querſtreifen vom Rücken bis zum Bauch bezeichnet; der Schwanz iſt grau und in ſeiner Mitte mit einem falben Flecken verſehen; die Beine ſind von oben nach unten grau und braun geſtreift. Dieſer Wolf iſt, wie man ſieht, der ſchönſte unter den Wölfen, und ſein Pelz ſoll wegen des Farbenwechſels geſucht ſein; übrigens aber deutet nichts darauf hin, daß er zu einer andern Art als die unſrigen gehöre, die von Grau zu Weiß und von Weiß zu Grau und Gemiſcht wechſeln, ohne darum ihre Art zu ändern; und aus Fernandez Zeugniſſe ſieht man, daß dieſe neuſpaniſchen Wölfe, deren Beſchreibung wir eben nach Recchi und Fabri gegeben, wie der europäiſche Wolf, variiren, da ſie in dieſem Lande ſelbſt nicht alle ſo wie wir geſagt haben, bezeichnet ſind und ſich manche von einer gleichmäßigen Farbe und ſelbſt ganz ſchwarze finden.

Der Fuchs.

Der Fuchs iſt berühmt durch ſeine Liſten und verdient zum Theil ſeinen Ruf; was der Wolf nur durch Gewalt vollführt, vollführt der Fuchs durch Gewandtheit, und kömmt damit öfter zum Ziel. Ohne den Kampf mit den Hunden und Hirten zu ſuchen, ohne die Heerden anzufallen, ohne die Leichen fortzuſchleppen, iſt er ſeines Unterhaltes ſicherer. Er wendet mehr Geiſt als Bewegung an; ſeine Hülfsquellen ſcheinen in ihm ſelbſt zu liegen; es ſind, wie man weiß, ſolche, die am wenigſten fehlſchlagen. So fein wie umſichtig, ſinnreich und klug, ſelbſt bis zur Geduld, wechſelt er ſein Benehmen, hat er Mittel im Rückhalt, die er nur gelegentlich anzuwenden verſteht. Genau wacht er auf ſeine Erhaltung; obſchon eben ſo unermüdlich und ſelbſt leichter als der Wolf, vertraut er ſich nicht gänzlich der Geſchwindigkeit ſeines Laufes an; er verſteht ſich in Sicherheit zu ſetzen, indem er eine Zufluchtsſtätte anbringt, wohin er ſich bei dringenden Gefahren zurückzieht, wo er ſich niederläßt, wo er ſeine Jungen aufzieht; er iſt kein umherſchweifendes ſondern ein ſeßhaftes Thier.

Dieſer Unterſchied, der ſich ſelbſt unter den Menſchen bemerklich macht, hat unter den Thieren weit bedeutendere Wirkungen und ſetzt weit bedeutendere Urſachen voraus. Die bloße Vorſtellung häuslicher Niederlaſſung ſetzt eine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt voraus; ſodann ſind die Wahl des Ortes, die Kunſt, ſeine Behauſung zu bauen, ſie bequem zu machen, ihren Eingang zu verbergen, eben ſo viel Anzeichen einer höhern Empfindung. Der Fuchs iſt mit ihnen begabt und gebraucht Alles zu ſeinem Vortheil; er läßt ſich nieder am Rand der Wälder, im Bereich

der Weiler; er vernimmt das Krähen der Hähne, das Geſchrei des Geflügels; er koſtet ſie von Weitem; er nimmt geſchickt ſeine Zeit wahr, verdeckt ſein Vorhaben und ſeinen Gang, ſchlüpft, ſchleicht, kommt an und macht ſelten unnütze Verſuche. Kann er die Verſchlüſſe überſteigen, oder von unten eindringen, ſo verliert er nicht einen Augenblick; er verheert den Geflügelhof, bringt Alles darin ums Leben, zieht ſich alsdann hurtig zurück, ſeine Beute mit ſich ſchleppend, die er unter dem Mooſe verbirgt, oder nach ſeiner Grube trägt; einige Augenblicke hernach kommt er wieder, um eine neue zu holen, die er fortſchleppt und ebenfalls, aber an einer andern Stelle, verbirgt; hierauf eine dritte, vierte u. ſ. w., bis der Tag oder die Bewegung im Hauſe ihn warnt, daß er ſich zurückziehen muß und nicht wiederkommen darf. Dasſelbe Verfahren beobachtet er an den Vogelheerden und wo man die Droſſeln und Schnepfen in Schlingen fängt; er kommt dem Vogler zuvor, geht am frühen Morgen und oft mehr als einmal des Tages die Schlingen, die Leimruthen beſuchen, trägt nacheinander die Vögel, die hängen geblieben ſind, weg, bringt ſie alle an verſchiedenen Stellen unter, beſonders am Rande der Wege, in den Gleiſen, unter Moos, unter Wachholder, läßt ſie dort zuweilen zwei bis drei Tage, weiß ſie vollkommen gut, wenn er ihrer bedarf, wiederzufinden. Den jungen Haſen jagt er bisweilen im freien Felde nach, ergreift zuweilen die Haſen in ihrem Lager und verfehlt ſie nie, wenn ſie verwundet ſind, gräbt die jungen Kaninchen in den Kaningehegen heraus, entdeckt die Neſter der Rebhühner, der Wachteln, fängt die Mutter auf den Eiern, und vertilgt eine erſtaunliche Menge Wildprett. Der Wolf ſchadet mehr dem Bauer, der Fuchs mehr dem Edelmann.

Die Fuchsjagd erfordert weniger Zurüſtung als die Wolfsjagd; ſie iſt leichter und unterhaltender. Alle Hunde haben Abſcheu vor dem Wolf; alle Hunde jagen den Fuchs gern und ſelbſt mit Vergnügen; denn obſchon er einen ſehr ſtarken Geruch hat, ziehen ſie ihn dem Hirſche, dem Reh und dem Haſen vor. Man kann ihn mit Dachshunden, Spürhunden, Briqueten jagen; ſobald er merkt, daß er verfolgt wird, läuft er nach ſeiner Höhle; die Dachshunde mit krummen Beinen ſchlüpfen am leichteſten hinein. Dieſe Weiſe iſt gut, um einen ganzen Wurf Füchſe, die Mutter ſammt den Jungen, zu fangen; während ſie ſich vertheidigt und die Dachshunde bekämpft, ſucht man die Höhle von oben zu eröffnen und tödtet die Mutter oder ergreift ſie lebend mit Zangen. Da aber die Löcher oft in Felſen, unter Baumſtämmen und zuweilen tief in die Erde hineingegraben ſind, ſo kommt man nicht immer zum Ziel. Die gewöhnlichſte, die angenehmſte, die ſicherſte Art, den Fuchs zu jagen, iſt, daß man vorerſt die Höhlen verſtopft; man ſtellt die Schützen in den

Bereich, man ſpürt alsdann mit den Dachſen; ſobald ſie auf die Spur gerathen, eilt der Fuchs nach ſeinem Loche; bei ſeiner Ankunft aber empfängt ihn eine erſte Ladung; entgeht er der Kugel, ſo flieht er mit all ſeiner Schnelle, macht einen großen Umweg, und kommt wieder zu ſeiner Höhle zurück, wo man zum zweitenmale auf ihn ſchießt und er, den Eingang verſchloſſen findend, ſich entſchließt, ſeine Rettung in der Weite zu ſuchen, indem er geradeaus fortſchießt, um nicht mehr wiederzukommen. Jetzt bedient man ſich der Windhunde, wenn man ihn verfolgen will; er wird ſie indeſſen ſehr ermüden; denn er durchläuft abſichtlich die dichteſten Plätze, wo die Hunde nur mit großer Mühe ihm folgen, und begibt er ſich ins offene Feld, ſo läuft er ſehr weit, ohne anzuhalten.

Um die Füchſe auszurotten, iſt es noch bequemer, Netze zu ſpannen, in die man als Lockſpeiſe Fleiſch, eine Taube, lebendes Geflügel u. ſ. w. legt. Ich ließ eines Tages die Ueberreſte eines Jagdmahls, Fleiſch, Brod, Knochen, an einem Baum 9 Fuß hoch aufhängen; in der erſten Nacht hatten ſich die Füchſe ſo gut im Springen geübt, daß der Boden um den Baum her wie eine Dreſchtenne platt getreten war. Der Fuchs iſt ebenſo gefräßig als fleiſchgierig; er frißt von Allem mit gleicher Haſt, Eier, Milch, Käſe, Früchte und beſonders Trauben; wenn ihm die jungen Haſen und Rebhühner fehlen, ſo läßt er ſich herunter zu den Ratten, Feldmäuſen, Schlangen, Eidechſen, Kröten u. ſ. w.; er vertilgt ihrer eine große Menge; das iſt der einzige Nutzen, den er bringt. Nach Honig iſt er ſehr lüſtern; er greift die wilden Bienen, die Wespen, Horniſſen an, die ihn erſt durch tauſend Stiche mit ihren Stacheln in die Flucht zu treiben ſuchen; er zieht ſich wirklich zurück, aber nur indem er ſich wälzt, um ſie zu zerquetſchen; er kommt ſo oft zum Angriff zurück, daß er ſie nöthigt, das Neſt zu verlaſſen; alsdann gräbt er es auf und frißt den Honig und das Wachs. Er fängt auch die Igel, rollt ſie mit ſeinen Füßen und zwingt ſie, ſich auszuſtrecken. Endlich frißt er Fiſche, Krebſe, Käfer, Heuſchrecken u. ſ. w.

Dieſes Thier gleicht ſehr dem Hunde, beſonders den innern Theilen nach; indeſſen unterſcheidet es ſich von ihm durch ſeinen Kopf, der im Verhältniſſe zu ſeinem Rumpfe dicker iſt; auch ſind ſeine Ohren kürzer, ſein Schwanz weit größer, ſein Haar länger und dichter, ſeine Augen gebogener. Ferner unterſcheidet es ſich von ihm durch einen ſehr ſtarken üblen Geruch, der ihm eigenthümlich iſt, und endlich durch das weſentlichſte Merkmal, das Naturell; denn der Fuchs läßt ſich nicht leicht und nie völlig zähmen; er zehrt ab, wann er nicht ſeine Freiheit hat, und ſtirbt vor Langeweile, wann man ihn zu lange in der Hausgenoſſenſchaft halten will. Mit der Hündin paart er ſich nicht; ſie ſind einander abgeneigt,

wenigſtens gleichgültig. Er zeugt in geringerer Zahl, und nur einmal jährlich; die Würfe beſtehen gewöhnlich aus 4 bis 5, ſelten aus 6 und nie aus weniger als 3 Jungen. Wann das Weibchen trächtig iſt, verbirgt es ſich, kommt ſelten aus ſeinem Loch, in welchem es für ſeine Jungen ein Bett bereitet. Im Winter wird es brünſtig und man findet ſchon im April junge Füchſe. Gewahrt es, daß ſeine Stätte entdeckt iſt, und daß in ſeiner Abweſenheit ſeine Jungen beunruhigt worden ſind, ſo trägt es ſie alle nacheinander weg und ſucht ſich eine andere Wohnung. Sie kommen mit geſchloſſenen Augen zur Welt; ſie brauchen, wie die Hunde, anderthalb bis zwei Jahre zum Wachſen und leben ebenfalls 13 bis 14 Jahre.

Der Fuchs hat ebenſo gute Sinne wie der Wolf; ſeine Empfindung iſt feiner und das Werkzeug der Stimme geſchmeidiger und vollkommener; der Wolf läßt ſich nur in widerlichem Geheul vernehmen; der Fuchs klafft, bellt und ſtößt einen traurigen Ton, ähnlich dem Pfauengeſchrei, aus; er hat verſchiedene Töne gemäß den verſchiedenen Empfindungen, von denen er angeregt wird; er hat den Ruf der Jagd, die Stimme der Begierde, den Ton des Murrens, den Klagelaut der Betrübniß, den Schrei des Schmerzes, den er nie hören läßt, als in dem Augenblick, worin ein Schuß ihn trifft und ihm ein Glied zerſchmettert; denn wegen keiner andern Verwundung ſchreit er, und er läßt ſich mit Stockſchlägen tödten, wie der Wolf, ohne zu klagen, ſtets aber indem er ſich muthvoll vertheidigt. Er beißt gefährlich, hartnäckig, und man iſt genöthigt, ſich eines Brecheiſens oder eines Stockes zu bedienen, um ihn zu zwingen, loszulaſſen. Sein Gekläff iſt eine Art Gebell, das durch ähnliche und ſehr beſchleunigte Töne gebildet wird. Am Ende des Gekläffs ſtößt er einen ſtärkern, höhern und dem Pfauengeſchrei ähnlichen Ton aus. Im Winter bei Schnee und Eis läßt er nicht ab, ſeine Stimme hören zu laſſen, und im Sommer iſt er dagegen faſt ſtumm. In dieſer Jahreszeit fällt ſein Haar aus und erneuert es ſich wieder. Die Haut der jungen Füchſe oder der im Sommer gefangenen ſchätzt man nicht beſonders. Das Fleiſch des Fuchſes iſt nicht ſo ſchlecht, wie das des Wolfes. Die Hunde und ſelbſt Menſchen genießen es im Herbſte, beſonders wenn er ſich mit Trauben genährt und gemäſtet hat; und ſeine Winterhaut liefert gute Pelze. Er hat einen tiefen Schlaf, leicht kann man ihm nahen, ohne ihn zu wecken. Schläft er, ſo legt er ſich rund wie die Hunde; will er bloß raſten, ſo ſtreckt er die Hinterbeine aus und bleibt ausgeſtreckt auf dem Bauche liegen; in dieſer Lage ſpäht er längs den Hecken nach den Vögeln. Sie haben gegen ihn einen ſo großen Widerwillen, daß ſie, ſobald ſie ihn gewahr werden, ein kleines Warnungsgeſchrei von ſich geben;

die Heher, beſonders die Amſeln, begleiten ihn von den Bäumen her, wiederholen oft den kleinen Warnungsruf und folgen ihm zuweilen auf mehr als zwei bis dreihundert Schritte.

Ich habe einige jung gefangene Füchſe aufziehen laſſen; wegen des ſehr ſtarken Geruchs, den ſie haben, kann man ſie nur an entfernten Oertern, in Pferdeſtällen, Kuhſtällen, halten, wo man ſie nicht oft zu ſehen Gelegenheit hat; und vielleicht laſſen ſie ſich aus dieſem Grunde nicht ſo gut zähmen wie der Wolf, den man mehr in der Nähe des Hauſes halten kann. Nach ihrem fünften bis ſechſten Lebensmonat liefen die jungen Füchſe den Enten und Hühnern nach; man mußte ſie anketten. Ich ließ zwei Jahre hindurch drei unterhalten, ein Weibchen und zwei Männchen; man verſuchte fruchtlos, ſie zur Paarung mit Hündinnen zu bringen; obwohl ſie nie Weibchen von ihrer Art geſehen hatten und vom Bedürfniſſe nach Genuß gedrängt ſchienen, konnten ſie ſich nicht dazu entſchließen; ſtandhaft verſchmähten ſie alle Hündinnen; ſobald man ihnen aber ihr rechtmäßiges Weibchen darbot, beliefen ſie es, obſchon ſie gekettet waren, und es brachte 4 Junge zur Welt. Dieſe nämlichen Füchſe, die über die Hühner herfielen, wenn ſie in Freiheit waren, rührten ſie nicht an, ſobald ſie an der Kette lagen; man band oft ein lebendes Huhn mit ihnen an; man ließ ſie die Nacht zuſammen zubringen, ließ ſie ſogar vorher faſten; troß der Noth und der bequemen Gelegenheit vergaßen ſie nicht, daß ſie angekettet waren und rührten das Huhn nicht an.

Dieſe Art iſt eine derjenigen, die am meiſten den Einflüſſen des Himmelsſtriches unterworfen ſind, und man findet bei ihr faſt ebenſo viel Abwechſelungen wie in den Hausthierarten. Die meiſten unſerer Füchſe ſind fuchsroth; es finden ſich aber auch einige mit grauem und ſilberfarbigem Haare; beide haben ein weißes Schwanzende. Die letztern nennt man in Bourgogne Kohlbrennerfüchſe, weil ſie ſchwärzere Füße haben als die andern. Sie ſcheinen auch einen kürzern Körper zu haben, weil ſie reichlicheres Haar haben. Andere haben wirklich einen längern Körper als die übrigen und ſind ſchmutzig grau, beinahe von der Farbe der alten Wölfe; ich kann jedoch nicht beſtimmen, ob dieſe Farbenverſchiedenheit eine wahre Varietät iſt, oder nur durch das Alter des Thieres entſteht, das vielleicht, wenn es altert, weiß wird. Im Norden gibt es ihrer von allen Farben, ſchwarze, blaue, graue, eiſengraue, ſilbergraue, weiße, weiße mit falben Füßen, weiße mit ſchwarzem Kopfe, weiße mit ſchwarzem Schwanzende, fuchsrothe, deren Bruſt und Bauch ganz weiß ſind, ohne alle Miſchung mit Schwarz, und endlich gekreuzte, die den Rückgrat entlang eine ſchwarze Linie und eine andere ſchwarze Linie auf den Schultern haben, welche letztere quer durch die erſtere

hingeht; dieſe letztern ſind größer als die andern und haben eine ſchwarze Bruſt. Die gemeine Art iſt weiter verbreitet als irgend eine der übrigen; man findet ſie allenthalben in Europa, in dem nördlichen und gemäßigten Aſien; man findet ſie ebenfalls in Amerika; ſehr ſelten aber iſt ſie in Afrika und in den Ländern am Gleicher. Die Reiſenden, die da ſagen, ſie hätten ihrer in Kalikut und in den andern ſüdlichen Provinzen von Indien gefunden, haben Schakale für Füchſe angeſehen. Ariſtoteles ſelbſt iſt in einen ähnlichen Irrthum gefallen, als er ſagte, die ägyptiſchen Füchſe wären kleiner als die griechiſchen; dieſe kleinen ägyptiſchen Füchſe ſind Iltiſe, die einen unerträglichen Geſtank haben. Unſere Füchſe, urſprünglich in den kalten Erdſtrichen zu Hauſe, ſind in den gemäßigten einheimiſch geworden und haben ſich gegen Süden hin nicht über Spanien und Japan hinaus verbreitet. Sie ſind urſprünglich in den kalten Erdſtrichen zu Hauſe, da man dort und dort allein alle Varietäten der Art findet; außerdem ertragen ſie leicht die äußerſte Kälte; es gibt ihrer auf der Seite des Südpols wie nach dem Nordpol zu. Der Pelz der weißen Füchſe wird nicht ſehr geſchätzt, weil das Haar leicht ausfällt; die ſilbergrauen ſind beſſer; die blauen und gekreuzten werden ihrer Seltenheit wegen geſucht; die koſtbarſten von allen ſind aber die ſchwarzen; es iſt nach dem Zobel der ſchönſte und theuerſte Pelz. Man findet ihrer auf Spitzbergen, in Grönland, Lappland, Kanada, wo es auch gekreuzte gibt, und wo die gemeine Art nicht ſo fuchsroth iſt, wie in Frankreich, und längeres und dichteres Haar hat.

* Die Reiſenden ſagen uns, daß die grönländiſchen Füchſe nach Kopf und Füßen den Hunden ziemlich ähneln und wie ſie bellen. Die meiſten ſind grau oder blau und einige weiß. Sie wechſeln ſelten ihre Farbe; und wann das Haar in der blauen Art zu mauſen anfängt, wird es blaß und der Pelz taugt nichts mehr. Sie leben von Vögeln und ihren Eiern; und können ſie keine erhaſchen, ſo begnügen ſie ſich mit Fliegen, Krabben und dem, was ſie fiſchen. Ihre Wohnungen legen ſie in Felſenſpalten an.

In Kamtſchatka haben die Füchſe ein dichtes Haar, ſo leuchtend und ſo ſchön, daß Sibirien nichts hat, was in dieſer Art damit zu vergleichen wäre. Die geſchätzteſten ſind die kaſtanienſchwarzen, jene die einen ſchwarzen Unterleib und rothen Körper haben und auch die mit eiſenfarbigem Haar.

Wir haben von den ſchwarzen ſibiriſchen Füchſen geſprochen, deren Pelze noch viel theurer verkauft werden als die der rothen ſibiriſchen oder kaſtanienſchwarzen von Kamtſchatka.

In Norwegen gibt es weiße, dunkelbraune und ſchwarze Füchſe,

andere mit zwei ſchwarzen Streifen an den Lenden: dieſe und die ganz ſchwarzen ſind die geſchätzteſten. Man treibt damit einen ſehr bedeutenden Handel. In dem einzigen Hafen von Bergen verladet man jährlich mehr als 4000 dieſer Fuchshäute. Pontoppidan, der oft ins Wunderbare verfällt, behauptet, daß ein Fuchs in einiger Entfernung von einer Fiſcherhütte mehrere Fiſchköpfe reihenweiſe geordnet habe; daß man ſeine Abſicht nicht wohl errathen konnte; daß aber bald darauf ein Rabe, der ſich auf dieſe Fiſchköpfe herſtürzte, die Beute des Fuchſes war. Er fügt hinzu, daß ſich dieſe Thiere ihres Schwanzes bedienen, um die Krebſe zu fangen u. ſ. w.

Man könnte glauben, daß die Art des Fuchſes, von der wir mehrere Varietäten angeführt haben, ſich von einem Pol zum andern verbreitet hätte; denn die Reiſenden haben unter dieſem Namen Thiere auf Spitzbergen und Feuerland, ſo wie auf den malviniſchen Inſeln angegeben. Der Kapitän Phipps berichtet, man finde Füchſe auf dem großen Lande von Spitzbergen und auf den anliegenden Inſeln; ſie ſeien allerdings nicht in großer Menge vorhanden und, unabhängig von ihrer weißen Farbe, unterſchieden ſie ſich auch von unſerm Fuchſe darin, daß ſie weit ründere Ohren und ſehr wenig Geruch hätten. Er fügt hinzu, er habe von dem Fleiſche dieſer Thiere genoſſen und es gut gefunden.

H. de Bougainville belehrt uns, daß er auf den malviniſchen Inſeln oder Falkland nur eine einzige Art vierfüßiger Thiere gefunden, und daß dieſe Art denen des Wolfes und des Fuchſes ähnele. Dieſes Thier gräbt ſich eine Grube; ſein Schwanz iſt länger und behaarter als der des Wolfes; es wohnt auf den Dünen am Rande des Meeres; es folgt den auf dieſen Eilanden ſehr zahlreichen Vögeln; es nimmt mit Einſicht ſeine Gänge, immer auf dem kürzeſten Wege von einer Bucht zur andern; es hat den Leibwuchs eines Hundes, auch deſſen Gebell, aber ſchwach; es zerſtört viele Eier und junge Vögel. Dieſe Anzeichen würden nicht hinreichen, um zu entſcheiden, ob dieſe Thiere aus dem Norden unſeres Feſtlandes dieſelben ſeien, wie jene des ſüdlichen Amerika und der Falklandsinſeln; wir haben jedoch zwei Individuen dieſer Thiere von den Falklandsinſeln erhalten, ſie ſorgfältig mit den europäiſchen Füchſen verglichen und gefunden, daß ſie durchaus zu derſelben Art gehören. Eben ſo verhält es ſich mit dem weißen Fuchs, der wahrſcheinlich zu derſelben Raçe wie die weißen Füchſe von Spitzbergen gehört, von denen der Kapitän Phipps geſprochen hat.

Die Haut dieſes Thieres iſt uns von H. La Villemarais von La Rochelle gezeigt worden, dem wir auch in Betreff der franzöſiſchen Genetten Bemerkungen verdanken, und der uns geſagt hat, daß ſie aus dem Norden kämen.

	Fuß.	Zoll	Linien.
Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes betrug . . .	1	10	6
Die Höhe des Vorderleibes	1	„	9
Die des Hinterleibes	1	1	4

Es unterſcheidet ſich etwas von unſern Füchſen aus den gemäßigten Gegenden durch die Größe des Haars, das auf dem Rumpf eben ſo wie an den Beinen und Schenkeln ſehr lang iſt. Seine Ohren ſind kleiner; die Entfernung eines Ohrs vom andern ſehr groß; die Naſenſpitze und die Naslöcher röthlich.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die langen Haare, welche dieſes Thier von den übrigen Füchſen unterſcheiden, haben auf dem Rücken eine Länge von	„	2	„
An den Seiten, auf dem Rücken und an den Schenkeln	„	2	9

Unter dieſen langen und feſten Haaren findet ſich ein ſehr ſanfter und äußerſt dichter Flaum oder Filz von einer gelblich weißen Farbe.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die Barthaare, die weiß ſind, haben eine Länge von	„	1	10
Der Schwanz hat eine Länge von	1	2	8
Der Schwanzſtutz	1	„	8

Dieſer Schwanz iſt dicht und ſeiner ganzen Länge nach mit Haaren verſehen.

Die Fußnägel ſind ſich untereinander faſt gleich; ſie ſind weiß und gebogen.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Der größte am Vorderfuße hat	„	„	7
Der am Hinterfuße	„	„	6
Breite an der Wurzel	„	„	3
Dicke	„	„	1

Der Dachs.

Der Dachs iſt ein faules, mißtrauiſches, einſames Thier, das ſich in die entlegenſten Gegenden, in die dunkelſten Wälder zurückzieht und ſich dort eine unterirdiſche Wohnung gräbt; er ſcheint die Geſellſchaft, das Licht ſelbſt zu fliehen, und drei Viertel ſeines Lebens bringt er in jenem finſtern Aufenthalt zu, den er nur verläßt, um ſeine Nahrung zu ſuchen. Da ſein Körper geſtreckt, ſeine Beine kurz, ſeine Nägel, beſonders die an den Vorderfüßen, ſehr lang und ſehr feſt ſind, ſo kann er mit mehr

Leichtigkeit als irgend ein anderes Thier ſich die Erde öffnen, darin wühlen, hineindringen und den Schutt ſeiner Aushöhlung hinter ſich werfen; dieſe Höhle legt er gewunden und ſchief an und führt ſie zuweilen ſehr weit. Der Fuchs, der nicht mit derſelben Leichtigkeit die Erde aufgräbt, benutzt ſeine Arbeiten; unvermögend, ihn mit Gewalt zu zwingen, nöthigt er ihn durch Schlauheit, ſeine Behauſung zu verlaſſen, indem er ſie beunruhigt, am Eingang Schildwache ſteht, ſie ſelbſt mit ſeinem Koth anfüllt; zuletzt bemächtigt er ſich ihrer, erweitert ſie, ſäubert ſie und macht ſie zu ſeiner Grube. Genöthigt ſeinen Aufenthalt zu verändern, verläßt der Dachs die Gegend nicht; er geht nur eine Strecke weiter auf neue Koſten arbeiten, um ſich ein neues Lager anzubringen, das er nur bei Nacht verläßt, von dem er ſich kaum entfernt, und wohin er zurückkommt, ſobald er einige Gefahr merkt. Das iſt ſein einziges Mittel, ſich in Sicherheit zu ſtellen; denn durch die Flucht kann er nicht entkommen; er hat zu kurze Beine, um gut laufen zu können. Die Hunde holen ihn ſchnell ein, wenn ſie ihn in einiger Entfernung von ſeinem Loch antreffen; ſelten jedoch halten ſie ihn an und erreichen ſie ihren Zweck, wofern man ihnen nicht hilft. Der Dachs hat ſehr dichtes Haar, ſeine Beine, ſein Kiefer und ſeine Zähne ſind ſehr ſtark; er gebraucht ſeine ganze Stärke, ſeinen ganzen Widerſtand, alle ſeine Waffen, indem er ſich auf den Rücken legt, und er verſetzt den Hunden tiefe Wunden. Außerdem hat er ein ſehr hartes Leben, er kämpft lange, vertheidigt ſich muthvoll und bis aufs Alleräußerſte.

Sonſt, als die Thiere gemeiner waren, denn heutzutage, richtete man die Dachshunde darauf ab, ſie zu jagen und in ihren Gruben zu fangen. Wohl nur die Dachshunde mit krummen Füßen können leicht hineindringen; der Dachs zieht ſich vertheidigend zurück und reißt die Erde los, um die Hunde aufzuhalten oder zu verſchütten. Man kann ihn nur dadurch fangen, daß man ſein Loch von oben öffnen läßt, wenn man urtheilt, daß ihn die Hunde bis in den Hintergrund hineingetrieben haben. Man hält ihn mit Zangen feſt und legt ihm ſodann einen Maulkorb an, damit er nicht beißen kann; man hat mir mehrere gebracht, die auf dieſe Weiſe gefangen waren, und wir haben einige von ihnen lange erhalten. Die Jungen zähmen ſich leicht, ſpielen mit den kleinen Hunden und folgen wie ſie der Perſon, die ſie kennen und die ihnen zu freſſen gibt; aber jene, die man alt fängt, bleiben immer wild. Sie ſind weder bösartig, noch unmäßig, wie der Fuchs und der Wolf, und dennoch ſind ſie fleiſchfreſſende Thiere; ſie freſſen von Allem, was man ihnen gibt, Fleiſch, Eier, Käſe, Butter, Brot, Fiſche, Früchte, Nüſſe, Samen, Wurzeln u. ſ. w., und allem andern ziehen ſie das rohe Fleiſch

vor. Sie ſchlafen die ganze Nacht und drei Viertel des Tages, ohne jedoch im Winter der Erſtarrung unterworfen zu ſein, wie die Murmelthiere. Dieſer häufige Schlaf macht, daß ſie immer fett ſind, obwohl ſie nicht viel ſchlafen; und aus demſelben Grunde ertragen ſie leicht den Nahrungsmangel, und bleiben ſie oft 3 bis 4 Tage in ihrem Erdloch, ohne auszugehen, beſonders wann es ſchneit.

Ihre Behauſung halten ſie rein; ſie machen nie ihren Koth darin. Selten findet man das Männchen bei dem Weibchen; iſt dieſes nahe daran, zu werfen, ſo beißt es Gras ab, bildet daraus eine Art Bündel, den es zwiſchen ſeinen Beinen bis in den Hintergrund des Loches hineinſchleppt, wo es ein bequemes Bett für ſich und ſeine Jungen bereitet. Im Sommer wirft es und der Wurf beſteht gewöhnlich aus drei bis vier Jungen. Sind ſie etwas groß, ſo bringt es ihnen zu freſſen; es geht nur bei Nacht aus und weiter als zu andern Zeiten; es ſcharrt die Wespenneſter auf und trägt den Honig hinweg, dringt in die Kaninchengruben, fängt die jungen Kaninchen, ergreift auch Feldmäuſe, Eidechſen, Schlangen, Heuſchrecken, Vogelseier und trägt Alles nach ſeinen Jungen, die es oft an den Rand des Erdloches hinausgehen läßt, ſei es, um ſie zu ſäugen, ſei es, um ihnen zu freſſen zu geben.

Dieſe Thiere ſcheuen von Natur den Froſt ſehr; die, welche man im Hauſe aufzieht, wollen den Winkel am Feuer nicht verlaſſen und kommen dieſem oft ſo nahe, daß ſie ſich die Füße verbrennen und nicht leicht wieder geneſen. Auch der Krätze ſind ſie ſehr unterworfen; die Hunde, die in ihre Grube kommen, fangen daſſelbe Uebel, wofern man nicht große Sorge trägt, ſie zu waſchen. Der Dachs hat immer ein ſchmieriges und unreinliches Haar; zwiſchen dem After und dem Schwanze hat er eine ziemlich breite Oeffnung, die aber mit dem Innern nicht zuſammenhängt und nur einen Zoll tief hineingeht; es ſchwitzt daraus fortwährend eine fette Flüſſigkeit von ziemlich ſchlechtem Geruch, die er gerne hereinſaugt. Sein Fleiſch iſt nicht durchaus ſchlecht zu eſſen, und aus ſeiner Haut macht man grobe Pelze, Halsbänder für Hunde, Pferdedecken u. ſ. w.

Wir kennen keine Varietäten in dieſer Art; und wir haben überall nach dem Schweindachs, von welchem die Jäger ſprechen, ſuchen laſſen, ohne ihn finden zu können. Du Fouilloux ſagt, es gebe zwei Arten taissons oder Dachſe, die porchins und die chenins, d. i. die Schweinsdachſe und die Hundsdachſe; die Schweindachſe ſeien etwas fetter, etwas weißer, etwas dicker von Rumpf und Kopf als die Hundsdachſe. Dieſe Unterſchiede ſind, wie man ſieht, ziemlich leicht, und er geſteht ſelbſt, daß ſie wenig in die Augen fallen, wofern man nicht ſehr genau darauf Acht gibt. Ich glaube alſo, daß dieſe Eintheilung des Dachſes in Hunddachs und Schweindachs nur ein

Vorurtheil iſt, darauf beruhend, daß dieſes Thier in mehreren Sprachen zwei Namen hat, im Lateiniſchen meles und taxus, im Franzöſiſchen blaireau und taisson u. ſ. w., und daß es einer der Fehler iſt, den die Nomenklatur erzeugt hat, von welcher wir in der an der Spitze dieſes Bandes befindlichen Erörterung geſprochen haben. Außerdem ſind die Arten, die Varietäten haben, ſehr reich und ſehr weit verbreitet; die Dachsart iſt dagegen eine der am wenigſten zahlreichen und der beſchränkteſten. Man weiß nicht ſicher, ob ſie ſich in Amerika findet, will man nicht als eine Varietät der Art das von Neuyork geſendete Thier anſehen, von dem H. Briſſon eine kurze Beſchreibung unter dem Namen, *weißer Dachs* gegeben hat. In Afrika iſt ſie nicht vorhanden; denn das Thier vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welches Kolbe unter dem Namen *Stinkdachs* beſchreibt, iſt ein verſchiedenes Thier, und wir zweifeln, daß der *Foſſa* von Madagaskar, von dem Flaccourt in ſeinem Bericht redet, und der ſeiner Angabe nach dem franzöſiſchen Dachſe gleicht, wirklich ein Dachs iſt. Die andern Reiſenden ſprechen von ihm nicht. Der Doktor Shaw ſagt ſelbſt, er ſei in der Berberei ganz unbekannt. Es ſcheint auch, daß er ſich in Aſien nicht findet; die Griechen kannten ihn nicht, da Ariſtoteles ihn nicht erwähnt, und der Dachs in der griechiſchen Sprache keinen Namen hat. Alſo hat ſich dieſe, urſprünglich dem gemäßigten Erdſtriche von Europa angehörige Art wohl nicht über Spanien, Frankreich, Italien, Deutſchland, England, Polen und Schweden hinaus verbreitet, und allenthalben iſt ſie ziemlich ſelten. Und nicht allein gibt es wenig oder keine Varietäten innerhalb der Art, ſondern ſie nähert ſich auch keiner andern; der Dachs hat hervorſtechende und ſehr ſeltſame Eigenthümlichkeiten; die abwechſelnden Streifen auf dem Kopf, die Art Taſche unter dem Schwanze gehören nur ihm an; ſein Körper iſt oberhalb faſt weiß und unterhalb faſt ſchwarz, — das gerade Gegentheil von den andern Thieren, deren Bauch immer eine nicht ſo dunkle Farbe wie der Rücken hat.

Die Fiſchotter.

Die Fiſchotter iſt ein gefräßiges, mehr nach Fiſch als nach Fleiſch lüſternes Thier, das kaum das Ufer der Flüſſe oder Seen verläßt und die Teiche manchmal entvölkert. Sie ſchwimmt mit größerer Leichtigkeit als irgend ein anderes, ſelbſt als der Biber; denn er hat nur an den Hinterfüßen Schwimmhäute, und die Zehen der Vorderfüße ſind getrennt, während die Fiſchotter an allen Füßen Schwimmhäute hat; ſie ſchwimmt faſt eben ſo ſchnell, wie ſie geht. Das Meer beſucht ſie nicht, wie der Biber; aber die ſüßen Waſſer durchreiſet ſie und wandert beträchtliche

Strecken weit die Flüſſe hinauf und hinab: oft ſchwimmt ſie unter dem Waſſer und verweilt dort ziemlich lange; alsdann kommt ſie an die Oberfläche, um zu athmen. Genau geſprochen, iſt ſie keine Amphibie, d. h. kein Thier, welches gleicher Weiſe ſo in der Luft wie im Waſſer leben kann; ſie iſt nicht gebaut, um in dieſem letztern Element zu verbleiben, und hat beinahe wie alle andern Landthiere zu athmen nöthig; wenn ſogar der Fall eintritt, daß ſie ſich bei der Verfolgung eines Fiſches in eine Fiſchreuſe verwickelt, ſo findet man ſie ertrunken, und ſieht, daß ſie nicht Zeit gehabt, alle Gerten derſelben zu zerreißen, um hinauszukommen. Sie hat Zähne wie der Steinmarder, die aber im Verhältniſſe zu ihrem Körperumfang dicker und ſtärker ſind. In Ermangelung von Fiſchen, Krebſen, Fröſchen, Waſſerratten oder anderer Nahrung bricht ſie die jungen Zweige ab und frißt die Rinde der Waſſerbäume; auch frißt ſie junges Gras im Frühling; die Kälte ſcheut ſie eben ſo wenig wie die Näſſe. Im Winter wird ſie brünſtig und wirft im März: man hat mir oft im Anfange Aprils Junge gebracht; die Würfe beſtehen aus drei bis vier Jungen. Gewöhnlich ſind die jungen Thiere hübſch: die jungen Fiſchottern ſind häßlicher als die alten. Der ſchlecht gebaute Kopf, die tief ſtehenden Ohren, zu kleine und bedeckte Augen, die dunkle Miene, die linkiſchen Bewegungen, die ganze unedle, unförmliche Geſtalt, ein Geſchrei, das maſchinenmäßig erſcheint, und das ſie mit jedem Augenblick wiederholen, könnten ein dummes Thier anzukündigen ſcheinen; indeſſen wird die Fiſchotter mit dem Alter betriebſam, wenigſtens hinlänglich, um mit großem Vortheil die Fiſche zu bekriegen, die, nach Naturtrieb und Empfindung, weit unter den andern Thieren ſtehen; aber es koſtet mich große Mühe zu glauben, daß ſie, ich ſage nicht die Anlagen des Bibers, ſondern nur die Gewohnheiten habe, die man bei ihm annimmt, wie die, immer Anfangs die Flüſſe hinaufzuſteigen, damit ſie um ſo leichter zurückkomme, und ſich blos, nachdem ſie ſich geſättigt oder mit Beute beladen, den Strom hinabtreiben zu laſſen brauche, jene, ihre Behauſung zu ſäubern und einen Fußboden darin zu machen, um nicht von der Feuchtigkeit beläſtigt zu werden; jene, einen großen Vorrath an Fiſchen hinein zu ſammeln, um keinen Mangel daran zu haben; und endlich die Gelehrigkeit und Leichtigkeit, ſich bis zu dem Punkte zähmen zu laſſen, daß ſie für ihren Herrn fiſche und den Fiſch bis in die Küche bringe. Alles, was ich weiß, iſt, daß die Fiſchottern ihre Behauſung nicht ſelbſt bauen, daß ſie ſich in das erſte, beſte Loch, unter die Wurzeln der Pappeln, der Weiden, in die Felſenſpalten und ſelbſt zwiſchen Floßholz, daß ſie hier auf einem von Reiſig und Gras bereiteten Bett ihre Jungen legen; daß man in ihrem Lager Fiſchköpfe und Gräten findet

daß ſie oft ihren Ort wechſeln, daß ſie nach Verlauf von 6 Wochen bis 2 Monden ihre Jungen wegführen oder zerſtreuen; daß jene, die ich habe zähmen laſſen, ſelbſt wenn ſie Milch zu ſich nahmen und ehe ſie noch ſtark genug waren, um Fiſche zu kauen, zu beißen ſuchten; daß ſie nach Verlauf einiger Tage ſanfter wurden, vielleicht weil ſie krank und ſchwach waren; daß, weit entfernt ſich leicht an das Hausleben zu gewöhnen, alle diejenigen, die ich aufziehen zu laſſen verſuchte, in ihrem erſten Alter geſtorben ſind; daß endlich die Fiſchotter ihrem Naturell nach wild und grauſam iſt; daß ſie, wenn ſie in ein Fiſchbehälter gelangen kann, darin dasſelbe thut, was der Iltis in einem Hühnerſtall; daß ſie weit mehr Fiſche tödtet, als ſie freſſen kann und daß ſie darauf einen in ihrem Rachen mitfortträgt.

Das Haar der Fiſchotter mauſert nicht; ihre Winterhaut iſt indeſſen bräuner und wird theurer verkauft, als die Sommerhaut; ſie liefert einen ſehr guten Pelz. Ihr Fleiſch wird als Faſtenſpeiſe gegeſſen und hat in der That einen ſchlechten Fiſch- oder vielmehr Sumpfgeſchmack. Ihre Wohnung iſt von dem ſchlechten Geruch der Ueberbleibſel der Fiſche, die ſie darin faulen läßt, erfüllt; ſie riecht ſelbſt ſehr ſchlecht. Die Hunde jagen ſie gerne und holen ſie leicht ein, wann ſie von ihrem Lager und dem Waſſer entfernt iſt; aber wann die Hunde ſie ergreifen, ſo wehrt ſie ſich, beißt ſie ſchmerzlich und zuweilen mit ſo viel Kraft und Grimm, daß ſie ihnen die Knochen an den Beinen zerbricht, und daß man ſie tödten muß, damit ſie loslaſſe. Der Biber jedoch, der kein ſehr ſtarkes Thier iſt, verjagt die Fiſchotter und geſtattet ihr nicht, an den Ufern, die er beſucht, zu wohnen.

Ohne in ſehr großer Menge vorhanden zu ſein, iſt dieſe Art in Europa allgemein von Schweden bis nach Neapel verbreitet, und findet ſich in Nordamerika wieder; den Griechen war ſie wohl bekannt und wahrſcheinlich findet ſie ſich in allen gemäßigten Erdſtrichen, beſonders in den waſſerreichen Gegenden; denn die Fiſchotter kann weder auf brennendem Sande, noch in dürrer Wüſte wohnen; ſie flieht gleicher Weiſe die fiſcharmen Flüſſe wie die allzu beſuchten Ströme. Ich glaube nicht, daß ſie ſich in den heißen Gegenden findet; denn der Jiva oder Karigueibeju, den man die braſiliſche Fiſchotter genannt hat, und der ſich ebenfalls in Cayenne findet, ſcheint zu einer benachbarten aber verſchiedenen Art zu gehören; wogegen die nordamerikaniſche Fiſchotter in Allem der europäiſchen gleicht; nur daß ihr Pelz noch ſchwärzer und ſchöner iſt als der der ſchwediſchen oder ruſſiſchen Fiſchotter.

* Wir haben geſagt, die Fiſchotter ſei keiner Erziehung fähig und es habe uns nicht gelingen können, ſie zu zähmen; allein erfolgloſe Verſuche

beweiſen nichts, und wir haben oft erfahren, daß man die Macht der Erziehung auf die Thiere nicht zu ſehr einſchränken dürfe; jene ſelbſt, die ſich zumeiſt dagegen zu ſträuben ſcheinen, geben nichts deſto weniger nach und beugen ſich in gewiſſen Umſtänden darunter: das Ganze iſt, dieſen günſtigen Umſtänden zu begegnen und den ſchmiegſamen Punkt in ihrem Naturell zu finden, auf ihn ſodann hinreichend zu wirken, um eine erſte Gewohnheit des Bedürfniſſes oder der Noth auszubilden, die alsbald ſich alle andern unterwirft. Die Erziehung der Fiſchotter, von welcher ſogleich die Rede ſein ſoll, iſt ein Beiſpiel hiefür. Folgendes hat der H. Marquis de Courtivron, mein Mitbruder an der Akademie der Wiſſenſchaften, unter dem 15. Oktober 1779 über eine äußerſt gezähmte und ſehr gelehrige Fiſchotter, die er zu Autun geſehen, mir zu ſchreiben die Güte gehabt:

„Sie berechtigen, mein Herr, diejenigen, die einige Beobachtungen an den Thieren gemacht haben, ſie Ihnen mitzutheilen, ſelbſt wenn ſie mit dem, was Ihre erſte Meinung geweſen zu ſein ſcheint, nicht völlig übereinſtimmen. Den Artikel über die Fiſchotter nochmal durchleſend, ſehe ich, daß Sie an der Leichtigkeit zweifeln, womit man dieſes Thier zähmen könnte. Unter dem, was ich Ihnen ſagen will, werde ich nichts angeben, was ich nicht geſehen und was nicht tauſend Perſonen gleich mir in der Abtei Saint-Jean-le-Grand zu Autun in den Jahren 1775 und 1776 geſehen haben; ich habe, ſage ich, während eines Zeitraumes von beinahe zwei Jahren zu verſchiedenen Malen eine weibliche Fiſchotter geſehen, die kurze Zeit nach ihrer Geburt in jenes Kloſter gebracht worden war, und welche die Pförtnerinnen zu erziehen ſich das Vergnügen gemacht hatten; ſie hatten ſie mit Milch ernährt, bis ſie zwei Jahr alt war, worauf ſie anfingen, dieſe junge Fiſchotter an alle Art Nahrungsmittel zu gewöhnen; ſie fraß, was von der Suppe übrig blieb, kleine Früchte, Wurzeln, Gemüſe, Fleiſch und Fiſch; aber gekochte Fiſche wollte ſie nicht, und rohe Fiſche fraß ſie nur ganz friſch; waren ſie mehr als einen Tag alt, ſo rührte ſie dieſelben nicht an. Ich verſuchte, ihr kleine Karpfen zu geben, ſie fraß die, welche lebten, und die todten unterſuchte ſie, indem ſie mit der Pfote die Kiemen öffnete, beroch ſie und ließ ſie am häufigſten liegen, ſelbſt wenn man ſie ihr darbot, bevor man ihr lebende gab. Dieſe Fiſchotter war zahm wie ein Hund; ſie antwortete auf den Namen Loup — loup, den ihr die Pförtnerinnen gegeben hatten: ſie folgte ihnen, und ich habe ſie auf ihre Stimme von dem Ende eines weiten Hofes, wo ſie frei ſich erging, zurückkommen ſehen, und obwohl fremd, machte ich, daß ſie mir folgte, indem ich ſie beim Namen rief. Sie war mit der Katze der Pförtnerinnen, mit der ſie aufgezogen worden, vertraut, und ſpielte mit dem Hunde des Gärtners, den ſie ebenfalls früh

gekannt hatte: alle andern Hunde jedoch ſchlug ſie, wenn ſie ſich ihr näherten. Eines Tages hatte ich einen kleinen ſpaniſchen Hund bei mir; ſie that ihm Anfangs nichts; als aber der Hund ſie berochen hatte, gab ſie ihm mit ihren Vorderfüßen zwanzig Ohrfeigen, wie die Katzen zu thuen pflegen, und verfolgte ihn unter Schlägen mit der Naſe und dem Kopf bis zwiſchen meine Beine, und ſeitdem verfolgte ſie ihn eben ſo allemal, wann ſie ihn ſah. So lange der Hund ſich nicht vertheidigte, bediente ſie ſich ihrer Zähne nicht. Bot aber der Hund ihr die Spitze und wollte beißen, dann wurde der Kampf grimmig; und ich habe ziemlich große Hunde, zerfleiſcht und tüchtig zerbiſſen, die Flucht ergreifen ſehen."

„Dieſe Fiſchotter bewohnte die Stube der Pförtnerinnen, und des Nachts ſchlief ſie unter ihrem Bett; des Tages hielt ſie ſich gewöhnlich auf einem Strohſtuhle, auf dem ſie rund lag und ſchlief; und kam ihr die Laune an, ſo ging ſie hin, legte den Kopf und die Vorderfüße in einen Eimer mit Waſſer, der zu ihrem Gebrauch da war, ſchüttelte ſich hierauf und kam wieder, ſich auf den Stuhl zu legen, oder machte einen Luſtgang in den Hof oder in die äußere Wohnung. Ich habe ſie mehreremal in der Sonne liegen ſehen; dann ſchloß ſie die Augen: ich trug, betaſtete, griff ſie bei den Pfoten und ſtreichelte ſie; ſie ſpielte mit meinen Händen, biß darein unmerklich und gab kleine Zähne, wenn man ſo ſagen darf, wie man ſagt, daß die Katzen ein Sammtpfötchen geben. Ich führte ſie eines Tages zu einem kleinen Waſſerpfuhl, wo der Arroxfluß, wenn er übergetreten iſt, Waſſer zurückläßt; es wird Ihnen auffallend erſcheinen und mich überraſchte es ebenfalls: ſie ſchien mit Furcht das Waſſer in ſo großer Menge zu ſehen; ſie ging nicht hinein, ſondern nur ans Ufer, wo ſie ſich, wie in dem Eimer, den Kopf netzte; ich ließ ſie einige Schritte weit ins Waſſer werfen; äußerſt haſtig und mit einer Art von Schreck kann ſie zurück ans Ufer und folgte uns, ſehr zufrieden, ihre Pförtnerinnen wieder zu finden. Kann man nach einer einzigen Thatſache und einem einzigen Individuum folgern, ſo ſcheint die Natur dieſem Thiere denſelben Naturtrieb wie den Enten gegeben zu haben, die, ſobald ſie ausgebrütet ſind, unter der Ente weggehen und im Sumpfe wühlen."

„Dieſe Fiſchotter war ſehr unreinlich; die Nothdurft ſchien ſie plötzlich zu überkommen und ſie verrichtete ſie eben ſo, wo ſie auch war, außer auf dem Hausgeräth, wohl aber auf der Erde und in der Stube wie anderswo. Die Pförtnerinnen hatten ſie ſelbſt nicht durch Züchtigungen gewöhnen können, ihrer Nothdurft wegen nach dem wenig entfernten Hof zu gehen; ſobald ſie ſich geleert hatte, beroch ſie ihren Auswurf, eben ſo wie die Katze und that alsdann einen kleinen Freudenſprung, als wie vergnügt, ſich dieſes Gewichtes entlediget zu haben."

„Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieſe Fiſchotter zu ſehen, weil ich nie nach Autun kam, ohne nach der Abtei Saint=Jean=le=Grand zu gehen, wo Madame de Courtivron eine Muhme hatte; und ich habe zehnmal mit der Fiſchotter zu Mittag gegeſſen, die eine ſehr gute Geſellſchafterin war. Man bot ſie mir an; ich hätte ſie angenommen, um ſie in einer Kette an den Graben meiner Wohnung zu Courtivron zu legen, wo ſie Gelegenheit gehabt hätte, ſich zu begatten, wenn ich nicht die Schwierigkeit erkannt hätte, ſie anzuketten, da der Hals dieſes Thieres faſt denſelben Durchmeſſer hat wie ſein Kopf und ſein Rumpf; ich dachte, ſie könnte entfliehen und die Fiſchottern bei mir vermehren, die dort nur zu gemein ſind.“

„Ich mache es mir zum Vorwurf, mich über dieſen Artikel von den Fiſchottern, als fähig, gut gezähmt zu werden, ſo weitläufig ausgelaſſen zu haben; ich habe jedoch geglaubt, Ihnen ein Beiſpiel von dem geben zu müſſen, was ich in unſerm Bourgogne geſehen; ohne alſo zu den Beiſpielen von Dänemark und Schweden zu greifen, wenn ſie ſo vorhanden ſind, wie der P. Vaniere ſie in ſeinem Gedichte Praedium rusticum gefeiert hat, haben Sie hier Dinge, auf die Sie rechnen können, und in dem, was ich Ihnen ſage, iſt nichts Poetiſches.“

Die kanadiſche Fiſchotter.

Dieſe Fiſchotter, die weit größer als die unſere iſt und ſich in dem Norden Europas finden muß, wie ſie ſich in Kanada findet, hat mich veranlaßt, nachzuſehen, ob es nicht dasſelbe Thier wäre, welches Ariſtoteles unter dem Namen Latax angeführt hat, und von dem er ſagt, es ſei größer und ſtärker als die Fiſchotter. Allein die Angaben, die er darüber mittheilt, paſſen nicht ganz auf jene große Fiſchotter und außerdem fand ich ſie, die Größe abgerechnet, der gemeinen Fiſchotter ganz ähnlich; ich halte ſie daher für keine beſondere Art, ſondern für eine einfache Varietät in der der Fiſchotter; und da die Griechen und beſonders Ariſtoteles ſehr darauf achteten, nur den wirklich der Art nach verſchiedenen Thieren verſchiedene Namen zu geben, ſo ſind wir überzeugt, daß der Latax ein anderes Thier iſt. Außerdem ſind die Fiſchottern, wie die Biber gemeiniglich größer und haben ſchwärzeres und ſchöneres Haar in Amerika als in Europa. Dieſe kanadiſche Fiſchotter muß wirklich größer und ſchwärzer als die franzöſiſche ſein. Indem ich aber unterſuchte, was Ariſtoteles Latax (eine allen Naturforſchern unbekannte Sache) ſein könnte, habe ich gemuthmaßt, es ſei das von Belon unter dem Namen Seewolf angeführte Thier. Uebrigens mag man Ariſtoteles Angabe über den Latax mit Belons Angabe über den Seewolf vergleichen.

Ariſtoteles erwähnt an dieſer Stelle 6 Amphibien, und von dieſen ſechſen kennen wir nur 3: die Robbe, den Biber und die Fiſchotter; die drei andern, nämlich der Latax, das Satherion und das Satyrion, ſind unbekannt geblieben, weil ſie nur mit ihren Namen und ohne alle Beſchreibung angeführt worden. In dieſem Falle, wie in allen, wo man zur Kenntniß der Sache keinen mittelbaren Trennungsſchluß ziehen kann, muß man zum Wege der Ausſchließung ſeine Zuflucht nehmen; mit Erfolg aber kann man ihn nur einſchlagen, wenn man beinahe Alles kennt; man kann alsdann von der Bejahung auf die Verneinung ſchließen und dieſe Verneinung wird durch dieſes Mittel zu einer bejahungsweiſen Kenntniß. Zum Beiſpiel, ich glaube durch mein langes Studium derſelben beinahe alle vierfüßigen Thiere zu kennen; ich weiß, daß Ariſtoteles von denen, die dem amerikaniſchen Feſtland eigenthümlich angehören, keine Kenntniß haben konnte; ich kenne ebenfalls unter den Vierfüßern alle, die Amphibien ſind, und ich trenne vorerſt von ihnen die amerikaniſchen Amphibien, wie den Tapir, den Kabiai, die Ondatra u. ſ. w.; es bleiben mir übrig die Amphibien unſeres Weſtlandes, nämlich das Flußpferd, der Manati oder die Seekuh, die Robben oder Seekälber, Belons Seewolf, der Biber, die Fiſchotter, der Zobel, die Waſſerratte, des Desman, die Waſſerſpitzmaus, und wenn man will, das Ichneumon oder die Manguſte, das Einige als Amphibie angeſehen und ägyptiſche Fiſchotter genannt haben. Aus dieſer Zahl entferne ich den Manati oder die Seekuh, die, nur in den nördlichen Meeren vorkommend, Ariſtoteles unbekannt war; ich entferne aus ihr auch das Flußpferd, die Waſſerratte und das Ichneumon, weil er von ihnen anderwärts redet und ſie mit ihren Namen bezeichnet; ich entferne endlich aus ihr die Robben, den Biber und die Fiſchotter, die wohl bekannt ſind, und die Waſſerſpitzmaus, die der Landſpitzmaus zu ähnlich iſt, als daß ſie je von ihr durch den Namen getrennt worden wäre; es bleiben uns übrig Belons Seewolf, der Zobel und der Desman für den Latax, das Satherion und das Satyrion: von dieſen drei Thieren iſt nur Belons Seewolf größer als die Fiſchotter, das einzige alſo, welches den Latax vertreten kann; folglich vertreten der Zobel und der Desman das Sathereon und das Satyrion. Man fühlt wohl, daß dieſe Muthmaßungen, die ich begründet glaube, doch nicht zu der Zahl derjenigen gehören, welche die Zeit mehr aufhellen könne, wofern man nicht bisher unbekannte, griechiſche Handſchriften entdeckt, in denen ſich dieſe Namen angewendet, d. h. durch neue Angaben erklärt finden.

Die kleine guianiſche Fiſchotter.

St. 22

Pontoppidan verſichert, daß ſich in Norwegen die Fiſchotter gleicher Weiſe an ſalzigen wie an ſüßen Waſſern finde, daß ſie ihre Wohnung in Steinhaufen nehme, aus denen die Jäger ſie durch Nachahmung ihrer Stimme Mittels einer kleinen Pfeife herausbrächten; er fügt hinzu, ſie freſſe nur die fetten Fiſchtheile und eine gezähmte Fiſchotter, der man täglich etwas Milch gebe, brächte fortwährend Fiſche nach Hauſe.

In den von H. de La Borde mitgetheilten Bemerkungen finde ich, daß es in Cayenne drei Arten von Fiſchottern gibt: die ſchwarze, die 40 bis 50 Pfund wiegen mag, die zweite, die gelblich iſt und 20 bis 25 Pfund wiegen kann, und eine dritte weit kleinere Art, deren Haar graulich iſt, und die nur 3 bis 4 Pfund wiegt. Er fügt hinzu, dieſe Thiere ſeien ſehr gemein in Guiana, allen Flüſſen und Sümpfen entlang, weil es dort überaus viele Fiſche gebe; ſie wandern ſelbſt in manchesmal ſehr zahlreichen Schaaren; ſie ſind ſcheu und laſſen ſich nicht nahe kommen; um ſie zu erhalten, muß man ſie überraſchen; ſie haben einen ſcharfen Zahn und vertheidigen ſich gegen die Hunde gut. Ihre Jungen werfen ſie in Löchern, die ſie am Rande der Gewäſſer graben; man zieht ſie oft in den Häuſern auf. Ich habe bemerkt, ſagt H. de La Borde, daß ſich alle Thiere von Guiana leicht an die Hausgenoſſenſchaft gewöhnen und durch ihre große Vertraulichkeit läſtig werden.

H. Aublet, ein gelehrter Botaniker, den wir ſchon angeführt haben, und H. Olivier, Wundarzt des Königs, die beide lange Zeit in Guiana und im Lande Oyapok gewohnt, haben mir verſichert, es gebe dort ſo große Fiſchottern, daß ſie an 90 und 100 Pfund wögen; ſie halten ſich in den großen Flüſſen auf, die nicht ſtark beſucht werden, und man ſieht ihren Kopf über dem Waſſer; ſie geben ein Geſchrei von ſich, das man ſehr weit hört; ihr Haar iſt äußerſt ſanft, aber kürzer als das des Bibers; ihre gewöhnliche Farbe iſt mönchbraun; dieſe Fiſchottern leben von Fiſchen und freſſen auch den Samen, der an den Flußufern ins Waſſer fällt.

Hier wollen wir die Beſchreibung eines kleinen Thieres geben, das uns unter dem Namen kleine Waſſerfiſchotter von Cayenne zugeſchickt worden, und die uns jene dritte Art zu ſein ſcheint, von der H. de la Borde ſpricht. Sie hat nur 6 Zoll Länge, von der Naſenſpitze bis zum Rumpfende; dieſe Fiſchotter hat einen unbehaarten Schwanz wie die Waſſerratte, 6 Zoll 7 Linien lang und an der Wurzel 5 Linien dick, dabei aber bis zum Ende ſtets abnehmend. Dieſes iſt weiß, während der übrige Theil des Schwanzes braun iſt; und anſtatt mit Haar iſt er

mit einer gekörnten und wie Chagrin ſteifen Haut bedeckt; er iſt unterhalb platt und oberhalb gewölbt. Der Bart iſt einen Zoll lang, eben ſo die großen Haare unter ſeinen Augen; der ganze Theil unterhalb des Kopfes und des Körpers iſt weiß, eben ſo zwiſchen den Vorderbeinen; der obere Theil und die Seiten des Kopfes und Körpers ſind mit großen ſchwärzlich braunen Flecken beſprenkelt, deren Zwiſchenräume mit einem gelblichen Grau angefüllt ſind. Die ſchwarzen Flecken ſind ebenmäßig auf jeder Seite des Körpers; ein weißer Flecken befindet ſich über dem Auge; die Ohren ſind groß und erſcheinen etwas geſtreckter als die unſerer Fiſchottern. Die Beine ſind ſehr kurz. Die Vorderfüße haben 5 Zehen ohne Schwimmhäute; die Hinterfüße haben ebenfalls 5 Zehen aber mit Schwimmhäuten.

Die Sarikovienne oder Meerotter.

Te. 22

„Die Sarikovienne“, ſagt Thevet, „findet ſich längs des La Plata; ſie hat eine Amphibiennatur, da ſie mehr im Waſſer als auf dem Lande wohnt. Dieſes Thier iſt ſo groß wie eine Katze und ſeine grau und ſchwarz gemiſchte Haut ſo fein wie Sammt; ſeine Füße ſind wie die eines Waſſervogels gebaut; übrigens iſt ſein Fleiſch ſehr koſtbar und ſehr gut zu eſſen.“ Ich beginne mit der Anführung dieſer Stelle, weil die Naturforſcher dieſes Thier unter dieſem Namen nicht kannten und nicht wußten, daß der braſiliſche Karigueibeju, welcher dasſelbe Thier iſt, zwiſchen den Zehen Schwimmhäute beſäße. Wirklich redet Marcgrave, der ſeine Beſchreibung gibt, von dieſem Merkmal nicht, das doch weſentlich iſt, da es dieſe Art der der Fiſchotter, ſo ſehr als möglich, nähert.

Ich glaube auch, daß das Thier, deſſen Gumilla unter dem Namen Guachi Erwähnung thut, wohl daſſelbe wie die Sarikovienne ſein könnte, und daß es eine in ganz Südamerika gemeine Fiſchotterart iſt. Nach der Beſchreibung, welche Maregrave und Desmarchais von ihm gegeben haben, ſieht man, daß dieſes Amphibienthier die Größe eines Hundes von mäßigem Leibwuchſe, wie die Katze einen runden Obertheil des Kopfes, wie der Hund eine etwas lange Schnauze, Zähne und Bart wie die Katze, kleine, ſchwarze, runde Augen, gerundete und tief ſtehende Ohren, 5 Zehen an allen Füßen hat; die großen Zehen ſind kürzer als die andern, die alle mit braunen und ſcharfen Nägeln bewaffnet ſind; der Schwanz ſo lang wie die Hinterbeine, das Haar ziemlich kurz und ſehr ſanft, auf dem ganzen Körper ſchwarz, auf dem Kopfe braun, mit einem weißen Flecken an der Kehle. Sein Geſchrei iſt beinahe wie das eines jungen Hundes und es unterbricht es zuweilen durch ein anderes, der

Stimme des Saguins ähnliches Geſchrei. Es lebt von Krabben und Fiſchen; man kann es aber auch mit Maniokmehl, das man in Waſſer zergehen läßt, ernähren. Seine Haut gibt einen guten Pelz; und obwohl es viele Fiſche frißt, hat ſein Fleiſch keinen Sumpfgeſchmack; es iſt im Gegentheil ſehr geſund und ſehr gut zu eſſen.

* Wir haben in dem Artikel über die Sarikovienne oder Marcgraves Karigueibeju geſagt, dieſes Thier ſcheine ſich auf den meiſten fiſchreichen Küſten und Mündungen großer Ströme in den wüſten Seeufern Südamerikas zu finden; wir wußten jedoch damal nicht, daß dieſes nämliche Thier auf Kamtſchatka und den Küſten und Eilanden dieſes ganzen nordöſtlichen Theiles des alten Feſtlandes ſich wiederfindet, ohne daß die Verſchiedenheit des Himmelsſtriches auf die Art, die ſich überall als dieſelbe zeigt, eingewirkt zu haben ſcheint. Dieſe Sarikoviennen von Kamtſchatka ſind von Herrn Steller ſorgfältig beſchrieben worden, und vergleicht man ſeine mit Marcgravs Beſchreibung, ſo kann man nicht zweifeln, daß die Art dieſes Sarikoviennen von Kamtſchatka dieſelbe wie jene des Karigueibeju oder der Sarikovienne von Amerika iſt: eben ſo wird man ſehen, daß die Seelöwen, die Seebären und die meiſten Robben in den von einander entfernteſten Meeren und unter den entgegengeſetzteſten Himmelsſtrichen ſich als dieſelbigen wiederfinden.

Die auf Kamtſchatka wohnenden Ruſſen geben der Sarikovienne den Namen Bobr oder Biber, obwohl ſie dem Biber nur in der Länge ihres Haares gleicht und in ſeiner äußern Form nur wenig Aehnlichkeit mit ihm hat; denn es iſt eine wahre Fiſchotter, zu der wir nicht allein jene großen braſiliſchen und guianiſchen Fiſchottern, von denen wir geſprochen, ziehen werden, ſondern auch jene kanadiſche Fiſchotter, über die wir die Angabe (S. 309) mitgetheilt haben und die von dem Wuchs und der Art der Sarikoviennen zu ſein ſcheint.

Man ſieht dieſe Sarikoviennen oder Seeottern auf den öſtlichen Küſten von Kamtſchatka und den benachbarten Eilanden vom 50. bis zum 56. Grad, und nur wenige oder gar keine finden ſich in dem Binnenmeer im Weſten von Kamtſchatka, oder jenſeit der dritten kuriliſchen Inſel. Sie ſind weder bösartig noch ſcheu, da ſie ſelbſt ziemlich anhaltend an den Oertern ſitzen bleiben, die ſie zur Wohnung ausgewählt haben; ſie ſcheinen die Robben zu fürchten, oder meiden wenigſtens die Gegenden, welche dieſelben bewohnen und lieben nur die Gemeinſchaft mit ihrer Art. Man ſieht ſie in ſehr großer Anzahl auf allen unbewohnten Eilanden des Meeres öſtlich von Kamtſchatka. Es gab ihrer 1742 eine ſo große Menge auf der Behringsinſel, daß die Ruſſen mehr als 800 tödteten. „Da dieſe Thiere,“ ſagt Herr Steller, zuvor nie Menſchen geſehen hatten,

ſo waren ſie weder furchtſam noch wild; ſie näherten ſich ſelbſt den Feuern, die wir anzündeten, bis ſie durch ihr Unglück unterrichtet, uns zu fliehen begannen.“

Den Winter hindurch halten ſich dieſe Sarikovienne bald im Meer auf dem Eiſe, bald auf dem Ufer; im Sommer gehen ſie in die Flüſſe und ſelbſt in die Binnenſeen, wo es ihnen ſehr zu gefallen ſcheint; in den heißeſten Tagen ſuchen ſie die friſchen und ſchattigen Plätze, um zu ruhen. Beim Heraustreten aus dem Waſſer ſchütteln ſie ſich, und legen ſich wie die Hunde rund auf die Erde nieder; bevor ſie jedoch einſchlummern, ſuchen ſie mehr durch den Geruch als durch das bei ihnen ſchwache und kurze Geſicht zu erfahren, ob ſie keine Feinde in ihrer Umgebung zu fürchten haben. Vom Ufer entfernen ſie ſich nur auf kleine Strecken, um in der Gefahr ſchnell das Waſſer wieder erreichen zu können; denn obſchon ſie ziemlich ſchnell laufen, kann ein flinker Menſch ſie leicht einholen; aber dafür ſchwimmen ſie mit einer ſehr großen Raſchheit, und wie es ihnen gefällt, d. h. auf dem Bauch, auf dem Rücken, auf den Seiten und in einer faſt ſenkrechten Stellung.

Das Männchen hält ſich nur zu einem einzigen Weibchen, mit dem es in Geſellſchaft wandert und das es ſehr zu lieben ſcheint, indem es dasſelbe weder zu Lande noch zu Waſſer verläßt. Wahrſcheinlich hegen ſie in der That zu allen Zeiten des Jahres Geſchlechtsliebe zu einander; denn zu allen Jahreszeiten ſieht man neugeborene Junge; und bisweilen folgen den Eltern noch Junge von verſchiedenem Alter aus den vorigen Würfen; denn ihre Junge verlaſſen ſie erſt, wann ſie erwachſen ſind und eine neue Familie bilden können. Die Weibchen bringen nur ein Junges auf einmal und ſelten zwei. Die Tragezeit dauert ungefähr 8 bis 9 Monate; ſie werfen auf den Küſten oder den Inſeln, die am wenigſten beſucht werden, und das Junge hat ſchon von ſeiner Geburt an alle ſeine Zähne; nur ſind die Hundszähne weniger vorgerückt als die andern; die Mutter ſäugt es beinahe ein Jahr lang, woraus man vermuthen kann, daß ſie erſt ein Jahr, nachdem ſie geworfen hat, in Brunſt kommt. Sie liebt ihr Junges leidenſchaftlich und läßt nicht ab, es mit Sorgen und Liebkoſungen zu überhäufen, unaufhörlich, ſei es auf dem Lande, ſei es im Waſſer, mit ihm ſpielend; ſie lehrt es ſchwimmen, und iſt es müde, ſo nimmt ſie es ins Maul, um ihm einige Augenblicke Ruhe zu geben. Sollte man es ihr wegnehmen wollen, ſo ſtößt ſie Geſchrei und klägliches Gewimmer aus; man muß ſelbſt Vorſichtsmaßregeln treffen, wenn man es ihr rauben will; denn, obwohl ſanft und ſchüchtern, vertheidigt ſie es mit einem Muth, der an Verzweiflung gränzt und läßt ſich oft lieber auf der Stelle tödten, als daß ſie es Preis gäbe.

Dieſe Thiere ernähren ſich von Schaltthieren, Muſcheln, großen Polypen und andern weichen Fiſchen, die ſie auf dem Küſtenſande und den ſchlammigen Ufern zur Zeit der Ebbe geſammelt haben; denn ſie können nicht lange genug unter dem Waſſer verweilen, um ſie in der Tiefe des Meeres zu fangen, da bei ihnen nicht wie bei den Robben das länglich runde Loch des Herzens offen iſt. Sie freſſen auch Fiſche mit Schuppen, wie Meeraale u. ſ. w., Früchte, die im Sommer aufs Ufer ausgeworfen worden, und ſelbſt Flechten, wenn ihnen jede andere Nahrung fehlt; ſie können aber 3 bis 4 Tage nacheinander ohne Nahrung zubringen. Ihr Fleiſch iſt beſſer zu eſſen als das der Robben, beſonders das der Weibchen, welches fett und zart iſt, wann ſie trächtig ſind und bald werfen wollen, und das der Jungen, welches ſehr zart und dem Lammfleiſch ziemlich ähnlich iſt; das Fleiſch der Alten aber iſt ſehr hart. „Es war," ſagt Herr Steller, „unſere vornehmſte Speiſe auf der Behringsinſel; ſie bekam uns ganz wohl, obgleich wir ſie allein und ohne Brot und oft halbroh aßen; die Leber, die Nieren und das Herz ſind durchaus denen des Kalbes ähnlich."

Auf Kamtſchatka und den Kurilen ſieht man oft die Sarikoviennen auf Eisſchollen ankommen, welche von einem im Winter an dieſen Küſten von Zeit zu Zeit herrſchenden Oſtwinde getrieben werden. Von der Küſte von Amerika kommen die Eisſchollen in ſo großer Menge, daß ſie ſich anhäufen und ein mehrere Meilen langes Eisfeld auf dem Meere bilden. Um die Häute der Sarikoviennen zu erhalten, wagen ſich die Jäger oft ſehr weit auf dieſe Eisſchollen mit Schlittſchuhen, die bei etwa 8 Zoll Breite 5 bis 6 Fuß Länge haben und ihnen folglich die Kühnheit geben, an Stellen zu gehen, wo das Eis nicht ſehr dick iſt; wird aber dieſes Eis durch einen widrigen Wind ins Weite getrieben, ſo finden ſie ſich oft in Gefahr umzukommen, oder zuweilen mehrere Tage nach einander auf dem Meer umherzuirren, ehe ſie mit dieſem nämlichen Eiſe durch einen günſtigen Wind ans Land zurückgeführt werden. Im Februar, März und April unternehmen ſie dieſe gefahrvolle, aber auch gewinnreiche Jagd; denn alsdann fangen ſie eine größere Menge dieſer Thiere als zu jeder andern Jahreszeit; gleichwohl aber jagen ſie auch im Sommer nach ihnen, auf dem Lande ſie aufſuchend, wo man ſie oft im Schlafe antrifft; man fängt ſie auch in dieſer ſelben Jahreszeit mit Netzen, die man im Meere ſpannt oder verfolgt ſie auch in einem Kanot, bis ſie von Müdigkeit überwältigt werden.

Ihr Fell gibt einen ſehr ſchönen Pelz. Die Chineſen kaufen ſie faſt alle und bezahlen ſie ſelbſt mit 70, 80 und 100 Rubeln das Stück, und deshalb kommen ſehr wenige nach Rußland. Die Schönheit dieſer Pelze

wechſelt nach der Jahreszeit; die beſten und ſchönſten ſind die Pelze der in den Monaten März, April und Mai getödteten Sarikoviennen. Doch haben dieſe Pelze auch das Nachtheilige, daß ſie dick und ſchwer ſind; ſonſt würden ſie die Zobel übertreffen, deren ſchönſte kein ſo ſchönes Schwarz haben. Man muß indeſſen nicht glauben, daß das Haar dieſer Sarikoviennen bei allen Individuen gleich ſchwarz ſei; denn die Farbe von manchen iſt bräunlich wie die der Flußotter; andere haben eine Silberfarbe auf dem Kopfe; bei andern wechſeln der Kopf, das Kinn und die Bruſt in langen, ſehr weißen und ſanften Haaren; andere endlich haben eine gelbliche Bruſt und tragen mehr einen krauſen, braunen und kurzen Filz auf dem Körper als ein wahres Pelzhaar. Uebrigens ſind die braunen oder ſchwarzen Haare dies nur bis zur Hälfte ihrer Länge; alle ſind an der Wurzel weiß, und ihre Länge beträgt im Ganzen etwa einen bis anderthalb Zoll auf dem Rücken, dem Schwanz und an den Seiten des Körpers; auf dem Kopf und an den Gliedern ſind ſie kürzer; aber unterhalb dieſes erſten langen Haares iſt wie bei den Seebären eine Art Flaum oder Filz von brauner oder ſchwarzer Farbe wie das Ende der großen Haare des Rumpfes. Leicht unterſcheidet man die Häute der Weibchen von denen der Männchen, weil jene kleiner, ſchwärzer ſind und unter dem Bauch ein längeres Haar haben; auch die Jungen haben im erſten Alter ein ſchwarzes oder ſehr braunes und ſehr langes Haar; nach 5 bis 6 Monaten aber verlieren ſie dieſes ſchöne Haar, und nach einem Jahre ſind ſie nur von ihrem Filz bedeckt, und die langen Haare bedecken ihn erſt im folgenden Jahre. Die Mauſe geht bei den Erwachſenen auf eine von der der andern Thiere verſchiedene Weiſe vor ſich: einige Haare fallen im Juli und Auguſt aus, und die andern nehmen alsdann eine etwas braunere Farbe an.

Insgemein haben die Sarikoviennen eine Länge von ungefähr 2 Fuß 10 Zoll von der Spitze der Schnauze an bis zur Wurzel des 12 bis 13 Zoll langen Schwanzes; ſie wiegen 70 bis 80 Pfund. Die Sarikovienne gleicht der Landfiſchotter in der Form des Körpers, der nur in jeder Beziehung weit dicker iſt; bei allen zweien ſtehen die Hinterfüße näher am After als bei den übrigen Vierfüßern. Die Ohren ſind gerade, kegelförmig und behaart wie beim Seebär; ſie ſind faſt einen Zoll lang bei eben ſo großer Breite und ungefähr 5 Zoll von einander entfernt. Die Augen und Augenlieder gleichen ziemlich denen des Haſen und haben beinahe dieſelbe Größe; die Farbe der Iris wechſelt bei den verſchiedenen Individuen; denn ſie iſt bei den einen braun und bei den andern ſchwärzlich; am großen Winkel eines jeden Auges befindet ſich ein Häutchen, wie beim Seebär, der ſein Auge kaum zur Hälfte öffnen kann.

Die Naſlöcher ſind ſehr ſchwarz, gerunzelt und unbehaart und die Lefzen beinahe eben ſo dick wie die der gemeinen Robbe. Die Oeffnung des Maules iſt mittelmäßig, da ſie von der Spitze der Schnauze bis zum Mundwinkel nur ungefähr 3 Linien Länge hat; der Oberkiefer rückt um einen halben Zoll über den Unterkiefer vor; beide ſind mit einem weißen, abwärts gerichteten Bart verſehen, deſſen ſteife Haare neben den Mundwinkeln 3 Zoll, an den Naslöchern aber nur einen Zoll lang ſind. Der Oberkiefer iſt mit 14 Zähnen bewaffnet: erſt ſind 4 ſehr ſcharfe und 2 Linien lange Schneidezähne da, ſodann auf jeder Seite ein kegelförmiger, etwas rückwärts gebogener und ungefähr einen Zoll langer Hundszahn; nach den Hundszähnen folgen auf jeder Seite Mahlzähne, die breit und dick ſind, beſonders der in der Tiefe, und dieſe letzten Zähne ſind ſehr geeignet, die Muſcheln zu zerbrechen und die Schalthiere zu zerbröckeln.

Im Unterkiefer iſt die Anzahl der Zähne gewöhnlich 16; erſt ſind, wie im Oberkiefer, 4 Schneidezähne und 2 Hundszähne da, dieſe letztern nur ungefähr 8 Linien lang; aber auf jeder Seite ſind 5 Mahlzähne, von denen die beiden letzten in der Kehle liegen; mithin iſt die Geſammtanzahl der Zähne der Sarikovienne insgemein 30; da jedoch einige Individuen auch 5 Mahlzähne auf jeder Seite im Oberkiefer haben, ſo kommt zuweilen eine Anzahl von 32 Zähnen vor; die Zunge iſt von ihrer Einfügung bis zu ihrem Ende, bei einer Breite von nur einem halben Zoll, 3 Zoll 3 Linien lang; ſie iſt mit Wärzchen bedeckt und an der Spitze etwas gabelförmig.

Die Füße, ſo die Vorder= wie die Hinterfüße, ſind bis an die Nägel behaart und nicht feſt in der Haut verborgen; ſie ſind ſichtbar und auswendig, wie die der vierfüßigen Landthiere; ſo daß die Sarikovienne gehen und laufen kann, obwohl langſam. Die Vorderfüße ſind nur 11 bis 12 Zoll lang und kürzer als die Hinterfüße, die 14 bis 15 Zoll haben; ſo kommt es, daß dieſes Thier am Hinterleibe höher iſt und ſein Rücken etwas gewölbt erſcheint. Die Vorderfüße ſind, den Nägeln nach, denen der Katzen ziemlich ähnlich und unterſcheiden ſich von denen der Landfiſchotter darin, daß ſie durch eine behaarte Haut verbunden ſind. Die braune, unten mit Schwielen verſehene Fußſohle iſt gerundet und in 5 Zehen geſpalten; die zwei mittlern ſind etwas länger als die andern und die innere etwas kürzer als die äußere. Dieſe gebogenen Zehen der Vorderfüße dienen, um die Muſcheln von den Felſen abzulöſen. Die Vorderfüße haben auch 5 Zehen, die eben ſo durch eine haarige Haut verbunden und wie die der ruderfüßigen Vögel geformt ſind; der Tarſos, der Metatarſos und die Zehen dieſer Hinterfüße ſind weit länger und breiter als die der Vorderfüße, die Nägel daran ſcharf, aber ziemlich

kurz; die äußere Zehe iſt etwas länger als die andern, die nacheinander kleiner werden, und die Haut der Sohlen an dieſen Hinterfüßen iſt ebenfalls braun oder ſchwarz wie an den Vorderfüßen.

Der Schwanz iſt dem der Landfiſchotter vollkommen ähnlich, d. h. oben und unten platt, nur iſt er im Verhältniſſe zum Körper etwas kürzer; eine dichte, mit ſehr ſanften und feſt anſchließenden Haaren verſehene Haut bedeckt ihn.

Die Ruthe des Männchens ſteckt in einer Scheide unter der Haut und die Oeffnung dieſer Scheide liegt ein Drittel weit in der Länge des Körpers; dieſe 8 Zoll lange Ruthe enthält einen 6 Zoll langen Knochen; die Hoden werden von keinem Sack eingeſchloſſen, ſondern blos von der gewöhnlichen Haut bedeckt; die Bärmutter der Weibchen iſt ziemlich groß und liegt einen Zoll weit unter dem After.

Wir müſſen bemerken, daß das von H. Kracheninnikov unter dem Namen Seebiber angeführte Thier wohl dasſelbe wie die Sarikovienne ſein könnte, obwohl er es ſo groß angibt wie jenes, das er Seekatze nennt und welches der Seebär iſt; denn es gibt weit größere Sarikoviennen als die ſind, deren Ausmeſſungen wir eben nach H. Steller angegeben haben, und in Guiana und Braſilien hat man weit dickere geſehen, als die von Kamtſchatka ſind; übrigens ſcheint es nach der Angabe des H. Kracheninnikov ſelbſt, daß ſein Seebiber dieſelben Gewohnheiten wie die Sarikovienne hat, die bei den ſibiriſchen Ruſſen den Namen Bobr oder Biber trägt. H. Steller, der in den Seegegenden von Kamtſchatka ſo lange gewohnt und alle Thiere derſelben beſchrieben hat, thut von dieſem Seebiber, der ſo groß wie der Seebär iſt, keine Erwähnung, und allem Anſchein zu Folge hat H. Kracheninnikov nur nach vielleicht übertriebenen Erzählungen von ihm geſprochen. Zu dieſen Beweiſen mag man die Schlüſſe fügen, die ſich aus dem Ergebniſſe der Beobachtungen verſchiedener Reiſenden auf Kamtſchatka ziehen laſſen, die ſich kurz zuſammengefaßt im 9. Bande Seite 365 der Reiſen befinden, wo geſagt wird, „daß die Seebiberfelle einen beträchtlichen Gewinn für Rußland abwerfen; daß die Kamtſchatdalen mit dieſen Häuten von den Koſaken alle ihre Bedürfniſſe kaufen können, und daß die Koſaken dieſe Pelze gegen andere Gegenſtände an die ruſſiſchen Kaufleute verkaufen, die in ihrem Handel mit China viel gewinnen, und daß die Zeit der Jagd der Seebiber die günſtigſte zur Erhebung der Auflagen iſt; denn die Kamtſchatdalen geben einen Biber gegen einen Fuchs oder einen Zobel, obwohl er wenigſtens fünfmal größern Werth hat und für 90 Rubel verkauft wird u. ſ. w.“ Man ſieht, daß ſich dies alles auf die Sarikovienne bezieht und allem Anſchein nach Kracheninnikov ſich geirrt hat, als er ſagte, ſein Seebiber wäre ſo groß wie ſeine Seekatze, d. h. wie der Seebär.

Uebrigens wird die Sarikovienne, die im Ruſſiſchen Bobr oder Biber heißt in der kamtſchatdaliſchen Sprache Haikon, bei den Koreaken Kalaga und bei den Kurilen Rackon genannt.

Ich muß hinzufügen, daß es mir gemäß neuen in Betreff der amerikaniſchen Sarikoviennen aus Guiana erhaltenen Belehrungen ſcheint, daß ſie nach Größe und Farbe ſehr voneinander abweichen; ihre Art iſt an den niedrigen Küſten und an der Mündung der großen Ströme des mittäglichen Amerikas gemein.

Ihr Fell iſt ſehr dick, und ihr Haar gewöhnlich mehr oder minder dunkel = und zuweilen ſilbergrau; ihr Geſchrei iſt ein rauher und heiſerer Ton. Dieſe Thiere wandern truppweiſe und beſuchen die überſchwemmten Savannen; ſie ſchwimmen den Kopf außer dem Waſſer und oft mit offenem Maule; zuweilen ſelbſt anſtatt zu fliehen, umringen ſie in großer Menge unter lautem Geſchrei ein Kanot und es fällt leicht, eine große Menge zu tödten. Uebrigens ſagt man, ſei es ziemlich ſchwer eine Sarikovienne im Waſſer zu fangen dann ſelbſt, wenn man ſie getödtet hat; ſie laſſe ſich, ſobald ſie verwundet worden, unterſinken und man verlöre ſeine Zeit, wollte man den Augenblick abwarten, worin ſie wiedererſcheinen möchte, zumal in einem fließenden Waſſer, das ſie mit forttreiben könnte.

Die Jaguare oder Kuguare führen Krieg mit ihnen und hören nicht auf, viele von ihnen zu rauben und zu freſſen; ſie halten ſich auf der Lauer und kommt eine Sarikovienne vorüber, ſo ſtürzen ſie ſich über ſie her, folgen ihr ins Waſſer hinein, tödten ſie dort und bringen ſie dann aufs Land, um ſie zu verſchlingen.

Wir haben, dem Zeugniſſe des H. de La Borde zu Folge, geſagt, es gebe in Cayenne drei der Größe nach ſehr verſchiedene Fiſchotterarten: die beiden größten dieſer Fiſchottern ſcheinen Sarikoviennen zu ſein, die ſich der Geſtalt nach ſo ſehr gleichen, daß man ſie ohne Schwierigkeit zu einer und derſelben Art ziehen kann, zudem, da man als eine allgemeine Erſcheinung bemerken muß, daß in der Art der Sarikovienne, ſo wie in der des Jaguars und mehrerer anderer Thiere der faſt öden Gegenden, ſie in der Nachbarſchaft der bewohnten Orte kleiner als tief im Lande ſind, weil man ſie jung tödtet und ihnen die Zeit nicht läßt, ihr völliges Wachsthum zu erreichen.

Der Steinmarder.

Die meiſten Naturforſcher ſchreiben, der Steinmarder und der Baummarder wären Thiere derſelben Art. Gesner und Ray ſagen nach Albert, ſie begatteten ſich miteinander. Indeſſen ſcheint uns dieſe, durch

kein Zeugniß unterſtützte Angabe wenigſtens zweifelhaft; und wir glauben im Gegentheil, daß dieſe Thiere, ſich keinesweges miteinander begattend, zwei verſchiedene und getrennte Arten ausmachen. Zu den Gründen, die H. Daubenton dafür angibt, kann ich Beiſpiele fügen, welche die Sache merklicher machen. Wäre der Baummarder der wilde Marder oder der Steinmarder der Hausmarder, ſo verhielte es ſich mit dieſen beiden Thieren wie mit der wilden Katze und der Hauskatze; das erſte würde beſtändig dieſelben Merkmale behalten und das zweite wechſeln, wie man es an der wilden Katze, die immer dieſelbe bleibt, und an der zahmen ſieht, die allerlei Farben annimmt. Dagegen wechſelt der Steinmarder oder, wenn man will, der Hausmarder keineswegs; er hat ſeine eigenthümlichen, beſondern und insgeſammt eben ſo beſtändigen Merkmale, wie die des wilden Marders ſind; dies allein dürfte hinreichen, um zu beweiſen, daß es nicht eine reine Varietät, eine einfache, durch den Zuſtand der Hausgenoſſenſchaft hervorgebrachte Verſchiedenheit iſt. Außerdem nennt man den Steinmarder ohne allen Grund Hausmarder, da er eben ſo wenig wie der Fuchs, der Iltis, ein Hausthier iſt, die ſich, gleich ihm, den Häuſern nahen, um dort ihre Beute zu ſuchen, und er mit dem Menſchen nicht mehr Umgang, nicht mehr Gemeinſchaft hat, als die andern Thiere, die wir wilde nennen. Er unterſcheidet ſich alſo von dem Baummarder dem Naturell und dem Temperamente nach, da dieſer die offenen Orte flieht, in der Tiefe der Wälder wohnt, auf den Bäumen bleibt, ſich nur in den kalten Erdſtrichen in großer Menge findet, wogegen der Steinmarder ſich den Wohnungen nähert, ſich ſelbſt in den alten Gebäuden, auf den Heuſpeichern, in Mauerlöchern niederläßt; da endlich ſeine Art in großer Menge durch alle gemäßigte und ſelbſt durch die heißen Erdſtriche, wie auf Madagaskar, auf den Maldiven, allgemein verbreitet iſt und ſich in den Ländern des Nordens nicht findet.

Der Steinmarder hat eine ſehr feine Geſichtsbildung; ſein Auge iſt lebhaft, ſein Sprung leicht, ſeine Glieder geſchmeidig, ſein Körper biegſam, all ſeine Bewegungen äußerſt hurtig; er ſpringt und hüpft mehr, als er geht; leicht klettert er an Mauern, die nicht gut beworfen ſind, hinauf, dringt in die Taubenſchläge, Hühnerſtälle u. ſ. w., frißt die Eier, Tauben, Hühner u. ſ. w., tödtet manchmal eine große Menge und bringt ſie ſeinen Jungen; auch fängt er die Mäuſe, Ratten, Maulwürfe, Vögel in ihren Neſtern. Wir haben einen aufziehen laſſen und lange behalten: er zähmt ſich bis zu einem gewiſſen Grade; anhänglich aber wird er nicht und bleibt immer ſo wild, daß man genöthigt iſt, ihn an der Kette zu halten. Gegen die Katzen führte er Krieg; auch fiel er über die Hühner her, ſobald er ſich in ihrer Nähe befand. Obwohl in der Mitte des

Körpers angebunden, entwiſchte er oft; die erſtenmale entfernte er ſich kaum und kam nach Verlauf einiger Stunden zurück, ohne jedoch Freude, ohne Anhänglichkeit für jemanden zu äußern; er begehrte indeſſen, wie die Katze und der Hund, zu freſſen; bald hernach blieb er länger aus und zuletzt kam er gar nicht wieder. Er hatte damal ein Alter von anderthalb Jahren, offenbar ein Alter, worin die Natur die Ueberhand gewonnen hatte. Er fraß von Allem, was man ihm gab, mit Ausnahme der Salade und der Gräſer; den Honig liebte er ſehr und den Hanfſamen zog er jedem andern Samen vor. Man bemerkte, daß er häufig trank, zuweilen zwei Tage nacheinander ſchlief und zuweilen auch zwei bis drei Tage ohne Schlaf zubrachte; daß er vor dem Schlaf ſich rund legte, den Kopf verbarg und mit ſeinem Schwanz umgab; daß er, ſo lange er nicht ſchlief, in einer beſtändigen, ſo läſtigen und ſo gewaltſamen Bewegung war, daß man ſelbſt, wann er nicht über Geflügel hergefallen wäre, ihn anzuketten genöthigt geweſen ſein würde, damit er nicht Alles zerbrach. Wir haben einige andere Steinmarder gehabt, die man in Netzen gefangen hatte; dieſe blieben jedoch völlig wild; ſie biſſen diejenigen, die ſie berühren wollten, und mochten nur rohes Fleiſch freſſen.

Die weiblichen Steinmarder, ſagt man, tragen eben ſo lange, wie die Katzen. Man findet Junge vom Frühling an bis in den Herbſt, was die Vermuthung erwecken muß, daß ſie jährlich mehr als einmal werfen; die jüngſten werfen nur drei bis vier Junge, die älteſten bis an ſieben. Um zu werfen, laſſen ſie ſich in einem Heumagazin, in einem Mauerloch nieder, wo ſie Stroh und Gras aufſchichten, zuweilen in einer Felſenſpalte oder in einem Baumſtamm, wohin ſie Moos bringen; und werden ſie beunruhigt, ſo ziehen ſie aus und bringen ihre Jungen anderswohin. Dieſe wachſen ziemlich ſchnell; denn jener, den wir haben aufziehen laſſen, hatte nach Verlauf eines Jahres, faſt ſeine natürliche Größe erreicht; und daraus kann man folgern, daß dieſe Thiere nur 8 bis 10 Jahre leben. Sie haben einen nicht ganz unangenehmen Geruch von falſchem Biſam: die Baummarder und Steinmarder wie viele andern Thiere haben inwendig Bläschen, die einen duftenden Stoff enthalten, ähnlich dem, welchen die Zivette liefert; ihr Fleiſch hat etwas von dieſem Geruch; indeſſen iſt das des Baummarders nicht übel zu genießen; das des Steinmarders iſt unangenehmer und ſein Fell ebenfalls minder geſchätzt.

Der Steinmarder von Guiana.

Wir theilen hier die Beſchreibung und Abbildung eines amerikaniſchen Thieres mit, welches dem H. Aubry, Pfarrer von Saint=Louis, aus Guiana zugeſchickt worden und ſich wie Alles, was man in ſeinem Kabinette

ſieht, in ſehr gutem Zuſtande befindet. Obwohl dieſem Thiere die Zähne fehlen, ſchien es mir in all ſeinen andern Theilen unſerm Steinmarder der Körpergeſtalt nach ſo ähnlich, daß ich gedacht habe, man könnte es als eine Varietät in der Art des Steinmarders anſehen, von dem dieſe ſich nur durch die Farbe des ſchwarz und weiß marmorirten Haares, durch die Flecken auf dem Kopf und den kürzern Schwanz unterſcheidet. Dieſer Steinmarder von Guiana hat von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes 20 Zoll Länge; er iſt folglich kürzer als unſer Steinmarder, der nur 16½ bis 17 Zoll hat; der Schwanz aber iſt im Verhältniſſe zum Körper viel kürzer. Die Schnauze ſcheint etwas länger als die unſerer Steinmarder zu ſein; ſie iſt ganz ſchwarz und dieſes Schwarz dehnt ſich über den Augen aus, zieht ſich unter den Ohren längs dem Halſe hin und verliert ſich in dem Achſelhaar. Oberhalb der Augen iſt ein großer Flecken, der ſich über die ganze Stirn erſtreckt, die Ohren einſchließt und längs dem Halſe einen weißen und ſchmalen Streifen bildet, der ſich jenſeit des Halſes gegen die Achſeln hin verliert. Die Ohren ſind denen unſerer Steinmarder vollkommen ähnlich; der obere Theil des Kopfes ſcheint grau und mit weißen Haaren gemiſcht; der Hals iſt braun mit Aſchgrau gemiſcht, und der Leib mit gemiſchten Haaren, wie der des ſogenannten reichen Kaninchens, d. h. mit weißem und ſchwärzlichem Haar bedeckt. Dieſe Haare ſind an der Wurzel grau und aſchfarbig, dann braun, ſchwarz und an ihrem Ende weiß. Der obere Theil des Kiefers hat eine ſchwarzbraune Farbe, die ſich unter den Hals erſtreckt und unter dem Bauche ſchwächer und zu einer hell= oder kaſtanienbraunen Farbe wird. Die Beine und Füße bedeckt ein röthlich ſchwarzes, glänzendes Haar und die Zehen gleichen wohl mehr denen der Eichhörnchen und Ratten, als denen des Steinmarders; der größte Nagel an den Vorderfüßen iſt nur 2 Linien lang. Der Schwanz iſt an ſeiner Wurzel ſtärker von Haar als an ſeinem Ende; dieſes Haar iſt kaſtanien= oder hellbraun, mit weißen Haaren gemiſcht.

Der kleine Steinmarder von Guiana.

Ein anderes, dem vorigen verwandtes Thier iſt auf dem Jahrmarkte von Saint=Germain im Jahre 1768 nach dem Leben gezeichnet worden; es war von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes 15 Zoll lang; dieſer war 8 Zoll lang und an ſeinem Urſprung breiter und behaarter als an ſeinem Ende. Dieſes Thier war niedrig von Beinen wie unſere Stein= oder Baummarder. Die Kopfgeſtalt nähert ſich ſehr der des Steinmarders, ausgenommen die Ohren, welche nicht ähnlich ſind. Der Körper iſt mit einem wolligen Haar bedeckt. An jedem Fuße ſind 5 Zehen, wie die unſerer Steinmarder mit kleinen Nägeln bewaffnet.

Der kleine Steinmarder von Madagaskar.

Es gibt mehrere Varietäten in der Art des Steinmarders. Wir geben hier die Beſchreibung eines kleinen Steinmarders, den man auf Madagaskar findet.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die Länge des Körpers von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes beträgt . . .	1	2	4

Er hat wie alle Steinmarder kurze Beine und einen geſtreckten Körper; ſein Kopf iſt lang und dünn; die Ohren ſind breit und kurz; der Schwanz iſt mit langen Haaren bedeckt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die Schwanzrübe hat eine Länge von . .	2	5	9
Die Geſammtlänge des Schwanzes, die des Haares mit einbegriffen, beträgt.	„	8	„
Die Haare des Schwarzendes haben. . .	„	2	3
Die Haare oben auf dem Körper haben .	„	„	11

Ihre Farbe iſt ein röthliches Braun oder ein mit Rothfalb ſchattirtes Dunkelbraun; dies kommt von der Miſchung der Haare her, die in der Länge dunkelbraun und an der Spitze rothfalb ſind; dieſes dunkele oder röthliche Falb iſt an den Seitenflächen des Kopfes, unter dem Bauche und dem Halſe das herrſchende. Dieſer kleine Steinmarder unterſcheidet ſich von unſern Steinmardern durch die röthlichere Farbe und den dichtbehaarten, langen, mit großen Haaren verſehenen, an ſeiner Wurzel breiten und in eine ſehr feine Spitze auslaufenden Schwanz.

Der Baummarder.

Der Baummarder, urſprünglich im Norden zu Hauſe, gehört dieſem Himmelsſtriche von Natur an und findet ſich dort in ſo großer Anzahl, daß man über die vielen Pelze dieſer Art, welche man dort verbraucht und von daher bezieht, erſtaunen muß; dagegen findet er ſich in den gemäßigten Erdſtrichen in geringer Zahl und in den heißen Ländern gar nicht. Wir haben einige in unſern Wäldern von Bourgogne; auch findet man ihrer im Fontainebleauer Forſt; überhaupt aber ſind ſie in Frankreich eben ſo ſelten, wie der Steinmarder dort gemein iſt. In England gibt es keine, weil es dort keine Waldungen gibt. Er flieht gleicher Weiſe die bewohnten Länder und die offenen Orte; er bleibt in der Tiefe der Wälder, verbirgt ſich nicht in die Felſen, ſondern durchläuft das Gehölz und klettert über die Bäume. Er lebt von der Jagd und vertilgt eine erſtaunliche Menge Vögel, deren Neſter er aufſucht, um die Eier auszuſchlürfen; er fängt die Eichhörnchen, Feldmäuſe, Gartenſchläfer u.

ſ. w.; er frißt auch Honig wie der Steinmarder und Iltis. Auf offenem Felde, in Wieſen, auf Aeckern, in Weinbergen findet man ihn nicht; nie nähert er ſich den Wohnungen, und ferner unterſcheidet er ſich von dem Steinmarder durch die Weiſe, wie er ſich jagen läßt. Sobald ſich der Steinmarder von einem Hunde verfolgt ſieht, entflieht er, indem er ſchnell ſeinen Speicher oder ſein Loch zu gewinnen ſucht. Der Baummarder dagegen läßt ſich ziemlich lange von den Hunden verfolgen, ehe er auf einen Baum klettert; er gibt ſich nicht die Mühe bis oben auf die Zweige zu ſteigen; er hält ſich auf dem Stamme, und betrachtet ſie von da, wie ſie vorübergehen. Die Spur, die der Baummarder auf dem Schnee läßt, ſcheint die eines großen Thieres zu ſein, weil er nur ſprungweiſe geht und immer zwei Füße zugleich auf dem Boden abprägt. Er iſt etwas dicker als der Steinmarder und hat gleichwohl einen kürzern Kopf; ſeine Beine ſind länger und er läuft folglich leichter; er hat eine gelbe Bruſt, der Steinmarder dagegen eine weiße; ſein Haar iſt auch weit feiner, weit dichter und nicht ſo ſehr dem Ausfallen ausgeſetzt. Das Weibchen bereitet nicht wie das des Steinmarders ein Bett für ſeine Jungen, gleichwohl bringt es ſie bequemer unter. Bekannter Maßen bauen die Eichhörnchen mit eben ſo viel Kunſt, wie die Vögel, Neſter auf den Bäumen. Iſt das Weibchen des Baummarders nahe daran zu werfen, ſo klettert es nach dem Neſte des Eichhörnchens, treibt es hinaus, erweitert den Eingang, bemächtigt ſich des Neſtes und legt ſeine Jungen hinein; es bedient ſich auch der alten Neſter der Buſen und Ohreulen und der Stämme alter Bäume, wo es die Holzheher und die andern Vögel aus ihren Neſtern vertreibt. Es wirft im Frühling; der Wurf beſteht nur aus zwei bis drei Jungen; dieſe kommen mit geſchloſſenen Augen zur Welt, werden jedoch in kurzer Zeit groß; die Mutter bringt ihnen bald Vögel und Eier, und nimmt ſie alsdann mit ſich auf die Jagd. Die Vögel kennen ihre Feinde ſo gut, daß ſie gegen den Baummarder wie gegen den Fuchs daſſelbe kleine Warnungsgeſchrei erheben; und ein Beweis, daß hiebei der Haß noch mehr als die Furcht ſie antreibt, iſt dieſes, daß ſie ihnen ziemlich weit folgen und dieſes Geſchrei gegen alle gefräßigen und fleiſchfreſſenden Thiere, wie gegen den Wolf, Fuchs, Baummarder, die wilde Katze, den Wieſel und nie gegen den Hirſch, das Reh, den Haſen u. ſ. w. erheben.

Die Baummarder ſind ſo gemein im Norden Amerikas, wie im Norden Europas und Aſiens; man bringt ihrer viele aus Kanada; es gibt ihrer in der ganzen Ausdehnung der nördlichen Länder von Amerika bis an die Hudſonsbai und in Aſien bis an die Nordgränze des Königreichs Tunkin und des Kaiſerreiches China. Man darf ihn nicht mit dem Zobel

verwechſeln, einem andern Thiere, deſſen Pelz weit koſtbarer iſt. Der Zobel iſt ſchwarz, der Baummarder nur braun oder gelb. Der geſchätzteſte Theil des Felles am Baummarder iſt der bräunſte und der ſich längs dem ganzen Rücken bis an das Ende des Schwanzes erſtreckt.

Der große Steinmarder von Guiana.

Dieſes Thier, das uns von Cayenne zugeſchickt worden, und deſſen Beſchreibung wir hier mittheilen, iſt größer als der franzöſiſche Baummarder; es hat 2 Fuß Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes. Sein Haar iſt ſchwarz, ausgenommen das des Kopfes und des Halſes bis an die Schultern, welches graulich iſt; die Naſenſpitze und die Naslöcher ſind ſchwarz, der Rand um die Augen und um die Kiefer ſo wie der obere Theil der Naſe ſind röthlich braun. Es ſind 12 Schneidezähne da, 6 oben und 6 unten; dieſe letztern ſind die kleinſten, die Hundszähne ſind die ſtärkſten, und wir haben die Backenzähne nicht zählen können. Wie beim franzöſiſchen Stein- und Baummarder ſtehen auf jeder Seite der Schnauze lange Haare in Form eines Schnurrbartes. Die Ohren ſind breit und faſt rund wie die unſerer Steinmarder, und auf dem Halſe ſieht man einen großen gelbweißen Flecken, der, ſich erweiternd, auf die Bruſt herabgeht. Alle Füße haben fünf Zehen mit weißlichen, rinnenförmig gebogenen Nägeln; die Nägel der Vorderfüße ſind 6 und die der Hinterfüße nur 5 Linien lang.

Die Haare, welche den 18 Zoll langen und ſpitz auslaufenden Schwanz bedecken, ſind wie die des Leibes ſchwarz, aber 2 bis 3 Zoll lang. Dieſer Schwanz iſt verhältmäßig länger als der unſeres Baummarders; denn er hat drei Viertel von der Länge des Körpers, während er bei dieſem letztern nur die Hälfte hat.

Der Iltis.

Der Iltis gleicht ſehr dem Steinmarder dem Temperament, dem Naturell, den Gewohnheiten oder Sitten und auch der Körpergeſtalt nach. Wie dieſer nähert er ſich den Wohnungen, ſteigt auf die Dächer, läßt ſich auf den Heuböden, in den Scheunen und an den beſuchteſten Oertern nieder, die er nur des Nachts verläßt, um ſeine Beute zu ſuchen. Er ſchlüpft in die Geflügelhöfe, ſteigt in die Vogelhäuſer, in die Taubenſchläge, wo er, ohne ſo viel Geräuſch wie der Steinmarder zu machen, eine größere Verwüſtung anrichtet; jedem Vogel beißt er den Kopf ab oder zerquetſcht ihn und hierauf trägt er ſie alle nach einander weg und errichtet aus ihnen eine Vorrathskammer; kann er, wie häufig der Fall eintritt, ſie nicht ganz mitnehmen, weil das Loch, durch das er hereingekommen, zu

enge iſt, ſo frißt er das Gehirn und nimmt die Köpfe mit. Auch nach Honig iſt er ſehr lüſtern; er greift im Winter die Bienenſtöcke an und zwingt die Bienen, ſie zu verlaſſen. Er entfernt ſich nicht ſehr von den bewohnten Plätzen; im Frühling erwacht ſeine Geſchlechtsluſt: die Männchen ſchlagen ſich auf den Dächern und ſtreiten um das Weibchen; ſodann verlaſſen ſie es und gehen aufs Feld oder in den Wald, wo ſie den Sommer zubringen. Das Weibchen bleibt dagegen auf ſeinem Boden, bis es geworfen hat, und nimmt ſeine Jungen erſt gegen die Mitte oder das Ende des Sommers mit; es wirft ihrer drei bis vier und bisweilen fünf, ſäugt ſie nicht lange und gewöhnt ſie frühzeitig daran, Blut zu trinken und Eier auszuſchlürfen.

In der Stadt leben ſie vom Raub und auf dem Lande von der Jagd; um den Sommer zuzubringen, laſſen ſie ſich in Kaningruben, Felſenſpalten, hohlen Baumſtämmen nieder, die ſie kaum anders als des Nachts verlaſſen, um ſich über die Felder, in die Gebüſche zu verbreiten; ſie ſuchen die Neſter der Rebhühner, der Lerchen und Wachteln; ſie klettern auf die Bäume, um die der andern Vögel zu erbeuten; ſie lauern auf die Ratten, Maulwürfe, Feldmäuſe und führen einen ewigen Krieg gegen die Kaninchen, die ihnen nicht entwiſchen können, weil ſie leicht in ihre Löcher eindringen; eine einzige Iltisfamilie reicht hin, um ein Kaninchengehäge auszurotten. Es wäre dies das einfachſte Mittel, in den Gegenden, wo die Kaninchen zu zahlreich werden, ihre Menge zu vermindern.

Der Iltis iſt etwas kleiner als der Steinmarder; ſein Schwanz iſt kürzer, ſeine Schnauze ſpitziger, ſein Haar dichter und ſchwärzer; auf der Stirn hat er Weiß, eben ſo an den Seiten der Naſe und um die Kehle. Er unterſcheidet ſich ferner von ihm durch die Stimme: der Steinmarder hat ein ſcharfes und ziemlich gellendes Geſchrei, der Iltis ein dunkleres; beiden iſt, ſo wie dem Baummarder und dem Eichhörnchen, ein Geknurr eigenthümlich in einem tiefen und zornartigen Ton, das ſie oft wiederholen, wenn man ſie reizt. Endlich gleicht der Iltis dem Steinmarder gar nicht im Geruch, der, geſchweige angenehm zu ſein, im Gegentheil ſo ſtinkend iſt, daß man ihn im Franzöſiſchen danach zuerſt unterſchieden und putois benannt hat. Beſonders, wenn er erhitzt, gereizt iſt, athmet und verbreitet er weithin einen unerträglichen Geruch. Die Hunde mögen von ſeinem Fleiſche nicht freſſen, und ſeine Haut iſt, obwohl gut, doch wohlfeil, weil ſie ihren natürlichen Geruch nie gänzlich verliert. Dieſer Geruch kommt aus zwei Bälglein oder Bläschen her, welche dieſe Thiere am After haben, und die einen ſchmierigen Stoff enthalten und austräufeln, deſſen Geruch beim Iltis, Frettchen, Wieſel, Dachs u. ſ. w. ſehr

unangenehm, und dagegegen bei der Civette, dem Steinmarder, Hausmarder u. ſ. w. nur eine Art Wohlgeruch iſt.

Der Iltis ſcheint ein Thier der gemäßigten Länder zu ſein; man findet nur wenige oder keine im Norden, und in den ſüdlichen Erdſtrichen ſind ſie ſeltener als der Steinmarder. Das amerikaniſche Stinkthier iſt ein anderes Thier, und die Art des Iltiſes ſcheint auf Europa, von Italien bis Polen, eingeſchränkt zu ſein. Sicher ſcheuen dieſe Thiere die Kälte, da ſie ſich in die Häuſer zurückziehen, um darin den Winter zuzubringen, und man nie Spuren von ihnen im Schnee in den von den Häuſern entfernten Gebüſchen und Wäldern findet, und vielleicht auch ſcheuen ſie die zu große Wärme, da man ihrer in den ſüdlichen Ländern keine findet.

Der geſtreifte indiſche Iltis.

Tt. 25

Dieſes Thier, welches H. Sonnerat aus Indien gebracht, und das er in ſeiner Reiſebeſchreibung wilde indiſche Katze genannt hat, ſcheint uns nicht zur Gattung der Katze, ſondern vielmehr zu der des Iltiſes zu gehören. Es hat von der Katze weder die Form des Kopfes noch des Leibes, noch die Ohren, noch die Füße, die bei der Katze kurz und, beſonders die Hinterfüße, bei dieſem Thiere lang ſind; ſeine Zehen ſind gebogen, wie die der Eichhörnchen, die Nägel hakenförmig, wie die der Katzen, und wahrſcheinlich hat dieſes letztere Merkmal H. Sonnerat verleitet, dieſes Thier als eine Katze anzuſehen. Indeſſen iſt ſein Körper geſtreckt, wie der Körper der Iltiſe, denen es auch in der Form der von denen der Katzen ſehr verſchiedenen Ohren gleicht.

Dieſes Thier, welches die Küſte von Koromandel bewohnt, hat, von der Spitze der Schnauze bis zum After, 15 Zoll Länge; ſeine Dicke nähert ſich der Dicke unſerer Iltiſe. Der von der Naſe bis zum Hinterhaupt 4 Zoll lange Kopf hat eine mit Falb gemiſchte braune Farbe; die Augenhöhle iſt ſehr groß und braun umſäumt; die Entfernung von der Schnauze bis zum innern Augenwinkel beträgt 10 Linien, und die vom äußern Augenwinkel bis zum Ohr 14 Linien. Der Augenring, der Untertheil der Naſe und die Backen ſind bleichfalb; die Naſenſpitze und die Naslöcher ſchwarz, eben ſo der Bart und die Haare über den Augen. Das Ohr iſt platt, rund und wie das des Iltiſes geformt; es iſt nackt und nur um den Gehörgang her ſind einige weißliche Haare. Sechs breite ſchwarze Streifen laufen über den Körper vom Hinterhaupt bis unter den Bürzel, und dieſe ſchwarzen Streifen werden abwechſelnd durch 5 lange weißliche und ſchmalere Streifen von einander getrennt. Der untere Theil des Unterkiefers iſt ſehr blaßfalb, eben ſo die

Binnenfläche der Vorderbeine; die Außenfläche des Obertheils an den Vorderbeinen iſt braun, mit ſchmutzigem Weiß gemiſcht; die äußere Fläche der Hinterbeine iſt braun, gemiſcht mit etwas Falb und grauem Weiß. Die Hinterſchenkel und Beine ſind an der innern Seite weiß und an einigen Stellen blaßfalb; der ganze Untertheil des Bauches iſt ſchmutzig weiß; das größte Haar oben auf dem Körper hat 8 Linien.

Der 9 Zoll lange Schwanz endigt ſpitz; er iſt wie der Obertheil des Hinterhauptes mit braunen falbgemiſchten Haaren bedeckt. Die Füße ſind lang, beſonders die Hinterfüße; die Vorderfüße, nämlich den Nagel mit einbegriffen, 15 Linien und die Hinterfüße 21 Linien lang. Die 5 Zehen an jedem Fuße ſind mit weißlichen und braunen Haaren bedeckt; die Nägel der Vorderfüße haben 3, die der Hinterfüße 4 Linien.

Es finden ſich 6 Schneide= und 2 Hundszähne oben und unten.

Das Frettchen.

Einige Schriftſteller haben bezweifelt, daß das Frettchen und der Iltis Thiere verſchiedener Art wären. Dieſer Zweifel beruht vielleicht darauf, daß es Frettchen gibt, die den Iltiſen in der Haarfarbe gleichen; indeſſen iſt der den gemäßigten Erdſtrichen angehörige Iltis wie der Steinmarder ein wildes Thier, und das Frettchen, urſprünglich in den warmen Erdſtrichen zu Hauſe, kann in Frankreich nur als ein Hausthier beſtehen. Zur Kaninchenjagd bedient man ſich des Iltiſes nicht, wohl aber des Frettchens, weil es ſich leichter zähmen läßt; denn im Uebrigen hat es wie der Iltis einen ſehr ſtarken und unangenehmen Geruch; was aber noch beſſer beweiſt, daß es verſchiedene Thiere ſind, iſt dieſes, daß ſie ſich nicht mit einander vermiſchen und ſich außerdem durch eine große Menge weſentlicher Merkmale unterſcheiden. Das Frettchen hat einen geſtrecktern und dünnern Körper, einen ſchmalern Kopf, eine ſpitzigere Schnauze als der Iltis; es hat nicht denſelben Naturtrieb zum Aufſuchen ſeines Unterhalts; man muß für es ſorgen, es zu Hauſe ernähren, wenigſtens in unſern Erdſtrichen; es geht nicht aufs Feld noch in den Wald ſich niederlaſſen; und jene, die man in den Kaninchenlöchern verliert, und die nicht wieder zurückkommen, haben ſich nie auf den Feldern noch in den Waldungen vermehrt; ſie kommen offenbar während des Winters um. Das Frettchen wechſelt auch wie die andern Hausthiere in der Haarfarbe und iſt in den warmen Ländern eben ſo gemein, wie der Iltis allda ſelten iſt.

Das Weibchen iſt in dieſer Art merklich kleiner als das Männchen; wann es in Brunſt kommt, ſo ſucht es dieſes mit Hitze auf, und man verſichert, es ſtürbe, wenn es keine Gelegenheit fände, ſich zu befriedigen;

auch ſorgt man dafür, ſie nicht zu trennen. Man zieht ſie in Tonnen oder Kaſten auf, in denen man ihnen ein Bett von Werg zurecht macht; ſie ſchlafen faſt beſtändig. Dieſer häufige Schlaf dient ihnen zu nichts; denn ſobald ſie erwachen, ſuchen ſie zu freſſen; man ernährt ſie mit Kleien, Brot, Milch u. ſ. w. Sie erzeugen zweimal jährlich; die Weibchen tragen 6 Wochen; einige freſſen ihre Jungen faſt gleich, nachdem ſie geworfen haben, und alsdann werden ſie aufs Neue brünſtig und machen drei Würfe, die gewöhnlich aus 5 bis 6 und zuweilen aus 7, 8 und ſelbſt 9 Jungen beſtehen.

Dieſes Thier iſt von Natur der Todfeind des Kaninchens: hält man ein Kaninchen, ſelbſt todt, einem Frettchen, das nie eins geſehen hat, dar, ſo ſtürzt es darüber her und beißt es grimmig; lebt es noch, ſo faßt das Frettchen es beim Halſe, bei der Naſe, und ſaugt ihm das Blut aus. Läßt man es in die Kaninlöcher hinein, ſo legt man ihm einen Maulkorb an, damit es ſie nicht im Innern der Grube tödte und es ſie nur nöthige, hinauszugehen und ſich in die Netze zu ſtürzen, mit denen man den Eingang umgibt. Läßt man das Frettchen ohne Maulkorb gehen, ſo läuft man Gefahr es zu verlieren, weil es, nachdem es das Blut des Kaninchens ausgeſaugt hat, einſchläft, und der Rauch, womit man den Bau anfüllt, nicht immer ein ſicheres Mittel iſt, um es zurückzubringen; denn oft gibt es mehrere Ausgänge, und ein Bau ſteht mit andern in Verbindung, in welche ſich das Frettchen, ſo wie der Rauch es erreicht, zurückzieht. Die Kinder bedienen ſich auch des Frettchens, um die Vögel aus ihrem Neſte auszuheben; es dringt leicht in die Mauer= und Baumlöcher und bringt ſie heraus.

Nach dem Zeugniſſe Strabons iſt das Frettchen aus Afrika nach Spanien gebracht worden; und dieſes ſcheint mir nicht grundlos; denn Spanien iſt der natürliche Erdſtrich der Kaninchen und das Land, wo ſie ſonſt am häufigſten waren; man kann alſo vermuthen, daß man, um ihre, vielleicht ſehr unbequem gewordene Anzahl zu vermindern, Frettchen kommen ließ, mit denen man eine nützliche Jagd hält, wogegen man durch Vermehrung der Iltiſe die Kaninchen nur vertilgen, aber ohne allen Vortheil und vielleicht mehr als man wollte, vertilgen könnte.

Das Frettchen iſt zwar leicht zu zähmen und ſogar ziemlich gelehrig, aber ſehr zornig; es hat zu jeder Zeit einen üblen Geruch, der weit ſtärker wird, wenn es ſich erhitzt oder man es reizt; ſeine Augen ſind lebhaft, ſein Blick feurig, all ſeine Bewegungen überaus geſchmeidig, und zugleich iſt es ſo tapfer, daß es leicht mit einem Kaninchen fertig wird, welches wenigſtens viermal größer als es ſelber iſt.

Ungeachtet des Anſehens der Ueberſetzer und der Erklärer zweifeln wir, daß das Frettchen die Iktis der Griechen iſt.

„Die Iktis“, ſagt Ariſtoteles, „iſt eine Art wilder Wieſel, kleiner als ein kleiner Malteſerhund, aber ähnlich dem Wieſel im Haar, in der Geſtalt, in der Weiße des untern Theils und auch in der Verſchmitztheit der Sitten; ſie läßt ſich gut zähmen; lüſtern nach Honig, kränkt ſie die Bienenſtöcke ſehr; auch die Vögel greift ſie an; das Männchen hat, wie der Kater, ein knochiges Zeugungsglied.“ Es ſcheint 1) eine Art Widerſpruch oder Mißverſtändniß in der Aeußerung zu liegen, die Iktis ſei eine Art wilder Wieſel, die ſich gut zähmen laſſe, da das gewöhnliche Wieſel, welches hier zu Lande von beiden am wenigſten wild iſt, ſich gar nicht zähmen läßt. 2. Das Frettchen iſt, obwohl größer als das Wieſel, doch nicht allzuſehr mit dem kleinen ſpaniſchen Hunde oder dem Malteſer zu vergleichen, dem es der Größe nach nicht nahe kommt. 3) Es ſcheint nicht, daß das Frettchen die Verſchmitztheit der Sitten des Wieſels noch überhaupt nur einige Liſt beſitze. Endlich kränkt es die Bienenſtöcke nicht und iſt keinesweges nach Honig lüſtern. Ich habe H. Le Roy, Inſpekteur der königlichen Jagden, gebeten, die letztere Angabe zu prüfen, und Folgendes iſt ſeine Antwort: „H. de Büffon kann verſichert ſein, daß die Frettchen zwar keinen entſchiedenen Geſchmack für den Honig haben, man ſie aber mit etwas kärglicher Nahrung dahinbringt, Honig zu eſſen: wir haben einige mehrere Tage lang mit Brot, das in Honigwaſſer getaucht war, ernährt; ſie aßen es und die letzten beiden Tage ſelbſt in ziemlich großer Menge; freilich begannen die ſchwächſten von da an, auf eine merkliche Weiſe abzumagern.“ Es iſt nicht das erſtemal, daß H. Le Roy, der mit vielem Geiſt eine große Liebe zu den Wiſſenſchaften verpaart, uns mehr oder minder wichtige Angaben mitgetheilt, von denen wir Gebrauch gemacht haben. Ich ſelbſt habe verſucht, da ich kein Frettchen in Händen hatte, dieſelbe Probe an einem Hermelin zu machen, indem ich ihm nur reinen Honig zu eſſen und zu gleicher Zeit Milch zu trinken gab; nach Verlauf einiger Tage ſtarb es davon; alſo weder das Hermelin noch das Frettchen ſind lüſtern nach Honig wie die Iktis der Alten, und dieſes läßt mich glauben, daß dieſes Wort Iktis vielleicht nur ein Gattungsname iſt, oder, wenn es eine beſondere Art bezeichnet, dieſes vielmehr der Steinmarder oder der Iltis iſt, die beide wirklich die Verſchmitztheit des Wieſels haben, in die Bienenſtöcke dringen und nach Honig ſehr lüſtern ſind.

Das Wieſel.

Das gewöhnliche Wieſel iſt in den gemäßigten und warmen Ländern ſo gemein wie in den kalten Erdſtrichen ſelten; das Hermelin dagegen, im Norden ſehr häufig, findet ſich in den gemäßigten Gegenden nur in

geringer Anzahl und gegen den Süden hin gar nicht. Dieſe Thiere bilden demnach zwei verſchiedene und getrennte Arten. Veranlaſſung, ſie zu verwechſeln und ſie für dasſelbe Thier zu nehmen, konnte dieſes geben, daß unter den gewöhnlichen Wieſeln einige, eben ſo wie das Hermelin, ſelbſt in unſerm Erdſtriche während des Winters weiß werden. Wenn ihnen aber auch dieſe Eigenſchaft gemein iſt, ſo haben ſie andere, die ſehr voneinander abweichen: das Hermelin, fuchsroth im Sommer, weiß im Winter, hat zu jeder Zeit ein ſchwarzes Schwanzende; das Wieſel, ſelbſt jenes, welches im Winter weiß wird, hat ein gelbes Schwanzende; außerdem iſt es merklich kleiner und hat einen weit kürzern Schwanz als das Hermelin: es weilt nicht, wie dieſes, in den Wüſten und Wäldern; es entfernt ſich kaum von den Wohngebäuden. Wir haben beide Arten gehabt, und es iſt keine Wahrſcheinlichkeit da, daß dieſe, nach dem Himmelsſtriche, nach dem Temperament, dem Naturell und Leibwuchſe verſchiedenen Thiere, ſich miteinander vermiſchen; zwar gibt es unter den Wieſeln größere and kleinere; aber dieſe Verſchiedenheit beträgt kaum mehr als einen halben Zoll auf die ganze Körperlänge, während das Hermelin zwei Zoll länger iſt als das größte Wieſel. Keins von beiden läßt ſich zähmen; ſie bleiben in den eiſernen Käfichten, worin man ſie zu halten genöthigt iſt, immer ſehr wild; keins von beiden mag Honig eſſen; ſie dringen nicht, wie der Iltis und der Steinmarder, in die Bienenſtöcke. Mithin iſt das Hermelin nicht das wilde Wieſel, nicht die Iktis des Ariſtoteles, da er ſagt, ſie werde ſehr zahm und ſei ſehr lüſtern nach Honig; geſchweige daß ſie ſich zähmen laſſen, ſind das Wieſel und das Hermelin ſo wild, daß ſie nicht freſſen mögen, wenn man ſie anſieht; ſie ſind in ſteter Bewegung, ſuchen immer ſich zu verbergen; und will man ſie erhalten, ſo muß man ihnen einen Pack Werg geben, in den ſie ſich verkriechen können; ſie ſchleppen Alles hinein, was man ihnen gibt, freſſen faſt nur bei Nacht und laſſen das friſche Fleiſch zwei bis drei Tage lang verderben, ehe ſie es anrühren; drei Viertel des Tages bringen ſie mit Schlafen zu: auch jene, die in Freiheit leben, warten die Nacht ab, um ihren Raub zu ſuchen. Kann ein Wieſel in einen Hühnerſtall kommen, ſo greift es nicht die Hähne oder die alten Hühner an; es wählt ſich die Hühnchen, die kleinen Küchelchen, tödtet ſie durch eine einzige Verwundung, die es ihnen am Kopfe beibringt, und trägt ſie alsdann alle nacheinander weg; es zerbricht auch die Eier und ſaugt ſie mit einer unglaublichen Gier aus. Im Winter verweilt es gewöhnlich in den Kornböden, in den Scheunen; oft bleibt es ſogar im Frühlinge daſelbſt, um ſeine Jungen im Heu oder Stroh zu werfen: dieſe ganze Zeit über führt es mit mehr Erfolg als die Katze Krieg gegen die Ratten

und Mäuſe; weil ſie ihm nicht entwiſchen können, und es ihnen nach in ihre Löcher eindringt; es klettert in die Taubenhäuſer, fängt die Tauben, die Sperlinge u. ſ. w. Im Sommer geht es eine Strecke weit von den Häuſern weg, beſonders in die tiefen Plätze, um die Mühlen her, den Bächen, den Flüſſen entlang, verbirgt ſich in die Gebüſche, um Vögel zu erhaſchen, und läßt ſich oft in der Höhlung einer alten Weide nieder, um ſeine Jungen darin zu werfen; es bereitet ihnen ein Bett aus Gras, Stroh, Laub, Werg, es wirft im Frühlinge; die Würfe beſtehen zuweilen aus drei und gewöhnlich aus vier bis fünf Jungen. Dieſe kommen eben ſo wie die Jungen des Iltiſes, Baummarders, Steinmarders u. ſ. w. mit geſchloſſenen Augen zur Welt; in kurzer Zeit aber werden ſie groß und ſtark genug, um ihrer Mutter zur Jagd zu folgen; ſie fällt die Blindſchleichen, die Waſſerratten, Maulwürfe, Feldmäuſe u. ſ. w. an, durchläuft die Wieſen, verſchlingt die Wachteln und ihre Eier. Nie geht es in gleichem Schritt; ſein Gang iſt ein Hüpfen in kleinen ungleichen und ſchnellen Sprüngen, und will es auf einen Baum ſteigen, ſo nimmt es einen Satz, durch den es ſich plötzlich mehrere Fuß hoch emporſchwingt; eben ſo ſpringt es, wenn es einen Vogel erhaſchen will.

Dieſe Thiere haben gleich dem Iltis und dem Frettchen einen ſo ſtarken Geruch, daß man ſie nicht in einem bewohnten Zimmer halten kann; ſie riechen übler im Sommer als im Winter; und wenn man ſie verfolgt oder reizt, ſo erfüllen ſie von weitem die Luft mit Geſtank. Sie wandern immer ſchweigend und geben nie einen Laut von ſich, als wenn man ſie ſchlägt; ſie haben ein unfreundliches und heiſeres Geſchrei, welches den Ton des Zorns gut ausdrückt. Wie ſie ſelbſt ſehr übel riechen, ſo ſcheuen ſie den Geſtank nicht. Ein Bauer von meinem Landgut fing eines Tages drei Wieſel, die eben in dem Aas eines Wolfes geworfen waren, den man mit den Hinterfüßen an einen Baum aufgehängt hatte; der Wolf war beinahe ganz verfault, und die Wieſelmutter hatte Gras, Stroh und Laub herzugebracht, um ihren Jungen in der Höhlung des Bruſtkaſtens ein Bett zurecht zu machen.

* Das in Vivarais Muſtelle genannte Wieſel iſt von Natur wild und fleiſchfreſſend; das ganz rohe Fleiſch iſt ſeine Lieblingsnahrung; es athmet einen ſtarken Geruch aus, beſonders wenn es gereizt wird.

Die Wieſel, die man ſehr jung einfängt, verlieren ihr wildes und ſtörriſches Weſen; dieſe Eigenſchaft verändert ſich ſogar in Unterwürfigkeit und Treue gegen den Herrn, der für ſeinen Unterhalt ſorgt.

Ein Wieſel, das ich zehn Monate aufbewahrt und welches man ſehr jung gefangen hatte, verlor einen Theil ſeiner natürlichen Behändigkeit

nachdem es in Gefangenſchaft gekommen und ich es an die Kette gelegt hatte. Es biß wüthend, wann es Hunger hatte; man brach ihm die vier ſehr ſcharfen Hundszähne aus, welche die Hände bis auf den Knochen zerriſſen. Dieſer natürlichen Waffen beraubt und nur noch mit den zum Zerreißen nicht ſo geeigneten Mahl= oder Schneidezähnen verſehen, ward es minder grimmig; und da es unabläßig meiner Dienſte zum Freſſen und Schlafen bedurfte, ſo fing es an, Neigung zu mir zu faſſen; denn Freſſen und Schlafen ſind die häufigſten Bedürfniſſe dieſes Thieres.

Ich hatte eine kleine Zwirnpeitſche, die neben ſeinem Lager hing; dies war das Strafwerkzeug, wann es zu beißen verſuchte oder in Zorn gerieth. Die Peitſche zähmte ſein zorniges Weſen der Art, daß es zitterte, ſich mit dem Bauch an die Erde ſchmiegte, und den Kopf ſenkte, wann es ſah, daß man dieſes Werkzeug ergriff. Nie habe ich bei einem Thiere die äußere Unterwürfigkeit beſſer gezeichnet geſehen; — ein Beweis, daß zur rechten Zeit angewendet, vernünftige Züchtigungen, gepaart mit Fürſorge, Liebkoſungen und Wohlthaten, die wilden Thiere, die wir für Erziehung und Dankbarkeit wenig empfänglich glauben, dem Menſchen unterwerfen und anhänglich machen können.

Die Wieſel haben einen vortrefflichen Geruch; ſie riechen 12 Schritte weit ein in Papier gewickeltes Fleiſch von der Größe eines Kirſchenkerns.

Das Wieſel iſt ſehr gefräßig; es frißt Fleiſch, bis es ſich damit angeſtopft hat. Es gibt Auswurf; verliert aber faſt alles durch die Ausdünſtung und den dicken und ſtinkenden Harn.

Mit außerordentlichem Erſtaunen ſah ich eines Tages mein Wieſel, das Hunger hatte, ſeine Drathkette zerbrechen, an mir herauf ſpringen, in meine Taſche dringen, das kleine Päckchen zerreißen und Fleiſch, das ich darin verborgen hatte, in einem Augenblick verzehren.

Dieſes mir ſo unterwürfige, kleine Thier hatte übrigens ſein muthwilliges, grauſames und zorniges Weſen für jeden andern außer mir beibehalten; es biß ohne Gnade alle, die mit ihm ſcherzen wollten. Die Katzen, die Feinde ſeiner Abart, waren ſtets der Gegenſtand ſeines Haſſes; die großen Bauernhunde, die da kamen und es berochen, wann es in meinen Händen war, biß es in die Naſe; dann ſtieß es ein Zorngeſchrei und hauchte einen ſtinkenden Geruch aus, der alle Thiere in die Flucht trieb, unter dem Geſchrei, ſchi, ſchi, ſchi, ſchi. Ich habe Schafe, Ziegen, Pferde vor dieſem Geruch zurückweichen ſehen; und es iſt ſicher, daß einige Nachbarhäuſer, worin es nicht an Mäuſen fehlte, von dieſen Thieren, ſo lange mein Wieſel lebte, weniger heimgeſucht wurden.

Die Küchlein, die Ratten und Vögel waren beſonders der Gegenſtand ſeiner Grauſamkeit. Das Wieſel belauert ihren Gang und ſtürzt ſich

alsdann raſch auf ſie; es gefällt ihm, Blut zu vergießen, womit es ſich befleckt; und ohne des Mordens müde zu werden, tödtet es 10 bis 12 Küchlein nacheinander, wobei es durch ſeinen ſtarken und widerlichen Geruch, den man zwei Schritte weit riecht, die Mutter entfernt.

Mein Wieſel ſchlief die Hälfte des Tages und die ganze Nacht; es ſuchte in meiner Studirſtube einen kleinen Winkel an meiner Seite; mein Schnupftuch oder eine Taſche waren ſein Bett. Gerne ſchlief es im Schoße; es wendete ſich um ſich ſelbſt, ſchlief einen tiefen Schlaf und war in dieſer Lage nicht größer als eine große einheimiſche Nuß von der Art der Bombarden.

War es einmal im Schlaf, ſo konnte ich es auseinanderlegen; alle ſeine Sehnen waren alsdann los und ohne alle Spannung; hing man es beim Kopfe auf, ſo war ſein ganzer Körper ſchlaff, bog ſich und konnte 6 bis 7 Pendelſchwingungen machen, ehe das Thier erwachte; dies beweiſt die große Biegſamkeit des Rückgrats bei dieſem Thiere.

Mein Wieſel hatte eine entſchiedene Luſt an Scherzen, Neckereien, Liebkoſungen und Kitzeln; es ſtreckte ſich alsdann auf den Rücken oder den Bauch aus, ſchlug mit den Füßen und biß ganz ſanft, wie die jungen Hunde, die ſcherzen. Es hatte ſogar eine Art Tanz gelernt; und wann ich mit den Fingern auf einen Tiſch klopfte, ſo drehte es ſich um die Hand, richtete ſich gerade auf, ging hüpfend und ſpringend daher und ließ ein Freudengemurmel hören; aber bald ermüdet, gab es ſich allmählich dem Schlummer hin und ſchlief faſt im Augenblick ein.

Das Wieſel ſchläft, wie ein Knäuel um ſich ſelbſt gewickelt, den Kopf zwiſchen den beiden Vorderbeinen; die Schnauze kommt alsdann hinten etwas heraus, was das Athmen erleichtert; hat es indeſſen kein Lager nach Wunſche, ſo ſchläft es in einer andern Stellung, den Kopf auf ſein Ruhbett gelegt; doch weit lieber und länger ſchläft es, wenn es ſich in einen Knäuel drehen kann; zu dem Behuf muß es eine bequeme Stelle haben. Es hatte die Gewohnheit angenommen, unter meine Betttücher zu ſchlüpfen, einen Punkt der Matraze zu ſuchen, der eine Vertiefung bildet, und hier ſechs volle Stunden zu ſchlafen.

Das Wieſel iſt ſehr ſchlau; es wurde gepeitſcht, weil es, gegen ſeine Gewohnheit, ſeine Unreinigkeit auf meine Papiere gemacht hatte; jetzt kam es neben mich auf meinen Tiſch ſchlafen; oft beim mindeſten Geräuſch weckte die Furcht es; es änderte ſeine Stelle nicht; aber mit offenen Augen beobachtete es meinen Gang und ſtellte ſich dabei, als ſchliefe es. Den Ton der Schmeichelei oder der Drohung kannte es vollkommen, und ich habe oft mit Ueberraſchung bei einem in der Ordnung der Vierfüßer ſo kleinen Thiere ſo viel Verſtand gefunden.

Die Erſcheinungen, welche das Wieſel uns darbietet, ſind vollkommen erklärt. Das Wieſel hat einen ſehr biegſamen Rückgrat; es ſteckt ſich in Löcher von 7 Linien Breite; es biegt und wendet ſich in jedem Sinne; ſein Haar oder vielmehr ſeine ſchöne Seide iſt überaus fein und weich; eine im Verhältniſſe zum Körper ſehr breite Zunge ergreift alle platten, vorſpringenden und einwärts gehenden Oberflächen; es leckt gerne; ſeine Pfoten ſind breit und nicht gekrümmt, kurz, es hat gelernt, ſich des Taſtſinnes zu bedienen, da er durch den ganzen Körper des Thieres ſo verbreitet iſt; dieſes begründet das Urtheil, das wir von ſeinem Verſtande hegen. Dieſer Sinn wird außerdem durch die des Geruches und des Geſichtes ſehr gut unterſtützt.

Vergaß ich, ihm zu freſſen zu geben, ſo ſtand es des Nachts auf und begab ſich aus einem Hauſe in ein anderes zu Antragues, wo es jeden Tag fraß. Es nahm dabei den kürzeſten Weg, indem es zuerſt in einen Erker und in die Straße hinabſtieg, nochmal mehrere Stufen hinab und hinaufſtieg, in einen Geflügelhof ging, quer über drei Fuß hohe Haufen trockener Kaſtanienblätter zog, um den kürzeſten Weg zu nehmen, was beweiſt, daß der Geruch dieſes Thier leitet. Es wanderte ſodann in die Küche, wo es nach ſeiner Bequemlichkeit fraß, nachdem es einen Weg von 200 Schritten gemacht hatte.

Das Männchen iſt ſehr ungebunden; ich habe geſehen, wie es an einem andern todten und mit Stroh ausgeſtopften Männchen ſeine Luſt befriedigte; tauſend Liebkoſungen und tauſendfaches Gemurmel der Freude und der Begierde beſeelten es; indem es meine Hände roch, die jenen todten Körper berührt hatten, erkannte es einen Geruch, der ihm ſo ſehr gefiel, daß es bewegungslos ſtehen blieb, um ihn nach Herzensluſt zu genießen.

Mein Wieſel gähnte oft; nachdem es ausgeſchlafen, ſtand es auf, ſtreckte ſeine Glieder und erhob den Rücken in Bogenform. Es leckte das Waſſer, wann es trank; ſeine Zunge war rauh und mit Spitzen bedeckt; zuweilen ſchnarchte es unter dem Schlafen und ſeinen ſtarken und unangenehmen Geruch hatte es einem kleinen Käfiсht mitgetheilt, in dem es ſein Lager hatte; ſeine kleine Matraze ſtank eben ſo ſehr wie es ſelbſt im Zuſtande des Zornes.

Mit Ungeduld ertrug mein Wieſel den Einſchluß in ſeinen Käfiсht; die Geſellſchaft und Liebkoſungen behagten ihm; zu wiederholten Malen hatte es vier kleine Stäbe angenagt, um ſich einen Ausgang zu verſchaffen und aus ſeinem Gefängniſſe zu entkommen.

Dieſes Thier liebt die Reinlichkeit aufs Aeußerſte; ſeine Bekleidung iſt immer glänzend.

Dadurch, daß man dieſe Thiere eine gewiße Lebensordnung befolgen läßt, kann man den ſtarken Geruch, den ſie aushauchen, und ihren abſcheulichen Geſtank im Zorn mäßigen. Milchſpeiſen mildern ſehr ihre Heftigkeit, eben ſo die Pflanzenkoſt.

Die Wieſel haben leuchtende und funkelnde Augen; aber dieſes Licht iſt dem Thiere nicht eigenthümlich; es iſt nicht elektriſch und ſitzt nicht im Geſichtswerkzeuge, es iſt nur eine einfache Zurückſtrahlung des Lichtes, die allemal ſtatt hat, wenn das beobachtende Auge ſich zwiſchen dem Licht und den Augen des Wieſels, oder ein Wachslicht ſich zwiſchen den Augen des Beobachters und dem Thiere befindet. Dieſe Erſcheinung iſt einer großen Menge vierfüßiger Thiere und einigen Schlangen gemein, und dieſe Sache iſt erwieſen durch die Verſuche, die ich im Jahre 1780 in der Akademie der Wiſſenſchaften über die Augen der Katzen u. ſ. w. geleſen habe.

„Die Beobachtungen des H. de Buffon, die anatomiſche Beſchreibung des H. Daubenton, der Brief des H. Giely (ſiehe im Artikel über das Hermelin) und die gegenwärtige Ausführung bilden die vollſtändige Naturgeſchichte des Wieſels. H. de Buffon hatte Anfangs geſagt, dieſe Thiere ließen ſich nicht zähmen und blieben in eiſernen Käfichten wild; ich weiß aus Erfahrung, daß dieſes wahr iſt, wenn die Wieſel alt oder auch nur in einem Alter von 3 bis 4 Monaten gefangen worden. Um den Wieſeln die Erziehung zu geben, deren ſie empfänglich ſind, und ihnen einen Geſchmack an der Hausgenoſſenſchaft beizubringen, muß man ſie jung und wann ſie nicht entfliehen können, einfangen; man war genöthigt, demjenigen, das man mir zu Antragues brachte, die vier Hundszähne auszubrechen und es oft zu züchtigen, um ſeinen Charakter zu beugen“.

„Man ſieht aus Allem, was ich über dieſes Thier geſagt habe, daß es, ſo klein es iſt, zu denen gehört, welche die Natur am wenigſten verwahrloſt hat. Im wilden Zuſtand iſt es der Tiger der kleinen Thiere. Vor den Vierfüßern, die es an Größe übertreffen, ſchirmt es ſich durch ſeine Geſchwindigkeit; durch Gehör und Geſicht wird es gut bedient. Es iſt mit Angriffswaffen verſehen, von denen es in kurzer Zeit mit einer Art Scharfblick Gebrauch macht; Blut und Gemorde liebt es und weidet ſich an der Zerſtörung ſelbſt, ohne daß es ſeine Eßluſt zu befriedigen nöthig hat.“

„Im Zuſtande der Hausgenoſſenſchaft vervollkommnen ſich ſeine Sinne und mildern ſich durch Züchtigung ſeine Sitten. Das Wieſel wird empfänglich für Freundſchaft, Dankbarkeit und Scheu; es ſchließt ſich dem an, der es ernährt, den es am Geruch und am bloßen Blick erkennt.

Es iſt ſchlau und bis zum Uebermaß ausſchweifend; Liebkoſungen, Ruhe und Schlaf behagen ihm; es iſt immer hungrig und ſo gefräßig, daß es nach ſeinen Mahlzeiten an ein Fünftel mehr wiegt. Sein Blick iſt durchdringend, ſein Gehör gut, ſein Geruch vortrefflich, der Taſtſinn durch den ganzen Körper verbreitet und die Geſchmeidigkeit dieſes dünnen kleinen und langen Körpers begünſtigt unendlich die Güte dieſes Sinnes an ſich. Alle jene Erſcheinungen hangen mit dem Zuſtande dieſer Sinne zuſammen, die hier vollendet und vollkommen ſind."

Dieſe Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten des Wieſels in der Hausgenoſſenſchaft vereinigen ſich vollkommen mit jenen, die Fräulein de Laiſtre an dieſem Thiere gemacht hat, und die ſie die Güte hatte, mir in einem von Brienne aus unter dem 6. Dezember 1782 geſchriebenen Briefe mitzutheilen."

„Der Zufall," ſagt Fräulein de Laiſtre, „hat mir ein junges Wieſel von der kleinen Art verſchafft. Durch Jemanden, deſſen Mitleid es erregte, angegangen, und weil ſeine Schwäche auch mir Mitleid einflößte, nahm ich mich ſeiner an. Die beiden erſten Tage ernährte ich es mit warmer Milch; aber ich hielt dafür, daß es kräftigerer Nahrungsmittel bedürfte, und bot ihm deswegen rohes Fleiſch dar, das es mit Vergnügen verzehrte; ſeitdem hat es ohne Unterſchied von Rindfleiſch, Kalbfleiſch oder Hammelfleiſch gelebt und ſich in dem Grade gezähmt, daß es keinen vertrautern Hund gibt."

„Ich darf Ihnen verſichern, daß dieſes kleine Thier die verdorbenen Lebensmittel nicht vorzieht; es macht ſich ſelbſt nichts aus den von der Sonne verbrannten, immer wählt es ſich die friſcheſte Speiſe; zwar frißt es mit Begier und entfernt ſich; oft aber frißt es auch in meiner Hand und auf meinen Knieen; mit Vorliebe ſogar nimmt es die Stücke aus meiner Hand. Milch liebt es ſehr; ich zeige ſie ihm in einem Gefäß; es ſtellt ſich daneben und blickt mich an; ich gieße ihm nach und nach etwas in meine Hand; es trinkt viel davon; allein, wenn ich dieſe Gefälligkeit nicht habe, ſo koſtet es ſie kaum. Hat es ſich geſättigt, ſo geht es gewöhnlich ſchlafen; aber es hält leichtere Mahlzeiten, die ſeine Vergnügen nicht ſtören. Mein Zimmer iſt ſeine Wohnſtätte. Durch Wohlgerüche habe ich Mittel gefunden, ſeinen Geruch zu vertreiben; in einer meiner Matrazen, wo es Mittel gefunden, ſich durch eine Oeffnung der Decke hineinzubegeben, ſchläft es den Tag über, des Nachts lege ich es in eine vergitterte Büchſe; immer geht es mit Widerwillen hinein und kommt es mit Freude heraus. Gibt man ihm die Freiheit, ehe ich aufgeſtanden bin, ſo macht es zuvor tauſend Poſſen an meinem Bette, dann kommt es herein und legt ſich ſchlafen in meine Hand oder auf meinen Schoß.

Bin ich zuerſt aufgeſtanden, ſo macht es mir eine gute halbe Stunde lang Liebkoſungen, ſpielt mit meinen Fingern wie ein junger Hund, ſpringt auf meinen Kopf, meinen Hals, dreht ſich um meinen Leib mit einer Schnelligkeit und Anmuth, die ich nie an einem vierfüßigen Thiere geſehen habe. Ich halte ihm meine Hände auf mehr als drei Fuß weit hin, es ſpringt hinein ohne je zu fehlen. Es beſitzt viel Feinheit und ausnehmende Schlauheit, um zu ſeinem Ziel zu kommen, und ſcheint das, was man ihm verbietet, nur thuen zu wollen, um zu necken; ſobald Sie es nicht mehr anſehen, hört ſein Willen auf. Wie es nur zu ſpielen ſcheint, um zu gefallen, ſo ſpielt es nie allein; und bei jedem Sprunge, bei jeder Wendung, die es macht, ſieht es nach, ob Sie es beachten; hören Sie auf, ſo geht es ſchlafen. Wecken Sie es, wann es im tiefſten Schlafe liegt, es kommt munter herein, ſchäkert und ſpielt mit eben ſo viel Zierlichkeit, als hätte man es nicht aufgeweckt; böſe Laune zeigt es nur, wann man es einſperrt oder zu lange neckt; und ſeine Freude und Laune äußert es durch kleines, ſehr voneinander abweichendes Knurren.“

„In der Mitte von 20 Perſonen unterſcheidet dies kleine Thier meine Stimme und ſpringt über ſie alle her, um zu mir zu kommen; ſein Spiel mit mir iſt munterer, ſeine Liebkoſungen ſind eifriger; mit ſeinen zwei Pfötchen ſtreichelt es mir mein Kinn mit einer Anmuth und Freude, die das Vergnügen malen. Mich allein liebkoſt es auf dieſe Weiſe; tauſend andere kleine Vorzüge beweiſen mir, daß es mir wirklich anhängt. Sieht es, daß ich mich zum Ausgehen ankleide, ſo verläßt es mich nicht; habe ich mich mit Mühe von ihm losgemacht, ſo habe ich ein kleines Geräth an meiner Thüre, dort geht es ſich verbergen; und wenn ich vorüber will, ſo ſpringt es ſo geſchickt auf mich, das ich es oft nicht gewahr werde.“

„Es ſcheint in der Lebhaftigkeit, der Geſchmeidigkeit, der Stimme, dem kleinen Geknurr dem Eichhörnchen zu ähneln. Während der Sommernächte lief und ſchrie es, und war faſt die ganze Nacht in Bewegung; ſeitdem es kalt iſt, habe ich es nicht mehr gehört. Am Tage zuweilen, wann die Sonne ſcheint und es auf meinem Bette liegt, wendet, dreht, burzelt es ſich und knurrt es einige Augenblicke. Seine Neigung aus meiner Hand zu trinken in die ich ſehr wenig Milch auf einmal ſchütte, von der es immer die kleinen Tröpfchen und den Saum, wo ſich am wenigſten befindet, einſchlürft, möchte zu ſagen ſcheinen, daß es Honig ſauge. Selten trinkt es Waſſer und zwar nur bei großem Bedürfniß und in Ermangelung von Milch; alsdann erfriſcht es blos ein bis zweimal ſeine Zunge; es ſcheint ſogar das Waſſer zu ſcheuen. Während der Hitze putzte es ſich ſehr; ich ließ ihm Waſſer in einen Teller geben; ich lockte es, um es zu bewegen, hineinzugehen; nie konnte es mir

gelingen. Ich ließ ein Tuch anfeuchten und legte es neben das Wieſel; es wälzte ſich darin mit einer ausnehmenden Freude. Eine Eigenheit dieſes allerliebſten Thieres iſt ſeine Neugier; ich kann keinen Schrank, keine Doſe öffnen, kein Papier anſehen, oder es kommt und ſieht mir nach. Wenn es mir zum Tort ſich entfernt oder an Stellen hineingeht, wo ich es nicht gern ſehe, ſo nehme ich ein Papier oder ein Buch, das ich mit Aufmerkſamkeit betrachte; alsbald läuft es herbei auf meine Hand und durchläuft das, was ich hatte, mit einer Miene, welche die Befriedigung ſeiner Neugierde ausſpricht. Ich will noch bemerken, daß es mit einer Katze und einem Hunde ſpielt, die beide ſchon groß ſind, und ſich um ihren Hals, ihre Pfoten, ihren Rücken legt, ohne daß ſie ſich einander etwas zu Leide thuen u. ſ. w.“

Der Tuan.

Wir geben hier die Beſchreibung dieſes kleinen Thieres, das uns unter dem Namen Tuan durch H. de La Borde von Cayenne geſchickt worden und deſſen Art wir nur zu der Gattung des Wieſels ziehen können. In der kurzen Anzeige, die uns H. de La Borde über dieſes Thier zurückgelaſſen hat, wird bloß geſagt, daß es erwachſen wäre, ſich in den Baumſtämmen aufhalte und ſich von Würmern und Inſekten ernähre. Das Weibchen bringt zwei Junge zur Welt, die es auf dem Rücken trägt.

Dieſer erwachſene Tuan iſt nur 5 Zoll 9 Linien lang von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes; er iſt kleiner als das europäiſche Wieſel, welches gewöhnlich 6 Zoll 6 Linien Länge hat; aber es gleicht ihm in der Geſtalt des Kopfes und des auf kleinen Beinen ruhenden, geſtreckten Körpers und unterſcheidet ſich von ihm in den Farben des Haares. Der Kopf iſt nur einen Zoll lang; der Schwanz hat 2 Zoll 3 Linien, während der Schwanz unſeres europäiſchen Wieſels nur 15 Linien lang und nicht wie der des Tuans an ſeiner Wurzel ſtark und dick und an ſeinem Ende ſehr dünn iſt. Der Tuan hat an jedem Fuße 5 mit Nägeln bewaffnete Zehen; der Obertheil der Schnauze, des Kopfes und des Rumpfes bis an den Schwanz iſt mit ſchwärzlichem Haar bedeckt; die Seiten des Kopfes ſind lebhaft fuchsroth; der untere Theil des Kopfes und des ganzen Rumpfes ſchön weiß; die Seiten des Kopfes ſo wie der Obertheil der vier Beine haben ein Fuchsroth, das minder lebhaft als jenes der Seiten iſt; den Schwanz bedeckt von ſeiner Wurzel an bis auf ein Drittel ſeiner Länge ein Haar, welches dem die Beine bedeckenden ähnlich iſt; in ſeiner ganzen übrigen Länge iſt er unbehaart; der innere Theil der Beine iſt weiß wie der Unterleib. Das ganze Haar dieſes kleinen Thieres iſt ſanft anzurühren.

Das Hermelin oder Roſelet.

Das Wieſel mit ſchwarzem Schwanze heißt Hermelin und Roſelet; Hermelin, wenn es weiß, Roſelet, wenn es fuchsroth oder gelblich iſt. Obſchon nicht ſo gemein, wie das gewöhnliche Wieſel, wird es doch häufig gefunden, beſonders in den alten Wäldern und zuweilen während des Winters auf den Feldern in der Nähe der Waldungen. Es läßt ſich zu jeder Zeit von dem gemeinen Wieſel unterſcheiden, weil immer das Ende ſeines Schwanzes dunkelſchwarz und der Rand der Ohren und der äußerſte Theil der Füße weiß ſind.

Wir haben dem, was wir bereits von dieſem Thiere geſagt haben, wenig hinzuzufügen. Wir wollen blos bemerken, daß, wie gewöhnlich das Hermelin im Winter ſeine Farbe verändert, aller Wahrſcheinlichkeit nach dasjenige, welches wir noch im April 1758 hatten, weiß und ſo geworden ſein würde, wie es das Jahr zuvor war, als man es am 1. März 1757 fing, wenn es frei geblieben wäre; da es jedoch ſeit dieſer Zeit in einem eiſernen Käficht eingeſchloſſen geweſen, ſich unaufhörlich an den Eiſen reibt und außerdem nicht die ganze Strenge des Winters erfahren hat, indem es ſtets geſchützt unter einem Bogengange an der Mauer hing, ſo iſt es nicht auffallend, daß es ſein Sommerhaar bewahrt hat. Es iſt ſtets äußerſt wild; von ſeinem üblen Geruche hat es nichts verloren; dieſen abgerechnet, iſt es ein niedliches kleines Thier mit lebhaften Augen, feiner Geſichtsbildung und ſo raſchen Bewegungen, daß man ihnen unmöglich mit dem Auge folgen kann. Man hat es immer mit Eiern und Fleiſch ernährt; es läßt es aber angehen, eh es dasſelbe berührt; Honig hat es nicht eher freſſen wollen, als bis es 3 Tage lang jede andere Nahrung entbehrt hatte und, nachdem es davon genoſſen, ſtarb es. Die Haut dieſes Thieres iſt koſtbar; jedermann kennt die Hermelinpelze; ſie ſind viel ſchöner und von einem mattern Weiß als die des weißen Kaninchens; allein mit der Zeit gelben ſie, und die Hermeline unſeres Erdſtriches haben ſogar immer eine leichte Färbung von Gelb.

Im ganzen Norden, beſonders in Rußland, Norwegen, Lappland, ſind die Hermeline ſehr gemein, dort, wie anderwärts, im Sommer fuchsroth und im Winter weiß; ſie ernähren ſich von Behen und einer Rattenart, von der wir im Verfolge dieſes Werkes reden werden und die in Norwegen und Lappland ſehr zahlreich iſt. In den gemäßigten Ländern ſind die Hermeline ſelten und in den heißen finden ſie ſich gar nicht. Das Thier vom Vorgebirge der guten Hoffnung, das Kolbe Hermelin nennt, und von dem er ſagt, ſein Fleiſch ſei geſund und angenehm für den Gaumen, iſt kein Hermelin, nicht einmal etwas dem Hermelin

Aehnliches. Die Wieſel von Cayenne, von denen H. Barrere ſpricht, und die grauen Wieſel der öſtlichen Tartarei und des nördlichen Chinas, deren einige Reiſenden erwähnen, ſind ebenfalls andere Thiere als unſere Wieſel und Hermeline.

* Ich muß hier mit Lob und Dank einen Brief mittheilen, den mir vom Schloſſe Manceliere in Bretagne unter dem 20. Juli 1771 die Gräfin de Noyan geſchrieben hat.

„Sie ſind zu gerecht, mein Herr, um nicht denen, die Sie beleidigt haben, Genugthuung zu geben. Sie haben die Raçe des Hermelins an ihrer Ehre gekränkt, indem Sie es als ein Thier anzeigten, das man nicht zähmen könnte. Ich habe ſeit einem Monate eins, das man in meinem Garten gefangen hat, und welches, dankbar für die Sorgen die ich ihm zuwende, kommt, mich umarmt, mich leckt und mit mir ſpielt, wie es ein kleiner Hund thuen könnte. Es iſt beinahe von der Größe eines Wieſels, auf dem Rücken fuchsröthlich, auf dem Bauch und an den Pfoten weiß; fünf ſchöne kleine Klauen an ſeinen niedlichen kleinen Pfötchen; ſein Mund ſchön geſchlitzt und ſeine Zähne ſpitz wie Nadeln; der Umring der Ohren weiß; der Bart lang, weiß und ſchwarz und das Schwanzende ſchön ſchwarz. Seine Lebhaftigkeit übertrifft die des Eichhörnchens. Dieſes niedliche Thierchen, das ſeine Freiheit genießt, bis wir uns zurückziehen, ſpielt, ſtiehlt unſere Arbeitsbeutel und Alles, was es wegtragen kann."

Ich geſtehe, daß ich mich mit der Erziehung der Wieſel und Hermeline, die ich ernähren laſſen, vielleicht nicht genug beſchäftigt habe; denn alle ſchienen mir gleich ſcheu. Gleichfalls zweifle ich nicht an dem, was mir Frau de Noyan bemerkt und dies um ſo weniger, als Folgendes ein zweites Beiſpiel iſt, welches das erſtere beſtätigt.

H. Giely von Mornas in der Grafſchaft Venaiſſin ſchreibt mir in folgenden Worten:

„Ein Mann, der einen Wurf junger Wieſel gefunden hatte, entſchloß ſich, eins aufzuziehen, und der Erfolg entſprach ſchnell ſeinen Sorgen. Dieſes kleine Thier hängte ſich an ihn, und er machte ſich ein Vergnügen daraus, es an einem Feſttage auf einem öffentlichen Wandelplatze zu üben, wo das junge Wieſel ihm beſtändig folgte, ohne von der Spur abzukommen, mehr als 600 Schritte weit und in allen Wendungen, die er mitten durch die Zuſchauer nahm. Der Mann ſchenkte hernach meiner Frau dieſes hübſche Thier. Die Weiſe, ſie zu zähmen, beſteht darin, daß man ſie oft anfühlt, indem man ihnen ſachte die Hand auf den Rücken legt, aber auch mit ihnen ſchmählt und ſelbſt ſie ſchlägt, wenn ſie beißen. Es iſt, wie das gewöhnliche Wieſel und das Roſelet, oberhalb fuchsroth

und unterhalb weiß. Die Spitze des Schwanzes iſt von einem dem Schwanz nahekommenden Braun. Es iſt erſt 5 Wochen alt, und ich weiß nicht, ob nicht dieſes Haar des Schwanzendes mit der Zeit ganz ſchwarz werden wird. Der Umring der Ohren iſt nicht weiß wie beim Roſelet; aber wie bei ihm das Ende der beiden Vorderpfoten weiß, während die beiden Hinterpfoten ſelbſt auf der Unterfläche fuchsroth ſind. Es hat auf der Naſe einen kleinen weißen Flecken und in dem Weiß unter den Augen, der Länge der Schnauze nach, zwei kleine allein ſtehende, längliche und fuchsrothe Flecken. Noch dünſtet es keinen üblen Geruch aus, und meine Frau, die mehrere dieſer Thiere aufgezogen hat, verſichert, daß ſie nie durch ihren Geruch beläſtigt worden, ausgenommen, wenn jemand die Thiere quält und reizt. Man ernährt es mit Milch, geſottenem Fleiſch und Waſſer; es frißt wenig und nimmt ſeine Mahlzeit in weniger als einer Viertelſtunde zu ſich; wofern es keinen guten Hunger hat, frißt es den Honig den man ihm gibt, nicht. Dieſes Thier iſt reinlich, und wenn es bei Ihnen ſchläft und ſeine Bedürfniſſe es wecken, ſo kratzt es Sie, damit Sie es auf die Erde ſetzen."

„Uebrigens iſt dieſes Wieſel ſehr vertraulich und munter; es iſt kein Zwang noch bloßes Dulden, ſondern Vergnügen, Luſt, Anhänglichkeit. Liebkoſungen ſuchen, zu Neckereien reizen, ſich auf den Rücken legen, und der Hand, die es ſtreichelt, durch tauſend kleine Schläge mit den Pfoten und Hiebe mit den ſehr ſcharfen Zähnen antworten, deren Eindruck es zu mäßigen und bis zum bloßen Kitzeln zurückzuhalten weiß, ohne ſich je zu vergeſſen; mir überallhin folgen, an mir heraufklettern und über den ganzen Körper laufen, in meine Taſchen, meinen Ermel, meinen Schoß ſchlüpfen und von da mich zum Schäkern einladen; auf mir ſchlafen, am Tiſche von meinem Teller eſſen, aus meinem Becher trinken; mir den Mund küſſen und meinen Speichel einſaugen, den es ſehr zu lieben ſcheint (ſeine Zunge iſt rauh wie die der Katze), ohne Aufhören auf meinem Schreibpulte Muthwillen treiben, während ich ſchreibe, und allein und ohne Anreizung und Erwiederung von meiner Seite mit meinen Händen und meiner Feder ſpielen, das iſt das niedliche Weſen dieſes kleinen Thieres. Gebe ich mich ſeinem Spiele hin, ſo fährt es damit zwei Stunden nacheinander und bis zur Ermüdung fort."

„In einem zweiten Briefe aus Mornas vom 15. Auguſt 1775 theilt mir H. Giely mit, daß ſein Wieſel durch Zufall getödtet worden, und er fügt die folgenden Bemerkungen hinzu:

„1) Seine Auswürfe fingen an, den Ort mit Geſtank zu erfüllen, wo ich ihm ſeinen Wohnſitz gab; man muß viel Sorge und Reinlichkeit darauf verwenden und es mehr mit Eiern oder Kräuterkuchen als mit Fleiſch ernähren."

„2) Man muß es nicht berühren, noch anfaſſen, ſo lange es ſeine Mahlzeit zu ſich nimmt; in dieſer kurzen Zwiſchenzeit iſt es ſtörrig."

„3) Küchelchen, die man aus Unachtſamkeit in ſeinen Bereich gebracht hatte, zapfte es an; nie aber hat es gewagt, ſchwere Hühner, die ich in einem Ställchen mäſtete, offen anzugreifen. Sie reizten es und jagten es durch Hiebe mit dem Schnabel in die Flucht. Es war unterhaltend, die Kniffe und Verſtellungen zu beobachten, die es anwendete, um ſie, wo möglich, zu überraſchen."

„4) Anlangend ſeine Vertraulichkeit und die Anmuth ſeines Scherzes und ſelbſt ſeine Anhänglichkeit, ſo habe ich nichts behauptet, was ſich nicht bis zu ſeinem frühzeitigen Ende bewährt gefunden hätte. Nur vergaß es ſich mitunter in der Hitze ſeiner Neckereien und drückte, gleichſam vor lauter Luſt, die Zähne etwas zu ſtark auf; aber die Züchtigung bewirkte alsbald Beſſerung. Man muß, wenn man es züchtigt, es anſchmählen und auf den hintern Theil ſchlagen, nie an den Kopf, dies reizt ſie."

„5) Es war nicht ſehr ſchwer geworden und gehörte wahrſcheinlich zur kleinen Art; denn zur Zeit ſeines Unfalls, d. h. als es mehr denn zwei Monate alt war, ging ſein ganzer Körper noch in das nämliche Halsband."

In der Naturgeſchichte Norwegens von Pantoppidan findet man folgende Bemerkungen:

„In Norwegen nimmt das Hermelin ſeinen Aufenthalt in Steinſtücken. Dieſes Thier könnte wohl zur Art der Wieſel gehören. Seine Haut iſt weiß mit Ausnahme des ſchwarz gefleckten Halſes. Die norwegiſchen und lappländiſchen behalten ihre Weiße beſſer als die ruſſiſchen, die leichter gelben; und deshalb ſind die erſtern ſelbſt zu Petersburg geſucht. Das Hermelin fängt, wie die Katzen, Mäuſe und trägt, wenn es ihm möglich iſt, ſeine Beute davon. Es liebt vorzüglich Eier, und wenn das Meer ruhig iſt, ſo ſchwimmt es nach den den norwegiſchen Küſten benachbarten Inſeln, wo es eine große Menge Seevögel findet. Man behauptet, daß ein Hermelin, welches gerade auf einer Inſel wirft, die Jungen auf einem Stück Holz, das es mit der Schnauze ſteuert, ans feſte Land bringt. So klein dieſes Thier iſt, ſo bringt es doch die größten, wie das Elen und den Bär, ums Leben; es ſpringt ihnen, während ſie ſchlafen, in ein Ohr und hockt ſich mit ſeinen Zähnen darein ſo feſt, daß ſie ſich ſeiner nicht entledigen können. Auf dieſelbe Weiſe überraſcht es die Adler und die Auerhähne, auf die es ſich feſtſetzt und die es ſelbſt nicht verläßt, wenn ſie wegfliegen, bis der Blutverluſt ſie dahinbringt, daß ſie fallen."

Der Graukopf (die Jaguane oder Maikel). *Fr. 26*

Dies iſt eine der Art des Wieſels und des Hermelins naheſtehende und uns noch unbekannt geweſene Art. Es iſt wieder H. Allamand, der zuerſt ſeine Beſchreibung und Abbildung unter dem Namen Griſon (oder Graukopf) im 15. Theile der holländiſchen Ausgabe meines Werkes geliefert hat, und ich kann nichts beſſeres thuen, als hier dieſe Beſchreibung vollſtändig mittheilen.

„Ich habe," ſagt er, „das kleine Thier, welches auf dieſer Tafel dargeſtellt iſt, aus Surinam erhalten, und in dem Verzeichniſſe deſſen, was der Kaſten enthielt, in dem es eingeſchloſſen war, ward es graues Wieſel genannt, woher ich den Namen Graukopf genommen, weil ich den nicht kenne, den man in dem Lande, wo es ſich findet, ihm gibt und er ziemlich gut ſeine Farbe andeutet. Der ganze obere Theil ſeines Körpers iſt mit dunkelbraunen, an der Spitze weißen Haaren beſetzt, was ein Grau bildet, in welchem das Braun vorherrſcht; aber der obere Theil des Kopfes und des Halſes iſt heller grau, weil da die Haare ſehr kurz ſind, und das Weiße darauf an Länge dem braunen Theile gleichkommt. Die Schnauze, der ganze untere Theil des Körpers und die Beine ſind ſchwarz, welche Farbe auffallend gegen jenes Grau abſticht, von dem ſie am Kopfe durch einen weißen Streifen getrennt wird, der an einer Schulter beginnt und unter den Ohren, den Augen und der Naſe hinläuft und ſich bis an die andere Schulter zieht."

„Der Kopf dieſes Thieres iſt im Verhältniſſe zu ſeinem Körper ſehr dick; ſeine Ohren, die faſt einen Halbkreis bilden, ſind mehr breit als hoch; ſeine Augen groß, ſein Rachen mit ſtarken und ſpitzigen Backen- und Hundszähnen bewaffnet. In jedem Kiefer ſind ſechs Schneidezähne, aber nur die an den Enden der beiden Reihen ſind ſichtbar; die vier mittleren treten kaum aus ihren Höhlen hervor. Sowohl die Vorder- wie die Hinterfüße ſind in 5 mit ſtarken gelblichen Nägeln bewaffnete Zehen getheilt. Der ziemlich lange Schwanz läuft ſpitz aus.„

„Dieſes Thier hat mit dem Wieſel vor allen andern Thieren unſeres Feſtlandes die meiſte Aehnlichteit; daher überraſcht es mich nicht, daß es mir aus Surinam unter dem Namen graues Wieſel geſchickt worden iſt. Indeſſen iſt es kein Wieſel, obwohl es ihm nach der Zahl und Form ſeiner Zähne gleicht; es hat auch keinen ſo geſtreckten Körper, und ſeine Füße ſind viel höher. Ich kenne keinen Schriftſteller noch Reiſenden, der von ihm geſprochen habe, und das mir zugeſchickte Thier iſt das einzige, das ich geſehen. Ich habe es verſchiedenen Perſonen gezeigt, die ſich lange in Surinam aufgehalten hatten; es war ihnen aber unbekannt; alſo muß

es in ſeiner Heimath ſelten ſein oder wenig beſuchte Plätze bewohnen. Derjenige, der es mir geſchickt, hat mir keine Beſondernheit mitgetheilt, die geeignet wäre, ſeine Naturgeſchichte aufzuhellen; darum habe ich nichts anderes thuen können, als ſeine Geſtalt beſchreiben."

Die Ratte.

Stufenweiſe vom Großen zum Kleinen, vom Starken zum Schwachen niederſteigend, werden wir finden, daß die Natur Alles auszugleichen gewußt hat; daß ſie, einzig auf die Erhaltung jeder Art bedacht, mit Einzelweſen verſchwenderiſch umgeht und bei jenen Arten, denen ſie einen kleinen Körperumfang beſchieden oder die ſie ohne Kraft, ohne Wehr und Muth gelaſſen, ſich durch die Menge erhält; und nicht allein hat ſie gewollt, daß dieſe untern Arten durch die Menge zu widerſtehen oder fortzudauern vermöchten, ſondern auch, ſo ſcheint es, zugleich einer jeden von ihnen Erſatzmittel gegeben, indem ſie die Nachbararten vervielfältigte. Die Ratte, die Maus, die Feldmaus, die Waſſerratte, die Erdmaus, der Billich, die Holzmaus, der Haſelſchläfer, die Spitzmaus, viele andere, die ich nicht anführe, weil ſie unſerm Erdſtriche fremd ſind, bilden eben ſo viele getrennte und unterſchiedene Arten, die aber wenig genug von einander abweichen, um in gewiſſem Betracht ſich ergänzen und es bewirken zu können, daß, wenn eine von ihnen ausgehen ſollte, die Leere in dieſer Gattung kaum bemerkbar ſein würde; eben dieſe große Menge benachbarter Arten hat den Naturforſchern die Vorſtellung der Gattungen gegeben, eine Vorſtellung, die man nur in dieſem Sinne anwenden kann, wenn man die Gegenſtände einzig im Großen ſieht, die aber verſchwindet, ſobald man ſie auf die Wirklichkeit bezieht und die Natur im Einzeln zu betrachten anhebt.

Die Menſchen haben damit begonnen, den Dingen, die ihnen deutlich von einander verſchieden dünkten, verſchiedene Namen zu geben; und zugleich ſchufen ſie Benennungen für Alles, was ihnen unter ſich ungefähr ähnlich vorkam. Bei den rohen Völkern und in allen erſt beginnenden Sprachen gibt es faſt nur allgemeine Namen, d. h. unbeſtimmte und unvollkommene Ausdrücke für Dinge derſelben Ordnung, die jedoch unter ſich ſehr verſchieden ſind: eine Eiche, eine Buche, eine Linde, eine Tanne, eine Eibe, eine Fichte werden anfangs keinen andern Namen gehabt haben als Baum; hernach werden die Eiche, die Buche, die Linde, alle drei Eichen genannt worden ſein, als man ſie von der Tanne, der Fichte, der Eibe unterſchieden hatte, die alle drei werden Tanne genannt worden ſein. Die beſondern Namen ſind erſt in der Folge aus der Vergleichung und der ins Einzelne gehenden Prüfung in jeder Art der

Dinge entſtanden. Die Anzahl dieſer Namen hat man in dem Maße vermehrt, als man die Natur mehr erforſchte und beſſer kennen lernte: je mehr man ſie unterſuchen, je mehr man ſie vergleichen wird, um ſo mehr wird es eigene Namen und beſondere Benennungen geben. Stellt man ſie uns alſo heutzutage nach allgemeinen Benennungen d. h. nach Gattungen dar, ſo heißt das uns aufs A B C jeder Kenntniß zurückverweiſen und die Finſterniſſe aus der Kinderzeit der Menſchheit zurückrufen: die Unwiſſenheit hat die Gattungen gemacht, während die Wiſſenſchaft die Eigennamen gemacht hat und machen wird, und wir werden nicht ſcheuen, die Zahl der beſondern Benennungen jedesmal zu vermehren, wenn wir verſchiedene Arten bezeichnen wollen.

Unter jenem Gattungsnamen Ratte hat man mehrere Arten kleiner Thiere begriffen und vermengt: wir werden dieſen Namen nur der gemeinen Ratte geben, die ſchwärzlich iſt und in unſern Häuſern wohnt; jede der andern Arten wird ihre beſondere Benennung erhalten, weil ſie ſich nicht mit einander vermiſchen, und alſo jede von allen übrigen verſchieden iſt. Die Ratte iſt dadurch, daß ſie uns ſo läſtig fällt, bekannt genug; insgemein bewohnt ſie die Speicher, wo man das Korn aufhäuft und die Früchte aufbewahrt, und von da ſteigt ſie herab und verbreitet ſich durch das ganze Haus. Sie iſt fleiſchfreſſend und ſelbſt alles verſchlingend; nur ſcheint ſie den zartern Dingen die harten vorzuziehen; ſie zernagt die Wolle, die Stoffe, die Hausgeräthe, durchbohrt das Holz, durchlöchert die Mauern, hauſet ſich in die Dicke der Fußböden, in die Lücken des Gebälkes oder des Getäfels ein, verläßt ſie, um ihren Unterhalt zu ſuchen und bringt häufig dorthin Alles, was ſie fortſchleppen kann; zuweilen legt ſie ſogar eine Vorrathskammer an, beſonders wenn ſie Junge hat. Sie wirft jährlich mehrere Mal, faſt immer im Sommer; die gewöhnlichen Würfe beſtehen aus 5 bis 6 Jungen. Sie ſucht die warmen Stellen und niſtet ſich im Winter neben den Schornſteinen, oder im Heu, im Stroh ein. Trotz der Katzen, des Giftes, der Fallen, der Köder wuchern dieſe Thiere ſo ſtark, daß ſie oft großen Schaden anrichten; beſonders in alten Gebäuden auf dem Lande, in denen man Getraide aufbewahrt, auf den Kornböden und wo die Nachbarſchaft der Scheunen und Heulager ihre Zuflucht und ihre Vermehrung erleichtert, befinden ſie ſich in ſolcher Menge, daß man genöthigt wäre, auszuräumen und auszuziehen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt vertilgten; wir wiſſen aber aus Erfahrung, daß ſie ſich tödten, ſich untereinander freſſen, wenn nur der Hunger ſie bedrängt, der Art, daß, wenn wegen der zu großen Anzahl Mangel entſteht, die ſtärkſten über die ſchwächſten herfallen, ihnen den Kopf öffnen und erſt den Kopf und dann den übrigen Leichnam

freſſen; des andern Tages beginnt der Krieg von Neuem und dauert ſo fort bis zur Vertilgung des größten Theiles; daher kommt es denn gewöhnlich, daß dieſe Thiere, nachdem man eine Zeit lang von ihnen heimgeſucht worden, oft plötzlich und zuweilen auf lange Zeit zu verſchwinden ſcheinen. Eben ſo verhält es ſich mit den Feldmäuſen, deren erſtaunlicher Vermehrung nur die Grauſamkeiten Einhalt thuen, mit denen ſie ſich verfolgen, ſobald ihnen die Lebensmittel auszugehen anfangen. Ariſtoteles hat dieſe plötzliche Vertilgung der Wirkung des Regens beigemeſſen; allein die Ratten ſind ihm nicht ausgeſetzt und die Feldmäuſe wiſſen ſich vor ihm zu bergen; denn die Löcher, die ſie unter der Erde bewohnen, ſind nicht einmal feucht.

Die Ratten ſind eben ſo geil als gefräßig; ſie kläffen in ihrer Brunſt, und ſchreien, wann ſie miteinander kämpfen; ihren Jungen bereiten ſie ein Bett und bringen ihnen bald zu freſſen; fangen ſie an, aus ihrem Loche herauszukommen, ſo bewacht, vertheidigt die Mutter ſie und kämpft ſelbſt gegen die Katzen, um ſie zu retten. Eine große Ratte iſt boshafter und faſt eben ſo ſtark wie eine junge Katze, ihre Vorderzähne ſind lang und ſtark. Die Katze beißt ſchlecht, und da ſie ſich faſt nur der Klauen bedient, ſo muß ſie nicht allein muthig ſondern auch kampfgeübt ſein. Das Wieſel iſt, obwohl kleiner, ein gefährlicherer und von der Ratte gefürchteter Feind; denn es verfolgt ſie bis in ihr Loch; der Kampf dauert zuweilen lange; die Stärke iſt wenigſtens gleich, der Gebrauch der Waffen aber verſchieden: die Ratte kann nur durch wiederholt verſetzte Hiebe und mit den Vorderzähnen verwunden, die mehr zum Nagen als Beißen gemacht ſind und, an der Spitze des Kieferhebels liegend, wenig Kraft haben, während das Wieſel mit dem ganzen Kiefer grimmig beißt und anſtatt abzuſetzen aus der aufgehauenen Stelle das Blut ausſaugt; auch unterliegt die Ratte immer.

In dieſer Art wie in allen, an Individuen ſehr zahlreichen, findet man Varietäten: außer den gewöhnlichen Ratten, die ſchwärzlich ſind, gibt es braune, faſt ſchwarze, andere von einem mehr weißen oder mehr fuchsrothen Grau und andere völlig weiße; dieſe weißen Ratten haben rothe Augen wie das weiße Kaninchen, die weiße Maus und wie alle andern Thiere, die völlig weiß ſind. Die geſammte Art mit ihren Varietäten, ſcheint den gemäßigten Erdſtrichen unſeres Feſtlandes von Natur anzugehören und hat ſich in den heißen Ländern weit mehr als in den kalten verbreitet. In Amerika gab es keine, und die heutzutage dort und zwar in ſehr großer Menge befindlichen ſind daſelbſt mit den Europäern ausgeſchifft worden. Sie vermehrten ſich Anfangs ſo erſtaunlich, daß ſie lange Zeit hindurch die Geißel der Pflanzungen geweſen, wo ſie kaum

andere Feinde hatten als die großen Nattern, die ſie ganz lebend verſchlingen. Die Schiffe haben ſie auch nach Oſtindien und nach allen Eilanden des indiſchen Archipels gebracht; auch in Afrika finden ſich viele. Im Norden dagegen haben ſie ſich kaum über Schweden hinaus vermehrt; und was man in Norwegen, Lappland u. ſ. w. Ratten nennt, ſind von unſern Ratten verſchiedene Thiere.

Die Maus.

Die Maus, weit kleiner als die Ratte, iſt auch zahlreicher, gemeiner und mehr allenthalben verbreitet: ſie hat denſelben Naturtrieb, daſſelbe Temperament, daſſelbe Naturell und unterſcheidet ſich kaum weiter von ihr als durch die Gewohnheiten, die ſie begleiten: ängſtlich von Natur, vertraulich aus Noth hat ſie in der Furcht und dem Bedürfniß die Quellen ihrer Bewegungen; ihr Loch verläßt ſie nur, um Lebensmittel zu ſuchen; ſie entfernt ſich kaum von ihm und kehrt beim leiſeſten Geräuſch dahin zurück; geht nicht, wie die Ratte, von Haus zu Haus, wofern ſie nicht gezwungen wird, richtet auch weit weniger Verwüſtungen an, hat die ſanfteſten Sitten und zähmt ſich bis zu einem gewiſſen Grade, ohne jedoch anhänglich zu werden; wie ſollte man in der That die lieben, die uns nachſtellen? Obwohl ſchwächer, hat ſie mehr Feinde, denen ſie nur durch ihre Schnelligkeit, ihre Kleinheit ſelbſt entwiſchen kann. Die Käuzchen, alle Nachtvögel, die Katzen, die Steinmarder, die Wieſel, die Ratten ſelbſt, führen Krieg gegen ſie; man zieht ſie an, man ködert ſie leicht durch Lockſpeiſen, man vertilgt ſie zu Tauſenden; ſie beſteht zuletzt nur durch ihre gränzenloſe Fruchtbarkeit.

Ich habe ihrer geſehen, die in Mäuſefallen geworfen hatten; ſie zeugen in allen Jahreszeiten und jährlich mehreremal; die gewöhnlichen Würfe beſtehen aus 5 bis 6 Jungen; in weniger als 14 Tagen erreichen ſie Stärke und Größe genug, um ſich zerſtreuen und ihren Unterhalt ſuchen zu können. Demnach iſt die Lebensdauer dieſer kleinen Thiere ſehr kurz, da ihr Wachsthum ſo raſch iſt, und dieſes erweitert noch die Vorſtellung, die man von ihrer ſtaunenswerthen Vermehrung haben muß. Ariſtoteles ſagt, daß er eine trächtige Maus in ein zum Aufbewahren von Korn beſtimmtes Gefäß gethan hatte, und ſich kurze Zeit hernach 120 Mäuſe darin fanden, die alle von derſelben Mutter herkamen.

Dieſe kleinen Thiere ſind nicht häßlich; ſie haben ein lebhaftes und ſelbſt ziemlich feines Ausſehen. Die Art von Schrecken, den man vor ihnen hat, beruht einzig auf den kleinen Ueberraſchungen und darauf, daß ſie ſo läſtig fallen. Alle Mäuſe ſind unter dem Bauche weißlich und einige über den ganzen Körper weiß, einige auch mehr oder minder braun,

mehr oder minder ſchwarz. Die Art iſt in Europa, Aſien, Afrika allgemein verbreitet; in Amerika aber, behauptet man, hätte es keine gegeben, und die ſich gegenwärtig dort in großer Menge befänden, kämen urſprünglich aus unſerm Feſtlande: wahr iſt es, daß, wie es ſcheint, dieſes kleine Thier dem Menſchen folgt und die unbewohnten Gegenden flieht aus der natürlichen Neigung, die es für Brot, Käſe, Speck, Oel, Butter und die andern Nahrungsmittel hat, die der Menſch für ſich ſelbſt bereitet.

* Wir haben geſagt, die weißen Mäuſe mit den rothen Augen wären nur eine Varietät, gewiſſer Maßen eine Ausartung in der Art der Maus. Dieſe Varietät findet ſich nicht allein in unſern gemäßigten Erdſtrichen, ſondern auch in den ſüdlichen und nördlichen Gegenden unſerer beiden Feſtländer.

„Die weißen Mäuſe mit rothen Augen“, ſagt Pantoppidan, „ſind in der kleinen Stadt Molle oder Roms-dallem gefunden worden; man weiß aber nicht, ob ſie dort einheimiſch oder aus Oſtindien dahin gebracht worden ſind.“

Dieſe letzte Vermuthung ſcheint auf nichts zu beruhen, und mit mehr Grund kann man glauben, daß ſich die weißen Mäuſe zuweilen in Norwegen finden, wie ſie ſich ſonſt überall auf unſerm Feſtlande zuweilen finden; und im Allgemeinen haben ſich die Mäuſe ſelbſt jetzt in dem andern ſo ſtark vermehrt, daß ſie in Amerika ſo gemein wie in Europa ſind, beſonders in den bewohnteſten Pflanzungen. Derſelbe Schriftſteller fügt hinzu:

„Die Holzratten und die Waſſerratten können in den nördlichſten Ländern Norwegens nicht leben, und es giebt mehrere Kreiſe, wie der von Hardenver in dem Sprengel Bergen und andere im Sprengel Aggerhum, in denen man keine Ratten ſieht, obſchon es ihrer auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes Vormen gibt, und wenn ſie auf die andere Seite, d. h. nach dem nördlichen Theile dieſes Fluſſes hinübergebracht werden, ſo kommen ſie dort in kurzer Zeit um; ein Unterſchied, den man nur den dieſen Thieren ſchädlichen Ausdünſtungen des Bodens zuſchreiben kann.“

Dieſe Angaben können wahr ſein; wir haben jedoch oft gefunden, daß Pantoppidan kein Schriftſteller iſt, der volles Zutrauen verdient.

In den Bemerkungen, welche der H. Vicomte de Querhoent mir mitzutheilen die Güte hatte, ſagt er, daß die auf Schiffen aus Europa nach Isle-de-France gebrachten Ratten ſich dort in dem Grade vermehrt hätten, daß man behauptete, ſie hätten die Holländer bewogen, die Inſel zu verlaſſen. Die Franzoſen haben ihre Anzahl vermindert; obwohl es noch eine große Menge daſelbſt gibt. „Seit einiger Zeit, fügt H. de

Querhoent hinzu, läßt ſich eine Ratte aus Indien dort nieder; ein überaus ſtarker Biſamgeruch verbreitet ſich in den Umgebungen der Plätze, die ſie bewohnt; und man glaubt, wenn ſie in eine Gegend kommt, wo es Wein gibt, mache ſie dieſen ſauer. Meines Bedünkens könnte dieſe indiſche Ratte, die einen Biſamgeruch verbreitet, dieſelbe ſein, welche die Portugieſen Cheroſo oder wohlriechende Ratte genannt haben. La Boullaye-le-Gouz hat von ihr geſprochen.

„Sie iſt", ſagt er, „äußerſt klein, hat beinahe die Geſtalt eines Frettchens; ihr Biß iſt giftig; kommt ſie in ein Zimmer, ſo bemerkt man ſie augenblicklich und hört ihr Geſchrei krik, krik, krik."

Dieſe nämliche Ratte findet ſich auch in Madura und man nennt ſie Riechratte. Die holländiſchen Reiſenden thuen ihrer Erwähnung. Sie ſagen, ſie haben ein ſo feines Haar wie der Maulwurf, nur ſei es etwas weniger ſchwarz.

* Die Art der Ratte ſcheint in allen von Menſchen bewohnten oder beſuchten Gegenden zu beſtehen; denn zufolge der Erzählung der Reiſenden hat man ſie überall und ſelbſt in den jüngſt entdeckten Ländern gefunden und erkannt. H. Forſter ſagt: „die Ratte findet ſich auf den Inſeln der Südſee und in den Ländern von Neuſeeland; es gibt eine erſtaunliche Menge auf den Geſellſchaftsinſeln und beſonders auf Taiti, wo ſie von den Ueberbleibſeln der Speiſen leben, welche die Einheimiſchen in ihren Hütten zurücklaſſen, von den Blüthen und Hülſen der Erythrina korallodendrum, und in deren Ermangelung von Auswürfen jeder Art; ihre Kühnheit geht ſo weit, daß ſie bisweilen die Eingeborenen, wenn ſie ſchlafen, in die Füße beißen; ſie ſind weit ſeltener auf den Markiſen und den Freundſchaftsinſeln und ſelten ſieht man ſie auf den neuen Hebriden."

Es iſt wohl auffallend, daß man die Arten unſerer Ratten auf den Inſeln und Ländern der Südſee gefunden, während dieſe nämlichen Arten in der ganzen Ausdehnung des amerikaniſchen Feſtlandes ſich nicht gefunden, und alle Ratten, die es gegenwärtig in dieſem neuen Feſtlande gibt, mit unſern Schiffen dahin gekommen ſind.

Herrn de Pages zu Folge gibt es in den Wüſten Arabiens eine von allen, die wir kennen, ſehr verſchiedene Rattenart.

„Ihre Augen", ſagt er, „ſind lebhaft und groß; ihr Bart, ihre Schnauze und die Oberſtirn weiß, eben ſo der Bauch, die Pfoten und das Schwanzende; der übrige Körper iſt gelb und hat ein ziemlich langes und ſehr reinliches Haar; der Schwanz iſt mittelmäßig lang, aber dick, gelb wie der Rumpf und am Ende weiß. Meine arabiſchen Begleiter aßen dieſe Ratten, nachdem ſie dieſelben mit einem Stock todt geworfen hatten,

den ſie mit vieler Geſchicklichkeit dem vierfüßigen Thier oder dem Vogel, den ſie fangen wollen, in den Weg ſchwingen."

Die Feldmaus.

Die Feldmaus iſt kleiner als die Ratte und größer als die Maus; ſie wohnt nie in den Häuſern und findet ſich nur in Feld und Wald; ſie iſt an ihren großen und vorragenden Augen leicht gut zu erkennen und ferner unterſcheidet ſie ſich von der Ratte und der Maus durch die Farbe des Haars, das unter dem Bauche weißlich und auf dem Rücken brauner iſt; ſie iſt ſehr allgemein und zahlreich beſonders in Hochländern verbreitet. Sie ſcheint lange zu wachſen, da es ihrer der Größe nach manchfaltige gibt: die großen ſind 4 Zoll 2 bis 3 Linien lang von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel; die kleinen, die gleich den andern erwachſen ſcheinen, haben einen Zoll weniger; und da man ihrer von allen Zwiſchengrößen findet, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß die großen und kleinen alle zu derſelben Art gehören. Sehr wahrſcheinlich haben aus Mangel an der Kenntniß dieſer Sache einige Naturforſcher zwei Arten aufgeſtellt; die eine, die ſie die große Feldratte, und die andere, die ſie die Feldmaus oder im Franzöſiſchen Mulot nannten. Ray, der zuerſt in dieſen Irrthum verfallen, indem er ſie unter zwei Benennungen angab, ſcheint einzuräumen, daß er nur eine Art kennt; und obwohl die kurzen Beſchreibungen, die er von der einen und der andern Art gibt, verſchieden zu ſein ſcheinen, darf man doch nicht daraus ſchließen, daß ſie beide vorhanden ſind; denn 1) er kannte ſelbſt nur eine; 2) wir kennen nur eine und haben, ſo viele Nachforſchungen wir angeſtellt, nur eine gefunden; 3) Gesner und die übrigen alten Schriftſteller reden nur von einer, unter dem Namen mus agrestis maior, von der ſie ſagen, ſie ſei gemein, und Ray ſagt ebenfalls, die andere, die er unter dem Namen mus domesticus medius angibt, ſei ſehr gemein; es wäre mithin unmöglich, daß nicht die einen oder die andern von dieſen Schriftſtellern beide geſehen hätten, da ſie ja laut ihres Geſtändniſſes beide ſo gemein ſind; 4) da in dieſer einen und nämlichen Art ſich größere und kleinere finden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß man in Irrthum geführt worden und man eine Art der größten und eine andere der kleinſten aufgeſtellt hat; 5) da die Beſchreibungen dieſer vorgeblichen Arten nirgend genau noch vollſtändig ſind, ſo darf man ſich auf die unbeſtimmten Kennzeichen und die Unterſchiede, die ſie angeben, nicht verlaſſen.

Die Alten freilich erwähnen zwei Arten, die eine unter dem Namen mus agrestis maior und die andere mus agrestis minor. Dieſe zwei Arten ſind ſehr gemein, und wir kennen ſie wie die Alten; die erſtere iſt

unſere Feldmaus, die zweite aber iſt nicht Ray's **mus domesticus medius;** es iſt ein anderes und unter dem Namen kurzgeſchwänzte Feldmaus oder kleine Feldratte bekanntes Thier; und da es von der Ratte oder der Feldmaus ſehr verſchieden iſt, ſo nehmen wir weder den Gattungsnamen kleine Feldratte noch den kurzgeſchwänzte Feldmaus an, weil es weder eine Ratte noch eine Feldmaus iſt, und wir werden ihm einen beſondern Namen geben. Eben ſo verhält es ſich mit einer neuen Art, die ſich ſeit einigen Jahren verbreitet und in der Umgegend von Verſailles und in einigen Landſchaften in der Nähe von Paris ſehr vermehrt hat und die man Buſchratten, wilde Ratten, große Feldratten nennt, die ſehr gefräßig, ſehr boshaft, ſehr ſchädlich und viel größer als unſere Ratten ſind; auch ihr werden wir einen beſondern Namen geben, weil ſie ſich von allen andern unterſcheidet und man, um jeder Verwirrung auszuweichen, jeder Art einen Namen geben muß. Da die Feldmaus und die kurzgeſchwänzte Feldmaus, die wir **campagnol** oder die (kleine) Feldratze nennen werden, beide in Feld und Wald ſehr gemein ſind, ſo haben die Landleute ſie nach dem Unterſchiede bezeichnet, der ihnen am meiſten ins Auge fiel; unſere Bauern in Bourgogne nennen die Feldmaus **la rate à la grande queue** d. h. die großgeſchwänzte Ratte, und die Feldratze **la rate couette** d. h. die Federbettratte; in andern Landſchaften nennt man die Feldmaus **le rat sauterelle** die Heuſchreckenratte, weil ſie im Gehen immer ſpringt; anderwärts nennt man ſie Erdmaus, wenn ſie klein, und Feldmaus, wenn ſie groß iſt. Dieſemnach wird man ſich erinnern, daß die Erdmaus, die Heuſchreckenratte, die großgeſchwänzte Ratte, die große Feldratte, die mittle Hausratte nur verſchiedene Benennungen des Thieres ſind, das wir **mulot** oder Feldmaus nennen.

Sie bewohnt, wie geſagt, die trockenen und hochliegenden Länder; man findet ſie in großer Menge in den Waldungen und den ihnen benachbarten Feldern; ſie zieht ſich in Löcher zurück, die ſie ganz fertig findet, oder unter Gebüſchen und Baumſtämmen anbringt; dort häuft ſie eine erſtaunliche Menge Eicheln, Haſelnüſſe oder Bucheln auf; man findet zuweilen ein Scheffel voll in einem einzigen Loch, und dieſer Vorrath ſteht im Verhältniſſe nicht etwa mit ihren Bedürfniſſen, ſondern mit der Geräumigkeit des Platzes. Gewöhnlich ſind dieſe Löcher mehr als einen Fuß tief unter der Erde und oft in zwei Gemächer getheilt, eins, worin ſie mit ihren Jungen wohnt und ein zweites, worin ſie ihre Vorrathskammer anlegt. Ich habe oft den ſehr beträchtlichen Schaden erfahren, den dieſe Thiere den Pflanzungen beibringen; ſie tragen die jüngſt geſäeten Eicheln weg; ſie folgen der von der Pflugſchaar gezogenen Furche, ſcharren alle

Eicheln, eine nach der andern heraus und laſſen keine zurück; dies geſchieht beſonders in den Jahren, wann die Eichel nicht ſehr reichlich iſt; da ſie nicht genug in den Wäldern finden, ſo kommen ſie her und ſuchen ſie in den Saatfeldern, freſſen ſie nicht auf der Stelle, ſondern tragen ſie fort in ihr Loch, wo ſie dieſelben anhäufen und nicht ſelten vertrocknen und verfaulen laſſen. Sie allein fügen einer Waldanſaat mehr Nachtheil zu als alle Vögel und alle andern Thiere zuſammen. Ich habe kein anderes Mittel gefunden, dieſem großen Verluſte vorzubeugen, als indem ich von zehn zu zehn Schritten in der ganzen Ausdehnung des beſäeten Landes Fallen ſetzte; zum Köder reicht eine gegitterte Nuß unter einem platten von einem Stäbchen gehaltenen Steine hin; ſie kommen, um die Nuß zu freſſen, die ſie der Eichel vorziehen; ſie iſt an das Stäbchen befeſtigt, und ſobald ſie daran rühren, fällt ihnen der Stein auf den Leib und erſtickt oder zerquetſcht ſie. Desſelben Hülfsmittels habe ich mich gegen die Feldratzen bedient, die ebenfalls die Eicheln zerſtören, und da man darauf dachte, mir Alles zu bringen, was ſich unter den Fallen fand, ſo habe ich die erſten Male mit Erſtaunen geſehen, daß man jeden Tag 100 Feldmäuſe ſowohl als Feldratzen fing und das auf einem Stücke Landes von ungefähr 40 Hufen; in drei Wochen habe ich mehr als 2000 gefangen, vom 15. September bis zum 8. Dezember, und hernach in geringerer Menge bis zur ſtrengen Kälte, während deren ſie ſich verbergen und ſich in ihren Löchern ernähren. Seit ich vor mehr als 20 Jahren dieſen Verſuch gemacht, habe ich nie verſäumt, ſo oft ich Wald angeſät, mich deſſelben Auskunftsmittels zu bedienen, und nie hat man verfehlt, Feldmäuſe in ſehr großer Anzahl zu fangen. Vorzüglich im Herbſte ſind ſie in ſo großer Menge vorhanden; im Frühling gibt es ihrer weniger; denn ſie rotten ſich ſelbſt aus, wofern die Lebensmittel ihnen im Winter auszugehen beginnen; die Großen freſſen die Kleinen. Sie freſſen auch die Feldratzen und ſelbſt die Droſſeln, Amſeln und andere Vögel, die ſie in Stricken gefangen finden; ſie fangen mit dem Gehirn an und endigen mit dem übrigen todten Körper. Wir haben 12 dieſer Feldmäuſe lebend in dasſelbe Gefäß gethan; um acht Uhr Morgens gab man ihnen zu freſſen; eines Tages, als man ſie eine Viertelſtunde vergaß, diente eine von ihnen den übrigen zum Fraße; des andern Tages fraßen ſie eine andere, und nach Verlauf von einigen Tagen war nur eine einzige übrig; alle andern waren getödtet und theilweiſe verzehrt worden; und dieſe, die zuletzt übrig blieb, hatte ſelbſt verſtümmelte Füße und einen verſtümmelten Schwanz.

Die Ratte vermehrt ſich ſtark; die Feldmaus noch ſtärker; ſie wirft jährlich mehr als ein Mal, und oft beſtehen die Würfe aus mehr als 9 bis 10 Jungen, die der Ratte dagegen nur aus 5 bis 6. Ein Mann

von meinem Landgute hatte eines Tages 22 in einem einzigen Loch gefunden; es waren zwei Mütter und zwanzig Jungen. Sie iſt ſehr allgemein in ganz Europa verbreitet; man findet ſie auch in Schweden, und dieſe nennt H. Linné mus cauda longa, corpore nigro flavescente, abdomine albo. Sie iſt ſehr allgemein in Frankreich, Italien, der Schweiz; Gesner hat ſie mus agrestis maior genannt. Sie findet ſich auch in Deutſchland und England, und wie dort Feldmaus, nennt man ſie hier field-mousse. Ihre Feinde ſind die Wölfe, die Füchſe, die Baummarder, die Raubvögel und ſie ſelbſt.

Die Perkalratte.

Dieſe Ratte, deren Haut Herr Sonnerat uns unter dem Namen der Perkalratte mitgebracht hat, iſt größer als unſere gewöhnliche Ratte.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Ihre Länge beträgt	1	3	2
Länge des Kopfes, von der Naſenſpitze bis zum Hinterhaupt	„	3	5

Sie iſt geſtreckter als die Haut unſerer Ratten; die nackten, unbehaarten Ohren haben die Form und Farbe der Ohren aller Ratten. Die Beine ſind kurz, und der Hinterfuß im Vergleich zum Vorderfuß ſehr groß, da er von der Ferſe bis zur Nagelſpitze zwei Zoll und der Vorderfuß vom Gelenk bis zur Spitze der Nägel nur 10 Linien hat. Der Schwanz, dem Schwanze unſerer Ratten in Allem ähnlich, iſt verhältnißmäßig minder lang, obwohl er 8 Zoll 3 Linien Länge hat.

Das Haar hat auf dem obern Theile des Kopfes, des Halſes, der Schultern, des Rückens bis ans Kreuz und auf dem hintern Theile der Seiten ein dunkeles Biſambraun; der übrige Körper hat eine, unter dem Bauch und dem Halſe hellere, graue Farbe.

Der Bart iſt ſchwarz und 2 Zoll 6 Linien lang; der Schwanz ringweiſe geſchuppt, ſeine Farbe graulich braun.

Die Haare ſind auf dem Körper 11 Linien und auf dem Kreuze 2 Zoll lang, an ihrer Wurzel grau und in ihrer Länge bis zur Spitze braun, unter dem Bauch und den Seiten mit andern grauen Haaren in größerer Menge gemiſcht.

Dieſe Ratte iſt in Indien ſehr gemein und ihre Art zahlreich. Sie wohnt in den Häuſern von Pondichery, wie die gewöhnliche Ratte in den unſern, und die Einwohner dieſer Stadt finden ſie ſchmackhaft.

Der Schermann,

oder die Straßburger Waſſerratte.

Ich theile hier die Abbildung einer Art von Waſſerratten mit, die mir von Herrn Hermann den 8. Oktober 1776 von Straßburg geſchickt worden iſt.

„Dies kleine Thier“, ſchrieb er mir, „iſt unſern Forſchungen entgangen; und ich ſelbſt hatte es für die gemeine Waſſerratte genommen; indeſſen unterſcheidet es ſich von ihr durch einige Merkmale. Es iſt kleiner; ſein Schwanz, ſein Haar und ſeine Ohren ſind von denen der Waſſerratte verſchieden. Man kennt es in der Umgegend von Straßburg unter dem Namen Schermann. Seine Art iſt ziemlich gemein in den Gärten und Wieſen, die nahe am Waſſer liegen. Dieſes Thier ſchwimmt und taucht ſehr gut unter; man findet ihrer ziemlich oft in den Fiſcherreuſen, und ſie richten auch viel Verwüſtungen auf den Aeckern an. Sie durchwühlen die Erde, und vor einigen Jahren hat außerhalb der Stadt auf einem unſerer öffentlichen Wandelplätze, Le Contade genannt, ein Mann, der ſich mit dem Fang der Hamſter beſchäftigt, in denſelben Netzen ihrer eine gute Zahl gefangen.“

Nach dieſen Anzeigen und nach der Beſchreibung, die wir von dieſem kleinen Thiere geben wollen, ſcheint es mir ſicher, daß es zu einer von der Art unſerer Waſſerratte verſchiedenen obwohl ihr naheſtehenden Art gehört, daß aber ſeine natürlichen Gewohnheiten dieſelben ſind. Uebrigens iſt das Thier, welches Herr Hermann uns für das Kabinett zu ſchicken die Güte hatte, dort aufgeſtellt worden und iſt ſehr gut erhalten. Es gleicht wirklich keiner der Ratten, deren Abbildungen wir gegeben, die alle ziemlich große Ohren haben; dieſes hat faſt eben ſo kurze, wie der Maulwurf, und ſie ſind unter dem ſehr langen Haar verborgen. Mehrere Ratten haben auch einen mit kleinen Schuppen bedeckten Schwanz, während dieſe, wie die Waſſerratte, einen behaarten hat.

Die Länge des ganzen Körpers von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel beträgt 6 Zoll; der Schwanz iſt 2 Zoll 3 Linien lang; es ſchien uns aber, daß die letzten Wirbelbeine daran fehlen, ſo daß er im natürlichen Zuſtande 2 Zoll 9 Linien haben kann. Die Haarfarbe iſt im Allgemeinen ſchwärzlich braun, mit Grau und Gelb gemiſcht, indem das 15 Linien lange Haar an der Wurzel grauſchwarz und an ſeiner Spitze falb iſt. Der Kopf iſt kürzer und die Schnauze dicker als bei der Hausratte und nähert ſich, der Form nach, dem Kopfe der Waſſerratte; die Augen ſind klein; die Mundöffnung mit weißem und kurzem Haar geſäumt; der Bart, deſſen längſtes Haar 13 Linien Länge hat, iſt ſchwarz; der untere Theil des Bauches mausgrau. Die Beine ſind kurz und mit kleinem

ſchwärzlichem Haar bedeckt; ebenſo die ſehr kurzen Füße; wie bei mehreren Ratten haben die Vorderfüße 4, die Hinterfüße 5 Zehen; die Nägel ſind weiß und etwas rinnenförmig gebogen. Der Schwanz iſt mit kleinen, braunen und aſchfarbigen Haaren bedeckt, die aber nicht ſo dicht wie auf dem Schwanz einer Waſſerratte ſtehen.

Pl. 29

Das Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen iſt ein hübſches Thierchen, welches nur halb wild iſt und durch ſeine Niedlichkeit, ſeine Gelehrigkeit, durch die Unſchuld ſelbſt in ſeinen Sitten Schonung verdiente; es iſt weder fleiſchfreſſend noch ſchädlich, wenn es auch zuweilen Vögel ergreift; ſeine gewöhnliche Nahrung ſind Obſt, Mandeln, Haſelnüſſe, Bucheln und Eicheln. Es iſt reinlich, flink, lebhaft, ſehr munter, ſehr aufgeweckt, ſehr betriebſam; es hat feurige Augen, eine feine Geſichtsbildung, einen nervigen Körper, ſehr gewandte Glieder; ſeine hübſche Geſtalt wird noch mehr gehoben, geſchmückt durch einen ſchönen federbuſchförmigen Schwanz, den es bis über ſeinen Kopf erhebt und unter welchem es ſich ſchattet. Der Unterleib iſt mit einem eben ſo merkwürdigen Geräth verſehen, welches große Fähigkeiten zur Verrichtung des Begattens anzeigt. Es iſt, ſo zu ſagen weniger vierfüßig als die andern; insgemein ſitzt es faſt gerade aufrecht und bedient ſich ſeiner Vorderfüße wie einer Hand, um etwas zum Munde zu führen. Anſtatt ſich unter die Erde zu verbergen, iſt es faſt immer in der Luft; durch ſeine Schnelligkeit kommt es den Vögeln nahe; wie ſie, wohnt es auf dem Gipfel der Bäume, durchläuft, von einem zum andern ſpringend, die Wälder, baut auf ihnen auch ſein Neſt, frißt den Samen, trinkt den Thau und kommt nur dann zur Erde, wann die Bäume vom Sturm der Winde bewegt werden. Auf den Aeckern, in den offenen Gegenden, im flachen Lande findet man es nicht; nie nähert es ſich den Wohnplätzen; es bleibt nicht in den Gehauen, ſondern im hohen Holz, auf den alten Bäumen der ſchönſten Hochwälder. Das Waſſer ſcheut es noch mehr als die Erde, und man verſichert, wenn es hinüber müſſe, bediene es ſich einer Rinde als Schiffes und ſeines Schwanzes als Segels und Steuerruders. Im Winter erſtarrt es nicht wie der Siebenſchläfer; zu jeder Zeit iſt es höchſt aufgeweckt; und man rühre nur an den Fuß des Baumes, auf dem es ruht, und es ſpringt aus ſeinem kleinen Lager, fliegt auf einen andern Baum oder verbirgt ſich hinter einen Zweig. Den Sommer hindurch ſammelt es Haſelnüſſe, füllt damit die Stämme, die Spalten alter Bäume an und nimmt im Winter ſeine Zuflucht zu ſeinem Vorrath; es ſucht ſie auch unter dem Schnee, den es wegſcharrt. Seine Stimme iſt hell und noch

durchdringender als die des Steinmarders; außerdem hat es ein Gemurmel mit geſchloſſenem Mund, ein kleines Geknurr des Mißvergnügens, das es hören läßt, ſo oft man es reizt. Zu flüchtig um zu ſchreiten, geht es gewöhnlich ſprungweiſe und zuweilen hüpfend; es hat ſo ſpitze Nägel und ſo raſche Bewegungen, daß es in einem Nu auf eine Buche klettert, deren Rinde ſehr glatt iſt.

In den ſchönen Sommernächten hört man die Eichhörnchen ſchreien, während ſie einander auf den Bäumen nachlaufen; die Sonnengluth ſcheinen ſie zu ſcheuen; den Tag über bleiben ſie im Schatten ihrer Behauſung, die ſie des Abends verlaſſen, um ſich zu bewegen, zu ſpielen, die Luſt der Liebe zu befriedigen und zu freſſen. Jene Behauſung iſt reinlich, warm und dem Regen undurchdringlich; gewöhnlich legen ſie dieſelbe auf dem Gabelgeäſt eines Baumes an; vorerſt tragen ſie Stäbchen hin, die ſie mit Moos vermiſchen und durchſchlingen, ſie verdichten ſie hierauf, drücken ſie zuſammen und geben ihrem Werke Geräumigkeit und Feſtigkeit genug, um mit ihren Jungen darin bequem und ſicher ſein zu können; es iſt nur eine Oeffnung nach oben hin verhanden, knapp, enge, kaum zum Durchgange weit genug; über der Oeffnung iſt eine Art kegelförmiger Bedachung, die Alles vor Wind und Wetter ſchützt und macht, daß der Regen an den Seiten herabfließt und nicht durchdringt. Gewöhnlich bringen ſie drei bis vier Junge hervor; ſie werden im Frühlinge brünſtig und werfen im Mai oder Anfange Junis; ſie mauſern am Ende des Winters, das neue Haar iſt mehr fuchsroth als das, welches ausfällt. Sie kämmen, ſie putzen ſich mit Händen und Zähnen, ſie ſind reinlich; ſie haben keinen üblen Geruch; ihr Fleiſch iſt ziemlich gut zu eſſen. Das Haar des Schwanzes dient, um Pinſel daraus zu machen; ihre Haut aber gibt keinen guten Pelz.

Es gibt viele der Art des Eichhörnchens benachbarte Arten, in der Art ſelbſt aber wenige Varietäten; es finden ſich einige aſchfarbigen; alle andern ſind fuchsroth. Die Vehe, die zu einer andern Art gehören, bleiben immer grau. Und ohne die Flugeichhörnchen anzuführen, die von den andern bedeutend verſchieden ſind, das blonde Eichhörnchen von Cambaye, das ſehr klein iſt und einen ähnlichen Schwanz hat wie das europäiſche, das von Madagaskar, Namens Zizihi, welches grau und, wie Flaccourt ſagt, weder ſchön noch gut zu zähmen iſt; das weiße ſiamiſche, das etwas gefleckte graue bengaliſche, das geſtreifte kanadiſche, das ſchwarze, das große graue virginiſche, das weißgeſtreifte neuſpaniſche, das weiße ſiberiſche das bunte oder der mus ponticus, das kleine amerikaniſche, das braſiliſche, das der Berberei, die Palmratte u. ſ. w. bilden eben ſo viele verſchiedene und getrennte Arten.

* Die Eichhörnchen gehören urſprünglich mehr den Ländern des Nordens als den gemäßigten Ländern an; denn ſie ſind in Siberien ſo zahlreich, daß man ihre Häute tauſendweiſe verkauft. Die Siberier fangen ſie nach H. Gmelins Angabe mit einer Art von Fallen, die beinahe in der Form der Ziffer 4 gemacht ſind und in die man als Köder ein Stück geräucherten Fiſches legt; man ſtellt dieſe Fallen auf den Bäumen auf.

Wir haben ſchon von den ſchwarzen Eichhörnchen geſprochen, die ſich in Amerika finden. H. Aubry, Pfarrer von Saint-Louis, hat in ſeinem Kabinet ein Eichhörnchen, welches ihm von Martinique geſchickt worden, und das ganz ſchwarz iſt; ſeine Ohren ſind faſt haarlos, wenigſtens haben ſie nur ein ſehr kleines kurzes Haar, was ſie von den andern Eichhörnchen unterſcheidet.

H. de La Borde, königlicher Arzt in Cayenne, ſagt, es gebe in Guiana nur eine einzige Eichhörnchenart; dies Eichhörnchen halte ſich in den Wäldern auf, ſein Haar ſei röthlich, und es ſei nicht größer als die europäiſche Ratte; es lebe vom Samen der Moripa, Auara, Komana u. ſ. w.; es werfe ſeine Jungen, zwei an der Zahl, in Baumhöhlen; es beiße wie die Ratte und zähme ſich dennoch leicht; ſein Geſchrei ſei ein ſchwaches Pfeifen; man ſehe es immer allein, wie es auf den Bäumen von Zweig zu Zweig ſpringe.

Ich bin nicht recht ſicher darüber, ob dieſes Thier von Guiana, von welchem Herr de La Borde redet, ein echtes Eichhörnchen iſt, da dieſe Thiere ſich durchgängig nicht leicht in den ſehr warmen Erdſtrichen, wie der von Guiana iſt, finden. Ihre Art iſt im Gegentheil in den gemäßigten und kalten Gegenden beider Feſtländer ſehr zahlreich und mannichfaltig.

„Man findet“, ſagt H. Kalm, „mehrere Arten von Eichhörnchen in Penſilvanien, und man zieht vorzugsweiſe die kleine Art (das Erdeichhörnchen) auf, weil es das niedlichſte iſt, obwohl ziemlich ſchwer zu zähmen. Die großen Eichhörnchen richten in den Maispflanzungen viel Schaden an; ſie ſteigen auf die Aehren und brechen ſie entzwei, um das Mark davon zu freſſen. Bisweilen kommen ſie zu Hunderten in ein Feld und verheeren es in einer einzigen Nacht. Man hat einen Preis auf ihren Kopf geſetzt, um ihre Vertilgung zu erzielen. Ihr Fleiſch ißt man; ihre Haut ſchätzt man geringe. Die grauen Eichhörnchen ſind in Penſilvanien und in mehreren andern Theilen des nördlichen Amerika ſehr gemein. Sie gleichen den ſchwediſchen, der Geſtalt nach; ſie behalten aber im Sommer und Winter ihr graues Haar und ſind auch etwas ſchwerer. Dieſe Eichhörnchen bauen ihre Neſter in hohle Bäume aus Moos und Stroh. Sie ernähren ſich von Baumfrüchten, ziehen aber den Mais vor. Für

den Winter ſammeln ſie ſich Mundvorrath, und zur Zeit der ſtarken Kälte halten ſie ſich in ihrem Lagerhauſe auf. Dieſe Thiere fügen nicht allein dem Mais, ſondern auch den Eichen Schaden zu, deren Blüthe ſie abbeißen, ſobald ſie zum Vorſchein kommt, ſo daß dieſe Bäume ſehr wenig Eicheln einbringen. Man behauptet, daß ſie gegenwärtig zahlreicher als vordem in den Feldern von Penſylvanien ſeien und ſich in dem Maße vervielfältigt haben, als man die Pflanzungen des Mais, der ihnen zum vorzüglichſten Nahrungsmittel dient, vermehrt hat."

Die Waſſerratte.

Die Waſſerratte iſt ein kleines Thier von der Dicke einer Ratte, das aber ſeinem Naturell und ſeinen Gewohnheiten nach weit mehr der Fiſchotter als der Ratte gleicht; wie ſie, beſucht es nur die ſtillen Gewäſſer, und insgemein findet man es auf den Ufern der Flüſſe, Bäche, Teiche; wie ſie, lebt es faſt nur von Fiſchen; die Gründlinge, Steinbeißer, Ellritzen, Blicken, der Laich des Karpfens, des Hechtes, der Barbe ſind ſeine gewöhnliche Nahrung; auch frißt es Fröſche, Waſſerinſekten und zuweilen Wurzeln und Kräuter. Die Waſſerratte hat nicht, wie die Fiſchotter, Schwimmhäute an den Zehen; es iſt ein Irrthum Willughbys, den Gray und mehrere andere Naturforſcher abgeſchrieben haben; alle ihre Zehen ſind getrennt, und gleichwohl ſchwimmt ſie leicht, hält ſich lange unter dem Waſſer und holt ihre Beute heraus, um ſie auf dem Lande, auf dem Graſe oder in ihrem Loche zu verzehren; die Fiſcher, wenn ſie Krebſe ſuchen, überraſchen ſie dort zuweilen. Sie beißt ſie in die Finger und ſucht ſich dadurch zu retten, daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzt. Sie hat einen kürzern Kopf, eine dickere Schnauze, ſtruppigeres Haar und einen bei weitem nicht ſo langen Schwanz, wie die Ratte. Sie meidet, wie die Fiſchotter, die großen Ströme oder vielmehr die allzu beſuchten Flüſſe. Die Hunde jagen ſie mit einer Art von Wuth. Man findet ſie nie in den Häuſern, in den Scheunen; ſie verläßt den Rand der Gewäſſer nicht und entfernt ſich ſelbſt nicht ſo weit von ihm wie die Fiſchotter, die zuweilen von ihm weggeht und mehr als eine Stunde weit ins trockne Land reiſet. Die Waſſerratte beſucht die hochgelegenen Länder nicht; ſehr ſelten iſt ſie auf den hohen Gebirgen, in den dürren Flächen, ſehr zahlreich aber in den feuchten und ſumpfigen Thälern. Die Männchen und Weibchen ſuchen ſich am Ende des Winters; die letztern werfen im April; die gewöhnlichen Würfe beſtehen aus 6 bis 7 Jungen. Vielleicht werfen dieſe Thiere mehreremal jährlich; wir ſind jedoch darüber nicht unterrichtet. Ihr Fleiſch iſt nicht ganz ſchlecht; die Landleute eſſen es an Feſttagen wie das der Fiſchotter. Man findet ſie allenthalben in

Europa, ausgenommen unter dem zu ſtrengen Himmelsſtriche des Pols; man findet ſie wieder in Egypten auf den Ufern des Nils, wenn man Belon glauben will; indeſſen gleicht die Abbildung, die er davon gibt, unſerer Waſſerratte ſo wenig, daß man mit einigem Grunde vermuthen kann, dieſe Ratten des Nils ſeien verſchiedene Thiere.

Die Feldratze.

Die Feldratze iſt noch gemeiner, noch mehr allenthalben verbreitet, als die Feldmaus; dieſe findet ſich faſt nur in den Hochländern; die Feldratze findet ſich überall, in den Waldungen, Feldern, Wieſen und ſelbſt in den Gärten. Kennbar iſt ſie an der Dicke des Kopfes und auch an ihrem kurzen und abgeſtutzten Schwanze, der faſt nur einen Zoll lang iſt; ſie bringt ſich Löcher in der Erde an, in denen ſie Korn, Haſelnüſſe und Eicheln ſammelt; indeſſen ſcheint ſie das Getraide allen andern Nahrungen vorzuziehen. Im Juli, wann das Getraide reif iſt, treffen die Feldratzen von allen Seiten ein und richten oft großen Schaden an, indem ſie die Kornhalme abbeißen, um die Aehren zu freſſen; ſie ſcheinen den Schnittern zu folgen; ſie machen ſich alle gefallenen Körner, alle vergeſſenen Aehren zu Nutze; haben ſie alles aufgeärt, ſo wandern ſie in friſch beſäete Länder und vertilgen im Voraus die Aernte des nächſten Jahres. Im Herbſt und Winter ziehen ſie ſich meiſten Theils in die Wälder zurück, wo ſie Bucheln, Haſelnüſſe und Eicheln finden. In gewiſſen Jahren erſcheinen ſie ſo zahlreich, daß ſie Alles ausrotten würden, wenn ſie lange Zeit leben blieben; allein ſie vertilgen ſich ſelbſt und freſſen ſich in den Zeiten des Mangels; außerdem dienen ſie den Feldmäuſen zum Fraß und dem Fuchs, der wilden Katze, dem Baummarder und den Wieſeln zum gewöhnlichen Wildprett.

Die Feldratze gleicht den innern Theilen nach der Waſſerratte mehr als irgend einem andern Thiere, wie man aus dem erſehen kann, was H. Daubenton darüber ſagt; aber im Aeußern unterſcheidet ſie ſich nach mehreren weſentlichen Merkmalen: 1) in der Größe; ſie iſt von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel faſt nur drei Zoll lang und die Waſſerratte 7; 2) in den Ausdehnungen den Kopfes und Rumpfes; die Feldratze iſt im Verhältniſſe zur Länge ihres Körpers dicker als die Waſſerratte und hat auch einen verhältnißmäßig dickern Kopf; 3) in der Länge des Schwanzes, der bei der Feldratze höchſtens den dritten Theil der Länge des ganzen Körpers und bei der Waſſerratte beinahe zwei Drittel dieſer nämlichen Länge ausmacht; 4) endlich im Naturell und in den Sitten; die Feldratzen ernähren ſich nicht von Fiſch und ſtürzen ſich nicht ins Waſſer; ſie leben im Walde von Eicheln, auf dem Felde von

Getraide und in den Wieſen von knolligen Wurzeln, wie der Quecke. Ihre Löcher gleichen denen der Feldmäuſe und ſind oft in zwei Gemächer getheilt; ſie ſind aber nicht ſo geräumig und lange nicht ſo tief unter der Erde; zuweilen wohnen mehrere dieſer kleinen Thiere zuſammen darin. Sind die Weibchen nahe daran zu werfen, ſo tragen ſie Gras hin, um ihren Jungen ein Bett daraus zu machen; ſie werfen im Frühling und Sommer; die gewöhnlichen Würfe beſtehen aus 5 bis 6 und zuweilen aus 6 bis 8 Jungen.

Der Hamſter.

Der Hamſter iſt eine der verrufenſten und ſchädlichſten Ratten; und wenn wir ſeine Naturgeſchichte nicht mit der der andern Ratten gegeben haben, ſo geſchah das, weil wir ihn damal noch nicht geſehen und ihn erſt in der letzten Zeit uns haben verſchaffen können; auch verdanken wir die beſtimmte und genaue Kenntniß dieſes Thieres der ſteten Aufmerkſamkeit des H. Marquis de Montmirail auf Alles, was zur Förderung der Naturgeſchichte beitragen kann, und der Güte des H. von Waitz, Staatsminiſters des Fürſten Landgrafen von Heſſenkaſſel; ſie haben uns zwei Hamſter lebend zugeſchickt nebſt einer belehrenden Nachweiſung über ihre Sitten und natürlichen Gewohnheiten. Eins dieſer beiden Thiere haben wir einige Monate lang ernährt, um es zu beobachten und hierauf hat man es zerlegt, um es zu beſchreiben und die innern Theile mit deren der andern Ratten zu vergleichen. Man wird ſehen, daß, dieſen innern Theilen nach, der Hamſter mehr der Waſſerratte als irgend einem andern Thiere gleicht; es gleicht ihm auch in der Kleinheit der Augen und der Feinheit des Haares, hat aber keinen ſo langen Schwanz wie die Waſſerratte, ſondern vielmehr einen ſehr kurzen, einen kürzern als die Feldratze, die, wie geſagt, ebenfalls der innern Bildung nach der Waſſerratte ſehr gleicht. Der Hamſter ſcheint uns in Bezug auf die Feldratze das zu ſein, was der Sürmülot oder die Wandermaus in Bezug auf die Feldmaus iſt; dieſe Thiere leben alle unter der Erde und ſcheinen von demſelben Naturtriebe beſeelt; ſie haben beinahe dieſelbe Gewohnheiten und beſonders die, Korn aufzuhäufen und ſich eine große Vorrathskammer davon in ihren Löchern anzulegen. Wir werden uns deshalb weit weniger über die Aehnlichkeiten der Form und die Uebereinſtimmungen in der Natur als über die beziehlichen Unterſchiede und die weſentlichen Abweichungen auslaſſen, die den Hamſter von allen Ratten, Mäuſen und Feldmäuſen über die wir geſprochen haben, trennen.

Agrikola iſt der erſte Schriftſteller, der genaue und umſtändliche Anzeigen in Betreff dieſes Thieres geliefert hat; Fabricius hat noch

einige Angaben hinzugefügt; mehr aber als alle andern hat Schwenckfeld gethan; er hat den Hamſter zerlegt und gibt eine Beſchreibung von ihm, die faſt im Ganzen mit der unſrigen übereinſtimmt. Indeſſen iſt er von den neuern Naturforſchern kaum angeführt worden, die ſich alle begnügt haben, das, was Gesner darüber geſagt hat, abzuſchreiben.

„Die Wohnungen der Hamſter“, ſagt H. von Waiz, „haben nach Alter und Geſchlecht und auch der Beſchaffenheit des Bodens gemäß eine verſchiedene Einrichtung. Die Wohnung des Männchens hat einen ſchiefen Gang, an deſſen Oeffnung ein Stück erhöhter Erde ſich befindet. In einiger Entfernung von dieſem ſchiefen Ausgang iſt ein Loch, welches ſenkrecht bis zu den Stuben oder Kellerchen der Wohnung hinuntergeht; bei dem Loche iſt keine erhöhte Erde, was vermuthen läßt, daß der ſchiefe Ausgang von außen hinein und der ſenkrechte von innen nach außen und von unten nach oben gegraben wird.“

„Die Wohnung des Weibchens hat auch einen ſchiefen Gang und zugleich zwei, drei und ſelbſt acht ſenkrechte Löcher, um ihren Jungen freien Ein- und Austritt zu verſchaffen; das Männchen und Weibchen haben je ihren geſonderten Aufenthalt; das Weibchen macht den ſeinigen tiefer als das Männchen.“

„Auf einen bis zwei Schritt weit neben den ſenkrechten Löchern graben die Hamſter von beiderlei Geſchlecht ihrem Alter gemäß und im Verhältniſſe zu ihrer Vermehrung ein, zwei, drei und vier beſondere Kellerchen, ſowohl unten als oben gewölbt, und mehr oder minder geräumig, gemäß der Menge ihrer Vorräthe.“

„Das ſenkrechte Loch iſt der gewöhnliche Weg des Hamſters beim Ein- und Ausgehen. Durch das ſchiefe Loch wird die Erde weggeſchafft; es ſcheint auch, daß dieſer Gang, der einen ſanftern Abfall in eins und einen jähern in das andere dieſer Kellerchen hat zum Umlauf der Luft in dieſer unterirdiſchen Wohnung dient. Die Höhle, worin das Weibchen ſeine Jungen legt, enthält keine Kornvorräthe, wohl aber ein Neſt von Stroh oder Gras. Die Tiefe des Kellers iſt ſehr verſchieden; ein junger Hamſter im erſten Jahre gibt ſeiner Höhle nur einen Fuß Tiefe; ein alter Hamſter gräbt ihn oft an vier bis fünf Fuß tief; die ganze Wohnung, alle Verbindungsgänge und alle Höhlen miteinbegriffen, hat zuweilen 8 bis 10 Fuß im Durchmeſſer.“

„Dieſe Thiere verſehen ihre Vorrathskammer mit trockenem und geſäubertem Korn, mit Getraide in Aehren, mit Erbſen und Bohnen in Schoten, die ſie nachmal in ihrem Aufenthaltsorte reinigen, und die Schoten und die Abgänge der Kornähren bringen ſie durch den ſchiefen Gang hinaus. Zur Herbeiſchaffung ihrer Vorräthe bedienen ſie ſich ihrer

Backentaſchen, in welchen jeder auf einmal mehr als einen Viertelſchoppen gereinigten Korns tragen kann.“

„Der Hamſter ſammelt gewöhnlich ſeine Kornvorräthe am Ende des Auguſt; hat er ſeine Lager angefüllt, ſo verdeckt er ſie und verſtopft die Zugänge ſorgfältig mit Erde; daher entdeckt man nicht leicht ſeine Wohnſtätte; man erkennt ſie nur an dem Stück Erde, welches ſich an dem ſchiefen Eingange befindet, wovon wir geſprochen haben; man muß hierauf die ſenkrechten Löcher ſuchen nnd dadurch ſeine Wohnung entdecken. Das gebräuchlichſte Mittel, dieſe Thiere zu fangen, iſt, daß man ſie aufſcharrt, obwohl dieſe Arbeit wegen der Tiefe und Ausdehnung ihrer Erdlöcher ziemlich mühſam iſt. Indeſſen zieht dennoch ein auf dieſe Jagdweiſe geübter Menſch ſeinen Nutzen daraus; in der guten Jahreszeit, d. h. im Herbſte, findet er gewöhnlich in jeder Behauſung zwei Scheffel gutes Korn und gewinnt auch an der Haut dieſer Thiere, aus der man Pelzwerk macht. Die Hamſter werfen jährlich zwei bis dreimal und fünf bis ſechs Jungen und oft mehr auf einmal; in manchen Jahren erſcheinen ſie in zahlloſer Menge, und in andern ſieht man faſt keine mehr; in den naſſen Jahren vermehren ſie ſich ſtark und dieſe zahlreiche Vermehrung verurſacht durch die allgemeine Verwüſtung im Getraide den Mangel an Lebensmitteln.“

„Ein junger, ſechs Wochen bis zwei Monate alter Hamſter gräbt ſchon ſein Erdloch, ohne daß er jedoch im erſten Jahre ſeines Lebens ſich begatte oder werfe.“

„Die Steinmarder verfolgen lebhaft die Hamſter und rotten eine große Menge aus; ſie dringen auch in ihre Erdlöcher und nehmen ſie in Beſitz.“

„Gewöhnlich haben die Hamſter einen braunen Rücken und einen ſchwarzen Bauch. Indeſſen gibt es einige, die grau ſind, und dieſe Verſchiedenheit kann von ihrem mehr oder minder vorgerückten Alter herkommen. Einige finden ſich auch, die ganz ſchwarz ſind.“

Dieſe Thiere vertilgen ſich untereinander wechſelſeitig, wie die Feldmäuſe; von zweien, die in demſelben Käfig waren, erwürgte in einer Nacht das Weibchen das Männchen und nachdem es die Sehnen, welche die Kiefer verbinden, durchgebiſſen hatte, bahnte es ſich einen Weg in ſeinen Körper hinein und verzehrte darin einen Theil ſeiner Eingeweide. Sie machen jährlich mehrere Würfe und ſind ſo ſchädlich, daß man in einigen deutſchen Staaten einen Preis auf ihren Kopf geſetzt hat. Dort ſind ſie ſo gemein, daß ihr Pelz ſehr wohlfeil verkauft wird.

All dieſe Angaben, die wir aus dem Aufſatze des H. von Waitz und aus den Bemerkungen des Herrn de Montmirail ausgezogen haben, ſcheinen

uns ſicher und ſtimmen mit dem, was wir ohnehin von dieſen Thieren wußten überein; nicht aber iſt es gleich ſicher, daß, wie man in jenem nämlichen Aufſatze lieſt, ſie während des Winters erſtarrt und faſt ausgedorrt ſind und erſt im Frühling wieder zu Bewegung und Leben kommen. Der Hamſter, den wir lebend geſehen, hat den letzten Winter (1762—63) in einem Zimmer zugebracht, das nicht geheizt und worin die Kälte ſtark genug war, um Waſſer gefrieren zu machen; gleichwohl iſt er nicht erſtarrt und hat er immerfort wie gewöhnlich ſich bewegt und gefreſſen, wogegen wir Siebenſchläfer aufgezogen, die bei einem weit geringern Kältegrad erſtarrten. Wir glauben alſo nicht, daß der Hamſter in dieſer Beziehung ſich den Siebenſchläfern oder der Marmotte nähert, und unpaſſend haben einige unſerer Naturforſcher ihn die Straßburger Marmotte genannt, da er nicht wie die Marmotte ſchläft und ſich in Straßburg nicht findet.

* In der Literaturzeitung vom 13. September 1774 findet man einen Auszug von Beobachtungen, die an dem Hamſter gemacht worden und aus einem deutſchen Werke des H. Sulzer genommen ſind; ich habe geglaubt, ihn hier mittheilen zu müſſen.

„Die Kornratte, im Deutſchen Hamſter, konnte nicht beſſer noch bequemer als zu Gotha beſchrieben werden, wo man in einem Jahre 11574, in einem andern 54429 und ein drittesmal 80139 Häute an das Stadthaus eingeliefert hat. Dieſes Thier bewohnt im Allgemeinen die gemäßigten Länder; wird es gereizt, ſo ſchlägt ihm das Herz bis an hundert achtzigmal in einer Minute; das Gewicht des Gehirns verhält ſich zu dem des ganzen Körpers wie 1 zu 193.“

„Dieſe Ratten legen ſich Magazine an, wo ſie bis an zwölf Pfund Korn unterbringen. Im Winter gräbt ſich das Weibchen tief in die Erde hinein. Dieſes Thier iſt muthig; es vertheidigt ſich gegen Hunde, Katzen und Menſchen; es iſt von Natur ſtreitſüchtig, verträgt ſich mit ſeiner Art nicht und tödtet bisweilen in ſeiner Wuth ſeine eigene Familie. Es frißt ſeinesgleichen, wenn ſie ſchwächer ſind, ebenſo gut wie die Mäuſe und Vögel, und es lebt daneben von allen Arten von Gräſern, Früchten und Getraide; es trinkt wenig. Das Weibchen kommt ſpäter aus ſeinem Winteraufenthalt heraus als das Männchen; es trägt vier Wochen lang und wirft an ſechs Jungen. Einige Monate reichen hin, damit die Jungen fruchtbar werden. Die Rattenart, welche man Iltis nennt, tödtet den Hamſter.“

„Wann das Thier in ſeiner Erſtarrung iſt, ſo bemerkt man an ihm weder Athmung noch ſonſt eine Art von Empfindung. Das Herz jedoch ſchlägt ungefähr 15mal in der Minute, wie man es wahrnimmt, wenn

man die Bruſt öffnet; das Blut bleibt flüſſig; die unbeweglichen Eingeweide ſind nicht reizbar; ſelbſt der elektriſche Schlag erweckt das Thier nicht; alles an ihm iſt kalt. In der freien Luft erſtarrt es nie.“

H. Sulzer gibt an, in welchen Abſtufungen es aus ſeiner Erſtarrung zu ſich kommt.

„Dieſes Thier hat kaum einen andern Nutzen als den, daß es die Mäuſe ausrottet; es richtet aber mehr Schaden als ſie an.“

Wir hätten gewünſcht, H. Sulzer hätte genau den Grad der Kälte oder des Luftmangels angezeigt, bei welchem dieſe Thiere erſtarren; denn wir wiederholen hier bekräftigend, was wir geſagt haben, daß in einem ungeheizten Zimmer, worin es kalt genug war, um Waſſer gefrieren zu machen, ein Hamſter, der ſich in einem Käficht darin befand, während des Winters von 1763 nicht erſtarrte. Die volle Beſtätigung dieſer Angabe ſoll man ſogleich in den Zuſätzen leſen, die H. Allamand am Ende meines Werkes hat abdrucken laſſen, und die ich eben empfangen habe.“

Zuſätze

des holländiſchen Herausgebers über den Hamſter.

Der Hamſter iſt ein vierfüßiges Thier von der Gattung der Mäuſe, welches den Winter, wie die Murmelthiere mit Schlafen zubringt. Er hat niedere Beine, einen kurzen Hals, einen etwas dicken Kopf, einen auf beiden Seiten mit einem Barte verſehenen Mund, große und faſt unbehaarte Ohren, einen kurzen und halb nackten Schwanz, runde und aus dem Kopfe vortretende Augen, roth, gelb, weiß und ſchwarz gemiſchtes Haar. Dies Alles gibt ihm kein ſehr gefälliges Aeußere. Seine Sitten machen ihn nicht empfehlenswerther. Er liebt nur ſein eigenes Selbſt und beſitzt keine einzige geſellſchaftliche Tugend. Er greift an und frißt alle Thiere, deren er Meiſter werden kann, die ſeiner eigenen Raçe nicht ausgenommen. Selbſt der Naturtrieb, der ihn zum andern Geſchlechte hinzieht, dauert nur einige Tage, nach deren Verlauf ſein Weibchen kein beſſeres Loos treffen würde, wenn es nicht die Vorſicht nähme, das Zuſammentreffen mit dem Gefühlloſen zu vermeiden oder ihm zuvorzukommen und ihn zuerſt zu tödten. Mit dieſen gehäſſigen Eigenſchaften hat gleichwohl die Natur andere zu vereinigen gewußt, welche, ohne dieſes Thier liebenswürdiger zu machen, es in der Naturgeſchichte der Thiere eine ausgezeichnete Stelle verdienen laſſen. Es gehört zu der kleinen Zahl derjenigen, die einen Winterſchlaf halten, und iſt in Europa das einzige, welches Backentaſchen hat. Seine Geſchicklichkeit, ſich unter der Erde eine Wohnung einzurichten, und die Betriebſamkeit, womit es ſeine Wintervorräthe ſammelt, verdienen nicht weniger die Aufmerkſamkeit der Wißbegierigen.

Der Hamſter wohnt nicht ohne Unterſchied unter Himmelsſtrichen oder auf einem Boden jeder Art; man findet ihn weder in den zu heißen noch in den zu kalten Ländern. Da er von Getraide lebt und unter der Erde wohnt, ſagt ihm ein ſteinigtes, ſandiges, lehmigtes Land eben ſo wenig, wie Wieſen, Wälder und ſchlammige Gegenden, zu. Er braucht einen Boden, der ſich leicht graben läßt und dennoch feſt genug iſt, um nicht zuſammenzuſtürzen. Er wählt ferner an allen Samenarten fruchtbare Gegenden, um nicht genöthigt zu ſein, ſeine Nahrung in der Ferne zu ſuchen, da er zu langen Ausflügen wenig geeignet iſt. Die Länder Thüringens vereinigen alle dieſe Erſcheinungen, und dort finden ſich die Hamſter in größerer Menge als ſonſt irgendwo.

Der Bau, den ſich der Hamſter drei bis vier Fuß unter der Erde gräbt, beſteht gewöhnlich aus mehr oder weniger Stuben nach dem Alter des Thieres, das darin wohnt. Die vornehmſte iſt mit Stroh bekleidet und dient zur Wohnung; die andern ſind beſtimmt, um die Vorräthe darin aufzubewahren, die er zur Zeit der Aernte in großer Menge ſammelt. Jeder Bau hat zwei Löcher oder Oeffnungen, von denen jene, durch welche das Thier unter die Erde gelangt iſt, ſchief hinabgeht; die andere, die von innen nach außen angelegt worden, iſt ſenkrecht und dient zum Ein- und Ausgang.

Die Baue der Weibchen, die nie bei den Männchen wohnen, unterſcheiden ſich von den andern in mehreren Punkten. In denen, worin ſie werfen, ſieht man ſelten mehr als eine Vorrathskammer, weil die kurze Zeit, welche die Jungen bei der Mutter bleiben, es nicht nothwendig macht, daß ſie viel Nahrung aufhäuft; aber anſtatt eines einzigen ſenkrechten Loches, gibt es ihrer an ſieben bis acht, welche dazu dienen, den Jungen freien Ein- und Ausgang zu gewähren. Zuweilen bleibt die Mutter in dieſem Bau, nachdem ſie die Jungen daraus vertrieben hat; gewöhnlich aber legt ſie ſich einen andern an, den ſie mit ſo vielem Vorrath anfüllt, als die Jahreszeit ihr zu ſammeln geſtattet.

Die Hamſter begatten ſich das erſte Mal gegen Ende Aprils; alsdann begeben ſich die Männchen in die Baue der Weibchen, bei denen ſie jedoch nur wenige Tage bleiben. Ereignet es ſich, daß zwei Männchen, die ein Weibchen ſuchen, ſich in demſelben Loche begegnen, ſo erhebt ſich ein wüthender Kampf zwiſchen ihnen, der gewöhnlich mit dem Tode des ſchwächſten endigt. Der Sieger bemächtigt ſich ſeines Weibchens, und beide, die zu jeder andern Zeit ſich verfolgen und einander tödten, legen für die wenigen Tage, die ihre Geſchlechtsluſt dauert, ihre natürliche Wildheit ab. Sie vertheidigen ſich ſogar wechſelſeitig gegen die Angreifer. Wenn man in dieſer Zeit einen Bau öffnet, und das Weibchen gewahrt,

daß man ihm ſeinen Gatten rauben will, ſo ſchießt es auf den Räuber zu und läßt ihn oft die Wuth ſeiner Rache durch tiefe und ſchmerzliche Biſſe fühlen.

Die Weibchen werfen zwei bis drei Mal jährlich; ihr Wurf beſteht nie aus weniger als 6 und am häufigſten aus 16 bis 18 Jungen. Dieſe Thiere wachſen ſehr ſchnell. Vierzehn Tage alt, verſuchen ſie ſchon in die Erde zu graben; bald hernach nöthigt die Mutter ſie, den Bau zu verlaſſen, ſo daß ſie in einem Alter von ungefähr drei Wochen ihrer eigenen Leitung überlaſſen ſind. Im Allgemeinen zeigt dieſe Mutter ſehr wenig mütterliche Zärtlichkeit für ihre Jungen; ſie, die in den Zeiten der Geſchlechtsluſt ihren Gatten ſo muthvoll vertheidigt, kennt nur die Flucht, wenn ihre Familie von irgend einer Gefahr bedroht wird; ihre einzige Sorge iſt, ihre eigene Erhaltung zu ſichern. Mit dieſem Augenmerk gräbt ſie ſich, ſobald ſie ſich verfolgt merkt, tiefer in die Erde hinein, was ſie mit einer überraſchenden Schnelligkeit ausführt. Die Jungen mögen ihr folgen; ſie iſt taub für ihr Geſchrei und verſtopft ſelbſt die Zufluchtsſtätte, die ſie ſich gebaut hat.

Der Hamſter ernährt ſich von allerlei Kräutern, Wurzeln und Kornfrüchten, welche die verſchiedenen Jahreszeiten ihm verſchaffen. Er gibt ſich ſogar ſehr gerne mit dem Fleiſche der andern Thiere, deren er Meiſter wird, zufrieden. Da er nicht zu weiten Ausflügen geſchaffen iſt, ſo legt er den erſten Grund zu ſeinem Vorrathslager aus dem, was ihm die Felder in der Nachbarſchaft ſeiner Niederlaſſung darbieten; darum ſieht man zuweilen einige ſeiner Kammern mit einer einzigen Kornart angefüllt. Wann die Felder abgemäht ſind, ſo geht er ſeinen Vorrath weiter ſuchen und nimmt, was er unterweges findet, um es nach ſeiner Wohnung zu bringen und dort ohne Abſonderung aufzuhäufen. Um ihm die Fortſchaffung ſeiner Nahrung zu erleichtern, hat die Natur ihn mit Taſchenbacken an jeder Seite im Innern des Mundes verſehen. Es ſind zwei häutige Taſchen, auswendig glatt und glänzend und inwendig mit einer großen Menge Drüſen durchſät, die unaufhörlich eine gewiſſe Feuchtigkeit austräufeln, um ſie in Geſchmeidigkeit zu erhalten und fähig zu machen, den Zufällen zu widerſtehen, die häufig ſteife und ſpitzige Körner verurſachen könnten. Jede dieſer Backentaſchen kann drittehalb Loth Korn enthalten, die das Thier bei ſeiner Rückkunft nach Hauſe mittelſt ſeiner zwei Vorderfüße leert, die es auswendig wieder ſeine Backen drückt, um das Korn hinauszuſchaffen. Begegnet man einem Hamſter, deſſen Taſchen mit Vorrath angefüllt ſind, ſo kann man ihn mit der Hand fangen, ohne daß man Gefahr läuft, gebiſſen zu werden; denn in dieſem Zuſtande kann er ſeine Kiefer nicht frei bewegen; wofern man ihm aber Zeit läßt,

leert er hurtig ſeine Taſchen und ſetzt ſich zur Wehr. Die Menge des Vorraths, den man in den Bauen findet, wechſelt nach dem Alter und Geſchlecht des Thieres, das ſie bewohnt; die alten Hamſter häufen an hundert Pfund Korn auf; die Jungen aber und die Weibchen begnügen ſich mit weit wenigerm. Die einen wie die andern bedienen ſich ſeiner, nicht um ſich während des Winters damit zu ernähren, den ſie ſchlafend und ohne zu freſſen zubringen, ſondern um in dem Frühling nach ihrem Erwachen und während des Zeitraums, der ihrer Erſtarrung vorhergeht, Lebensunterhalt zu haben.

Bei herannahendem Winter ziehen ſich die Hamſter in ihre unterirdiſchen Wohnungen zurück, deren Eingang ſie ſorgfältig verſtopfen; dort verharren ſie ruhig und leben von ihren Vorräthen, bis ſie, wann die Kälte fühlbarer geworden iſt, in einen dem tiefſten Schlaf ähnlichen Zuſtand von Erſtarrung verſinken. Oeffnet man nach dieſer Zeit einen Bau, den man an einem Stück Erde erkennt, welches ſich an dem ſchiefen Eingang befindet, von dem wir geſprochen haben, ſo ſieht man den Hamſter daſelbſt auf einem Lager von dünnem und ſehr weichem Stroh ſanft gebettet. Er hat den Kopf unter dem Bauch zwiſchen die Vorderfüße eingezogen; die Hinterfüße lehnen ſich an die Schnauze. Die Augen ſind geſchloſſen, und will man die Augenlieder voneinander entfernen, ſo ſchließen ſie ſich im Augenblick wieder. Die Glieder ſind ſteif wie die eines todten Thieres, und der ganze Körper iſt beim Anrühren eiskalt. Man bemerkt nicht das mindeſte Ein- und Ausathmen, noch ſonſt ein Lebenszeichen; nur wenn man ihn in dieſem Zuſtande der Erſtarrung zerlegt, ſieht man das Herz ſich zuſammenziehen und erweitern; aber dieſe Bewegung iſt ſo langſam, daß man kaum fünfzehn Pulsſchläge in einer Minute zählen kann, während ihrer in demſelben Zeitraume, wann das Thier erwacht iſt, zum wenigſten 150 Statt finden. Das Fett iſt wie geſtanden; die Eingeweide haben nicht mehr Bewegung als der auswendige Körper, ſind gegen die Wirkung des Weingeiſtes und ſelbſt des Vitriolöles, das man darauf gießt, unempfindlich und zeigen nicht die mindeſte Reizbarkeit. So ſchmerzhaft dieſe Zergliederung ſein mag, das Thier ſcheint ſie nicht ſehr zu empfinden, es öffnet zuweilen den Mund, wie zum Athmen; allein ſeine Erſtarrung iſt zu ſtark, als daß es völlig aufwachte.

Man hat geglaubt, die Urſache dieſer Erſtarrung hange einzig von einem gewiſſen Kältegrad im Winter her. Das mag in Bezug auf die Siebenſchläfer, Gartenſchläfer, Fledermäuſe wahr ſein; allein um den Hamſter in dieſen Zuſtand zu verſetzen, muß, wie die Erfahrung beweiſt, auch die äußere Luft zu dem Orte, wo er ſich zurückgezogen hat, keinen

Zutritt haben. Man kann ſich davon überzeugen, indem man einen Hamſter in eine mit Erde und Stroh angefüllte Kiſte bringt; vergebens wird man ihn der empfindlichſten Winterkälte, die das Waſſer gefrieren macht, ausſetzen; nie wird es gelingen, ihn in Schlaf zu bringen; ſobald man aber dieſe Kiſte vier bis fünf Fuß tief unter die Erde bringt, die man ſorgfältig und gut niedertreten muß, damit keine äußere Luft hineindringe, ſo wird man ihn nach Verlauf von acht bis zehn Tagen wie in ſeinem Bau erſtarrt finden. Holt man dieſe Kiſte aus der Erde wieder hervor, ſo wird der Hamſter nach einigen Stunden erwachen, und, wenn man ſie wieder unter die Erde bringt, wieder von Neuem einſchlafen. Dieſen Verſuch kann man, ſo lange die Kälte dauert, mit demſelben Erfolge wiederholen, wofern man nur darauf achtet, die nöthige Zwiſchenzeit verfließen zu laſſen. Daß die Abweſenheit der äußern Luft eine der Urſachen der Erſtarrung des Hamſters iſt, geht daraus hervor, daß er, aus ſeinem Bau im ſtärkſten Winter herausgezogen, nach Verlauf einiger Stunden, wenn man ihn der Luft ausſetzt, unfehlbar erwacht. Dieſen Verſuch ſtelle man bei Tag oder bei Nacht an, das iſt gleichgültig, ſo daß das Licht keinen Theil daran hat.

Es iſt ein unterhaltendes Schauſpiel, einen Hamſter aus der Erſtarrung zum Aufwachen übergehen zu ſehen. Vorerſt verliert er die Steifheit der Glieder; dann holt er tief Athem, aber in langen Zwiſchenzeiten; man bemerkt in den Beinen Bewegung; er öffnet den Mund, wie um zu gähnen, und läßt unangenehme und dem Röcheln ähnliche Töne vernehmen. Hat dieſes Spiel einige Zeit gedauert, ſo öffnet er zuletzt die Augen und ſucht ſich auf die Beine zu bringen; aber all ſeine Bewegungen ſind noch unſicher und ſchwankend wie die eines Betrunkenen. Er wiederholt indeſſen ſeine Verſuche, bis es ihm gelingt, ſich auf den Beinen zu halten. In dieſer Stellung bleibt er ruhig, gleichſam um ſich wieder zu erkennen und von ſeinen Anſtrengungen auszuruhen; doch allgemach beginnt er zu gehen, zu freſſen und zu handeln, wie er vor der Zeit ſeines Schlafes that. Dieſer Uebergang von der Erſtarrung zum Erwachen erfordert mehr oder minder Zeit je nach dem Wärmeverhältniſſe des Ortes, worin ſich das Thier befindet. Setzt man es einer merklich kalten Luft aus, ſo ſind bisweilen mehr als zwei Stunden nöthig, um es zum Erwachen zu bringen; und an einem gemäßigten Platze geht dieſes in weniger als einer Stunde vor ſich. Wahrſcheinlich tritt in den Bauen dieſer Wechſel unmerklich ein und empfindet das Thier keine der Ungemächlichkeiten, die ein gewaltſames und plötzliches Erwachen begleiten.

Das Leben des Hamſters iſt zwiſchen den Sorgen für die Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe und der Wuth des Kampfes getheilt. Er

ſcheint keine andere Leidenſchaft zu haben als die des Zornes, der ihn verleitet, Alles anzugreifen, was ſich auf ſeinem Wege befindet, ohne auf die Ueberlegenheit der Kräfte ſeines Feindes Acht zu haben. Durchaus unbekannt mit der Kunſt, ſein Leben dadurch zu retten, daß er ſich aus dem Kampfe zurückzieht, läßt er ſich lieber todt ſchlagen, als daß er weiche. Findet er die Gelegenheit, die Hand eines Menſchen zu erfaſſen, ſo muß man ihn tödten, um ihn los zu werden. Die Größe des Pferdes erſchreckt ihn ſo wenig wie die Gewandtheit des Hundes. Dieſer letztere macht gerne Jagd auf ihn; erblickt der Hamſter ihn von Weitem, ſo beginnt er damit, ſeine Taſchen, wenn er ſie zufällig mit Korn gefüllt hat, zu leeren; alsdann ſchwellt er ſie ſo außerordentlich an, daß der Kopf und Hals den übrigen Körper an Dicke weit übertreffen; zuletzt richtet er ſich auf ſeinen Hinterbeinen in die Höhe und ſtürzt ſich in dieſer Haltung auf ſeinen Feind; erhaſcht er ihn, ſo läßt er ihn nicht eher los, als bis er ihn getödtet oder er ſein Leben verloren hat; der Hund aber kommt ihm gewöhnlich zuvor, indem er ihn von hinten zu faſſen und zu erwürgen ſucht. Dieſe Kampfwuth macht, daß der Hamſter mit keinem andern Thiere in Frieden lebt; ſelbſt gegen die ſeiner eigenen Raçe, ſein Weibchen nicht ausgenommen, führt er Krieg. Begegnen ſich zwei Hamſter, ſo ermangeln ſie nie, ſich gegenſeitig anzugreifen, bis der Schwächere unter den Streichen des Stärkern erliegt und dieſer ihn verzehrt. Der Kampf zwiſchen Männchen und Weibchen währt gewöhnlich länger, als der zwiſchen zwei Männchen. Anfangs jagen und beißen ſie ſich; dann zieht ſich jedes nach einer andern Seite zurück, gleichſam um Athem zu ſchöpfen; bald hernach erneuern ſie den Kampf und fahren fort, ſich zu fliehen und zu ſchlagen, bis eins oder das andere unterliegt. Der Beſiegte dient ſtets dem Sieger zur Mahlzeit.

Das Meerſchwein.

Urſprünglich den heißen Gegenden Braſiliens und Guineas angehörig, lebt und zeugt dies kleine Thier auch unter dem gemäßigten Himmelsſtrich und ſelbſt in den kalten Ländern, wenn man es pflegt und vor den Einflüſſen des Wechſels der Jahreszeiten ſchützt. Man zieht Meerſchweinchen in Frankreich und obwohl ſie ſich erſtaunlich vermehren, gibt es ihrer nicht viele, weil der Nutzen, den ſie gewähren, die Sorgen, die ſie verlangen, nicht aufwiegt. Ihre Haut hat faſt gar keinen Werth, und ihr Fleiſch iſt zwar genießbar, aber nicht gut genug, um geſucht zu werden; es würde beſſer ſein, wenn man ſie in Gehägen aufzöge, wo ſie Luft, Raum und Kräuter zur Auswahl hätten. Die, welche man in den Häuſern hält, haben beinahe denſelben üblen Geſchmack wie die

Gehägekaninchen, und die, welche den Sommer in einem Garten zugebracht, haben immer einen faden, jedoch nicht ſo unangenehmen, Geſchmack.

Dieſe Thiere ſind von einem ſo frühreifen und brünſtigen Temperament, daß ſie ſich fünf bis ſechs Wochen nach ihrer Geburt ſuchen und begatten; indeß vollenden ſie ihr völliges Wachsthum erſt in acht bis neun Monaten; freilich aber nehmen ſie zumeiſt an äußerer Dicke und an Fettheit zu, und die Entwickelung der feſten Theile iſt in dem Alter von fünf bis ſechs Monaten geſchehen. Die Weibchen tragen nur 3 Wochen und wir haben welche in einem Alter von zwei Monaten werfen ſehen. Dieſe erſten Würfe ſind nicht ſo zahlreich wie die folgenden; ſie beſtehen gewöhnlich aus vier bis fünf, der zweite Wurf aus fünf bis ſechs und die andern aus ſieben bis acht und ſelbſt aus zehn bis eilf Jungen. Die Mutter ſäugt die Jungen nur zwölf bis vierzehn Tage lang und treibt ſie weg, ſobald ſie das Männchen wieder zuläßt; dieſes geſchieht ſpäteſtens drei Wochen, nachdem ſie geworfen; und wollen ſie hartnäckig bei ihr bleiben, ſo mißhandelt und tödtet ihr Vater ſie. So zeugen dieſe Thiere wenigſtens alle zwei Monate, und da die eben geborenen gleichfalls zeugen, ſo erregt ihre Schnelle und ungeheure Vermehrung Erſtaunen. Mit einem einzigen Paar könnte man binnen Jahresfriſt ein Tauſend haben. Sie kommen aber eben ſo ſchnell um, wie ſie ſich vermehren; Kälte und Feuchtigkeit ſind ihnen tödtlich; von den Katzen laſſen ſie ſich freſſen, ohne ſich zu wehren; ſelbſt die Mütter zeigen keinen Zorn gegen ſie; ſie, die die Zeit nicht haben, um ihre Jungen lieb zu gewinnen, machen keine Anſtrengung, um ſie zu retten. Die Männchen bekümmern ſich noch weniger um die Jungen und laſſen ſich ſelber ohne Widerſtand freſſen; außer dem der Geſchlechtsluſt beſitzen ſie kein hervortretendes Gefühl; in ihr aber ſind ſie für den Zorn empfänglich; ſie ſchlagen ſich mit Wuth, ja ſie tödten ſich manchmal untereinander, wenn es gilt, die Luſt zu befriedigen und das Weibchen zu beſitzen. Ihr Leben bringen ſie mit Schlafen, Genießen und Freſſen zu; ihr Schlaf iſt kurz, aber häufig; ſie freſſen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, und ſuchen eben ſo oft zu genießen wie zu freſſen; ſie trinken nie und harnen gleichwohl in jedem Augenblick. Sie ernähren ſich von allen Kräuterarten, beſonders von Peterſilie, die ſie ſelbſt den Kleien, dem Mehl und Brod vorziehen; eben ſo ſehr lieben ſie die Aepfel und die übrigen Obſtfrüchte. Sie freſſen haſtig, wie die Kaninchen, wenig auf einmal, aber ſehr häufig. Es iſt ihnen ein Grunzen eigen, ähnlich dem eines Spanferkels; auch haben ſie eine Art Gezwitſcher, das ihr Vergnügen ausdrückt, wenn ſie bei ihren Weibchen ſind, und ein ſtarkes, ſcharfes Geſchrei, wenn ſie Schmerz empfinden. Sie ſind zart,

fröſtelnd, und man hat Mühe, ſie durch den Winter hindurch zu bringen; man muß ſie dazu an einem geſunden, trockenen und warmen Orte halten. Empfinden ſie die Kälte, ſo verſammeln ſie ſich und ſchließen ſich eng aneinander, und oft geſchieht es, daß ſie von der Kälte ergriffen, alle zugleich umkommen. Von Natur ſind ſie ſanft und zahm und thuen keinen Schaden; aber gleich unfähig ſind ſie, Vortheil zu bringen; Zuneigung gewinnen ſie gar nicht; ſanft aus Temperament, gelehrig aus Schwäche, faſt unempfindlich für Alles, ſehen ſie aus wie Automaten, aufgezogen, um ſich fortzupflanzen, geſchaffen einzig, um eine Thierart abzugeben.

Die Spitzmaus.

Die Spitzmaus ſcheint eine Uebergangsſtufe in der Ordnung der kleinen Thiere zu bilden, und füllt den Zwiſchenraum zwiſchen der Ratte und dem Maulwurf aus, die, durch ihre Kleinheit einander ähnlich, durch ihre Form ſich bedeutend unterſcheiden und im Ganzen ſehr entferntſtehende Arten ſind. Kleiner noch als die Maus, gleicht die Spitzmaus dem Maulwurf in der Schnauze, da ihre Naſe weit länger als die Kiefer ſind; in den Augen, die, obwohl etwas größer als jene des Maulwurfs, ebenfalls verborgen und weit kleiner als die der Maus ſind; in der Zahl der Zehen, deren ſie fünf an jedem Fuße hat; in dem Schwanz, in den Beinen, beſonders den Hinterbeinen, die kürzer als bei der Maus ſind; in den Ohren und endlich in den Zähnen. Dieſes ſehr kleine Thier hat einen ſtarken, ihm eigenthümlichen Geruch, der den Katzen widerſteht; dieſe machen Jagd auf die Spitzmaus und tödten ſie, freſſen ſie aber nicht wie die Maus. Offenbar hat dieſer üble Geruch und dieſe Abneigung der Katzen das Vorurtheil von dem Gift dieſes Thieres und ſeinem für das Vieh beſonders für die Pferde gefährlichen Biß veranlaßt; indeſſen iſt es weder giftig, noch ſelbſt im Stande zu beißen; denn die Oeffnung ſeines Maules iſt nicht groß genug, um die doppelte Dicke der Haut eines andern Thieres faſſen zu können, was doch zum Beißen durchaus nöthig iſt; und die Krankheit der Pferde, welche der gemeine Haufen dem Zahn der Spitzmaus zuſchreibt, iſt eine Geſchwulſt, eine Art Peſtbeule, die von einer innern Urſache herrührt und mit dem Biß oder, wenn man will, dem Stich dieſes kleinen Thieres in keinem Zuſammenhange ſteht. Ziemlich gewöhnlich, beſonders im Winter, wohnt es auf den Heuböden, in den Ställen, Scheunen und Miſthöfen; es frißt Getraide, Inſekten und faules Fleiſch; häufig findet man es auch auf dem Felde und in den Waldungen, wo es von Samen lebt; und es verbirgt ſich unter dem Mooſe, den Blättern, den Baumſtämmen und zuweilen in den von den

Maulwürfen verlaſſenen, oder in andern kleinern Löchern, die es ſich ſelbſt mit den Nägeln und der Schnauze aufwühlt. Die Spitzmaus bringt Junge in großer, wie man ſagt, in eben ſo großer Menge, wie die Maus hervor, obwohl nicht ſo häufig. Sie hat ein weit ſchärferes Geſchrei, als die Maus, iſt aber bei weitem nicht ſo flink. Man fängt ſie leicht, da ſie ſchlecht ſieht und läuft. Die gewöhnliche Farbe der Spitzmaus iſt ein mit Fuchsroth gemiſchtes Braun; es gibt aber auch aſchfarbige und faſt ſchwarze, und alle ſind unter dem Bauche mehr oder minder weißlich. In ganz Europa ſind ſie ziemlich gemein; es ſcheint aber nicht, daß man ſie in Amerika wiederfindet. Das braſiliſche Thier, von welchem Marcgrave unter dem Namen Spitzmaus ſpricht, das, ſagt er, eine ſehr ſpitzige Schnauze und auf dem Rücken ſchwarze Streifen hat, iſt dicker und ſcheint zu einer andern Art zu gehören als unſere Spitzmaus.

Die Waſſerſpitzmaus.

Da dieſes Thier, obwohl unſerm Himmelsſtriche angehörig, keinem Naturforſcher bekannt war, und zuerſt Daubenton ſeine Entdeckung gemacht hat, ſo verweiſen wir für Alles, was man davon ſagen kann, durchaus auf die ganz genaue Beſchreibung, die er davon gibt. Im Verlauf dieſes Werkes werde ich oft Gelegenheit finden, eben ſo zu verfahren, wegen des unbeſchränkten Fleißes, mit dem er die Thiere aufſucht und wegen der von ihm gemachten Entdeckung mehrerer zuvor unbekannten oder mit denen, die man kannte, verwechſelten Arten. Alles, was ich in Betreff der Waſſerſpitzmaus verſichern kann, iſt, daß man ſie bei Sonnen- auf- und Niedergang an den Springquellen fängt, daß ſie ſich am Tage in Felſenſpalten oder in Löchern unter der Erde längs der kleinen Bäche verborgen hält; daß ſie im Frühling wirft, und zwar gewöhnlich neun Junge.

Die indiſche Biſamſpitzmaus.

Dieſe, von H. Sonnerat aus Pondichery mitgebrachte Spitzmaus iſt weit größer, als die bei uns einheimiſche, die nur zwei Zoll eilf Linien hat, während jene bei ausgeſtrecktem Körper fünf Zoll zwei Linien hat.

Ihr Kopf iſt lang und ſpitz, die Naſe dünn, und der Oberkiefer tritt über den untern vor; die Naslöcher ſind klein, und die Naſenſpitze wird wie durch zwei kleine Hübel geſchieden; die Augen ſind ſo klein, daß man ſie kaum wahrnimmt.

Die Ohren ſind kurz, rund, nackt und haarlos.

Die Barthaare und die Haare über den Augen ſind graulich; die größten 7 Linien lang.

Die Beine ſind klein und kurz; an jedem Fuße fünf Zehen.

Der Schwanz iſt einen Zoll acht Linien lang, mit kleinen, kurzen Haaren bedeckt und mit einzeln großen feinen und graulichen Haaren beſetzt.

Die Haarfarbe dieſes Thieres iſt maus= oder hell ſchiefergrau, gemiſcht mit einer fuchsröthlichen Farbe, die auf der Naſe, dem Rücken und Schwanze vorherrſcht.

Dieſe Spitzmaus, die in vielem Betracht der europäiſchen Spitzmaus gleicht, hat einen ſo ſtarken Biſamgeruch, daß ſie ſich überall, wohin ſie kommt, bemerkbar macht. Sie wohnt auf den Aeckern, kommt aber auch in die Häuſer.

Der Siebenſchläfer.

Wir kennen drei Arten von Siebenſchläfern, die, wie das Murmelthier, während des Winters ſchlafen; der Siebenſchläfer oder Billich, der Gartenſchläfer, der Haſelſchläfer. Der Siebenſchläfer iſt der größte unter den dreien, der Haſelſchläfer der kleinſte. Mehrere Schriftſteller haben die eine dieſer Arten mit den beiden andern verwechſelt, obwohl alle drei ſehr unterſchieden und daher ſehr leicht zu erkennen und voneinander zu ſondern ſind. Der Siebenſchläfer hat faſt die Größe des Eichhörnchens und wie dieſes einen mit langen Haaren bedeckten Schwanz; der Gartenſchläfer iſt nicht ſo dick wie die Ratte; ſein Schwanz mit ſehr kurzen Haaren bedeckt und am Ende mit einem Büſchel von langen Haaren verſehen; der Haſelſchläfer iſt nicht größer als die Maus; ſein Schwanz iſt mit längern Haaren als der des Gartenſchläfers, mit kürzern aber als der des Siebenſchläfers bedeckt und hat am Ende ein dickes Büſchel langer Haare. Der Gartenſchläfer unterſcheidet ſich von den beiden andern durch die ſchwarzen Flecken an den Augen und der Haſelſchläfer durch die weiße Farbe des Rückenhaars. Alle drei ſind unter der Kehle und dem Bauche weiß oder weißlich; der Gartenſchläfer aber ziemlich ſchön weiß, der Siebenſchläfer nur weißlich und der Haſelſchläfer mehr gelblich als weiß an allen untern Theilen.

Nur uneigentlich kann man ſagen, daß dieſe Thiere einen Winterſchlaf haben: ihr Zuſtand iſt nur der eines natürlichen Schlafes: es iſt eine Betäubung, eine Erſtarrung der Glieder und Sinne, und dieſe Erſtarrung wird durch die Erkaltung des Blutes hervorgebracht. Dieſe Thiere beſitzen ſo wenig innere Wärme, daß dieſe kaum über die Luftwärme hinausgeht. Hat die Luftwärme nach dem Wärmemeſſer zehn Grad über dem Gefrier=

punkte, ſo hat die Wärme dieſer Thiere auch nur zehn Grad. Wir haben die Kugel eines kleinen Wärmemeſſers in den Körper mehrerer lebenden Gartenſchläfer gehalten; die innere Wärme ihres Körpers war beinahe der Luftwärme gleich; ja zuweilen iſt der Wärmemeſſer, wenn wir ihn hineinſteckten, und ſo zu ſagen ans Herz anlegten, um einen halben bis ganzen Grad gefallen, wenn die Luftwärme eilf Grade hatte. Nun aber weiß man, daß die Wärme des Menſchen und der meiſten Thiere, die Fleiſch und Blut haben, zu jeder Zeit dreißig Grad überſteigt; man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn dieſe Thiere, die im Vergleich mit den andern ſo wenig Wärme haben, in Erſtarrung gerathen, ſobald dieſe kleine Menge innerer Wärme aufhört, durch die äußere Luftwärme unterſtützt zu werden; und dieſes geſchieht, wenn der Wärmemeſſer auf zehn bis eilf Grad über dem Gefrierpunkte ſteht. Das iſt die wahre Urſache der Erſtarrung dieſer Thiere; eine Urſache, die man nicht kannte, und die ſich doch allgemein auf alle Thiere erſtreckt, die einen Winterſchlaf halten; denn wir haben ſie in den Siebenſchläfern, den Igeln, den Fledermäuſen erkannt; und obſchon wir keine Gelegenheit gehabt, ſie an dem Murmelthier zu prüfen, bin ich doch überzeugt, daß es, wie die andern, kaltes Blut hat, da es, wie ſie, der Erſtarrung während des Winters unterworfen iſt.

Dieſe Erſtarrung dauert ſo lange wie die Urſache, die ſie hervorbringt, und hört mit der Kälte auf; einige Grade Wärme über zehn bis eilf Grad reichen hin, um dieſe Thiere wieder zu beleben; und hält man ſie den Winter hindurch an einem recht warmen Orte, ſo erſtarren ſie gar nicht; ſie laufen hin und her, freſſen und ſchlafen von Zeit zu Zeit wie alle andern Thiere. Empfinden ſie die Kälte, ſo rollen ſie ſich kugelförmig zuſammen, um der Luft weniger Oberfläche zu bieten und ſich ein wenig Wärme zu erhalten; ſo findet man ſie des Winters in den hohlen Bäumen, in den der Mittagsſonne zugewandten Mauerlöchern; hier liegen ſie gekugelt und ohne alle Bewegung auf Moos und Laub. Man fängt, hält, rollt ſie, ohne daß ſie ſich bewegen, ſich ausſtrecken; nichts kann ſie aus ihrer Erſtarrung bringen als eine ſanfte und ſtufenweiſe Erwärmung; ſie ſterben, wenn man ſie plötzlich ans Feuer bringt; man muß ſie, um ſie aus der Erſtarrung zu bringen, allmählich demſelben nähern. Obwohl ſie in dieſem Zuſtande völlig regungslos ſind, die Augen geſchloſſen haben und jedes Gebrauches der Stimme beraubt ſcheinen, empfinden ſie gleichwohl den Schmerz, wenn er ſehr lebhaft iſt; eine Verwundung, eine Verbrennung macht, daß ſie zuſammenzucken und ein ſchwaches, ſelbſt mehreremal wiederholtes, dumpfes Geſchrei von ſich geben. Die innere Empfindungskraft beſteht mithin eben ſo gut fort wie die Thätigkeit des Herzens und der Lungen. Indeſſen läßt ſich vermuthen, daß dieſe Lebensbewegungen in

dieſem Zuſtande von Betäubung nicht mit derſelben Kraft ſich äußern und nicht mit derſelben Stärke wie im gewöhnlichen Zuſtande wirken; der Blutumlauf geht wahrſcheinlich nur in den größten Gefäßen vor ſich; das Athemholen iſt ſchwach und langſam, die Abſonderungen finden in ſehr geringem Maße, die Ausleerungen gar nicht Statt; auch Ausdünſtung findet faſt gar keine Statt, da ſie mehrere Monate ohne zu freſſen zubringen, was unmöglich wäre, wenn ſie in dieſer Zeit der Enthaltung verhältnißmäßig eben ſo viel von ihrem Stoff verlören, wie in den übrigen Zeiten, worin ſie dieſelbe durch die Nahrung, die ſie zu ſich nehmen, erſetzen. Sie verlieren indeſſen an Stoff, da ſie in den zu langen Wintern in ihren Löchern ſterben. Vielleicht auch kommen ſie nicht durch die Dauer, ſondern die Strenge der Kälte um; denn ſetzt man ſie einem ſtarken Froſte aus, ſo ſterben ſie in kurzer Zeit. Was mich glauben läßt, daß ſie nicht durch den zu großen Verluſt an Stoff in den langen Wintern umkommen, iſt dieſes, daß ſie im Herbſte übermäßig fett ſind und es noch ſind, wann ſie im Frühling wieder zum Leben kommen; dieſer Ueberfluß an Fett iſt eine innere Nahrung, die ausreicht, um ſie zu unterhalten und das zu erſetzen, was ſie durch das Athemholen verlieren.

Da übrigens die Kälte die einzige Urſache ihrer Erſtarrung iſt, und ſie nur in dieſen Zuſtand gerathen, wann die Luftwärme unter zehn bis eilf Grad iſt, ſo geſchieht es oft, daß ſie ſelbſt während des Winters erwachen; denn es gibt in dieſer Jahreszeit Stunden, Tage und ſelbſt Reihen von Tagen, an denen die Flüſſigkeit des Wärmemeſſers ſich auf 12, 13, 14 u. ſ. w. Graden hält; und während dieſer milden Zeit kommen die Siebenſchläfer aus ihren Löchern heraus, um ſich Nahrung zu ſuchen, oder vielmehr ſie freſſen die Vorräthe, die ſie den Herbſt über geſammelt und dorthin gebracht haben. Ariſtoteles hat geſagt und alle Naturforſcher haben es Ariſtoteles nachgeſagt, die Siebenſchläfer brächten den ganzen Winter ohne Nahrung zu und in dieſer Faſtenzeit ſelbſt würden ſie ausnehmend fett, der Schlaf allein nährte ſie mehr, als die Nahrungsmittel die andern Thiere nährten. Die Thatſache iſt nicht allein nicht wahr, ſondern ſelbſt die Unterſtellung der Thatſache unmöglich. Der vier bis 5 Monate hindurch erſtarrte Siebenſchläfer könnte ſich nur von der Luft mäſten, die er einathmet? Räumen wir ein, wenn man will, und es iſt bei Weitem zu viel eingeräumt, ein Theil dieſer Luft verwandele ſich in Nahrungsſtoff, wird ſich daraus eine ſo beträchtliche Zunahme ergeben? wird dieſe ſo leichte Nahrung auch nur für die ſtete Abnahme hinreichen, die durch die Ausdünſtung erfolgt? Was Ariſtoteles zu dieſem Irrthum verleiten konnte, iſt dieſes, daß in Griechenland, wo die Winter

gemäßigt ſind, die Siebenſchläfer nicht anhaltend ſchlafen und daß er ſie, die da Nahrung und vielleicht reichliche Nahrung zu ſich nehmen, ſo oft die Wärme ſie wieder belebt, recht fett, obwohl erſtarrt, wird gefunden haben. Wahr iſt es, daß ſie zu jeder Zeit fett ſind und im Herbſte fetter als im Sommer. Ihr Fleiſch iſt ziemlich ähnlich dem des Meerſchweinchens. Die Siebenſchläfer gehörten bei den Römern zur guten Tafel; ſie zogen ſie in großer Menge auf. Varo gibt die Weiſe an, Siebenſchläfergehäge einzurichten und Apicius die, Gewürzfleiſch daraus zu bereiten. Dieſer Gebrauch iſt nicht weiter befolgt worden, ſei es, daß man Ekel vor dieſen Thieren hatte, weil ſie den Ratten gleichen, oder daß in der That ihr Fleiſch keinen ſehr guten Geſchmack hat. Ich habe Landleute erzählen hören, daß ſie es gegeſſen hätten, und es eben nicht viel beſſer wäre, als das Fleiſch der Waſſerratte. Uebrigens iſt nur der Siebenſchläfer genießbar; der Gartenſchläfer hat ein ſchlechtes und übelriechendes Fleiſch.

Der Siebenſchläfer gleicht ſeinen natürlichen Gewohnheiten nach ziemlich dem Eichhörnchen; er bewohnt, wie dieſes, die Wälder, klettert auf die Bäume, ſpringt von Zweig zu Zweig, allerdings nicht ſo behende wie das Eichhörnchen, das längere Füße, einen nicht ſo dicken Bauch hat und eben ſo mager wie der Siebenſchläfer feiſt iſt; indeſſen leben ſie beide von denſelben Nahrungsmitteln; Bucheln, Haſelnüſſe, Kaſtanien und andere wilde Obſtfrüchte machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Der Siebenſchläfer frißt auch kleine Vögel, die er in ihrem Neſte fängt. Er macht ſich kein Lehmlager auf den Bäumen wie das Eichhörnchen, ſondern ein Moosbett in hohle Stämme, auch lagert er ſich in die Spalten hoher Felſen und immer an trockene Oerter; er ſcheut die Feuchtigkeit, trinkt wenig und kommt ſelten auf die Erde herab; ferner unterſcheidet er ſich von dem Eichhörnchen darin, daß dieſes ſich zähmen läßt und jener immer wild bleibt. Die Siebenſchläfer paaren ſich gegen das Ende des Frühlings; ſie werfen im Sommer; die Würfe beſtehen gewöhnlich aus vier bis fünf Jungen; ſie wachſen ſchnell und man verſichert, daß ſie nur ſechs Jahre leben. In Italien, wo man ſie noch zu eſſen pflegt, macht man in den Wäldern Gruben, die man mit Moos auslegt, und mit Stroh bedeckt und in die man Bucheln wirft; man wählt einen trockenen, von einem Felſen überdeckten und der Mittagsſonne ausgeſetzten Ort; die Siebenſchläfer begeben ſich zahlreich dorthin; und man findet ſie daſelbſt erſtarrt gegen das Ende des Herbſtes, das iſt zu der Zeit, wann ſie am beſten zu genießen ſind. Dieſe kleinen Thiere ſind muthig und vertheidigen ihr Leben bis aufs Aeußerſte; ihre Vorderzähne ſind ſehr lang und ſehr ſtark; auch beißen ſie heftig; ſie fürchten weder das Wieſel noch die kleinen Raubvögel; ſie entwiſchen dem Fuchſe, der ihnen nicht auf die Bäume

nachkommen kann; ihre größten Feinde ſind die wilden Katzen und die Baummarder.

Dieſe Art iſt nicht beſonders ausgebreitet; man findet ſie in den ſehr kalten Erdſtrichen, wie in Lappland und Schweden, gar nicht; wenigſtens reden die Naturforſcher des Nordens nicht von ihr; die Siebenſchläferart, die ſie angeben, iſt der Haſelſchläfer, die kleinſte der drei Arten. Ich vermuthe gleichfalls, daß man ſie nicht in den ſehr warmen Erdſtrichen findet, da die Reiſenden ihrer nicht erwähnen. In den offenen Ländern, wie in England, gibt es nur wenige oder keine Siebenſchläfer; ſie erfordern einen gemäßigten Himmel und ein waldiges Land; man findet ihrer in Spanien, Frankreich, Griechenland, Italien, der Schweiz, wo ſie in den Waldungen auf den Hügeln leben und nicht auf den hohen Bergen, wie die Murmelthiere, die, obwohl der Erſtarrung durch die Kälte unterworfen, denn Schnee und Reif zu ſuchen ſcheinen.

Der Gartenſchläfer.

Fc. 24

Der Siebenſchläfer wohnt in den Wäldern und ſcheint unſere Wohnungen zu fliehen; der Gartenſchläfer dagegen bewohnt unſere Gärten und findet ſich zuweilen in unſern Häuſern; ſeine Art iſt auch zahlreicher, allgemeiner verbreitet und wenige Gärten werden nicht von ihm heimgeſucht. Sie niſten in Mauerlöchern; ſie laufen auf die Geländerbäume, wählen ſich die beſten Früchte aus und freſſen ſie alle an, wann ſie zu reifen beginnen; Pfirſiche ſcheinen ſie vorzugsweiſe zu lieben, und will man dieſe erhalten, ſo muß man große Sorge tragen, die Gartenſchläfer auszurotten. Auch klettern ſie auf die Birn=, Aprikoſen=, Pflaumenbäume, und gehen die weichen Früchte ihnen ab, ſo freſſen ſie Mandeln, Haſelnüſſe und ſelbſt Gemüſeſamen; ſie ſchleppen ſie in großer Menge nach ihren Wohnſtätten, die ſie beſonders in den gepflegten Gärten im Boden anbringen; denn in den frühern Baumgärten findet man ſie oft in alten hohlen Bäumen; ſie verfertigen ſich ein Lager aus Gras, Moos und Laub. Die Kälte erſtarrt und die Wärme belebt ſie. Man findet ihrer zuweilen acht bis zehn an demſelben Orte, alle erſtarrt, alle kugelförmig zuſammengerollt, mitten unter ihren Vorräthen von Baum= und Haſelnüſſen.

Sie paaren ſich im Frühling, werfen im Sommer und zwar 5 bis 6 Jungen, die ſchnell wachſen, ſelbſt aber erſt im folgenden Jahre zeugen. Ihr Fleiſch iſt nicht genießbar wie das des Siebenſchläfers, ſie haben ſelbſt den übeln Geruch der Hausratte, während der Siebenſchläfer keinen Geruch von ſich gibt; ſie werden nicht ſo fett und haben die Fettblätter nicht, die ſich beim Siebenſchläfer finden und die ganze Maſſe der Eingeweide umgeben. Gartenſchläfer findet man in allen gemäßigten Erdſtrichen

Europas und ſelbſt in Polen und Preußen; aber in Schweden und den nördlichen Ländern ſcheint es keine zu geben.

Der goldſchwänzige Gartenſchläfer.

Wir geben hier nach H. Allamand die Beſchreibung dieſes kleinen Thieres, welches in Wuchs, Geſtalt und Form des Schwanzes dem Gartenſchläfer, in der Lage und Form der Ohren aber dem Haſelſchläfer gleicht; es ſcheint demnach eine Mittelart zwiſchen dieſen beiden Thieren zu bilden.

„Dem H. Doktor Klockner, ſagt H. Allamand, verdankt man die Kenntniß dieſes kleinen Gartenſchläfers; er hat ihn von Surinam erhalten ohne Angabe ſowohl des Namens, welchen man ihm in ſeiner Heimath gibt, als der Gegenden, die er bewohnt. Bisheran iſt er nicht beſchrieben worden, noch ſelbſt bekannt geweſen, obwohl er ausgezeichnet genug iſt, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſyſtematiſchen Nomenklatoren werden nicht ermangeln, ihn in die Klaſſe der glires oder Siebenſchläfer des H. Linne zu ſetzen, und wirklich verdient er dort eben ſo gut eine Stelle wie das Nashorn, und ohne Zweifel werden ſie aus ihm ein Glied der Familie der Ratten machen, die ſo viele andere Thiere umfaßt, welche ſich ihnen mehr oder weniger als dieſes nähern. Doch ohne nachzuſuchen, zu welcher Gattung es gehören müſſe, will ich eine genaue Beſchreibung von ihm geben, die mir H. Klockner mitgetheilt, der, ſtets beeifert für die Fortſchritte der Naturgeſchichte, die Güte gehabt, mir ſie mitzutheilen und zugleich das Thier ſelbſt zuzuſenden, damit ich mich beſſer von ihrer Genauigkeit überzeugen könnte. Anfangs war ich über den Namen, den ich ihm geben ſollte, in Verlegenheit. Ich liebe jene zuſammengeſetzten Namen nicht, welche die Art beſtimmen, zu der man das Thier, welches den Namen trägt, rechnen ſoll, wenn es nicht ausgemacht iſt, daß es dazu gehöre. Indeſſen habe ich geglaubt, denjenigen annehmen zu müſſen, den H. Klockner ihm gegeben, da dieſer das Recht hat, es mit dem Namen zu bezeichnen, den er für den paſſendſten hält: er hat es goldſchwänzigen Gartenſchläfer genannt, ohne zu behaupten, daß es in jene bei den europäiſchen Siebenſchläfern durch die Kälte verurſachte Erſtarrung falle; ein vierfüßiger Bewohner des heißen Erdgürtels ſcheint dem nicht unterworfen ſein zu müſſen. Einige Uebereinſtimmung in der Geſtalt und beſonders im Schwanze mit unſern Gartenſchläfern hat ihn bewogen, dieſe Benennung jeder andern vorzuziehen.

Durch die Seltenheit und Schönheit ſeiner Farben zeichnet ſich dieſes Thier aus. Sein Rumpf hat eine Kaſtanienfarbe, die in Purpur überſpielt, an den Seiten des Kopfes und auf dem Rücken dunkler und

unter dem Bauche heller iſt. Dieſe Farbe verbreitet ſich über den Schwanz bis zu einer geringen Entfernung von ſeiner Wurzel; dort werden die feinen und kurzen Haare, die ihn bedecken, völlig ſchwarz bis zur Mitte ſeiner Länge, wo ſie länger ſind und ohne alle Abſchattung eine ſchöne, dem Goldgelb ſich nähernde Pomeranzenfarbe annehmen, die ſie bis ans Ende des Schwanzes behalten. Ein langer Fleck von dieſer nämlichen gelben Farbe ziert auch die Stirn; er fängt über der Naſe an, wo er ſehr ſchmal iſt, erweitert ſich dann immer bis zur Höhe der Ohren, wo er endet. Dieſe Anhäufung ſo ſchneidend greller und bei den Vierfüßern ſo ſeltener Farben gewährt einen überraſchenden Anblick. Sein Kopf iſt im Verhältniſſe zum Rumpfe ſehr dick; Schnauze und Stirn ſind ſchmal, die Augen klein. Seine Ohren zeigen eine weite Oeffnung; doch ſind ſie kurz und erheben ſich nicht bis über den Kopf; von außen und innen ſind ſie mit ſehr feinen Haaren bedeckt; längere befinden ſich an ihren Rändern; man muß ſie aber nahebei betrachten, um ſie wahrzunehmen. Der Oberkiefer tritt über den untern merklich vor. Der Naſenknochen iſt ziemlich hoch und die Oberſchnauze mit Haar bedeckt, was man nicht leicht bei den andern Vierfüßern findet. Die Oberlefze iſt, wie bei allen Thieren dieſer Gattung, von oben nach unten geſpalten, und die Ränder der Spalte treten nach den Seiten zu, mehr und mehr auseinander, was dem Ende des Rüſſels die Form eines gleichſchenkligen Dreiecks gibt. Dieſe Scheidung läßt zwei ſehr weiße und kurze Schneidezähne ſehen; zwei andere, aber größere, befinden ſich im Unterkiefer. Dieſe Kinnlade iſt nebſt der Lefze, die ſie bedeckt, nach der Seite des Halſes zu zurückgedrängter.

Zu beiden Seiten der Oberlefze befindet ſich ein Büſchel dunkelbrauner Haare; ihre Länge übertrifft die des Kopfes; die, welche den untern Theil dieſes Bartes bilden, ſind nicht ſo lang und abwärts gerichtet. Hinter jedem Ohre befindet ſich eine Warze, aus welcher ebenfalls ſechs lange Haare hervorkommen; zwei von gleicher Länge ſtehen vor den Augen.

Die Vorderbeine ſind kurz; ihre Füße haben vier lange, mit gebogenen und ſcharfen Krallen bewaffnete Zehen; höher liegt ein ſtumpfer Knopf, der gewiſſer Maßen die große Zehe bildet, aber keinen Nagel hat. Unter dieſen Füßen befinden ſich fünf ſehr merkwürdige Hervorragungen, die mit einer dünnen und äußerſt ſanft anzurührenden Haut bedeckt ſind. Die Hinterbeine ſind länger und ihre Füße haben fünf Zehen, die ebenfalls länger als die Zehen der Vorderfüße und ebenſo mit gebogenen und ſpitzigen Nägeln verſehen ſind; nur die Nägel der beiden innern Zehen ſind etwas ſtumpf. Die Sohle dieſer hintern Füße gleicht der der vordern; die Erhöhungen aber, die man dort ſieht, ſind größer.

Der Schwanz iſt beſonders lang und am Körper ſehr dick; ſein

Durchmeſſer nimmt aber in dem Maße ab, wie er ſich vom Körper entfernt, und läuft in eine Spitze aus. Sondert man ſeine Haare etwas voneinander, ſo ſieht man, daß ſeine Haut wie die der Ratte ſchuppig iſt.

Am Hinterkopfe und den ganzen Rücken entlang gibt es unter den Haaren, die das Thier bedecken, einige, die platt und einen Zoll lang ſind; auch erheben ſie ſich über die andern und ſind ebenfalls ſteifer und widerſtehen mehr, wenn man ſie berührt. Sie ſcheinen aus kleinen durchſichtigen Büchschen hervorzukommen; ihre Anzahl vermindert ſich immer mehr nach den Seiten hin und ſie werden immer kleiner; unter dem Bauch verſchwinden ſie gänzlich. Ihre Bildung iſt ziemlich ſonderbar; nahe am Körper ſind ſie walzenförmig und ſehr dünn, dann werden ſie platt, und ihre Breite nimmt zu, bis ſie eine halbe Linie beträgt, worauf ſie ſich in eine kleine, ſehr feine Spitze endigen. Am platten Mitteltheil ſind die Ränder erhoben und bilden eine Art Rinne, deren Tiefe, mit dem Vergrößerungsglaſe geſehen, gelblich und durchſichtig erſcheinen und deren Wände braun ſind; dies verurſacht einen doppelten Widerſchein, der jene Purpurfarbe, von der ich geſprochen habe, hervorbringt.

Den Rumpf, mit Ausnahme des Unterleibes, bedeckt eine ſehr rohe Haut oder vielmehr ein rauhes Leder.

Das eben beſchriebene Thier iſt ein Weibchen, das acht kleine Zitzen hat; zwei befinden ſich zwiſchen den Schenkeln; die ſechs andern gehen ſchief nach beiden Seiten voneinander ab, und die beiden letzten ſind zwiſchen den Vorderbeinen.

Es ſcheint geſchaffen, um auf die Bäume zu klettern, deren Früchte es frißt. Schade, daß ein ſo niedliches Thier nur nach dieſem einen Muſter bekannt iſt, deren Farben ohne Zweifel einen Theil ihrer Schönheit in der Flüſſigkeit verloren haben, worein es zur Verſendung gelegt worden."

Der Igel.

Poll' oid' aloper, all' echinos hen mega (*Πολλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἔν μέγα*): Der Fuchs verſteht viele Dinge, der Igel nur ein großes, ſagten die Alten ſprüchwörtlich. Er verſteht ſich zu vertheidigen, ohne zu kämpfen, und zu verwunden, ohne anzugreifen; mit weniger Stärke verſehen und ohne alle Behendigkeit zur Flucht, hat er von der Natur eine Stachelbrüſtung nebſt der Leichtigkeit erhalten, ſich kugelförmig zuſammenzurollen und auf allen Seiten ſtechende und ſeine Feinde abſchreckende Vertheidigungswaffen zu zeigen; je mehr ſie ihn quälen, um ſo mehr ſträubt er ſich und rollt er ſich zuſammen. Dann vertheidigt er ſich noch durch die Wirkung der Furcht ſelbſt; er läßt ſeinen Harn, deſſen Geruch und Feuchtigkeit ſich über ſeinen Körper verbreitend, die Feinde

vollends mit Eckel erfüllen. Auch begnügen ſich die meiſten Hunde damit, ihn anzubellen, und geben ſich keine Mühe, ihn zu faſſen; einige jedoch finden, wie der Fuchs, Mittel, zum Ziele zu kommen, indem ſie ſich die Füße und den Rachen blutig aufritzen; aber er fürchtet weder den Steinmarder, noch Baummarder, weder Iltis, noch Frettchen, Wieſel oder Raubvögel. Weibchen und Männchen ſind gleicher Weiſe vom Kopf bis zum Schwanze mit Stacheln bedeckt und nur der untere Theil des Körpers iſt mit Haaren verſehen; ſo werden ihnen dieſe nämlichen Waffen, die ihnen gegen andere ſo nützlich ſind, höchſt unbequem, wenn ſie ſich vereinigen wollen; ſie könnnen ſich nicht paaren, wie die andern Thiere; ſie müſſen ſich ihr Geſicht zuwenden, ſtehend oder liegend. Sie ſuchen ſich im Frühling und werfen im Anfang des Sommers. Man hat mir oft die Mutter mit den Jungen im Juni gebracht; gewöhnlich ſind es drei bis vier und zuweilen fünf; in dieſer erſten Zeit ſind ſie weiß und man ſieht nur auf ihrer Haut den Keim der Stacheln. Ich habe einige aufziehen wollen; mehr als einmal hat man die Mutter und die Jungen in ein Faß gethan und reichlichen Vorrath hinzugefügt; aber, ſtatt ſie zu ſäugen, hat ſie die Jungen nacheinander verzehrt. Das geſchah nicht aus Mangel an Nahrung; denn ſie fraß Fleiſch, Brot, Kleien, Obſt; und man hätte nicht denken ſollen, daß ein ſo träges, ſo faules Thier, dem nichts als ſeine Freiheit fehlte, ſo mißmuthig und ſo erbost über ſeine Gefangenſchaft wäre; er iſt ſogar ſchelmiſch und auf dieſelbe Weiſe wie der Affe. Ein Igel, der ſich in die Küche geſchlichen hatte, entdeckte einen kleinen Fleiſchtopf, zog das Fleiſch heraus und legte ſeinen Unrath hinein. Ich habe Männchen und Weibchen zuſammen in einer Kammer aufbewahrt; ſie blieben am Leben, paarten ſich aber nicht. Mehrere habe ich in meine Gärten laufen laſſen; ſie richten daſelbſt keinen großen Schaden an, und kaum bemerkt man, daß ſie darin wohnen; ſie leben von herabgefallenem Obſt, wühlen mit der Naſe die Erde in einer geringen Tiefe auf; ſie freſſen Maikäfer, Käfer, Grillen, Würmer und einige Wurzeln; auch ſind ſie ſehr lüſtern nach Fleiſch und freſſen es roh und gekocht. Auf dem Lande findet man ſie häufig in den Wäldern, unter alten Baumſtämmen und auch in Felſenſpalten und beſonders in den Steinhaufen, die man auf den Aeckern und in den Weingärten aufhäuft. Ich glaube nicht, daß ſie auf die Bäume ſteigen, wie die Naturforſcher angeben, noch daß ſie ſich ihrer Stacheln bedienen, um Früchte und Weinbeeren wegzubringen; was ſie nehmen wollen, faſſen ſie mit dem Maule; und obwohl es in unſern Forſten ihrer ſehr viele gibt, haben wir doch nie welche auf Bäumen geſehen; ſie halten ſich ſtets am Fuß derſelben, in einer Höhlung oder unter dem Mooſe auf. So lange es Tag iſt, rühren

ſie ſich nicht von der Stelle; während der ganzen Nacht aber laufen oder gehen ſie vielmehr; ſelten kommen ſie in die Nähe der Wohnungen; die hohen und trockenen Gegenden ziehen ſie vor, obwohl ſie ſich zuweilen auch in den Wieſen finden. Man fängt ſie mit der Hand, ſie fliehen nicht; ſie vertheidigen ſich weder mit den Händen noch mit den Zähnen; ſobald man ſie aber berührt, kugeln ſie ſich zuſammen, und man muß ſie ins Waſſer tauchen, um zu machen, daß ſie ſich ausſtrecken. Während des Winters ſchlafen ſie; mithin wären ihnen die Vorräthe, die ſie, wie man ſagt, während des Sommers ſammeln, höchſt unnütz. Sie freſſen nicht viel und können ziemlich lange faſten. Ihr Blut iſt beinahe ſo kalt wie das der andern Thiere, die einen Winterſchlaf halten. Ihr Fleiſch iſt nicht gut zu eſſen und ihre Haut, von welcher man jetzt keinen Gebrauch macht, diente ſonſt zu Bürſten und Reibzeugen, um den Hanf zu hecheln.

Mit den zwei Igelarten, der einen mit einem Schweinsrüſſel und der andern mit einer Hundsſchnauze, von denen einige Schriftſteller reden, verhält es ſich, wie mit den beiden Dachsarten; wir kennen nur eine einzige, die in unſern Erdſtrichen nicht einmal eine Spielart hat; ſie iſt ziemlich allgemein verbreitet; man findet ſie überall in Europa, mit Ausnahme der kälteſten Länder, wie Lappland, Norwegen u. ſ. w. Es gibt, ſagt Flaccourt, Igel auf Madagaskar wie in Frankreich, und man nennt ſie S o r a. Der ſiamiſche Igel, von welchem der P. Tachard ſpricht, ſcheint uns ein anderes Thier zu ſein, und der amerikaniſche, der ſibiriſche ſind die dem gemeinen Igel am nächſten ſtehenden Arten; der malakiſche ſcheint ſich mehr der Art des Stachelſchweins als der des Igels zu nähern.

* Ich habe vom Igel geſagt, ich zweifelte, daß er auf die Bäume ſteige und Früchte auf ſeinen Stacheln mit forttrage. Indeſſen haben mir einige Jäger verſichert, daß ſie Igel auf Bäume ſteigen und an der Spitze ihrer Stacheln Obſt wegtragen ſehen. Sie haben mir ebenfalls geſagt, daß ſie Igel ſchwimmen und ſelbſt große Strecken weit mit ziemlicher Schnelligkeit übers Waſſer ſetzen ſehen.

In einigen Landſchaften hat man die Sitte, eine Igelhaut zu nehmen und damit den Kopf eines Kalbes zu bedecken, das man ſpänen will; wenn die Mutter ſich geſtochen fühlt, verweigert ſie das Euter und entfernt ſich.

Folgendes ſind einige Beobachtungen, an Igeln gemacht, die ich in meiner Wohnung habe aufziehen laſſen.

Den 4. Juni 1781 brachte man mir vier junge Igel nebſt der Mutter. Die Spitzen oder Stacheln waren gut gebildet, was anzudeuten ſcheint, daß ſie mehrere Wochen alt waren. Ich ließ ſie zuſammen in einen

großen Vogelbauer von Eiſendrath ſetzen, um ſie bequem beobachten zu können, und den Boden dieſes Vogelbauers verſah man mit Zweigen und Laubwerk, um dieſen Thieren eine gute Schlafſtätte zu verſchaffen.

Während der beiden Tage gab man ihnen zur Nahrung blos einige Stücke geſottenes Rindfleiſch, das ſie nicht fraßen; ſie ſogen nur den ganzen ſaftigen Theil aus, ohne die Faſern des Fleiſches zu freſſen. Am dritten Tage gab man ihnen mehrere Kräuter, wie Kreuzwurz, Winde und dgl.; ſie fraßen nicht davon. So kann man ſagen, daß ſie beinahe dieſe drei Tage lang faſteten; indeſſen ſchien die Mutter nicht geſchwächt und ſie gab oft ihren Jungen zu ſaugen.

Die folgenden Tage bekamen ſie Kirſchen, Brot und rohe Ochſenleber. Dieſes letzte Gericht ſogen ſie begierig aus, und die Mutter und die Jungen verließen es erſt, nachdem ſie vollkommen geſättigt ſchienen. Auch fraßen ſie etwas Brod; die Kirſchen aber rührten ſie nicht an. Sie zeigten viele Luſt für das rohe Eingeweide von Geflügel, eben ſo für gekochte Erbſen und Kräuter. Aber was ſie auch eſſen mochten, es war unmöglich ihre Ausleerungen zu ſehen, und es läßt ſich vermuthen, daß ſie, wie einige andere Thiere, dieſelben verzehren.

Es ſcheint, daß ſie Waſſer entbehren können, oder wenigſtens der Trank ihnen nicht nothwendiger iſt, als den Eichhörnchen, Haſen u. ſ. w. Die ganze Zeit hindurch, die man ſie aufbewahrt hat, haben ſie nichts zu trinken bekommen und ſind gleichwohl immer recht dick und geſund geweſen.

Wollten die jungen Igel die Zitze nehmen, ſo legte ſich die Mutter auf die Seite, gleichſam um es ihnen bequem zu machen. Dieſe Thiere haben ſo kurze Beine, daß die Jungen Mühe hatten, unter den Bauch der Mutter zu kommen. Wenn ſie ſich auf den Beinen hielt, ſo ſchliefen ſie an der Zitze ein; die Mutter weckte ſie nicht; ſie ſchien ſelbſt jede Bewegung zu fürchten aus Beſorgniß, ihren Schlaf zu ſtören. Als man erfahren wollte, ob dieſe Art von Aufmerkſamkeit der Mutter für ihre Jungen eine Wirkung ihrer Zuneigung zu ihnen, oder ſie ſelbſt nicht darum bekümmert wäre, ſie in Ruhe zu laſſen, nahm man bald wahr, daß, wie groß ihre Liebe zu denſelben auch ſein mochte, ihre Liebe zur Freiheit noch größer war. Man öffnete das Vogelhaus, während ihre Jungen ſchliefen; ſobald ſie es wahrnahm, erhob ſie ſich leiſe, ging hinaus in den Garten und entfernte ſich ſo ſchnell als ſie konnte von ihrem Vogelbauer, wohin ſie von ſelbſt nicht wieder zurückkam, ſondern wohin man ſie zurückbringen mußte. Oft hat man bemerkt, daß, wenn ſie mit ihren Jungen eingeſchloſſen war, ſie gewöhnlich die ganze Zeit, während welcher ſie ſchliefen, darauf verwendete, an ihrem Vogelhauſe umher zu

gehen, um allem Anſcheine nach einen Ausgang aufzuſuchen, durch den ſie entkommen könnte, und daß ſie ihre Verſuche und unruhigen Bewegungen nicht eher aufhörte, bis ihre Jungen wach wurden; daraus konnte man leicht ſchließen, daß dieſe Mutter gern ihre kleine Familie verlaſſen hätte, und, wenn es ſchien, daß ſie dieſelben zu wecken fürchtete, es nur geſchah, um ſich vor ihren Zudringlichkeiten in Sicherheit zu ſtellen; denn die jungen Igel waren ſo begierig nach der Zitze, daß ſie oft mehrere Stunden nacheinander daran hangen blieben. Vielleicht iſt eben dieſes große Gelüſte der jungen Igel die Urſache, warum die Mütter, verdroſſen oder abgemattet durch ihre Völlerei, ſich bisweilen entſchließen, ſie zu vertilgen.

Sobald die Igel gehen hörten oder jemanden zu ſich kommen ſahen, duckten ſie ſich zur Erde und zogen ihre Schnauze unter die Bruſt zurück, ſo daß ſie vorn die Stacheln zeigten, die ſie oben auf der Stirn haben und die ſich zuerſt aufrichten; hierauf zogen ſie die Hinterbeine nach vorn und dadurch, daß ſie auf ſolche Weiſe die äußerſten Enden ihres Körpers nahe zuſammen brachten oder vielmehr ſie eng aneinander ſchloſſen, gaben ſie ſich die Form eines Knäuels oder einer Kugel, die von Stacheln oder Spitzen ſtarrte. Dieſer Knäuel oder dieſe Kugel iſt nicht völlig rund, ſie iſt immer dünner in der Gegend, wo der Kopf ſich an den Hintertheil des Körpers fügt. Je ſchneller ſie dieſe Kugelform anzunehmen ſuchten, um ſo ſtärker drückten ſie die beiden Enden ihres Körpers zuſammen; die Zuſammenziehung ihrer Sehnen ſcheint alsdann ſo groß zu ſein, daß, wenn ſie ſich einmal, ſo ſehr ſie können, gerundet haben, es faſt eben ſo leicht wäre, ihnen die Glieder zu verrenken, als ſie hinlänglich auszuſtrecken, um ihrem Körper ſeine ganze Ausdehnung in die Länge zu geben. Man verſuchte oft, ſie auszuſtrecken; aber je mehr Anſtrengungen man machte, um ſo mehr Widerſtand ſchienen ſie entgegenzuſtellen und ſich in dem Augenblicke zuſammenzurollen, worin ſie die Knäuelform annahmen. Man bemerkte ein kleines Geräuſch, eine Art von Geklirr, hervorgebracht durch die gegenſeitige Reibung der Stacheln, die ſich in allen möglichen Richtungen durchkreuzen. Alsdann ſcheint der Körper dieſer Thiere von einer größern Anzahl Spitzen zu ſtarren und alsdann haben ſie ihre Vertheidigungslage angenommen. Wenn nichts ſie beunruhigt, ſo liegen dieſe nämlichen Spitzen oder Stacheln, die, wann ſie ſich ſchützen wollen, ſo ſtarr geſträubt ſind, nach hinten ganz übereinander, wie die glatte Haut der andern Thiere; gleichwohl hat dieſes nur dann Statt, wann die Igel erwachen und Ruhe und Stille genießen; denn wenn ſie ſchlafen, ſind ihre Waffen bereit, d. h. ihre Spitzen durchkreuzen ſich nach allen Richtungen, als hätten ſie einen Angriff zurückzuweiſen. Es ſcheint alſo

daß während ihres Schlafes, der ziemlich tief iſt, die Natur den Trieb in ſie gelegt hat, ſich gegen die Ueberraſchung zu ſichern.

Uebrigens beſitzen dieſe Thiere kein Mittel, andere anzugreifen; ſie ſind ſehr unempfindlich und ſelbſt faul; die Ruhe ſcheint ihnen zu ihrer Lebensweiſe eben ſo nöthig wie die Nahrung; und man könnte wohl mit einiger Wahrheit ſagen, daß ihre einzigen und alleinigen Beſchäftigungen freſſen und ſchlafen ſeien. In der That, jene, die wir ernährt und aufgezogen haben, ſuchten zu freſſen, ſobald ſie erwachten, und hatten ſie gefreſſen, ſo gingen ſie hin, um ſich auf dem Laub ſchlafen zu legen. Das ſind ihre Gewohnheiten den Tag über, während der Nacht aber ſind ſie nicht ſo ruhig; ſie ſuchen Schnecken, große Käfer und andere Inſekten, die ihnen zu ihrer Hauptnahrung dienen.

Der Maulwurf.

Ohne blind zu ſein, hat der Maulwurf ſo kleine, ſo bedeckte Augen, daß er vom Geſichtsſinne keinen großen Gebrauch machen kann; zum Erſatz gab ihm die Natur mit Freigebigkeit den Gebrauch des ſechſten Sinnes, eine merkwürdige Vorrichtung von Behältern und Gefäßen, eine erſtaunliche Menge Samenfeuchtigkeit, übermäßige Hoden, ein äußerſt langes Zeugungsglied; dies alles im Innern verborgen und verdeckt und folglich thätiger und hitziger. Der Maulwurf iſt in dieſer Hinſicht von allen Thieren am glücklichſten begabt, am beſten mit Werkzeugen und folglich mit Sinnesempfindungen, die darauf Bezug haben, verſehen; ferner hat er ein feines Getaſt; ſeine Haut iſt ſanft wie Seide; ſein Gehör ſehr fein, und ſeine kleinen fünffingerigen Hände weichen ſehr von dem Fußende der andern Thiere ab und gleichen faſt den Händen des Menſchen; er beſitzt viel Stärke im Verhältniſſe zum Umfange ſeines Körpers, eine feſte Haut, eine beſtändige Wohlbeleibtheit, eine lebhafte und gegenſeitige Anhänglichkeit zwiſchen Männchen und Weibchen, Scheu oder Abneigung vor jeder andern Gemeinſchaft, die ſüßen Gewohnheiten der Ruhe und der Einſamkeit; die Kunſt, ſich in Sicherheit zu begeben, ſich in einem Augenblick eine Zufluchtſtätte, eine Behauſung zu bauen; die Leichtigkeit, ſie zu erweitern, und in ihr, ohne auszugehen, reichlichen Unterhalt zu finden. Das ſind ſeine Natur, ſeine Sitten und Fähigkeiten, ohne Zweifel vorzüglicher denn Eigenſchaften, die glänzender und mit dem Glück unverträglicher ſind, als die tiefſte Verborgenheit.

Er verſchließt den Zugang zu ſeiner Wohnſtätte und verläßt dieſelbe faſt nur gezwungen durch anhaltende Sommerregen, wann ſie ſich mit Waſſer anfüllt, oder wann der Fuß des Gärtners ihre Kuppel niedertritt. In den Wieſen baut er ſich ein rundes Gewölbe und in den Gärten

ziemlich gewöhnlich einen langen Gang, weil man mit größerer Leichtigkeit, mürbe und bearbeitete Erde als einen feſten und mit Wurzeln durchflochtenen Raſen theilt und erhöht; er wohnt weder in Koth noch in hartem, zu dichtem oder zu ſteinigem Boden; er braucht eine weiche, mit ſaftigen Wurzeln verſehene und beſonders mit Inſekten und Würmern, die ſeine Hauptnahrung ausmachen, gut bevölkerte Erde.

Da die Maulwürfe nur ſelten ihre unterirdiſche Behauſung verlaſſen, ſo haben ſie wenig Feinde und entgehen leicht den fleiſchfreſſenden Thieren; ihre größte Geißel iſt das Uebertreten der Flüſſe; bei Ueberſchwemmungen ſieht man ſie zahlreich ſchwimmend die Flucht ergreifen und ſich alle Mühe geben, um die höchſten Stellen zu erreichen; die meiſten aber kommen eben ſo wohl um wie ihre Jungen, die in den Löchern bleiben; ſonſt würden uns die großen Fähigkeiten, die ſie zur Vermehrung haben, allzu läſtig werden. Sie paaren ſich gegen das Ende des Winters; ſie tragen nicht lange; denn ſchon im Mai findet man viele Jungen; in jedem Wurfe befinden ſich gewöhnlich vier bis fünf; und unter den Hügeln, die ſie aufwerfen, kann man leicht diejenigen erkennen, unter denen ſie werfen; dieſe Hügel werden mit vieler Kunſt angelegt und ſind gewöhnlich größer und höher als die andern. Ich glaube, daß dieſe Thiere mehr als einmal jährlich zeugen, verſichern aber kann ich es nicht; gewiß iſt, daß man vom April bis zum Auguſt Junge findet; möglich auch, daß die einen ſich ſpäter als die andern begatten.

Die Wohnung, worin ſie ihre Jungen werfen, dürfte eine beſondere Beſchreibung verdienen; ſie iſt mit einer ausnehmenden Einſicht gebaut. Vor allem drücken, erheben ſie die Erde und bilden ein ziemlich hohes Gewölbe; in gewiſſen Entfernungen laſſen ſie Scheidewände und eine Art von Pfeiler; ſie preſſen und ſchlagen die Erde, vermengen ſie mit Wurzeln und Gräſern und machen ſie von unten ſo hart und ſo feſt, daß das Waſſer wegen der Runderhabenheit und Feſtigkeit des Gewölbes nicht durchdringen kann; ſodann werfen ſie von unten einen Hügel auf, auf deſſen Gipfel ſie Gras und Laub tragen, um für ihre Jungen ein Bett zurecht zu machen; in dieſer Stellung befinden ſie ſich über der Fläche des Bodens und folglich in Sicherheit vor den gewöhnlichen Ueberſchwemmungen und zu gleicher Zeit durch das den Hügel, auf dem ſie ruhen, bedeckende Gewölbe vor dem Regen geſchützt. Dieſer Hügel iſt rundherum von mehreren abdächigen Löchern durchbohrt, welche tiefer hinabgehen und nach allen Seiten ſich ausdehnen, gleichſam als eben ſo viele unterirdiſche Wege, durch welche die Maulwurfsmutter ausgehen und ihren Jungen den nöthigen Unterhalt holen kann; dieſe unterirdiſchen Pfade ſind verſchloſſen und feſt zuſammengetreten, erſtrecken ſich 12 bis 15 Fuß weit

und gehen alle von der Wohnung wie Strahlen aus einem Mittelpunkte aus. Dort findet man eben ſo wie unter dem Gewölbe Ueberreſte von Zeitloſenzwiebeln, offenbar die erſte Nahrung, die ſie ihren Jungen gibt. Aus dieſer Einrichtung ſieht man wohl, daß ſie immer nur auf eine unbeträchtliche Weite von ihrer Behauſung ſich entfernt und daß die einfachſte und ſicherſte Weiſe, ſie mit ihren Jungen zu fangen, die iſt, daß man rundum einen Graben zieht, der ſie ganz einſchließt und alle Verbindungen abſchneidet; da aber der Maulwurf beim geringſten Geräuſche flieht und ſeine Jungen mitzunehmen ſucht, ſo braucht man 3 bis 4 Leute, die zugleich mit dem Spaten arbeiten, faſt in einem Augenblicke den Hügel ganz wegnehmen oder gar einen Graben aufwerfen und ſie ſodann ergreifen oder an den Ausgängen erwarten.

Einige Schriftſteller haben ſehr unpaſſend geſagt, der Maulwurf und der Dachs ſchliefen den ganzen Winter hindurch, ohne zu freſſen. Der Dachs, wie geſagt, verläßt ſein Loch im Winter wie im Sommer, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen, und man kann ſich leicht davon durch die Spuren überzeugen, die er im Schnee zurückläßt. Der Maulwurf ſchläft ſo wenig während des ganzen Winters, daß er die Erde wie im Sommer aufwirft, und die Landleute gleichſam ſprichwörtlich ſagen: die Maulwürfe werfen auf, das Thauwetter iſt nahe. Sie ſuchen freilich die wärmſten Stellen; die Gärtner fangen ihrer oft um die Miſtbeete her im Dezember, Januar und Februar.

Der Maulwurf findet ſich faſt nur in den angebauten Ländern; in den trockenen Wüſten gibt es keine, noch in den kalten Gegenden, wo die Erde den größten Theil des Jahres hindurch gefroren iſt. Der ſogenannte ſiberiſche Maulwurf, der ein grünes und goldfarbiges Haar hat, gehört zu einer andern Art als unſere Maulwürfe, die nur von Schweden bis zur Berberei häufig ſind; denn das Stillſchweigen der Reiſenden läßt uns vermuthen, daß ſie ſich in den heißern Erdſtrichen gar nicht finden. Die amerikaniſchen ſind ebenfalls verſchieden; der virginiſche gleicht indeſſen dem unſern ziemlich, mit Ausnahme der Haarfarbe, die mit dunkelm Purpurroth gemiſcht iſt; aber der rothe amerikaniſche Maulwurf iſt ein anderes Thier. In der gemeinen Art unſerer Maulwürfe gibt es nur zwei bis drei Spielarten; man findet mehr oder minder braune und mehr oder minder ſchwarze; wir haben ganz weiße geſehen, und Seba erwähnt und liefert die Abbildung eines ſchwarz und weiß gefleckten Maulwurfs, der ſich in Oſtfriesland findet und etwas dicker als der gewöhnliche Maulwurf iſt.

* Pontoppidan verſichert, daß in Norwegen ſich der Maulwurf nur in dem öſtlichen Theile des Landes vorfindet, und daß der übrige Theil

dieſes Königreiches der Art mit Felſen angefüllt iſt, daß er ſich dort nicht niederlaſſen kann.

Seit der Herausgabe des Bandes von meinem Werke, worin ich die Beſchreibung des Maulwurfs geliefert, iſt eine ſehr gute Abhandlung von H. de La Faille über die Naturgeſchichte dieſes Thieres, gedruckt 1769, erſchienen, aus welcher ich hier einen Auszug mittheilen zu müſſen glaube, weil dieſe Abhandlung mehrere neue Beobachtungen und einige mir nicht bekannte Thatſachen enthält.

Nach H. de La Faille kann man in Europa 5 verſchiedene Maulwürfe unterſcheiden:

1) Der aus unſern Gärten, deſſen Haar fein und ſehr ſchön ſchwarz iſt.

2) Der weiße Maulwurf, der ſich von dem gemeinen ſchwarzen nur durch die Farbe unterſcheidet. Er iſt in Holland gemeiner als in Frankreich und findet ſich noch häufiger in den nördlichen Gegenden.

3) Der falbe Maulwurf, der nach ihm ſich wohl nur in Aunis findet und ein helles fuchsrothes Haar durchaus ohne Flecken und Miſchung hat. Es ſcheint dies eine Abſtufung in der Art des weißen Maulwurfes zu ſein; nur iſt er etwas dicker; aber H. de La Faille hat blos ein einziges Individuum geſehen, das bei La Rochelle auf demſelben Boden wie der weiße Maulwurf gefangen worden war.

4) Der grünlich gelbe oder zitronfarbige Maulwurf, der ſich auf dem Gebiete von Alais in Languedoc findet. Er hat eine ſchöne Zitronenfarbe, und man behauptet, daß dieſe Farbe einzig von der Eigenſchaft der Erde, die er bewohnt, herrührt. Dieſer zitronfarbige Maulwurf findet ſich zwiſchen dem Flecken Aulas und den Weilern, die man **Les Carrières** oder die Steinbrüche nennt, in dem Sprengel Alais.

5) Der gefleckte oder bunte Maulwurf, den man in mehreren Gegenden Europas findet. Die oſtfrieſiſchen haben den ganzen Leib mit weißen und ſchwarzen Flecken überſät; in der Schweiz, in England und in Aunis haben ſie ein mit Falb untermengtes ſchwarzes Haar.

Unabhängig von dieſen fünf Abarten von Maulwürfen, die ſich in Europa finden, reden die Reiſenden von einem Maulwurf von der Inſel Java, deſſen vier Füße ſo wie die Hälfte der Beine weiß ſind; die virginiſchen in Amerika haben ein ſchwärzliches und glänzendes mit Dunkelpurpur gemiſchtes Haar. All dieſe Maulwürfe ſcheinen nur einfache Spielarten von der Art des gemeinen Maulwurfs zu ſein, da ſie ſich blos in den Farben von ihm unterſcheiden; aber es gibt andere, die getrennte Arten zu bilden ſcheinen, da ſie von dem gemeinen Maulwurf nicht allein durch die Farben, ſondern auch die Form des Körpers und der Glieder ſich unterſcheiden.

Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung.*)

Wir geben hier die Beſchreibung eines Maulwurfs, der ſich am Vorgebirge der guten Hoffnung findet und deſſen ausgeſtopfte Haut uns von H. Sonnerat, Korrespondenten des Kabinets, mitgetheilt worden iſt. Dieſer Maulwurf gleicht dem gemeinen ziemlich in der Geſtalt des Körpers, in den Augen, die ſehr klein ſind, in den Ohren, die nicht hervortreten, und in dem Schwanze, den man unter dem Haare ſuchen muß und der beinahe dieſelbe Länge hat wie der Schwanz unſeres Maulwurfs; er unterſcheidet ſich aber von ihm in dem Kopfe, der bei ihm dicker iſt, und in der Schnauze, welche der des Meerſchweinchens gleicht. Die Vorderfüße ſind ebenfalls verſchieden; das Haar iſt nicht ſchwarz, ſondern dunkelbraun, mit etwas Falb am Ende jedes Haars; den Schwanz bedecken große, weißlich gelbe Haare, und im Allgemeinen iſt das Haar dieſes Maulwurfs vom Vorgebirge länger als das des europäiſchen. Demnach kann man aus all dieſen Unterſchieden folgern, daß es eine beſondere Art iſt und ſie, obwohl der Maulwurfsart naheſtehend, nicht als eine einfache Spielart betrachtet werden kann.

* Seit der Herausgabe des obigen Artikels habe ich von H. Allamand eine genauere Beſchreibung dieſes Maulwurfs vom Vorgebirge nebſt einer vom lebenden Thiere entnommenen Abbildung erhalten, die ich hier mittheilen zu müſſen glaube. Folgendes hat dieſer geſchickte Naturforſcher dieſes Jahr 1781 über dieſes Thier bekannt gemacht, das ich nur nach den HH. Sonnerat und de La Faille anzeigen konnte:

„H. de Buffon hat eine Abbildung dieſes Maulwurfs geliefert, die nach einer, von H. Sonnerat ihm mitgetheilten ausgeſtopften Haut gefertigt iſt, und es war ihm nicht möglich eine beſſere zu liefern, weil ein ſolches Thier nicht lebend nach Europa gebracht werden kann; dieſe Abbildung aber ſtellt ihr Urbild ſo unvollkommen dar, daß ich nicht angeſtanden, eine beſſere zu liefern. H. Gordon hat mir die Zeichnung davon geſchickt.“

„Dieſer Maulwurf gleicht dem gemeinen Maulwurf in ſeinen Gewohnheiten und in ſeiner Körpergeſtalt, unterſcheidet ſich aber auch von ihm in ſo weſentlichen Theilen, daß H. Buffon mit Grund ſagen konnte, es ſei eine beſondere Art, die nicht als eine einfache Spielart könne betrachtet werden. Seine Länge beträgt ſieben Zoll und ſein Haar iſt dunkelbraun und wird auf dem Kopfe noch dunkler und faſt ſchwarz; nach den Seiten hin und unter dem Bauche iſt es aſchgrau oder bläulich.“

„Der Kopf dieſes Maulwurfs iſt faſt ſo hoch wie lang und endet in

*) Er bildet mit dem großen afrikaniſchen Maulwurfe Illiger's Gattung: Bathyergus.

eine platte und nicht, wie die unſerer Maulwürfe, geſtreckte Schnauze; indeſſen hat er dieſes mit den letztern gemein; ſeine Schnauze gleicht einer Art fleiſchfarbigen Rüſſels, worin man die Oeffnungen der Naslöcher wie beim Schweine ſieht, der aber nicht über die Zähne vortritt. Das Maul iſt mit einem vier bis fünf Linien breiten, weißen Streifen umgeben, der unter der Schnauze hergeht; einige lange Haare ſtehen aus ihm hervor und bilden eine Art Schnauzbart. In jedem Kiefer hat er zwei ſehr lange Schneidezähne, die ſelbſt bei geſchloſſenem Maul erſcheinen, die obern ſind vier, die untern mehr als ſechs Linien lang. Seine Augen ſind äußerſt klein und liegen faſt in gleicher Entfernung von der Schnauze und den Ohren; ſie nehmen die Mitte eines ſie umgebenden eirunden weißen Fleckens ein; dadurch hat man nicht, wie bei unſern Maulwürfen, Mühe ſie zu finden. Seine Ohren haben keine auswendig erſcheinende Muſchel; alles was man äußerlich davon ſieht, beſteht in dem Munde des Gehörganges, der ziemlich groß iſt und deſſen Rand etwas vorſpringt. Dieſe Oeffnung liegt ebenfalls in der Mitte eines weißen Fleckens. Endlich gibt es einen dritten Flecken von derſelben Farbe oben auf dem Kopfe; und dieſer verſchiedenen Flecken wegen nennt man ihn am Vorgebirge Bleßmoll oder gefleckter Maulwurf. Seine Füße haben alle fünf Zehen, die mit ſehr ſtarken Nägeln bewaffnet ſind; obenüber haben ſie keins, unterher jedoch ziemlich lange Haare; die Vorderfüße ſind wie die Hinterfüße gebildet und haben keine Aehnlichkeit mit denen der europäiſchen Maulwürfe, die weit größer als die Hinterfüße ſind und deren Geſtalt der einer Hand mit rückwärts gekehrter Fläche ähnelt."

„Sein nicht über 7 bis 8 Linien langer Schwanz iſt mit langen Haaren von derſelben Farbe, wie an den Seiten, bedeckt."

„Dieſe Maulwürfe gleichen ferner den unſrigen in ihren Gewohnheiten; ſie leben unter der Erde; hier graben ſie Gänge und fügen den Gärten viel Schaden zu. H. Gordon hat weit tiefer im Innern des Landes eine viel kleinere und ſtahlfarbige Art geſehen; auch gibt er ihren Namen an; im Uebrigen war ſie der eben beſchriebenen ganz ähnlich. Was wir darüber geſagt haben, iſt ein neuer Beweis von der geringen Aufmerkſamkeit, welche Kolbe auf das, was er geſehen, gewendet hat. Indem er über den Maulwurf vom Vorgebirge redet, drückt er ſich folgender Maßen aus."

„Es gibt am Vorgebirge Maulwürfe und zwar in ſehr großer Menge, die in jeder Beziehung denen gleichen, die wir in Europa haben; ich brauche daher über dieſen Gegenſtand nichts zu ſagen."

„Er hätte ſich alſo die Mühe ſparen können, einen Aufſatz darüber zu machen, worin nur von einem Netze die Rede iſt, das man ihnen ſpannt, indem man durch ihn eine Kordel anziehen läßt, durch welche ein Gewehrſchuß, der ihn tödtet, losgeht; und ich zweifle ſogar noch, daß man ſich die Mühe gibt, ſo viele Vorbereitungen für ein ſo kleines Thier, wie dieſer Maulwurf iſt, zu treffen; das Netz ſcheint vielmehr für einen andern Maulwurf geſpannt zu werden, von dem im folgenden Aufſatze die Rede ſein wird, von dem aber Kolbe nur den Namen wird gekannt haben. Indeſſen würde es gefährlich ſein, dieſe Thiere mit der Hand zu fangen; ſie ſind boshaft und beißen ſehr ſtark.“

„H. de Büffon hat in dem anziehenden Aufſatze, den er über den gemeinen Maulwurf geliefert, bemerkt, daß die Natur, um ihn für den Geſichtsſinn, deſſen er faſt beraubt iſt, zu entſchädigen, ihn reichlich mit den Werkzeugen ausgeſtattet hat, die zur Zeugung dienen. Der Maulwurf vom Vorgebirge hätte dieſelbe Entſchädigung nöthig; ich weiß aber nicht, ob die Natur in Hinſicht auf ihn ſo freigebig geweſen.“

„In dem Tagebuch einer auf Befehl der Regierung vom Vorgebirge unternommenen Reiſe heißt es in einer Anmerkung des Herausgebers, dieſer Maulwurf gleiche mehr dem Hamſter als irgend einem andern europäiſchen Thiere. Ich begreife nicht, wo der Verfaſſer dieſer Anmerkung die Aehnlichkeit findet. Vergleicht man die Abbildung dieſes Maulwurfs mit der des Hamſters, ſo zweifle ich, daß man irgend eine Beziehung zwiſchen ihnen findet.“

Penſylvaniſcher Maulwurf.

„Es gibt,“ ſagt H. Kalm, „in Penſylvanien eine Maulwurfsart, die ſich hauptſächlich von Wurzeln ernährt. Dieſes Thier gräbt ſich in den Feldern kleine unterirdiſche Wege, die in Seitengänge und Krümmungen fortlaufen. Es hat im Verhältniſſe zu ſeiner Größe mehr Kraft und Steifheit in ſeinen Pfoten, als viele andere Thiere. Um die Erde auszuhöhlen, bedient es ſich ſeiner Füße wie kleiner Ruder.“ H. Kalm that einen in ſein Schnupftuch; er entdeckte, daß er in weniger als einer Minute eine Menge kleiner Löcher hineingemacht hatte, die ausſahen, als wären ſie mit einem kleinen Pfriem geſtochen worden. Er war ſehr boshaft, und ſobald man ihm etwas hinlegte, oder er etwas auf ſeinem Wege fand, ſo biß er ſogleich große Löcher hinein. Ich hielt ihm, ſagt H. Kalm, mein ſtählernes Schreibzeug hin; er fing zuerſt an, danach zu beißen; aber er wurde bald durch die Härte des Metalls abgeſchreckt und wollte nun nach keiner Sache mehr beißen, die man ihm hinhielt. Dieſes Thier erhebt die Erde nicht kuppelförmig, wie die europäiſchen Maulwürfe; es macht ſich bloß kleine Gänge unter der Erde.“

Dieſe Angaben ſind nicht hinreichend, um eine Kenntniß von dieſem Thiere zu geben, noch ſelbſt um zu entſcheiden, ob es wirklich zur Gattung der Maulwürfe gehört.

Rother amerikaniſcher Maulwurf.

Die erſte Art iſt der amerikaniſche Maulwurf, der ein mit hellem Aſchgrau gemiſchtes fuchsrothes Haar hat, und deſſen Füße nicht wie die des europäiſchen Maulwurfs gleichförmig ſind, da er an den Vorderfüßen nur drei und an den Hinterfüßen vier Zehen hat und die letztern beinahe gleich, die der Vorderfüße dagegen ſehr ungleich ſind und die äußere Zehe weit länger als die beiden andern und mit einem ſtärkern und gebogenen Nagel bewaffnet iſt; die zweite Zehe iſt kleiner und noch weit kleiner die dritte. Ich habe in dieſem Bezuge geſagt, dieſer vorgebliche Maulwurf ſei ein anderes Thier als unſer europäiſcher, und ich glaube bei dieſer Meinung bleiben zu müſſen, bis er beſſer beobachtet und umſtändlicher beſchrieben worden iſt.

Der große afrikaniſche Maulwurf.

Eine zweite Art iſt der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung, deſſen wir oben erwähnt haben. Dieſe afrikaniſchen Maulwürfe ſind nach dem H. Abbé de La Faille, größer als die europäiſchen und in den Ländern des Vorgebirges ſo zahlreich, daß ſie dort Löcher und Erhöhungen in ſolcher Menge machen, daß man nicht hindurch reiten kann, ohne daß man bei jedem Schritte Gefahr läuft, zu ſtolpern.

Der kanadiſche Maulwurf.

Eine dritte Art iſt die, welche H. de La Faille am Schluſſe ſeiner Abhandlung hat ſtechen laſſen und von der wir hier die Abbildung mittheilen; H. de La Faille ſagt, er finde ſich in Kanada und ſei von keinem Schriftſteller angeführt worden. Folgendes iſt die kurze Beſchreibung, die er davon gibt:

„Dieſes vierfüßige Thier hat mit dem gemeinen Maulwurf nur einige Theile gemein; in andern beſitzt es eine Eigenthümlichkeit, die es weit mehr der Klaſſe der Ratten nähert; es hat deren Geſtalt und Schnelligkeit; ſein drei Zoll langer Schwanz iſt knotig und faſt nackt, ebenſo die Füße, die je fünf Zehen haben; ſie ſind durch kleine, braune und weiße Schuppen geſchützt, die nur den obern Theil bedecken. Dieſes Thier iſt mehr von der Erde erhoben und weniger kriechend als der europäiſche Maulwurf; es hat einen ſchmächtigen und mit ſchwarzem rauhen, nicht ſo ſeidenhaften und längerm Haar bedeckten Körper; auch ſind die Haare nicht ſo ſtark

und zarter. Die Augen ſind unter dem Haar verborgen. Die Schnauze iſt durch einen ihm eigenthümlichen Bart erhöht und nicht ſpitz, noch am Ende mit einem zum Aufwühlen der Erde geeigneten Knorpel verſehen, ſondern mit fleiſchigen und ſehr zarten Sehnen bekränzt, die wie eben ſo viele Stachel ausſehen; dieſe Spitzen alle ſind mit einer ſchönen Roſenfarbe ſchattirt, und ſpielen nach Belieben des Thieres, ſo daß ſie ſich nähern und vereinigen, bis ſie nur einen ſpitzigen und ſehr zarten Körper bilden; zuweilen öffnen ſich auch dieſe ſtachlichen Muskeln und gehen auf wie ein Blumenkelch; ſie verhüllen und umſchließen den Naſengang, dem ſie zum Schutze dienen. Es würde ſchwer ſein, zu entſcheiden, zu welchem andern Gebrauch, als um die Erde aufzuwühlen, dieſes Thier einen ſo außerordentlichen Körpertheil dienen laſſe."

„Dieſer Maulwurf findet ſich in Kanada, wo er indeſſen nicht ſehr gemein iſt. Genöthigt, den größten Theil ſeines Lebens unter dem Schnee zuzubringen, gewöhnt er ſich wahrſcheinlich an ein zurückgezogenes Leben und geht, ſelbſt bei ſchönem Wetter, ſehr ſelten aus ſeiner Höhle. Er arbeitet wie unſere Maulwürfe, nur langſamer; auch ſind ſeine Maulwurfsgruben nicht ſehr zahlreich und ziemlich klein."

H. de La Faille bewahrt in ſeinem Kabinet das Thier auf, deſſen Abbildung er hat ſtechen laſſen, und man verdankt in der That ihm die Bekanntſchaft mit dieſem ſonderbare Thiere.

Der große Maulwurf vom Vorgebirge. *)

Zu all dieſen neuen Maulwurfsarten wollen wir noch diejenige hinzufügen, deren Beſchreibung und Abbildung uns die HH. Gordon und Allamand unter der Benennung des großen Maulwurfs vom Vorgebirge oder des Dünenmaulwurfs geben und die wirklich in Vergleich mit allen andern ſo groß und ſo dick iſt, daß man nicht nöthig hat, ihr einen andern Namen als den des großen Maulwurfs zu geben, um ſeine Art zu unterſcheiden und leicht zu erkennen.

„Das Thier", ſagt H. Allamand, „welches auf der 3. Tafel abgebildet iſt, war bisheran allen Naturforſchern unbekannt und wäre wahrſcheinlich noch lange unbekannt geblieben, ohne die ſtets thätige Sorgfalt des Herrn Hauptmannes Gordon, der keine Gelegenheit verſäumt, die Naturgeſchichte zu bereichern. Ich nenne dieſes Thier, mit den Bewohnern des Vorgebirges, den Dünenmaulwurf, und zwar etwas ungern; ich liebe dieſe zuſammengeſetzten Namen nicht; und außerdem paßt dieſer Name Maulwurf noch weniger auf daſſelbe, als auf den Maulwurf vom Vorgebirge, den ich hier oben beſchrieben habe. Ich hätte gewünſcht,

*) Dieſe Art ſcheint dieſelbe zu ſein, wie der große afrikaniſche Maulwurf.

ihm den Namen geben zu können, mit welchem die Hottentotten es bezeichnen; er iſt aber ſelbſt zuſammengeſetzt und ſehr hart für das Gehör; er heißt: kauw howba, was Flußpferds-Maulwurf bezeichnet; Die Hottentotten nennen es ſo wegen ich weiß nicht welcher Aehnlichkeit, die ſie zwiſchen ihm und dieſem großen Thiere finden; vielleicht muß man ſie in ſeinen durch ihre Länge ſehr merkwürdigen Schneidezähnen ſuchen. Wie es damit auch bewandt ſei, wenn es in einigen Hinſichten vom Maulwurf abweicht, ſo hat es auch verſchiedene Verwandtſchaften mit ihm, und es gibt kein anderes Thier, deſſen Namen beſſer auf dasſelbe paſſe."

„Dieſe Maulwürfe bewohnen die Dünen in der Umgegend des Vorgebirges der guten Hoffnung und am Meere; im Innern des Landes findet man keine. Dieſer, deſſen Abbildung man hier ſieht, war ein Männchen, deſſen Länge, von der Schnauze bis zum Schwanze, wenn man der Krümmung des Körpers folgt, einen Fuß betrug; ſein Umfang betrug, hinter den Vorderbeinen genommen, zehn Zoll, und vor den Hinterbeinen, neun. Der obere Theil ſeines Körpers war weißlich, mit einem leichten Anſtrich von Gelb, das ſich über den Seiten und unter dem Bauche in Grau veränderte."

„Sein Kopf war nicht rund, wie der des Maulwurfs vom Vorgebirge und endigte ſich in eine fleiſchfarbige, platte, dem Rüſſel eines Schweines ziemlich ähnliche Schnauze; ſeine Augen waren ſehr klein und ſeine Ohren nur durch die Oeffnung des Gehörganges bezeichnet, die ſich in der Mitte eines Fleckens befand, der weißer als der übrige Körper war. In jedem Kiefer hatte er zwei Schneidezähne, die ſich zeigten, obſchon das Maul geſchloſſen war; die untern waren ſehr lang, die obern weit kürzer. Auf den erſten Blick ſchienen es vier zu ſein; ſie waren ſehr breit und jeder hatte vorn eine tiefe Furche, die ihn in zwei Hälften theilt und ihn gedoppelt erſcheinen läßt; hinten aber waren ſie vollkommen glatt. Backenzähne hatte er acht in jedem Kiefer, im Ganzen alſo, mit den Schneidezähnen, zwei und zwanzig Zähne. Die untern traten etwas über die obern vor; das Sonderbarſte jedoch, was ſich an ihnen zeigte, war, daß ſie beweglich waren und das Thier ſie beliebig trennen und vereinigen konnte, eine Fähigkeit, die bei keinem mir bekannten vierfüßigen Thiere vorkommt."

„Sein Schwanz war platt und zwei Zoll, ſechs Linien lang und mit langen Haaren bedeckt, die eben ſo wie jene, welche ſeinen Schnauzbart bildeten, und wie die unter ſeinen Pfoten, ſteif wie Schweinsborſten waren."

„An jedem Fuße waren fünf mit ſehr langen und weißlichen Nägeln bewaffnete Zehen."

„Man ſieht aus dieſer Beſchreibung, daß, wenn dieſe Thiere die andern Maulwürfe an Größe und Dicke weit übertreffen, ſie ihnen dennoch in Augen und Ohren gleichen; aber das iſt nicht Alles, ſie leben wie jene unter der Erde, ſie legen dort tiefe Löcher und lange Verbindungsgänge an; ſie werfen die Erde auf, wie unſere Maulwürfe, indem ſie dieſelbe in ſehr dicken Haufen aufſtapeln; dieſes macht, daß es gefährlich iſt, in den Gegenden, wo ſie ſind, zu reiten; oft geſchieht es, daß die Beine der Pferde bis an die Knie in dieſe Löcher hineinſinken.“

„Dieſe Maulwürfe müſſen ſich ſehr vermehren; denn ſie ſind gar zahlreich. Sie leben von Pflanzen und Zwiebeln und verurſachen demnach in den Gärten, die nahe an den Dünen liegen, großen Schaden. Man ißt ihr Fleiſch, und man ſagt, es ſei ſehr gut.“

„Sie laufen nicht ſchnell, und im Gehen wenden ſie ihre Füße einwärts, wie die Papageien; mit großer Behendigkeit aber höhlen ſie die Erde aus. Ihr Rumpf berührt immer den Boden, auf dem ſie ſich befinden. Sie ſind boshaft, ſie beißen ſehr ſtark, und es iſt gefährlich, ſie zu reizen.“

Der Haſelſchläfer.

Der Haſelſchläfer iſt unter allen Ratten am wenigſten häßlich; ſeine Augen glänzen, ſein Schwanz iſt buſchig und ſein Haar hat eine ausgezeichnete Farbe; er iſt mehr blond als fuchsroth; er wohnt nie in den Häuſern, ſelten in den Gärten und findet ſich wie der Siebenſchläfer öfter in den Waldungen, wo er ſich in die alten hohlen Bäume zurückzieht. Seine Art iſt bei weitem nicht ſo zahlreich wie die des Gartenſchläfers; den Haſelſchläfer findet man faſt immer allein in ſeinem Loche, und wir haben uns nur mit Mühe einige verſchaffen können. Er ſcheint indeß in Italien ziemlich gemein zu ſein und ſich ſelbſt in den Ländern des Nordens zu finden, da H. Linné ihn in die Liſte aufgenommen, die er von den Thieren in Schweden verfaßt hat; und zu gleicher Zeit ſcheint er in England ſich nicht zu finden; denn H. Ray, der ihn in Italien ſah, ſagt, die kleine Schläferratte, die ſich in England finde, ſei nicht wie dieſe italiſche auf dem Rücken fuchsroth und könne wohl zu einer andern Art gehören. In Frankreich iſt er eben ſo wie in Italien, und wir haben gefunden, daß Aldrovande ihn gut angegeben hatte; doch fügt dieſer Schriftſteller hinzu, es gebe in Italien zwei Arten, die eine ſeltenere, deren Thier einen Biſamgeruch habe, und die andere gemeinere, deren Thier keinen Geruch habe; und man nenne ſie beide zu Bologna Siebenſchläfer wegen ihrer Aehnlichkeit ſowohl der Geſtalt als Größe nach. Wir kennen nur die eine dieſer Arten, nämlich die zweite; denn

unſer Siebenſchläfer hat keinen, weder einen guten noch einen üblen Geruch. Bei ihm fehlen, wie beim Gartenſchläfer die Fettblätter, welche beim Siebenſchläfer die Eingeweide umgeben; auch wird er nicht ſo fett und iſt, obſchon er keinen üblen Geruch hat, nicht gut zu eſſen.

Der Haſelſchläfer erſtarrt durch die Kälte und kugelt ſich wie der Sieben- und der Gartenſchläfer; wie ſie, belebt er ſich wieder in den milden Tagen, und ſammelt ſich auch einen Vorrath von Haſelnüſſen und andern trockenen Früchten. Sein Neſt baut er auf den Bäumen, wie das Eichhörnchen; gewöhnlich aber legt er es tiefer an, zwiſchen den Zweigen einer Haſelſtaude, in einem Buſchwerk u. ſ. w. Das Neſt iſt aus durchſchlungenem Graſe gemacht; es hat ungefähr 6 Zoll im Durchmeſſer und iſt nur von oben offen. Viele Landleute haben mir verſichert, daß ſie ſolche Neſter in niedern Schlägen und Hecken gefunden hätten, daß ſie mit Laub und Moos umgeben wären, und daß es in jedem Neſte drei bis vier Junge gäbe. Sobald ſie erwachſen ſind, verlaſſen ſie das Neſt und ſuchen ſich in der Höhlung oder unter dem Stamme alter Bäume niederzulaſſen; und hier ruhen ſie, hier legen ſie ihren Vorrath an und hier erſtarren ſie.

Wanderratze (Sürmülot). *)

Wir geben den Namen Sürmülot (Wanderratze) einer neuen Art von Feldmäuſen, die erſt ſeit einigen Jahren bekannt iſt. Kein Naturforſcher hat von dieſem Thiere geſprochen, mit Ausnahme des H. Briſſon, der, es unter die Gattung der Ratten aufnehmend, es Waldratte genannt hat. Da es aber von der Ratte eben ſo verſchieden iſt, wie die Feldmaus oder die Maus, die ihre eigenen Namen haben, ſo muß es ebenfalls einen beſondern Namen haben, Sürmülot (Wanderratze), gleichſam große, dicke Feldmaus (Mülot), der es wirklich in der Farbe und den natürlichen Eigenſchaften mehr als der Ratte gleicht. Die Wanderratze iſt ſtärker und boshafter als die Ratte; ihr Haar iſt fuchsroth, ihr Schwanz äußerſt lang und unbehaart, der Rückgrat wie der des Eichhörnchens gebogen und der Rumpf weit dicker; ſie hat einen Bart wie die Katze. Erſt ſeit ungefähr dreißig Jahren hat ſich dieſe Art in der Umgegend von Paris verbreitet. Man weiß nicht, woher dieſe Thiere gekommen ſind; aber ſie haben ſich zum Erſtaunen vermehrt; und man wird ſich darüber nicht verwundern, wenn man hört, daß ſie gewöhnlich 12 bis 15, oft 16, 17, 18 und ſelbſt bis 19 Junge hervorbringen. Die Gegenden, wo

*) Wir haben geglaubt, in der Ueberſetzung den deutſchen Namen Wanderratze beibehalten zu dürfen, da er ebenſo gut wie Sürmülot, ſchon dem Wortlaute nach, eine von der der Ratte, der Feldmaus (mulot) und der Maus (souris) verſchiedene Art bezeichnen kann. (Anm. d. Ueberſ.)

ſie zuerſt erſchienen ſind und wo ſie ſich bald durch ihre Verwüſtungen bemerklich gemacht haben, ſind Chantilly, Marly=la=Ville und Verſailles. H. Le Roy, Inſpektor des Parks, hat die Güte gehabt, uns eine große Menge lebender und todter zu ſchicken; er hat uns ſelbſt die Bemerkungen mitgetheilt, die er an einer neuen Art gemacht hat. Die Männchen ſind größer, kühner und bösartiger als die Weibchen; wenn man ſie verfolgt und fangen will, ſo wenden ſie ſich um und beißen in den Stock oder die Hand, die ſie ſchlägt; ihr Biß iſt nicht allein grauſam, ſondern gefährlich; es folgt ihm gleich eine ziemlich bedeutende Geſchwulſt, und es dauert lange, eh' die, obgleich kleine Wunde, ſich ſchließt. Sie zeugen jährlich dreimal; mithin bringen zwei Einzelthiere dieſer Art zum allerwenigſten drei Dutzend in einem Jahre hervor. Die Mütter bereiten ihren Jungen ein Bett. Da ſich unter der Zahl derer, die man uns lebend geſchickt hatte, und die wir in Käfichten aufbewahrten, einige trächtige befanden, ſo ſahen wir die Weibchen 2 bis 3 Tage, bevor ſie warfen, an dem Brett des Käfichtes nagen, eine Menge kleiner Späne daraus machen, ſie ordnen, ausbreiten und ſodann ihren Jungen als Bett dienen laſſen.

Die Wanderratzen haben einige natürliche Eigenſchaften, die ſie den Waſſerratten zu nähern ſcheinen; obwohl ſie ſich überall niederlaſſen, ſo ſcheinen ſie doch den Rand der Gewäſſer vorzuziehen. Die Hunde machen auf ſie Jagd wie auf die Waſſerratten, d. h. mit einer Begierde, die an Wuth gränzt. Sehen ſie ſich verfolgt und haben ſie freie Wahl ſich bei gleicher Entfernung ins Waſſer zu werfen, oder in ein Dorngebüſch zu verkriechen, ſo wählen ſie das Waſſer, gehen furchtlos hinein und ſchwimmen mit einer wundervollen Leichtigkeit. Das geſchieht beſonders, wenn ſie ihre Erdlöcher nicht wiedergewinnen können; denn ſie graben ſich, wie die Feldmäuſe, Wohnungen unter der Erde, oder laſſen ſich auch wohl in denen der Kaninchen nieder. Mit den Frettchen kann man die Wanderratzen in ihren Löchern fangen; ſie verfolgen ſie wie die Kaninchen und ſcheinen ſie ſelbſt mit größerm Eifer zu ſuchen.

Dieſe Thiere bringen den Sommer auf dem Felde zu; und ob ſie gleich ſich hauptſächlich von Obſt und Getraide ernähren, ſind ſie nichts deſto weniger auch ſehr fleiſchgierig; ſie freſſen die jungen Kaninchen, jungen Rebhühner und junges Geflügel, und kommen ſie in einen Hühnerſtall, ſo verfahren ſie wie der Iltiß, ſie würgen weit mehr, als ſie freſſen können. Gegen den November verlaſſen die Mütter, die kleinen und alle jungen Wanderratzen das Feld und wandern truppweiſe in die Scheunen, wo ſie eine endloſe Verwüſtung anrichten; ſie zerhacken das Stroh, verzehren viel Getraide und ſtecken Alles mit ihrem Unrath an. Die alten Männchen bleiben auf dem Felde; jedes von ihnen wohnt allein in ſeinem

Loch; ſie ſammeln darin, wie die Feldmäuſe, während des Sommers Vorräthe von Eicheln, Bucheln u. ſ. w.; ſie füllen es bis zum Rande an und bleiben ſelbſt in der Tiefe des Loches. Sie erſtarren darin nicht wie die Siebenſchläfer; ſie kommen im Winter, beſonders an den ſchönen Tagen, heraus. Jene, die in den Scheunen leben, vertreiben daraus die Mäuſe und Ratten, man hat ſelbſt bemerkt, daß, ſeit die Wanderratzen ſich in der Umgegend von Paris ſo ſehr vermehrt haben, die Ratten daſelbſt bei Weitem nicht mehr ſo gewöhnlich ſind, wie ſonſt.

Das Murmelthier.

Unter allen neuern Schriftſtellern, die über die Naturgeſchichte geſchrieben, hat, was die Einzelheiten anbelangt, Gesner die Wiſſenſchaft am meiſten gefördert; er verband mit einer großen Gelehrſamkeit einen geraden Verſtand und geſunde Anſichten: Aldrovande iſt faſt nur ſein Ausleger, und die Naturforſcher von geringerm Range ſind nichts als ſeine Abſchreiber. Wir werden nicht anſtehen, ihm in Betreff der Murmelthiere Angaben zu entlehnen, da ſie Thiere ſeiner Heimath ſind, *) die er beſſer kannte als wir, obſchon wir, wie er, einige in unſerer Wohnung unterhalten haben. Was wir beobachtet haben, kommt mit dem überein, was er davon ſagt, und ſo zweifeln wir nicht, daß dasjenige, was er außerdem bemerkt hat, gleicher Weiſe wahr ſei.

Jung eingefangen, läßt ſich das Murmelthier mehr als irgend ein anders wildes Thier und faſt eben ſo ſehr als unſere Hausthiere, zähmen; leicht lernt es einen Stock ergreifen, Gebärden machen, tanzen, in allem der Stimme ſeines Herrn gehorchen. Wie die Katze hat es eine natürliche Abneigung gegen den Hund; wird es erſt im Hauſe vertraut und glaubt es ſich von ſeinem Herrn unterſtützt, ſo greift es in ſeiner Gegenwart die furchtbarſten Hunde an und beißt ſie. Obſchon nicht völlig ſo groß, wie ein Haſe, iſt es weit unterſetzter und verpaart mit vieler Gewandtheit viele Kraft. Seine vier Vorderzähne ſind lang und ſtark genug, um grauſam zu verwunden; indeß greift es einzig die Hunde an und thut niemanden etwas zu Leide, wofern man es nicht reizt. Gibt man nicht Acht darauf, ſo nagt es an den Geräthen und Zeugen und durchbohrt ſelbſt die bretternen Wände, wenn es eingeſchloſſen iſt. Da ſeine Hüften ſehr kurz und ſeine Zehen beinahe wie die des Bären gebildet ſind, ſo hält es ſich oft ſitzend und geht, wie er, mit Leichtigkeit auf ſeinen Hinterfüßen; es führt nach ſeinem Maule, was es mit den Vorderfüßen ergreift, und frißt aufrecht, wie das Eichhörnchen; es läuft ziemlich ſchnell

*) Gesner war ein Schweizer und iſt einer der Männer, die ſeinem Volke am meiſten Ehre machen.

bergan, ziemlich langſam aber auf ebenem Boden; es klettert auf die Bäume, ſteigt hinauf zwiſchen 2 Fels= oder benachbarten Mauerwänden; und von den Murmelthieren, ſagt man, haben die Savoyarden klettern gelernt, um die Schornſteine zu fegen. Sie freſſen von Allem, was man ihnen gibt, Fleiſch, Brod, Obſt, Früchte, Wurzeln, Küchenkräuter, Kohl, Käfer, Heuſchrecken u. ſ. w.; begieriger aber ſind ſie nach Milch und Butter als nach jeder andern Nahrung. Obwohl minder diebiſch als die Katze, ſuchen ſie doch in die Oerter zu kommen, wo man die Milch eingeſchloſſen hält, und ſie trinken ſie in großer Menge, murmelnd, d. h. indem ſie wie die Katze gewiſſermaßen ein Geknurr der Zufriedenheit von ſich geben. Uebrigens iſt die Milch die einzige Flüſſigkeit, die ihnen mundet; nur ſelten trinken ſie Waſſer, und Wein mögen ſie nicht.

Der Körperform nach ähnelt das Murmelthier etwas dem Bären und etwas der Ratte; gleichwohl iſt es nicht die Arktomys oder der Rattenbär der Alten, wie einige Schriftſteller, und unter andern Perrault, geglaubt haben. Es hat eine Naſe, Lefzen und eine Kopfform wie der Haſe, das Haar und die Nägel des Dachſes, die Zähne des Bibers, den Bart der Katze, die Augen des Siebenſchläfers, die Füße des Bären, einen kurzen Schwanz und geſtutzte Ohren. Die Farbe ſeines Haares auf dem Rücken iſt ein mehr oder minder dunkelbraunes Fuchsroth; dieſes Haar iſt ziemlich roth, das des Bauches aber iſt röthlich, ſanft und dicht. Es hat die Stimme und das Gemurmel eines kleinen Hundes, wenn es ſpielt, oder wenn man es ſtreichelt; reizt oder erſchreckt man es aber, ſo läßt es ein ſo gellendes und durchdringendes Pfeifen vernehmen, daß es die Trommelhaut angreift. Es liebt die Reinlichkeit und entfernt ſich, wie die Katze, um ſeine Bedürfniſſe zu verrichten; es hat aber, wie die Katze, beſonders im Sommer, einen ſtarken Geruch, der es ſehr unangenehm macht; im Herbſte iſt es ſehr fett. Außer einem beſonders großen Netze hat es, wie der Siebenſchläfer, zwei bedeutend dicke Fettblätter; indeſſen iſt es nicht an allen Theilen des Körpers gleich fett; Rücken und Nieren ſind mehr als der übrige Theil mit einem feſten und dichten, dem Fleiſch an den Rindseutern ziemlich ähnlichen Fett verſehen. Auch würde das Murmelthier ziemlich gut zu eſſen ſein, hätte es nicht etwas Geruch, den man nur durch ſehr ſtarke Gewürze verbergen kann.

Dieſes Thier, das die Gegend des Schnees und Eiſes, die man nur auf den höchſten Bergen antrifft, liebt, iſt gleichwohl mehr als irgend ein anderes der Erſtarrung durch die Kälte unterworfen. Gewöhnlich verbirgt es ſich am Ende des Septembers oder im Anfange des Oktobers in ſeine Wohnſtätte, um ſie nicht vor dem Anfange des Aprils zu verlaſſen.

Dieſe Wohnung iſt mit Vorſicht gebaut und mit Kunſt eingerichtet; vorerſt iſt ſie äußerſt geräumig, weniger breit als lang und ſehr tief; dadurch kann ſie von einem oder mehreren Murmelthieren bewohnt werden, ohne daß die Luft in ihr verderbe. Ihre Füße und Nägel ſcheinen geſchaffen, um die Erde zu durchwühlen und ſie graben wirklich darin mit einer wunderbaren Schnelligkeit. Den Schutt von den ausgehöhlten Theilen werfen ſie hinter ſich aus; es iſt kein Loch, kein gerader oder gewundener Laufgraben, es iſt ein Minengang, angelegt in der Form eines griechiſchen Υ, deſſen beide Arme je eine Oeffnung haben und beide in Sackgäßchen enden, welches der Aufenthaltsort iſt. Da das Ganze am Abhange des Berges angebracht iſt, ſo liegt nur das Sackgäßchen wagerecht; der untere Arm des griechiſchen Υ neigt ſich unterhalb des Sackgäßchens hinab, und in dieſem Theile, dem niedrigſten der Wohnung, machen ſie ihre Ausleerungen, deren Feuchtigkeit leicht hinausfließt; der obere Arm des griechiſchen Υ iſt auch etwas geneigt und höher als die übrige Wohnung; ſie dient zum Ein= und Ausgehen. Der Aufenthaltsort iſt mit Moos und Heu nicht allein beſtreut, ſondern recht dicht bekleidet; den Sommer hindurch ſammeln ſie einen großen Vorrath desſelben; man verſichert ſelbſt, dies geſchehe auf gemeinſame Koſten oder Mühe; die einen brächen die feinſten Grashalme ab, die andern läſen ſie auf und abwechſelnd dienten ſie als Fuhrwerk, um ſie nach der Wohnſtätte zu bringen; eins, ſagt man, legt ſich auf den Rücken, läßt ſich mit Heu beladen, ſteckt ſeine Pfoten in die Höhe, damit ſie als Wagenleitern dienen und läßt ſich dann von den andern fortſchleppen, die es beim Schwanze ziehen und zu gleicher Zeit Acht geben, daß das Fuhrwerk nicht umſchlägt. Von dieſer zu oft wiederholten Reibung, behauptet man, komme es her, daß bei faſt allen das Haar auf dem Rücken ſchäbig iſt. Davon könnte man indeſſen eine andere Urſache angeben; dieſes nämlich, daß ſie unter der Erde wohnen und ſich unabläßlich damit beſchäftigen, in ihr zu graben, reicht hin, um ihnen den Rücken kahl zu machen. Wie es ſich auch damit verhalte, ſicher iſt es, daß ſie zuſammen wohnen, und an ihrer Wohnung gemeinſam arbeiten; in ihr bringen ſie drei Viertel ihres Lebens zu, in ſie ziehen ſie ſich während des Gewitters, während des Regens, oder ſobald eine Gefahr ſie bedroht, zurück; ſie verlaſſen ſie ſelbſt nur an den ſchönſten Tagen und entfernen ſich gar nicht weit von ihr; eines ſteht auf einem erhöheten Felſen auf der Hut, während die andern auf dem Raſen ſpielen oder ſein Gras abbrechen, um Heu davon zu machen; und erblickt das, welches Schildwache ſteht, einen Menſchen, Adler, Hund u. dgl., ſo warnt es die andern durch ein Pfeifen und kehrt ſelbſt erſt am letzten in ſeine Wohnung zurück.

Sie ſammeln keine Vorräthe für den Winter; ſie ſcheinen zu errathen, daß ſie ihnen unnütz wären; ſobald ſie aber die erſten Zeichen der Ankunft der Jahreszeit verſpüren, in der ſie erſtarren ſollen, ſo arbeiten ſie daran, die beiden Pforten ihrer Behauſung zu ſchließen und vollbringen dies mit ſo viel Sorge und Feſtigkeit, daß man an jeder andern Stelle leichter als da, wo ſie gemauert haben, die Erde öffnen kann. Zu dieſer Zeit ſind ſie beſonders fett; manche wiegen an zwanzig Pfund, ſie ſind es noch ein Vierteljahr ſpäter; aber allmählich nimmt ihre Wohlbeleibtheit ab, und gegen das Ende des Winters ſind ſie mager. Eröffnet man die Zufluchtſtätte, ſo findet man ſie kugelförmig zuſammengerollt und ins Heu gehüllt; man bringt ſie ganz erſtarrt weg; man kann ſie ſogar tödten, ohne daß ſie es zu empfinden ſcheinen; die fetteſten wählt man zur Speiſe und die jüngſten zum Auferziehen. Eine ſtufenweiſe Erwärmung belebt ſie wie die Siebenſchläfer; und die, welche man bei ſich an warmen Plätzen ernährt, erſtarren nicht und ſind ſelbſt ſo munter wie ſonſt. Wir wiederholen nicht in Betreff der Erſtarrung des Murmelthiers, was wir in dem Aufſatze über den Siebenſchläfer geſagt haben: die Erkaltung des Blutes iſt die einzige Urſache derſelben; und man hatte vor uns bemerkt, daß in dieſem Betäubungszuſtande der Blutumlauf ſehr langſam wäre und eben ſo die Abſonderungen, und daß ihr Blut, weil durch keinen neuen Milchſaft erfriſcht, keinen wäſſerigen Stoff in ſich hätte. Uebrigens iſt es nicht ſicher, daß ſie 7 bis 8 Monate lang immer und beſtändig erſtarrt ſind, wie faſt alle Schriftſteller behaupten. Ihre Erdlöcher ſind tief; ſie wohnen darin in Menge; es muß ſich alſo in der erſten Zeit Wärme darin erhalten, und ſie können von dem Graſe freſſen, das ſie daſelbſt aufgehäuft haben. Herr Altmann ſagt ſelbſt in ſeiner Abhandlung über die Thiere der Schweiz, die Jäger ließen die Murmelthiere drei bis vier Wochen in ihrem Keller, ehe ſie ihre Ruhe ſtörten; ſie achteten wohl darauf, nicht bei mildem Wetter oder bei warmem Winde zu graben; ohne dieſe Vorſicht erwachten die Murmelthiere und grüben ſich tiefer hinein; öffnete man aber ihre Wohnſtätte zur Zeit der vollen Kälte, ſo fände man ſie der Art eingeſchlafen, daß man ſie leicht mit wegnähme. Man kann demnach ſagen, daß ſie in jeder Beziehung wie die Siebenſchläfer ſind, und wenn ſie länger erſtarrt bleiben, dies daher kömmt, weil ſie unter einem Himmelsſtriche wohnen, wo der Winter länger währt.

Dieſe Thiere zeugen jährlich nur einmal; die gewöhnlichen Würfe beſtehen nur aus 3 bis 4 Jungen; ſie wachſen ſchnell und ihre Lebensdauer erſtreckt ſich nur auf 9 bis 10 Jahre; auch iſt ihre Art weder zahlreich noch ausgebreitet. Die Griechen kannten es nicht, oder wenigſtens thun ſie

keine Erwähnung von ihm. Unter den Lateinern hat zuerſt Plinius es unter dem Namen mus alpinus, Alpenratte, angeführt; und in der That, obſchon es auf den Alpen mehrere Arten von Ratten gibt, keine iſt merkwürdiger als das Murmelthier, keine bewohnt gleich ihm die Gipfel der höchſten Gebirge; die andern halten ſich in den Thälern oder auch wohl auf dem Rücken der Hügel und erſten Berge, keine aber ſteigt ſo hoch wie das Murmelthier. Außerdem kommt ſie nie von den Höhen hernieder und ſcheint beſonders die Alpenkette zu lieben, wo ſie vorzugsweiſe vor der nördlichen oder weſtlichen die ſüdliche oder öſtliche Lage zu wählen ſcheint. Indeß finden ſich ihrer auch auf den Apenninen, Pyrenäen und den höchſten Gebirgen Deutſchlands. Der polniſche Bobak, dem H. Briſſon und nach ihm die HH. Arnault de Nobleville und Salerne den Namen Murmelthier gegeben haben, unterſcheidet ſich von dieſem Thiere nicht allein durch die Haarfarben, ſondern auch durch die Zehenzahl; denn er hat fünf Zehen an den Vorderfüßen; der Nagel der großen Zehe erſcheint außerhalb der Haut, und inwendig findet man die beiden Glieder dieſer fünften Zehe, die beim Murmelthiere ganz fehlt. So ſind der Bobak oder das polniſche Murmelthier, der Monax oder das kanadiſche, der Kavia oder das bahamiſche und der Kriket oder das ſtraßburgiſche, alle vier von dem Murmelthier der Alpen verſchiedene Arten.

Der Monax.

Wir theilen hier die Abbildung des Thieres mit, welches wir unter dem Namen Monax oder kanadiſches Murmelthier angeführt haben. Die Zeichnung iſt uns von Herrn Collinſon, jedoch ohne alle Beſchreibung, zugeſchickt worden. Dieſe Murmelthierart ſcheint mir von den andern Murmelthieren darin abzuweichen, daß ſie an den Vorderfüßen nur vier Zehen hat, während das Murmelthier der Alpen und der Bobak oder das polniſche Murmelthier ihrer 5 haben, wie an den Hinterfüßen. Auch findet einiger Unterſchied in der Form des Kopfes Statt, der bei weitem nicht ſo mit Haaren bedeckt iſt. Der Schwanz iſt beim Monax länger und nicht ſo dicht behaart wie bei unſerm Murmelthier, ſo daß man dieſes kanadiſche Thier mehr als eine Nachbarart denn als eine einfache Spielart des Murmelthiers der Alpen betrachten muß. Meiner Vermuthung nach kann man zu dieſer Art das Thier rechnen, von dem der Baron de La Hontan redet und das er Pfeifer nennt. Er ſagt, es finde ſich in den nördlichen Landſchaften Kanadas, es komme dem Haſen in der Dicke des Körpers nahe, ſei jedoch kürzer; ſeine Haut werde ſehr geſchätzt, und man ſuche das Thier nur dieſerhalb, da ſein Fleiſch nicht gut zu eſſen ſei. Er fügt hinzu, die Kanadier nennen dieſe Thiere

Pfeifer, weil ſie wirklich bei ſchönem Wetter am Eingang ihrer Höhlen pfiffen. Er ſagt, er ſelbſt habe zu verſchiedenenmalen dieſes Pfeifen gehört. Man weiß, daß unſere Murmelthiere der Alpen ebenfalls und in einem ſehr ſcharfen Tone pfeifen.

Murmelthiere von Kamtſchatka.

Die ruſſiſchen Reiſenden haben in den Ländern von Kamtſchatka ein Thier gefunden, das ſie Murmelthier genannt, von dem ſie jedoch nur eine ſehr flüchtige Anzeige liefern; ſie ſagen lediglich, ſeine Haut gleiche von Weitem durch ihre Buntſcheckigkeit dem farbenreichen Gefieder eines ſchönen Vogels; dieſes Thier bediene ſich, wie das Eichhörnchen, ſeiner Vorderpfoten zum Freſſen und es ernähre ſich von Wurzeln, Beeren und Cedernüſſen. Ich muß hier bemerken, daß der Ausdruck Cedernüſſe eine falſche Vorſtellung gibt; denn die wahre Ceder trägt Zapfen, und die andern Bäume, die man mit dem Namen Cedern bezeichnet hat, tragen ſogar Beeren.

Das Maulthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung. *)

Die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Thiere verdanken wir ebenfalls wieder dem H. Allamand, dem gelehrten Naturforſcher und Profeſſor zu Leiden. H. Pallas hat es unter dem Namen cavia capensis und hernach H. Vosmaër unter der Benennung afrikaniſches Zwittermurmelthier angeführt. Beide liefern von ihm dieſelbe, von derſelben Platte abgezogene Abbildung, wovon uns H. Allamand einen Stich geſchickt hatte. Er bemerkte in dieſem Betreff dem H. Daubenton:

„Ich ſchicke ihnen die Abbildung einer Art Cabiai (ich weiß ihn mit keinem andern Namen zu bezeichnen), die ich vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten habe. Er iſt nicht völlig ſo gut dargeſtellt, wie ich wünſchte; da ich dies Thier aber in meinem Kabinet mit Stroh ausgebalgt habe, ſo werde ich es Ihnen, wenn Sie es zu ſehen wünſchen, bei der erſten Gelegenheit zuſenden.“

Wir haben von dieſem höchſt verbindlichen Anerbieten des H. Allamand keinen Gebrauch gemacht, weil wir kurz hernach erfahren hatten, daß eins oder zwei dieſer Thiere lebend in Holland angelangt waren, und wir hofften, daß irgend ein Naturforſcher eine gute Beſchreibung von ihm geben würde. Wirklich haben die HH. Pallas und Vosmaër beide dieſes Thier beſchrieben, und ich will hier einen Auszug aus ihren Bemerkungen mittheilen:

„Dieſes Thier, ſagt H. Vosmaër, iſt am Vorgebirge der guten

*) Dieſes Thier und der Daman ſind eins und dasſelbe.

Hoffnung unter dem Namen Felſendachs bekannt, wahrſcheinlich weil es ſeinen Aufenthalt zwiſchen den Felſen und in der Erde nimmt, wie der Dachs, dem es indeſſen gar nicht gleicht; es gleicht mehr dem Murmelthier, unterſcheidet ſich jedoch von ihm. Zuerſt hat Kolbe von dieſem Thier geſprochen und geſagt, es gleiche mehr einem Murmelthier als einem Dachſe."

Wir werden alſo die Benennung Murmelthiere vom Vorgebirge annehmen und ſie dem Namen Kavia vom Vorgebirge vorziehen, weil das in Rede ſtehende Thier vom Kavia oder Cabiai ſehr verſchieden iſt und zwar 1. nach dem Erdſtriche, da der Kavia dem ſüdlichen Amerika angehört, während dieſes hier ſich nur in Afrika findet; 2. iſt der Name Kavia ein braſiliſches Wort, welches man nicht auf den Kavia der der wahre Cabiai iſt, und auf den Cabiai=Cobaïa, der das Meerſchweinchen iſt, übertragen muß; 3. endlich iſt der Cabiai ein Thier, welches nur den Rand der Gewäſſer bewohnt und zwiſchen den Zehen Schwimmhäute hat, während das Murmelthier vom Vorgebirge nur die Felſen und den trockenſten Boden bewohnt, den es mit ſeinen Nägeln durchgraben kann.

„Das erſte Thier dieſer Art, ſagt H. Vosmaër, das man in Europa geſehen, iſt dem Prinzen von Oranien von H. Tulbagh zugeſchickt worden, und man bewahrt ſeine Haut noch im Kabinet dieſes Fürſten auf. Die Farbe dieſes erſten Thieres weicht ſehr von der eines andern ab, welches ſeitdem eingetroffen iſt; auch war es äußerſt jung und ſehr klein. Das, welches ich beſchreiben will, war ein Männchen und iſt mir von Herrn Bergmeyer aus Amſterdam zugeſchickt worden. Die Lebensweiſe dieſer Thiere iſt gemäß den Mittheilungen, die man mir darüber gegeben, ſehr traurig; ſie ſchlafen oft während des Tages; ihre Bewegung iſt langſam und ein Hüpfen; vielleicht aber iſt ſie in ihrem natürlichen Zuſtande eben ſo lebhaft wie die der Kaninchen. Sie ſtoßen häufig ein kurzdauerndes, aber ſcharfes und durchdringendes Geſchrei aus."

Ich will beiläufig bemerken, daß dieſe Eigenſchaft das Thier ebenfalls dem Murmelthier nahe bringt; denn man weiß, daß unſere Murmelthiere der Alpen oft ein ſehr ſcharfes Pfeifen hören laſſen."

„Man ernährte in Holland dieſe Art von Murmelthiere vom Vorgebirge, fährt H. Vosmaër fort, mit Brot und verſchiedenerlei Küchenkräutern. Sehr wahrſcheinlich tragen dieſe Thiere nicht lange ihre Jungen, die ſie oft und in großer Anzahl werfen. Die Form ihrer Füße ſcheint auch anzudeuten, daß ſie geeignet ſind, die Erde zu durchwühlen. Dieſes Thier ſtarb zu Amſterdam, und ich gab es dem H. Pallas, um es zu zerlegen."

„Dem Leibwuchſe nach gleicht es ſehr dem gemeinen Kaninchen; es iſt

aber dicker und gedrungener und beſonders der Bauch ſehr dick. Die Augen ſind ſchön und mäßig groß; die Augenlieder haben oben und unten einige kleine, kurze und ſchwarze Haare, über denen man 5 bis 6 ſchwarze, aber lange ſieht, die beinahe aus dem Winkel des vordern Augenliedes hervortreten und ſich nach hinten gegen den Kopf zu zurückwenden; ein ähnlicher Bart ſteht auf der Oberlippe, gegen die Mitte der Schnauze.“

„Die Naſe iſt unbehaart, ſchwarz und gleichſam durch eine feine Nath, die bis auf die Lippe herabgeht, getheilt; die Naslöcher erſcheinen wie eine in der Mitte zerriſſene Schnur; unter der Schnauze, gegen die Bruſt hin, und auf den Backen ſieht man einige mehr oder minder lange ſchwarze Haare, die alle ſteifer ſind als das andere Haar; Haare derſelben Art ſtehen in gewiſſen Entfernungen über den ganzen Körper zerſtreut. Der Gaumen hat 8 tiefe Rinnen oder Furchen; die Zunge iſt ſehr dick, ziemlich lang, mit kleinen Erhöhungen beſetzt und an ihrem Ende eirund. Die obere Kinnlade hat 2 ſehr lange, vorn an der Schnauze hervortretende und voneinander abſtehende Zähne; ſie haben die Geſtalt eines langgeſtreckten und platten Dreiecks; die Zähne der untern Kinnlade ſtehen vorn an der Schnauze; ſie ſind ſchneidend, dicht nebeneinander und 4 an der Zahl; ſie ſind ziemlich lang, platt und breit. Die Backzähne ſind ziemlich groß, 4 oben und 4 unten auf jeder Seite; man könnte noch einen fünften zählen, der kleiner als die andern iſt. Dieſes Thier hat ſehr kurze und halb unter der Haut verborgene Vorderbeine; die Füße ſind nackt und zeigen nur eine ſchwarze Haut; die Vorderfüße haben 4 Zehen, worunter 3 ſehr ins Auge fallen, und die mittlere am längſten iſt; die vierte, die an der auswendigen Seite ſteht, iſt weit kürzer als die andern und gleichſam an die dritte angewachſen; die Spitze dieſer Zehen iſt mit kurzen, runden Nägelchen bewaffnet, die auf dieſelbe Weiſe wie unſere Nägel an der Haut befeſtigt ſind. Die Hinterfüße haben 3 Zehen, von denen nur die mittlere einen krummen Nagel hat; die äußere Zehe iſt etwas kürzer als die andern. Das Thier ſpringt wie das Kaninchen auf den Hinterfüßen. Vom Schwanze iſt nicht die geringſte Spur vorhanden; der After zeigt ſich ſehr lang, und die Vorhaut läßt, als runder Wulſt, die Ruthe etwas bloß; die Haarfarbe iſt grau oder falbbraun, wie das Haar der Haſen oder Gehägekaninchen; es iſt dunkler auf dem Kopf und dem Rücken und weißlich auf der Bruſt und dem Bauche. Auch zieht ſich ein weißlicher Streifen über den Hals, ganz nahe an den Schultern; dieſer Streifen bildet kein Halsband, ſondern endiget ſich in der Höhe der Vorderbeine, und im Allgemeinen iſt das Haar ſanft und wollig.“

Wir wollen hier nicht die Beſchreibung der innern Theile dieſes Thieres liefern; man wird ſie in dem Werke des Herrn Pallas finden, welches

den Titel Spicilegia zoologica führt. Dieſer geſchickte Naturforſcher hat ſie mit großer Sorgfalt abgefaßt, und man müßte ſie gänzlich abſchreiben, um nichts von ſeinen Bemerkungen zu verlieren.

* Wir hatten dieſem Thiere, nach Kolbe und Vosmaër, den Namen Murmelthier vom Vorgebirge gegeben, weil es in der That einige Aehnlichkeit mit dem Murmelthier hat. Indeß gehört es nicht zur Gattung der Murmelthiere und hat auch nicht ihre Eigenſchaften an ſich; Herr Allamand hat uns aber mitgetheilt, daß man jenes nämliche Thier Klipdas nenne, dem man auch den Namen Felsdachs gäbe. Wir haben es von Neuem nach der Abbildung zeichnen laſſen, welche dieſer berühmte Naturforſcher uns zugeſchickt hat, und haben den Namen Klipdas angenommen, weil es wirklich weder zur Gattung der Murmelthiere noch der Dachſe gehört.

Der H. Graf de Mellin, den wir bereits Gelegenheit hatten lobend anzuführen, hat uns den Kupferſtich geſandt, der nach der Zeichnung gefertigt iſt, die er ſelbſt von dieſem Thier im Leben aufgenommen hat, und er hatte die Güte, mehrere anziehende Bemerkungen über ſeine natürlichen Gewohnheiten hinzuzufügen. Folgendes iſt ein Auszug des Briefes, den er mir über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat:

„Der H. Graf de Büffon hat die Naturgeſchichte eines kleinen Thieres mitgetheilt, dem er den Namen Murmelthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung gegeben. Erlauben Sie mir, H. Graf, Ihnen zu ſagen, daß dieſes Thier in ſeinen Sitten gar keine Aehnlichkeit mit dem Murmelthier hat. Ich habe ein Weibchen der Art vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten, welches noch lebt, und das ich meiner Schweſter, der Gräfin Borke, gegeben habe, die es gegenwärtig vier Jahre lang beſitzt. Ich habe es nach der Natur abgemalt und habe die Ehre, Ihnen einen nach dieſem Gemälde angefertigten Kupferſtich zu ſenden, der dieſes kleine Thier genau nach der Natur dargeſtellt. Der, welcher ſich in ihrem Werke befindet und welcher nach dem in der Spicilegia zoologica des H. Pallas befindlichen geſtochen iſt, iſt durchaus verfehlt. Die Gattung dieſer kleinen Thiere iſt nicht ſo traurig, wie H. Vosmaër behauptet; es hat ganz im Gegentheil ein heiteres und launiges Naturell; es kommt auf die Art an, wie man es hält. Während der erſten Wochen, die ich es beſaß, hielt ich es immer mit einem Faden an ſeinem Ställchen angebunden, und es brachte den größten Theil des Tages und der Nacht damit zu, in ſeinem Ställchen zu ſchlafen; und was konnte es Beſſeres thuen, um die Langweile der Gefangenſchaft zu ertragen? Aber ſeit man ihm erlaubt, frei durch die Zimmer zu laufen, zeigt es ſich ganz anders; es iſt nicht allein ganz zahm, ſondern ſelbſt der

Anhänglichkeit fähig. Gern iſt es auf den Knien ſeiner Herrinn; es unterſcheidet ſie vor den andern Perſonen ſo gut, daß es, wann es in einem Zimmer eingeſchloſſen iſt und ſie kommen hört, ihren Gang erkennt, ſich der Thüre nähert und auf die Lauer ſtellt; und kehrt ſie um, ohne zu ihm hereinzukommen, ſo kehrt es ebenfalls traurig und mit langſamen Schritten um. Ruft man ihm, ſo antwortet es mit einem ſchwachen durchaus nicht unangenehmen Geſchrei und kommt ſchnell auf die Perſon zu, die ihm ruft. Es ſpringt ſehr leicht und mit vieler Genauigkeit. Es iſt fröſtelnd und ſucht vorzüglich gern ſich ganz oben auf den Ofen zu legen, auf den es in zwei Sätzen ſpringt. Es klettert nicht, ſondern ſpringt ſo leicht wie die Katzen, ohne je etwas umzuwerfen. Es bleibt gerne ganz nahe am Feuer, und da der Ofen in dem Zimmer ein ſogenannter Windofen iſt, den man durch eine im Ofen angebrachte Art von Kamin heizt und den man mit einer eiſernen Thüre ſchließt, ſo iſt es ſchon vorgefallen, daß es in den Ofen hineinſchlüpfte, während das Holz darin brannte, und da man die Thüre hinter ihm ſchloß, weil man nicht wußte, daß es drinnen war, ſo litt es einige Minuten lang eine ſehr ſtarke Hitze, bis es die Naſe an der kleinen eiſernen Thüre heraus ſteckte, die in der großen Thüre angebracht iſt, und die man offen gelaſſen hatte, um die Luft hineindringen zu laſſen, worauf man es ſchnell herausließ. Obſchon es ſich das Haar an beiden Seiten verbrannt hatte, machte dieſer Zufall es nicht vorſichtig, und es ſucht noch immer recht nah ans Feuer zu kommen. Dieſes kleine Thier iſt überaus reinlich, ſo daß man es gewöhnt hat, ſich eines Topfes zu bedienen, um darein ſeine Ausleerungen zu machen und ſein Waſſer zu laſſen. Man bemerkte, daß es, um ſich zu leeren, einen bequemen Ort und eine beſondere Stellung nöthig hatte; alsdann nämlich richtet es ſich auf den Hinterbeinen in die Höhe, indem es ſie wider die Mauer oder ſonſt etwas Feſtſtehendes, das nicht nachgibt, ſtützt, und die Vorderfüße ſetzt es auf einen Stock oder etwas Erhöhtes, wobei es während der ganzen Dauer des Geſchäfts ſein Maul mit ſeiner Zunge leckt. Man möchte ſagen, es leere ſich mit Mühe, und um die Neigung, die es zur Reinlichkeit hat, zu benützen, hat man ihm einen bequemen Ort zurecht gemacht, eine Art Nachtſtuhl, deſſen es ſich immer bedient.

„Es ernährt ſich von Kräutern, Früchten, Kartoffeln, die es roh und gekocht ſehr liebt, und es frißt ſogar geräuchertes Rindfleiſch; es frißt aber auch nur von dieſem Fleiſch und nie rohes noch ſonſtige Fleiſchſpeiſen. Offenbar hat man es während ſeiner Ueberfahrt übers Meer mit dieſer Nahrung bekannt gemacht, die man indeſſen oft verändern muß; denn es wird es bald müde und verliert die Eßluſt, wenn man ihm mehrere Tage

lang dieſelbe gibt; alsdann bringt es einen ganzen Tag zu, ohne zu freſſen, Tages darauf aber holt es die verlorene Zeit wieder bei. Es frißt das Moos und die Rinde des Eichbaumes, und weiß geſchickt bis auf den Boden des Holzkaſtens zu ſchlüpfen, um die noch damit bedeckten Scheite wegzuholen. Gewöhnlich trinkt es nicht, und nur wenn es geſalzenes Rindfleiſch gefreſſen hatte, hat man es häufig trinken ſehen. Es reibt ſich im Sande, wie unter den Vögeln die Staubwälzer, um von dem Ungeziefer, von dem es gequält wird, ſich zu befreien, und zwar nicht, indem es ſich ſült wie die Hunde und Füchſe, ſondern auf eine jedem andern Vierfüßer fremde Weiſe und genau wie der Faſan oder das Rebhuhn. Es iſt die ganze Zeit des Jahres hindurch ſehr aufgelegt und es kommt mir zu aufgeweckt vor, als daß ich mir vorſtellen ſollte, es könne einen Theil des Winters, wie das Murmelthier oder der Siebenſchläfer in einem Zuſtande von Betäubung zubringen. Ich ſehe eben ſo wenig, daß es ſich wie die Murmelthiere oder Dachſe eine Erdgrube graben könne, da ſeine Zehen weder mit gekrümmten Nägeln verſehen, noch für eine ſo rohe Arbeit ſtark genug ſind; es kann nur in die Felſenſpalten ſchlüpfen, um ſeine Wohnung darin aufzuſchlagen und den Raubvögeln zu entgehen, die es ſehr fürchtet; jede Krähe wenigſtens, welche das unſere fliegen ſieht, wenn es auf dem Fenſter, ſeinem Lieblingsplatze, ſitzt, jagt ihm Schrecken ein, es ſtürzt ſogleich hinunter und läuft nach ſeinem Ställchen, worein es ſich verbirgt und das es erſt lange hernach verläßt, wenn es denkt, die Gefahr ſei vorüber. Es beißt nicht heftig; und obwohl es Verſuche macht, es zu thuen, wenn man es reizt, kann es ſich doch faſt gar nicht mit den Zähnen vertheidigen, nicht einmal gegen den kleinen Bologneſer ſeiner Herrin, der, eiferſüchtig auf die Gunſtbezeugungen, die man ihm erweiſt, zuweilen Streit mit ihm anfängt. Im Zuſtande der Freiheit findet es wahrſcheinlich ſein Heil nur in der Flucht und in der Schnelligkeit ſeiner Sprünge, ſehr nützliche Fähigkeiten dieſes kleinen Thieres, das, nach dem Berichte der Reiſenden, die Felſen des ſüdlichen Afrikas bewohnt. So ſehr es ſich mäſtet, wenn man es eingeſchloſſen hält oder es anbindet, ſo nimmt es doch an Wohlbeleibtheit kaum mehr als jedes andere Thier zu, ſobald man ihm volle Freiheit, zu laufen und ſich Bewegung zu machen, gibt."

Der Bobak und die andern Murmelthiere.

Man hat dem Hamſter den Namen Straßburger Murmelthier und dem Bobak den Namen polniſches Murmelthier gegeben; doch ſo gewiß als der Hamſter kein Murmelthier iſt, ſo wahrſcheinlich iſt der Bobak eins; denn er unterſcheidet ſich von dem Murmelthier der

Alpen einzig in den Haarfarben; er hat ein minder braunes Grau oder minder bleiches Gelb; auch hat er eine Art großer Zehe, oder vielmehr einen Nagel, an den Vorderfüßen, wogegen das Murmelthier nur vier Zehen an ſeinen Füßen hat und die große Zehe ihm fehlt. Uebrigens gleicht er ihm gänzlich, was die Vermuthung erwecken kann, daß dieſe zwei Thiere keine beſondern und getrennten Arten bilden. Eben ſo verhält es ſich mit dem Monax*) oder dem kanadiſchen Murmelthier, welches einige Reiſenden Pfeifer genannt haben; er ſcheint ſich von dem Murmelthier nur durch den Schwanz zu unterſcheiden, der bei ihm länger und behaarter iſt. Der kanadiſche Monax, der polniſche Bobak und das Murmelthier der Alpen möchten demnach wohl alle drei nur eins und dasſelbe Thier ſein, das, nach den Verſchiedenheiten der Himmelsſtriche, die Abweichungen, welche wir eben angezeigt, angenommen hätte. Da dieſe Art vorzugsweiſe den höchſten und kälteſten Strich der Gebirge bewohnt, da man ſie in Polen, Rußland und den andern Theilen des nördlichen Europas findet, ſo iſt es nicht auffallend, daß ſie ſich in Kanada wiederfindet, wo ſie blos kleiner als in Europa iſt; **) und das iſt keine beſondere Eigenſchaft von ihm, denn alle Thiere, die den beiden Feſtländern gemeinſam angehören, ſind kleiner in dem neuen als in dem alten.

Das ſiberiſche Thier, welches die Ruſſen Jevraſchka nennen, iſt eine noch kleinere Murmelthierart als der kanadiſche Monax. Dieſes kleine Murmelthier hat einen runden Kopf und eine eingedrückte Schnauze; man ſieht keine Ohren an ihm und man kann ſelbſt die Oeffnung des Gehörganges nur dann entdecken, wenn man das Haar, das ihn bedeckt, wegſchiebt. Die Länge des Körpers, den Kopf miteinbegriffen, beträgt höchſtens einen Fuß; der Schwanz hat faſt nur drei Zoll; er iſt am Körper faſt rund und plattet ſich ſodann ab und ſein Ende erſcheint geſtutzt. Der Rumpf dieſes Thieres iſt ziemlich dick; das Haar falb, mit Grau gemiſcht, und am Ende des Schwanzes faſt ſchwarz. Die Beine ſind kurz; nur die hintern länger als die vordern. Die Hinterfüße haben 5 Zehen und 5 ſchwarze etwas gekrümmte Nägel; die Vorderfüße haben nur vier. Wenn man dieſe Thiere reizt, nicht blos wenn man ſie anfaſſen will, ſo beißen ſie heftig und geben einen ſcharfen Schrei, wie das Murmelthier, von ſich; gibt man ihnen zu freſſen, ſo halten ſie ſich ſitzend und führen den Fraß mit ihren Vorderfüßen zum Maule. Sie

*) S. die Abbildung und Beſchreibung des Monax in der Naturgeſchichte der Vögel von Edwards, S. 104.

**) Das Murmelthier der Alpen und das polniſche (der Bobak) haben von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes anderthalb Fuß. Der Monax oder das kanadiſche Murmelthier hat nur 14 bis 15 Zoll Länge.

ſuchen ſich im Frühling und zeugen im Sommer; die gewöhnlichen Würfe betragen 5 bis 6 Junge; ſie bauen ſich Erdgruben, worin ſie den Winter zubringen und worin das Weibchen wirft und ſeine Jungen ſäugt. Obſchon ſie mit dem Murmelthier viel Aehnlichkeit und viele gemeinſame Gewohnheiten haben, ſcheint es gleichwohl, daß ſie zu einer weſentlich verſchiedenen Art gehören; denn in denſelben Gegenden Sibiriens finden ſich ächte Murmelthiere von der Art der polniſchen oder der von den Alpen; die Siberier nennen ſie Surok, und man hat nicht bemerkt, daß dieſe zwei Arten ſich vermiſchen, noch daß es zwiſchen ihnen eine Mittelſpielart gibt.

Die Fledermaus.

Fe. 40-4

Obſchon Alles an ſich gleich vollkommen iſt, da ja Alles aus des Schöpfers Händen hervorgegangen, ſo gibt es dennoch in Bezug auf uns vollendete Weſen und andere, die unvollkommen oder mißförmlich zu ſein ſcheinen. Die erſten ſind jene, deren Geſtalt uns angenehm und vollſtändig vorkommt, weil alle Theile ſich wohl zuſammen finden, der Rumpf und die Glieder verhältnißmäßig, die Bewegungen aufeinander paſſend, alle Verrichtungen leicht und natürlich ſind. Die andern, die uns häßlich vorkommen, ſind jene, deren Eigenſchaften uns ſchädlich, jene, deren gemeine Natur und deren Form von den gewöhnlichen Formen allzu verſchieden ſind, von denen wir die erſten Sinneseindrücke empfangen und die Vorſtellungen entnommen haben, die uns bei der Beurtheilung als Muſter dienen. Ein Menſchenkopf auf einem Pferdehalſe, der Rumpf beſiedert und in einen Fiſchſchwanz auslaufend, bieten nur darum ein Gemälde ungeheurer Mißgeſtaltheit, weil man dabei vereint, was in der Natur am weiteſten auseinander ſteht. Ein Thier, welches, wie die Fledermaus, halb Vierfüßer, halb Vogel, und im Ganzen genommen weder eins noch das andere iſt, iſt, ſo zu ſagen, ein Ungeheuer, inſofern es, die Eigenſchaften zwei ſo verſchiedener Gattungen vereinigend, keinem der Muſter gleicht, welche die großen Klaſſen der Natur uns aufweiſen; es iſt nur ein unvollkommener Vierfüßer und ein noch unvollkommener Vogel. Ein Vierfüßer muß vier Füße haben; ein Vogel hat Federn und Flügel; bei der Fledermaus ſind die Vorderfüße weder Füße noch Flügel, obwohl ſie ſich ihrer zum Fliegen bedient und ſie ſich ihrer auch bedienen kann, um ſich fortzuſchleppen. Es ſind in der That unförmliche Körperenden, deren Knochen ins Ungeheuere verlängert und durch eine Haut vereint ſind, die weder mit Federn noch ſelbſt mit Haar bedeckt iſt, wie der übrige Körper; es ſind gleichſam Flügelſpitzen oder, wenn man will, geflügelte Pfoten, an denen man nur den Nagel einer kurzen Fußzehe

ſieht, und deren vier übrige ſehr lange Zehen nur zuſammen handeln und keine eigenen Bewegungen, noch getrennte Verrichtungen hervorbringen können; es ſind gleichſam Hände, zehnmal größer als die Füße und im Ganzen viermal länger als der ganze Körper des Thieres; es ſind, mit einem Worte, Theile, die mehr das Anſehen einer Laune als einer regelmäßigen Erzeugung haben. Dieſe Haut bedeckt die Arme, bildet die Flügel oder Hände des Thieres, vereint ſich mit der Haut ſeines Körpers und umhüllt zu gleicher Zeit ſeine Beine und ſelbſt ſeinen Schwanz, der, durch dieſe wunderliche Verbindung, ſo zu ſagen, einer ſeiner Finger wird. Zu dieſen Abſprüngen und Mißverhältniſſen des Körpers und der Glieder füge man die Unförmlichkeiten des Kopfes, die oft noch größer ſind; denn bei einigen Arten iſt die Naſe kaum ſichtbar, die Augen ſtehen tief, ganz nah an der Ohrmuſchel und fallen mit den Backen zuſammen; bei andern ſind die Ohren ſo lang wie der Körper, oder das Geſicht iſt auch wohl gebogen in der Form eines Hufeiſens und die Naſe mit einer Art von Hahnenkamm bedeckt; die meiſten haben auf dem Kopfe vier Ohrgeſchwülſte; alle haben kleine, dunkle und bedeckte Augen, eine unförmliche Naſe oder vielmehr ſolche Naslöcher, ein von einem Ohr bis zum andern geſpaltenes Maul; alle auch ſuchen ſich zu verbergen, fliehen das Licht, bewohnen nur finſtere Plätze, verlaſſen ſie nur des Nachts, kehren bei Tagesanbruch dahin zurück, um darin gleichſam an die Mauern angeleimt zu bleiben. Ihre Bewegung in der Luft iſt nicht ſowohl ein Flug, als eine Art unſichern Flatterns, das ſie blos mit Anſtrengung und auf eine linkiſche Weiſe auszuführen ſcheinen; mit Mühe erheben ſie ſich von der Erde; nie fliegen ſie in bedeutender Höhe; nur unvollkommen können ſie ihren Flug beſchleunigen, verzögern oder auch nur lenken; er iſt weder ſehr ſchnell noch recht gerade; er geht in ſchiefer und gewundener Richtung und in abgebrochenen Schwingungen vor ſich; gleichwohl ergreifen ſie nebenher Mücken, Schnacken und beſonders Nachtfalter, die nur bei Nacht fliegen; ſie verſchlingen ſie, ſo zu ſagen, ganz, und man ſieht in ihren Ausleerungen die Ueberreſte der Flügel und der andern trockenen Theile, die ſich nicht verdauen laſſen. Eines Tages, als ich in die Grotten von Arcy geſtiegen war, um die Tropfſteine in denſelben zu unterſuchen, fand ich zu meinem Erſtaunen auf einem ganz mit Alabaſter bedeckten Boden und an einem ſo finſtern und tiefen Orte eine Art Erde von ganz anderer Natur; es war ein dicker und mehrere Fuß breiter Haufen eines ſchwärzlichen Stoffs, faſt ganz aus Flügel- und Fußtheilen von Fliegen und Schmetterlingen beſtehend, als wenn ſich dieſe Inſekten an dieſem Orte in zahlloſer Menge verſammelt und vereint hätten, um hier miteinander umzukommen und zu verfaulen. Es war indeſſen

nichts anderes als Koth von Fledermäuſen, der ſich wahrſcheinlich mehrere Jahre lang in der Gegend dieſer unterirdiſchen Gewölbe, die ſie vorzugsweiſe bewohnten, aufgehäuft hatte; denn in der ganzen Ausdehnung dieſer Grotten, die mehr als eine halbe Viertelſtunde beträgt, ſah ich keinen Haufen von gleichem Stoffe, und ich hielt dafür, daß die Fledermäuſe an dieſer Stelle ihre gemeinſame Wohnung genommen hatten, da durch die Oeffnung der Grotte noch ein ſehr ſchwaches Licht hineindrang und ſie nicht weiter gingen, um ſich nicht in eine zu tiefe Dunkelheit zu verlieren.

Die Fledermäuſe ſind wahre Vierfüßer; mit den Vögeln haben ſie nichts als den Flug gemein; da aber die Thätigkeit des Fliegens eine ſehr große Kraft in dem obern Theile des Körpers und in den vordern Gliedern vorausſetzt, ſo haben ſie weit ſtärkere und fleiſchigere Bruſtmuskeln als irgend ein vierfüßiges Thier und man kann ſagen, daß ſie hierin ebenfalls den Vögeln gleichen; ſie unterſcheiden ſich von ihnen durch die ganze übrige, ſowohl äußere als innere Körperbildung; die Lungen, das Herz, die Zeugungswerkzeuge, alle andern Eingeweide ſind denen der Vierfüßer ähnlich, mit Ausnahme der Ruthe, welche frei herabhängt, was dem Menſchen, den Affen und den Fledermäuſen eigenthümlich iſt; ſie bringen, wie die vierfüßigen Thiere, lebendige Junge zur Welt; endlich haben ſie, gleich ihnen, Zähne und Zitzen; man verſichert, daß ſie nur zwei Junge tragen, ſie ſäugen und ſelbſt im Fluge mitforttragen. Sie begatten ſich und werfen im Sommer; denn den Winter hindurch ſind ſie erſtarrt; die einen bedecken ſich mit ihren Flügeln, wie mit einem Mantel, klammern ſich mit den Hinterfüßen an das Gewölbe ihrer unterirdiſchen Behauſung und bleiben ſo hangen; die andern heften ſich an die Mauern oder verbergen ſich in Löcher; ſie ſind immer in Menge zuſammen, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen; alle bringen den Winter zu, ohne ſich zu rühren, ohne zu freſſen, erwachen erſt im Frühlinge und verbergen ſich wieder gegen das Ende des Herbſtes. Sie ertragen leichter den Hunger als die Kälte; mehrere Tage können ſie ohne Fraß zubringen, und dennoch gehören ſie zu der Zahl der fleiſchfreſſenden Thiere; denn können ſie in eine Speiſekammer kommen, ſo hängen ſie ſich an die Speckviertel, die darin hangen, und ſie freſſen auch rohes wie gekochtes, friſches wie angegangenes Fleiſch.

Die Naturforſcher, die uns vorausgegangen, kannten nur zwei Arten von Fledermäuſen. H. Daubenton hat 5 andere gefunden, die ſo wie die beiden erſten Arten unſerm Erdſtriche von Natur angehören; ſie ſind ſogar auch gemein und zahlreich in demſelben, und es iſt wohl auffallend, daß kein Beobachter ſie bemerkt hat. Dieſe ſieben Arten ſind ſehr

getrennt und verſchieden voneinander und wohnen ſogar nie an demſelben Orte zuſammen.

Die erſte, die bekannt war, iſt die gemeine oder eigentlich ſogenannte Fledermaus, deren Namen ich vorhin angeführt habe.

Die zweite iſt die großöhrige Fledermaus, die wir Oreillard, d. i. Großohr nennen werden, die ebenfalls den Naturforſchern bekannt war und von den Nomenklatoren angeführt wurde. Das Großohr oder die großöhrige Fledermaus iſt vielleicht gemeiner als die Fledermaus, von Körper viel kleiner und hat auch weit kürzere Flügel, eine nicht ſo dicke und mehr ſpitzige Schnauze und unmäßig große Ohren.

Die dritte Art, die wir nach dem italieniſchen Worte notula, noctule nennen wollen, und die im Deutſchen Speckmaus heißt, war nicht bekannt; indeſſen iſt ſie in Frankreich ſehr gemein, und man trifft ſie ſelbſt häufiger als die beiden vorhergehenden Arten an. Man findet ſie unter den Dächern, den bleiernen Dachrinnen der Schlöſſer, Kirchen und auch in den alten hohlen Bäumen; ſie iſt faſt ſo groß wie die Fledermaus, hat kurze und breite Ohren, röthliches Haar, eine ſcharfe, durchdringende und dem Ton einer eiſernen Glocke ziemlich ähnliche Stimme.

Serotine oder blaſſe Fledermaus wollen wir die vierte Art nennen, die ganz unbekannt war; ſie iſt kleiner als die Fledermaus und die Speckmaus, ſie hat beinahe die Größe der großöhrigen Fledermaus, unterſcheidet ſich aber von ihr durch ihre kurzen und ſpitzigen Ohren und durch die Farbe des Haars; ihre Flügel ſind ſchwärzer und ihr Haar mehr dunkelbraun.

Die fünfte Art, die unbekannt war, im Deutſchen Zwergfledermaus, werden wir Pipiſtrelle nennen, nach dem italiäniſchen Worte pipis trello, welches ebenfalls Fledermaus bedeutet. Die Zwergfledermaus iſt bei weitem nicht ſo groß wie die Fledermaus oder die Speckmaus, oder auch nur wie die blaſſe Fledermaus oder die großöhrige. Sie iſt von allen Fledermäuſen die kleinſte und am wenigſten häßlich, ungeachtet der bedeutend geſchwollenen Oberlippe, der ſehr kleinen und tiefliegenden Augen und der ſtark behaarten Stirne.

Die ſechſte Art, die unbekannt war, möge Barbaſtelle oder Bartfledermaus heißen, nach dem italiäniſchen Worte barbastello, welches gleichfalls Fledermaus bedeutet. Dieſes Thier hat beinahe die Größe der großöhrigen Fledermaus und eben ſo lange, aber bei weitem nicht ſo breite Ohren. Der Name Barbaſtelle paßt um ſo mehr, da es einen dicken Schnauzbart zu haben ſcheint; das iſt jedoch bloßer Schein, veranlaßt durch die Anſchwellung der Backen, die über den Lippen einen Wulſt bilden; ſeine Schnauze iſt ſehr kurz, die Naſe ſtark abgeplattet und die Augen liegen faſt in den Ohren.

Endlich werden wir eine ſiebente Art, die ganz unbekannt war, die **Hufeiſennaſe** nennen; ſie iſt höchſt auffallend durch die ſonderbare Mißbildung ihres Geſichtes, deſſen augenfälligſter und ausgezeichnetſter Zug ein Wulſt von der Form eines Hufeiſens um die Naſe und über der Oberlippe iſt. Man findet ſie ſehr häufig in Frankreich in den Mauern und Kellern alter verlaſſener Schlöſſer. Es gibt kleine und große, die ſich übrigens in der Körperform ſo gleichen, daß wir ſie für Thiere derſelben Art gehalten haben; nur, da wir unter den vielen, die wir geſehen, keine gefunden von einer zwiſchen den großen und kleinen in der Mitte ſtehenden Größe, ſo entſcheiden wir nicht, ob das Alter allein dieſen Unterſchied hervorbringt oder ob es eine beſtändige Abweichung in derſelben Art iſt.

Die Rouſſette *) und die Rougette. **)

Die Rouſſette und die Rougette bilden meines Erachtens zwei getrennte Arten, die ſich aber einander ſo nahe ſtehen und in ſo vieler Hinſicht gleichen, daß wir ſie zuſammen darſtellen zu müſſen glauben; die zweite unterſcheidet ſich von der erſten nur durch die Körpergröße und die Haarfarben. Die Rouſſette, deren Haar braunfuchsroth iſt, hat eine Länge von 9 Zoll von der Naſenſpitze bis zum äußerſten Körperende und eine Breite von 3 Fuß bei ausgeſpannten Flughäuten; die Rougette, deren Haar aſchbraun iſt, hat eine Länge von kaum fünf und einem halben Zoll und eine Breite von 2 Fuß, ſie trägt auf dem Halſe ein halbes Halsband von einem mit Pomeranzenfarbe gemiſchten lebhaften Roth, wovon man am Halſe der Rouſſette keine Spur findet. Sie gehören beide faſt denſelben Erdſtrichen des alten Feſtlandes an; man findet ſie auf Madagaskar, auf der Inſel Bourbon, auf Ternale, den Philippinen und den andern Inſeln des indiſchen Archipels, wo ſie, wie es ſcheint, gemeiner als auf dem benachbarten feſten Lande ſind.

* In einer Anmerkung des H. Commerſon finde ich, daß er auf der Inſel Bourbon Tauſende von großen Fledermäuſen (Rouſſetten und Rougetten) geſehen hat, die Abends wie Raben in Schwärmen flatterten und ſich beſonders auf die **Vaccounbäume** ſetzten, deren Früchte ſie freſſen. Er fügt hinzu, daß ſie, in der guten Jahreszeit gefangen, gut zu eſſen ſind, daß ſich ihr Geſchmack gänzlich dem Haſen nähert und ihr Fleiſch eben ſo ſchwarz iſt.

Der verſtorbene Herr de La Nux, der mein Korrespondent auf dieſer nämlichen Inſel war, hat mir ſeit dem Druck meines Werkes einige

*) **Die Rouſſette**, insgemein der **fliegende Hund**.

) **Die Rougette, der **rothhalſige fliegende Hund**.

Beobachtungen und ſehr gute kritiſche Betrachtungen über das, was ich von dieſen Thieren geſagt hatte, zugeſchickt. Folgendes iſt der Auszug aus einem langen und ſehr belehrenden Briefe, den er mir in dieſer Hinſicht von der Inſel Bourbon den 24. Oktober 1772 geſchrieben:

„Ich liebe gleich ſehr, ſagen Sie mir, mein Herr, in Ihrem Briefe vom 8. Mai 1678, ich liebe gleich ſehr den, der mich eine Wahrheit lehrt, wie jenen, der mich von einem Irrthume befreit; ſchreiben Sie mir alſo, ich bitte Sie innigſt, ganz freimüthig und unumwunden. O für diesmal, mein Herr! entſpreche ich Ihrer edlen Aufforderung ſo gut, als nur möglich. Ich habe keinen Anſtand genommen, mich ins Einzelne einzulaſſen, und ich will meine Weitſchweifigkeit nicht entſchuldigen, da es mir ſogar leid thut, von den Rouſſetten nicht mehr zu wiſſen, damit ich Ihnen noch Weiteres darüber mittheilen könnte. Die Beweiſe, dünkt mich, können nicht zu ſehr gehäuft werden, wenn es gilt, ſeit lange als Wahrheit angenommene Irrthümer zu bekämpfen. Man ſollte ſagen, man habe dieſe Thiere nur mit den Augen des Schreckens geſehen; man hat ſie häßlich, unnatürlich gefunden; und ohne andere Unterſuchung, als den erſten Anblick ihrer Geſtalt, hat man ihnen Sitten, Weſen und Eigenſchaften beigelegt, die ſie durchaus nicht haben, als wenn Bosheit, Wildheit, Unreinlichkeit von der Häßlichkeit unzertrennbar wären."

H. de La Nux bemerkt, daß in meiner Beſchreibung die Angabe der Größe der Rouſſette eben ſo wie der Zahl dieſer Thiere übertrieben iſt; daß ihr Geſchrei nichts Erſchreckendes hat. Er fügt hinzu, daß ein Menſch, der den Mund öffne und den Durchgang der Stimme verenge, indem er nacheinander mit Stärke aus- und einathme, beinahe denſelben heiſern Ton der Rouſſette von ſich gebe, und daß dieſes nicht ſehr erſchreckend ſei. Er ſagt auch, daß dieſe Thiere, wann ſie ruhig auf einem Baume ſitzen, ein leichtes geſellſchaftliches Gezwitſcher an ſich haben, das nicht unangenehm ſei.

S. 62. „Plinius hat mit Recht, ſagt er, Herodots Erzählung als fabelhaft behandelt; die Rouſſetten und Rougetten fallen, wenigſtens auf dieſen Inſeln, nicht über die Menſchen her; weit entfernt ſie anzugreifen, fliehen ſie dieſelben. Sie beißen ſehr hart; aber das geſchieht aus Nothwehr, wenn man ſie niedergeſchlagen oder geſchoſſen oder in einem Netz gefangen hat, und wer von ihnen gebiſſen oder gekratzt worden, hat es bloß ſeiner Ungeſchicklichkeit vorzuwerfen, und nicht einer Wildheit, die das Thier nicht beſitzt."

„Dieſe Angabe der Größe der Rouſſetten nähert ſich mehr der Wahrheit. Auf Malabar fliegen die Fledermäuſe am hellen Tage. Das iſt wahr von den Rouſſetten, nicht von den Rougetten. Die andern

fliegen am hellen Tage; dies will bloß ſagen, man ſieht ihrer zuweilen den Tag über fliegen, aber nur einzeln und nicht in Schwärme. Alsdann fliegen ſie ſehr hoch und ſo hoch, daß ihr Umfang um mehr als die Hälfte kleiner erſcheint. Sie fliegen ſehr weit und pfeilſchnell, und ich glaube, daß ſie in ziemlich kurzer Zeit von der Inſel Bourbon nach Ile-de-France hinüberfliegen (die Entfernung beträgt zum wenigſten 30 Stunden.) Sie ſchweben nicht wie der Raubvogel, wie die Fregatte u. ſ. w.; aber in dieſer großen Erhebung über die Oberfläche der Erde, die 100, vielleicht 200 und mehr Klafter beträgt, iſt die Bewegung ihrer Arme langſam; ſie iſt ſchnell, wenn ſie niedrig fliegen, und um ſo ſchneller, je näher ſie der Erde ſind."

„Genau geſprochen, lebt die Rouſſette nicht geſellſchaftlich; das Nahrungsbedürfniß, die Weide, vereinigen ſie in mehr oder minder zahlreiche Truppen und Schaaren. Dieſe Schaaren bilden ſich zufällig auf Bäume von hohem Stamm oder die mit Blüthen und Früchten, die ihnen zuſagen, beladen ſind, oder ſich in deren Nähe befinden Dort ſieht man die Rouſſetten nach und nach ankommen, ſich mit den Krallen ihrer Hinterpfoten anhängen und, wenn nichts ſie verſcheucht, lange ruhig verweilen; immer jedoch ſondern ſich einige ab und bilden eine Geſellſchaft. Aber ein Raubvogel fliege nur über den Baum hin, der Donner breche aus, ein Gewehrſchuß gehe los auf ſie gerichtet oder in ihrem Bezirk, oder mögen ſie, ſchon verfolgt und verſcheucht, unter ſie einen Jäger oder ſonſt jemanden erblicken, ſo fliegen alle zumal davon und alsdann ſieht man an hellem Tage ſolche Schaaren, die, obwohl dicht, doch die Luft nicht verdunkeln; dazu können ſie nicht gedrängt genug fliegen; den Ausdruck iſt zum wenigſten übertrieben. Aber ſagen: man ſieht auf den Bäumen eine Unzahl großer Fledermäuſe, die aneinander geſchloſſen an den Bäumen hangen, das heißt eine Lüge oder wenigſtens eine Ungereimtheit ziemlich ſchlecht geſagt. Die Rouſſetten ſind zu zänkiſch, um ſich ſo bei der Hand zu halten, und betrachtet man ihre Geſtalt, ſo erkennt man leicht die Unmöglichkeit einer ſolchen Kette; ſie hängen über, unter oder nebeneinander; ſtets aber einzeln an den Zweigen."

„An dieſer Stelle gehört das Wenige, was ich von den Rogetten ſagen kann. Bei Tage ſieht man keine fliegen. Sie leben geſellſchaftlich in alten, faulen Baumhöhlen in einer Anzahl zuweilen von mehr als 400. Sie fliegen nur am Abend bei einbrechender Nacht aus und kehren vor der Morgendämmerung wieder heim. Man verſichert und es gilt auf dieſer Inſel für ausgemacht, daß, aus ſo vielen einzelnen Thieren eine ſolche Geſellſchaft auch beſteht, ſich immen nur ein einziges Männchen dabei

befinde. Ich habe mich von der Wahrheit der Sache nicht überzeugen können. Ich darf nur ſagen, daß dieſe Thiere von ſitzender Lebensart äußerſt fett werden, und daß im Beginn der Pflanzung viele wenig bemittelte und gar nicht leckere Leute, ohne Zweifel von den Madagaskaren belehrt, ſich mit dieſem Fett reichlich verſehen, um ihre Speiſen damit zuzubereiten. Ich habe die Zeit erlebt, wo ein Fledermausgehölz (ſo nannte man die Aufenthaltsörter unſerer Rougetten) ein wahrer Fund war. Leicht, wie man ſich denken kann, verwehrte man dieſen Thieren den Ausgang, zog dann lebend eins nach dem andern heraus oder erſtickte ſie durch Rauch nnd konnte auf die eine oder die andere Art die Zahl der Weibchen und der Männchen, aus denen die Geſellſchaft beſtand, erfahren. Mehr weiß ich von dieſer Art nicht. Eine andere Uebertreibung. Das Geräuſch, das dieſe Thiere bei Nacht machen, indem ſie in großer Menge die reifen Früchte verzehren, die ſie in dichtem Gehölz zu unterſcheiden wiſſen. Wer das lieſt, ſollte der nicht dieſes vorgebliche Geräuſch der Gefräßigkeit zuſchreiben? Das Geräuſch, das man in großer Entfernung hört, iſt dieſen Thieren eigenthümlich, wenn ſie im Zorn ſind und wenn ſie ſich um den Fraß ſtreiten; und man muß nicht glauben, daß die Rouſſetten nur des Nachts freſſen. Ihr Auge iſt ebenſo gut wie ihr Geruch; ſie ſehen bei Tage ſehr wohl; es iſt gar nicht wunderſam, daß ſie in dichtem Gehölz die reifen Früchte und Samen ſowie die Blüthen unterſcheiden. Uebrigens findet man keine Art von Piſangfrucht, nach welcher ſie ſehr lüſtern ſind, keine Pfirſichen und keine der andern Früchte, welche die Indier ziehen; in dem dichtem Gehölz. Die Rouſſette iſt ein gutes Wildprett. Ja, für den, der den Ekel überwinden kann, den ihre Geſtalt einflößt. Beſonders die ſchon fette junge von 4 bis 5 Monat iſt in ihrer Art eben ſo gut, wie es ein junges Perlhuhn, und ein Friſchling in der ihrigen ſind. Die alten ſind hart, obwohl ſehr fett in der Jahreszeit des Obſtes, das ihnen zuſagt, d. h. den ganzen Sommer und einen guten Theil des Herbſtes hindurch. Die Männchen vorzüglich bekommen, wenn ſie alt werden, einen unangenehmen und ſtarken Geruch. Sonſt iſt es nicht ſehr genau geſprochen, wenn man im Allgemeinen ſagt, die Indier eſſen ſie. Man weiß, daß der Indier kein Thier ißt, keins tödtet. Wohl mögen die Mauren, die Malayen ſie eſſen; viele Europäer thun es ſicher; alſo, in Wahrheit ißt man in Indien Rouſſetten, obwohl der eigentliche Indier ſie nicht ißt. Auf unſerer Inſel ißt man Rouſſetten und Rougetten.“

„Nach der obigen Prüfung komme ich zum Hauptinhalt der Naturgeſchichte, er bedarf der Berichtigung; und zum Beleg habe ich nur entgegenzuſtellen, was ich von den Rouſſetten kenne, was ich von ihnen

geſehen, was andere, denen der Naturgeſchichtſchreiber nachgeſchrieben, ſich von ihnen eingebildet haben.“

„Die Rouſſetten und die Rougetten ſind auf den Inſeln France Bourbon und Madagaskar von Natur zu Hauſe. Seit 50 Jahren und länger (im Jahre 1772) bewohne ich die Inſel Bourbon. Als ich dorthin kam, waren dieſe Thiere, ſelbſt in den ſchon bewohnten Vierteln, ebenſo gemein, als ſie gegenwärtig dort ſelten ſind. Die Urſache davon iſt ganz natürlich. 1. der Wald war noch nicht weitab von den Niederlaſſungen, und ſie bedürfen des Waldes: heutzutage iſt er ſehr entfernt. 2. Die Rouſſette bringt lebendige Jungen zur Welt und jährlich nur eins. 3. Ihres Fleiſches und Fettes wegen wird auf die Jungen den ganzen Sommer, den ganzen Herbſt und einen Theil des Winters hindurch Jagd gemacht, von den Weißen mit dem Feuergewehr, von den Negern mit dem Netze. Die Art muß ſich in kurzer Zeit bedeutend vermindern; zumal ſie die Anſiedelungen verlaſſen, um ſich in die noch unbewohnten Gegenden zurückzuziehen und die flüchtigen Neger ſie dann, wenn ſie ihrer habhaft werden können, nicht ſchonen.“

„Die Paarungszeit dieſer Thiere findet hier gegen den Mai ſtatt, d. h. im Allgemeinen in der Mitte des Frühlings; das Junge kommt zur Welt ungefähr einen Monat nach der Herbſtnachtgleiche, folglich tragen ſie fünftehalb bis fünf Monate lang. Die Dauer des Wachsthums der Jungen kenne ich nicht, ich weiß aber, daß es zur Zeit der Winterſonnenwende, d. h. nach beinahe 8 Monaten von ihrer Geburt an, vollendet erſcheint. Ich weiß ferner, daß man nach dem April und Mai, der Zeit, worin man leicht die Alten von den Jungen an den lebhaftern Hautfarben der letztern unterſcheidet, keine jungen Rouſſetten mehr ſieht. Die Alten werden grau, ich weiß nicht in welchem Alter; und alsdann ſind ſie ſehr hart, beſonders die Männchen; alsdann riechen dieſe wie geſagt, ſehr ſtark, können nur Neger ſie genießen, und iſt nichts gutes an ihnen als ihr Fett, mit dem im Allgemeinen die Art von dem Ende des Frühlings bis zum Anfange des Winters ziemlich verſehen iſt.“

„Gewiß gibt kein Fleiſch, von welcher Art es auch ſein möge, den Rouſſetten und Rougetten ihre Wohlbeleibtheit, noch macht es ſelbſt im mindeſten einen Theil ihrer Nahrung aus; Fleiſch brauchen ſie nicht. Kurz, dieſe Thiere ſind durchaus keine fleiſchfreſſenden; ſie ſind Pflanzenfreſſer und nur Pflanzenfreſſer. Von Piſangfrüchten, Pfirſichen, Granatbirnen, vielen Obſtarten, mit denen nach und nach unſere Wälder verſehen werden, von Miſtelbeeren und andern Beeren, davon ernähren ſie ſich und davon allein. Sehr lieben ſie ferner den Saft gewiſſer, doldenförmiger Blüthen, wie unter andern derer unſeres Stinkbaums

die einen ſehr ſpärlichen Honigſaft haben. Dieſe im Januar und Februar allgemeiner geſprochen, im Herzen des Sommers ſehr zahlreichen Blumen ziehen die Rouſſetten in großer Menge nach dem tieferliegenden Theil unſerer Inſel; ſie laſſen die zahlreichen Staubgefäße dieſer Blüthen herunterregnen, und ſehr wahrſcheinlich iſt zum Ausſaugen des Honigſaftes der Doldenblüthen und vielleicht noch vieler andern Blüthen von verſchiedenen Gattungen ihrer Zunge ſo, wie es die genaue und gelehrte Beſchreibung angibt, welche H. Daubenton von ihnen gegeben hat. Ich will hier bemerken, daß die Schale der Mangofrucht harzig iſt, und daß unſere Thiere ſie gar nicht anrühren. Ich weiß, daß man ſie in Käfichten, Brot, Zuckerrohr u. ſ. w. freſſen läßt. Es iſt mir unbekannt geblieben, ob man ſie Fleiſch, beſonders rohes, hat freſſen laſſen; aber hätten ſie es auch in Käfichten gefreſſen, ich betrachte ſie nicht im Zuſtande der Sklaverei; er verändert zu ſehr die Sitten, Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten aller Thiere. In voller Wahrheit hat der Menſch von dieſen hier weder für ſich perſönlich, noch für ſein Geflügel etwas zu befürchten. Es iſt ihnen ganz unmöglich, auch nur den allerkleinſten Vogel, geſchweige gar eine Henne, zu faſſen. Eine Rouſſette vermag nicht wie ein Falke, ein Sperber u. ſ. w. über eine Beute herzuſtürzen. Kommt ſie der Erde zu nahe, ſo fällt ſie darauf und kann nicht wieder emporfliegen, als, indem ſie an irgend einer Stütze, wäre es auch an einem Menſchen,*) hinaufkriecht. Einmal am Boden kann ſie ſich nur ungeſchickt und ziemlich langſam darauf fortſchleppen; auch bleibt ſie auf demſelben nur ſo kurz als möglich; zum Laufen iſt ſie gar nicht geſchaffen. Sollte ſie einen Vogel auf einem Zweige überraſchen wollen? Die töpelhafte Weiſe, mit der ſie oft genöthigt iſt, über einen Zweig zu gehen, um an ſeinem Ende den Wind in ihre Segel aufzufangen, und ſo ihren Flug zu beginnen, zeigt augenfällig, daß ſolche Verſuche ihr nie gelingen würden. Und, um mich verſtändlicher zu machen, muß ich bemerken, daß dieſe Thiere, um abzufliegen, nicht wie die Vögel ſich in die Luft ſchwingen können; ſie müſſen ſie zu wiederholtenmalen mit ihren Flügeln ſchlagen, bevor ſie den Ort, an den ſie ſich angeklammert haben, mit den Krallen ihrer Pfoten verlaſſen; und ſo voll ihre Segel beim Abfluge ſein mögen, ihre Schwere zieht ſie herab; und um ſich zu erheben, durchfliegen ſie die Binnenſeite einer krummen Linie. Allein die

*) Ich habe geſehen, wie eine noch ganz junge Rouſſette bei der vollen Abenddämmerung in mein Haus hereinflog, ſich gerade an den Füßen einer jungen, ſieben bis acht Jahre alten Negerin niederließ und ſofort an dieſem Kinde hinaufkletterte. Zum Glück war es in meiner Nähe; ich nahm ſie ſo ſchnell weg, daß die Flügelhaken ſeine Schultern oder ſein Geſicht noch nicht erreicht hatten.

Stelle, wo ſie ſich befinden, wenn ſie abfliegen müſſen, iſt für das freie Spiel ihrer Flügel nicht immer bequem; zu nahe Zweige etwa könnten ſie hindern, und in dieſem Falle geht die Rouſſette über den Zweig ſo weit vor, bis ſie ohne Gefahr ihren Schwung nehmen kann. Ziemlich oft ereignet es ſich bei einer zahlreichen Schaar dieſer fliegenden Vierfüßer, die entweder durch einen Donnerſchlag, oder Gewehrſchuß, oder dieſen und jenen andern plötzlichen Schrecken auf einem mittelmäßig, wie 20 bis 30 Fuß hohen Baum unter den Zweigen überraſcht wird, es ereignet ſich, ſage ich, ziemlich gewöhnlich, daß mehrere zur Erde fallen, ehe ſie die zu ihrer Unterſtützung nöthige Luft haben faſſen können, und man ſieht ſie ſogleich längs den Bäumen, die ſich in ihrem Bereiche befinden, wieder hinaufſteigen, um, ſobald ſie können, ihren Flug zu nehmen. Man ſtelle ſich Reiſende vor, die auf dieſe ihnen unbekannten Thiere Jagd machen, auf Thiere, deren Form und Geſtalt ihnen Schrecken verurſacht, ſie ſelbſt plötzlich von einer Menge, von ihrem Gipfel herabgefallener Rouſſetten umgeben, an einem aus der Geſellſchaft mögen ſich zufällig eine oder zwei Rouſſetten anhängen und an ihm hinaufklettern, er ſuche ſich ihrer zu entledigen, benehme ſich linkiſch und werde gekratzt oder wohl gar gebiſſen,—iſt das nicht der Grund eines Berichtes, der aus den Rouſſetten grimmige Thiere machen wird, die ſich über den Menſchen herſtürzen, ihn im Geſichte zu verwunden, ihn zu freſſen ſuchen u. ſ. w.? Und, beim Lichte geſehen, läuft es auf das zufällige Zuſammentreffen ganz verſchiedener Thierarten hinaus; die beide voreinander große Angſt hatten. Ich habe oben geſagt, die Rouſſetten hätten den Wald nöthig; hier ſieht man wohl, daß ſie ihn aus dem natürlichen Triebe der Selbſterhaltung ſuchen und nicht aus einem wilden und ſcheuen Charakter. Wenn ich zu dem, was ich bereits von den Rouſſetten und Rougetten beigebracht habe, hinzufüge, daß ſie kein Aas anfallen, natürlicher Weiſe nicht auf dem Boden freſſen, hangen müſſen, um ihre Nahrung zu ſich zu nehmen, ſo däucht mir, werde ich das Vorurtheil zerſtört haben, welches ſie fleiſchgierig, gefräßig, boshaft, grauſam u. ſ. w. ſein läßt. Wenn ich ferner bemerke, daß ihr Flug ebenſo ſchwerfällig, beſonders nahe an der Erde ebenſo geräuſchvoll iſt, als der Vampire es nicht ſein darf vielmehr leicht ſein muß, ſo werde ich durch dieſes letzte Merkmal wieder zwei Arten beträchtlich voneinander entfernt haben.“

„Darum, weil man zuweilen Rouſſetten, faſt wie die Schwalbe thut, über die Waſſerfläche hinſtreifen ſieht, läßt man ſie ſich von Fiſchen ernähren, macht ſie zu Fiſchern, und das fehlte auch noch, ſobald man wollte, daß ſie von Allem fraßen. Dieſes Fleiſch ſagt ihnen ebenſo wenig wie jedes andere zu. Noch einmal, ſie ernähren ſich nur von Pflanzen.

um ſich zu baden, ſtreifen ſie übers Waſſer; und erhalten ſie ſich nahe am Waſſer leichter im Fluge als nahe an der Erde, ſo kommt dieſes davon, daß der Widerſtand der Erde den Flügelſchlag auffängt, der über dem Waſſer freier iſt. Daher entſpringt auch offenbar die natürliche Reinlichkeit der Rouſſetten. Ich habe viele geſehen, viele getödtet, nie aber auf irgend einen den mindeſten Schmutz gefunden; ſie ſind ſo reinlich wie im Allgemeinen die Vögel.“

„Die Rouſſette gehört nicht zu jenen Thieren, die wir ſchön zu finden geneigt ſind; ſie iſt ſogar, wenn ſich bewegt und nahebei, häßlich anzuſehen. Nur ein Geſichtspunkt und nur eine einzige Stellung, iſt ihr in Bezug auf uns günſtig, eine Stellung, in welcher man ſie mit einer Art von Vergnügen ſieht, in welcher Alles, was widerlich, abſcheulich an ihr iſt, verſchwindet. An dem Aſt eines Baumes hält ſie ſich feſt, den Kopf unten, die Flügel gefalten und genau an den Körper angepreßt; ihr Segelwerk alſo, das ihre Unförmlichkeit ausmacht, ſo wie die Hinterpfoten, die mittels der Krallen, womit ſie bewaffnet ſind, ſie feſthalten, erſcheinen nicht. Wenn ſie hängt, ſieht man nur einen runden, quabeligen, mit einer dunkelbraunen, ſehr reinlichen und wohlgefärbten Haut bekleideten Körper, zu welchem ein Kopf gehört, deſſen Züge etwas lebhaftes und feines an ſich haben. Das iſt die Stellung der Rouſſetten in der Ruhe; ſie haben nur dieſe in der ſie ſich die größte Zeit des Tages hindurch halten. Was den Geſichtspunkt anbelangt, ſo iſt es an uns, ihn zu wählen. Man muß ſich der Art ſtellen, daß man ſie in einer Halbverkürzung ſieht, d. h. in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß über der Erde in einer Entfernung von ungefähr 150 Fuß. Jetzt ſtelle man ſich den Wipfel eines großen Baumes vor, der in ſeinem Umfang und in ſeiner Mitte mit 100, 150, vielleicht 200 dergleichen Wetterfahnen verſehen iſt, die keine Bewegung haben als jene, welche den Wind den Zweigen gibt, und wird ſich einen Begriff von dem Gemälde machen, das mir immer ſehenswerth vorgekommen und das ſich mit Vergnügen betrachten läßt. In den an Gegenſtänden der Naturgeſchichte reichſten Kabinetten unterläßt man es nicht, eine Rouſſette ausgeſpannt und in der ganzen Weite ihrer Flügel aufzuſtellen, ſo daß man ſie in ihrer Thätigkeit und in ihrer vollen Häßlichkeit zeigt. Man müßte, ſo dünkt mich, wo möglich daneben oder darüber eine in der natürlichen Stellung der Ruhe zeigen, denn die, welche der Kupferſtich darſtellt, iſt noch nicht die wahre: man ſieht nie die Rouſſetten am Boden ruhig auf ihren vier Beinen.“

„Ich will dieſe Bemerkung mit der Angabe ſchließen, daß die Rouſſette und die Rougette zu einer geſunden Nahrung dienen. Man hat nie gehört, daß irgend jemand dadurch unwohl geworden, obwohl

man ſehr häufig unmäßig davon gegeſſen hat. Das darf nicht Wunder nehmen, ſobald man weiß, daß dieſe Thiere nur von reifen Früchten, von Saft und Blüthe und vielleicht von den Ausſchwitzungen vieler Bäume leben. Ich vermuthe es ſehr; die Stellung bei Herodot läßt es mich glauben; aber ich habe es nicht genug geſehen, um die Sache als zuverläſſige Wahrheit auszugeben.“

Der Vampir. *)

Auch in den heißen Ländern der neuen Welt findet man einen andern fliegenden Vierfüßer, deſſen amerikaniſchen Namen man uns nicht überbracht hat, und den wir *Vampir* nennen wollen, weil er das Blut der Menſchen und Thiere, die ſchlafen, ausſaugt, ohne ihnen ſo viel Schmerz zu verurſachen, daß ſie davon aufwachten. Dieſes amerikaniſche Thier gehört zu einer von denen der Rouſſette und Rougette, die ſich beide nur in Afrika und im ſüdlichen Aſien befinden, verſchiedenen Art. Der Vampir iſt kleiner als die Rougette, die ſelbſt wieder kleiner als die Rouſſette iſt. Der erſte ſcheint, wenn er fliegt, die Dicke einer Taube zu haben, die zweite die Größe eines Raben und die dritte die eines dicken Huhns. Die Rouſſette und die Rougette haben beiden einen ziemlich wohlgebauten Kopf, kurze Ohren, eine wohlgerundete Schnauze, faſt von der Form einer Hundsſchnauze. Der Vampir dagegen hat eine geſtrecktere Schnauze; ſein Aeußeres iſt ſcheußlich wie das der häßlichſten Fledermäuſe, ſein Kopf unförmlich und von großen ſtark geöffneten und ganz aufrechten Ohren überragt; ſeine Naſe iſt mißſtellt, trichterförmig, mit einer Haut obenauf, die ſich in Geſtalt eines Horns oder eines ſpitzigen Kamms erhebt und die Unförmlichkeit ſeines Geſichtes ſehr vermehrt. Dieſemnach kann man nicht daran zweifeln, daß dieſe Art eine ganz andere ſei, als die der Rouſſette und der Rougette. So mißgeſtaltet der Vampir, ſo bösartig iſt er; er beunruhigt den Menſchen, quält und vertilgt die Thiere. Wir können kein glaubhafteres und jüngeres Zeugniß als das des H. de La Condamine aufführen. „Die Fledermäuſe, ſagt er, die das Blut der Pferde, Maulthiere, und ſelbſt der Menſchen ausſaugen, wenn ſie ſich nicht gegen ſie ſicher ſtellen, indem ſie unter einem Obdache ſchlafen, ſind eine gemeine Geißel für den größten Theil der heißen Länder Amerikas. Manche ſind von ungeheurer Dicke, ſie haben zu *Borga* und in verſchiedenen andern Gegenden das große Hornvieh, welches die Miſſionäre dort eingeführt hatten, und das ſich zu vermehren begann,

*) Der *Vampir*, ein amerikaniſches Thier, welches nur mit den unbeſtimmten Namen *große amerikaniſche Fledermaus*, oder *fliegender Hund von Neuſpanien* angeführt worden iſt.

gänzlich vertilgt.“ Dieſe Angaben werden von mehreren andern Naturgeſchichtſchreibern und Reiſenden beſtätigt. Peter Martyr, der ziemlich kurze Zeit nach der Eroberung von Südamerika ſchrieb, ſagt, es gebe in den Ländern der Landenge von Darien Fledermäuſe, die das Blut der Menſchen und Thiere, während ſie ſchliefen, ausſaugten, bis ſie dieſelben erſchöpften und ſelbſt bis zu dem Grade, daß ſie ihnen den Tod zuzögen. Jumilla verſichert dieſelbe Sache und ebenſo Don Georg Juan und Don Antonio de Ulloa. Es ſcheint, wenn man dieſe Zeugniſſe zuſammenhält, daß die Art dieſer blutſaugenden Fledermäuſe zahlreich und in ganz Südamerika ſehr gemein ſein; gleichwohl haben wir uns bisheran noch keine einzige verſchaffen können; man kann aber bei Seba die Geſtalt und Beſchreibung dieſes Thieres finden, deſſen Naſe ſo außerordentlich iſt, daß es mich ſehr wundert, daß die Reiſenden es nicht bemerkt und nicht laut geſchrieen haben von dieſer Mißgeſtalt, die in die Augen ſpringt und deren ſie doch gar nicht erwähnen. Möglich alſo, daß das ſonderbare Thier, deſſen Abbildung uns Seba geliefert, nicht dasjenige wäre, welches wir hier unter dem Namen Vampir, d. h. Blutſauger, anführen; möglich auch, daß jene Abbildung bei Seba ungetreu oder übertrieben iſt; möglich endlich, daß jene unförmliche Naſe eine Mißbildung oder zufällige Abweichung wäre, obwohl es Beiſpiele ſolcher Unförmlichkeiten bei einigen andern Fledermausarten gibt. Die Zeit wird dieſes Dunkel aufhellen und unſere Ungewißheit enden.

Was die Rouſſette und die Rougette anbelangt, ſo ſind beide im Kabinet des Königs und von der Inſel Bourbon hierhergekommen. Dieſe zwei Arten befinden ſich nur auf dem alten Feſtlande und ſind nirgendwo in Aſien und in Afrika ſo zahlreich, wie es der Vampir in Amerika iſt. Dieſe Thiere ſind größer, ſtärker und vielleicht boshafter als der Vampir; ſie richten aber mit offener Gewalt, an vollem Tage ſo gut wie in der Nacht, ihre Verheerung an; ſie tödten das Geflügel und die kleinen Thiere; ſie fallen ſelbſt über die Menſchen her, verhöhnen ſie und verwunden ſie im Geſicht mit grauſamen Biſſen, und kein Reiſender ſagt, daß ſie Menſchen und Thieren im Schlaf das Blut ausſaugen.

Unvollkommen kannten die Alten dieſe geflügelten Vierfüßer, die eine Art von Ungethüm ſind; und wahrſcheinlich hat nach dieſen ſonderbaren Muſtern der Natur ihre Einbildungskraft die Harpyien gezeichnet; die Flügel, die Zähne, die Krallen, die Grauſamkeit, Gefräßigkeit, Schmutzigkeit, alle unförmlichen Eigenheiten, alle ſchädlichen Fähigkeiten der Harpyien paſſen ziemlich auf unſere Rouſſetten. Herodot*)

*) Buch III. Sonderbar iſt es, daß Plinius, der uns ſo viele unglaubwürdige und ſelbſt wunderbare Dinge als wahr überliefert hat, hier Herodot der Lüge

ſcheint ſie angedeutet zu haben, wo er ſagt, es gebe große Fledermäuſe, welche die Menſchen, die um die Sümpfe in Aſien die Kaſſie pflücken gingen, ſehr beläſtigten; ſie wären genöthigt, ſich den Körper und das Geſicht mit Leder zu bedecken, um ſich gegen ihre gefährliche Biſſe zu ſchützen. Strabon redet von ſehr großen Fledermäuſen in Meſopotamien, deren Fleiſch gut zu genießen ſei. Unter den Neuern haben Albert, Iſidor, Skaliger, jedoch unbeſtimmt, dieſer großen Fledermäuſe Erwähnung gethan; Linscot; Nikolaus Mathias, Franz Pyrard haben genauer von ihnen geſprochen und Oblieger Jacobeus hat eine kurze Beſchreibung von ihnen nebſt der Abbildung geliefert; endlich findet man Beſchreibungen und gut gefertigte Abbildungen bei Seba und Edwards, die mit den unſrigen übereinſtimmen.

Die Rouſſetten ſind fleiſchfreſſende, gefräßige und vor Allem genießende Thiere; denn fehlt ihnen Fleiſch oder Fiſch, ſo ernähren ſie ſich von Pflanzen und Früchten jeder Art; ſie trinken den Saft der Palmbäume, und man kann ſie leicht berauſchen und fangen, indem man in den Bereich ihres Aufenthaltes, mit Palmwaſſer oder ſonſt einer gebohrenen Flüſſigkeit angefüllte Gefäße ſetzt. Sie hängen ſich an die Bäume mit ihren Nägeln feſt; gewöhnlich gehen ſie ſchaarenweiſe und mehr bei Nacht als bei Tage; die zu beſuchenden Oerter fliehen ſie und wohnen in den Wüſten, beſonders auf den unbewohnten Inſeln; ſie betreiben die Paarung mit großer Begier. Das Geſchlecht iſt beim Männchen ſehr hervorſtehend; die Ruthe ſteckt nicht wie die der Vierfüßer in einer Scheide, ſie iſt außerhalb des Körpers beinahe wie am Menſchen und Affen. Das Geſchlecht der Weibchen iſt auch ſehr hervorſtehend; ſie haben nur zwei Zitzen auf der Bruſt und gebären nur in geringer Zahl, jedoch mehr als einmal jährlich. Das Fleiſch dieſer Thiere, beſonders wenn ſie jung ſind, iſt nicht übel zu genießen; die Indier finden es gut, und ſie vergleichen ſeinen Geſchmack mit dem des Rebhuhns oder des Kaninchens.

Die, welche Amerika bereiſt haben, ſagen einhellig, daß die großen Fledermäuſe dieſes neuen Feſtlandes den Menſchen und Thieren im Schlaf, ohne ſie zu wecken, das Blut ausſaugen. Jene, die Afrika und Aſien bereiſt haben, und der Rouſſetten und Rougette erwähnen, ſprechen von dieſer ſeltſamen Sache nicht; ihr Stillſchweigen liefert gleichwohl keinen vollgültigen Beweis, zumal es eine ſo große Uebereinſtimmung und ſo viele andere Aehnlichkeiten zwiſchen den Rouſſetten und dieſen großen Fledermäuſen, die wir Vampire genannt haben, gibt; wir haben alſo geglaubt, unterſuchen zu müſſen; wie es möglich ſei, daß dieſe Thiere

zeigt und ſagt, daß dieſe Angabe von den Fledermäuſen, die über die Menſchen herfallen, nur ein altes Ammenmährchen wäre.

das Blut ausſaugen können, ohne einen Schmerz zu verurſachen, der wenigſtens empfindbar genug wäre, um eine ſchlafende Perſon aufzuwecken. Ritzten ſie das Fleiſch mit ihren Zähnen auf, die ſehr ſtark und dick ſind, wie die Zähne der andern Vierfüßer von ihrer Größe, ſo würde der Menſch im tiefſten Schlaf und beſonders die Thiere, die einen leichtern Schlaf als der Menſch haben, durch den Schmerz dieſes Biſſes aus dem Schlaf auffahren; ebenſo verhält es ſich mit den Verwundungen, die ſie mit ihren Nägeln verurſachen können: alſo nur mit der Zunge können ſie Oeffnungen in die Haut machen, die zart genug ſind, um Blut herauszuſaugen, und die Adern eröffnen, ohne einen lebhaften Schmerz zu veranlaſſen. Wir haben keine Gelegenheit gehabt, die Zunge des Vampirs zu ſehen; aber die der Rouſſetten, welche H. Daubenton ſorgfältigt unterſucht hat, ſcheint die Möglichkeit der Sache anzudeuten; dieſe Zunge iſt ſpitz und rauh, bedeckt mit harten, ſehr feinen, ſehr ſcharfen und rückwärts gekehrten Wärzchen; dieſe ſehr feinen Spitzen können ſich in die Poren der Haut einſetzen, ſie erweitern und bis dahin eindringen, daß das Blut dem fortwährenden Saugen der Zunge nachgibt. Doch es iſt genug über eine Sache geſprochen, deren Umſtände uns insgeſammt nicht recht bekannt und zum Theil vielleicht übertrieben oder von den Schriftſtellern, die ſie uns mitgetheilt haben, unrichtig erzählt worden iſt.

* H. Roume de Saint-Laurent hat uns in Betreff der großen Fledermaus oder des Vampirs der Inſel Trinidad unter dem 18. April 1778 von Granada geſchrieben. Die Bemerkungen dieſes geſcheidten Beobachters beſtätigen Alles, was wir Anfangs über die Verwundungen, die der Vampir beibringt, und über die beſondere Weiſe, wie er das Blut ausſaugt und wie die Aufſchärfung der Haut vor ſich geht, geſagt und gedacht hatten. Ich hatte, ſo zu ſagen, den Hergang errathen; doch hatten die Liebe zur Wahrheit und das gewiſſenhafte Beſtreben, Alles zu berichten, was zu ihrer Aufklärung dienen kann, nicht bewogen, Zeugniſſe über dieſe Sache mitzutheilen, die meiner Meinung zu widerſprechen ſchienen; allein ich habe geſehen, daß ſie begründet war, und daß die HH. de Saint-Laurent und Gaulthier Alles beobachtet haben, was ich über die Art und Weiſe vermuthet hatte, wie dieſe Thiere ohne Schmerz Wunden beibringen und das Blut in dem Grade ausſaugen können, daß ſie den Körper eines Menſchen oder eines Thieres ausleeren und ihnen den Tod zuziehen.

Die Cephalote oder der Dickkopf.

H. Pallas, der uns Beſchreibungen von zwei Fledermäuſen gibt, die er als neu betrachtet, und deren Abbildungen ich glaubte nachſtechen

laſſen zu müſſen, warnt vor der Verwechſelung der Kleeblattnaſe, deren Beſchreibung und Abbildung ich geliefert, mit der von Seba unter dem Namen gemeine amerikaniſche Fledermaus angegebenen Fledermaus. H. Pallas ſagt, er habe die beiden Arten geſehen und ſich, nachdem er ſie verglichen, überzeugt, daß ſie ſehr verſchieden voneinander ſeien. Ich kann ihm nur dafür danken, daß er mir dieſen Irrthum angezeigt hat.

Er gibt uns ſodann die Beſchreibung einer von jenen neuen Fledermäuſen, die, wie er ſagt, Indien angehört, die er Cephalote, d. h. Dickkopf, nennt, und die in der That von allen Fledermäuſen, welche wir in unſerm Werke beſchrieben haben, verſchieden iſt. Folgendes iſt ein Auszug deſſen, was H. Pallas darüber ſagt.

„Dieſe bisheran den Naturforſchern unbekannte Fledermausart findet ſich auf den Molucken, von wo man zwei Weibchen dem H. Schloſſer nach Amſterdam geſchickt hat.“ Das Weibchen bringt nur 1 Junges zur Welt; man kann es daraus entnehmen, weil H. Pallas bei der Zerlegung, die er an dem einen dieſer Weibchen vorgenommen, nur eine Frucht gefunden hat.

Er nennt dieſe Fledermaus Cephalote, weil ſie im Verhältniſſe zum Rumpfe einen dickern Kopf hat als die andern Fledermäuſe; auch der Hals iſt bei ihr ausgezeichneter, weil weniger behaart.

„Dieſe Fledermaus, fährt H. Pallas fort, unterſcheidet ſich von allen andern durch die Zähne, die einige Aehnlichkeit mit den Zähnen der Mäuſe oder ſelbſt der Igel haben, indem ſie mehr zum Annagen der Früchte als zum Zerreißen einer Beute gemacht ſcheinen: die Hundszähne in der obern Kinnlade ſind durch 2 kleine Zähne getrennt; und in der untern Kinnlade fehlen dieſe kleinen Zähne, und die beiden Hundszähne dieſer Kinnlade ſind wie die Schneidezähne bei den Mäuſen.“

Ich glaube hier eine Tafel der Zahl und Ordnung der Zähne bei den Fledermausarten, die mir von H. Daubenton mitgetheilt worden iſt, folgen laſſen zu müſſen.

Namen der Fledermäuse.	Obere Schneidezähne.	Untere Schneidezähne.	Obere Backenzähne.	Untere Backenzähne.	Hundszähne.	Im Ganzen.
Die Hufeiſennaſe	—	4	8	10	4	26
Das Blatt	—	4	8	10	4	26
Die fliegende Ratte	2	2	8	10	4	26
Die fliegende Feldmaus . . .	2	2	8	10	4	26
Das fliegende Murmelthier . .	2	6	8	8	4	28
Der fliegende Gartenſchläfer .	—	4	10	10	4	28
Die fliegende Feldratze . . .	4	6	8	8	4	30
Die Speckmaus	4	6	8	10	4	32
Die blaſſe Fledermaus . . .	4	6	8	10	4	32
Der fliegende Hund	4	4	8	12	4	32
Die Rouſſette	4	4	8	12	4	32
Die Zwergfledermaus.	4	6	10	10	4	34
Die großöhrige Fledermaus. .	4	6	10	12	4	36
Die Fledermaus	4	6	12	12	4	38
Der fliegende Haſelſchläfer. .	4	6	12	12	4	38
Die Kleeblattnaſe	4	4	10	10	4	32
Der Dickkopf	2	—	6	10	4	22
Die Spitzmaus-Fledermaus . .	4	4	6	6	4	24

„Der Schwanz dieſer Dickkopfs-Fledermaus iſt nicht lang; er liegt, ſagt H. Pallas, unter dem Häutchen zwiſchen den Hüften. Die Form der Naſe iſt ein Kennzeichen, an dem man auf den erſten Blick dieſe Fledermaus von allen andern unterſcheiden kann. Die Form der Pupille weicht ebenfalls von der der andern Fledermäuſe ab; die Bruſt hat eine größere Weite und gleicht mehr als bei irgend einer Art der Bruſt der Vögel."

Die umſtändliche Beſchreibung der äußern und innern Theile dieſes Thieres kann man in dem Werke des H. Pallas nachſehen. Wir wollen uns begnügen, hier die Hauptausmeſſungen daraus zu entlehnen:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Breite bei ausgeſpannten Flügeln	1	2	6
Länge des Thieres bis zur Schwanzwurzel	"	3	9
Länge des Kopfes	"	1	3
Breite des Kopfes	"	"	9

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Dicke des Kopfes	"	"	8
Länge der Ohren	"	"	5
Breite der Ohren	"	"	4
Länge des Achſelbeins	"	1	8
Länge des Vorderarms	"	2	3
Länge des Schenkelbeins	"	"	7½
Länge der Beine	"	"	9½
Länge des Schwanzes	"	"	10
Länge des Schwanztheiles jenſeits des Häutchens	"	"	5⅓

Die Spitzmaus-Fledermaus.

Die zweite, von H. Pallas unter der Benennung vespertilio soricinus oder Spitzmaus-Fledermaus angegebene Fledermaus gehört zu der Gattung derjenigen, die keinen Schwanz haben und die auf der Naſe ein Blatt tragen; ſie iſt aber von dieſer Gattung die kleinſte Art; in den heißeſten Gegenden Amerikas, wie auf den Karaiben und in Surinam iſt ſie ziemlich gemein. Es ſcheint, daß ihre Abbildung von Edwards mitgetheilt worden. Die Schnauze dieſer Fledermaus iſt länger und dünner als bei den andern, und hat daher auch eine größere Anzahl von Zähnen. Die Zunge iſt ſehr auffallend, ſowohl ihrer Länge als ihrer Bildung nach. Das Männchen und das Weibchen unterſcheiden ſich faſt bloß durch die Geſchlechtstheile.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Breite bei ausgeſpannten Flügelhäuten	"	8	3
Länge des Thieres zum Schwanze	"	2	1
Länge des Kopfes	"	"	11
Breite des Kopfes	"	"	5
Länge des Blattes über der Naſe	"	"	2
Länge der Ohren	"	"	4½
Länge des innern Ohrläppchens	"	"	2
Breite des Ohrs	"	"	4
Länge des Achſelbeins	"	1	"
Länge des Vorderarms	"	1	4
Länge des Schenkelbeins	"	"	6
Länge der Beine	"	"	6
Länge der Füße mit den Nägeln	"	"	6½

Ich verweiſe in Betreff der umſtändlichen Beſchreibung der äußern und innern Theilen dieſes Thieres auf das Wort des H. Pallas, worin dieſer gelehrte Naturforſcher jene Beſchreibung mit großer Sorgfalt und Genauigkeit abgefaßt hat.

Die große blaſſe Fledermaus von Guiana.

Wir liefern hier die Abbildung einer großen Fledermaus, die uns von Cayenne gebracht worden und von derjenigen, deren Beſchreibung wir unter dem Namen des Vampirs gegeben, hinlänglich verſchieden erſcheint, um als eine andere Art angeſehen werden zu müſſen, obwohl ſich beide in demſelben Lande finden. Der von uns ſogenannten Serotine (im Deutſchen die blaſſe Fledermaus) unſeres Erdſtriches gleicht dieſe dicke guianiſche Fledermaus am meiſten; ſie unterſcheidet ſich aber von ihr bedeutend durch die Größe, da die blaſſe Fledermaus nur 2 Zoll 7 Linien, dieſe von Guiana dagegen 5 Zoll 8 Linien lang iſt; indeſſen iſt ihre Schnauze länger und ihr Kopf geſtreckter geformt und auf dem Scheitel nicht ſo behaart wie der Kopf der blaſſen Fledermaus; die Ohren ſcheinen auch größer zu ſein, da ihre Länge 13 Linien und die Oeffnung am Grunde 9 Linien beträgt; ſo daß, unabhängig von der ſehr großen Verſchiedenheit in der Größe und von der Entfernung der Erdſtriche, dieſe guianiſche Fledermaus nicht als eine Spielart in der Art der blaſſen Fledermaus angeſehen werden kann; da ſie jedoch der blaſſen Fledermaus weit mehr als irgend einer andern gleicht, ſo haben wir ſie mit dieſem Namen der großen blaſſen Fledermaus von Guiana bezeichnet, damit die Reiſenden ſie leicht von dem Vampir und den andern Fledermäuſen jener fernen Erdſtriche unterſcheiden können.

Sie hatte vor ihrer Austrocknung bei ausgeſpannten Flughäuten nahe an 2 Fuß Breite, und ſie iſt in der Umgegend der Stadt Cayenne ſehr gemein. Man ſieht dieſe großen Fledermäuſe ſich des Abends zahlreich verſammeln und in den offenen Gegenden, beſonders über den Wieſen umherſchwärmen. Die Ziegenmelker oder Windfänger vermiſchen ſich mit dieſen Heerſchaaren von Fledermäuſen, und bisweilen ſind ſolche von Vögeln und fliegenden Vierfüßern gemiſchte Schwärme ſo zahlreich und ſo dicht geſchloſſen, daß der Geſichtsſinn davon bedeckt erſcheint.

Bei dieſer großen blaſſen Fledermaus ſind die Haare oben über dem Körper kaſtanienbraunroth, die Seiten des Rumpfes hellgelb. Auf dem Rücken iſt das Haar 4 Linien lang; auf dem übrigen Körper aber nicht ganz ſo lang wie das der europäiſchen blaſſen Fledermäuſe, unter dem Bauche, ſo wie auf den Binnenſeiten der Beine iſt es ſehr kurz und ſchmutzig weiß; die Nägel ſind weiß und gebogen. Die Breite der ausgeſpannten Flughäute beträgt ungefähr 18 Zoll; dieſe Häute ſind von ſchwärzlicher Farbe, ebenſo der Schwanz.

Die Kleeblattnaſe.

Bei der großen Anzahl bisheran weder genannter, noch gekannter Fledermausarten haben wir einige durch Namen, die fremden Sprachen

entlehnt waren, und andere durch Benennungen angegeben, die wir aus ihrem auffallendſten Merkmal hergenommen; eine von ihnen nannten wir Hufeiſennaſe, weil ſie eine der Hufeiſenform ganz ähnliche Erhöhung beträgt. Ebenſo nennen wir die, von welcher hier die Rede iſt, Kleeblattnaſe, weil ſie einen Kamm oder eine Haut in der Form eines ſehr ſpitzigen Kleeblattes zeigt, das vollkommen einem mit feinen Oehren verſehenen Lanzeneiſen gleich (weshalb ſie Büffon fer-de-lance oder Lanzeneiſen nennt.) Obſchon dieſes Merkmal allein hinreicht, um ſie kennbar zu machen und von allen andern zu unterſcheiden, kann man noch hinzufügen, daß ſie faſt keinen Schwanz, beinahe dasſelbe Haar und dieſelbe Größe wie die gemeine Fledermaus, anſtatt aber wie dieſe und die meiſten andern Fledermäuſe 6 Schneidezähne in der untern Kinnlade zu haben, ihrer nur 4 hat. Uebrigens kommt dieſe in Amerika ſehr gemeine Art in Europa nicht vor.

Am Senegal gibt es eine andere Fledermaus, die ebenfalls eine Haut auf der Naſe hat; anſtatt aber die Form einer Lanzenſpitze oden eines Hufeiſen zu haben, wie bei den andern Fledermäuſen, deren wir ſo eben Erwähnung gethan, hat dieſe Haut eine einfachere Geſtalt und gleicht einem eirunden Blatt. Verſchiedenen Erdſtrichen angehörig, ſind dieſe 3 Fledermäuſe keine einfachen Spielarten, ſondern verſchiedene und getrennte Arten. H. Daubenton hat die Beſchreibung dieſer Fledermaus vom Senegal unter dem Namen des Blattes, in den Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften, Jahrg. 1759, S. 374, mitgetheilt.

Durch ihren Flug, ihre Flügel und die Stärke der Bruſtmuskeln den Vögeln ſchon nahe verwandt, ſcheinen ſich ihnen die Fledermäuſe auch durch jene Häute oder Kämme zu nähern, die ſie auf dem Geſicht tragen; dieſe überſchießende Theile, die ſich erſt nur wie überflüſſige Unförmlichkeiten darſtellen, ſind die wahrhaften Merkmale und die ſichtbaren Uebergänge in dem Schwanken der Natur zwiſchen dieſen fliegenden Vierfüßern und den Vögeln; denn die meiſten der letztern haben ebenſalls Häutchen und Kämme an dem Schnabel und Kopf, die ebenſo überflüſſig ſcheinen, wie jene der Fledermäuſe.

Die große guianiſche Kleeblattnaſe.

Dieſe durch H. de La Borde von Cayenne geſchickte, männliche Kleeblattnaſe iſt in Guiana ſehr gemein; ſie hat eine ziemliche Größe, nämlich vier Zoll von der Spitze der Schnauze bis zum After, und die ausgeſpannten Flügel haben 16 Zoll 4 Linien. Ein ziemlich dichtes Haar bedeckt den ganzen Rumpf, den Kopf und die Seiten; die Flughaut iſt ſchwärzlich und mit kurzem glatten Haar bedeckt. Von den gemeinen Fledermäuſen unterſcheidet ſie ſich darin, daß ſie keinen Schwanz hat.

Die Ohren ſtehen aufrecht, etwas nach außen gebogen, an ihren Enden geründet und ohne Ohrgeſchwulſt. Ueber der Oberlippe iſt das in Form einer Lanzenſpitze vorragende Häutchen; deſſen Rand am untern Theile hohlrund iſt und das ſich dadurch von dem vorigen unterſcheidet, deſſen breite Ränder einem Hufeiſen gleichen; dieſe Haut iſt bräunlich wie die Ohren.

Die Haut dieſer Fledermaus iſt ſehr ſanft, auf dem ganzen Körper biſambraun, ausgenommen auf der Bruſt und dem Bauche, wo dieſe Farbe etwas graulich iſt; die längſten Haare ſind auf dem Rücken, wo ſie eine Länge von 3 Linien haben.

In dem obern Kiefer befinden ſich keine Schneidezähne, 2 Hundszähne aber oben wie unten.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfes von der Schnauze bis zum Hinterhaupt	„	1	3
Abſtand zwiſchen dem Ende der Schnauze und dem vordern Augenwinkel	„	„	6½
Abſtand zwiſchen dem hintern Augenwinkel u. dem Ohr	„	„	3½
Länge der Ohren	„	„	7½
Abſtand zwiſchen dem Anfang der beiden Ohren	„	„	8
Länge des Vorderarms vom Ellbogen bis zum Handgelenk	„	2	10
Länge vom Handgelenk bis zur Spitze der Finger	„	5	5
Länge des Beines vom Knie bis zur Ferſe . .	„	1	4
Länge von der Ferſe bis zur Spitze der Nägel .	„	„	6½
Volle Länge des Flügels	„	8	11
Größte Breite des Handgelenks an den Ausſchnitten	„	2	10

Die guianiſche Fledermaus.

Dieſe Fledermaus, deren Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After 3 Zoll 4 Linien beträgt, hat H. de La Borde von Cayenne geſchickt. Sie iſt in Guiana gemein und hat gewöhnlich beinahe die Dicke unſerer Speckmaus. Sie hat, wie alle Fledermäuſe, kleine Augen, eine hervorſpringende Naſenſpitze, langgeſtreckte und auf den Seiten platte Backen; das Naſenende iſt breit; die beiden Naslöcher ſtehen anderthalb Linien voneinander; der Kopf iſt von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterhaupt 10 Linien lang. Die Ohren, die auf den Seiten platt ſind fangen auf der Mitte der Stirn an, wo ſie mehrere Falten bilden, und ziehen ſich über die Backen hin, über dem Gehörgange ſich abplattend; die Ohrgeſchwulſt, die vor dieſem Gehörgange ſteht, iſt klein, breit und an ihrem Ende rund. Dieſe eingedrückte Form der Ohren und der

vorſpringende obere Rand geben dieſer Fledermaus ein Merkmal, das ſie von allen andern Arten unterſcheidet. Ein anderes, ihr eigenthümliches Merkmal aber iſt dies, daß ſie ſehr lange und ſehr ſchmale Flügel hat; ausgeſpannt, ſind ſie 15 Zoll 2 Linien lang; jeder Flügel hat 7 Zoll Länge bei 2 Zoll in ſeiner größten Breite. Das Armbein ſcheint tiefer als bei den andern Fledermäuſen anzuliegen, was die große Länge der Flügel aufwiegt. Die Flughaut, welche die Beine und den Schwanz bedeckt, hat eine braune und grauliche Farbe; der in die Flughaut eingewickelte Schwanz iſt 13 Linien lang; er iſt ſchmal und endet in einem kleinen Haken.

Das Haar auf dem Rücken iſt zwei und eine halbe Linien lang, ſeine Farbe ein dunkeles oder ſchwärzliches Kaſtanienbraun, das ſich über den Kopf hinzieht; nicht ſo dunkel iſt die Farbe unter dem Bauche, und aſchfarbig iſt ſie auf den Seiten; Geſicht und Ohren haben dieſelbe Farbe wie die Flügel. Naſe, Backen und Kiefer ſind mit einem Flaum oder ſehr kurzen Haar bedeckt.

Der Oberkiefer hat keine Schneidezähne, auf jeder Seite ſteht ein großer Hundszahn und ihm zur Seite ein kleiner ſpitziger Zahn. Der Unterkiefer hat 2 ſehr kleine Schneidezähne, die ſich berühren; die beiden Hundszähne unten laufen ſpitz aus, und ihre Seite zeigt eine Furche, in deren Höhlung ſich die obern Hundszähne einlegen.

Der Bär.

Es gib, wenigſtens unter den ziemlich allgemein bekannten Thieren, keins, über welches die Angaben der Naturforſcher ſo ſehr unter ſich abweichen wie die über den Bären; ihre Unſicherheiten, Ungewißheiten und ſelbſt ihre Widerſprüche über die Natur und Sitten dieſes Thieres ſcheinen mir daher zu rühren, daß ſie die Arten nicht unterſchieden haben und manchmal von der einen berichten, was nur der andern zukommt. Vorerſt darf man nicht den Landbären mit dem Seebären verwechſeln, der insgemein weißer Bär, Eisbär heißt. Es ſind nach der Körpergeſtalt ſowohl, als den natürlichen Gewohnheiten nach ſehr verſchiedene Thiere; alsdann muß man unter den Landthieren 2 Arten unterſcheiden, die braunen und ſchwarzen,*) die, da ſie nicht dieſelben Neigungen, dieſelben natürlichen Begierden haben, nicht als Spielarten einer und derſelben Art können angeſehen, ſondern als 2 getrennte und verſchiedene Arten müſſen betrachtet werden. Außerdem gibt es noch Landbären, die weiß und, obſchon der

*) Wir faſſen hier unter die Benennung braune Bären die braunen falben, fuchsrothen röthlichen zuſammen, und unter die Benennung ſchwärzliche Bären die ſchwärzlichen ſo gut wie die ganz ſchwarzen.

Farbe und den Seebären ähnlich, in allem übrigen ebenſo ſehr wie die andern Bären von ihnen verſchieden ſind. Dieſe weißen Landbären findet man in der großen Tartarei, in Rußland, Litthauen und den andern nördlichen Landſchaften. Nicht die Strenge des Himmelsſtriches macht ſie während des Winters weiß, wie die Hermeline oder die Haſen; dieſe Bären kommen weiß zur Welt und bleiben zu jeder Zeit weiß. Man müßte ſie demnach als eine vierte Art betrachten, fanden ſich nicht auch Bären mit einem braun und weiß gemiſchten Haar, was eine Zwiſchenabart zwiſchen dieſen weißen Landbären und dem braunen oder ſchwarzen Bären bezeichnet; folglich iſt der weiße Landbär nur eine Spielart der einen oder der andern dieſer Arten.

In den Alpen findet man den braunen Bären ziemlich gewöhnlich, ſelten den ſchwarzen, der ſich dagegen in den Wäldern der nördlichen Länder Europas und Amerikas in großer Anzahl findet. Der braune iſt wild und fleiſchfreſſend; der ſchwarze nur ſcheu und weigert ſich ſtandhaft, Fleiſch zu freſſen. Wir können darüber kein beſtimmteres und jüngeres Zeugniß geben, als das des H. du Pratz. Er ſagt darüber in ſeiner Geſchichte des Luiſiana Folgendes: „Der Bär *) erſcheint des Winters in Luiſiana, weil der Schnee, der die nördlichen Länder bedeckt, ihn hindert, ſeine Nahrung zu finden, und ſo ihn aus den mitternächtlichen Landſchaften vertreibt; er lebt von Früchten, beſonders von Eicheln und Wurzeln, und ſeine koſtbarſten Gerichte ſind Milch und Honig; trifft er ſie, ſo würde er ſich lieber tödten als ſie fahren laſſen. Ungeachtet des herrſchenden Vorurtheils, als wäre der Bär fleiſchfreſſend, behaupte ich mit allen Bewohnern dieſer Landſchaft und der umliegenden Länder, daß er es keineswegs iſt; nie hat es ſich zugetragen, daß dieſe Thiere Menſchen gefreſſen, ungeachtet ihrer Menge und des äußerſten Hungers, den ſie zuweilen leiden; freſſen ſie doch ſelbſt in dieſem Falle nicht einmal das Schlachtfleiſch, das ſie finden. Zur Zeit, da ich in Natches wohnte, war in den Nordländern ein ſo ſtrenger Winter, daß dieſe Thiere in großer Menge herabkamen; ſie waren ſo gemein, daß ſie durch ihre eigene Menge Hunger litten und ſehr mager waren; die Hungersnoth bewog ſie, die Waldungen am Ufer des Fluſſes zu verlaſſen; man ſah ſie des Nachts in den bewohnten Oertern umherlaufen und in Höfe, die nicht gut verſchloſſen waren, eindringen; dort fanden ſie der freien Luft ausgeſetzte Fleiſchſpeiſen; ſie rührten ſie nicht an, und fraßen nur das Getraide, das ſie finden konnten. Bei ſolch einer Gelegenheit und einer ſo dringenden Noth hätten ſie ſicher ihre Fleiſchgier an Tag legen müſſen

*) Man bemerke, daß hier vom ſchwarzen und nicht vom braunen Bären die Rede iſt.

wofern ſie nur einiger Maßen eine ſolche Natur hätten. Sie haben nie Thiere getödtet, um ſie zu freſſen; und wären ſie ja fleiſchfreſſend, ſo würden ſie nicht die ſchneebedeckten Länder, wo ſie Menſchen und Thiere nach Belieben fänden, verlaſſen, um in der Ferne Früchte und Wurzeln zu ſuchen, eine Nahrung, welche die fleiſchfreſſenden Thiere verſchmähen." H. du Pratz fügt in einer Anmerkung hinzu, er habe ſeit der Abfaſſung dieſes Aufſatzes mit Beſtimmtheit erfahren, daß es in den Gebirgen von Savoyen zweierlei Bären gebe, die einen ſchwarz, wie die von Luiſiana, die keine Fleiſchfreſſer ſeien; die andern roth, die ebenſo gut Fleiſchfreſſer ſeien wie die Wölfe. Der Baron de La Hontan ſagt, die kanadiſchen Bären ſeien äußerſt ſchwarz und wenig gefährlich; ſie griffen nie die Menſchen an, wenn man nicht etwa auf ſie ſchieße oder ſie verwunde; und er ſagt auch, die röthlichen Bären ſeien boshaft und griffen die Jäger frech an, während die ſchwarzen davon flöhen.

Wormius ſchreibt, man kenne in Norwegen drei Bären; der erſte (Breßdiur) ſei ſehr groß, nicht völlig ſchwarz, ſondern braun und nicht ſo ſchädlich wie die andern, da er bloß von Gras und Laub lebe; der zweite (Ildgiersdiur) ſei kleiner, ſchwärzer, fleiſchfreſſend und falle, beſonders im Herbſt, die Pferde und andern Thiere an, der dritte (Myrebiorn) ſei der kleinſte von allen und nichts deſto weniger ſchädlich. Er ernährt ſich, ſagt er, von Ameiſen und findet ein Vergnügen darin, die Ameiſenneſter zu zerſtören. Man hat bemerkt (fügt er ohne Beweis hinzu), daß dieſe drei Arten ſich vermiſchen und zuſammen Zwiſchenarten hervorbringen; daß jene, die Fleiſchfreſſer ſind, Heerden anfallen, alle Thiere zertreten, wie der Wolf, und nur eins oder zwei verzehren; daß ſie, obwohl Fleiſchfreſſer, wilde Früchte verzehren, und daß, wann es viele Sperlinge gibt, ſie mehr als jene zu fürchten ſind, weil dieſe herbe Frucht ihnen die Zähne ſo ſehr verſchlägt, daß nur Blut und Fett ihnen dieſes das Freſſen erſchwerende Stumpfſein benehmen kann. Doch die meiſten dieſer von Wormius berichteten Sachen ſcheinen mir zweideutig; denn es gibt kein Beiſpiel davon, daß Thiere mit ſo verſchiedenen Eßbegierden, wie in den beiden erſten Arten, von denen ſie einen nur Gras und Laub freſſen und die andern Fleiſch und Blut, ſich miteinander vermiſchen und eine Zwiſchenart hervorbringen. Ueberdies ſind hier die ſchwazen Bären die Fleiſchfreſſer und die braunen die Pflanzenfreſſer, was durchaus der Wahrheit zuwider iſt. Ferner laſſen der Pole P. Rzacynski und H. Klein von Danzig, die von den Bären ihrer Heimath geſprochen nur zwei Arten zu, die ſchwarzen und die braunen oder fuchsrothen; und unter dieſen letztern große und kleine; ihnen zu Folge ſind die ſchwarzen Bären ſeltener, die braunen dagegen ſehr gemein; die ſchwarzen die

größten und Ameiſenfreſſer, und endlich die großen braunen oder fuchsrothen die ſchädlichſten und fleiſchgierigſten. Dieſe Zeugniſſe ſo wie die des H. du Pratz und des Barons de La Hontan ſind, wie man ſieht, dem von Wormius, welches ich eben angeführt, völlig entgegengeſetzt. In der That, es ſcheint gewiß, daß die rothen, fuchsrothen oder braunen Bären, die ſich nicht in Savoyen allein, ſondern auf den hohen Gebirgen, in den ausgedehnten Wäldern und faſt allen Wüſten der Erde finden, die lebenden Thiere freſſen und ſelbſt die faulſten Aeſer verzehren. Die ſchwarzen Bären bewohnen faſt nur die kalten Länder; braune oder fuchsrothe Bären aber findet man in den kalten und gemäßigten Erdſtrichen und ſelbſt in den mittäglichen Gegenden. Bei den Griechen waren ſie gemein; die Römer ließen ſie zum Dienſt in ihren Schauſpielen aus Lybien kommen; ſie finden ſich in China, Japan, Arabien, Aegypten und ſelbſt auf der Inſel Java. Ariſtoteles redet auch von den weißen Landbären und ſieht dieſen Farbenunterſchied als zufällig und, wie er ſagt: aus einem Zeugungstheile entſpringend, an. Es gibt alſo Bären in allen wüſten, ſchroffen oder bedeckten Ländern; keine findet man aber in den gut bevölkerten Reichen, noch in den offenen und angebauten Landen; keine in Frankreich, keine in England, wenn nicht etwa in den am wenigſten beſuchten Gebirgen.

Der Bär iſt nicht allein wild, ſondern einſiedleriſch; er flieht aus Naturtrieb jede Geſellſchaft; er entfernt ſich aus den Oertern, wo die Menſchen Zutritt haben; nur in den Gegenden, die noch der alten Natur angehören, fühlt er ſich behaglich; eine alte Höhle in unzugänglichen Felſen; eine in dem Stamm eines alten Baumes von der Zeit gebildete Grotte mitten in dichter Waldung dienen ihm zur Wohnſtatt; dorthin zieht er ſich allein zurück; dort verlebt er einen Theil des Winters ohne Vorräthe, ohne Wochen lang auszugehen. Indeſſen iſt er keineswegs erſtarrt, noch des Gefühls beraubt, wie der Siebenſchläfer oder das Murmelthier; da er aber von Natur fett und gegen das Ende des Herbſtes, die Zeit, worin er ſich verbirgt, übermäßig iſt, ſo läßt ihn dieſer Reichthum an Fett das Faſten ertragen, und er geht nur dann aus ſeiner Suhllache, wann er ſich ausgehungert füht. Man behauptet, daß die Männchen nach Verlauf von ungefähr 40 Tagen ihre Zufluchtsſtätten verlaſſen, die Weibchen aber vier Monate darin bleiben, weil ſie ihre Jungen darin werfen. Es fällt mir ſchwer, zu glauben, daß ſie nicht allein leben, ſondern ſelbſt noch ihre Jungen ſollen ernähren können, ohne während eines ſo langen Zeitraums ſelbſt irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen. Zugegeben, daß ſie, wann trächtig, übermäßig fett ſind, daß ſie außerdem, mit ſehr dichtem Haar bedeckt, die meiſte Zeit über im

Schlaf und ohne Bewegung da liegend, durch die Ausdünſtung ſehr wenig verlieren müſſen; allein wenn es wahr iſt, daß die Männchen nach Verlauf von 90 Tagen vom Bedürfniſſe, Nahrung zu ſich zu nehmen, gedrängt, ausgehen, ſo iſt es nicht natürlich ſich vorzuſtellen, daß die Weibchen nicht von demſelben Bedürfniſſe noch mehr gedrängt werden, nachdem ſie geworfen und wann ſie durch die Säugung ihrer Jungen ſich doppelt erſchöpft finden, will man nicht etwa vorausſetzen, daß ſie einige von ihnen ſammt den Hüllen und Allem, was ſonſt zu ihrem Wurfe gehört, auffreſſen, was mir nicht wahrſcheinlich vorkommt, ungeachtet des Beiſpiels der Katzen, die zuweilen ihre Jungen freſſen. Uebrigens reden wir hier nicht von der Art der braunen Bären, von denen die Männchen wirklich die neugebornen Bären, wann ſie dieſelben in ihren Neſtern finden, verſchlingen; die Weibchen aber ſcheinen dagegen ſie bis zur Wuth zu lieben; ſie ſind, nachdem ſie geworfen, grimmiger, gefährlicher als die Männchen; ſie kämpfen und ſetzen ſich Allem aus, um ihre Jungen zu retten, die bei der Geburt nicht, wie die Alten angaben, unförmlich ſind, und die nach der Geburt ebenſo ſchnell wachſen wie die andern Thiere: ſie ſind im Schooß ihrer Mutter vollkommen gebildet; und wenn die Frucht oder die jungen Bären beim erſten Anblick unförmlich ausſahen, ſo rührt dies daher, weil der erwachſene Bär durch die Maſſe, die Dicke und das Mißverhältniß des Rumpfes und der Glieder es ſelbſt iſt: die Frucht oder das Neugeborne hat ein größeres Mißverhältniß als das erwachſene Thier.

Die Bären ſuchen ſich im Herbſt; das Weibchen, ſagt man, ſei brünſtiger, als das Männchen; man behauptet, daß es ſich, um dieſes zu empfangen, auf den Rücken lege, es feſt in ſeine Arme ſchließe, es lange Zeit an ſich gedrückt halte u. ſ. w.; ſicherer aber iſt es, daß ſie ſich nach der Weiſe der Vierfüßer begatten. Man hat gefangene Bären ſich begatten und zeugen ſehen; nur aber hat man nicht beobachtet, wie lange die Tragzeit dauert. Ariſtoteles ſagt, ſie dauere nur 30 Tage. Da Niemand dieſer Angabe widerſprochen, und wir ihre Wahrheit nicht haben herausſtellen können, ſo können wir ſie auch weder läugnen noch verſichern; wir wollen einzig bemerken, daß ſie uns zweifelhaft erſcheint: 1. weil der Bär ein großes Thier iſt, und je größer die Thiere ſind, um ſo mehr Zeit nöthig iſt, ſie im Schooße der Mutter zu bilden; 2. weil die jungen Bären ziemlich langſam wachſen; ein bis zwei Jahre lang folgen ſie ihrer Mutter und bedürfen ſie ihrer Hülfe; 3. weil der Bär nur in geringer Zahl, eins, zwei, drei, vier und nie mehr als fünf zeugt, eine Eigenſchaft, die er mit allen großen Thieren gemein hat, welche nicht viele Jungen zeugen und lange tragen; 4. weil der Bär 20 bis 25 Jahre lebt, und

die Tragzeit und die Zeit des Wachsthums gewöhnlich mit der Lebensdauer im Verhältniſſe ſtehen. Wenn ich nur nach dieſen Aehnlichkeiten, die mir ziemlich gegründet ſcheinen, ſchließe, ſo möchte ich glauben, daß die Tragzeit beim Bären ſich wenigſtens auf einige Monate beläuft. Wie es ſich auch damit verhalte, es ſcheint, daß ſich die Mutter die größte Sorge für ihre Jungen nimmt; ſie bereitet ihnen in der Tiefe ihrer Höhle ein Bett aus Moos und Gras und ſäugt ſie, bis ſie mit ihr ausgehen können. Sie wirft im Winter, und ihre Jungen beginnen im Frühling ihr zu folgen. Männchen und Weibchen wohnen nicht zuſammen; ſie haben je ihre beſondere und ſelbſt weit voneinander entfernte Wohnſtätte. Können ſie keine Grotte finden, um ſich zu lagern, ſo brechen und ſammeln ſie Holz, um ſich eine Zelle zu bauen, die ſie mit Gras und Laub bedecken, bis ſie gegen das Waſſer undurchdringlich wird.

Die Stimmen der Bären iſt ein Brummen, ein großes Gemurr, oft mit Zähnenknirſchen gemiſcht, das ſie beſonders, wenn man ſie reizt, hören laſſen; er iſt ſehr jähzornig und ſein Zorn gränzt immer an Wuth, oft an Laune; ſo ſanft und ſelbſt gehorſam er gegen ſeinen Herrn erſcheint, wenn er gezähmt iſt, ſo darf man ihm doch nicht trauen und muß man ihn mit Vorſicht behandeln, beſonders ihn nicht auf die Naſenſpitze ſchlagen, noch an den Zeugungsgliedern ihn anrühren. Man lehrt ihn, ſich aufrecht halten, Gebärdungen machen, tanzen; er ſcheint ſogar auf den Ton der Inſtrumente zu horchen und in plumper Weiſe dem Maß zu folgen; doch um ihm dieſe Art von Erziehung zu geben, muß man ihn jung fangen und ſein ganzes Leben über in Zwang halten; der alte Bär läßt ſich nicht mehr zähmen noch zwingen; er iſt von Natur furchtlos oder zum allerwenigſten bei der Gefahr gleichgültig. Der wilde Bär geht nicht von ſeinem Wege ab, flieht nicht beim Anblick des Menſchen; indeß wird behauptet, durch ein Pfeifen überraſche und erſchüttere man ihn der Art, daß er ſtill halte und ſich auf ſeinen Hinterbeinen in die Höhe richte; dieſen Augenblick muß man wahrnehmen, um auf ihn zu ſchießen und ihn zu tödten; denn iſt er bloß verwundet, ſo fällt er wüthend über den, der ihn geſchoſſen hat; und mit den Vordertatzen umfaßt und erſtickt er ihn, wenn ihm Niemand zu Hülfe kommt.

In Schweden, Norwegen, Polen u. ſ. w. jagt und fängt man die Bären auf mehrere Weiſen. Die am wenigſten gefährliche, ſagt man, ſei die, ſie zu berauſchen, indem man ihnen Branntwein auf Honig ſchüttet, den ſie ſehr lieben und in den Baumſtämmen ſuchen. In Luiſiana und Kanada, wo die ſchwarzen Bären ſehr gemein ſind und nicht in den Höhlen hauſen, ſondern in allen am Grunde abgeſtorbenen und im Herzen faulen Bäumen, fängt man ſie, indem man an ihre Wohnungen

Feuer anlegt. Da ſie ſehr leicht auf die Bäume ſteigen, ſo laſſen ſie ſich ſelten am Fuße nieder, und zuweilen wohnen ſie 30 bis 40 Fuß hoch. Iſt es eine Mutter mit ihren Jungen, ſo kommt ſie zuerſt herab; man tödtet ſie, ehe ſie den Boden erreicht; die Jungen kommen nach, man fängt ſie mit einem Strick, den man ihnen um den Hals wirſt, und führt ſie mit ſich, um ſie aufzuziehen oder zu eſſen; denn das Fleiſch des jungen Bären iſt zart und gut; das des erwachſenen iſt genießbar; weil es aber mit einem öligen Fett vermiſcht iſt, ſo kann man faſt nur die Füße, deren Stoff feſter iſt, als eine leckere Speiſe anſehen.

Die Bärenjagd iſt, ohne ſehr gefährlich zu ſein, recht nützlich, wenn man ſie mit eigenem Erfolg ausführt: unter allen groben Pelzwerken hat, die Bärenhaut den größten Werth, und die Menge Oels, die man von einem Bären gewinnt, iſt ſehr beträchtlich. Man thut erſt das Fleiſch und die fette Haut zuſammen in einen Keſſel; das Fett ſcheidet ſich ab. „Hierauf,“ ſagt H. du Pratz, „reinigt man es, indem man, wenn es geſchmolzen und recht heiß iſt, eine gute Menge Salz hineinwirft und Waſſer darauf ſprengt; es erfolgt eine Verpuffung und es erhebt ſich ein dichter Rauch, der den üblen Geruch des Fettes mit ſich fortführt. Iſt der Rauch vorüber und das Fett nur noch lauwarm, ſo ſchüttet man es in einen Topf, worin man es 8 bis 10 Tage ſtehen läßt: nach Verlauf dieſer Zeit ſieht man obenüber ein klares Oel ſchwimmen, das man mit einem Löffel abſchöpft; dieſes Oel iſt ſo gut wie das beßte Baumöl und dient zu demſelben Gebrauch. Unten findet man ein Schmalz, das ſo weiß, aber nicht ganz ſo weiß iſt, wie das Schweineſchmalz; es dient zum Gebrauch in der Küche und es behält weder einen unangenehmen Geſchmack noch einen üblen Geruch zurück.“ H. Dümont ſtimmt in ſeinen Denkſchriften über Luiſiana mit H. du Pratz überein, und ſagt außerdem, daß man von einem einzigen Bären zuweilen mehr als 120 Maß von dieſem Oel oder Fett gewinne, daß die Wilden ſtark mit den Franzoſen darin handeln, daß es ſehr ſchön, ſehr geſund und ſehr gut ſei, daß es faſt nur bei einer großen Kälte geſtehe, daß es in dieſem Falle ganz zu Klümpchen zuſammengerinne und eine blendend weiße Farbe habe, daß man es alsdann wie Butter auf dem Brote eſſe. Unſere Spezereihändler halten kein Bärenöl, ſondern laſſen aus Savoyen, der Schweiz oder Kanada Fett oder Schmeer kommen, das nicht geläutert iſt. Der Verfaſſer des Handelswörterbuches ſagt ſelbſt, das Bärenfett müſſe, um gut zu ſein, graulich, klebrig und übelriechend ſein, und das zu weiße ſei verfälſcht und mit Talg vermiſcht. Man bedient ſich dieſes Fettes als örtlichen Mittels gegen Brüche, Gliederflüſſe u. ſ. w; und viele Perſonen verſichern, gute Wirkungen davon verſpürt zu haben.

Die Menge Fett, womit der Bär bedeckt iſt, macht ihn ſehr leicht und zum Schwimmen geſchickt; auch ſchwimmt er ohne Mühe über Flüſſe und Teiche. Die Bären von Luiſiana," ſagt H. Dümont, „die eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe haben, ſchwimmen ungeachtet ſeiner Breite über den Strom; ſie ſind ſehr lüſtern nach den Dattelpflaumen; ſie beſteigen dieſe Bäume, ſetzen ſich rittlings auf einen Aſt, halten ſich daran mit einer Tatze feſt und bedienen ſich der andern um die übrigen Zweige zu beugen und ſich die Dattelpflaumen zu nähern. Auch verlaſſen ſie ſehr oft die Wälder, um in die bewohnten Gegenden zu kommen und Erdäpfel und Mais zu freſſen." Im Herbſte, wann ſie ſich gut gemäſtet, haben ſie faſt nicht die Kraft zu gehen, wenigſtens können ſie nicht ſo ſchnell wie ein Menſch laufen. An den Seiten und Schenkeln haben ſie zuweilen mehr als 10 Zoll dickes Fett, der untere Theil ihrer Füße iſt dick und geſchwollen; ſchneidet man ihn auf, ſo kommt ein weißer und milchichter Saft heraus. Dieſer Theil ſcheint aus kleinen Eicheln zu beſtehen, die gleichſam Zitzen bilden; und dieſes macht, daß ſie während des Winters in ihren Wohnſtätten unabläßig an ihren Tatzen ſaugen.

Der Geſichts-, Gehör- und Taſtſinn des Bären ſind ſehr gut, obwohl er im Verhältniſſe zu ſeinem Körperumfange ein ſehr kleines Auge, kurze Ohren, eine dicke Haut und ſehr dichtes Haar hat. Sein Geruchsſinn iſt ausgezeichnet und vielleicht vortrefflicher als der irgend eines Thieres; nämlich die innere Oberfläche dieſes Sinnwerkzeuges iſt äußerſt ausgedehnt: man zählt darin vier Reihen knochiger Scheidewände, die durch drei ſenkrechte Blätter voneinander getrennt werden, was die zum Empfang der Eindrücke des Geruchs geſchickten Flächen erſtaunlich vermehrt. Seine Beine und Arme ſind fleiſchig wie die des Menſchen, das Ferſenbein iſt kurz und bildet einen Theil der Fußſohle; an den Hinterfüßen ſtehen 6, der Ferſe zugekehrte Zehen; die Knochen der Handwurzel an den Vorderfüßen ſind ſich gleich, aber der Daume iſt nicht getrennt, und der dickſte Finger an dieſer Art von Hand auswärts, wogegen er an der Menſchenhand einwärts iſt; ſeine Finger ſind an den Händen wie an den Füßen dick, kurz und eng aneinander liegend; die Nägel ſind ſchwarz und von einem ſehr harten gleichartigen Stoff. Er ſchlägt mit ſeinen Fäuſten wie der Menſch mit den ſeinigen; doch dieſe unvollkommenen Aehnlichkeiten mit den Menſchen machen ihn nur unförmlicher und geben ihm keinen Vorzug vor den andern Thieren.

* H. de Musly, Artillerie-Major im Dienſte der Generalſtaaten hat die Güte gehabt, mir über Bären, die zahm aufgezogen worden, einige Bemerkungen mitzutheilen, von denen Folgendes ein Auszug iſt:

„Zu Bern, wo man ſolche Thiere hält, ſagt H. de Musly, läßt man

ſie in großen viereckigen Gruben wohnen, wo ſie ſich ergehen können. Dieſe Gruben ſind von oben gedeckt und in der Tiefe wie an den Seiten mit Werkſtücken bekleidet. Ihre Wohnungen ſind unter der Erde in gleicher Höhe mit dem Boden der Grube gemauert und durch Mauern in zwei Abtheilungen getheilt, und man kann durch Eiſengitter, die man wie an einem Stadtthor herunterfallen läßt, ſowohl die innern als die äußern Oeffnungen ſchließen. Mitten in dieſen Gruben ſind in dicken Steinen Löcher, worin man große Bäume aufrichten kann; außerdem iſt in jeder Grube ein ſtets mit Springwaſſer gefüllter Kübel."

„Vor dreißig Jahren hat man aus Savoyen zwei ganz junge braune Bären hieher gebracht, wovon das Weibchen noch lebt. Das Männchen hat ſich vor zwei Monaten durch den Fall von einem Baume, der in der Grube ſteht, den Rückgrat zerbrochen. In einem Alter von 5 Jahren fingen ſie an zu zeugen, und ſeitdem wurden ſie jedes Jahr im Juni brünſtig, und das Weibchen warf immer im Anfange Januars; das erſtemal brachte es nur ein Junges zur Welt und in der Folge bald eins, bald zwei, bald drei, nie aber mehr, und in den letzten Jahren warf es jedesmal nur ein Junges. Ihr Wärtet glaubt, daß es noch gegenwärtigt trägt (17. Oktober 1771). Die Jungen haben, wenn ſie zur Welt kommen, eine ziemlich artige Geſtalt, eine gelbe Farbe mit Weiß um den Hals, und gar nicht das Ausſehen eines Bären; die Mutter hegt die äußerſte Sorgfalt für ſie. Ihre Augen bleiben 4 Wochen lang geſchloſſen; Anfangs haben ſie kaum mehr als 8 Zoll Länge, und drei Monate hernach ſchon 14 bis 25 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes, und faſt einen Zoll langes Haar. Alsdann haben ſie eine faſt runde Geſtalt, und die Schnauze erſcheint im Verhältniſſe zum übrigen Theile ſehr ſpitz, ſo daß man ſie nicht mehr wiederkennt. Hierauf werden ſie ſchwächlich, während ſie erwachſen ſind; das Weiß vermiſcht ſich allmählich und ſtatt falb werden ſie braun."

„Wenn ſich das Männchen und das Weibchen paaren, ſo beginnt das Männchen mit kurzen, aber ſehr raſchen Bewegungen ungefähr eine Viertelminute lang; hierauf raſtet es ſich zweimal ſo lange auf dem Weibchen und ohne ſich loszumachen, dann fängt es wieder auf dieſelbe Weiſe zu drei bis vier wiederholtenmalen an; und nach vollbrachter Paarung geht ſich das Männchen im Kübel bis an den Hals baden. Zuweilen ſtreiten die Bären unter einem fürchterlichen Gebrumm ziemlich roh miteinander; in der Brunſtzeit aber hat das Weibchen gewöhnlich die Oberhand, weil alsdann das Männchen ſeiner ſchont. Die Gruben, die ſonſt in der Stadt waren, ſind ausgefüllt worden, und man hat andere zwiſchen den Wällen und dem alten Umkreiſe der Stadt gemacht. Als

man dieſe beiden Bären, um ſie nacheinander in die neuen Gruben zu bringen, einige Stunden lang getrennt hatte, und ſie ſich nun wieder zuſammenfanden, richteten ſie ſich in die Höhe, um ſich mit Entzücken zu umarmen. Nach dem Tode des Männchens ſchien das Weibchen ſehr niedergeſchlagen und wollte erſt nach mehreren Tagen wieder Nahrung zu ſich nehmen. Wofern aber dieſe Thiere nicht von zarter Jugend an zuſammen aufgezogen und ernährt worden ſind, können ſie ſich nicht vertragen; und ſind ſie hierin gewöhnt worden, ſo will das überlebende keine andern mehr leiden."

„Die Bäume, die man alljährlich im Mai in den Gruben aufſtellt, ſind grüne Lerchenbäume, an denen die Bären ſich ein Vergnügen machen hinaufzuklettern; doch brechen ſie zuweilen die Aeſte, beſonders wenn die Bäume friſch gepflanzt ſind. Man ernährt ſie mit Roggenbrot, das man in dicke Stücke ſchneidet und in warmes Waſſer taucht. Sie freſſen auch Früchte aller Art; und wenn die Landleute ihrer zu Markte bringen, die nicht reif ſind, ſo werfen die Häſcher dieſelben gemäß polizeilicher Verfügung den Bären vor. Indeſſen hat man bemerkt, daß einige Bären den Baumfrüchten das Gemüſe vorziehen. Wenn das Weibchen auf dem Punkte ſteht zu werfen, ſo gibt man ihm eine Menge Stroh in ſeiner Hütte, wovon es ſich, nachdem man es vom Männchen getrennt hat, einen Wall macht, damit nicht jenes die Jungen freſſe; und hat es geworfen, ſo gibt man ihm eine beſſere Nahrung als gewöhnlich. Man findet nie etwas von der Hülle, was vermuthen läßt, daß es ſie verſchlingt. Zehn Wochen lang läßt man ihm die Jungen, und nach der Trennung ernährt man ſie einige Zeit hindurch mit Milch und Zwieback."

„Die fragliche Bärin, die man trächtig glaubte, wurde zu der Zeit, als man vermuthete, ſie würden werfen, wie gewöhnlich mit Stroh verſehen; ſie machte ſich ein Bett daraus, worauf ſie drei Wochen lang blieb, ohne etwas zur Welt gebracht zu haben. Sie hat mit 31 Jahren, im Januar 1771 zum letztenmal geworfen. Im folgenden Juni hat ſie ſich nochmal gepaart; im Januar 1772, in ihrem zwei und dreißigſten Jahre, nichts hervorgebracht. Es wäre zu wünſchen, daß man ſie bis zu der Zeit, welche die Natur ihr beſtimmt hat, leben ließe, um dieſelbe zu erfahren."

„Es gibt auf dem Juragebirge, auf den Gränzen unſeres Kantons, der Franch-Comtè und des Landes Gex braune Bären; wenn ſie im Herbſt in die Ebene herabſteigen, wandern ſie in die Kaſtanienwälder, wo ſie großen Schaden anrichten. In dieſem Lande heißt es, ſie hätten einen ſchwachen Geſichtsſinn, aber ſehr gute Gehör-, Taſt- und Geruchsſinn."

In Norwegen ſind die Bären in den Landſchaften Bergen und

Drontheim gemeiner als in dem übrigen Theil dieſer Gegend. Man unterſcheidet 2 Spielarten derſelben, wovon die zweite beträchtlich kleiner iſt als die erſte. Die Farben beider wechſeln ſehr; die einen ſind dunkelbraun, die andern hellbraun und manche ſelbſt grau und ganz weiß. Im Anfange Oktobers ziehen ſie ſich in Erdgruben oder Hütten zurück, die ſie ſich ſelbſt zubereiten und wo ſie aus Laub und Moos eine Art von Bett zurecht machen. Da dieſe Thiere, beſonders wenn ſie verwundet worden, ſehr fruchtbar ſind, ſo gehen die Jäger gewöhnlich wenigſtens zu dreien bis vieren aus; und weil der Bär die großen Hunde leicht tödtet, nimmt man nur kleine mit, die ihm leicht unter dem Bauch kommen und ihn bei den Zeugungstheilen erfaſſen. Fühlt er ſich erſchöpft, ſo lehnt er ſich mit dem Rücken an einen Felſen oder Baum, nimmt Raſen und Steine auf, mit denen er nach ſeinen Feinden wirft und empfängt gewöhnlich in dieſer Stellung den Todesſchuß.

Wir haben in der Menagerie von Chantilly einen amerikaniſchen Bären geſehen; ſeine Farbe war ſchön ſchwarz und ſein Haar ſanft, gerade und lang wie das des großen Sapaju, den wir Coaita (Waldgott) genannt haben. In der Form dieſes amerikaniſchen Bären, verglichen mit dem europäiſchen, haben wir keine andern Unterſchiede bemerkt als den des Kopfes, der ein wenig geſtreckter iſt, weil die Spitze der Schnauze nicht ſo platt wie bei unſern Bären iſt.

Man findet im Tagebuch der Expedition des H. Bartram eine Bemerkung über einen nahe beim Fluſſe Saint=John im Oſten von Florida getödteten Bären.

Dieſer Bär, ſagt der Bericht, wog nur 400 Pfund, obwohl der Leib von der Naſenſpitze bis zum Schwanze 7 Fuß lang war. Die Vorderfüße waren nur 5 Zoll breit. Das Fett war 4 Zoll dick; man hat es ſchmelzen laſſen und 60 Pinten Fett, Pariſer Maß, daraus genommen.

Der weiße Eisbär.

Ein berühmtes Thier unſerer nördlichen Länder iſt der Eisbär. Martens und einige andere Reiſende haben ſeiner erwähnt, niemand aber eine ſo gute Beſchreibung von ihm gegeben, daß man mit Beſtimmtheit ausſprechen könnte, er gehöre zu einer von der Art unſeres Bären verſchiedenen Art; es ſcheint nur, daß man es vermuthen darf, wenn man Alles, was ſie darüber ſagen, als genau angegeben vorausſetzt; da wir jedoch andersher wiſſen, daß die Art des Bären nach den verſchiedenen Erdſtrichen wechſelt, daß es braune, ſchwarze, weiße und gemiſchte gibt, ſo wird die Farbe ein gehaltloſes Unterſcheidungszeichen, und folglich iſt die Benennung weißer Bär ungenügend, wenn die Art verſchieden iſt.

Ich habe zwei aus Rußland gebracht, junge Bären geſehen, die ganz weiß waren; *) nichts deſto weniger waren ſie ganz ſicher von derſelben Art wie unſer Alpenbär. Auch nach der Größe wechſeln dieſe Thiere ſehr; da ſie ziemlich lange leben und in den Gegenden, wo ſie nicht beunruhigt werden und wo ſie reichliche Nahrung finden, ſehr dick und fett werden, ſo iſt das von der Größe hergenommen Unterſcheidungszeichen noch zweifelhaft; mithin würde man ohne Grund behaupten, der Bär des Nordmeers gehöre zu einer beſondern Art, einzig darum, weil er weiß und größer als der gemeine Bär ſei. Der Unterſchied in den Gewohnheiten däucht mir nicht entſcheidender als der der Farbe und Größe. Der Bär des Nordmeers ernährt ſich von Fiſchen; er verläßt die Seegeſtade nicht, und wohnt ſogar oft in vollem Waſſer auf ſchwimmenden Eisſchollen; beachtet man aber, daß der Bär ein Thier iſt, welches ſich im Allgemeinen von Allem ernährt, und wenn es hungrig iſt, keine Wahl macht, bedenkt man ferner, daß er das Waſſer nicht ſcheut, ſo werden dieſe Gewohnheiten nicht verſchieden genug erſcheinen, um daraus folgern zu können, daß die Art nicht dieſelbe ſei; denn das Fiſchwerk, welches der Bär des Nordmeers frißt; iſt eher Fleiſch; vornämlich die Leichen der Wallfiſche, Wallroſſe und Robben dienen ihm zum Fraß, und das in einem Lande, wo es weder andere Thiere, noch Getraide, noch Obſt auf der Erde gibt, und er folglich nur von den Erzeugniſſen der See leben kann. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß unſere ſavoyſchen Bären, wann man ſie auf die Gebirge von Spitzbergen verſetzte, und ſie nun keine Nahrung auf der Erde fänden, ſich ins Meer ſtürzen würden, um darin ihren Unterhalt zu ſuchen?

Da Farbe, Größe und Lebensart nicht zureichen, ſo bleiben als unterſcheidende Merkmale nur jene übrig, die man aus der Geſtalt hernehmen kann; nun aber beſchränkt ſich alles, was die Reiſenden geſagt, darauf, daß der Seebär einen längern Kopf, als unſer Bär, einen geſtrecktern Leib, ein längeres Haar und einen weit härtern Schädel hat. Sind dieſe Merkmale gut aufgefaßt worden und dieſe Unterſchiede weſentlich und beträchtlich, ſo würden ſie hinreichen, um eine andere Art feſtzuſtellen; ich weiß aber nicht, ob Martens gut geſehen und die andern die ihn abgeſchrieben, nicht übertrieben haben. „Dieſe weißen Bären," ſagt er, „ſind ganz anders als unſere Bären gebildet; ſie haben einen

*) Ich habe nicht allein in Rußland, ſondern auch in Polen, Sibirien und ſelbſt in der Tartarei weiße Landbären gefunden. Die Gebirge der großen Tartarei liefern eine Menge weißer Bären, ſagt der Verfaſſer des Berichtes über die große Tartarei, S. 8. Dieſe Bergbären beſuchen das Meer nicht und ſind dennoch weiß; demnach ſcheint dieſe Farbe mehr von dem Unterſchiede des Himmelsſtriches als des Elementes herzukommen, das dieſe Thiere bewohnen.

langen Kopf, ähnlich dem eines Hundes, und ebenfalls einen langen Hals; ſie bellen faſt wie heiſere Hunde; ſie ſind deſſenungeachtet ſchlanker und leichter als die andern Bären; ſie haben beinahe dieſelbe Größe; ihr Haar iſt lang und ſo ſanft wie Wolle; Schnauze, Naſe und Krallen ſind ſchwarz. Man ſagt, die andern Bären hätten einen ſehr zarten Kopf; in Betreff der weißen Bären iſt es gerade das Gegentheil; was für Keulenhiebe wir ihnen auch auf den Kopf verſetzten, ſie wurden keineswegs davon betäubt, obſchon dieſe Schläge einen Ochſen hätten tödten können.“ Man muß bei dieſer Beſchreibung bemerken, 1. daß der Verfaſſer dieſe Bären nicht größer ſeyn läßt als die übrigen, und daß man folglich das Zeugniß derer, die geſagt haben, dieſe Seebären wären an 13 Fuß lang, als verdächtig anſehen muß; 2. daß das wie Wolle ſo ſanfte Haar kein Merkmal eines Artunterſchiedes für dieſe Bären ausmacht, da ein Thier nur oft im Waſſer zu wohnen braucht, damit ſein Haar ſanfter und ſelbſt dichter werde: man ſieht dieſen Unterſchied bei den Waſſer- und den Landbibern, die letztern, die mehr auf dem Land als im Waſſer wohnen, haben roheres und nicht ſo reiches Haar; und was mich vermuthen läßt, daß die andern Unterſchiede weder weſentlich noch ſelbſt ſo augenfällig ſind, wie Martens ſagt, iſt dieſes, daß Dithmar Blefkens in ſeiner Beſchreibung von Island von dieſen weißen Bären redet und verſichert, er habe in Grönland einen tödten ſehen, der ſich wie die andern Bären auf ſeinen beiden Füßen in die Höhe richtete; und in dieſer Erzählung ſagt er nicht ein Wort, das andeuten könnte, daß dieſer grönländiſche weiße Bäre nicht den andern Bären vollkommen ähnlich wäre. Zudem geben ſich dieſe Thiere, wenn ſie irgend Beute auf dem Lande finden, die Mühe nicht; ins Meer jagen zu gehen: ſie freſſen Rennthiere und andere Thiere, die ſie ergreifen können, fallen ſelbſt den Menſchen an und ermangeln nie, die Leichen auszugraben; der Mangel aber, worin ſie ſich oft in jenen unfruchtbaren und öden Landen befinden, zwingt ſie, ſich ans Waſſer zu gewöhnen; ſie ſtürzen hinein, um Robben, junge Wallroſſe und kleine junge Wallfiſche zu erhaſchen; ſie lagern ſich auf Eisſchollen, auf denen ſie dieſelben erwarten, ſie ankommen ſehen und von Weitem beobachten können; und ſo lange ſie finden, daß dieſer Platz ihnen ſattſamen Unterhalt auswirft, geben ſie ihn nicht auf, ſo daß, wenn im Frühlinge das Eis ſich abzulöſen beginnt, ſie ſich mittreiben laſſen und auf dem Eiſe mit fortreiſen; und da ſie das Land nicht wiedergewinnen, noch die Eisſcholle, auf der ſie ſich wie eingeſchifft befinden, auf lange Zeit verlaſſen können, ſo kommen ſie in offener See um; und die, welche mit jenem Eiſe an den Küſten von Island oder Norwegen anlangen, ſind in dem Grade ausgehungert, daß ſie über Alles, was ihnen begegnet, herfallen,

um es zu verſchlingen, und das eben hat noch das Vorurtheil verſtärken mögen, als gehörten dieſe Seebären zu einer grimmigern und gefräßigern Art, als die gewöhnliche iſt. Einige Schriftſteller haben ſich ſelbſt überredet, ſie wären doppellebig, wie die Robben, und könnten, ſo lange ſie wollten, unter dem Waſſer leben; das Gegentheil aber iſt augenfällig und zeigt ſich in der Art, wie man ſie jagt; ſie können nur eine kurze Zeit lang ſchwimmen und anhaltend nicht mehr als eine Stunde weit zurücklegen; man folgt ihnen mit einer Schaluppe und überwältigt ſie durch Ermüdung; könnten ſie es ohne zu athmen aushalten, ſo würden ſie untertauchen, um ſich in der Tiefe des Meeres auszuruhen; aber tauchen ſie unter, ſo geſchieht es blos auf einige Augenblicke, und in der Furcht zu erſaufen, laſſen ſie ſich an der Oberfläche des Waſſers tödten.

Die gewöhnlichſte Beute der weißen Bären ſind die Robben, die nicht Stärke genug beſitzen, um ihnen zu widerſtehen; die Wallroſſe aber, denen ſie zuweilen ihre Jungen wegnehmen, durchbohren ſie mit ihren Hauern und jagen ſie in die Flucht. Ebenſo verhält es ſich mit den Wallfiſchen; dieſe ſchlagen ſie durch ihre Maſſe todt und vertreiben ſie aus den Gegenden, die ſie ſelbſt bewohnen, wo jene gleichwohl häufig ihre Jungen rauben und freſſen. Alle Bären haben von Natur viel Fett, und dieſe, die nur von thranbeladenen Thiere leben, haben mehr als die andern; auch iſt es dem Wallfiſchfett beinahe ähnlich. Das Fleiſch dieſer Bären, ſagt man ſei nicht übel zu genießen, und ihre Haut liefert einen ſehr warmen und dauerhaften Pelz.

* Ich theile hier die Abbildung des weißen Bären nach einer Zeichnung mit, welche mir von dem verſtorbenen H. Collinſon aus England geſchickt worden. Iſt dieſe Zeichnung genau, ſo ſcheint es ſicher, daß ſich der Eisbär vom Landbären ſehr unterſcheidet, und man ihn als eine beſondere Art bildend anſehen kann. Der Kopf zumal iſt im Vergleich mit dem des gewöhnlichen Bären ſo lang, daß dieſes Merkmal allein hinreichen würde, um zwei verſchiedene Arten anzunehmen, und die Reiſenden haben mit Recht geſagt, dieſe Bären ſeien ganz anders als die unſern gebildet, und ihr Kopf ſei weit länger, und ihr Hals ebenfalls länger als der der Landbären. Außerdem erſcheinen nach dieſer Zeichnung des Seebären ſeine äußerſten Fußtheile von denen des Landbären ſehr verſchieden; dieſe haben etwas von der Form der Menſchenhand an ſich, während das Fußende des Seebären faſt wie das der großen Hunde oder der andern Fleiſchfreſſer dieſer Gattung geformt iſt. Außerdem ſcheint es nach einigen Berichten, daß manche von dieſen Seebären viel größer von Körper ſind als unſere größten Landbären. Gerard von Vera ſagt ausdrücklich, daß er einen von dieſen Bären getödtet, die Länge der Haut, nachdem er ſie abgezogen,

gemeſſen, und dieſelbe 23 Fuß lang geweſen, was mehr als das dreifache von der Länge unſerer größten Landbären ſein würde. Man findet auch in der Sammlung der Reiſen nach dem Norden, daß die Seebären weit größer und grimmiger als die andern ſind. Aber freilich findet man auch in dieſer nämlichen Sammlung, daß dieſe Bären, obwohl ſie ganz anders als die unſern geformt, ihr Kopf und ihr Hals weit länger, ihr Leib ſchlanker, hagerer und behender ſei, gleichwohl beinahe dieſelbe Größe wie unſere Bären hätten.

Alle Reiſende ſagen einhellig, ſie unterſchieden ſich ferner vom gemeinen Bären darin, daß die Knochen am Kopfe weit härter und wirklich ſo hart ſeien, daß ſie, einen ſo harten Schlag man ihnen mit einer Keule verſetzen mag, nicht davon betäubt zu werden ſcheinen, wenn auch der Schlag ſtark genug wäre, einen Ochſen, und um ſo eher einen gewöhnlichen Bären todt zu ſchlagen. Die Berichterſtatter ſtimmen auch darin überein, daß die Stimme dieſer Seebären mehr dem Gebell eines heiſern Hundes, als dem Geſchrei oder groben Gebrumm des gewöhnlichen Bären gleiche. Robert Lade verſichert, man hätte in den Gegenden des Rupperfluſſes 2 Seebären von einer gewaltigen Größe geſchoſſen, und dieſe ausgehungerten und grimmigen Thiere hätten ſo wüthend angegriffen, daß ſie mehrere Wilden tödteten und 2 Engländer verwundeten. Man findet Seite 34 und 35 der dritten *Reiſe der Holländer nach dem Norden*, daß ſie auf den Küſten von Neuſembla einen Seebären tödteten, deſſen Haut 13 Fuß lang war, ſo daß ich, Alles wohl erwogen, geneigt ſein möchte, zu glauben daß dieſes durch ſeine Wildhit ſo berühmte Thier in der That einer Art angehört, welche größer als die unſerer Bären iſt.

Der Biber.

So hoch ſich der Menſch über den Naturzuſtand erhoben, ſo tief haben ſich die Thiere unter denſelben erniedrigt; unterworfen und geknechtet oder als Empörer behandelt und mit Gewalt zerſtreut, ſind ihre Geſellſchaften zerſtoben, ihre Betriebſamkeit unfruchtbar geworden, ihre ſchwachen Künſte erloſchen; jegliche Art hat ihre allgemeinen Eigenſchaften eingebüßt, und Alle insgeſammt haben nur ihre einzelnen Eigenthümlichkeiten behalten, veredelt bei den einen durch Beiſpiel, Nachahmung, Erziehung, und bei den andern durch Furcht und die Nothwendigkeit, worin ſie ſich befinden, fortwährend auf ihre Sicherheit zu wachen. Was für Abſichten, was für Pläne, was für Entwürfe können ſeelenloſe Sklaven oder ohnmächtige Verwieſene haben? kriechen oder fliehen und ſtets auf einſiedleriſche Weiſe leben, nichts erbauen, nichts erzeugen, nichts überliefern und immerdar im

Elende ſchmachten, verfallen, ſich fortpflanzen ohne ſich zu vermehren, mit einem Worte, durch die Fortdauer ebenſo viel und mehr verlieren, als ſie durch die Zeit gewonnen hatten.

Auch ſind nur in entlegenen und öden, eine lange Folge von Jahrhunderten hindurch dem Menſchen unbekannt gebliebenen Gegenden einige Spuren ihrer wunderſamen Betriebſamkeit übrig, dort nämlich, wo jede Art ihre natürlichen Anlagen in Freiheit offenbaren und ſie durch Vereinigung zu einer dauerhaften Geſellſchaft in Ruhe vervollkommnen konnte. Die Biber ſind vielleicht das einzige Beiſpiel, das wie ein altes Denkmal dieſer Art von Erkenntniß des Viehes beſteht, die, obwohl ihrem Urſprunge nach unendlich tief unter des Menſchen Erkenntniß, doch gemeinſame Entwürfe und wechſelſeitige Abſichten vorausſetzt, Entwürfe, die zur Grundlage die Geſellſchaft, zum Zweck die Anlegung eines Deiches, die Erbauung eines Dorfes, die Gründung einer Art von Freiſtatt haben, und mithin auch irgend eine Art und Weiſe, ſich zu verſtehen und im Einverſtändniſſe zu handeln, vorausſetzen.

Die Biber, wird man ſagen, ſind unter den Vierfüßern, was die Bienen unter den Inſekten. Welch ein Unterſchied! Es gibt in der Natur, wie ſie auf uns gekommen, 3 Geſellſchaftsarten, die man betrachten muß, bevor man ſie vergleicht: Die freie Geſellſchaft des Menſchen, von der er, nächſt Gott, all ſeine Macht beſitzt; die bedrängte Geſellſchaft der Thiere, die da ſtets vor der des Menſchen flüchtig iſt; und endlich die erzwungene Geſellſchaft einiger Thiere, die, alle zur ſelben Zeit und am ſelben Orte geboren, genöthigt ſind, zuſammen allda zu verbleiben. Ein ohne Gemeinſchaft und beim Hervorgehen aus den Händen der Natur gefangenes Einzelthier, iſt nur ein unfruchtbares Weſen, deſſen Betriebſamkeit ſich auf den einfachen Gebrauch der Sinne beſchränkt; der Menſch ſelbſt im reinen Naturzuſtand, der Einſichten und aller Hülfe der Geſellſchaft entblößt, erzeugt, erbaut nichts. Jede Geſellſchaft dagegen wird, ſo zufällig, ſo blind ſie ſein möge, nothwendiger Weiſe fruchtbar, wofern ſie nur aus Weſen von gleicher Natur beſteht. Durch das bloße Bedürfniß, ſich zu ſuchen oder zu meiden, werden ſich gemeinſame Bewegungen bilden, deren Ergebniß oft ein Werk ſein wird, welches das Anſehen hat, als ob es mit Erkenntniß abgefaßt, gelitten und ausgeführt worden. So iſt das Werk der Bienen, die an einem bereitliegenden Ort, wie in einem Korbe oder in einem alten hohlen Baumſtamm, ja ihre Zellen bauen, ſo das Werk der Fliegen von Cayenne, die nicht allein ebenfalls ihre Zellen anlegen, ſondern ſelbſt den Korb, der ſie enthalten ſoll, fertigen, rein mechaniſche Arbeiten, die keine Erkenntniß, keinen im Einverſtändniß unternommenen Entwurf, keine allgemeine Abſicht vorausſetzen; Arbeiten, die als das

bloße Erzeugung einer phyſiſchen Nothwendigkeit, ein Erzeugniß gemeinſamer Bewegungen, ſtets in allen Gegenden auf die nämliche Weiſe, und von einer Menge ausgeführt werden, die ſich nicht durch Wahl, ſondern Naturzwang in Vereinigung befindet. Nicht alſo die Geſellſchaft, ſondern die Zahl allein wirkt hier; es iſt eine blinde Macht, die man mit dem Lichte, welches jede Geſellſchaft leitet, nicht vergleichen darf. Ich rede hier nicht von jenem reinen Lichte, von jenem göttlichen Strahl, der einzig dem Menſchen zugetheilt worden; ſeiner ſind die Biber wie alle übrigen Thiere gewiß beraubt; ihre Geſellſchaft aber, die da keine erzwungene Vereinigung iſt, ſich im Gegentheil durch eine Art von Wahl bildet und wenigſtens eine allgemeine Mitwirkung und bei allen, aus denen ſie beſteht, gemeinſame Abſichten vorausſetzt, ſetzt wenigſtens auch den Schimmer einer Erkenntniß voraus, die, obwohl ihrem Urſprunge nach von der menſchlichen weit verſchieden, dennoch ſo ähnliche Wirkungen hervorbringt, daß man ſie vergleichen kann, nicht in der vollen und mächtigen Geſellſchaft, wie unter den längſt gebildeten Völkern beſteht, ſondern in der werdenden bei wilden Völkern, die billiger Weiſe allein mit der Geſellſchaft der Thiere verglichen werden kann.

Betrachten wir denn das Erzeugniß jeder dieſer beiden Geſellſchaften; betrachten wir, bis wohin ſich die Kunſt des Bibers erſtreckt und wo ſich die des Wilden endet. Einen Aſt abbrechen, um ſich einen Stab daraus zu machen, ſich eine Hütte bauen, ſie mit Laubwerk bedecken, um ſich vor Wind und Wetter zu ſchützen, Moos oder Heu ſammeln, um ſich ein Bett daraus zu bereiten; das ſind gemeinſame Werke des Thieres und des Wilden. Die Bären machen Hütten, die Affen haben Stäbe; mehrere andere Thiere bringen ſich eine reinliche, bequeme, waſſerdichte Wohnung an. Einen Stein reiben, um ihn ſchneidend zu machen und ſich eine Axt daraus zu verfertigen, ihrer ſich bedienen, um Holz zu hauen und zu ſchälen, um Pfeile zu ſchärfen, ein Gefäß zu höhlen; ein Thier ſchinden, um ſich mit ſeiner Haut zu bekleiden, ſeine Sehnen nehmen, um Bogenſehnen daraus zu machen; dieſe nämlichen Sehnen an einen harten Dorn befeſtigen und beides als Faden und Nadel gebrauchen, das ſind rein dem Einzelweſen angehörige Werke, die der Menſch in der Einſamkeit ſämmtlich ausführen kann, ohne von den übrigen unterſtützt zu werden; Werke, die von ſeiner bloßen Körperbildung abhangen, da ſie nur den Gebrauch der Hand vorausſetzen; aber einen großen Baum fällen und fortſchaffen, eine Karaibenhütte aufrichten, eine Piroge bauen, das ſind dagegen Verrichtungen, die nothwendiger Weiſe eine gemeinſame Arbeit und beſprochene Abſichten vorausſetzen. Dieſe Werke ſind auch die einzigen Ergebniſſe der werdenden Geſellſchaft bei wilden Völkern, wie die Werke der Biber die Früchte der

unter dieſen Thieren vervollkommneten Geſellſchaft ſind; denn man muß bemerken, daß ſie nicht ans Bauen denken, wofern ſie nicht ein freies Land und dasſelbe ruhig bewohnen. Es gibt Biber in Languedoc, auf den Inſeln der Rhone; es gibt ihrer in größerer Menge in den Landſchaften Nordeuropas; da aber all dieſe Gegenden von Menſchen bewohnt oder zum mindeſten ſtark beſucht werden, ſo ſind die Biber dort, wie alle andern Thiere, zerſtreut, vereinzelt, flüchtig, oder in einer Erdgrube verborgen; nie hat man ſie ſich vereinigen, verſammeln, ſie nie etwas unternehmen oder erbauen ſehen, während in jenen Einöden, wohin der Menſch in Geſellſchaft erſt ſehr ſpät gedrungen, und wo man vordem nur einige Spuren des wilden Menſchen ſah, man überall die Biber vereint und Geſellſchaften bildend gefunden und ſich der Bewunderung ihrer Werke nicht hat erwehren können. Wir wollen ſuchen, nur einſichtsvolle, untadliche Zeugen anzuführen, und nur die Punkte als gewiß angeben, in Betreff derer ſie unter ſich übereinſtimmen; weniger vielleicht als manche von ihnen zur Bewunderung geneigt, werden wir über Alles, was uns zu ſchwer zu glauben ſcheint, uns Zweifel und ſelbſt Prüfung erlauben.

Alle ſagen einhellig, daß der Biber weit entfernt, einen entſchiedenen Vorrang vor den andern Thieren zu beſitzen, im Gegentheil in Bezug auf rein dem Einzelthier angehörige Eigenſchaften manchen von ihnen nachſteht; und wir ſind im Stande, dieſe Angabe zu beſtätigen, da wir gegenwärtig noch einen lebenden jungen Biber haben, der uns von Kanada geſchickt worden, und den wir ſeit beinahe einem Jahre bewahren. Es iſt ein ziemlich ſanftes, ruhiges, trauliches, etwas trübſinniges, ſelbſt etwas weinerliches Thier, ohne ungeſtüme Leidenſchaften, ohne heftige Gelüſte, das ſich nur wenig Bewegung, für nichts, was es auch ſei, eine Anſtrengung macht, ernſtlich jedoch mit dem Verlangen nach Freiheit beſchäftigt, von Zeit zu Zeit an den Thüren ſeines Gefängniſſes nagt, doch ohne Wuth, ohne Haſt, und in der einzigen Abſicht, eine Oeffnung hinein zu machen, um hinaus zu gehen; Uebrigens ziemlich gleichgültig, ſich nicht gerne anſchließt, gar nicht zu ſchaden und wenig zu gefallen ſucht. Nach den beziehlichen Eigenſchaften, die es dem Menſchen nähern könnten, zeigt es ſich unter dem Hunde; es ſcheint weder zum Dienen geſchaffen, noch zum Gebieten, noch auch zum Verkehr mit einer andern Art als der ſeinigen: ſein verſchloſſener Sinn offenbart ſich vollkommen nur mit Seinesgleichen; einſam, hat es wenig perſönliche Betriebſamkeit, noch weniger Schlauheit, nicht einmal Mißtrauen genug, um plump angelegte Fallſtricke zu vermeiden; fern davon, die andern Thiere anzugreifen, verſteht es nicht einmal ſich gut zu wehren; es zieht die Flucht dem Kampfe vor, ſo grauſam und grimmig es beißt, wenn es ſich von der Hand des Jägers ergriffen fühlt.

Betrachtet man alſo dieſes Thier im Naturzuſtande oder vielmehr in ſeinem Zuſtande der Einſamkeit und Zerſtreuung, ſo wird es ſeinen innern Eigenſchaften nach, nicht höher als die andern Thiere erſcheinen; es hat nicht mehr Geiſt als der Hund, nicht mehr Verſtand als der Elephant; nicht mehr Verſchlagenheit als der Fuchs u. ſ. w. Es iſt vielmehr durch Eigenheiten des äußern Baues, als durch die ſcheinbare Ueberlegenheit ſeiner innern Eigenſchaften merkwürdig. Es iſt das einzige unter den Vierfüßern, welches einen platten, eirunden und mit Schuppen bedeckten Schwanz hat, deſſen es ſich wie eines Steuerruders bedient, um ſich im Waſſer zu richten; das einzige, welches Floſſen an den Hinterfüßen, und zugleich an den Vorderfüßen getrennte Finger hat, die es wie Hände gebraucht, um etwas zum Munde zu führen; das einzige, welches, den vordern Theilen ſeines Körpers nach den Landthieren ähnlich, zu gleicher Zeit nach den Hintertheilen einiges von den Waſſerthieren zu haben ſcheint: es bildet die Uebergangsſtufe von den Vierfüßern zu den Fiſchen, wie die Fledermaus von den Vierfüßern zu den Vögeln. Aber dieſe Eigenheiten wären mehr Gebrechen als Vollkommenheiten, wüßte das Thier nicht aus dieſer Bildung, die uns wunderlich erſcheint, einzige und ſolche Vortheile zu ziehen, die es über alle andern Thiere erheben.

Die Biber fangen im Juni oder Juli an, ſich zu verſammeln, um ſich in eine Geſellſchaft zu vereinigen; zahlreich und von verſchiedenen Seiten treffen ſie ein und bilden bald eine Schaar von zwei bis drei Hunderten; der Ort der Zuſammenkunft iſt gewöhnlich der Ort der Niederlaſſung, und dies immer am Rande der Gewäſſer. Sind es flache Gewäſſer, die ſich in derſelben Höhe halten, wie in einem See, ſo erſparen ſie ſich die Mühe, einen Deich zu bauen; in fließenden Gewäſſern aber und ſolchen, die bald ſteigen und bald fallen, wie an Bächen, Flüſſen, legen ſie einen Damm an; und durch dieſe Wehr bilden ſie eine Art Teich oder Waſſerbezirk, der ſich ſtets in derſelben Höhe erhält. Der Damm durchſchneidet den Fluß und geht von einem Ufer zum andern; oft iſt er 80 bis 100 Fuß lang bei einer Dicke von 10 bis 12 Fuß am Grunde. Dieſer Bau ſcheint für Thiere von dieſer Größe ungeheuer und ſetzt in der That eine unermeßliche Arbeit voraus *); die Feſtigkeit aber, womit das Werk gebaut wird, verſetzt mehr noch als ſeine Größe in Erſtaunen. Die Stelle im Fluſſe, wo ſie dieſen Deich anlegen, iſt gewöhnlich nicht ſehr tief; findet ſich auf dem Ufer ein dicker Baum, der ins Waſſer fallen kann, ſo fällen ſie ihn vor Allem, damit er als Grundſtück ihres Baues diene. Dieſer Baum iſt häufig dicker als der Körper eines Menſchen; ſie

*) Die größten Biber wiegen 50 bis 80 Pfund und ſind von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes kaum 3 Fuß lang.

ſägen, durchnagen ihn am Fuß; und, ohne anderes Werkzeug als ihre vier Schneidezähne, hauen ſie ihn in ziemlich kurzer Zeit um, und machen, daß er auf die Seite, die ihnen beliebt, das heißt, quer über den Fuß hin, fällt; hierauf brechen ſie die Aeſte am Gipfel des gefallenen Baumes ab, um ihn wagerecht zu legen und überall auf gleiche Weiſe aufliegen zu laſſen. Dieſe Geſchäfte werden gemeinſam vorgenommen: mehrere Biber nagen zuſammen am Fuße des Baumes, um ihn zu fällen: mehrere auch gehen zuſammen hin, um ſeine Aeſte abzubrechen, wann er gefällt iſt: gleichzeitig durchſtreifen andere die Ufer des Fluſſes und brechen andere Bäume, die einen ſo dick wie ein Bein, die andern, wie ein Schenkel, ab: ſie zerſtücken und durchſägen ſie in einer gewiſſen Höhe, um Pfähle daraus zu machen: dieſe Holzſtücke bringen ſie erſt zu Lande bis ans Ufer und dann zu Waſſer bis an ihren Bauplatz; aus ihnen machen ſie eine Art von Grundpfählen, bei deren Einrammung ſie die Pfähle mit Zweigen durchſchlingen. Dieſe Arbeit ſetzt viele überwundene Schwierigkeiten voraus: denn um jene Pfähle aufzurichten und in eine beinahe ſenkrechte Lage zu bringen, iſt es nothwendig, daß ſie mit den Zähnen das dicke Ende am Ufer in die Höhe richten, und daß zugleich andere bis auf den Grund des Waſſers tauchen um dort mit den Vorderfüßen ein Loch zu graben, in das ſie die Spitze des Pfahls hineinſetzen, damit er ſich gerade halten kann. So wie die einen auf dieſe Weiſe ihre Pfähle pflanzen, gehen die andern Erde holen, die ſie mit ihren Füßen einrühren und mit dem Schwanze ſchlagen, ſie tragen ſie in ihrem Maul und mit den Vorderfüßen und bringen eine ſolche Menge derſelben herbei, daß ſie damit alle Zwiſchenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen. Dieſes Pfahlwerk beſteht aus mehreren Reihen ſämmtlich gleich hoher und ſämmtlich nebeneinander gepflanzter Pfähle; es erſtreckt ſich von einem Ufer zum andern und iſt überall ausgefüllt und gemauert; die Pfähle ſind auf der Seite, wo das Waſſer hinabfließt, ſcheitelrecht gepflanzt; das ganze Werk dagegen geböſcht auf der Seite, die ſeinen Andrang aufhält; ſo daß der Damm, der am Grunde 10 bis 12 Fuß breit iſt, bis zu einer Dicke von 2 bis 3 Fuß an ſeinem Rücken abnimmt; er hat alſo nicht allein die ganze Ausdehnung, die ganze nöthige Feſtigkeit, ſondern auch die geeignetſte Form, um das Waſſer zurückzuhalten, ſeinen Abfluß zu hindern, ſein Gewicht auszuhalten und ſeine Kraft zu brechen. Oben am Damm, d. h. an dem Theile, wo er die geringſte Dicke hat, bringen ſie zwei bis drei abdächige Oeffnungen an, die eben ſo viele Abflüſſe an der Oberfläche bilden und die ſie erweitern oder verengen, je nachdem der Fluß wächſt oder fällt; und wenn durch zu große oder zu plötzliche Ueberſchwemmungen einige Brüche an ihrem Teiche entſtehen, ſo beſſern ſie dieſelben wieder kundig aus und arbeiten von Neuem, ſobald das Waſſer gefallen iſt.

Es wäre, nach dieſer Auseinanderſetzung ihrer Arbeiten zum Behuf eines öffentlichen Werkes, überflüſſig, noch die Einzelheiten in ihren beſondern Bauten anzugeben, müßte man nicht in einer Naturgeſchichte über alle Umſtände Rechnung ablegen, und würde nicht dieſes erſte große Werk in der Abſicht vollbracht, ihre kleinen Wohnungen bequemer zu machen; es ſind Hütten oder vielmehr eine Art von Häuschen, auf einem vollen Grundpfahlwerk im Waſſer ganz nah am Rande eines Teiches gebaut, mit zwei Ausgängen, einem, um ans Land zu gehen, und einem andern, um ins Waſſer zu ſpringen. Die Form dieſes Gebäudes iſt faſt immer eirund oder rund. Es gibt große und kleinere, von 4 und 5 bis 8 und 9 Fuß im Durchmeſſer; man findet ihrer zuweilen auch, die zwei bis drei Stockwerke haben; die Mauern ſind an zwei Fuß dick, ſind ſteilrecht auf dem vollen Pfahlwerk errichtet, das dem Hauſe zu gleicher Zeit als Grundlage und Fußboden dient. Hat es nur ein Stockwerk ſo erheben ſich die Mauern blos um einige Fuß gerade und nehmen alsdann die Krümmung eines gedrückten Gewölbes; dieſes Gewölbe endet das Gebäude und dient ihm als Bedachung; es iſt feſt gemauert und von außen und innen reichlich bekleidet; dem Regenwaſſer iſt es undurchdringlich und widerſteht den ungeſtümſten Winden; die Wände desſelben ſind mit einer Art ſo gut eingerührten und ſo reinlich angebrachten Stucks überzogen, daß des Menſchen Hand daran thätig geweſen zu ſein ſcheint; auch dient ihnen der Schwanz als Kelle, um dieſen Mörtel, den ſie mit ihren Füßen einrühren, aufzutragen. Sie wenden verſchiedene Stoffarten an, Holz, Steine und Sanderde, die ſich nicht leicht im Waſſer auflöſt; das Holz, das ſie gebrauchen, iſt faſt alles leicht und zart; es ſind Erlen, Pappeln, Weiden, die von Natur am Rande der Gewäſſer wachſen und leichter zu ſchälen, zu fällen, fortzuſchaffen ſind, als Bäume, deren Holz ſchwerer und härter wäre. Fangen ſie an einem Baume an, ſo laſſen ſie auch nicht davon ab, bis er gefällt, zerſtückt und weggebracht iſt; ſie kappen ihn immer einen bis anderthalb Fuß über der Erde ab. Sie arbeiten ſitzend; und außer dem Vortheil dieſer bequemen Stellung, haben ſie dabei das Vergnügen, fortwährend an Rinde und Holz zu nagen, deren Geſchmack ihnen ſehr behagt; denn ſie ziehen die friſche Rinde und das zarte Holz den meiſten gewöhnlichen Nahrungsmitteln vor; ſie ſammeln einen reichen Vorrath davon, um ſich den Winter hindurch zu ernähren; das trockene Holz lieben ſie nicht. Im Waſſer und nahe an ihren Wohnungen errichten ſie ihr Vorrathshaus; jede Hütte hat das ihrige im Verhältniſſe zur Anzahl ihrer Bewohner, die alle ein gemeinſames Recht an demſelben haben und nie ausgehen, um ihre Nachbaren zu beſtehlen. Man hat Dörfer geſehen, die aus 20 bis 25 Hütten beſtanden; ſo große Niederlaſſungen

ſind ſelten und dieſe Art von Freiſtaat iſt gewöhnlich minder zahlreich; am häufigſten beſteht er nur aus 10 bis 12 Sippſchaften, deren jede ihr Viertel, ihr Vorrathshaus, ihre Wohnung abgeſondert hat; ſie leiden nicht, daß Fremde ſich in ihrem Umkreiſe niederlaſſen. Die kleinſten Hütten enthalten 2, 4, 6, und die größten 18, 20 und ſelbſt, wie man ſagt, bis an 30 Biber faſt immer in gerader Zahl, ſo viel Weibchen wie Männchen; demnach kann man, ſelbſt bei niedrigem Anſchlage, ſagen, daß ihre Geſellſchaft oft aus 150 bis 200 vereinigten Arbeitern beſteht, die alle erſt insgeſammt zur Gründung des großen Gemeinwerkes und alsdann abtheilungsweiſe zum Aufbau der beſondern Wohnungen gearbeitet haben. So zahlreich dieſe Geſellſchaft ſei, der Friede erhält ſich in ihr ſtets ungetrübt; die gemeinſame Arbeit hat das Band ihrer Vereinigung enger geknüpft; die Bequemlichkeiten, die ſie ſich verſchafft haben, der Ueberfluß an Lebensmitteln, den ſie miteinander anſammeln und verzehren, dienen dazu, ſie zu unterhalten; mäßige Begierden, einfache Gelüſte, Abneigung vor Fleiſch und Blut benehmen ihnen auch den Gedanken an Raub und Krieg; ſie genießen alle Güter, die der Menſch nur begehren kann. Freunde untereinander, wiſſen ſie, wenn ſie etwa draußen Feinde haben, denſelben auszuweichen; ſie warnen ſich durch einen Schlag mit dem Schwanze aufs Waſſer, der weit durch alle Gewölbe der Wohnungen wiederhallt; jeder faßt ſeinen Entſchluß, entweder in die See zu tauchen, oder ſich in ihre Mauern zu verbergen, die nur das Feuer des Himmels oder des Menſchen Eiſen fürchten, und deren Eröffnung oder Zerſtörung kein Thier zu unternehmen wagt. Dieſe Freiſtätten ſind nicht allein ſehr ſicher, ſondern auch ſehr reichlich und ſehr bequem: der Boden iſt mit Grün beſtreut; Buchs= und Tannenzweige dienen ihnen zum Teppich, auf welchem ſie nie eine Unreinlichkeit machen noch leiden. Das Fenſter, welches aufs Waſſer hinausſieht, dient ihnen zum Erker, um den größten Theil des Tages über friſche Luft zu ſchöpfen und ein Bad zu nehmen; hierbei halten ſie ſich aufrecht, den Kopf und die Vordertheile des Körpers in die Höhe gerichtet und die Hintertheile ins Waſſer getaucht. Dieſes Fenſter iſt vorſichtig gebrochen; ſeine Oeffnung iſt ziemlich hoch, damit es nie durch Eisſchollen verſchloſſen werden kann, die in dem Erdſtriche unſerer Biber zuweilen 2 bis 3 Fuß dick ſind; ſie machen alsdann ſein Sims niedriger, ſchneiden die Pfähle, auf denen es ruht, ſchief ab und bilden ſich einen Ausgang bis ans Waſſer unter dem Eiſe. Alsdann fängt man ſie leicht, indem man von der einen Seite die Hütte angreift und zugleich ſie an einer Oeffnung erwartet, die man in einiger Entfernung im Eiſe anbringt, und wohin ſie zu kommen genöthigt ſind, um Athem zu ſchöpfen. Ihre Gewohnheit, den Schwanz und alle Hintertheile ihres Körpers fortwährend

im Waſſer zu halten, ſcheint die Natur ihres Fleiſches verändert zu haben; das der Vordertheile bis an die Lenden hat die Beſchaffenheit, den Geſchmack, die Feſtigkeit des Fleiſches der Land= und Luftthiere; das der Schenkel und des Schwanzes den Geruch, den Geſchmack und alle Eigenſchaften des Fiſchfleiſches. Dieſer eine Fuß lange, einen Zoll dicke und 5 bis 6 Zoll breite Schwanz iſt ſelbſt ein Fiſch=Ende, ein wahrer an den Körper eines Vierfüßers angehängter Fiſchtheil; er iſt durchaus mit Schuppen und mit einer der Haut der großen Fiſche ganz ähnlichen Haut bedeckt; dieſe Schuppen kann man mit dem Meſſer abſchaben; und ſind ſie entfernt, ſo ſieht man ihren Abdruck noch auf der Haut, wie bei all unſern Fiſchen.

Die Biber verſammeln ſich im Anfange des Frühlings; den Juli und den Auguſt wenden ſie zur Erbauung ihres Deiches und ihrer Hütte an; im September häufen ſie ihren Vorrath von Holz und Rinde; alsdann werden ſie ihrer Arbeiten froh; ſie genießen die Süßigkeit des häuslichen Lebens: es iſt die Zeit der Ruhe, es iſt mehr, es iſt die Jahreszeit der Liebe. Durch die Gewohnheit, die Freuden und Mühen einer gemeinſamen Arbeit miteinander bekannt, für einander eingenommen, bildet ſich kein Paar aufs Geradewohl, verbindet ſich keins aus bloßer Naturnothwendigkeit; ſondern jedes vereint ſich aus Wahl und vermählt ſich aus Neigung; den Herbſt und Winter verleben ſie zuſammen; miteinander zufrieden, verlaſſen ſie ſich faſt nicht; in ihrer Wohnung behaglich lebend, gehen ſie nur aus, um angenehme und nützliche Luſtwandlungen zu machen; von ihnen bringen ſie friſche Rinde mit, die ſie der zu trocknen oder vom Waſſer zu ſehr durchweichten vorziehen. Die Weibchen, ſagt man, tragen vier Monate; ſie werfen gegen das Ende des Winters und bringen gewöhnlich 2 bis 3 Junge zur Welt. In dieſer Zeit werden ſie von den Männchen beinahe verlaſſen; dieſelben gehen ins Feld, um die Annehmlichkeiten und Früchte des Frühlings zu genießen; von Zeit zu Zeit kommen ſie nach der Hütte zurück, ohne ſich jedoch daſelbſt wieder aufzuhalten; die Mütter bleiben in ihr beſchäftigt mit der Säugung, Pflege und Erziehung ihrer Jungen, die nach Verlauf einiger Wochen im Stande ſind, ihnen zu folgen; nun gehen auch ſie luſtwandeln, ſich im Freien erholen, Fiſche, Krebſe, junge Rinde freſſen und bringen ſo den Sommer auf dem Waſſer und im Walde zu. Sie verſammeln ſich erſt im Herbſt, wofern nicht die Ueberſchwemmungen ihren Deich durchbrochen oder ihre Hütten zerſtört haben; denn alsdann vereinigen ſie ſich frühzeitig, um die Brüche an demſelben wieder auszubeſſern.

An einigen Orten, die ſie mit Vorliebe bewohnen, hat man geſehen, daß ſie nach mehrmaliger Zerſtörung ihrer Arbeiten Sommer für Sommer

kamen, um ſie wieder zu erbauen, bis ſie endlich, durch dieſe Verfolgung ermüdet und durch dieſen Verluſt mehrerer von ihnen geſchwächt, den Entſchluß faßten, ihren Wohnort zu verändern und ſich weitab in die tiefſten Einöden zurückzuziehen. Vornämlich im Winter ſuchen die Jäger ſie, weil nur in dieſer Jahreszeit ihr Pelz vollkommen gut iſt; und geſchieht es, daß ſie nach der Verwüſtung ihrer Niederlaſſungen, eine große Anzahl fangen, ſo legt die zur ſehr verkleinerte Geſellſchaft keine Niederlaſſung mehr an; die kleine Zahl derer, die dem Tode oder der Gefangenſchaft entronnen, zerſtreut ſich; ſie werden flüchtig; von der Furcht zerdrückt, blüht ihre ſchöpfriſche Geiſteskraft nicht mehr auf, ſie vergraben ſich, — ſich und all ihre Anlagen, in eine Erdgrube, worin ſie, zu dem Standpunkt der übrigen Thiere erniedrigt, ein ängſtliches Leben führen, ſich nur noch mit den dringenden Bedürfniſſen beſchäftigen, nur die, dem einzeln Thier eigenthümlichen Fähigkeiten üben und die geſellſchaftlichen Anlagen, die wir eben bewundert haben, unwiederbringlich verlieren.

So bewundernswerth in der That, ſo erſtaunlich die Dinge ſind, die wir eben in Hinſicht der Geſellſchaft und der Arbeiten unſerer Biber auseinandergeſetzt haben, wir wagen zu behaupten, daß man an ihrer Wirklichkeit nicht zweifeln kann: alle zu verſchiedenen Zeiten von einer großen Menge von Augenzeugen gemachte Berichte ſtimmen über alle Punkte, die wir angeben, überein; und weicht unſere Erzählung von der Erzählung Einiger unter ihnen ab, ſo findet dies nur da Statt, wo ſie uns das Wunderſame auszuſtatten, über das Wahre und zuweilen ſelbſt über das Wahrſcheinliche hinaus zu gehen ſchienen. Denn man hat ſich nicht auf die Angabe beſchränkt, die Biber hätten geſellſchaftliche Sitten und offenbare Anlagen zur Baukunſt, ſondern hat verſichert, man könnte ihnen allgemeine Vorſtellungen von Verfaſſung und Regierung nicht abſprechen; wäre einmal ihre Geſellſchaft gebildet, ſo wüßten ſie die Reiſenden, die Fremdlinge zu Sklaven zu machen, ſie bedienten ſich derſelben, um ihre Erde zu tragen, ihr Holz zu ſchleppen; auf gleiche Weiſe behandelten ſie die Faulen unter ſich, die nicht arbeiten wollten, und die Alten, die nicht arbeiten könnten; ſie würfen ſie auf den Rücken und ließen ſie zum Schubkarren dienen, um ihre Bauſtoffe darauf zu fahren; dieſe Freibürger verſammelten ſich ſtets nur in ungleicher Zahl, damit bei ihren Berathungen immer eine überwiegende Stimme wäre; die ganze Geſellſchaft hätte einen Vorſitzer; jede Sippſchaft ihren Verwalter; zur öffentlichen Sicherheit würden Schildwachen ausgeſtellt; würden ſie verfolgt, ſo unterließen ſie nie, ſich die Hoden auszureißen, um die Begierde der Jäger zu befriedigen; ſo verſtümmelt zeigten ſie ſich, um

vor ihren Augen Gnade zu finden u. ſ. w. *) So entfernt wir davon ſind, an dieſe Fabeln zu glauben, oder dieſe Uebertreibungen aufzunehmen, ſo ſchwer däucht es uns, dargethane, beſtätigte, aus Wahrſcheinlichkeitsgründen höchſt gewiſſe Sachen nicht zulaſſen zu wollen. Tauſendmal hat man ihre Werke geſehen, wiedergeſehen, zerſtört, umgeworfen; man hat ſie gemeſſen, gezeichnet, geſtochen; endlich, was keinen Zweifel übrig läßt, was kräftiger als alle frühern Zeugniſſe iſt, wir haben neue und gegenwärtige; noch beſtehen ſolche einzige Werke, die obwohl minder gemein, als in den erſten Zeiten der Entdeckung Nordamerikas, ſich doch in ſo großer Anzahl finden, daß alle Sendlinge, alle Reiſenden, ſelbſt die neueſten, die in die nördlichen Länder vorgedrungen ſind, verſichern, ihrer angetroffen zu haben. Alle ſagen einhellig, außer den in Geſellſchaft befindlichen Bibern, treffe man überall in demſelben Erdſtriche vereinſamte, die, ſagen ſie, ihrer Gebrechen wegen aus der Geſellſchaft verſtoßen, an keinem ihrer Vortheile Theil haben, weder Haus noch Vorrathskammer beſitzen und, wie der Dachs in einem unterirdiſchen Gange wohnen; man hat ſelbſt dieſe einſiedleriſchen Biber Erdbiber genannt; ſie ſind leicht zu erkennen; ihre Bekleidung iſt ſchmutzig, ihr Haar durch das Reiben gegen die Erde auf dem Rücken abgeſchabt; wie die andern wohnen ſie ziemlich gern am Rande der Gewäſſer, wo ſogar manche eine mehrere Fuß tiefe Grube graben, um einen kleinen Teich zu bilden, der bis an die Oeffnung ihrer Erdgrube geht: dieſe dehnt ſich zuweilen in einer Länge von mehr als hundert Fuß auf, immer aufſteigend, damit ſie ſich in dem Maße, als das Waſſer bei den Ueberſchwemmungen wächſt, mit leichter Mühe nach oben zurückziehen können: es finden ſich aber auch manche von dieſen einſiedleriſchen Bibern, die ziemlich weit vom Waſſer ab im Lande wohnen. Alle unſere europäiſchen Biber ſind Erdbiber und einſiedleriſche, deren Pelz bei weitem nicht ſo ſchön iſt wie der der Biber, die in Geſellſchaft leben. Alle unterſcheiden ſich in der Farbe, nach dem Erdſtriche, den ſie bewohnen. In den entfernteſten Gegenden des Nordens ſind ſie ganz ſchwarz und das ſind die ſchönſten; unter dieſen ganz ſchwarzen Bibern finden ſich zuweilen ganz weiße oder ſolche, deren Weiß mit Grau gefleckt und auf dem Nacken und am Hintertheil mit Fuchsroth gemiſcht iſt. In dem Maße, wie man ſich vom Norden entfernt, wird die Farbe heller und gemiſchter; ſie ſind im nördlichen Theile von Kanada dunkel kaſtanienbraun, gegen den ſüdlichen Theil hin hell kaſtanienbraun und in Illinois gelb oder ſtrohfarbig. In Amerika findet man Biber vom 30. Grad nördlicher Breite bis zum 60. und darüber hinaus; ſie ſind gegen den Norden hin ſehr gemein, und ihre Menge vermindert ſich ſtets in dem

*) Aelian und alle Alten außer Plinius, der dieſe Sache mit Recht in Abrede ſtellt.

Maß, als man gegen Süden hinkommt. Eben ſo iſt es im alten Feſtland; nur in den nördlichſten Gegenden findet man ſie in Menge, und in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Aegypten ſind ſie ſehr ſelten. Die Alten kannten ſie; in der Gotteslehre der Magen war es unterſagt, ſie zu tödten. Auf den Ufern des Pontus euxinus waren ſie ſehr gemein; man hat den Biber ſogar canis ponticus genannt; offenbar aber genoſſen dieſe Thiere nicht die gehörige Ruhe an den in der That ſeit undenklicher Zeit von den Menſchen beſuchten Küſten dieſes Meeres, da niemand unter den Alten von ihrer Geſellſchaft oder ihren Arbeiten redet; Aelian beſonders, der eine ſo große Schwäche in Bezug auf das Wunderbare bekundet und, ich glaube, zuerſt geſchrieben hat, der Biber reiße ſich die Hoden ab, um den Jäger ſie aufheben zu laſſen, würde nicht unterlaſſen haben, von den Wundern ihres Freiſtaates zu reden, und dabei ihre Geiſteskraft und ihre Anlagen zur Baukunſt zu übertreiben. Plinius, deſſen ſtolzer, finſterer und erhabener Geiſt den Menſchen immer herunterſetzt, um die Natur zu erhöhen, hätte er ſich wohl enthalten, Romulus Arbeiten mit denen unſerer Biber zu vergleichen? Es ſcheint alſo gewiß, daß keiner der Alten ihre Baubetriebſamkeit gekannt hat; und obwohl man in den letzten Jahrhunderten eingehüttete Biber in Norwegen und andern nördlichſten Landſchaften Europas gefunden, und wahrſcheinlich die Biber vor Alters ſo gut wie heutzutage bauten, ſo iſt es doch, da die Römer nicht bis dahin gedrungen waren, nicht überraſchend, daß ihre Schriftſteller keine Erwähnung davon thun.

Mehre Schriftſteller haben geſchrieben, der Biber, als Waſſerthier, könne nicht auf dem Lande und ohne Waſſer leben. Dieſe Meinung iſt irrig; denn der Biber, den wir am Leben haben, der in Kanada ganz jung gefangen und ſtets im Hauſe aufgezogen worden, kannte das Waſſer nicht, als man ihn uns zugeſtellt hat; er ſcheute und weigerte ſich, hinein zu gehen; als man ihn aber einmal in ein Becken getaucht und Anfangs mit Gewalt darin gehalten hatte, befand er ſich nach einigen Minuten ſo wohl darin, daß er gar nicht mehr herauszukommen ſuchte; und als man ihn frei ließ, kehrte er ſehr oft wieder von ſelbſt darein zurück; er wälzte ſich auch im Koth und auf dem naſſen Pflaſter. Eines Tages entwiſchte er und ſtieg durch eine Kellertreppe in die Gewölbe der Steingruben, die ſich unter dem Boden des königlichen Gartens befinden. Sobald er jedoch das Licht der Fackeln ſah, die wir dahin tragen ließen, um ihn zu ſuchen, kam er zu denen, die ihn riefen, zurück und ließ ſich leicht faſſen. Er iſt vertraut, ohne ſchmeichelnd zu ſein; er begehrt von denen, die zu Tiſche ſind, zu freſſen; ſein Bitten beſteht in einem kleinen Klageſchrei und einigen Gebärden mit der Hand; ſobald man ihm einen Biſſen gibt,

trägt er ihn fort und verbirgt ſich, um ihn nach ſeiner Bequemlichkeit zu ſpeiſen. Er ſchläft ziemlich oft und ruht auf dem Bauche; er frißt von Allem, mit Ausnahme des Fleiſches, das er ſtandhaft ausſchlägt, gekocht wie roh; an Allem, was er findet, an Stoffen, Hausrath, Holz, nagt er; und man iſt genöthigt geweſen, das Faß, worin er verſendet worden iſt, mit Blech auszufüttern.

Die Biber wohnen mit Vorliebe an den Ufern der Seen, Flüſſe und andern ſüßen Gewäſſer; indeſſen finden ſich ihrer auch am Ufer des Meeres; vorzüglich aber an den nördlichen Meeren und beſonders in den binnenländiſchen Buchten, die große Ströme aufnehmen und deren Waſſer wenig ſalzig iſt. Sie ſind Feinde des Fiſchotters, dem ſie nicht geſtatten, an den Gewäſſern, die ſie beſuchen, zu erſcheinen. Der Pelz des Bibers iſt noch ſchöner und dichter als der des Fiſchotters; er beſteht aus zweierlei Haar; das eine, kürzer, aber ſehr dicht, fein wie Flaum, dem Waſſer undurchdringlich, bekleidet unmittelbar die Haut; das andere, länger, feſter, glänzender, doch dünner beiſammen, bedeckt wieder dieſe erſte Bekleidung, dient ihm gleichſam zum Mantel und ſchützt ihn gegen Unrath, Staub, Schlamm; dieſes zweite Haar hat nur geringen Werth; in den Manufakturen gebraucht man nur das erſte. Die ſchwärzeſten Pelze ſind gewöhnlich die dichteſten und folglich die geſchätzteſten; die der Erdbiber ſtehen denen der Hüttenbiber nach. Die Biber ſind, wie alle vierfüßigen Thiere, während des Sommers der Mauſe unterworfen; auch hat der Pelz derjenigen, die in dieſer Jahreszeit gefangen worden, nur wenig Werth. Der Pelz der weißen Biber iſt ſeiner Seltenheit wegen geſchätzt, und die völlig ſchwarzen ſind faſt eben ſo ſelten wie die weißen.

Doch unabhängig vom Pelz, freilich dem Koſtbarſten, was der Biber liefert, gibt er noch einen Stoff her, wovon man in der Arzneikunde einen großen Gebrauch macht. Dieſer Stoff, den man castoreum oder **Bibergeil** genannt hat, iſt in zwei dicken Bläschen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Bibers genommen hatten. Wir wollen weder ſeine Beſchreibung noch ſeinen verſchiedenen Gebrauch angeben, da man beides in Arzneibüchern findet *). Die Wilden, ſagt man, ziehen aus dem Schwanze des Bibers ein Oel, deſſen ſie ſich als eines örtlichen Mittels gegen verſchiedene Uebel bedienen. Das Fleiſch des Bibers, obwohl fett und zart, hat immer einen ziemlich unangenehmen bittern Geſchmack: man verſichert, ſeine Knochen ſeien über die Maßen hart; wir ſind aber nicht

*) Man behauptet, die Biber brächten die Feuchtigkeit aus ihren Bläschen, indem ſie dieſelben mit dem Fuße drückten, ſie gäbe ihnen die verlorene Eßluſt wieder, und die Wilden rieben damit die Netze an, die ſie ihnen ſpannten, um ſie anzuziehen. Gewiſſer ſcheint es, daß er ſich dieſer Feuchtigkeit bedient, um ſich die Haut fett zu machen.

im Stande geweſen, die Wahrheit dieſer Angabe herauszuſtellen, da wir nur ein Junges zerlegt haben. Seine Zähne ſind ſehr hart und ſo ſchneidend, daß ſie den Wilden als Meſſer dienen, um Holz zu ſchneiden, zu höhlen und zu glätten. Sie bekleiden ſich mit Biberfellen und tragen ſie mit dem Haar einwärts auf dem Körper. Es ſind dieſes die mit dem Schweiß der Wilden geſättigten Pelze, die man fetten Kaſtor nennt, und deſſen man ſich nur zu den gröbſten Arbeiten bedient.

Der Biber gebraucht ſeine Vorderfüße wie Hände mit einer Geſchicklichkeit die wenigſtens der des Eichhörnchens gleichkommt; die Zehen daran ſind gut getrennt und gut getheilt, während die der Hinterfüße durch eine ſtarke Haut miteinander verbunden ſind; ſie dienen ihm als Floßfedern und breiten ſich aus wie die der Gans, mit welcher der Biber auch den Gang auf dem Lande zum Theil gemein hat. Er ſchwimmt weit beſſer, als er läuft; da ſeine Vorderfüße viel kürzer als ſeine Hinterfüße ſind, ſo geht er ſtets mit geſenktem Kopf und gewölbtem Rücken. Er hat ſehr gute Sinne, einen ſehr feinen und ſehr empfindlichen Geruch; es ſcheint, daß er weder Unreinlichkeit, noch üble Gerüche ertragen kann; hält man ihn zu lang im Gefängniß zurück, und findet er ſich genöthigt, ſeine Ausleerungen darin zu machen, ſo legt er ſie nahe an die Thürſchwelle und ſtößt ſie, ſobald dieſelbe geöffnet wird, hinaus. Dieſe Eigenſchaft der Reinlichkeit iſt ihnen natürlich, und unſer junge Biber verfehlte nie, auf dieſe Weiſe ſein Zimmer zu reinigen. Ein Jahr alt, äußerte er Zeichen von Brunſt, was anzudeuten ſcheint, daß er in dieſem Zeitraum den größten Theil ſeines Wachsthums erlangt hatte; demnach kann ſeine Lebensdauer nicht ſehr lang ſein, und es iſt vielleicht zu viel, wenn man ſie auf 15 bis 20 Jahre ausdehnt. Dieſer Biber war für ſein Alter ſehr klein, und es darf dies nicht auffallen; faſt von ſeiner Geburt an gezwängt, ſo zu ſagen, auf dem Trockenen erzogen, bis zu einem Alter von neun Monaten mit dem Waſſer unbekannt, hat er weder wachſen noch ſich entwickeln können wie die andern, die ihre Freiheit und jenes Element genießen, das ihnen faſt eben ſo nöthig wie der Gebrauch der Erde zu ſein ſcheint.

* Wir haben geſagt, der Biber ſei ein beiden Feſtländern gemeinſames Thier; er findet in der That ſich eben ſo häufig in Sibirien wie in Kanada. Man kann ſie leicht zähmen und ſelbſt ſie Fiſche fangen und nach Hauſe bringen lehren. H. Kalm verſichert dieſe Sache.

„Ich habe, ſagt er, in Amerika Biber geſehen, die ſo gezähmt waren, daß man ſie auf den Fiſchfang ſchickte und ſie ihrem Herrn ihre Beute heimbrachten. Auch ſah ich daſelbſt einige Fiſchotter, die an ihre Herren und ihre Hunde ſo ſtark gewöhnt waren, daß ſie ihnen folgten, ſie ins

Schiff begleiteten, ins Waſſer ſprangen, und den Augenblick hernach mit einem Fiſche zurückkamen.

Wir ſahen, ſagt H. Gmelin, in einer kleinen ſibiriſchen Stadt einen Biber, den man in einem Zimmer ernährte und, wie man wollte, anfühlen konnte. Man verſicherte mir, dieſes Thier mache zuweilen auf eine ſehr beträchtliche Entfernung Reiſen und ſtehle den andern Bibern ihre Weibchen, die er mit nach Hauſe bringe, und nach der Brunſtzeit kehren ſie allein und, ohne daß er ſie begleite, zurück.

Der Raton (oder der Waſchbär.)

Obwohl mehrere Schriftſteller das Thier von dem hier die Rede iſt, unter dem Namen Koati angeführt haben, ſo glaubten wir doch den Namen, den man ihm in England gegeben, annehmen zu müſſen, um jede Zweideutigkeit zu entfernen und es nicht mit dem echten Koati, deſſen Beſchreibung wir in dem folgenden Aufſatze geben werden, noch auch mit dem Koatimondi zu verwechſeln, der uns indeſſen nur eine Abart von der Art des Koati zu ſein ſcheint.

Der Raton oder Waſchbär, den wir lebend gehabt und länger als ein Jahr behalten haben, war von dem Umfang und der Geſtalt eines kleinen Dachſes; er hat einen kurzen und dicken Körper, ſanftes, langes, dichtes, an der Spitze ſchwärzliches und unten graues Haar; einen Kopf, wie ein Fuchs, aber runde und weit kürzere Ohren; große, gelblich grüne Augen, einen ſchwarzen Querſtreifen über den Augen; eine hagere Schnauze, eine etwas aufgeſtülpte Naſe, die untere Lefze weniger vortretend als die obere; Zähne, wie ein Hund, 6 Schneide= und 2 Hundszähne oben und unten; einen dichtbehaarten Schwanz, der wenigſtens ſo lang wie der Körper und mit abwechſelnd ſchwarzen und weißen Ringen in ſeiner ganzen Länge gezeichnet iſt; weit längere Vorder= und Hinterbeine und 5 mit feſten und ſcharfen Nägeln bewaffnete Zehen an allen Füßen; die Hinterfüße ruhen hinreichend auf der Ferſe, damit das Thier ſich in die Höhe richten und ſeinen Körper in einer vorwärts gerichteten Stellung halten kann. Er bedient ſich ſeiner Vorderfüße, um etwas nach ſeinem Maule zu führen; weil aber ſeine Zehen nicht ſehr biegſam ſind, kann er, ſo zu ſagen, mit einer einzigen Hand nichts anfaſſen: er bedient ſich beider zugleich und fügt ſie zuſammen, um das zu nehmen, was man ihm gibt. Obſchon dick und unterſetzt, iſt er dennoch ſehr behende: ſeine wie Nadeln ſpitzige Krallen verleihen ihm die Geſchicklichkeit, ohne Mühe auf die Bäume zu klettern; ſchnell ſteigt er bis oben auf den Stamm und läuft bis an das Ende der Zweige; er wandert immer ſprungweiſe; hüpft mehr, als er geht, und ſeine Bewegungen ſind, obwohl ſchief, immer raſch und leicht.

Dieſes Thier iſt urſprünglich in den ſüdlichen Gegenden Amerikas zu Hauſe; im alten Feſtlande findet man es nicht; wenigſtens erwähnen die Reiſenden, die von den Thieren in Afrika und Oſtindien geſprochen, ſeiner nicht; dagegen iſt es im heißen Erdſtriche von Amerika ſehr gemein und beſonders in Jamaika, wo es auf den Gebirgen wohnt und von ihnen nur herabkommt, um Zuckerrohr zu freſſen. In Kanada findet man es nicht, noch in den andern nördlichen Theilen dieſes Feſtlandes; indeſſen hat es keine übermäßige Scheu vor der Kälte. H. Klein hat eins in Danzig ernährt; und das, welches wir beſaßen, hat eine ganze Nacht die Hände im Eis feſtgefroren zugebracht, ohne daß es ſich dadurch unwohl befunden hätte. Alles was es freſſen wollte, tunkte es ins Waſſer oder rührte es vielmehr damit ein: es warf ſein Brot in ſeine Waſſerſchüſſel und zog es erſt heraus, wenn es dasſelbe gut durchtränkt ſah, wofern es nicht etwa vom Hunger getrieben wurde; denn alsdann nahm es die Nahrung trocken und ſo, wie man ſie ihm vorhielt. Es durchſtöberte Alles, fraß von Allem, rohes wie gekochtes Fleiſch, Fiſch, Eier, lebendes Geflügel, Getraide, Wurzeln u. ſ. w.; es fraß Inſekten aller Art; es machte ihm Vergnügen, die Spinngewebe aufzuſuchen; und war es frei in einem Garten, ſo fing es Schnecken, Käfer, Würmer. Es liebte Zucker, Milch und andere ſüße Nahrungsmittel über Alles mit Ausnahme des Obſtes, dem es Fleiſch und beſonders Fiſch vorzog. Um ſeine Nothdurft zu verrichten, entfernte es ſich. Uebrigens war es vertraulich und ſelbſt ſchmeichelnd, ſprang an den Leuten, die es liebte, hinauf, ſpielte gern und mit ziemlicher Artigkeit, war flink, behende, ſtets in Bewegung; es ſchien mir viel von der Natur des Makis und etwas von den Eigenſchaften des Hundes an ſich zu haben.

* H. Blanquart des Salines hat mir in Betreff dieſes Thieres den 29. Oktober 1775 von Calais in folgenden Worten geſchrieben:

„Mein Raton (Waſchbär) hat, ehe er mir gehörte, immer angekettet gelebt; in dieſer Gefangenſchaft zeigte er ſich ziemlich ſanft, obwohl wenig ſchmeichleriſch; die Perſonen des Hauſes begegneten ihm alle auf dieſelbe Weiſe; aber er empfing ſie auf verſchiedene; was ihm von Seiten der einen gefiel, empörte ihn von Seiten der andern, ohne daß er ſich jemal irren ließ.

(Wir haben dasſelbe in Betreff des Surikate bemerkt.)

„Seine Kette riß zuweilen, und die Freiheit machte ihn dreiſt, er bemächtigte ſich einer Stube, und duldete nicht, daß man ihn daſelbſt angriff. Nur mit Mühe beſſerte man ſeine Bande aus. Seit ſeinem Aufenthalt bei mir iſt ſeine Knechtſchaft oft unterbrochen worden. Ohne ihn aus dem Geſicht zu verlieren, laſſe ich ihn mit ſeiner Kette luſtwandeln,

und jedesmal drücken tauſend Artigkeiten ſeine Dankbarkeit aus. So nicht, wenn er entwiſcht; alsdann ſtreift er zuweilen 3 bis 4 Tage nacheinander über die benachbarten Dächer und ſteigt des Nachts in die Höfe hinab, geht in die Hühnerſtälle, erwürgt das Geflügel, frißt ihm den Kopf ab und verſchont beſonders die Perlhühner nicht. Seine Kette machte ihn nicht menſchlicher, ſondern nur behutſamer, er wendete damal Liſt an, machte die Hühner mit ſich vertraut und erlaubte ihnen, ſeine Mahlzeiten mit ihm theilen zu kommen, und erſt, nachdem er ihnen die größte Sicherheit eingeflößt hatte, ergriff er eins und zerriß es in Stücke. Einige junge Katzen haben dasſelbe Loos von ſeiner Seite erfahren. Obſchon ſehr ſchnell, hat dieſes Thier nur ſchiefe Bewegungen, und ich bezweifle, daß es andere Thiere im Lauf erhaſchen könne. Er öffnet auf eine erſtaunenswerthe Weiſe die Auſtern; man braucht nur das Schloß zu öffnen, ſeine Pfoten thuen das Uebrige. Er muß ein treffliches Gefühl haben. In ſeinem ganzen kleinen Geſchäft bedient er ſich ſelten des Geſichtes oder des Geruches; eine Auſter, z. B., bringt er unter ſeine Hinterfüße, dann ſucht er, ohne zuzuſehen, mit ſeinen Pfoten die ſchwächſte Stelle; dort ſetzt er ſeine Krallen hinein, öffnet halb die Schalen, zieht den Fiſch fetzenweiſe heraus und läßt keine Spur davon übrig, ohne daß ihm bei dieſer Verrichtung ſeine Augen oder ſeine Naſe, die er entfernt hält, einigen Dienſt leiſteten."

„Iſt der Waſchbär für Liebkoſungen, die er empfängt, nicht beſonders erkenntlich, ſo iſt er dagegen für üble Behandlungen äußerſt empfindlich. Ein Diener des Hauſes hatte ihm einſt einige Peitſchenhiebe gegeben; umſonſt ſuchte der Mann ſeitdem ſich mit ihm zu verſöhnen; weder Eier, noch Seeheuſchrecken, koſtbare Gerichte für dieſes Thier, haben ihn jemal beſänftigen können. Bei ſeiner Annäherung geräth er in eine Art von Wuth; mit funkelnden Augen ſpringt er auf ihn zu und ſtößt ein Schmerzgeſchrei aus; alles, was man ihm alsdann darbietet, ſchlägt er aus, bis ſein Feind verſchwindet. Die Töne des Zornes ſind bei ihm auffallend, man ſollte meinen, bald das Geziſch einer Brachſchnepfe, bald das heiſere Gebell eines alten Hundes zu hören."

„Schlägt ihn jemand, wird er von einem Thier angegriffen, das er ſich an Stärke überlegen glaubt, ſo ſetzt er keinen Widerſtand entgegen; ähnlich einem Stachelſchwein, verbirgt er ſeinen Kopf und ſeine Pfoten und bildet mit ſeinem Körper eine Kugel: keine Klage entſchlüpft ihm; in dieſer Lage würde er den Tod leiden."

„Ich habe bemerkt, daß er nie Heu noch Stroh in ſeinem Neſte ließ; er ſchlief lieber auf dem Holze. Gibt man ihm Streu, ſo entfernt er ſich, auf der Stelle. Ich habe nicht gefunden, daß er gegen Kälte empfindlich

wäre; von drei Wintern hat er zwei, der vollen Strenge der Luft ausgeſetzt, zugebracht. Ich habe ihn mit Schnee bedeckt, ohne Obdach und dennoch in ſehr gutem Befinden geſehen. Ich glaube nicht, daß er die Wärme ſehr ſucht; während des letzten Froſtes ließ ich ihm getrennt lauwarmes Waſſer und faſt eiskaltes zum Einrühren ſeiner Speiſen geben; letzteres erhielt immer den Vorzug. Er konnte die Nacht frei im Stalle zubringen, und oft ſchlief er in einem Winkel meines Hofes.“

„Der Mangel an Speichel oder der geringe Ueberfluß an demſelben veranlaßt meines Erachtens dieſes Thier, ſeine Nahrung mit Waſſer durchdringen zu laſſen. Friſches und blutiges Fleiſch feuchtet er nicht an; nie hat er einen Fiſch genetzt oder eine Weinbeere; alles Trockene dagegen taucht er tief in ſeine Schüſſel.“

Die Kinder ſind unter andern ein Gegenſtand ſeines Haſſes; ihr Weinen reizt ihn; er macht alle Anſtrengungen, um ſich auf ſie zu ſtürzen. Eine kleine Hündin, die er ſehr liebt, wird ſtrenge beſtraft, wenn ſie ſich beigehen läßt, ſcharf zu bellen. Ich weiß nicht, warum mehrere Thiere gleicher Weiſe das Geſchrei verabſcheuen. Im Jahr 1770 beſaß ich 5 weiße Mäuſe: es fiel mir zufällig ein, eine davon ſchreien zu laſſen, die andern fielen über ſie her; ich fuhr fort; und ſie erwürgten ſie.“

„Dieſer Waſchbär iſt ein Weibchen, das im Anfange des Sommers in Brunſt kommt. Das Bedürfniß, ein Männchen zu finden, dauert mehr als ſechs Wochen; während dieſer Zeit kann man ſeine Aufmerkſamkeit nicht feſſeln, alles mißfällt ihm; kaum ernährt es ſich; hundertmal des Tages ſteckt es zwiſchen die Schenkel und dann zwiſchen die Vorderpfoten ſeinen dichtbehaarten Schwanz, den es mit ſeinen Zähnen an der Spitze ergreift und ohne Aufhören bewegt, um ſeine Naturtheile zu reiben. Dieſe Kriſe hindurch liegt es jeden Augenblick auf dem Rücken, grunzend und ſein Männchen rufend, was mich auf die Vermuthung bringen möchte, daß es ſich in dieſer Lage begattet.“

„Sein völliges Wachsthum erreicht dieſes Thier wohl vor zwei und einem halben Jahre nicht.“

Der Krabbenfreſſer.

Der Name Krabbenfreſſer oder Krabbenhund, den man dieſem Thiere gegeben, rührt daher, weil es ſich vorzüglich von Krabben ernährt. Er hat ſehr wenig Aehnlichkeit mit dem Hunde oder dem Fuchſe, mit denen ihn die Reiſenden haben vergleichen wollen. Mehr Aehnlichkeit möchte er mit den Beutelthieren haben; aber er iſt viel dicker, und außerdem trägt das Weibchen des Krabbenfreſſers nicht wie das Weibchen des Beutelthieres ſeine Jungen in einer Taſche unter dem Bauche: darum ſcheint uns der

Krabbenfreſſer zu einer abgeſonderten und von allen, die wir beſchrieben haben, verſchiedenen Art zu gehören.

Wir geben hier ſeine Abbildung, worin man den langen, ſchuppigen und nackten Schwanz, die dicken Daumzehen ohne Nägel an den Hinterfüßen und die platten Nägel an den Vorderfüßen bemerken wird. Dieſes Thier, das wir im Kabinet des Königs aufbewahren, war noch jung, als man uns ſeine Haut geſchickt hat; es iſt ein Männchen und Folgendes die Beſchreibung, die wir von ihm haben aufnehmen können:

Die Länge des ganzen Körpers von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel beträgt ungefähr 17 Zoll.

Die Höhe des Vorderleibes 6 Zoll 3 Linien, und die des Hinterleibes 6 Zoll 6 Linien.

Der Schwanz, der graulich, ſchuppig und unbehaart iſt, hat eine Länge von 15½ Zoll bei einer Dicke von 10 Linien an ſeinem Anfange; an ſeinem Ende iſt er ſehr dünn.

Da dieſes Thier ſehr niedrig von Beinen iſt, ſo hat es in der Entfernung einige Aehnlichkeit mit dem Dachshunde; der Kopf ſelbſt iſt von dem eines Hundes nicht ſehr verſchieden; er iſt von der Naſenſpitze bis zum Hinterhaupt nur 4 Zoll eine Linie lang. Das Auge iſt nicht groß; der Rand der Augenlieder iſt ſchwarz, und über dem Auge befinden ſich an 15 Linien lange Haare; ähnliche ſtehen neben dem Backen gegen das Ohr hin. Der Schnauzbart iſt ſchwarz und an 17 Linien lang. Die Oeffnung des Maules beträgt nahe an 2 Zoll; die obere Kinnlade iſt auf jeder Seite mit einem gebogenen Hundszahn bewaffnet, der über die untere Kinnlade hinausgeht. Das braune Ohr ſcheint etwas auf ſich zurückzufallen; es iſt nackt, breit und an ſeinem Ende rund.

Das Haar des Rumpfes iſt wollig und mit andern großen, ſteifen, ſchwärzlichen Haaren durchſät, die ſich auf den Schenkeln und gegen den Rückgrat hin immer mehr verdichten, ſo daß der letztere mit dieſen langen Haaren ganz bedeckt iſt, was dieſem Thiere von der Mitte des Rückens bis zum Anfange des Schwanzes eine Art Mähne gibt. Dieſe Haare ſind drei Zoll lang, an ihrer Wurzel bis zur Mitte ſchmutzig weiß und dann bis zur Spitze dunkelbraun. An den Seiten iſt das Haar gelbweiß, eben ſo unter dem Bauche; es ſpielt aber mehr ins Falbe gegen die Schultern, die Schenkel, den Hals, die Bruſt und den Kopf hin, wo dieſe falbe Färbung an einigen Stellen mit Braun gemiſcht iſt. Die Seiten des Halſes ſind falb; die Beine und Füße ſchwärzlich braun. An jedem Fuße ſind fünf Zehen; der Vorderfuß hat einen Zoll neun Linien, die größte Zehe neun Linien und der rinnenförmige Nagel zwei Linien. Die Zehen ſind wie die der Ratten etwas gebogen, nur die Daumzehe iſt

gerade. Die Hinterfüße haben einen Zoll 8 Linien, die größten Zehen 9 Linien, die Daumzehe 9 Linien; ſie iſt dick, breit und viereckig wie bei den Affen, der Nagel daran platt, während die Nägel der vier andern Zehen gebogen ſind und über die Zehenſpitze hinausgehen. Die Daumzehe des Vorderfußes iſt grade und von der andern Zehe nicht getrennt.

H. de La Borde hat mir geſchrieben, dieſes Thier ſei in Cayenne ſehr gemein und bewohne immer die Wurzelträger und andere ſumpfige Gegenden.

„Er iſt, ſagt er, ſehr flink im Erklettern der Bäume, auf denen er ſich beſonders den Tag über öfter als auf dem Boden aufhält. Er hat gute Zähne und vertheidigt ſich gegen die Hunde. Die Krabben machen ſeine vorzüglichſte Nahrung aus und bekommen ihm gut; denn er iſt immer fett. Wenn er die Krabben nicht mit ſeinen Pfoten aus ihrem Loche ziehen kann, ſo ſteckt er ſeinen Schwanz hinein, deſſen er ſich wie eines Hakens bedient. Die Krabbe, die ihm zuweilen ſeinen Schwanz klemmt, bringt ihn zum Schreien; dieſes Geſchrei ähnelt dem eines Menſchen und läßt ſich ſehr weit hören; ſeine gewöhnliche Stimme aber iſt eine Art Grunzen, ähnlich dem der jungen Schweine. Er bringt 4 bis 5 Junge hervor und legt ſie in alte hohle Bäume. Die Eingebornen eſſen ſein Fleiſch, das einige Aehnlichkeit mit dem eines Haſen hat. Uebrigens werden dieſe Thiere leicht traulich und man ernährt ſie im Hauſe wie Hunde und Katzen, d. h. mit allerlei Nahrungsmitteln; demnach iſt ihre Neigung für das Fleiſch der Krabbe keinesweges eine ausſchließende Neigung." *)

Man behauptet, in den Ländern von Cayenne finden ſich zwei Thierarten, denen man denſelben Namen Krabbenfreſſer gebe, weil beide Krabben freſſen. Der eine iſt derjenige, von welchem wir eben geſprochen, der andere nicht allein eine verſchiedene Art, ſondern gehört, wie es ſcheint, ſelbſt zu einer andern Gattung. Er hat einen ganz behaarten Schwanz und fängt die Krabben nur mit ſeinen Pfoten. Dieſe beiden Thiere gleichen ſich blos dem Kopfe nach und unterſcheiden ſich in der Form und den Verhältniſſen des Körpers ſowie in der Bildung der Füße und Nägel. **)

Der Krabbenfreſſer=Waſchbär.

Dies iſt ein Thier, welches uns H. de La Borde unter der uneigentlichen Benennung Krabbenfreſſerhund aus Cayenne geſchickt hat, und welches mit dem Krabbenfreſſer keine andere Aehnlichkeit hat als die Gewohnheit,

*) Brief des H. de La Borde an H. de Buffon, Cayenne, 12. Juli 1774.

**) Eine von den HH. Aublet und Olivier mitgetheilte Bemerkung.

gleichfalls Krabben zu freſſen; es hat aber vom Waſchbären in der Größe, Geſtalt und den Verhältniſſen des Kopfes, Rumpfes und Schwanzes viel an ſich, und da wir den Namen nicht kennen, den es in ſeinem Geburtslande trägt, ſo wollen wir ihm einſtweilen, bis wir darüber belehrt werden, die Benennung Krabbenfreſſer-Waſchbär geben, um es von dem Waſchbären und dem Krabbenfreſſer, deren Abbildungen wir mitgetheilt haben, zu unterſcheiden.

Dieſes Thier iſt uns von Cayenne mit folgender Benennung und Anzeige geſchickt worden: Erwachſener Krabbenfreſſerhund, Weibchen, als es gefangen wurde, drei Junge ernährend. Aber, wie wir eben ſagten, es hat mit dem Krabbenfreſſer keine offenbare Aehnlichkeit; es hat weder ſeine Körperform, noch ſeinen ſchuppigen Schwanz. Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis über die Wurzel des Schwanzes beträgt 23 Zoll 6 Linien, und folglich iſt ſie beinahe der des Waſchbären gleich, die 22 Zoll 6 Linien beträgt; die andern Ausdehnungen ſind zwiſchen dieſen beiden Thieren verhältnißmäßig dieſelben, den Schwanz ausgenommen, der bei dieſem Thier kürzer und viel dünner iſt, als der des Waſchbären.

Die Farbe dieſes Krabbenfreſſer-Waſchbären iſt ein mit Schwarz und Grau gemiſchtes Falb; das Schwarz herrſcht auf dem Kopf, dem Halſe und Rücken vor; das Falb aber iſt auf den Seiten des Halſes und des Rumpfes unvermiſcht; die Naſenſpitze und die Naſenlöcher ſind ſchwarz. Die größten Haare des Schnauzbarts ſind 4 Zoll und die über dem Augenwinkel 2 Zoll 2 Linien lang. Ein ſchwärzlich brauner Streifen umgibt die Augen und zieht ſich faſt bis an die Ohren; er geht über die Schnauze, verlängert und vereint ſich mit dem Schwarz auf dem Scheitel des Kopfes. Das Innere der Ohren iſt mit einem weißlichen Haar beſetzt, und ein Streifen von dieſer nämlichen Farbe herrſcht oberhalb der Augen; auf der Mitte der Stirn befindet ſich ein weißer Flecken; die Backen, Kiefer, der obere Theil des Halſes, der Bruſt und des Bauches ſind gelblich weiß, die Beine und Füße ſchwärzlich braun, die vordern mit kurzem Haar bedeckt, die Zehen lang und gut voneinander getrennt. Der Schwanz iſt mit 6 Ringen umgeben, deren Zwiſchenräume graulich falb ſind, was wiederum einen Unterſchied zwiſchen dieſem Thier und dem echten Waſchbären feſtſtellt, deſſen langer, dichter und behaarter Schwanz nur auf der obern Fläche beringelt iſt. Dieſe zwei Waſchbärarten unterſcheiden ſich ferner voneinander durch die Farbe des Haars, die beim Waſchbären auf dem Rumpfe ſchwarz, mit Grau oder Fahlgelb gemiſcht und auf den Beinen weißlich, bei dieſem hier dagegen falb mit Schwarz und Grau gemiſcht und auf den Beinen ſchwärzlich braun iſt. Obgleich alſo

dieſe zwei Thiere mehrere Aehnlichkeiten unter ſich haben, dünken uns ihre Verſchiedenheiten hinreichend, um ſie als zwei geſonderte Arten aufzuſtellen.

Der Koati.

Mehrere Schriftſteller haben das Thier, von dem wir hier reden, Koati=mondi genannt; wir haben es lebend gehabt, und nachdem wir es mit dem von Thevet angezeigten und von Marcgrave beſchriebenen Koati verglichen, gefunden, daß es dasſelbe Thier war, welches ſie ganz kurz Koati genannt haben; und aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der Koatimundi kein Thier von einer andern Art, ſondern eine einfache Abart von dieſer. Denn Marcgrave ſagt, nachdem er die Beſchreibung des Koati gegeben, ausdrücklich, es fänden ſich andere Koati, die ſchwärzlich braun ſeien und die man in Braſilien Koati=mondi nenne, um ſie von den andern zu unterſcheiden: er läßt mithin keine andern Unterſchiede zwiſchen dem Koati und Koati=mondi zu, als die der Haarfarbe, und ſonach muß man ſie nicht mehr als zwei geſonderte Arten anſehen, ſondern als Abarten in derſelben Art betrachten.

Der Koati iſt von dem Waſchbären, den wir im vorigen Aufſatze beſchrieben haben, ſehr verſchieden; er hat einen kleinern Leibwuchs, einen weit geſtrecktern Körper und Hals, einen ebenfalls längern Kopf, eben ſo iſt die Schnauze länger, deren Oberkiefer in eine Art von beweglichen Rüſſel endet, welcher um einen bis anderthalb Zoll über das Ende des Unterkiefers hinausgeht; dieſer oben aufgeſtülpte Rüſſel ſammt der großen Verlängerung der Kiefer läßt die Schnauze gekrümmt und oben erhöht erſcheinen. Der Koati hat auch weit kleinere Augen als der Waſchbär, noch kürzere Ohren, nicht ſo langes, ſteiferes und weniger gekämmtes Haar, kürzere Beine, längere und mehr auf der Ferſe ruhende Füße; er hat, wie der Waſchbär, einen geringelten Schwanz *) und 5 Zehen an jedem Fuße.

Einige Perſonen meinen, der Schweindachs könne wohl der Koati ſein und man hat auf dieſes Thier den taxus suillus bezogen, deſſen Abbildung Aldrovande mittheilt. Achtet man aber darauf, daß ſich der Schweindachs, von dem die Jäger ſprechen, angenommener Maßen in Frankreich und ſelbſt in kälteren Erdſtrichen unſeres Europa, der Koati dagegen ſich nur in den ſüdlichen Erdſtrichen des andern Feſtlandes findet, ſo wird man leicht dieſe Vorſtellung verwerfen, die außerdem keinesweges

*) Es gibt auch Koati, deren Schwanz nur eine Farbe hat; da ſie von den andern aber blos durch dieſes einzige Merkmal ſich unterſcheiden, ſo däucht uns dieſer Unterſchied nicht genügend, um ſie als zwei Arten aufzuſtellen und wir halten dafür, daß es nur eine Abart in derſelben Art ſei.

begründet iſt; denn das von Aldrovande mitgetheilte Bild iſt nichts anders als ein Dachs, dem er einen Schweinsrüſſel gemacht hat. Der Verfaſſer ſagt nicht, daß man dieſes Thier nach der Natur gezeichnet habe, und er gibt keine Beſchreibung von ihm. Die lang geſtreckte Schnauze und der bewegliche Rüſſel reichen in jedem Bezuge hin, den Koati von allen andern Thieren unterſcheidbar zu machen; er beſitzt, wie der Bär, eine große Leichtigkeit, ſich auf den Hinterbeinen aufrecht zu halten; dieſe ruhen größten Theils auf der Ferſe, die ſelbſt in dicke Schwielen endet, die ſich nach außen zu verlängern und den Umfang der Unterſtützungsfläche des Fußes zu vergrößern ſcheinen.

Der Koati pflegt wohl ſeinen Schwanz zu freſſen, der, wenn er nicht abgeſtutzt wird, länger als ſein Körper iſt; er hält ihn gewöhnlich in der Höhe, biegt und ſchwenkt ihn mit Leichtigkeit nach allen Seiten. Dieſer ſonderbare und ſcheinbar widernatürliche Geſchmack, iſt gleichwohl nicht dem Koati allein eigen. Die Affen, die Makis und einige andere langgeſchwänzte Thiere nagen am Ende ihres Schwanzes, freſſen das Fleiſch und die Wirbel desſelben ab und verkürzen ihn nach und nach um den vierten bis dritten Theil. Man kann daraus eine allgemeine Schlußfolge ziehen, daß nämlich in den bedeutend verlängerten Theilen, deren Enden folglich von den Sinnen und dem Mittelpunkte der Sinnesempfindung ſehr entfernt ſind, die nämliche Sinnesempfindung ſchwach iſt und um ſo ſchwächer, je größer die Entfernung und je dünner der Körpertheil; wäre das Schwanzende dieſer Thiere ein ſehr empfindlicher Theil, ſo würde die Empfindung des Schmerzes ſtärker ſein als die jener Eßluſt, und ſie würden ihren Schwanz eben ſo ſorgſam verwahren als die andern Theile ihres Körpers. Uebrigens iſt der Koati ein Raubthier, das ſich von Fleiſch und Blut ernährt und, wie der Fuchs oder der Marder, die kleinen Thiere und das Geflügel erwürgt, die Eier frißt, die Vogelneſter ſucht, und wahrſcheinlich hat man mehr nach dieſer Uebereinſtimmung im Naturell als nach der Aehnlichkeit mit dem Marder den Koati als eine kleine Fuchsart betrachtet.

* Perſonen, die ſich in Südamerika aufgehalten, haben mich davon unterrichtet, daß die Koati gewöhnlich drei Junge hervorbringen, wie die Füchſe ſich Erdgruben machen, ihr Fleiſch einen üblen Wildgeſchmack hat, man aber von ihren Häuten ziemlich ſchöne Pelzwerke machen kann. Sie haben mir verſichert, daß dieſe Thiere ſich ſehr leicht zähmen, ſelbſt ſchmeichleriſch werden und gerne ihren Schwanz freſſen, ähnlich den Sapaju, den Aeffinnen und den meiſten andern langgeſchwänzten Thieren der heißen Erdſtriche. Haben ſie dieſe blutdürſtige Gewohnheit angenommen, ſo kann man ſie nicht mehr davon heilen; ſie fahren fort, ihren Schwanz

abzunagen, bis ſie zuletzt davon ſterben, ſo viel Sorgen und ſo viele Nahrung man ihnen auch geben mag. Es ſcheint, daß dieſe Unruhe durch einen lebhaften Kitzel erzeugt wird; vielleicht aber würde man ſie vor dieſem Uebel, daß ſie ſich anthuen, verwahren, wenn man das Ende des Schwanzes mit einem dünnen Metallplättchen bedeckte, wie man zuweilen die Papageien auf dem Bauche bedeckt, damit ſie ſich die Federn nicht ausrupfen.

Der Aguti (oder das Ferkelkaninchen) auch der Afterhaſe.

Dieſes Thier hat die Größe eines Haſen, und die meiſten Verfaſſer von Namensverzeichniſſen in der Naturgeſchichte haben es als eine Art von Kaninchen oder große Ratte angeſehen; indeſſen gleicht es ihnen nur nach ſehr geringfügigen Merkmalen und unterſcheidet ſich von ihnen weſentlich nach ſeinen natürlichen Gewohnheiten. Es hat das ſteife Haar und das Grunzen des Schweines; auch ſeine Gefräßigkeit, es frißt von Allem mit wahrer Gier, und iſt es ſatt, vollgeſtopft, ſo verbirgt es ſich, wie der Fuchs die Ueberbleibſel ſeiner Speiſen an verſchiedenen Orten, um ſie nöthigenfalls wiederzufinden. Er findet Vergnügen darin, Alles zu verderben. Alles was er findet, zu zerſtücken, zu zernagen. Reizt man ihn, ſo ſtreubt ſich auf dem Hintertheil ſein Haar, und er ſchlägt mit den Hinterfüßen ſtark gegen die Erde; er beißt grauſam. Er gräbt ſich kein Loch, wie das Kaninchen, noch hält er ſich wie der Haſe unbedeckt auf der Erde; gewöhnlich wohnt er in hohlen Bäumen und faulen Baumſtümpfen. Obſt, Kartoffeln, Maniok ſind die gewöhnliche Nahrung derer, die um die bewohnten Gegenden her ſich aufhalten; die Blätter und Wurzeln der Pflanzen und Geſträuche ſind die Nahrungsmittel der andern, die in den Wäldern und Savanen wohnen. Der Aguti bedient ſich wie das Eichhörnchen ſeiner Vorderfüße um etwas zu ergreifen und nach dem Maule zu führen. Er läuft mit einer ſehr großen Schnelle in der Fläche und bergauf; weil aber ſeine Vorderbeine kürzer als die Hinterbeine ſind, ſo würde er einen Burzelbaum machen, wenn er nicht bergab ſeinen Lauf verzögerte. Er hat ein gutes Geſicht und ſehr feines Gehör; pfeift man ihm, ſo bleibt er ſtehen, um zu horchen. Das Fleiſch der fetten und gut genährten iſt nicht übel zu genießen, obwohl es einen etwas wilden Geſchmack hat und ein wenig hart iſt. Man brüht den Aguti wie das Milchſchwein und bereitet ihn eben ſo. Man jagt ihn mit Hunden; kann man ihn in geſchnittenes Zuckerrohr treiben, ſo iſt er bald gefangen, weil auf dieſen Feldern gewöhnlich einen Fuß dickes Stroh, und Laub von Zuckerrohr iſt und er mit jedem Sprunge, den er macht, in dieſer Spreu hineinſinkt, ſo daß ihn oft ein Menſch erreichen und mit

einem Stock tödten kann. Gewöhnlich flieht er Anfangs vor den Hunden ſehr ſchnell und gewinnt ſodann ſeine Zufluchtsſtätte, wo er ſich kauert und hartnäckig verborgen hält; um ihn zu nöthigen, herauszukommen, erfüllt der Jäger ſie mit Rauch; halb erſtickt, ſtößt das Thier ein ſchmerzliches und klägliches Geſchrei aus und erſcheint erſt, wenn es aufs Aeußerſte gebracht iſt. Sein Geſchrei, das er oft wiederholt, wenn man ihn reizt oder beunruhigt, iſt dem eines jungen Schweines ähnlich. Jung gefangen, zähmt er ſich leicht; er bleibt im Hauſe, geht allein aus und kommt von ſelbſt wieder. Dieſe Thiere leben gewöhnlich in den Wäldern, in den Hecken; die Weibchen ſuchen daſelbſt eine dichte Stelle, um ihren Jungen ein Bett zu bereiten; dies Bett machen ſie aus Laub und Heu. Sie bringen jährlich zwei bis drei Junge zur Welt; jeder Wurf, ſagt man, beſteht nur aus zweien; ſie tragen, wie die Katzen, ihre Jungen zwei bis drei Tage nach ihrer Geburt weg und zwar in Baumſtämme, wo ſie dieſelben nur eine kurze Zeit lang ſäugen; die jungen Aguti ſind bald im Stande, ihrer Mutter zu folgen und ſich Speiſe zu ſuchen. Demnach iſt die Zeit des Wachsthums dieſer Thiere ziemlich kurz und folglich ihr Leben nicht ſehr lang.

Es ſcheint, daß der Auguti Amerika eigen iſt; er findet ſich im alten Feſtlande nicht; er ſcheint urſprünglich den ſüdlichen Theilen dieſer neuen Welt anzugehören; man findet ihn ſehr häufig in Braſilien, Guiana, San-Domingo und auf allen Eilanden; um zu beſtehen und ſich zu vermehren, bedarf er eines heißen Himmelsſtriches; er kann indeſſen in Frankreich leben, wofern man ihn, beſonders des Winters hindurch, an einem trockenen und warmen Orte vor der Kälte geſchützt hält; auch bewohnt er in Amerika nur die Südgegenden, und hat ſich in die kalten und gemäßigten Länder nicht verbreitet. Auf den Inſeln gibt es nur eine Agutiart, die, welche wir beſchrieben haben; in Cayenne aber, auf dem feſten Lande von Guiana und in Braſilien, verſichert man, es gebe zwei Arten, und dieſe zweite Art, die man Aguchi nenne, ſei beſtändig kleiner als die erſte. Die, von welcher wir ſprechen, iſt ſicher der Aguti; wir ſind deſſen gewiß durch das Zeugniß von Leuten, die lange in Cayenne gewohnt haben, und den Aguti und Aguchi, den wir uns nicht haben verſchaffen können, gleich gut kennen. Der Aguti, den wir lebend gehabt haben, und deſſen Abbildung wir hier mittheilen, war ſo dick wie ein Kaninchen; ſein Haar ſteif und braun, ein wenig mit Fuchsroth gemiſcht; ſeine Oberlefze wie beim Haſen geſpalten; der Schwanz noch kürzer als beim Kaninchen; die Ohren ſo kurz als ſie breit ſind; der Oberkiefer über den untern hervortretend; die Schnauze wie die des Siebenſchläfers; die Zähne wie beim Murmelthier; der Hals lang; die Beine hager; 4 Zehen

an den Vorderfüßen und 3 an den Hinterfüßen. Marcgrave und faſt alle Naturforſcher nach ihm geſagt haben, der Aguti habe 6 Zehen an den Hinterfüßen. H. Briſſon allein hat dieſen Irrthum Marcgraves nicht abgeſchrieben; da er ſeine Beſchreibung nach dem Thiere ſelbſt abgefaßt, ſo hat er, wie wir, nur 3 Zehen an den Hinterfüßen geſehen.

* Wir haben dem, was wir über den Aguti geſagt, Weniges hinzuzufügen. H. de La Borde ſchreibt uns blos, es ſei der gemeinſte Vierfüßer in Guiana; alle Wälder ſeien voll von ihm, auf den Höhen wie in den Thälern und ſelbſt in den Moorländern.

„Er hat, ſagt er, die Dicke eines Haſen, ſeine Haut iſt hart und geeignet, um ſehr dauerhaftes Oberleder für Schuhe daraus zu machen. Er hat kein Fett; ſein Fleiſch iſt ſo weiß und faſt ſo gut wie das des Kaninchens, indem es denſelben Geſchmack und denſelben Geruch hat. Alt oder jung, er hat immer zartes Fleiſch; aber die vom Meeresufer ſind die beſten. Man fängt ſie mit Fallen, tödtet ſie auf dem Anſtand, jagt ſie mit Hunden; die Indianer und Neger, die ihnen zu flöten verſtehen, tödten ſo viele ſie wollen. Verfolgt, retten ſie ſich ins Waſſer, oder verbergen ſich auch wohl, wie die Kaninchen, in Löcher, die ſie gegraben haben oder in hohle Bäume. Sie freſſen mit ihren Pfoten, wie die Eichhörnchen; ihre Nahrung, die ſie oft in die Erde verbergen, um ſie im Fall der Noth wiederzufinden, beſteht in Maripa-, Turluri-Koranakernen u. ſ. w., und haben ſie dieſe Kerne verborgen, ſo laſſen ſie dieſelben zuweilen ein halbes Jahr in der Erde, ohne ſie anzurühren. Sie vermehren ſich wie die Kaninchen; ſie bringen 3 bis 4 Junge, und zuweilen 5, in allen Jahreszeiten. Sie wohnen nicht zahlreich in demſelben Loch; man findet ſie einzeln oder auch die Mutter mit ihren Jungen darin. Sie zähmen ſich leicht und freſſen beinahe von Allem; zu Hausthieren geworden, laufen ſie nicht weit weg und kommen gerne nach Hauſe zurück; indeß behalten ſie etwas von ihrer wilden Art. Im Allgemeinen bleiben ſie während der Nacht in ihren Löchern, wofern es nicht helles Mondlicht iſt; aber den größten Theil des Tages über laufen ſie, und in gewiſſen Gegenden, wie um die Mündung des Amazonenſtromes hin, ſind dieſe Thiere ſo zahlreich, daß man ſie häufig zu Zwanzigen antrifft."

Thiere des alten Feſtlandes.

Die größten Thiere ſind jene, die man am beſten kennt und in Betreff derer im Allgemeinen die wenigſte Zweideutigkeit oder Ungewißheit herrſcht; wir wollen ſie daher in folgender Aufzählung angeben, und dabei der Größe nach aufeinander folgen laſſen.

Die Elephanten gehören dem alten Feſtland an. Die größten ſind in

Aſien, die kleinſten in Afrika, alle urſprünglich in den heißen Erdſtrichen zu Hauſe, und in den gemäßigten Gegenden können ſie zwar leben, aber ſich nicht fortpflanzen; ſie pflanzen ſich ſelbſt in ihrem Heimathlande nicht fort, wenn ſie die Freiheit verloren haben; indeſſen iſt ihre Art ziemlich zahlreich, obwohl durchaus nur auf die Südgegenden des alten Feſtlandes beſchränkt, und nicht allein iſt ſie nicht in Amerika vorhanden, ſondern es findet ſich dort nicht einmal ein Thier, das man mit ihr der Größe oder der Geſtalt nach vergleichen könnte.

Dasſelbe läßt ſich vom Nashorn ſagen, deſſen Art bei weitem nicht ſo zahreich wie die des Elephanten iſt; es findet ſich nur in den Wüſten Afrikas und in den Wäldern Südaſiens, und in Amerika gibt es kein Thier, welches ihm gleicht.

Das Nilpferd bewohnt die Uferſtrecken der großen Ströme Indiens und Afrikas; ſeine Art iſt vielleicht noch minder zahlreich als die des Nashorns und findet ſich nicht in Amerika, noch ſelbſt in den gemäßigten Erdſtrichen des alten Feſtlandes.

Das Kameel und das Dromedar, deren Arten zwar ſehr verwandt, aber verſchieden ſind, und die ſich gemeinſchaftlich in Aſien, Arabien und allen öſtlichen Theilen des alten Feſtlandes finden, waren den Weſtindern ſo unbekannt wie der Elephant, das Nilpferd und das Nashorn. Man hat ſehr unpaſſend den Namen Kameel dem peruaniſchen Lama oder Pakos gegeben, deren Art von der des Kameels ſo verſchieden iſt, daß man geglaubt hat, ihnen auch den Namen Schafe geben zu können, ſo daß die einen ſie peruaniſche Kameele und die andern ſie peruaniſche Schafe genannt haben, obwohl der Pakos mit unſerm Schafe nur die Wolle gemein hat, und das Lama dem Kameele nur in dem geſtreckten Halſe gleicht. Die Spanier brachten einſt echte Kameele nach Amerika; ſie hatten ſie erſt auf die kanariſchen Inſeln ausgeſetzt, von wo ſie dieſelben alsdann einſchifften, um ſie nach Amerika hinüber zu bringen; es muß ihnen aber der Himmel dieſer neuen Welt nicht günſtig ſein; denn ſie haben in dieſem fremden Lande zwar gezeugt, aber ſich nicht vermehrt, und ſind immer nur in ſehr geringer Zahl dort vorhanden geweſen.

Die Giraffe oder der Kameelparder, ein ſehr großes und ſehr dickes Thier, und ſehr merkwürdig ſowohl durch ſeine ſonderbare Geſtalt als durch die Höhe ſeines Leibwuchſes, die Länge ſeines Halſes und die ſeiner Vorderbeine, hat ſich in Amerika nicht gefunden; ſie wohnt in Afrika und beſonders in Aethiopien, und hat ſich nie über die Wendekreiſe hinaus in die gemäßigten Erdſtriche des alten Feſtlandes verbreitet.

Wir werden in folgendem Aufſatze vom Löwen ſehen, daß dieſes Thier in Amerika nicht vorhanden war, und daß der peruaniſche Puma zu einer

andern Art gehört; ebenſo werden wir ſehen, daß der Tiger und Panther ſich nur im alten Feſtlande finden, und die Thiere Südamerikas, denen man dieſe Namen gegeben, zu andern Arten gehören. Der echte Tiger, der einzige, der dieſen Namen behalten ſollte, iſt ein ſchreckliches Thier, und vielleicht mehr als der Löwe zu fürchten; ſein Grimm läßt ſich mit nichts vergleichen; ſeine Kraft aber kann man nach ſeinem Leibwuchſe beurtheilen; er iſt gewöhnlich 4 bis 5 Fuß hoch bei einer Länge von 9, 10 und ſelbſt 13 und 14 Fuß, den Schwanz nicht mit einbegriffen. Seine Haut iſt nicht getigert, d. h. mit runden Flecken überſäet; er hat blos auf einem falben Grunde ſchwarze Streifen, die ſich quer über den ganzen Körper erſtrecken nnd auf dem Schwanze in ſeiner ganzen Länge Ringe bilden; dieſe einzigen Kennzeichen genügen, um ihn von allen Raubthieren der neuen Welt zu unterſcheiden, wovon die größten kaum die Größe unſerer Fleiſcherhunde oder unſerer Windſpiele haben. Der afrikaniſche oder aſiatiſche Leopard oder Panther kommt dem Tiger in der Größe nicht nahe und iſt dennoch größer als die Raubthiere der ſüdlichen Theile Amerikas. Plinius, deſſen Zeugniß man hier nicht in Zweifel ziehen kann, da die Panther ſo gemein waren, daß man ſie alle Tage in den Schauſpielen zu Rom in großer Anzahl ausſetzte, Plinius ſage ich, gibt ihre weſentlichen Merkmale an, indem er ſagt, ihre Haut ſei weißlich, ihre Bekleidung überall mit augenähnlichen ſchwarzen Flecken geſchmückt; er fügt hinzu, der einzige Unterſchied, den es zwiſchen dem Männchen und Weibchen gebe, ſei, daß das Weibchen eine weiße Bekleidung habe. Die amerikaniſchen Thiere, denen man den Namen Tiger gegeben, gleichen weit mehr dem Panther als dem Tiger; ſie unterſcheiden ſich aber von ihm noch genug, um deutlich blicken zu laſſen, das keines von ihnen genau zu der Art des Panthers gehört. Das erſte iſt der Jaguar oder Jaguara oder Janowara, der ſich in Guiana, Braſilien und den andern ſüdlichen Theilen Amerikas findet. Ray hatte, mit einigem Recht, dieſes Thier Pard oder braſiliſcher Luchs genannt, die Portugieſen haben es Unze oder Onça genannt, weil ſie vorher dieſen Namen mißbräuchlich dem Luchs, und hierauf dem kleinen indiſchen Panther gegeben hatten; die Franzoſen haben es, ohne Beziehungsgrund Tiger genannt; denn es hat mit dieſem Thiere nichts gemein. Es unterſcheidet ſich auch vom Panther durch Körpergröße, durch die Lage und Form der Flecken, durch die Farbe und Länge des Haars, das in der Jugend kraus und immer weniger glatt als das des Panthers iſt; ferner unterſcheidet es ſich von ihm durch ſein Weſen und ſeine Sitten; es iſt wilder und kann nicht gezähmt werden, u. ſ. w. Ungeachtet jedoch dieſer Unterſchiede gleicht der braſiliſche Jaguar dem Panther nicht mehr als irgend einem andern

Thiere des alten Feſtlandes. Das zweite iſt das, welches wir, durch Zuſammenziehung ſeines braſiliſchen Namens Kuguakuſara, Kuguar nennen, und das unſere Franzoſen ebenfalls unpaſſend rother Tiger genannt haben; es unterſcheidet ſich vom echten Tiger in Allem und vom Panther ſehr, da es eine einfache, ungefleckte, fuchsrothe Farbe, auch einen Kopf von einer ganz verſchiedenen Form und eine geſtrecktere Schnauze als der Tiger oder Panther hat. Eine dritte Art, der man den Namen Tiger gegeben und die von ihm eben ſoweit entfernt iſt als die vorherigen, iſt der Jaguarete, der beinahe den Wuchs des Jaguar hat und ihm auch durch ſeine natürlichen Gewohnheiten gleicht, durch einige äußere Merkmale aber von ihm verſchieden iſt: man hat ihn ſchwarzen Tiger genannt, weil er auf dem ganzen Körper ſchwarzes Haar mit noch ſchwärzern Flecken hat, die wie jene des Jaguar getrennt und geſäet ſtehen. Außer dieſen 3 Arten und vielleicht einer vierten, die kleiner als die andern iſt, denen man den Namen Tiger gegeben hat, findet ſich in Amerika noch ein Thier, das man mit ihm vergleichen kann, und das mir beſſer benannt worden zu ſein ſcheint; es iſt die Pantherkatze, die etwas vom Panther und der Katze an ſich hat, und ſich wirklich mit dieſer zuſammengeſetzten Benennung beſſer angeben läßt als mit ihrem mexikaniſchen Namen Thlakooſklotl; ſie iſt kleiner als der Jaguar, der Jaguarete und der Kuguar, zu gleicher Zeit aber größer als eine wilde Katze, der ſie der Geſtalt nach gleicht; nur hat ſie einen weit kürzern Schwanz und eine mit ſchwarzen auf dem Rücken langen und unter dem Bauche runden Flecken beſäete Kleidung. Der Jaguar, Jaguarete, Kuguar und die Pantherkatze ſind alſo amerikaniſche Thiere, denen man unpaſſend den Namen Tiger gegeben hat. Wir haben den Kuguar und die Pantherkatze lebend geſehen und uns demnach überzeugt, daß eines jeden Art von der des andern und mehr noch von denen des Tigers und des Panthers verſchieden iſt; und anlangend den Puma und den Jaguar, ſo iſt es, nach den Beſchreibungen derer, die ſie geſehen, offenbar, daß der Puma kein Löwe, noch der Jaguar ein Tiger iſt: ſo können wir ohne Bedenken ausſprechen, daß ſich der Löwe, der Tiger und ſelbſt der Panther eben ſo wenig wie der Elephant, das Nashorn, das Nilpferd, die Giraffe, das Kameel, in Amerika gefunden haben. All dieſe Arten, die zu ihrer Fortpflanzung eines heißen Himmelsſtriches bedürfen und nie in den Ländern des Nordens gewohnt haben, konnten mit Amerika keine Verbindung haben, noch dahin gelangen. Dieſe allgemeine Thatſache, an die man, wie es ſcheint, nicht einmal gedacht hat, iſt zu wichtig, um ſie nicht durch alle Beweiſe zu unterſtützen, die ſie vollends darthun können. Setzen wir alſo unſere vergleichende Aufzählung der Thiere der alten Welt mit denen der neuen fort.

Niemanden iſt es unbekannt, daß die Pferde den Amerikanern, als ſie dieſelben zum erſtenmal ſahen, nicht allein Ueberraſchung verurſachten, ſondern ſelbſt Schrecken einflößten. Sie ſind wohl gediehen in faſt allen Erdſtrichen des neuen Feſtlandes und gegenwärtig daſelbſt faſt eben ſo gemein wie im alten.

Ebenſo verhält es ſich mit den Eſeln, die gleicher Weiſe unbekannt waren und gleicher Weiſe in den warmen Erdſtrichen dieſes neuen Feſtlandes gediehen ſind: ſie haben ſelbſt Mauleſel hervorgebracht, die zum Laſttragen in allen Gebirgsgegenden Chilis, Perus, Neuſpaniens u. ſ. w. nützlicher als die Lama ſind.

Das Zebra iſt auch ein Thier des alten Feſtlandes und vielleicht nie nach dem neuen hinübergebracht noch dort geſehen worden: es ſcheint einen beſondern Erdſtrich zu lieben und findet ſich faſt nur in jenem Theile Afrikas, der ſich vom Gleicher bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung erſtreckt.

Das Rind hat ſich weder auf den Eilanden noch auf dem feſten Lande Südamerikas gefunden. Kurze Zeit nach der Entdeckung dieſer neuen Länder brachten die Spanier Stiere und Kühe aus Europa dahin. Im Jahre 1550 ackerte man zum erſtenmal mit Ochſen in dem Thale von Kusko. Dieſe Thiere vermehrten ſich zum Erſtaunen in jenem Feſtlande ſo wie auf den Eilanden San=Domingo, Kuba, Barlovento u. ſ. w.; in mehreren Gegenden verwilderten ſie ſelbſt. Die Ochſenart, die ſich in Mexiko, Luiſiana u. ſ. w. gefunden und die wir wilder Ochs oder Biſon genannt haben, ſtammt nicht von unſern Ochſen her; der Biſon war in Amerika vorhanden, ehe man den europäiſchen Ochſen dahin verpflanzt hatte und er unterſcheidet ſich von dieſem hinlänglich, um ihn als eine beſondere Art anſehen zu können. Er trägt einen Buckel zwiſchen den Schultern; ſein Haar iſt ſanfter als Wolle, länger auf dem vordern als dem hintern Theile des Körpers, und am Halſe und längs des Rückgrates kraus; die Farbe desſelben iſt braun, mit einigen weißlichen Flecken dunkel beſprenkelt. Der Biſon hat außerdem kurze Beine; ſie ſind wie der Kopf und der Hals mit einem langen Haar bedeckt; das Männchen hat einen langen Schwanz mit einem Haarbüſchel am Ende, wie man ſie am Schwanze des Löwen ſieht. Obſchon dieſe Verſchiedenheiten mir ſowohl als andern Naturforſchern hinreichend geſchienen, um aus dem Ochſen und dem Biſon zwei verſchiedene Arten zu machen, will ich es indeſſen nicht beſtimmt verſichern. Da das einzige Kennzeichen, welches die Arten unterſcheidet oder vereinzelt, die Fähigkeit iſt, Einzelthiere hervor zu bringen, die ſelbſt die Fähigkeit haben, ihres Gleichen hervor zu bringen, und da uns niemand geſagt hat, ob der Biſon mit dem Ochſen

zeugen kann, da man es ſogar wahrſcheinlich nie verſucht hat, ſie miteinander zu vermiſchen, ſo ſind wir nicht im Stande, uns entſcheidend über dieſen Gegenſtand auszuſprechen. Ich bin dem H. de La Nur, alten Mitgliede des Königlichen Rathes der Inſel Bourbon und Geſchäftsfreund der Akademie der Wiſſenſchaften, für die Belehrung verpflichtet, die er mir in ſeinem Briefe vom 9. Oktober 1759 gegeben, daß der Biſon oder Buckelochs der Inſel Bourbon mit unſern europäiſchen Ochſen zeugt, und ich geſtehe, daß ich dieſen indiſchen Buckelochſen eher für einen Biſon als für einen Ochſen anſah. Ich kann dem H. de La Nur für die Mittheilung dieſer Beobachtung nicht genug danken, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß nach ſeinem Beiſpiel die in den fernen Ländern wohnhaften Perſonen ähnliche Verſuche an den Thieren anſtellten: mich dünkt, es wäre unſern Bewohnern von Luiſiana leicht, die Vermiſchung des amerikaniſchen Biſon mit der europäiſchen Kuh und des europäiſchen Stieres mit dem weiblichen Biſon zu verſuchen; vielleicht zeugten ſie miteinander, und alsdann wäre man verſichert, daß der europäiſche Ochs der gebuckelte Ochs der Inſel Bourbon, der oſtindiſche Stier und der amerikaniſche Stier alle nur eine und dieſelbe Art ausmachten. Man ſieht aus den Verſuchen des H. de La Nur, daß der Buckel kein weſentliches Merkmal ausmacht, da er nach einigen Geſchlechtsfolgen verſchwindet, und außerdem habe ich ſelber durch eine andere Beobachtung gefunden, daß dieſer Buckel oder Auswuchs, den man am Kameel wie am Biſon ſieht, ein zwar gewöhnliches aber nicht ſtandhaltendes Kennzeichen iſt und als eine zufällige, vielleicht von der Wohlbeleibtheit abhängige Verſchiedenheit betrachtet werden muß, denn ich habe ein mageres und ſieches Kameel geſehen, das auch nicht den Schein eines Buckels hatte. Das andere Merkmal des amerikaniſchen Biſons, daß er längeres und ſanfteres Haar als unſer Ochs hat, ſcheint ebenfalls nur eine Verſchiedenheit zu ſein, die von dem Einfluſſe des Himmelsſtriches herrühren könnte, wie man es an unſern Ziegen, Katzen und Kaninchen ſieht, wenn man ſie mit den angoriſchen Ziegen, Katzen und Kaninchen vergleicht, die, obwohl dem Haare nach ſehr verſchieden, dennoch zu derſelben Art gehören. Man könnte demnach mit einiger Wahrſcheinlichkeit (beſonders wenn der amerikaniſche Biſon mit unſern europäiſchen Kühen zeugte) vermuthen, daß unſer Ochs einſt durch die mit Nordamerika zuſammenhangenden Länder des Nordens gewandert und alsdann in die gemäßigten Gegenden dieſer neuen Welt herabgeſtiegen, mit der Zeit die Eindrücke des Himmelsſtriches empfangen und aus einem Ochſen zum Biſon geworden ſei. Allein bis dahin, daß die weſentliche Sache, d. h. die Fähigkeit miteinander zu zeugen, bekannt iſt, glauben wir mit Recht zu ſagen, daß unſer Ochs dem alten Feſtland angehörte und ehe er nach dem neuen verpflanzt worden, daſelbſt nicht vorhanden war.

Es gab noch weniger Schafe als Ochſen in Amerika; ſie ſind aus Europa dahin gebracht worden und in allen heißen und gemäßigten Erdſtrichen dieſes neuen Feſtlandes gediehen; obgleich aber ziemlich fruchtbar daſelbſt, ſind ſie gewöhnlich magerer, und die Schafe haben im Allgemeinen nicht ſo ſaftiges und nicht ſo zartes Fleiſch wie in Europa; der Himmelsſtrich Braſiliens ſagt ihnen offenbar am beſten zu; denn es iſt der einzige der neuen Welt, wo ſie ausnehmend fett werden. Man hat nach Jamaika nicht nur europäiſche ſondern auch guineiſche Schafe gebracht, die dort gleicher Weiſe gediehen ſind; dieſe zwei Arten, die unſeres Erachtens voneinander verſchieden ſind, gehören gleichmäßig und einzig dem alten Feſtland an.

Wie mit den Schafen verhält es ſich mit den Ziegen; ſie waren in Amerika nicht vorhanden, und die, welche man heutzutage daſelbſt und ſehr zahlreich findet, kommen alle von den aus Europa dahin gebrachten Ziegen her. Sie haben ſich in Braſilien nicht ſo ſehr als die Schafe vermehrt; in den erſten Zeiten, als die Spanier ſie nach Peru brachten, waren ſie dort Anfangs ſo ſelten, daß ſie bis um hundert zehn Dukaten das Stück verkauft wurden; hernach aber vermehrten ſie ſich ſo erſtaunlich, daß ſie faſt umſonſt gegeben wurden und man nur die Haut ſchätzte; ſie bringen dort 3, 4 und ſelbſt an 5 Zicklein in einer Tracht zur Welt, während ſie in Europa nur eins bis zwei tragen. Die großen und kleinen Inſeln Amerikas ſind mit Ziegen eben ſo bevölkert wie die Länder des Feſtlandes; die Spanier haben ihrer bis nach den Eilanden der Südſee gebracht; ſie hatten die Inſel Juan-Fernandes damit bevölkert, wo ſie ſich außerordentlich vermehrt hatten; da es aber eine Nahrungsquelle für die Flibuſtier war, die in der Folge dieſe Meere durchſchwärmten, entſchloſſen ſich die Spanier die Ziegen auf dieſer Inſel auszurotten; und zu dem Zweck ließen ſie die Hunde frei, die ſich ihrerſeits vermehrten und dann die Ziegen in allen zugänglichen Theilen der Inſel ausrotteten; und dieſe Hunde ſind dort ſo wild geworden, daß ſie gegenwärtig die Menſchen angreifen.

Der Eber, das Hausſchwein, das ſiamiſche oder chineſiſche Schwein, die alle drei nur eine und dieſelbe Art ausmachen und ſich ſo leicht und ſo zahlreich in Europa und Aſien vermehren, haben ſich in Amerika nicht gefunden. Der Tagaku, der eine Bedeckung auf dem Rücken hat, kommt ihnen unter den Thieren des Feſtlandes am nächſten; wir haben ihn lebend gehabt und fruchtlos verſucht, ihn zum Zeugen mit dem europäiſchen Schweine zu bringen; außerdem unterſcheidet er ſich von ihm durch eine ſo große Anzahl anderer Merkmale, daß wir mit gutem Grunde den Ausſpruch thuen, daß er zu einer verſchiedenen Art gehört. Die auf

Europa nach Amerika gebrachten Schweine ſind dort noch beſſer gediehen und haben ſich daſelbſt noch ſtärker vermehrt, als die Schafe und Ziegen. Die erſten Mutterſchweine, ſagt Garcilaſſo, wurden in Peru noch theurer verkauft als die Ziegen. Das Ochſen- und Hammelfleiſch, ſagt Piſon, iſt in Braſilien nicht ſo gut wie in Europa; die Schweine allein ſind dort beſſer und vermehren ſich ſehr. Sie ſind auch, Jean de Laet zu Folge, auf San-Domingo beſſer geworden, als ſie in Europa ſind. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß von allen Hausthieren, die aus Europa nach Amerika verpflanzt worden, das Schwein am beſten und allgemeinſten gediehen iſt. In Kanada wie in Braſilien, d. h. in den ſehr kalten und ſehr heißen Erdſtrichen dieſer neuen Welt, zeugt es und vermehrt es ſich und iſt ſein Fleiſch gleich gut zu eſſen. Die Art der Ziege dagegen hat ſich nur in den heißen und gemäßigten Ländern vermehrt und in Kanada ſich nicht erhalten können: man muß zuweilen Böcke und Ziegen aus Europa kommen laſſen, um die Art zu erneuern, die eben deshalb gar nicht zahlreich daſelbſt iſt. Der Eſel, der ſich in Braſilien, in Peru, u. ſ. w. vermehrt, hat ſich in Kanada nicht vermehren können: man ſieht dort weder Maulthiere, noch Eſel, obwohl man zu verſchiedenen Zeiten mehrere Paare dieſer letztern Thiere dorthin verpflanzt hat, denen die Kälte jene kräftige Leibesbeſchaffenheit, jene natürliche Hitze zu benehmen ſcheint, die in unſern Erdſtrichen ſie ſo ſehr von den andern Thieren unterſcheidet. Die Pferde haben ſich beinahe gleichmäßig in den heißen und den kalten Ländern des amerikaniſchen Feſtlandes vermehrt; nur, ſcheint es, ſind ſie dort kleiner geworden; dies aber haben ſie mit allen andern Thieren, die aus Europa nach Amerika verpflanzt worden, gemein; denn die Ochſen, Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde ſind in Kanada kleiner als in Frankreich; und was vielleicht weit ſonderbarer erſcheinen wird, alle andern Thiere Amerikas, ſelbſt die urſprünglich jenem Erdſtrich angehörigen, ſind im Allgemeinen viel kleiner als die des alten Feſtlandes. Die Natur ſcheint ſich in dieſer neuen Welt einer andern Größenleiter bedient zu haben; den Menſchen allein hat ſie mit demſelben Modell gemeſſen. Doch bevor ich die Thatſachen angebe, worauf ich dieſe allgemeine Bemerkung gründe, müſſen wir unſere Aufzählung zu Ende führen.

Das Schwein hat ſich alſo in der neuen Welt nicht gefunden; es iſt dahin verpflanzt worden; und nicht allein hat es ſich in dieſem Zuſtande der Hausgenoſſenſchaft vermehrt, ſondern iſt in mehreren Gegenden verwildert, und es lebt und vermehrt ſich in den Wäldern, wie unſere Eber, ohne des Menſchen Zuthun. Auch hat man eine andere von der europäiſchen verſchiedene Schweineart aus Guinea nach Braſilien verpflanzt,

die ſich hier vermehrt hat. Das guineiſche Schwein iſt kleiner als das europäiſche, hat ſehr lange und ſpitze Ohren, einen ebenfalls ſehr langen und faſt über die Erde nachſchleppenden Schwanz; es iſt nicht mit langen Borſten, ſondern mit einem kurzen Haar bedeckt und ſcheint zu einer von der des europäiſchen Schweines getrennten und verſchiedenen Art zu gehören; denn wir haben nicht vernommen, daß ſich dieſe zwei Arten in Braſilien, wo die Glut des Himmels die Fortpflanzung in jeder Gattung begünſtigt, vermiſcht, noch daß ſie ſelbſt Maulthiere oder fruchtbare Einzelthiere hervorgebracht hätten.

Die Hunde, deren Spielarten ſo manchfaltig und ſo zahlreich verbreitet ſind, haben ſich in Amerika nur, ſo zu ſagen, in ſchwer mit der Geſammtheit der Art zu vergleichenden und auf ſie zurückzuführenden Muſtern vorgefunden. Auf San=Domingo gab es kleinen Hunden ähnliche Thiere, Gosken genannt; aber es gab keine den europäiſchen ähnliche Hunde daſelbſt, ſagt Garcilaſſo; und er fügt hinzu, daß die europäiſchen Hunde, die man nach Kuba und San=Domingo gebracht, verwilderten und die Menge des ebenfalls verwilderten Hausviehs auf dieſen Inſeln verringerten, daß dieſe Hunde rudelweiſe zu 10 und 12 wandern und ſo boshaft wie die Wölfe ſind. Echte Hunde gab es in Weſtindien nicht, ſagt Joſeph Acoſta, ſondern nur kleinen Hunden ähnliche Thiere, die man in Peru Alkos nannte; und dieſe Alkos ſind ihren Herren anhänglich und haben beinahe auch die Gemüthsart des Hundes. Will man dem P. Charlevoix glauben, der über dieſen Gegenſtand ſeine Gewährsmänner nicht anführt, ſo „waren die Goschis von San=Domingo kleine ſtumme Hunde, die den Damen*) zur Unterhaltung dienten; man gebrauchte ſie auch zur Jagd, um andere Thiere auszuweiden; ſie waren gut zu eſſen**) und gewährten in den erſten Zeiten der Hungersnoth, welche die Spanier erlitten, eine bedeutende Hülfsquelle; die Art wäre auf der Inſel ausgegangen, hätte man ihrer nicht aus mehreren Gegenden des Feſtlandes wieder hingebracht. Es gab mehrerlei; die einen hatten eine völlig glatte Haut, andere den ganzen Körper mit einer ſehr ſanften Wolle bedeckt; die meiſten nur eine Art äußerſt zarten und ſpärlichen Flaums. Dieſelbe Mannichfaltigkeit der Farbe, die man unter unſern Hunden ſieht, traf man auch bei dieſen an, und eine größere noch, da ſich alle Farben und ſelbſt die lebhafteſten vorfanden.“ War je die Art der Goschis mit dieſen Eigenheiten, welche der P. Charlevoix ihr beilegt, vorhanden, warum thuen die andern Schriftſteller ihrer keine Erwähnung? und warum beſtehen dieſe Thiere, die ihm zu Folge nicht allein auf San=Domingo,

*) Gab es auf San=Domingo auch Damen, als man die Inſel entdeckte?

**) Das Fleiſch des Hundes iſt nicht gut zu eſſen.

ſondern in mehreren Gegenden des Feſtlandes verbreitet waren, heutzutage nicht mehr, oder vielmehr, wenn ſie beſtehen, wie haben ſie all dieſe ſchönen Eigenheiten verloren? Wahrſcheinlich iſt der Goschis des P. Charlevoix, deſſen Namen er, wie er ſagt, nur beim P. Pers gefunden hat, Garcilaſſo's Goskes; möglich auch, daß der Goskes von San-Domingo und der Alko von Peru nicht dasſelbe Thier ſind. Es ſcheint gewiß, daß dieſes Thier unter den amerikaniſchen am meiſten Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Hunde hat. Einige Schriftſteller haben ihn als einen echten Hund angeſehen. Jean de Laet ſagt ausdrücklich, zur Zeit der Entdeckung Indiens gab es auf San-Domingo eine kleine Art Hunde, deren man ſich zur Jagd bediente, die aber ganz ſtumm waren. Wir haben in der Naturgeſchichte des Hundes geſehen, daß dieſe Thiere in den heißen Ländern die Fähigkeit zu bellen verlieren, das Gebell aber wird durch eine Art Geheul erſetzt, und ſie ſind nie, wie dieſe in Amerika gefundenen Thiere, ganz ſtumm. Die aus Europa hinübergebrachten Hunde ſind gleicher Weiſe in den heißeſten und den kälteſten Gegenden Amerikas, in Braſilien und Kanada, gediehen, und die Wilden ſchätzen ſie unter allen Thieren am meiſten; indeſſen ſcheinen ſie ihre Natur verändert zu haben; ſie haben in den heißen Ländern ihre Stimme, in den kalten die Größe des Leibwuchſes eingebüßt und faſt überall gerade Ohren angenommen: ſie ſind ſo entartet oder vielmehr zu ihrer urſprünglichen Art wieder zurückgeſtiegen, das iſt zu der des Hirtenhundes, des Hundes mit geraden Ohren, der unter allen am wenigſten bellt. Man kann demnach die Hunde als einzig dem alten Feſtlande angehörig betrachten, wo ſich ihre Natur nur in den gemäßigten Gegenden vollſtändig entwickelt und ſich durch die Sorgen des Menſchen vermanchfaltigt und veredelt hat, da ſie in allen nicht gebildeten Ländern und in allen übermäßig heißen oder kalten Erdſtrichen gleicher Weiſe klein, häßlich und faſt ſtumm ſind.

Die Hyäne, die beinahe die Größe des Wolfes hat, iſt ein den Alten bekanntes Thier, das wir lebend geſehen haben; es iſt ausgezeichnet durch die Oeffnung und die Drüſen, welche bei ihm dieſelbe Lage wie beim Dachſe haben und aus denen eine Feuchtigkeit von ſehr ſtarkem Geruch hervorkommt; auch iſt es ſehr kennbar durch ſeine lange Mähne, die ſich längs dem Rücken und Widerriſt hin zieht, und durch ſeine Gefräßigkeit, die es zum Ausſcharren der Leichen und zum Verſchlingen des faulſten Fleiſches treibt u. ſ. w. Dieſes garſtige Thier findet ſich nur in Arabien oder in den andern ſüdlichen Landſchaften Aſiens; in Europa iſt es nicht vorhanden und in der neuen Welt hat es ſich nicht gefunden.

Der Schakal, deſſen Art ſich unſeres Erachtens unter allen Thieren,

ſelbſt den Wolf nicht ausgenommen, der Art des Hundes am meiſten nähert, indeſſen aber auch durch weſentliche Merkmale davon unterſcheidet, iſt ein in Armenien und der Türkei ſehr gemeines Thier, das ſich ebenfalls in mehreren andern Landſchaften Aſiens und Afrikas findet. Es iſt ausgezeichnet durch die glänzend helle Farbe ſeines Haares und hat beinahe die Größe eines Fuchſes. Obſchon ſehr zahlreich, hat ſich die Art nicht bis nach Europa, noch ſelbſt bis nach Nordaſien ausgebreitet.

Die Genette, ein den Spaniern wohlbekanntes Thier, da es in Spanien wohnt, wäre ohne Zweifel bemerkt worden, hätte ſie ſich in Amerika gefunden; da jedoch keiner ihrer Naturbeſchreiber, noch ihrer Reiſenden deren Erwähnung thut, ſo iſt es klar, daß ſie ebenfalls dem alten Feſtlande eigenthümlich angehört, wo ſie die ſüdlichen Theile Europas und die beinahe unter derſelben Breite liegenden Theile Aſiens bewohnt.

Ungeachtet man behauptet hat, die Civette fände ſich in Neuſpanien, däucht es uns, daß es nicht die afrikaniſche und indiſche Civette iſt, von der man den Biſam gewinnt, welchen man mit dem von dem ſogenannten Hian in China gewonnenen Biſam vermiſcht und bereitet, und wir betrachten die echte Civette als ein Thier der ſüdlichen Theile des alten Feſtlandes, das ſich nicht gegen Norden verbreitet hat und nicht in das neue hinüberwandern konnte.

Die Katzen waren wie die Hunde der neuen Welt völlig fremd; und ich bin jetzt überzeugt, daß ihre Art dort nicht vorhanden war, obwohl ich eine Stelle angeführt habe, nach welcher es ſcheint, daß ein Mann aus Chriſtoph Kolombs Schiffsvolk auf der Küſte dieſer neuen Länder eine wilde Katze gefunden und getödtet; damal war ich über alle die Mißbräuche, die mit den Namen gemacht werden, nicht ſo unterrichtet wie heutzutage; und ich geſtehe, daß ich die Thiere noch nicht genug kannte, um in den Zeugniſſen der Reiſenden die angemaßten Namen, die übel angewendeten, erborgten oder neugeprägten Benennungen genau zu unterſcheiden; und es wird das vielleicht Niemanden Wunder nehmen, da die Nomenklatoren, deren Forſchungen ſich auf dieſen einzigen Geſichtspunkt beſchränken, weit entfernt, den Stoff aufzuhellen, ihn noch durch andere Benennungen und Redensarten verwirrt haben, welche ſich auf willkührliche Lehrgebäude, die immer fehlerhafter als der Augenſchein und die Anſchauung ſind, beziehen: der natürliche Hang, den wir haben, die Dinge, die wir zum erſtenmal ſehen, mit denen, die wir bereits kennen, zu vergleichen, verbunden mit der faſt unbeſiegbaren Schwierigkeit, welche man fand, die von den Amerikanern den Dingen gegebenen Namen auszuſprechen, ſind die beiden Urſachen dieſer üblen Anwendung der Benennungen, welche ſeitdem ſo viele

Irrthümer erzeugt hat. Es iſt z. B. viel bequemer, einem neuen Thiere den Namen Eber oder ſchwarzes Schwein zu geben, als ſeinen mexikaniſchen Namen Quauhkoyamelt auszuſprechen; ebenſo war es leichter, ein anderes amerikaniſchen Fuchs zu nennen, als ihm ſeinen braſiliſchen Namen Tamandua-guaku zu laſſen; ebenſo peruaniſches Schaf oder Kameel Thiere zu nennen, die in jener Sprache Pelonichiatloquitli hießen; ſo hat man Waſſerſchwein den Kabiai oder Kabionara oder Kapibara genannt, obwohl es ein von einem Schwein ſehr verſchiedenes Thier iſt; der Karigueibeju iſt Fiſchotter genannt worden. Ebenſo verhält es ſich mit faſt allen Thieren der neuen Welt, deren Namen für die Europäer ſo barbariſch und fremd waren, daß ſie ihnen andere zu geben ſuchten, zuweilen nach glücklich aufgegriffenen Uebereinſtimmungen mit den Thieren des alten Feſtlandes, oft aber auch nach einfachen Aehnlichkeiten, die zu entfernt ſind, um die Anwendung dieſer Benennungen zu begründen. Man hat als Haſen und Kaninchen 5 bis 6 Arten kleiner Thiere angeſehen, die faſt keine andere Aehnlichkeit mit den Haſen und Kaninchen haben, als daß ihr Fleiſch wie das dieſer Thiere gut zu eſſen iſt. Kuh oder Elent hat man ein Thier ohne Hörner und Geweih genannt, welches die Amerikaner in Braſilien Tapiierete und in Guiana Mahipuris nannten, die Portugieſen hierauf Anta genannt haben, und das mit der Kuh oder dem Elen keine andere Aehnlichkeit hat, als daß es ihnen nach der Form des Körpers ein wenig gleicht. Die einen haben den Pak oder Paka mit dem Kaninchen verglichen, und die andern geſagt, es wäre einem zwei Monat alten Schweine ähnlich. Einige haben das Beutelthier für eine Ratte angeſehen und es Waldratte genannt; andere es für einen kleinen Fuchs gehalten. Doch es iſt nicht nöthig, dieſen Gegenſtand hier länger zu verfolgen, noch die falſchen Benennungen, welche die Reiſenden, Geſchichtſchreiber und Namengeber auf die amerikaniſchen Thiere angewendet haben, in größerer Umſtändlichkeit vorzulegen, da wir im Verlaufe dieſer Abhandlung und wann wir von jedem dieſer Thiere insbeſondere reden, ſuchen werden, ſie anzugeben und, ſo viel wir vermögen, zu berichtigen.

Man ſieht, daß alle Arten unſerer europäiſchen Hausthiere und die größten wilden Thiere Aſiens und Afrikas der neuen Welt fehlten. Ebenſo verhält es ſich mit mehreren andern minder beträchtlichen Arten, deren wir ſo kurz als möglich erwähnen wollen.

Die Gazellen, von denen es verſchiedene Arten gibt, und die einen in Arabien, die andern in Oſtindien, die dritten in Afrika wohnen, bedürfen alle gleicher Weiſe einen heißen Himmelsſtrich, um zu beſtehen und ſich

zu vermehren; ſie haben ſich alſo nie in die Nordländer des alten Feſtlandes verbreitet, um in das neue überzugehen; auch haben ſich dieſe aſiatiſchen und afrikaniſchen Arten dort nicht gefunden; nur ſcheint es, hat man die Art hinverpflanzt, welche man afrikaniſche Gazelle genannt hat und Hernandes Algazel ex Africa nennt. Das neuſpaniſche Thier, welches derſelbe Schriftſteller Temamaçame nennt, und Seba mit dem Namen cervus, Klein mit dem Namen Aragulus und H. Briſſon mit dem der neuſpaniſchen Gazelle bezeichnet, ſcheint ebenfalls der Art nach von allen Gazellen des alten Feſtlandes ſich zu unterſcheiden.

Man wird zu der Vorſtellung geneigt ſein, daß die Gemſe, der es im Schnee der Alpen gefällt, das Eis des Nordens nicht geſcheut und von da nach Amerika hätte wandern können; indeſſen hat ſie ſich daſelbſt nicht gefunden. Dieſes Thier ſcheint nicht allein einen eigenen Erdſtrich, ſondern eine eigene Landſchaft zu lieben; es hängt an den Gipfeln der hohen Berge der Alpen, Pyrenäen u. ſ. w., und weit entfernt, ſich in die entlegenen Länder ausgebreitet zu haben, iſt es nie in die Ebenen am Fuße jener Gebirge herabgekommen. Es iſt nicht das einzige Thier, welches beſtändige Vorliebe für ein beſonderes Land oder eine beſondere Landſchaft hegt; das Murmelthier, der Steinbock, der Bär, der Luchs, ſind ebenfalls Bergthiere, die man ſehr ſelten in den Ebenen findet.

Der Büffel, ein Thier der heißen Länder, das man in Italien zum Hausthiere gemacht, gleicht noch weniger als der Ochs dem amerikaniſchen Biſon und hat ſich in dieſem neuen Feſtlande nicht gefunden.

Der Steinbock findet ſich auf den höchſten Gebirgen Europas und Aſiens; auf den Kordilleren aber hat man ihn nie geſehen.

Das Thier, von dem man den Biſam gewinnt, und das beinahe die Größe eines Damhirſches hat, bewohnt nur einige beſondere Gegenden Chinas und der öſtlichen Tartarei; der Biſamhirſch, auch unter dem Namen des kleinen guineiſchen Hirſches bekannt, ſcheint auf gewiſſe Landſchaften Afrikas und Oſtindiens u. ſ. w. beſchränkt.

Das Kaninchen, welches urſprünglich aus Spanien kommt und ſich in alle gemäßigten Länder Europas verbreitet hat, war in Amerika nicht; die Thiere dieſes Feſtlandes, denen man ſeinen Namen beilegt, ſind verſchiedene Arten, und alle echten die man gegenwärtig dort ſieht, ſind aus Europa hingebracht worden.

Die Frettchen, die aus Afrika nach Europa verpflanzt worden, wo ſie nicht ohne menſchliche Pflege beſtehen können, haben ſich in Amerika nicht gefunden; ſelbſt unſere Ratten und Mäuſe waren dort unbekannt; ſie ſind mit unſern Schiffen hingekommen und haben ſich in allen

bewohnten Ländern dieſes neuen Feſtlandes auf erſtaunliche Weiſe vermehrt.

Das alſo ſind ungefähr die Thiere der alten Welt, der Elephant, das Nashorn, das Nilpferd, die Giraffe, das Kameel, der Dromedar, der Löwe, der Tiger, der Panther, das Pferd, der Eſel, das Zebra, der Ochs, der Büffel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, die Hyäne, der Schakal, die Genette, die Civette, die Katze, die Gazelle, die Gemſe, der Steinbock, der Luchs, das Kaninchen, das Frettchen, die Ratten und Mäuſe; keins von ihnen war zur Zeit der Entdeckung von Amerika daſelbſt vorhanden. Ebenſo verhält es ſich mit den Siebenſchläfern, Gartenſchläfern, Murmelthieren, Manguſten, Dachſen, Zobeln, Hermelinen, dem Jerboa, den Makis und mehreren Affenarten u. ſ. w., von denen bei der Ankunft der Europäer keine in Amerika vorhanden war, und die folglich dem alten Feſtlande ganz eigens und insbeſondere angehörten, wie wir es im Einzeln zu beweiſen ſuchen werden, wenn von jedem dieſer Thiere insbeſondere die Rede ſein wird.

Thiere der neuen Welt.

Die Thiere der neuen Welt waren für die Europäer ſo unbekannt wie unſere Thiere für die Amerikaner. Die einzigen halb gebildeten Völker dieſes neuen Feſtlandes waren die Peruaner und die Mexikaner; die letztern hatten keine Hausthiere; nur die Peruaner hatten 2 Arten, das Lama und den Pakos, und ein kleines Thier, welches ſie Alko nannten, das zahm wie unſere Hunde im Hauſe umherlief. Der Pakos und das Lama, die Fernandes (im Engliſchen) peruish cattle, d. h. peruaniſches Vieh nennt, lieben wie die Gemſe mit Vorliebe eine beſondere Landſchaft; ſie finden ſich nur in den Gebirgen von Peru, Chili und Neuſpanien. Obſchon ſie bei den Peruanern Hausthiere geworden waren und daher die Menſchen ihre Vermehrung begünſtigt und ſie verpflanzt oder in die benachbarten Gegenden geführt haben, haben ſie ſich nirgendwo fortgepflanzt; ſie haben ſich ſelbſt in ihrem Heimathland vermindert, wo gegenwärtig die Art nicht ſo zahlreich iſt, als ſie es war, ehe man das europäiſche Vieh hinüber gepflanzt hat, welches in allen Südgegenden dieſes Feſtlandes ſehr gut gediehen iſt.

Wenn man nachdenkt, ſo wird es auffallend erſcheinen, daß in einer Welt, die faſt ganz aus natürlichen Wilden beſtand, deren Sitten ſich weit mehr als die unſern denen der Thiere näherten, zwiſchen jenen wilden Menſchen und Thieren, die ſie umgaben, keine Geſellſchaft, noch ſelbſt irgend ein Umgang Statt fand, da man nur bei den ſchon gebildeten Völkern Hausthiere gefunden hat; beweiſt das nicht, daß der Menſch im

Stande des Wilden nur eine Art Thier iſt, welches den andern nicht zu gebieten vermag und, wie ſie nur die Fähigkeiten des Einzelweſens beſitzend, ihrer ſich ebenſo bedient, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen und für ſeine Sicherheit zu ſorgen, die Schwachen angreifend, den Starken ausweichend, ohne irgend eine Vorſtellung von ſeiner wirklichen Macht und der Ueberlegenheit ſeiner Natur über all jene Weſen zu beſitzen, die er nicht ſich unterzuordnen ſtrebt? Werfen wir einen Blick auf alle ganz oder auch nur halb verfeinerten Völker, ſo werden wir überall Hausthiere finden; bei uns das Pferd, den Eſel, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, den Hund, die Katze, den Büffel in Italien, das Rennthier bei den Lappländern, das Lama, den Pakos und Alko bei den Peruanern, den Dromedar, das Kameel und andere Arten von Rindern, Schafen und Ziegen bei den Morgenländern; den Elephanten ſelbſt bei den Völkern des Südens; alle ſind dem Joch unterworfen, in Dienſtbarkeit verſetzt oder auch wohl zur Geſellſchaft zugelaſſen worden, während der Wilde, der da kaum die Geſellſchaft ſeines Weibes ſucht, die des Thieres fürchtet oder verſchmäht. Zwar iſt von allen Arten, die wir in unſerm Feſtlande zu Hausthieren gemacht haben, in Amerika keine vorhanden geweſen; hätten aber die wilden Menſchen, die es bevölkerten, vor Alters ſich vereint, hätten ſie ſich die wechſelſeitige Einſicht und Hülfe der Geſellſchaft geliehen, ſie würden die meiſten Thiere ihres Landes unterjocht und zu ihrem Gebrauche dienſtbar gemacht haben; denn faſt alle haben ein ſanftes, gelehriges und furchtſames Weſen, und nur wenige von ihnen ſind bösartig und faſt keins furchtbar. So haben alſo dieſe Thiere weder durch eine ſtolze Natur noch durch ungelehriges Weſen ihre Freiheit bewahrt und die Dienſtbarkeit der Hausgenoſſenſchaft vermieden, ſondern durch die bloße Ohnmacht des Menſchen, der in Wahrheit einzig durch die Kräfte der Geſellſchaft etwas vermag; ſeine Fortpflanzung ſelbſt, ſeine Vermehrung hängt von ihr ab. Jene unermeßlichen Länder der neuen Welt waren, ſo zu ſagen, mit einigen Handvoll Menſchen beſtreut; und ich glaube, man könnte ſagen, daß es in ganz Amerika zur Zeit der Entdeckung nicht ſo viel Menſchen gab, als man gegenwärtig in halb Europa zählt. Dieſer Mangel in der Menſchenart bewirkte den Ueberfluß, d. h. die große Anzahl in jeder Art der einheimiſchen Thiere; ſie hatten weit weniger Feinde und weit mehr Raum; alles begünſtigte demnach ihre Vermehrung, und jede Art war beziehungsweiſe an Einzelthieren ſehr zahlreich; anders aber verhielt es ſich mit der Zahl der Arten an ſich genommen; ſie waren in geringer Zahl vorhanden; und vergleicht man dieſe mit der Zahl der Arten des alten Feſtlandes, ſo wird man finden, daß ſie vielleicht kein Viertel oder höchſtens ein Drittel derſelben

beträgt. Rechnen wir auf die ganze bewohnbare oder bekannte Erde 200 Arten vierfüßiger Thiere, *) ſo werden wir mehr als 130 dieſer Arten in dem alten Feſtlande und keine 70 in dem neuen finden; und zöge man davon noch die beiden Feſtländern gemeinſamen Arten, d. h. diejenigen nur ab, die vermöge ihrer Natur die Kälte ertragen können und durch die nördlichen Theile dieſes Feſtlandes in das andere übergehen konnten, ſo wird man kaum 40 Arten urſprünglich und eigenthümlich den Ländern der neuen Welt angehöriger Thiere finden. Die lebende Natur iſt alſo dort lange nicht ſo thätig, lange nicht ſo manchfaltig, und wir dürfen ſogar ſagen, lange nicht ſo kräftig. Denn aus der Aufzählung der amerikaniſchen Thiere werden wir ſehen, daß nicht allein ihre Arten wenig zahlreich, ſondern im Allgemeinen alle Thiere dort ohne Vergleich kleiner als die des alten Feſtlandes ſind, und keines in Amerika lebt, das man mit dem Elephanten, dem Nashorn, Nilpferd, Dromedar, der Giraffe, dem Büffel, Löwen, Tiger u. ſ. w. vergleichen könnte. Das größte aller amerikaniſchen Thiere iſt der braſiliſche Tapir oder Tapiierete. Dieſes Thier, das größte von allen, dieſer Elephant der neuen Welt, hat den Umfang eines Kalbes von 6 Monaten oder einer ſehr kleinen Mauleſelin; denn man hat es mit jedem dieſer beiden Thiere verglichen, obwohl es ihnen in nichts gleicht, da es weder Einhufer noch Zweihufer, ſondern unregelmäßig ſpaltfüßig iſt, indem es an den Vorderfüßen 4 Zehen und an den Hinterfüßen 3 hat; ſeine Körpergeſtalt iſt beinahe die eines Schweines, der Kopf indeſſen verhältnißmäßig viel dicker, Hauer oder Scheidezähne fehlen ganz, die Oberlefze iſt ſtark verlängert und nach Willkühr beweglich. Das Lama, von dem wir geſprochen, hat nicht den Körperumfang des Tapirs, und ſcheint nur größer durch den geſtreckten Hals und die hohen Beine. Der Pakos iſt noch viel kleiner.

Der Kabiai, nächſt dem Tapir das größte Thier Südamerikas, iſt indeß nicht größer als ein mittelmäßig großes Schwein; es unterſcheidet ſich wie kein anderes der vorher erwähnten von allen Thieren des alten Feſtlandes; denn obwohl man es Sumpfſchwein oder Waſſerſchwein genannt hat, unterſcheidet es ſich vom Schweine durch weſentliche und ſehr augenfällige Merkmale; es iſt ſpaltfüßig, indem es, wie der Tapir, 4 Zehen an den Vorderfüßen und 3 an den Hinterfüßen hat; ſeine Augen ſind groß, ſeine Schnauze dick und ſtumpf, die Ohren klein, das Haar kurz, der Schwanz fehlt. Der Tajaku, noch kleiner als der Kabiai und, beſonders dem Aeußern nach, dem Schweine ähnlicher, unterſcheidet ſich

*) H. Linné rechnet in ſeiner letzten Ausgabe, Stockholm 1758, nur 167. H. Briſſon gibt in ſeinem Thierreich 260 an; man muß aber vielleicht mehr als 60 davon abziehen, die nur Abarten und keine getrennte und verſchiedene Arten ſind.

ſehr von ihm durch den Bau der innern Theile, die Geſtalt des Magens, die Form der Lungen, die dicke Drüſe und Oeffnung, die es auf dem Rücken hat u. ſ. w.; es gehört alſo, wie geſagt, zu einer von der des Schweines verſchiedenen Art, und weder der Tajaku noch der Kabiai noch der Tapir finden ſich irgendwo auf dem alten Feſtlande. Ebenſo verhält es ſich mit dem Tamanduaguaku oder Wariri und dem Watiriu, die wir Ameiſenfreſſer genannt haben. Dieſe Thiere, von denen das größte einen nicht einmal mittelmäßigen Leibwuchs hat, ſcheinen den Ländern Südamerikas eigens anzugehören; ſie ſind darin ſehr ausgezeichnet, daß ſie keine Zähne haben, daß ihre Zunge wie die der Vögel, welche man Spechte nennt, walzenförmig iſt, und ſie mit dem Maul weder beißen noch etwas ergreifen können; ſie ſtrecken bloß ihre ſehr lange Zunge heraus, und legen ſie in den Bereich der Ameiſen; ſie ziehen ſie zurück, wenn ſie damit bedeckt iſt, und können ſich nur durch dieſe Thätigkeit ernähren.

Das Faulthier, welches die Eingeborenen Braſiliens Aï oder Haï nennen, wegen des kläglichen Geſchreis aï, das es unabläſſig von ſich gibt, ſcheint uns ebenfalls ein Thier zu ſein, welches nur dem neuen Feſtlande angehört. Es iſt noch weit kleiner als die vorherigen, indem es nur ungefähr zwei Fuß Länge hat, und es iſt dadurch ſehr ausgezeichnet, daß es langſamer als eine Schildkröte geht, nur 3 Zehen an den Vorder- wie an den Hinterfüßen hat, ſeine Vorderbeine viel länger als die Hinterbeine ſind, der Schwanz ſehr kurz iſt und die Ohren fehlen. Außerdem ſind das Faulthier und der Tatu die einzigen unter allen Vierfüßern, die weder Schneide- noch Hundszähne, ſondern nur walzenförmige und an der Spitze abgerundete Backenzähne haben, ähnlich den Zähnen der Wallen wie des Pottfiſches.

Der guianiſche Kariaku iſt ein Thier von der Natur und Größe unſerer größten Rehe; das Männchen trägt ein Geweih, ähnlich dem Geweih unſerer Rehe, das auch alle Jahre abfällt; das Weibchen hat keins; man nennt es in Cayenne Waldhindin. Eine andere Art, die ſie gleichfalls kleinen Kariaku oder Sumpf- oder Wurzelträgerhindin nennen, iſt beträchtlich kleiner als die erſte, und in ihr hat das Männchen kein Geweih; ich habe wegen der Aehnlichkeit des Namens vermuthet, daß der Kariaku von Cayenne der braſiliſche Kujuaku oder Kujuaku-apara ſein könnte, und nachdem wir die Bemerkungen, die uns Piſon und Marcgrave über den Kujuaku mitgetheilt, mit den Merkmalen des Kariaku zuſammengehalten, ſchien es uns dasſelbe Thier zu ſein, welches jedoch von unſerm Reh ſo weit verſchieden iſt, daß man es als eine verſchiedene Art anſehen muß.

Der Tapir, der Kabiai, der Tajaku, der Ameiſenfreſſer, das Faulthier,

der Kariaku, das Lama, der Pako, der Biſon, der Jaguar, der Kuguar, der Jaguarete, die Pantherkatze u. ſ. w. ſind alſo die größten Thiere des neuen Feſtlandes; die mittelmäßigen und kleinen ſind die Kuandus oder Guandus, die Aguti, Pakas, Beutelthiere, Meerſchweine, Gürtelthiere und Tatus, die ich für urſprünglich und eigens der neuen Welt angehörig halte, obwohl die jüngſten Nomenklatoren von einer Tatuart in Oſtindien und von einer andern Art in Afrika reden. Da man aber bloß auf das Zeugniß des Verfaſſers der Beſchreibung des Kabinets von Seba hin dieſer afrikaniſchen und morgenländiſchen Tatu erwähnt hat, ſo gibt dieſes keine ſo zureichende Gewähr, daß wir der Sache Glauben beimeſſen können, denn man weiß im Allgemeinen, wie ſolche kleinen Irrthümer, ſolche Mißgriffe über Namen und Länder eintreten, wenn man eine naturgeſchichtliche Sammlung bildet; man kauft ein Thier unter dem Namen Fledermaus von Ternate oder aus Amerika, und ein anderes unter dem Namen oſtindiſcher Tatu; unter dieſen Namen zeigt man ſie ſpäter in einem Werke an, worin man jenes Kabinet beſchreibt, und von da gehen dieſe Namen in die Liſten unſerer Nomenklatoren über, während man bei genauerer Prüfung findet, daß die ternatiſchen oder amerikaniſchen Fledermäuſe franzöſiſche ſind, und jene indiſchen oder afrikaniſchen Tatu wohl auch amerikaniſche ſein könnten.

Bisheran haben wir von den Affen nicht geſprochen, weil ihre Naturgeſchichte eine beſondere Erörterung verlangt. Da das Wort Affe ein Gattungsname iſt, mit dem man eine große Anzahl voneinander verſchiedene Arten belegt, ſo kann man ſich nicht darüber verwundern, daß man geſagt hat, es fänden ſich Affen in großer Menge in allen Südgegenden beider Feſtländer; aber es handelt ſich darum, zu wiſſen, ob die Thiere, die man in Aſien und Afrika Affen nennt, dieſelben ſind wie jene, denen man dieſen nämlichen Namen in Amerika gegeben hat; es handelt ſich ſelbſt darum, zu ſehen und zu prüfen, ob von mehr als 30 Arten von Affen, die wir lebend gehabt haben, eine einzige Art ſich gleicher Weiſe in den beiden Feſtländern findet.

Der Satyr oder Waldmenſch, der durch ſeinen Bau weniger vom Menſchen als vom Affen abzuweichen ſcheint, findet ſich nur in Afrika oder Südaſien, und iſt in Amerika nicht vorhanden.

Der Gibbon *) (oder Schleuderaffe), deſſen Vorderbeine oder Arme ſo lang wie der ganze Körper, einbegriffen die Hinterbeine, ſind, findet ſich in Oſtindien und nicht in Amerika. Dieſe 2 Affenarten, die wir lebend gehabt, haben keinen Schwanz.

*) Dieſer Affe, den wir lebend gehabt haben, und den H. Dupleix aus Pondichery mitgebracht hatte, iſt in keinem Namenbuche angegeben.

Der eigentliche ſogenannte Affe, deſſen Haar eine grauliche, mit etwas Gelb gemiſchte Farbe und der keinen Schwanz hat, findet ſich in Afrika und in einigen andern Gegenden des alten Feſtlandes, nicht aber im neuen. Ebenſo verhält es ſich mit den hundsköpfigen Affen, von denen man 2 bis 3 Arten kennt; ihre Schnauze iſt nicht ſo kurz wie die der vorigen; aber wie ſie, haben ſie keinen oder wenigſtens einen ſo kurzen Schwanz, daß man ihn kaum ſehen kann. Alle dieſe ungeſchwänzten Affen, beſonders die mit kurzer Schnauze und einem eben daher dem menſchlichen ſehr nahe kommenden Geſichte, ſind echte Affen; und die 5 oder 6 Arten, von denen wir eben ſprachen, gehören ganz eigens und beſonders den heißen Erdſtrichen des alten Feſtlandes an und finden ſich nirgend in dem neuen. Man kann alſo ſchon ſagen, daß es in Amerika keine echte Affen gibt.

Der Pavian, ein Thier von größerm Umfange als ein Dogge, und mit einem faſt wie der der Hyäne kurzen und unterſetzten Körper, iſt von den Affen, von denen wir eben ſprachen, bedeutend verſchieden; er hat einen ſehr kurzen und immer geraden Schwanz, eine geſtreckte und an ihrem Ende breite Schnauze, nackte und blutfarbige Hinterbacken, ſehr kurze Beine, ſtarke und ſpitzige Nägel. Dieſes beſonders ſtarke und boshafte Thier findet ſich nur in den Wüſten der ſüdlichen Theile des alten Feſtlandes und gar nicht in denen Amerikas.

Alle ungeſchwänzten oder kurzgeſchwänzten Affenarten finden ſich alſo bloß im alten Feſtlande, und unter den langgeſchwänzten finden ſich faſt alle in Afrika; in Amerika ſind wenige ſelbſt nur von mäßigem Leibwuchſe; die Thiere jedoch, die man mit dem Gattungsnamen kleine langgeſchwänzte Affen bezeichnet hat, ſind in großer Anzahl daſelbſt; dieſe Arten kleiner langgeſchwänzter Affen ſind die Sapaju, die Saguine, Tamarine u. ſ. w. Wir werden in der beſondern Naturgeſchichte, die wir von all dieſen Thieren mittheilen werden, ſehen, daß dieſe ſämmtlichen amerikaniſchen Affen von den aſiatiſchen und afrikaniſchen Affen verſchieden ſind.

Die Maki, von denen wir 3 bis 4 Arten oder Abarten kennen, und die ſich den langgeſchwänzten Affen ziemlich nähern, und, wie ſie, Hände haben, deren Schnauze jedoch weit länger und ſpitziger iſt, ſind ebenfalls dem alten Feſtlande eigens angehörige Thiere, die ſich in dem neuen nicht finden. Dieſemnach finden ſich alle Thiere Afrikas oder des ſüdlichen Aſiens, die man mit dem Namen Affen bezeichnet hat, ebenſo wenig in Amerika wie die Elephanten, Nashörner oder Tiger. Je genauere Forſchungen und Vergleichungen man in dieſem Betracht anſtellen wird, um ſo mehr wird man überzeugt werden, daß die Thiere der ſüdlichen Theile jedes der beiden Feſtländer in dem andern nicht vorhanden waren. und daß die kleine Zahl derer, die man dort heutigen Tages findet, von

den Menſchen hingebracht worden, ſo das guineiſche Schaf, welches nach Braſilien, das Meerſchwein, welches dagegen aus Braſilien nach Guinea gebracht worden, und vielleicht noch einige andere Arten kleiner Thiere, deren Verpflanzung die Nähe und der Verkehr dieſer beiden Welttheile begünſtigt haben. Es ſind ungefähr 500 Seeſtunden zwiſchen den Küſten Braſiliens und denen Guineas; es ſind mehr als 2000 von den Küſten Perus bis zu denen Oſtindiens; all jene Thiere, die ihrer Natur nach den nördlichen Himmel nicht ertragen können, jene ſelbſt, die zwar ihn ertragen, nicht aber unter dieſem nämlichen Himmel zeugen können, ſind demnach auf zwei bis drei Seiten von Meeren, die ſie nicht überſchwimmen, und von einer andern Seite durch Länder umſchränkt, die ſie nicht bewohnen können, ohne umzukommen. So darf man denn ferner nicht über jene allgemeine Thatſache erſtaunen, die Anfangs ſehr ſonderbar erſcheint, und die vor uns Niemand auch nur vermuthet hat, nämlich, daß keins der Thiere des heißen Erdgürtels in dem einen Feſtlande ſich in dem andern wiedergefunden hat.

Thiere, die den beiden Feſtländern gemeinſam angehören.

Aus der vorhergehenden Aufzählung haben wir geſehen, daß nicht allein die Thiere der heißeſten Erdſtriche Aſiens, Afrikas, Amerikas, ſondern ſelbſt die meiſten Thiere der gemäßigten Erdſtriche Europas ihm ebenfalls fehlen. Anders mit den Thieren, die leicht die Kälte ertragen und ſich unter dem nordiſchen Himmel fortpflanzen können; ihrer findet man mehrere im nördlichen Amerika; und obwohl dieſes nie ohne einige ziemlich ausgeprägte Verſchiedenheit Statt findet, ſo kann man ſich doch nicht erwehren, ſie als dieſelben anzuſehen und zu glauben, daß ſie einſt durch vielleicht gegenwärtig noch unbekannte oder vielmehr vor Alters vom Meer verſchlungene, nördliche Länder aus einem Feſtlande ins andere gezogen ſind, und dieſer aus der Naturgeſchichte entnommene Beweis legt den faſt ununterbrochenen Zuſammenhang der beiden Feſtländer gegen Norden hin beſſer dar, als alle Muthmaßungen der forſchenden Erdkunde.

Die Bären von Illinois, Luiſiana u. ſ. w. ſcheinen dieſelben zu ſein, wie unſere Bären; jene ſind nur kleiner und ſchwärzer.

Der kanadiſche Hirſch, obwohl kleiner als unſer Hirſch, unterſcheidet ſich im Uebrigen von ihm nur durch die größere Höhe des Geweihs, die größere Zahl der Zinken und ſeinen längern Schwanz.

Ebenſo verhält es ſich mit dem Reh, das ſich im Süden von Kanada und in Luiſiana findet, und ebenfalls kleiner iſt und einen längern Schwanz hat, als das europäiſche Reh, und ferner mit dem urſprünglichen, welches daſſelbe Thier wie das Elent, nicht aber ſo groß iſt.

Das lappländiſche Rennthier, der grönländiſche Dammhirſch und der kanadiſche Karibu ſcheinen mir nur eins und daſſelbe Thier auszumachen. Der grönländiſche Dammhirſch oder Hirſch, den Edwards beſchrieben und gezeichnet, gleicht dem Rennthier zu ſehr, als daß man ihn wie eine verſchiedene Art bildend anſehen könnte; und den Karibu anlangend, von dem man nirgend eine genaue Beſchreibung findet, haben wir gleichwohl nach allen Angaben, die wir über ihn ſammeln konnten, dafür gehalten, daß es daſſelbe Thier wie das Rennthier ſei. H. Briſſon hat geglaubt, eine verſchiedene Art aus ihm machen zu müſſen, und er ſtellte den Karibu zu Jonſton's cervus burgundicus; dieſer cervus burgundicus aber iſt ein unbekanntes Thier, und gewiß weder in Burgundien noch in Europa vorhanden; es iſt ſchlechthin ein Name, den man einem Hirſch oder Damhirſchkopfe mit einem ſeltſamen Geweih wird gegeben haben; oder es könnte auch wohl der Kopf des Karibu, den H. Briſſon geſehen, und deſſen Geweih auf jeder Seite nur aus einer einzigen geraden, ſechs Zoll langen Stange mit einer nahe an der Wurzel nach vorn hin gekrümmten Zinke beſtand, wirklich der Kopf eines weiblichen Rennthieres oder auch ein junger ein- oder zweijähriger Kopf ſein; denn man weiß, daß beim Rennthier das Weibchen ein Geweih wie das Männchen, aber ein viel kleineres trägt, und daß bei beiden die erſten Zinken nach vorn zu gerichtet ſind, und daß endlich bei dieſem Thier wie bei allen andern, die ein Geweih tragen, die Ausdehnung und die Verzweigungen desſelben genau dem Fortſchritt der Jahre folgen.

Die Haſen, Eichhörnchen, Igel, Biſamratten, Fiſchottern, Murmelthiere, Ratten, Spitzmäuſe, Fledermäuſe, Maulwürfe ſind ebenfalls Arten, die man als beiden Feſtländern gemeinſam anſehen könnte, obwohl in all dieſen Gattungen keine einzige amerikaniſche Art den europäiſchen vollkommen gleich iſt; und man fühlt wohl wie ſchwer, um nicht zu ſagen unmöglich, es ſei, beſtimmt auszuſprechen, ob es wirklich verſchiedene Arten oder nur Abarten derſelben Art ſeien, die bloß durch den Einfluß des Himmelsſtriches beſtändig geworden wären.

Die europäiſchen Biber ſcheinen dieſelben zu ſein wie die kanadiſchen; dieſe Thiere ziehen die kalten Länder vor, ſie können aber auch in den gemäßigten beſtehen und ſich vermehren. Es gibt ihrer auch in Frankreich auf den Inſeln der Rhone; ſonſt gab es ihrer weit mehr, und es ſcheint, daß ſie noch weniger die zu bevölkerten als die zu heißen Länder lieben. Sie gründen ihre Geſellſchaft nur in Einöden, fern von jeder menſchlichen Wohnung; und in Kanada ſelbſt, das man noch wie eine weite Einöde betrachten muß, haben ſie ſich weit von den Wohnungen jeder Anſiedlung zurückgezogen.

Die Wölfe und Füchſe ſind ebenfalls den beiden Feſtländern gemeinſame Thiere; man findet ſie in allen Theilen Nordamerikas, aber mit Abweichungen; beſonders gibt es dort ſchwarze Füchſe und Wölfe, und alle ſind daſelbſt im Allgemeinen kleiner als in Europa, gleich allen andern Thieren ſowohl den von Natur dort einheimiſchen als den dahin verpflanzten. Obſchon das Wieſel und das Hermelin die kalten Länder in Europa bewohnen, ſind ſie in Amerika wenigſtens ſehr ſelten. Nicht völlig ſo verhält es ſich mit den Mardern und Iltiſſen.

Der Marder des amerikaniſchen Nordens ſcheint derſelbe wie der Marder unſeres Nordens zu ſein; der kanadiſche Viſon gleicht dem Steinmarder ſehr, und der nordamerikaniſche geſtreifte Iltiß iſt vielleicht nur eine Abart des europäiſchen Iltiſſes.

Der Luchs, den man in Amerika wie in Europa findet, ſchien uns dasſelbe Thier zu ſein; er bewohnt die kalten Länder mit Vorliebe, lebt jedoch und vermehrt ſich auch unter den gemäßigten Himmelsſtrichen, und hält ſich gewöhnlich in Wäldern und Gebirgen auf.

Die Foke oder Seekuh ſcheint auf die Länder des Nordens beſchränkt und findet ſich gleicher Weiſe auf den Küſten von Nordeuropa und Nordamerika.

Das ſind ungefähr alle Thiere, die man als den Feſtländern der alten und der neuen Welt gemeinſam betrachten kann, und von dieſer Zahl, die, wie man ſieht, nicht beträchtlich iſt, muß man vielleicht noch mehr als ein Drittel abziehen, deſſen Arten zwar dem Anſchein nach ziemlich ähnlich, dennoch in Wahrheit verſchieden ſein können. Selbſt aber wenn man bei all dieſen Thieren die Einerleiheit mit den europäiſchen hinſichtlich der Art zugibt, ſieht man, daß die Anzahl dieſer den beiden Feſtländern gemeinſamen Arten in Vergleich mit der Anzahl der Arten, die einem jeden der beiden eigens und beſonders angehören, ziemlich klein iſt; man ſieht ferner, daß von all dieſen Thieren nur jene, welche die Länder des Nordens bewohnen oder beſuchen, den beiden Welten gemeinſam ſind, und daß keins von denen, die ſich nur in den heißen und gemäßigten Ländern vermehren können, ſich zugleich in beiden findet.

Es ſcheint alſo nicht mehr zweifelhaft, daß die beiden Feſtländer gegen Norden zuſammenhangen oder zuſammengehangen haben, und daß die Thiere, die ihnen gemeinſam, durch uns unbekannte Länder aus dem einen in das andere gewandert ſind. Mit Grund würde man, zumal nach den neuen Entdeckungen der Ruſſen im Norden von Kamtſchatka glauben, daß Amerika mit Aſien durch zuſammenhangende Länder verbunden iſt, und der Norden Europas dagegen, ſcheint es, iſt und war immer davon durch ſo beträchtliche Meere getrennt, daß kein vierfüßiges Thier hinüber gelangen

konnte; indeſſen ſind die Thiere Nordamerikas nicht genau die Thiere Nordaſiens, es ſind vielmehr die Nordeuropas. Ebenſo verhält es ſich mit den Thieren der gemäßigten Gegenden. Der Argali, der Zobel, der ſiberiſche Goldmaulwurf, das chineſiſche Biſamthier finden ſich weder an der Hudſonsbai noch in irgend einem andern nordweſtlichen Theile des neuen Feſtlandes; dagegen findet man in den Ländern des nordöſtlichen Amerikas nicht allein die den Ländern des nördlichen Europas und Aſiens gemeinſamen Thiere, ſondern auch jene, die Europa allein anzugehören ſcheinen, wie das Elenthier, das Rennthier u. ſ. w.; gleichwohl muß man geſtehen, daß die öſtlichen Theile Nordaſiens noch ſo wenig bekannt ſind, daß man nicht verſichern kann, ob die Thiere des nördlichen Europas ſich dort finden oder nicht.

Wir haben als eine ſehr auffallende Erſcheinung bemerkt, daß in dem neuen Feſtlande die Thiere der mittäglichen Landſchaften im Vergleich mit den Thieren der heißen Länder des alten Feſtlandes alle ſehr klein ſind. Es findet in der That für die Größe des Elephanten, des Nashorns, des Nilpferdes, der Giraffe, des Kameels, des Löwen, des Tigers u. ſ. w. alles dem alten Feſtlande eigens und beſonders angehörige Thiere, und des Tapirs, des Kabiai, des Ameiſenfreſſers, des Lamas, des Pumas, des Jaguars u. ſ. w., welches die größten Thiere der neuen Welt ſind, keine Vergleichung ſtatt: die erſtern ſind vier, ſechs, acht und zehnmal größer als die letztern. Eine andere Beobachtung, welche dieſer allgemeinen Angabe zur Beſtätigung dient, iſt die, daß alle aus Europa nach Amerika verpflanzten Thiere, wie die Pferde, Eſel, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde u. ſ. w., daß alle dieſe Thiere, ſage ich, dort kleiner geworden, und daß jene, die nicht dahin verpflanzt worden, und die von ſelbſt dahin gegangen, jene, mit einem Worte, die den beiden Welten gemein ſind, wie die Wölfe, Füchſe, Hirſche, Rehe, Elenthiere, ebenfalls in Amerika beträchtlich kleiner als in Europa ſind, und das ohne alle Ausnahme.

Es liegt alſo in der Miſchung der Grundſtoffe und der andern phyſiſchen Urſachen etwas die Vergrößerung der lebenden Natur in dieſer neuen Welt Hemmendes; es ſtehen der Entwickelung und vielleicht der Bildung der großen Keime Hinderniſſe im Wege; jene ſelbſt, die durch die milden Einflüſſe eines andern Himmelsſtriches ihre volle Geſtalt und ganze Ausdehnung erhalten haben, verkürzen, verkleinern ſich unter dieſem geizigen Himmel und in dieſer leeren Erde, wo der Menſch in geringer Anzahl zerſtreut umherirrte, wo er, fern davon, als Herr und Meiſter dieſen Boden wie ſein Gebiet zu gebrauchen, keine Herrſchaft beſaß; wo er, der ſich weder die Thiere noch die Elemente je unterworfen, weder die

Meere bezwungen, noch die Ströme geleitet, noch die Erde bearbeitet hatte, an und für ſich ſelbſt nur ein Thier vom erſten Range, und für die Natur bloß als ein Weſen ohne Bedeutſamkeit, eine Art von ohnmächtigem Selbſtgetriebe beſtand, unfähig ſie zu verbeſſern oder zu fördern; ſie hatte ihn nicht ſowohl als Mutter wie als Stiefmutter behandelt, indem ſie ihm das Gefühl der Liebe und die lebhafte Begierde ſich zu vermehren verſagte; denn mag der Wilde der neuen Welt beinahe dieſelbe Körpergröße wie der Menſch unſerer Welt haben, das reicht dazu nicht hin, daß er eine Ausnahme von der allgemeinen Thatſache der Verkleinerung der lebenden Natur in jenem ganzen Feſtlande machen könnte. Der Wilde iſt ſchwach und klein nach den Werkzeugen der Fortpflanzung; er hat weder Haar noch Bart und kein Feuer für ſein Weib: ob auch ſchnellfüßiger als der Europäer, weil mehr ans Laufen gewöhnt, iſt er doch weitaus nicht ſo ſtark von Körper; er iſt ebenfalls lange nicht ſo empfindſam und dennoch furchtſamer und feiger; er hat keine Lebhaftigkeit, keine Thätigkeit in der Seele; die des Körpers iſt weniger Uebung, eine willkührliche Bewegung als eine durch das Bedürfniß abgenöthigte Zwangsarbeit: nimm ihm den Hunger und Durſt und du zerſtörſt zugleich die thätige Grundurſache aller ſeiner Bewegungen; in Dummheit wird er ganze Tage lang ruhig ſtehen oder liegen bleiben. Man braucht nicht weiter zu gehen, um die Urſache des zerſtreuten Lebens der Wilden und ihrer Abneigung gegen die Geſellſchaft zu ſuchen; der koſtbarſte Funken des Feuers der Natur ward ihnen verſagt; ihnen fehlt die Glut für ihr Weib und folglich die Liebe für Ihresgleichen; ſie ſind unbekannt mit der lebhafteſten, der zarteſten Anhänglichkeit und deshalb ihre andern Gefühle dieſer Art kalt und kraftlos; ihre Väter und ihre Kinder lieben ſie ſchwach; die innigſte aller Geſellſchaften, die derſelben Familie, hat alſo bei ihnen nur ſchwache Bande, die Geſellſchaft, die eine Familie mit der andern bildet, hat keine, daher keine Vereinigung, kein Staat, kein geſellſchaftlicher Zuſtand; das Sinnliche der Liebe macht bei ihnen das Sittliche des Wandels aus; ihr Herz iſt eiſig, ihre Geſellſchaft kalt und ihre Herrſchaft hart. Ihre Weiber betrachten ſie nur als Dienſtmägde oder als Laſtthiere, denen ſie ſchonungslos die Tracht ihrer Jagdbeute aufladen und die ſie ohne Mitleid, ohne Erkenntlichkeit zu Arbeiten zwingen, welche nicht ſelten ihre Kräfte überſteigen; ſie haben nur wenig Kinder und für ſie wenig Sorge; alles leidet unter ihrem erſten Gebrechen; ſie ſind gleichgültig, weil unkräftig; und dieſe Gleichgültigkeit gegen das andere Geſchlecht iſt das urſprüngliche Gebrechen, das die Natur niederdrückt, das ſie verhindert aufzublühen, das, die Keime des Lebens zerſtörend, zu gleicher Zeit die Wurzel der Geſellſchaft abbricht.

So macht der Menſch hier keine Ausnahme. Die Natur hat, indem ſie ihm die volle Macht der Liebe verſagte, ihn mehr als irgend ein Thier mißhandelt, verkleinert. Doch bevor wir die Urſachen dieſer allgemeinen Wirkung auseinander ſetzen, dürfen wir nicht verhehlen, daß die Natur, wenn ſie in der neuen Welt alle vierfüßigen Thiere verkleinert hat, die kriechenden gelaſſen und die Inſekten vergrößert zu haben ſcheint; denn obwohl es am Senegal noch dickere Eidechſen und längere Schlangen als in Südamerika gibt, ſo findet doch bei weitem nicht der nämliche Unterſchied zwiſchen dieſen Thieren wie zwiſchen den Vierfüßern Statt: die größte Schlange des Senegals iſt nicht doppelt ſo groß als die große Natter von Cayenne, während ein Elephant vielleicht zehnmal größer als der Tapir, wie geſagt, der größte Vierfüßer Südamerikas iſt. In Betreff der Inſekten aber kann man ſagen, daß ſie nirgend ſo groß wie in der neuen Welt ſind. Die dickſten Spinnen, die größten Käfer, die längſten Raupen, die ausgebreitetſten Schmetterlinge finden ſich oft in Braſilien, Cayenne und den andern Landſchaften Südamerikas; ſie übertreffen faſt alle Inſekten der alten Welt nicht allein nach der Größe des Körpers und der Flügel, ſondern auch nach der Lebhaftigkeit der Farben, der Miſchung der Uebergänge, der Mannichfaltigkeit der Formen, der Zahl der Arten, und der erſtaunlichen Vermehrung der Einzelthiere in jeder. Die Kröten, die Fröſche und die andern Thiere dieſer Gattung ſind ebenfalls in Amerika ſehr groß. Von den Vögeln und den Fiſchen wollen wir nicht reden, weil es, da ſie von einer Welt nach der andern wandern können, faſt unmöglich wäre, jene zu unterſcheiden, die dem einen oder dem andern eigenthümlich angehören, während die Inſekten und kriechenden Thiere, faſt wie die Vierfüßer, je auf ihr Feſtland beſchränkt ſind.

Sehen wir denn zu, warum in dieſer neuen Welt ſo große kriechende Thiere, ſo dicke Inſekten, ſo kleine Vierfüßer und ſo kalte Menſchen ſind. Das liegt an der Beſchaffenheit der Erde, der Eigenthümlichkeit des Himmels, dem Grade der Wärme, dem der Feuchtigkeit, der Lage, der Höhe der Gebirge, der Menge der fließenden oder ſtehenden Gewäſſer, der Ausdehnung der Wälder und vorzüglich an dem rohen Zuſtande, worin man daſelbſt die Natur ſieht. Die Hitze iſt im Allgemeinen in dieſem Welttheile viel geringer, die Feuchtigkeit viel größer. Vergleicht man die Kälte und Wärme unter allen Graden der Breite, ſo wird man finden, daß in Quebek, d. h. unter dem Breitengrade von Paris, das Waſſer der Flüſſe jährlich einige Fuß dick zufriert; daß eine noch dickere Schneemaſſe dort mehrere Monate lang die Erde bedeckt; die Luft allda ſo kalt iſt, daß für den ganzen Winter alle Vögel fliehen und verſchwinden u. ſ. w.

Dieſe Verſchiedenheit des Wärmeſtandes unter derſelben Breite in dem gemäßigten Gürtel iſt zwar ſehr groß, vielleicht aber noch nicht ſo groß wie die der Hitze unter dem heißen Gürtel. Am Senegal brennt man und unter derſelben Linie genießt man in Peru einen milden Wärmeſtand; eben ſo verhält es ſich mit allen andern Breiten, die man vergleichen will. Das amerikaniſche Feſtland iſt der Art gelegen und gebildet, daß Alles dazu beiträgt, die Wirkſamkeit der Hitze zu vermindern: dort findet man die höchſten Gebirge und aus demſelben Grunde die größten Ströme der Welt. Jene hohen Gebirge bilden eine Kette, die gegen Weſten das Feſtland in ſeiner ganzen Länge zu begränzen ſcheint; die Ebenen und Niederungen liegen alle diesſeit der Gebirge und erſtrecken ſich von ihrem Fuße bis an das Meer, das auf unſerer Seite die Feſtländer ſcheidet. So kommt der Oſtwind, bekanntlich der ſtete und allgemeine Wind zwiſchen den Wendekreiſen, in Amerika erſt an, nachdem er über eine äußerſt weite Waſſerſtrecke hingefahren, über welcher er ſich abkühlt, und darum iſt es in Braſilien, Cayenne u. ſ. w. lange nicht ſo warm, wie am Senegal, in Guinea u. ſ. w., wo dieſer nämliche Oſtwind ankommt, erfüllt mit der Hitze aller Lande und brennenden Sandwüſten, die er, über Aſien ſowohl als Afrika hinfahrend, durchläuft. Man erinnere ſich deſſen, was wir in Betreff der Verſchiedenheit der Farbe der Menſchen und beſonders der Farbe der Neger geſagt haben; es ſcheint erwieſen, daß der mehr oder minder ſtarke Anſtrich der Lohfarbe, des Braun und des Schwarz gänzlich von der Lage des Erdſtriches abhängt; daß die Neger aus Nigritien und die von der Oſtküſte Afrikas die ſchwärzeſten von Allen ſind, weil dieſe Gegenden der Art liegen, daß in ihnen die Wärme beſtändig größer iſt als ſonſt in irgend einer Landſtrecke der Kugel, da der Oſtwind, ehe er dort anlangt, unermeßliche Wege übers Land gemacht hat, daß dagegen, obwohl unter derſelben Breite wie die Neger, die ſüdlichen Inder nur lohfarbig und die Braſilier braun ſind, weil die Wärme des Erdſtriches geringer und nicht ſo beſtändig iſt, da der Oſtwind dort erſt anlangt, nachdem er ſich über dem Gewäſſer abgekühlt und mit feuchten Dünſten angefüllt hat. Die Wolken, welche das Licht und die Wärme der Sonne auffangen, die Regen, welche die Luft und die Oberfläche der Erde erfriſchen, kehren zu beſtimmten Zeiten wieder und dauern zu Cayenne und in den andern Gegenden Südamerikas mehrere Monate lang. Dieſe erſte Urſache macht alſo ſämmtliche Oſtküſten Amerikas weit gemäßigter als Aſien und Afrika; und wenn nun auf den Küſten friſch angelangt, der Oſtwind einen höhern Wärmegrad anzunehmen beginnt, indem er die Ebenen Amerikas durchzieht, wird er plötzlich aufgehalten, abgekühlt durch jene gewaltige Bergkette, aus welcher der ganze weſtliche Theil des neuen

Feſtlandes beſteht, ſo daß es in Peru unter der Linie noch weniger warm iſt als in Braſilien und Cayenne u. ſ. w. wegen der erſtaunlichen Höhe der Länder; auch haben die Eingebornen von Peru, Chili u. ſ. w. nur eine rothbraune und keine ſo dunkele Lohfarbe. Entfernen wir auf einen Augenblick die Kette der Kordilleras oder ſenken wir vielmehr dieſe Gebirge bis zu gleicher Tiefe mit den anliegenden Ebenen, die Hitze wäre unmäßig gegen dieſe weſtlichen Länder hin geweſen, und man hätte die Menſchen in Peru und Chili ſchwarz gefunden, wie man ſie auf den weſtlichen Küſten Afrikas findet.

So wäre denn ſchon durch die bloße Lage der Länder dieſes neuen Feſtlandes die Wärme daſelbſt weit geringer als in dem alten, und zugleich werden wir jetzt ſehen, daß die Feuchtigkeit dort größer iſt. Die Gebirge, die höchſten der Erde und der Richtung des Oſtwindes gerade entgegengekehrt, hemmen, verdichten alle Luftdünſte und erzeugen folglich eine endloſe Menge lebendiger Quellen, die bald durch ihre Vereinigung die größten Ströme der Erde bilden. Es gibt alſo im Verhältniſſe zum Umfang weit mehr fließende Gewäſſer im neuen als im alten Feſtlande, und dieſe Waſſermenge findet ſich noch durch den Mangel an Abfluß erſtaunlich vermehrt; da die Menſchen weder die Gießbäche eingebettet, noch die Ströme geleitet, noch die Sümpfe ausgetrocknet haben, ſo bedecken die beſtehenden Gewäſſer unermeßliche Landſtrecken, vermehren noch die Feuchtigkeit der Luft und vermindern ihre Wärme. Außerdem liegt die Erde noch allenthalben brach und in ihrer ganzen Ausdehnung mit groben, dicken und dichten Gräſern bedeckt und wird daher nie warm, nie trocken; die Auswitterung ſo vieler gedrängt zuſammenſtehender Gewächſe erzeugt nur feuchte und ungeſunde Dünſte; verborgen unter ihrem alten Gewande, zeigte nie die Natur in dieſen traurigen Gegenden neuen Schmuck; vom Menſchen weder geliebt noch gepflegt, hatte ſie nie ihren wohlthätigen Schooß geöffnet, nie hatte die Erde von jener Aehrenfülle, die unſern Reichthum und ihre Fruchtbarkeit ausmacht, ihre Oberfläche vergoldet geſehen. In dieſem Zuſtande der Verlaſſenheit verſchmachtet, verdirbt, erſtickt Alles; Luft und Erde, mit feuchten und ſchädlichen Dünſten überladen, können ſich nicht reinigen, noch aus den Einflüſſen des Lebensgeſtirns Nutzen ziehen: fruchtlos ſendet die Sonne ihre lebhafteſten Strahlen auf dieſe kalte Maſſe; dieſe iſt außer Stande ihrer Glut zu entſprechen; ſie wird nur feuchte Weſen, Pflanzen, Gewürme, Inſekten hervorbringen, wird nur kalte Menſchen und ſchwache Thiere ernähren können.

Vorzüglich alſo darum, weil es in Amerika wenige Menſchen gab und die meiſten dieſer Menſchen, das Leben der Thiere führend, die Natur roh ließen und die Erde verwahrloſten, iſt die Erde kalt geblieben und

unvermögend, die thätigen Grundurſachen zu erzeugen, die Keime der größten Vierfüßer zu entwickeln, die, um zu wachſen und ſich zu vermehren, der ganzen Glut, der ganzen Thätigkeit bedürfen, welche die Sonne der liebenden Erde zuwenden kann; aus dem entgegengeſetzten Grunde ſind die Inſekten, die kriechenden Thiere und alle Thierarten, die ſich im Koth fortſchleppen, deren Blut Waſſer iſt und die durch die Fäulniß ſich wuchernd vermehren, in allen niedrigen, feuchten und ſumpfigen Gegenden dieſes neuen Feſtlandes zahlreicher und größer.

Denkt man nach über dieſe ſo hervorſtechenden Unterſchiede, die ſich zwiſchen der alten und der neuen Welt finden, ſo möchte man zu dem Glauben verſucht werden, daß die letztere in der That viel jünger ſei und länger als die übrige Erdkugel unter des Meeres Gewäſſern verborgen geblieben; denn mit Ausnahme der gewaltigen Gebirge, die ſie gegen Weſten hin beſchränken, und die ſich als Denkmale des höchſten Alterthums der Erdkugel zeigen, ſcheinen alle niedern Theile dieſes Feſtlandes jüngſt erhöhtes und durch den Abſatz der Ströme und den Schlamm der Gewäſſer gebildeter Boden zu ſein. Man findet wirklich daſelbſt an mehreren Stellen unter der erſten Lage der Gewächserde, Seemuſcheln und Sternkorallen, die ſchon Bänke, Kalkſteinmaſſen, gewöhnlich aber nicht von der Härte, nicht von der Feſtigkeit unſerer Hauſteine bilden, die von derſelben Natur ſind. Wenn dieſes Feſtland wirklich ſo alt wie das andere iſt, warum hat man ſo wenig Menſchen dort gefunden? warum waren ſie faſt wild und zerſtreut? warum zählten jene, die ſich zu einer Geſellſchaft vereint hatten, die Mexikaner und Peruaner, erſt zwei bis drei hundert Jahre ſeit dem erſten Menſchen, der ſie verſammelt hatte? warum kannten ſie die Kunſt noch nicht, die Dinge durch dauerhafte Zeichen der Nachwelt zu überliefern, da ſie doch ſchon jene gefunden hatten, ſich von weitem ihre Gedanken mitzutheilen und ſich durch geſchlungene Schnüre zu ſchreiben? warum hatten ſie ſich die Thiere nicht unterworfen und bedienten ſich nur des Lamas und des Pakos, die nicht wie unſere Hausthiere, heimlich, treu und gelehrig waren? Ihre Künſte waren im Werden, wie ihre Geſellſchaft, ihre unvollkommenen Anlagen, ihre entwickelten Begriffe, ihre rohen Sinnenwerkzeuge und ihre barbariſche Sprache; man werfe die Augen auf das Verzeichniß der Thiere, ihre Namen ſind faſt alle ſo ſchwer auszuſprechen, daß man erſtaunen muß, wie ſich die Europäer die Mühe haben nehmen können, ſie zu ſchreiben.

Alles ſcheint demnach anzudeuten, daß die Amerikaner neue Menſchen oder, beſſer geſagt, vor ſo alter Zeit ausgewandert waren, daß ſie jeden Begriff, jede Vorſtellung von dieſer Welt, von welcher ſie herſtammten,

verloren hatten. Alles ſcheint ſich auch zu dem Beweiſe zu vereinigen, daß der größte Theil der Feſtländer Amerikas eine neue Erde war, die noch nicht unter des Menſchen Hand lag, und in welcher die Natur nicht die Zeit gehabt hatte, alle ihre Entwürfe ins Werk zu ſetzen, noch ſich in ihrem ganzen Umfange zu entwickeln; daß die Menſchen dort kalt und die Thiere klein ſind, weil das Feuer der einen und die Größe der andern von der Geſundheit und Wärme der Luft abhangen, und daß nach einigen Jahrhunderten, wann man die Länder wird umgebrochen, die Waldungen gefällt, die Ströme geleitet und die Waſſer umdämmt haben, dieſe nämliche Erde die fruchtbarſte, geſundeſte von allen ſein wird, wie ſie es ſchon in den Theilen, welche der Menſch bearbeitet hat, zu ſein ſcheint. Indeß wollen wir daraus nicht folgern, daß alsdann dort größere Thiere geboren werden; nie werden der Tapir und der Kabiai den Leibwuchs des Elephanten oder des Nilpferdes erreichen; aber wenigſtens werden die Thiere, die man dahin verpflanzt, nicht an Größe abnehmen, gleichwie ſie in den erſten Zeiten gethan: allmählich wird der Menſch die Leere dieſer unermeßlichen Länder ausfüllen, die nur eine Wüſte waren, als man ſie entdeckte.

Die erſten Geſchichtſchreiber, welche die Eroberungen der Spanier beſchrieben, haben, um den Ruhm ihrer Waffen zu vermehren, die Anzahl ihrer Feinde ungeheuer übertrieben. Sollten wohl dieſe Geſchichtſchreiber einen verſtändigen Menſchen überreden können, daß es auf Domingo und Kuba Millionen von Menſchen gegeben, wenn ſie zugleich ſagen, unter all dieſen Menſchen gäbe es weder Königthum, noch Freiſtaat, noch kaum eine Geſellſchaft, und wenn man außerdem weiß, daß es in dieſen zwei einander nahe gelegenen und zugleich von dem feſten Lande nicht weit entfernten Inſeln im Ganzen nur fünf Arten vierfüßiger Thiere gab, wovon die größte beinahe den Umfang eines Eichhörnchens oder Kaninchens hatte? Nichts beweiſt beſſer als dieſe Thatſache, wie leer und öde die Natur in dieſem neuen Lande war. „Man fand auf der Inſel San-Domingo, ſagt de Laët, nur ſehr wenige Arten vierfüßiger Thiere, wie den Hutias, ein kleines, von unſern Kaninchen wenig verſchiedenes, aber etwas kleineres Thier mit kürzern Ohren und einem Schwanze gleich dem eines Maulwurfes. Den Chemi, der faſt dieſelbe Geſtalt hat, aber etwas größer als der Hutias iſt. Den Mohui, der etwas kleiner als der Hutias. Den Kori, der dem Kaninchen an Größe gleicht, eine Schnauze wie der Maulwurf, keinen Schwanz und kurze Beine hat; es gibt weiße und ſchwarze und häufig aus beiden gemiſchte; es iſt ein Hausthier und überaus zahm; ferner eine Art kleiner Hunde, die ganz ſtumm waren.“ Heutzutage gibt es von all dieſen Thieren nur ſehr wenige,

weil die europäiſchen Hunde ſie ausgerottet haben. „Es gab, ſagt Acoſta, auf den Inſeln San-Domingo und Kuba eben ſo wie auf den Antillen faſt keine Thiere des neuen Feſtlandes von Amerika und nicht ein einziges von denen, die den europäiſchen Thieren gleichen.“ „Alles, was es auf den Antillen, ſagt der P. du Tertre, von Schafen, Ziegen, Pferden, Ochſen, Eſeln ſo auf Guadeloupe wie auf den andern von den Franzoſen bewohnten Eilanden gibt, iſt von ihnen dahin gebracht worden; die Spanier führten keines von dieſen Thieren hin, wie ſie auf den andern Eilanden gethan, um ſo mehr, weil zu jener Zeit die Antillen ganz mit Waldung bedeckt waren und das Vieh ohne Weideplätze nicht hätte beſtehen können.“ H. Fabry, den ich ſchon in dieſem Werke anzuführen Gelegenheit hatte, der 15 Monate lang in den Ländern Weſtamerikas jenſeits des Miſſiſippiſtromes umhergeirrt war, hat mir verſichert, daß er oft 3 bis 400 Stunden gemacht, ohne einem einzigen Menſchen zu begegnen. Unſere Offiziere, die von Quebek bis zum ſchönen Ohiofluſſe und von dieſem Fluſſe bis Luiſiana geweſen ſind, ſagen einhellig, man könnte oft 100 und 200 Stunden in das Innere dieſer Länder machen, ohne einer einzigen Familie von Wilden zu begegnen. All dieſe Zeugniſſe zeigen genugſam an, bis zu welchem Grade ſelbſt in den Gegenden dieſes neuen Feſtlandes, welche die angenehmſte Luftbeſchaffenheit haben, die Natur öde iſt; das Merkwürdigſte aber und Nützlichſte für unſern Gegenſtand, was ſie uns lehren, iſt, daß wir dem ſpätern Zeugniſſe der Kabinetbeſchreiber oder der Namengeber nicht trauen dürfen, welche dieſe neue Welt mit Thieren bevölkern, die ſich nur in der alten finden, und andere als urſprünglich gewiſſen Gegenden angehörig bezeichnen, wo ſie nie vorhanden geweſen ſind. So zum Beiſpiel, iſt es klar und gewiß, daß es urſprünglich auf San-Domingo kein vierfüßiges Thier gab, welches ſtärker als ein Kaninchen geweſen; ferner iſt es gewiß, daß, hätte es ihrer allda gegeben, die europäiſchen Hunde, die da wild und boshaft wie Wölfe geworden, ſie vertilgt hätten; indeſſen hat man den braſiliſchen Marak oder Marakaia, der ſich einzig auf dem feſten Lande findet, Tigerkatze oder getigerte Katze von San-Domingo genannt; man hat geſagt, die Schuppeneidechſe oder der Javateufel fände ſich in Amerika und die Braſilier nennten ihn Tatoe, während er ſich doch nur in Oſtindien findet. Man hat behauptet, die Zibetkatze, ein Thier aus den ſüdlichen Theilen des alten Feſtlandes, fände ſich auch in den neuen und beſonders in Neuſpanien, ohne zu beachten, daß, da die Zibetkatzen nützliche Thiere ſind, die man in mehreren Gegenden Afrikas, der Levante und Indiens als Hausthiere hält, um ihren wohlriechenden Stoff zu ſammeln, mit dem ein bedeutender Handel getrieben wird, die

Spanier nicht verſäumt haben würden, denſelben Nutzen daraus zu ziehen und denſelben Handel damit zu treiben, hätte ſich die Zibetkatze wirklich in Neuſpanien vorgefunden.

Auf dieſelbe Weiſe, wie die Namengeber zuweilen ungeſchickt die neue Welt mit Thieren bevölkert haben, die ſich nur in der alten finden, haben ſie auch in dieſe Thiere der andern verſetzt. Sie haben Beutelthiere nach Oſtindien, andere nach Amboina, Faulthiere nach Zeilon geſetzt, und doch ſind die Beutelthiere und die Faulthiere amerikaniſche Thiere und ſo ausgezeichnet, das eine durch eine Art von Sack, den es unter dem Bauche hat und worin es ſeine Jungen trägt, das andere durch die übermäßige Langſamkeit in ſeinem Gang und in all ſeinen Bewegungen, daß, wären ſie in Oſtindien vorhanden geweſen, unmöglich die Reiſenden ihrer nicht erwähnt hätten. Seba fußt in Betreff des oſtindiſchen Beutelthieres auf dem Zeugniſſe von François Valentin; die Gewähr aber wird ſo zu ſagen zu nichte, da jener François Valentin die Thiere und die Fiſche von Amboina ſo wenig kannte, oder ſeine Beſchreibungen ſo ſchlecht ſind, daß Artedi ihm den Vorwurf macht und erklärt, es ſei nicht möglich, es aus den Angaben, die er davon gibt, zu erkennen.

Uebrigens wollen wir nicht beſtimmt und allgemein verſichern, daß von allen Thieren, welche die heißeſten Erdſtriche des einen oder des andern Feſtlandes bewohnen, keins in beiden zugleich ſich finde; um deſſen gewiß zu ſein, müßte man ſie alle geſehen haben; wir behaupten blos, nach Wahrſcheinlichkeitsgründen ſicher darüber zu ſein, weil dieſes für alle großen Thiere, die allein von den Reiſenden angeführt und gut bezeichnet worden, ausgemacht, noch augenſcheinlicher aber für die meiſten kleinen iſt, und nur wenige übrig ſind, über die wir nicht entſcheiden können. Zudem, fänden ſich auch in dieſer Hinſicht einige offenbare Ausnahmen (was ich mir kaum vorſtellen kann), ſo würden ſie immer nur eine ſehr geringe Anzahl Thiere betreffen und das allgemeine Geſetz nicht umwerfen, das ich ſo eben aufgeſtellt und welches mir der einzige Leitſtern zu ſein däucht, der uns in der Kenntniß der Thiere führen kann. Dieſes Geſetz, das darauf hinauskommt, ſie ſowohl nach dem Himmelsſtrich und Naturell als nach der Geſtalt und Bildung zu beurtheilen, wird ſehr ſelten im Stiche laſſen und wird machen, daß wir vielen Irrthümern vorbeugen und ſie erkennen. Geſetzt zum Beiſpiel, es handle ſich um ein arabiſches Thier, wie um die Hyäne; ohne Furcht, zu irren, werden wir verſichern können, daß es ſich in Lappland nicht findet, und werden nicht, wie einige unſerer Naturforſcher, ſagen, die Hyäne und der Vielfraß ſeien ein und dasſelbe Thier. Wir werden nicht, mit Kolbe, ſagen, der gekreuzte Fuchs, der die nördlichſten Theile des alten und neuen Feſtlandes

bewohnt, finde ſich zu gleicher Zeit am Vorgebirge der guten Hoffnung, und wir werden finden, daß das Thier, von dem er ſpricht, kein Fuchs, ſondern ein Schakal iſt. Wir werden einſehen, daß das Thier vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welches derſelbe Schriftſteller mit dem Namen Erdſchwein bezeichnet, und welches von Ameiſen lebt, nicht mit den amerikaniſchen Ameiſenfreſſern verwechſelt werden darf, und daß in der That dieſes Thier vom Vorgebirge wahrſcheinlich die Schuppeneidechſe iſt, die mit den Ameiſenfreſſern nichts gemein hat, als daß ſie Ameiſen frißt. Ebenſo hätte er nicht, wenn er bedachte, daß das Elenthier ein Thier des Nordens iſt, mit dieſem Namen ein afrikaniſches Thier benannt, das nur eine Gazelle iſt. Die Robbe, die blos das Geſtade der nördlichen Meere bewohnt, darf ſich nicht am Vorgebirge der guten Hoffnung finden. Die Genette, Spanien, Kleinaſien u. ſ. w. angehörig und nur im alten Feſtlande vorhanden, darf nicht mit dem Namen des Koatis angeführt werden, eines amerikaniſchen Thieres, wie man bei H. Klein findet. Der mexikaniſche Yzquipatl, ein Thier, das einen Peſtgeruch um ſich verbreitet und das wir deshalb Stinkthier nennen werden, darf nicht für einen jungen Fuchs oder für einen Dachs angeſehen werden. Der Koati=mondi darf nicht, wie es Aldrovande gethan, mit dem Schweindachs verwechſelt werden, von dem man ſtets nur als von einem europäiſchen Thiere geſprochen hat. Doch ich habe es nicht unternommen, hier alle Irrthümer in dem Namensverzeichniſſe der Vierfüßer anzugeben; ich will blos nachweiſen, daß es ihrer weniger gäbe, wenn man dem Unterſchiede der Himmelsſtriche einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, wenn man der Naturgeſchichte der Thiere ſich hinreichend befliſſen, um, wie wir es zuerſt gethan, einzuſehen, daß die Thiere der nördlichen Theile eines jeden Feſtlandes ſich nicht zur ſelben Zeit in beiden finden, und wenn man endlich zugleich ſich enthalten hätte, Gattungs=Namen zu machen, die eine große Menge nicht allein verſchiedener, ſondern oft ſehr weit voneinander entfernter Arten miteinander vermiſchen.

Die wahre Aufgabe eines Nomenklators beſteht nicht darin, Forſchungen anzuſtellen, um ſein Verzeichniß zu verlängern, ſondern begründete Vergleichungen, um es zuſammen zu ziehen. Nichts iſt leichter, als bei allen Schriftſtellern, die über die Thiere geſchrieben, die Namen und Redensarten heraus zu heben, um daraus eine Tabelle zu verfertigen, die um ſo länger ſein wird, je weniger man prüft; nichts iſt ſchwerer als ſie mit hinreichendem Scharfſinne zu vergleichen, um die Tabelle auf ihre gehörige Ausdehnung zurückzuführen. Ich wiederhole es, auf der ganzen bewohnbaren und bekannten Erde gibt es keine 200 Arten vierfüßiger Thiere, ſelbſt die Affen zu 40 Arten mit einbegriffen; es handelt ſich alſo

nur darum, jeder ihren Namen anzuweiſen, und um dieſes Namensverzeichniß vollkommen inne zu haben, braucht man ſein Gedächtniß nur ſehr mäßig anzuſtrengen, da es ſich blos darum handelt, dieſe 200 Namen zu behalten. Zu was alſo frommt es, für die vierfüßigen Thiere Klaſſen, Gattungen, mit einem Wort, Lehrgebäude geſchaffen zu haben, die nichts als Gerüſte ſind, erſonnen, um dem Gedächtniß in der Bekanntſchaft mit den Pflanzen zu Hülfe zu kommen, deren Anzahl wirklich zu groß, deren Unterſchiede zu klein, deren Arten zu unbeſtändig, und deren Einzelheiten zu geringfügig und zu gleichgültig ſind, als daß man ſie nicht im Großen betrachten und Haufen oder Gattungen daraus machen ſollte, indem man jene, die ſich am ähnlichſten ſchienen, zuſammenſtellte: denn da bei allen Erzeugniſſen des Geiſtes das durchaus Unnütze ſchlecht gedacht iſt und nachtheilig wird, ſo iſt es gekommen, daß man, anſtatt eines Verzeichniſſes von 200 Namen, worauf ſich das ganze Namensverzeichniß der Vierfüßer zurückführen läßt, Wörterbücher von einer ſo großen Anzahl von Kunſtausdrücken und Redensarten angefertigt hat, daß man mehr Arbeit braucht, um ſie zu entwirren, als man nöthig gehabt, um ſie zu verfaſſen. Warum ein Gewäſch und Redensarten machen, wenn man durch die bloße Ausſprechung eines einfachen Namens deutlich reden kann? Warum alle Bedeutungen der Kunſtausdrücke unter dem Vorwande ändern, Klaſſen und Gattungen aufzuſtellen? Warum findet ſich, wenn man eine Gattung von einem Dutzend Thiere z. B. unter dem Namen Gattung des Kaninchens gemacht hat, das Kaninchen ſelbſt nicht darunter, und muß man es in der Gattung des Haſen ſuchen gehen? Iſt es nicht ungereimt, ſagen wir beſſer, es iſt nur lächerlich, Klaſſen aufzuſtellen, worin man die entfernteſten Gattungen verſammelt, z. B. in der erſten den Menſchen und die Fledermaus, in der zweiten den Elephanten und die Schuppeneidechſe, in der dritten den Löwen und das Frettchen, in der vierten das Schwein und den Maulwurf, in der fünften das Nashorn und die Ratte u. ſ. w. zuſammen zu ſtellen. Dieſe übel gefaßten Vorſtellungen können ſich nicht behaupten; auch werden die Werke, die ſie enthalten, von ihren eigenen Verfaſſern nach und nach zerſtört; eine Ausgabe widerſpricht der andern, und das Ganze hat nur ein Verdienſt für Schüler oder Kinder, die ſtets vom Geheimnißvollen bethört ſind, denen das Ausſehen einer künſtlichen Anordnung wiſſenſchaftlich erſcheint, und die kurz um ſo mehr Hochachtung vor ihrem Lehrer haben, je mehr er die Kunſt verſteht, ihnen die klarſten und leichteſten Sachen unter einem recht dunkeln und ſchwierigen Geſichtspunkte darzuſtellen.

Vergleicht man die vierte Ausgabe von Linne's Werk mit der zehnten, die wir ſo eben angezogen, ſo iſt der Menſch nicht in der erſten Klaſſe oder der erſten Ordnung neben der Fledermaus, ſondern neben der

Schuppeneidechſe; der Elephant, das Schwein, das Nashorn finden ſich nicht der erſte neben der Schuppeneidechſe, das zweite neben dem Maulwurf und das dritte neben der Ratte, ſondern alle drei zuſammen neben der Spitzmaus; anſtatt fünf Hauptordnungen oder Klaſſen, anthropomorpha, ferae, glires, jumenta, pecora, unter die er alle Vierfüßer untergebracht hatte, hat der Verfaſſer in dieſer letzten Ausgabe ihrer ſieben aufgeſtellt, primates, brutae, ferae, bestiae, glires, pecora, belluae. Man kann nach dieſen weſentlichen und ſehr allgemeinen Veränderungen auf all diejenigen ſchließen, die ſich in den Gattungen finden, und wie ſehr darin die Arten, die doch die Hauptſache ſind, hin und her geliefert, verſetzt und zuſammengezwängt werden. Es gibt nunmehr zwei Menſchenarten, den Tagmenſchen und den Nachtmenſchen, homo diurnus sapient, homo nocturnus troglodytes: es ſind, ſagt der Verfaſſer, zwei ſcharf getrennte Arten, und man muß ſich ja hüten, zu glauben, es wäre nur eine Abart. Heißt das nicht Fabeln zu Ungereimtheiten fügen? und kann man das Ergebniß der Ammenmährchen oder die Lügenerſcheinungen einiger verdächtigen Reiſenden als Haupttheil des Naturgebäudes darſtellen? Weiter, wäre es nicht beſſer, über Dinge, die man nicht kennt, zu ſchweigen, als weſentliche Kennzeichen und allgemeine Unterſchiede auf grobe Irrthümer zu gründen, indem man z. B. verſichert, daß bei allen Thieren mit Zitzen das Weibchen allein ein Schamzünglein hat, während wir aus der Zergliederung, die wir an mehr als 100 Thierarten haben vornehmen ſehen, wiſſen, daß das Schamzünglein keinem Weibchen fehlt? Doch ich ende dieſe Kritik, die indeſſen weit länger ſein könnte, weil ſie hier nicht meinen Hauptgegenſtand ausmacht; ich habe ſo viel davon geſagt, daß man gegen die allgemeinen ſowohl als die beſondern Irrthümer geſichert iſt, die ſich nirgend in ſo großer Anzahl wie in jenen Namenwerken finden, weil man, in dem Willen, Alles darin zu umfaſſen, genöthigt iſt, Alles, was man nicht weiß, mit dem Wenigen, was man weiß, zu vereinen.

Ziehen wir aus all dem, was wir geſagt, allgemeine Schlüſſe, ſo werden wir finden, daß unter allen lebenden Weſen der Menſch das einzige iſt, deſſen Natur ſtark, ausgebreitet, geſchmeidig genug ſei, um überall beſtehen, ſich vermehren und den Einflüſſen aller Erdſtriche ſich ausſetzen zu können: werden augenfällig ſehen, daß kein Thier dieſes große Vorrecht hat erhalten können; daß die meiſten, weit entfernt, ſich überall vermehren zu können, auf gewiſſe Erdſtriche und ſelbſt auf beſondere Gegenden angewieſen und eingeſchränkt ſind. Der Menſch iſt in Allem des Himmels Werk, die Thiere ſind in vielem Betracht nur Geſchöpfe der Erde; die des einen Feſtlandes finden ſich nicht in dem andern; die ſich dort finden,

ſind verderbt, verkleinert, oft bis zur Unkenntlichkeit verändert. Braucht man mehr, um überzeugt zu ſein, daß das Gepräge ihrer Geſtalt nicht unverwiſchbar iſt; daß ihre Natur, weit minder beſtändig als die des Menſchen, abweichen und mit der Zeit ſogar ſich völlig verändern kann; daß aus demſelben Grunde die unvollkommenſten, zarteſten, ſchwerfälligſten, unthätigſten, waffenloſeſten u. ſ. w. ſchon verſchwunden ſind oder verſchwinden werden? Ihr Zuſtand, ihr Leben, ihr Sein hangen von der Geſtalt ab, welche der Menſch der Oberfläche der Erde gibt oder läßt.

Der ungeheure Mammut, deſſen rieſige Knochen wir oft mit Erſtaunen betrachtet, und den wir für wenigſtens ſechsmal größer als den größten Elephanten geſchätzt haben, iſt nirgendwo mehr vorhanden; und doch hat man in verſchiedenen voneinander entfernten Gegenden in Irland, Sibirien Luiſiana u. ſ. w. Ueberbleibſel von ihm gefunden. Dieſe Art war gewiß die erſte, die größte, die ſtärkſte von allen Vierfüßern: da ſie verſchwunden iſt, wie viele andere, kleinere, ſchwächere und minder merkwürdige haben gleichfalls untergehen müſſen, ohne uns Zeugniſſe oder Aufſchlüſſe über ihr vergangenes Daſein hinterlaſſen zu haben! Wie viele andere Arten, die ihre Natur verhindert, d. h. die ſich durch die großen Umgeſtaltungen in der Erde und in den Gewäſſern, durch die Preisgebung oder die Pflege der Natur, durch den langen Einfluß eines günſtig oder nachtheilig gewordenen Himmels verſchlechtert oder veredelt haben, ſind dadurch nicht mehr dieſelben, die ſie ehemals waren; und doch haben die vierfüßigen Thiere nächſt dem Menſchen von allen Weſen die feſteſte Natur und die beſtändigſte Geſtalt; die der Thiere und der Fiſche wechſelt mehr, die der Inſekten noch mehr; und ſteigt man bis zu den Pflanzen hinab, die man von der lebenden Natur nicht ausſchließen darf, ſo wird man von der Schnelligkeit überraſcht werden, womit die Arten wechſeln, und über die Leichtigkeit, womit ſie durch Annehmung neuer Geſtalten ihre Natur verändern.

Es wäre ſonach nicht unmöglich, daß, ſelbſt ohne die Ordnung der Natur umzukehren, alle jene Thiere der neuen Welt, im Grunde dieſelben wären, wie die der alten, von denen ſie voreinſt ihren Urſprung hergenommen hätten: man könnte ſagen, daß ſie, in der Folge durch unermeßliche Meere oder durch unbewohnbare Länder getrennt, alle Eindrücke empfangen, alle Wirkungen eines Himmels erlitten haben, der eben durch die Urſachen, welche die Trennung herbeigeführt haben, ſelbſt neu geworden und ebenfalls ſeine Beſchaffenheit geändert hätte, daß ſie folglich mit der Zeit verkleinert, entſtellt u. ſ. w. geworden ſind. Das aber darf uns nicht abhalten, ſie dermalen als Thiere verſchiedener Arten anzuſehen; von welcher Urſache

dieſe Verſchiedenheit auch herrühren möge, ſei ſie durch Zeit, Himmelsſtrich und Erde hervorgebracht oder beſtehe ſie ſeit demſelben Tage, wie die Schöpfung, ſie iſt darum nicht minder weſentlich. Die Natur, ich bekenne es, iſt in ewiger Schöpfung begriffen; für den Menſchen aber iſt es genug, ſie in dem Augenblick ſeines Jahrhunderts zu erfaſſen und einige Blicke rückwärts und vor ſich zu werfen, dahin ſtrebend, in etwa zu ſchauen, was ſie voreinſt ſein konnte und was ſie in der Folge werden könnte.

Und den beſondern Nutzen anlangend, den wir aus dieſen Forſchungen über die Vergleichung der Thiere ziehen können, ſo fühlt man wohl, daß, abgeſehen von den Berichtigungen in der Benennung, wovon wir einige Beiſpiele gegeben haben, unſere Kenntniſſe über die Thiere um ſo ausgedehnter, um ſo weniger unvollkommen und um ſo ſicherer ſein werden, daß wir weniger Gefahr laufen werden, einem amerikaniſchen Thiere beizulegen, was nur den oſtindiſchen, welches denſelben Namen trägt, zukommt; daß, wenn wir nach den Bemerkungen der Reiſenden von den ausländiſchen Thieren reden, wir die Namen und die Sachen beſſer zu unterſcheiden und auf die wahren Arten zu beziehen wiſſen werden; daß endlich die Naturgeſchichte der Thiere, die zu ſchreiben unſere Aufgabe iſt, um ſo weniger fehlerhaft und vielleicht um ſo lichtvoller und vollſtändiger ſein wird.

Fortsetzung von den fleischfressenden Thieren.

Der Löwe.

In der Menſchenart äußert ſich der Einfluß des Himmelsſtriches nur in ziemlich leichten Abweichungen, weil dieſe Art nur eine iſt, und ſcharf getrennt von allen andern Arten; weiß in Europa, ſchwarz in Afrika, gelb in Aſien und roth in Amerika, iſt der Menſch derſelbe, blos gefärbt mit der Farbe des Himmelsſtriches; weil er geſchaffen ward, um auf der Erde zu herrſchen, weil die ganze Kugel ſein Gebiet iſt, ſcheint ſich ſeine Natur nach allen Lagen geſchickt zu haben; unter des Mittags Feuerhimmel, in des Nordens Eisfeldern lebt er, vermehrt er ſich; überall hin hat er ſeit ſo uralter Zeit ſich verbreitet, daß ihn kein beſonderer Erdſtrich zu feſſeln ſcheint. Bei den Thieren dagegen iſt der Einfluß des Himmels ſtärker und äußert ſich durch hervortretendere Merkmale, weil die Arten nicht einerlei ſind, und ihre Natur unendlich weniger vollkommen, weniger ausgedehnt iſt als die des Menſchen. Nicht allein ſind die Abweichungen in jeder Art zahlreicher und ausgeprägter als in der Menſchenart, ſondern die Verſchiedenheiten der Arten ſelbſt ſcheinen von den verſchiedenen Himmelsſtrichen abzuhangen; die einen können ſich nur in den heißen

Ländern fortpflanzen; die andern können nur in kalten Erdſtrichen beſtehen. Der Löwe hat nie die Gegenden des Nordens bewohnt; das Rennthier ſich nie in den Landſchaften des Südens befunden; und vielleicht gibt es kein Thier, deſſen Art allgemein, wie die des Menſchen, über die ganze Oberfläche der Erde verbreitet iſt; jegliches hat ſeine Heimath, ſein natürliches Vaterland, worin ein jedes durch Naturzwang zurückgehalten wird; jegliches iſt ein Sohn des Bodens, den es bewohnt, und in dieſem Sinne muß man ſagen, dies und jenes Thier gehöre urſprünglich dieſem und jenem Erdſtrich an.

In den heißen Ländern ſind die Landthiere größer und ſtärker als in den kalten oder gemäßigten; auch ſind ſie kühner, grimmiger; all ihre natürlichen Eigenſchaften ſcheinen etwas von dem Feuer des Himmelsſtriches an ſich zu haben. Unter Afrikas oder Oſtindiens glühender Sonne geboren, iſt der Löwe das ſtärkſte, ſtolzeſte, furchtbarſte von allen; unſere Wölfe, unſere andern fleiſchfreſſenden Thiere würden, weit entfernt ſeine Nebenbuhler zu ſein, kaum ſeine Lieferer zu ſein verdienen *). Die amerikaniſchen Löwen, wenn ihnen anders dieſer Name gebührt, ſind wie der Himmelsſtrich unendlich ſanfter als die afrikaniſchen; und was ſonnenklar beweiſt, daß das Uebermaß ihres Grimmes von dem Uebermaß der Hitze herrührt, iſt dieſes, daß in demſelben Lande die, welche die hohen Gebirge, wo die Luft gemäßigter iſt, bewohnen, ein anderes Weſen an ſich haben als jene, die in den Ebenen wohnen, wo die äußerſte Hitze herrſcht. Die Löwen vom Atlasgebirge, deſſen Gipfel zuweilen Schnee bedeckt, haben weder die Kühnheit noch die Stärke, noch den Grimm der Löwen von Biledulgerid oder der Saara, deren Ebenen glühender Sand bedeckt. Vorzüglich in dieſen brennenden Wüſten finden ſich jene furchtbaren Löwen, die der Schrecken der Reiſenden und die Geißel der benachbarten Landſchaften ſind; glücklicher Weiſe iſt ihre Art nicht ſehr zahlreich; es ſcheint ſogar, daß ſie von Tage zu Tage abnimmt; denn nach der Ausſage derer, welche dieſen Theil von Afrika durchreiſt haben, finden ſich gegenwärtig allda bei weitem nicht mehr ſo viele Löwen wie vor Zeiten. Die Römer, ſagt H. Shaw, bezogen zum Gebrauch in den Schauſpielen fünfzig Mal mehr Löwen aus Libyen, als man heutzutage dort finden könnte. Ebenſo hat man bemerkt, daß in der Türkei, in Perſien und Indien die Löwen jetzt lange nicht ſo gemein ſind, wie ſie vor Alters waren; und da dieſes kraftvolle und muthige Thier alle andern Thiere zu ſeiner Beute macht und ſelber keinem zur Beute dient; ſo kann man die Verminderung in ſeiner Art nur der Vermehrung der Zahl in der des Menſchen beimeſſen; denn man muß geſtehen, daß die Stärke dieſes Königs der Thiere der

*) Es gibt eine Luchsart, die man den Lieferer des Löwen nennt.

Geſchicklichkeit eines Hottentotten oder eines Negers nicht widerſteht, die oft mit ziemlich leichten Waffen ihn, einer gegen einen, anzugreifen wagen. Da der Löwe keine andern Feinde als den Menſchen hat, und ſeine Art ſich heutigen Tages auf den fünften oder, wenn man will, auf den zehnten Theil deſſen, was ſie ſonſt war, vermindert findet, ſo folgt daraus, daß die Art des Menſchen, anſtatt eine beträchtliche Abnahme ſeit den Zeiten der Römer erlitten zu haben (wie viele Leute behaupten), ſich im Gegentheil vermehrt, ausgedehnt und zahlreicher verbreitet hat, ſelbſt in den Gegenden wie Libyen, wo die Macht des Menſchen zu jener Zeit, ungefähr dem Jahrhunderte Karthagos, größer geweſen zu ſein ſcheint, als ſie es in dem gegenwärtigen Jahrhunderte von Algier und Tunis iſt.

Die Betriebſamkeit des Menſchen ſteigt mit der Zahl; die der Thiere bleibt immer dieſelbe; alle ſchädlichen Arten, wie die des Löwen, ſcheinen verwieſen und auf eine geringe Zahl beſchränkt zu werden, nicht allein, weil der Menſch überall zahlreicher, ſondern auch, weil er gewandter geworden, und fürchterliche Waffen, denen nicht widerſtehen kann, zu fertigen verſtanden hat: Wohl ihm, wenn er Eiſen und Feuer nie anders als zur Zerſtörung der Löwen oder Tiger verbunden hätte!

Dieſe Ueberlegenheit des Menſchen an Zahl und Betriebſamkeit, die des Löwen Stärke bricht, entnervt auch ſeinen Muth; obwohl angeboren, entflammt oder mäßiget ſich dieſe Eigenſchaft im Thiere, je nach dem glücklichen oder unglücklichen Gebrauche, den es von ſeiner Stärke gemacht hat. In den weiten Wüſten der Saara, in jenen, die 2 ſehr verſchiedene Menſchenſtämme, die Neger und Mauren, zu trennen ſcheinen, zwiſchen dem Senegal und den Gränzmarken Mauretaniens, in unbewohnten Ländern oberhalb dem Lande der Hottentotten und überhaupt in allen ſüdlichen Theilen Aſiens und Afrikas, wo der Menſch zu wohnen verſchmäht hat, da ſind die Löwen noch in ziemlich bedeutender Zahl und ſo vorhanden, wie die Natur ſie geſchaffen hat. Gewöhnt, an allen Thieren, denen ſie begegnen, ihre Stärke zu meſſen, macht ſie die Gewohnheit des Sieges unerſchrocken und furchtbar; unbekannt mit des Menſchen Macht, haben ſie keine Furcht vor ihr; haben ſie die Stärke ſeiner Waffen nicht verſucht, ſo ſcheinen ſie ihnen zu trotzen. Die Wunde reizt ſie, ohne ſie jedoch zu ſchrecken; ſelbſt der Anblick der großen Menge bringt ſie nicht aus der Faſſung; ein einziger jener Löwen der Wüſte greift oft eine ganze Karavane an, und fühlt er ſich nach einem hartnäckigen und heftigen Kampfe geſchwächt, ſo fährt er, anſtatt zu fliehen, fort, ſich zurückziehend zu ſchlagen, immer die Stirn bietend, ohne je den Rücken zu kehren. Die Löwen dagegen, die in den Umgebungen der Städte und Flecken Indiens und der Berberei wohnen, die den Menſchen und die Stärke ſeiner Waffen kennen gelernt,

haben ihren Muth in dem Grade verloren, daß ſie ſeiner drohenden Stimme gehorſamen, ihn nicht anzugreifen wagen, nur über das kleine Vieh herfallen und endlich davon fliehen, und auf der Flucht ſich von Weibern und Kindern verfolgen laſſen, die ſie mit Stockſchlägen nöthigen, ihre Beute ſchmachvoll Preis zu geben.

Dieſe Aenderung, dieſe Sänftigung in der Gemüthsart des Löwen zeigt ſattſam an, daß er für die Eindrücke, die man ihm gibt, empfänglich iſt und hinlängliche Gelehrigkeit haben muß, um bis zu einem gewiſſen Punkte ſich zu zähmen und eine Art Erziehung anzunehmen; auch erzählt uns die Geſchichte von Löwen, die vor Siegeswagen geſpannt, von Löwen, die zum Kriege oder zur Jagd geführt wurden, und die, ihrem Herrn getreu, nur gegen ſeine Feinde ihre Kraft und ihren Muth entfalteten. Höchſt ſicher iſt es, daß der Löwe, jung eingefangen und unter Hausthieren aufgezogen, ſich leicht an ſie gewöhnt, mit ihnen harmlos zu leben und ſelbſt zu ſpielen; daß er gegen ſeine Herren, beſonders in ſeinem erſten Alter ſanft und ſogar ſchmeichelnd iſt, und daß, wenn zuweilen ſein natürlicher Grimm wieder erſcheint, er ihn ſelten gegen diejenigen wendet, die ihm Gutes gethan haben. Da ſeine Bewegungen höchſt ungeſtüm, und ſeine Begierden äußerſt heftig ſind, ſo darf man nicht wähnen, die Eindrücke der Erziehung könnten ſie ſtets aufwiegen; auch wäre es wohl gefährlich, ihn zu lange Hunger leiden zu laſſen, oder ihn durch unzeitige Quälereien zu ärgern; nicht allein wird er über eine ſchlechte Behandlung aufgebracht, ſondern er behält auch das Andenken daran, und ſcheint auf Rache zu ſinnen, wie er auch die Erinnerung an Wohlthaten und die Dankbarkeit dafür bewahrt. Ich könnte hier eine große Menge beſonderer Dinge anführen, in denen ich, offen geſprochen, einige Uebertreibung gefunden, die aber dennoch hinlänglich begründet ſind, um wenigſtens durch ihre Vereinigung zu beweiſen, daß ſein Zorn edel, ſein Muth hochherzig, ſein Gemüth empfindſam iſt. Oft hat man ihn kleine Thiere verſchmähen, ihre Neckereien verachten und ihnen beleidigende Freiheiten verzeihen ſehen; hat geſehen, wie er, in Gefangenſchaft gebracht, ſich langweilte, ohne zu erbittern, vielmehr ſanfte Gewohnheiten annahm, ſeinem Herrn gehorchte, die Hand liebkoſte, die ihn ernährte, zuweilen denen das Leben ſchenkte, die man dem Tode geweiht und ihm zur Beute vorgeworfen, und als hätte ihn dieſe großmüthige That an ſie gefeſſelt, ihnen ſofort immer denſelben Schutz angedeihen ließ, ruhig mit ihnen lebte, ſeine Lebensmittel mit ihnen theilte, ſie ſich zuweilen ſogar ganz wegnehmen ließ und lieber Hunger litt, als daß er die Frucht ſeiner erſten Wohlthat verlöre.

Auch könnte man ſagen, daß der Löwe nicht grauſam ſei, weil er es nur nothgedrungen iſt, weil er nur ſoviel zerſtört, als er verzehrt, und

ſobald er geſättigt iſt, in voller Friedfertigkeit lebt, während der Tiger, der Wolf und ſo viele andere Thiere von tieferem Range, wie der Fuchs, der Steinmarder, der Iltiß, das Frettchen u. ſ. w. tödten aus bloßem Vergnügen am Tödten, und in ihren zahlreichen Blutbädern vielmehr ihre Wuth als ihren Hunger ſtillen zu wollen ſcheinen.

Das Aeußere des Löwen entſpricht ſeinen innern großen Eigenſchaften nicht; ſeine Geſtalt iſt Ehrfurcht gebietend, ſein Blick feſt, ſein Gang ſtolz, ſeine Stimme furchtbar; ſein Leibwuchs nicht übergroß wie der des Elephanten oder des Nashorns, nicht ſchwerfällig wie der des Nilpferdes oder des Ochſen, noch zu gedrängt wie der der Hyäne oder des Bären, noch zu geſtreckt, noch durch Ungleichmäßigkeiten entſtellt wie der des Kameels, ſondern im Gegentheil ſo ſchön geformt und in ſo ſchönem Ebenmaß, daß der Leib des Löwen das Muſterbild der mit Leichtigkeit gepaarten Stärke zu ſein ſcheint; ſo feſt als nervig, weder mit Fleiſch noch mit Fett überladen, und nichts Ueberflüſſiges enthaltend, iſt er ganz Nerv und Muskel. Dieſe große Muskelkraft bekundet ſich nach außen durch die gewaltigen Sätze und Sprünge, die der Löwe ohne Mühe ausführt; durch die raſche Bewegung ſeines Schwanzes, der ſtark genug iſt, einen Menſchen zu Boden zu ſtrecken; durch die Leichtigkeit, womit er die Haut ſeines Geſichtes und beſonders die Stirnhaut bewegt, was ſeine Geſichtsbildung oder vielmehr den Ausdruck ſeiner Wuth bedeutend erhöht; und endlich durch die Fähigkeit, die er hat, ſeine Mähne zu ſchütteln, die, wann er in Zorn iſt, ſich nicht allein ſträubt, ſondern nach allen Seiten ſich wendet und bewegt.

Zu all dieſen edlen dem Einzelthier angehörigen Eigenſchaften geſellt der Löwe auch den Adel der Art; unter edlen Arten in der Natur verſtehe ich jene, die beſtändig, unwandelbar und nicht dem Verdacht ausgeſetzt ſind, ſich verſchlechtert zu haben. Dieſe Arten ſtehen gewöhnlich einzeln und allein in ihrer Gattung; ſie ſind durch ſo ſchneidende Züge ausgezeichnet, daß man ſie weder mißkennen noch mit irgend einer andern Art verwechſeln kann. Um mit dem Menſchen, der Schöpfung edelſten Weſen zu beginnen, ſeine Art iſt einzig, da die Menſchen aller Stämme, aller Himmelsſtriche, aller Farben, ſich vermiſchen und miteinander zeugen können, und man zu gleicher Zeit ſagen muß, daß kein Thier dem Menſchen weder von nah noch von fern durch eine natürliche Verwandtſchaft angehöre. Beim Pferde iſt die Art nicht ſo edel wie das Einzelthier, weil ſie zur Nachbarin die Art des Eſels hat, die ſogar ihr ziemlich nahe anzugehören ſcheint, da dieſe zwei Arten Einzelthiere miteinander erzeugen, die zwar von der Natur als Blendlinge behandelt werden, unwürdig ein Geſchlecht zu bilden, unfähig ſelbſt, eine oder die andere

der beiden Arten, von denen ſie herſtammen, fortzupflanzen, die aber gleichwohl, aus der Vermiſchung beider hervorgegangen, ihre große Verwandtſchaft beurkunden. Beim Hunde iſt die Art vielleicht noch weniger edel, da ſie nahe an jene des Wolfes, Fuchſes und Schakals zu gränzen ſcheint, die man wie entartete Zweige derſelben Familien betrachten kann. Und ſtufenweiſe hinabſteigend zu den untern Arten, wie denen der Kaninchen, der Wieſel, der Ratten u. ſ. w., wird man finden, daß jede dieſer Arten eine große Menge Seitenverwandtſchaftszweige hat, und man daher nicht mehr die gemeinſame Wurzel, noch den geraden Stamm dieſer zu zahlreich gewordenen Familien erkennen kann. Bei den Inſekten endlich, die man als die unterſten Arten der Natur betrachten muß, wird jede von ſo vielen Nachbararten begleitet, daß man ſie unmöglich mehr ein für eins betrachten kann, und man nothwendiger Weiſe ein Ganzes und Großes, d. h. eine Gattung daraus machen muß, wenn man ſie benennen will. Das iſt der wahre Urſprung der kunſtmäßigen Anordnungen, die man wirklich nur zu den ſchwierigen Aufzählungen der kleinſten Gegenſtände der Natur anwenden darf, und die durchaus unnütz und ſelbſt lächerlich werden, wenn es ſich um die Weſen vom erſten Range handelt; den Menſchen mit dem Affen, den Löwen mit der Katze zuſammenklaſſen, ſagen, der Löwe ſei eine gemähnte und langgeſchwänzte Katze, das heißt die Natur herabwürdigen, verunſtalten, anſtatt ſie zu beſchreiben und zu benennen.

Die Art des Löwen iſt alſo eine der edelſten, weil ſie einzig iſt und man ſie nicht mit der des Tigers, des Leoparden, der Unze u. ſ. w. verwechſeln kann, und weil dieſe Arten dagegen, die am wenigſten von der des Löwen entfernt zu ſein ſcheinen, untereinander ſo wenig unterſchieden ſind, daß ſie von den Reiſenden verwechſelt, und von den Namengebern die einen für die andern genommen worden ſind. *)

Die Löwen vom größten Wuchſe haben ungefähr 8 bis 9 Fuß Länge von dem Maul bis zum Schweif, der ſelbſt ungefähr 4 Fuß lang iſt. Dieſe großen Löwen ſind 4 bis 5 Fuß hoch. Die Löwen von kleinem Wuchſe haben ungefähr ſechstehalb Fuß Länge, bei viertehalb Fuß Höhe, und einen ungefähr 3 Fuß langen Schweif. Die Löwin iſt nach allen Ausdehnungen hin um etwa ein Viertel kleiner als der Löwe.

Ariſtoteles unterſcheidet zwei Löwenarten, die großen und die kleinern; dieſe, ſagt er, haben einen verhältnißmäßig kürzern Körper, krauſeres Haar und ſind nicht ſo muthig wie die andern; er fügt hinzu, daß im Allgemeinen alle Löwen dieſelbe, d. h. eine falbe Farbe haben. Die erſte

*) Siehe in dem folgenden Aufſatze von den Tigern, wo die Rede von den Thieren iſt, denen man dieſen Namen mit Unrecht gegeben hat.

dieſer Angaben ſcheint mir zweifelhaft, denn wir kennen dieſe Löwen mit krauſem Haare nicht; kein Reiſender hat ihrer erwähnt; einige Berichte, die mir übrigens kein volles Vertrauen zu verdienen ſcheinen, reden nur von einem Tiger mit gekräuſeltem Haar, der ſich am Vorgebirge der guten Hoffnung finde; aber faſt alle Zeugniſſe ſcheinen, was die Einheit der Farbe des Löwen anlangt, die auf dem Rücken falb und an den Seiten und unter dem Bauche weißlich iſt, übereinzuſtimmen. Indeſſen haben Aelian und Opian geſagt, in Aethiopien wären die Löwen ſchwarz wie die Menſchen; in Indien gäbe es ganz weiße und andere mit verſchiedenen Farben, roth, ſchwarz und blau gefleckten oder geſtreiften: dies aber ſcheint uns durch kein Zeugniß, welches man als urkundlich betrachten könnte, beſtätigt zu werden; denn Marko Paolo von Venedig redet nicht von dieſen Löwen, als hätte er ſie geſehen, und Gesner bemerkt mit Recht, daß er ihrer nur nach Aelian erwähnt. Es ſcheint im Gegentheil, daß es in dieſer Art ſehr wenig oder keine Abweichungen gibt, daß ſich die aſiatiſchen und afrikaniſchen Löwen in Allem gleichen und daß, wenn ſich jene aus den Gebirgen von denen aus den Ebenen unterſcheiden, dieſes nicht ſowohl nach den Farben der Bekleidung als nach der Größe des Leibwuchſes Statt findet.

Der Löwe trägt eine Mähne, oder vielmehr ein langes Haar, welches alle Vordertheile ſeines Körpers bedeckt, *) und in dem Maße, als er an Jahren zunimmt, ſtets länger wird. Die Löwin hat, ſo alt ſie auch ſei, dieſes lange Haar nicht. Das amerikaniſche Thier, welches die Europäer Löwen genannt haben und die Eingebornen Perus Puma nennen, hat keine Mähne; auch iſt es weit kleiner, ſchwächer und länger, als der echte Löwe. Es wäre nicht unmöglich, daß die Milde des Himmels in jenem Theile Südamerikas hinreichenden Einfluß auf die Natur des Löwen ausgeübt hätte, um ihn ſeiner Mähne zu berauben, ihm ſeinen Muth zu nehmen und ſeine Größe zu mindern; unmöglich aber ſcheint es, daß dieſes Thier, welches nur die zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen Erdſtriche bewohnt, und dem die Natur alle Zugänge zum Norden verſchloſſen zu haben ſcheint, aus den ſüdlichen Theilen Aſiens und Afrikas nach Amerika gewandert ſei, indem dieſe Feſtländer gegen Süden durch unermeßliche Meere getrennt werden; dieſes macht uns geneigt, zu glauben, daß der Puma kein Löwe iſt, der, ſeinen Urſprung von den Löwen des alten Feſtlandes genommen und nachmal unter dem Himmelsſtriche der neuen Welt ausgeartet wäre, ſondern daß er, wie auch die meiſten Thiere dieſes neuen Feſtlandes, Amerika eigens angehört. Als die

*) Dieſe Mähne iſt kein Mähnenhaar wie das des Pferdes, ſondern ziemlich ſanftes und glattes Haar wie das des übrigen Körpers.

Europäer es entdeckten, fanden ſie wirklich, daß Alles daſelbſt neu war; die Vierfüßer, Vögel, Inſekten, Fiſche, Pflanzen, alles fand ſich verſchieden von dem, was man bis dahin geſehen hatte. Indeſſen mußte man die vorzüglichſten Gegenſtände dieſer neuen Natur benennen; die einheimiſchen Namen waren meiſt barbariſch, ſehr ſchwer auszuſprechen und ſchwerer noch zu behalten; man borgte alſo Namen aus unſern europäiſchen Sprachen und beſonders aus der ſpaniſchen und portugieſiſchen. Bei dieſem Mangel an Benennungen reichten eine kleine Uebereinſtimmung in der äußern Form, eine leichte Aehnlichkeit im Wuchs und Geſtalt hin, um dieſen unbekannten Gegenſtänden die Namen bekannter Dinge beizulegen: daher die Ungewißheiten, die Zweideutigkeit, die Verwirrung, die noch dadurch vermehrt wurde, daß man zu gleicher Zeit, als man den Erzeugniſſen der neuen Welt die Benennungen derer des alten Feſtlandes gab, fortwährend und zur ſelben Zeit die Thier- und Pflanzenarten, die man dort nicht gefunden hatte, hinüberbrachte. Um ſich aus dem Dunkeln zu retten, und nicht mit jedem Schritt in Irrthum zu gerathen, iſt es alſo nöthig, ſorgſam zu unterſcheiden, was eigenthümlich dem einen oder dem andern Feſtland angehört und zu ſuchen, daß man ſich nicht durch die gegenwärtigen Benennungen täuſchen laſſe, die faſt alle übel angewendet worden ſind. Wir haben die ganze Nothwendigkeit dieſer Unterſcheidung in den vorhergehenden Aufſätzen fühlbar gemacht und zugleich eine begründete Aufzählung der urſprünglichen amerikaniſchen Thiere und derer gegeben, die aus dem alten Feſtlande dahin gebracht worden. H. de La Condamine, deſſen Zeugniß volles Vertrauen verdient, ſagt ausdrücklich, er wiſſe nicht, ob das Thier, welches die Spanier in Amerika Löwen und die Einheimiſchen von Quito Puma nennten, den Namen Löwe verdiene; er fügt hinzu, es ſei weit kleiner als der afrikaniſche Löwe, und das Männchen habe keine Mähne. Frezier ſagt ebenfalls, die Thiere, die man in Peru Löwen nenne, ſeien von den afrikaniſchen Löwen ſehr verſchieden, ſie flöhen den Menſchen; nur für die Heerden ſeien ſie zu fürchten; und er fügt einen ſehr merkwürdigen Umſtand hinzu, nämlich, daß ihr Kopf etwas von dem des Wolfes und dem des Tigers an ſich habe und ſie einen kleinern Schwanz haben als beide. In ältern Berichten findet man, daß dieſe amerikaniſchen Löwen den afrikaniſchen in nichts gleichen: daß ſie weder ihre Größe, noch ihren Stolz, noch ihre Farbe haben; daß ſie weder roth noch falb, ſondern grau ſeien, daß ſie keine Mähne tragen und die Gewohnheit haben, auf die Bäume zu ſteigen; demnach unterſcheiden ſich dieſe Thiere vom Löwen durch den Wuchs, die Farbe, die Form des Kopfes, die Länge des Schweifes, den Mangel einer Mähne und endlich durch die natürlichen Gewohnheiten,

nach Zahl und Weſentlichkeit hinreichende Merkmale, um das Zweideutige des Namens aufzuheben und in der Folge nicht mehr den amerikaniſchen Puma mit dem echten Löwen, dem Löwen Aſiens und Afrikas zu verwechſeln.

Obſchon ſich dieſes edle Thier nur in den heißeſten Erdſtrichen findet, kann es doch in den gemäßigten beſtehen und ziemlich lange leben; vielleicht könnte es ſogar bei großer Pflege ſich daſelbſt vermehren. Gesner berichtet, daß in der Menagerie zu Florenz Löwen geboren worden; Willughby ſagt, daß zu Neapel eine mit einem Löwen in dieſelbe Höhle eingeſchloſſene Löwin bei einem einzigen Wurfe ſechs Jungen zur Welt gebracht habe. Dieſe Beiſpiele ſind ſelten, aber, wenn wahr, hinlänglich, um zu beweiſen, daß die Löwen dem gemäßigten Erdſtriche nicht durchaus fremd ſind; indeß finden ſich gegenwärtig in den Südtheilen Europas keine; und ſeit Homers Zeit gab es keine in Peloponnes, obgleich es ihrer damal und ſelbſt noch zu Ariſtoteles Zeit in Thracien, Macedonien und Theſſalien gab. Es ſcheint demnach, daß ſie zu allen Zeiten den heißeſten Erdſtrichen beſtändig den Vorzug gegeben, ſelten ſich in den gemäßigten Ländern angeſiedelt und in den nördlichen Gegenden nie gewohnt haben. Die eben angeführten Naturforſcher, die von den in Florenz und Neapel geborenen Löwen geſprochen, haben uns über die Tragzeit der Löwin, über die Größe der jungen Löwen, gleich nach ihrer Geburt, über die Stufen ihres Wachsthums nichts gelehrt. Aelian ſagt, die Löwin trage zwei Monate; Philoſtrat und Eduard Wuot ſagen dagegen, ſie trage ſechs Monate; müßte man wählen zwiſchen dieſen beiden Meinungen, ſo würde ich für die letzte ſein; denn der Löwe iſt ein Thier von großem Wuchs, und wir wiſſen, daß im Allgemeinen bei den großen Thieren die Tragzeit länger währt als bei den kleinen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Wachsthum des Körpers: die Alten und Neuen ſagen einhellig, die neugeborenen Löwen ſeien klein, beinahe von der Größe eines Wieſels, d. h. 6 bis 7 Zoll lang; ſie brauchen alſo wenigſtens einige Jahre, um 8 bis 9 Fuß zu wachſen; auch ſagen ſie, die jungen Löwen ſeien erſt zwei Monate nach ihrer Geburt im Stande zu gehen. Ohne dieſen Angaben völliges Vertrauen zu ſchenken, kann man mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß der Löwe, angeſehen die Größe ſeines Wuchſes, wenigſtens 3 bis 4 Jahre lang wächſt und ungefähr ſiebenmal 3 bis 4 Jahre d. h. beinahe 25 Jahre leben muß. Der H. de Saint-Martin, Aufſeher des Stiergefechtes zu Paris, der die Güte gehabt, mir die Bemerkung mitzutheilen, die er an dem von ihm ernährten Löwen gemacht hatte, hat mich verſichern laſſen, daß er einige derſelben ſechszehn bis ſiebenzehn Jahre behalten habe, und er glaubt, daß ſie wohl kaum 20 bis 22 Jahre leben;

er hat ihrer einige 12 bis 15 Jahre erhalten, und man fühlt wohl, daß dieſen gefangenen Löwen der Mangel an Bewegung, der Zwang und die Langeweile nur ihre Geſundheit ſchwächen und ihr Leben verkürzen können.

Ariſtoteles verſichert an zwei in ſeinem Werk über die Zeugung verſchiedenen Stellen, die Löwin werfe 5 bis 6 Junge aus der erſten Tracht, 4 bis 5 aus der zweiten, 3 bis 4 aus der dritten, 2 bis 3 aus der vierten, eine bis zwei aus der fünften und nach dieſer letzten Tracht, die immer die ſchwächſte an Zahl ſei, werde die Löwin unfruchtbar. Ich halte dieſe Behauptung nicht für gegründet; denn bei allen Thieren ſind die erſten und letzten Trachten nicht ſo zahlreich wie die mittlern. Dieſer Philoſoph hat ſich ferner und mit ihm haben ſich alle alten ſowohl als neuern Naturforſchern geirrt, wenn ſie ſagten, die Löwin habe nur zwei Zitzen: höchſt ſicher iſt es, daß ſie vier haben und leicht kann man ſich deſſen durch die bloße Anſchauung vergewiſſern. Er ſagt ebenfalls, die Löwen, Bären, Füchſe kämen unförmlich, faſt ungegliedert zur Welt, und man weiß, ohne allen Zweifel darüber zu hegen, daß bei ihrer Geburt all dieſe Thiere ſo wie die andern geſtaltet, und alle ihre Glieder getrennt und entwickelt ſind. Endlich verſichert er, die Löwen begatteten ſich rückwärts, während ebenfalls die bloße Anſchauung der Theile des Männchens und ihrer Richtung, wenn ſie in dem zur Begattung geeigneten Zuſtande ſind, nachweiſt, daß ſie auf die gewöhnliche Weiſe der vierfüßigen Thiere vor ſich geht. Ich habe geglaubt im Einzeln dieſe kleinen Irrthümer Ariſtoteles erwähnen zu müſſen, weil das Anſehen dieſes großen Mannes faſt alle, die nach ihm über die Naturgeſchichte der Thiere geſchrieben haben, hingeriſſen hat. Was er ferner von dem Halſe des Löwen ſagt, der ihm zu Folge nur einen einzigen, ſteifen unbeugſamen und wirbelloſen Knochen hat, das iſt durch die Erfahrung widerlegt worden, die uns hierüber ſogar eine ſehr allgemeine Thatſache gezeigt hat, nämlich, daß bei allen Vierfüßern, ohne eine einzige Ausnahme, ſelbſt beim Menſchen der Hals aus nicht mehr und nicht minder als 7 Wirbeln beſteht und dieſe nämlichen Wirbel ſich im Halſe des Löwen finden, wie in dem aller andern vierfüßigen Thiere. Eine andere Thatſache iſt, daß im Allgemeinen die fleiſchfreſſenden Thiere einen kürzern Hals als die pflanzenfreſſenden und beſonders als die wiederkäuenden haben; allein dieſe Verſchiedenheit in der Länge des Halſes der Vierfüßer hängt lediglich von der Größe jedes Wirbels und nicht von der Anzahl ab, die immer dieſelbe iſt: man kann ſich davon überzeugen, wenn man die Augen auf die unermeßliche Sammlung von Gerippen wirft, die ſich jetzt im Kabinet des Königs befindet; man wird ſehen, daß, vom Elephanten an bis zum Maulwurf zu, alle vierfüßigen Thiere 7 Wirbel im Halſe haben und keines mehr

oder weniger hat. Anlangend die Feſtigkeit der Knochen des Löwen, von denen Ariſtoteles ſagt, ſie hätten kein Mark und wären nicht hohl, ihre Härte, die er mit der Härte des Kieſels vergleicht, ihre Eigenthümlichkeit, durch Reibung Feuer von ſich zu geben, ſo iſt das ein Irrthum, der nicht von Kolbe hätte wiederholt werden, noch ſelbſt bis auf uns kommen müſſen, da ſich in Ariſtoteles eigenem Jahrhundert Epikur über dieſe Behauptung luſtig gemacht hatte.

Die Löwen ſind in der Liebe äußerſt feurig: iſt das Weibchen in Brunſt, ſo folgen ihm zuweilen 8 bis 10 Männchen, die nicht aufhören, um ſie her zu brüllen und ſich wüthende Kämpfe zu liefern, bis einer von ihnen, der Ueberwinder aller andern, ſein ungeſtörter Beſitzer bleibt und ſich mit ihm entfernt. Die Löwin wirft im Frühling und jährlich nur einmal; was wiederum anzeigt, daß ſie mehrere Monate hindurch mit der Pflegung und der Säugung ihrer Jungen beſchäftigt iſt, und folglich die Zeit ihres erſten Wachsthums, während deren ſie die Hälfte der Mutter bedürfen, wenigſtens einige Monate beträgt.

Bei dieſen Thieren ſind alle Leidenſchaften, ſelbſt die ſanfteſten, ausſchweifend, und die mütterliche Liebe iſt grenzenlos. Von Natur nicht ſo ſtark, nicht ſo muthig und ruhiger als der Löwe, wird die Löwin fürchterlich, ſobald ſie Junge hat; alsdann zeigt ſie ſich mit mehr Kühnheit als der Löwe, alsdann kennt ſie keine Gefahr; ohne Unterſchied ſtürzt ſie über die Menſchen und die Thiere her, denen ſie begegnet, tödtet ſie, beladet ſich dann mit ihrer Beute, bringt ſie ihren Jungen und vertheilt ſie unter dieſelben, und lehrt ſie frühzeitig Blut ſaugen und Fleiſch zerreißen. Gewöhnlich wirft ſie an ſehr abgelegenen und ſchwer zugänglichen Oertern; und wenn ſie entdeckt zu werden beſorgt, ſo verbirgt ſie ihre Spuren, indem ſie mehreremal auf ihre Schritte zurückkommt, oder ſie auch wohl mit ihrem Schwanze verwiſcht; zuweilen ſelbſt, wenn die Unruhe groß iſt, bringt ſie ihre Jungen anderswo hin; und will man ſie ihr wegnehmen, ſo wird ſie wüthend und vertheidigt ſie aufs Aeußerſte.

Man glaubt, der Löwe habe keinen ſo vollkommenen Geruch, noch ſo gute Augen wie die meiſten andern Raubthiere; man hat bemerkt, daß das volle Sonnenlicht ihn zu beſchweren ſcheint, daß er ſelten in der Mitte des Tages wandelt, alle ſeine Ausgänge während der Nacht vornimmt, wann er um die Heerden herum Feuer angezündet ſieht, ſich ihnen nicht nähert u. ſ. w. Man hat beobachtet, daß er den Geruch der andern Thiere nicht von weitem auswittert, daß er aufs Auge gegen ſie Jagd macht und nicht, indem er ihrer Fährte folgt, gleich den Hunden und Wölfen, die einen feinern Geruch haben. Man hat ſogar den Namen **Wegweiſer oder Lieferer des Löwen** einer Luchsart gegeben, bei

der man ein ſcharfes Geſicht und einen trefflichen Geruch vorausſetzt, und man behauptet, daß dieſer Luchs ſtets den Löwen begleite oder vor ihm hergehe, um ihm ſeine Beute anzuzeigen; wir kennen dieſes Thier, das ſich, wie der Löwe, in Arabien, Lybien u. ſ. w. findet, wie er, von Beute lebt und ihm vielleicht zuweilen folgt, um das, was er übrig läßt, zu benutzen; denn ſchwach und von kleinem Wuchſe muß es den Löwen eher fliehen als ihm folgen.

Hat der Löwe Hunger, ſo greift er alle Thiere, die ihm vorkommen, Auge ins Auge an; weil er aber höchſt gefürchtet iſt, und alle dem Zuſammentreffen mit ihm auszuweichen ſuchen, ſo iſt er oft genöthigt, ſich zu verbergen und ihnen beim Vorübergehen aufzupaſſen; er legt ſich auf den Bauch an einem dichten Platze, von wo er mit ſolcher Kraft ſich hinausſchwingt, daß er ſie oft mit dem erſten Sprung erfaßt. In den Wüſten und Wäldern ſind ſeine gewöhnlichſte Nahrung Gazellen und Affen, obwohl er dieſe nur fängt, wann ſie am Boden ſind; denn er klettert nicht, wie der Tiger und Puma, auf die Bäume. Er friſt viel auf einmal und füllt ſich auf zwei bis drei Tage an; er hat ſo ſtarke Zähne, daß er die Knochen leicht zermalmt und ſammt dem Fleiſche verſchlingt. Man behauptet, er könne lange Hunger leiden. Da ſeine Natur übermäßig feurig iſt, ſo erträgt er den Durſt nicht ſo geduldig, und trinkt, ſo oft er Waſſer finden kann; er nimmt das Waſſer ſchlappend zu ſich, wie ein Hund; während aber die Zunge des Hundes ſich nach oben krümmt um zu ſchlappen, krümmt ſich die des Löwen nach unten, wodurch er lange Zeit zum Trinken braucht, und viel Waſſer verliert. Er braucht jeden Tag ungefähr 15 Pfund rohes Fleiſch; das Fleiſch der lebenden Thiere, beſonders derer, die er eben erwürgt hat, zieht er vor; nicht gern fällt er über faule Leichen her, und lieber jagt er nach neuer Beute, als daß er zurückkehre, um die Ueberbleibſel der erſten zu ſuchen; obgleich er ſich aber gewöhnlich von friſchem Fleiſche ernährt, iſt ſein Athem ſehr ſtark und hat ſein Harn einen unerträglichen Geruch.

Des Löwen Gebrüll iſt ſo ſtark, daß es, wenn es ſich des Nachts in den Wüſten im Wiederhall hören läßt, dem Getöſe des Donners gleicht. Dieſes Gebrüll iſt ſeine gewöhnliche Stimme; denn im Zorn hat er ein anderes kurzes und plötzlich wiederholtes Geſchrei, wogegen das Gebrüll ein in die Länge gezogenes Gebrüll eine Art Brummen iſt, in tiefem Tone, gemiſcht mit einem ſchärfern Gedröhn. Er brüllt 5 bis 6 Mal des Tages und, wenn es regnen will, öfter. Das Geſchrei, das er im Zorn ausſtößt, iſt noch ſchrecklicher als das Gebrüll; alsdann ſchlägt er ſich mit dem Schweife die Seiten, ſchlägt damit auf die Erde, ſchüttelt die Mähne, verzieht die Geſichtshaut, bewegt die großen Augenbraunen, zeigt ſeine

dräuenden Zähne, und ſtreckt ſeine Zunge hervor, die mit ſo harten Spitzen beſetzt iſt, daß ſie allein hinreicht, um die Haut abzuziehen und das Fleiſch aufzureißen, ohne Zuthun der Zähne oder der Nägel, die nach den Zähnen ſeine furchtbarſten Waffen ſind. Weit ſtärker iſt er in dem Kopf, den Kinnladen und den Vorderbeinen als in den Hintertheilen des Körpers. Des Nachts ſitzt er wie die Katzen; er ſchläft nicht lange und erwacht leicht; mit Unrecht aber behauptet man, er ſchliefe mit offenen Augen.

Der gewöhnliche Gang des Löwen iſt ſtolz, geſetzt und langſam, obwohl immer ſchief; ſein Lauf geſchieht nicht in gleichen Bewegungen, ſondern in Sprüngen und Sätzen; und ſeine Bewegungen ſind ſo haſtig, daß er ſich nicht ſogleich einhalten kann, und faſt immer über ſein Ziel hinaus geräth. Springt er auf ſeine Beute los, ſo macht er einen Satz von 12 bis 15 Fuß, fällt darauf, packt ſie mit den Vorderklauen, zerreißt ſie mit den Krallen und verzehrt ſie darauf mit den Zähnen. So lange er jung iſt und Leichtigkeit beſitzt, lebt er vom Ertrage ſeiner Jagd und verläßt ſelten ſeine Wüſten und Forſten, wo er genug wilde Thiere findet, um gemächlich zu beſtehen; wird er jedoch alt, ſchwerfällig und minder zur Ausübung der Jagd geſchickt, ſo nähert er ſich den beſuchten Oertern und wird für die Menſchen und die Hausthiere gefährlicher. Nur hat man bemerkt, daß, wenn er Menſchen und Thiere zugleich ſieht, er ſich immer über die Thiere herwirft, nie über die Menſchen, wofern ſie ihn nicht ſchlagen; denn alsdann erkennt er zum Erſtaunen den, der ihn beleidigt hat, und er verläßt ſeine Beute, um ſich zu rächen. Man behauptet, daß er das Fleiſch des Kameels dem aller andern Thiere vorziehe; auch liebt er das der jungen Elephanten ſehr; ſie können ihm nicht widerſtehen, wenn ihre Hauer noch nicht hervorgekommen, und er gelangt leicht mit ihnen zum Zweck, wofern die Mutter ihnen nicht zu Hülfe kommt. Der Elephant, das Nashorn, der Tiger und das Nilpferd ſind die einzigen Thiere, die dem Löwen widerſtehen können.

So furchtbar dieſes Thier iſt, jagt man es doch mit großgewachſenen und von Menſchen zu Pferd gut unterſtützten Hunden; man treibt ihn auf; man macht, daß er ſich zurückzieht; allein die Hunde und ſelbſt die Pferde müſſen zuvor eingeübt werden; denn faſt alle Thiere ſchaudern und fliehen beim bloßen Geruch des Löwen. Seine Haut iſt zwar von feſtem und dichtem Gewirk, widerſteht aber keiner Kugel, noch ſelbſt dem Wurfſpieße: oft fängt man ihn durch Liſt, wie wir die Füchſe fangen, indem man macht, daß ſie in eine tiefe Grube fallen, die man mit leichten Stoffen, auf denen man ein Thier anbindet, bedeckt. Der Löwe wird ſanft, ſobald er gefangen wird, und wenn man die erſten Augenblicke ſeiner Ueberraſchung oder Scham benutzt, ſo kann man ihn feſtbinden, mit einem Maulkorbe verſehen und führen, wohin man will.

Das Fleiſch des Löwen hat einen unangenehmen und ſtarken Geſchmack; die Neger indeß und die Inder finden es nicht übel und eſſen es häufig; die Haut, die ſonſt den Leibrock der Heroen ausmachte, dient jenen Völkern zum Mantel und Bett; ſie heben auch ſein Fett auf, das eine ſehr durchdringende Eigenſchaft hat und ſelbſt in unſerer Arznei von einigem Gebrauche iſt.

Die Tiger.

Da der Name Tiger eine Gattungsname iſt, den man mehreren Thieren verſchiedener Art gegeben, ſo muß man vor Allem dieſe voneinander unterſcheiden. Die Leoparden und Panther, die man oft miteinander verwechſelt hat, ſind beide von den meiſten Reiſenden Tiger genannt worden; die Unze oder Onça, eine kleine Pantherart, die ſich leicht zähmen läßt, und deren ſich die Morgenländer zur Jagd bedienen, iſt für den Panther genommen und wie er mit dem Namen Tiger bezeichnet worden. Der Luchs, der Lieferer des Löwen, den die Türken Karakulah und die Perſer Siyahgush nennen, haben auch mitunter den Namen Panther oder Unze empfangen. Dieſe Thiere ſind alle in Afrika und in den ſämmtlichen Theilen Südaſiens gemein; der echte Tiger aber, der einzige, der dieſen Namen tragen ſollte, iſt ein ſeltenes, den Alten wenig bekanntes und von den Neuern ſchlecht beſchriebenes Thier. Ariſtoteles, in der Naturgeſchichte der Wegweiſer der einen wie der andern, erwähnt ſeiner nicht. Plinius ſagt blos, der Tiger ſei ein Thier von ſchrecklicher Schnelle tremendae velocitatis animal, und er gibt zu verſtehen, daß er zu ſeiner Zeit viel ſeltener als der Panther war, da Auguſt zuerſt den Römern zur Einweihung von Marcells Theater einen Tiger zeigte, während ſeit Skaurus Zeit dieſer Aedil 150 Panther geſchickt hatte, und nachmal Pompejus ihrer 410 und Auguſt 420 zum Behuf der römiſchen Schauſpiele kommen ließ; allein Plinius gibt keine Beſchreibung noch führt er auch nur irgend eins der Merkmale des Tigers an. Oppian und Solin, die nach Plinius geſchrieben, ſcheinen zuerſt geſagt zu haben, der Tiger ſei durch lange Streifen und der Panther durch runde Flecken ausgezeichnet; dieſes iſt in der That eins der Merkmale, welche den echten Tiger nicht allein vom Panther, ſondern von mehreren andern Thieren, die man ſeitdem Tiger genannt hat, unterſcheiden. Strabo führt in Betreff des echten Tigers Magaſthenes an und ſagt nach ihm, es gebe in Indien Tiger, die noch einmal ſo groß wie die Löwen ſeien. Der Tiger iſt alſo ein grimmiges Thier, von ſchrecklicher Schnelle, deſſen Körper mit langen Streifen geſchmückt iſt, und deſſen Leibesgröße die des Löwen übertrifft. Dieſes die einzigen Angaben, welche die Alten uns

über ein ſo merkwürdiges Thier mitgetheilt. Die Neuern, wie Gesner und die andern Naturforſcher, die vom Tiger geſprochen, haben zu dem Wenigen, was die Alten darüber geſagt, faſt nichts hinzugefügt.

In unſerer Sprache hat man Tigerfelle oder getigerte Felle alle Felle mit kurzem Haar genannt, die mit runden und getrennten Flecken geſchmückt ſind; von dieſer falſchen Benennung ausgehend, haben die Reiſenden ihrerſeits alle Raubthiere, deren Haut getigert d. h. mit getrennten Flecken bezeichnet war, Tiger genannt. Die HH. Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften ſind dieſem Strom gefolgt und haben die Thiere mit getigerter Haut, die ſie zerlegt haben, Tiger genannt, obwohl ſie vom echten Tiger ſehr verſchieden ſind.

Die allgemeinſte Urſache der Zweideutigkeiten und Ungewißheiten, die ſich in der Naturgeſchichte ſo ſehr vermehrt haben, iſt, wie ich im vorigen Aufſatze angedeutet, die Nothwendigkeit, worin man ſich befindet, den unbekannten Ereigniſſen der neuen Welt Namen zu geben. Obſchon meiſten Theils nach Art und Natur von denen des alten Feſtlandes ſehr verſchieden, haben die Thiere dieſelben Namen empfangen, ſobald man an ihnen einige Uebereinſtimmung oder Aehnlichkeit mit den letzten fand. Anfangs hatte man ſich in Europa geirrt, indem man alle aſiatiſchen und afrikaniſchen Thiere mit getigerter Haut Tiger nannte; nach Amerika verpflanzt, hat dieſer Irrthum ſich erweitert; denn als man in dieſem neuen Lande Thiere fand, deren Haut mit runden und getrennten Flecken gezeichnet war, gab man ihnen den Namen Tiger, obwohl ſie weder von der Art des echten Tigers, noch ſelbſt von der Art irgend eines der aſiatiſchen oder afrikaniſchen Thiere mit getigerter Haut waren, denen man ſchon mit Unrecht dieſen nämlichen Namen gegeben hatte; und da dieſe Thiere mit getigerter Haut, die ſich in Amerika gefunden, ziemlich zahlreich ſind, und man gleichwohl ihnen allen den gemeinſamen Namen Tiger gegeben, obſchon ſie vom Tiger ſehr verſchieden und untereinander verſchieden waren, ſo findet es ſich nun, daß es ſtatt einer einzigen Art, welche dieſen Namen tragen ſollte, ihrer 9 bis 10 gibt, und daß folglich die Naturgeſchichte dieſer Thiere ſehr verwickelt, ſehr ſchwer zu ſchreiben iſt, weil die Namen die Dinge verwirrt haben und man oft, indem man dieſe Thiere erwähnte, von den einen ſagte, was von den andern geſagt werden müßte.

Um der Verwirrung vorzubeugen, die aus der verkehrten Anwendung dieſer Benennungen auf die meiſten Thiere der neuen Welt und in Sonderheit auf die fälſchlich ſogenannten Tiger entſpringt, habe ich gedacht, das ſicherſte Mittel ſei, eine vergleichende Aufzählung der

vierfüßigen Thiere zu machen, worin ich 1) diejenigen unterſcheide, die dem alten Feſtlande d. h. Europa, Aſien und Afrika eigens und beſonders angehören und ſich in Amerika zur Zeit ſeiner Entdeckung nicht gefunden haben; 2) diejenigen, die dem neuen Feſtlande eigens und beſonders angehören und in dem alten nicht bekannt waren; 3) diejenigen, die, ſich gleicher Weiſe in den beiden Feſtländern findend, ohne von Menſchen verpflanzt worden zu ſein, als beiden gemeinſam müſſen betrachtet werden. Zu dieſem Zwecke mußte ich ausleſen und ſammeln, was ſich bei den Reiſenden und erſten Geſchichtſchreibern der neuen Welt in Betreff der Thiere zerſtreut vorfindet; den kurzen Inbegriff dieſer Forſchungen haben wir am Schluſſe der vorigen Abtheilung mit einigem Vertrauen gegeben, weil wir ſie zum Verſtändniſſe der geſammten Naturgeſchichte und insbeſondere der Naturgeſchichte der Thiere nützlich erachtet haben.

Der Tiger.

In der Klaſſe der fleiſchfreſſenden Thiere iſt der Löwe das erſte, der Tiger das zweite, und wie der erſte, ſelbſt in einem böſen Geſchlechte, immer der größte und oft der beßte iſt, iſt der zweite gewöhnlich der ſchlechteſte von allen. Mit dem Stolze, dem Muth und der Kraft verpaart der Löwe den Adel, die Milde und Großmuth, während der Tiger gemein grimmig, ohne Gerechtigkeit, d. h. ohne Noth grauſam iſt. Eben ſo verhält es ſich in jeder Ordnung der Dinge, worin der Rang nach der Stärke verliehen wird: der erſte, der Alles vermag, iſt minder zwingherriſch als der andere, der die volle Gewalt nicht genießen kann und ſich dafür rächt durch Mißbrauch der Macht, die er ſich anzumaßen vermocht hat. Auch iſt der Tiger mehr zu fürchten, als der Löwe. Dieſer vergißt oft, daß er der König d. h. der ſtärkſte von allen Thieren iſt: mit ruhigen Schritten dahin wandernd, greift er nie den Menſchen an, wofern er nicht herausgefordert wird; er beſchleunigt ſeine Schritte, er läuft, er jagt nur, wann der Hunger ihn drängt. Der Tiger dagegen ſcheint, wenn auch mit Fleiſch geſättigt, ſtets nach Blut zu durſten; ſeine Wuth hat keine andern Unterbrechungen, als die der Zeit, die er nöthig hat, um Hinterhalte zu legen; er ergreift und zerreißt eine neue Beute mit derſelben Wuth, die er ſo eben, als er die erſte verzehrte, ausgeübt und nicht geſtillt hat; er verödet das Land, das er bewohnt; er fürchtet weder den Anblick noch die Waffen des Menſchen; er erwürgt, verheert die Heerden zahmer Thiere, mordet alle wilden, greift die kleinen Elephanten, die jungen Nashörner an und wagt zuweilen ſelbſt dem Löwen zu trotzen.

Die Körpergeſtalt ſtimmt gewöhnlich mit der Gemüthsanlage überein. Der Löwe hat ein edles Anſehen: die Höhe ſeiner Beine ſteht im Verhältniſſe zur Länge ſeines Körpers; die dichte und ſtarke Mähne, die ſeine Schultern bedeckt und ſein Geſicht beſchattet, ſein feſter Blick, ſein ernſter Gang, alles ſcheint ſeine ſtolze und erhabene Unerſchrockenheit anzukündigen. Der Tiger, zu lang von Körper, zu niedrig auf den Beinen, mit nacktem Kopfe, großen Augen, blutfarbiger, immer aus dem Rachen heraushangender Zunge, hat nur die Merkmale niedriger Bosheit und unerſättlicher Grauſamkeit; er hat zu ſeinem ganzen Naturtriebe nur eine beſtändige Wuth, eine blinde Raſerei, die nichts unterſcheidet; die ihn oft dahin bringt, ſeine eigenen Kinder zu verzehren und ihre Mutter zu zerfleiſchen, wenn ſie dieſelben vertheidigen will. Hätte er doch im äußerſten Grade dieſen Durſt nach ſeinem Blute; könnte er ihn nur löſchen, indem er bei ihrer Geburt das ganze Geſchlecht der Ungeheuer ausrottete, die er erzeugt!

Zum Glück für die übrige Natur iſt ſeine Art nicht zahlreich und ſcheint auf die heißeſten Erdſtriche Oſtindiens beſchränkt. Sie findet ſich in Malabar, Siam, Bengalen, in denſelben Gegenden, die der Elephant und das Nashorn bewohnen; man behauptet ſelbſt, daß oft der Tiger dieſes letztere begleite und ihm folge, um ſeinen Koth zu freſſen, der ihm zur Reinigung oder Erfriſchung diene; mit ihm beſucht er die Ufer der Flüſſe und Seen; denn da das Blut ihn nur durſtig macht, ſo hat er oft Waſſer nöthig, um die Hitze, die ihn verzehrt, zu mäßigen, und außerdem erwartet er an den Gewäſſern die Thiere, die dort ſich zeigen, und welche die Hitze des Himmels nöthigt, mehreremals des Tages hinzukommen; dort ſucht er ſeine Beute aus oder häuft er vielmehr ſeine Blutbäder; denn oft verläßt er die Thiere, die er ſo eben getödtet, um andere zu würgen; es ſieht aus, als ſuche er ihr Blut zu koſten, er ſchmeckt es, berauſcht ſich darin, und wenn er ihren Körper aufreißt und zerfleiſcht, geſchieht es, um ſeinen Kopf hineinzuſtecken und in langen Zügen das Blut zu ſchlürfen, deſſen Quelle er eben geöffnet hat und faſt immer vertrocknet, ehe ſein Durſt ſich ſtillt.

Hat er indeſſen einige große Thiere, wie ein Pferd, einen Büffel, getödtet, ſo weidet er ſie, wenn er dabei beunruhigt zu werden fürchtet, nicht an Ort und Stelle aus; um ſie nach Bequemlichkeit zu zerſtücken, bringt er ſie in die Waldung, wobei er ſie mit ſo viel Leichtigkeit trägt, daß durch die ungeheure Maſſe, die er fortſchleppt, die Schnelligkeit ſeines Laufes kaum vermindert erſcheint. Dieſes allein würde genügen, um über ſeine Stärke urtheilen zu können; verweilen wir aber, um eine genauere Vorſtellung davon zu geben, einen Augenblick bei den Maßen

und Verhältniſſen des Körpers dieſes ſchrecklichen Thieres. Einige Reiſenden haben es hinſichtlich der Größe mit einem Pferde, andere es mit einem Büffel verglichen; andere blos geſagt, es ſei viel größer als der Löwe. Wir können aber jüngere Zeugniſſe beibringen, die ein vollkommenes Zutrauen verdienen. H. de La Lande=Magon hat uns verſichern laſſen, daß er in Oſtindien einen Tiger von 15 Fuß geſehen, ohne Zweifel die Länge des Schwanzes mit einbegriffen: nehmen wir deſſen Länge zu 4 bis 5 Fuß an, ſo hatte dieſer Tiger eine Länge von wenigſtens 10 Fuß. Zwar hat der, deſſen Haut wir im Kabinet des Königs beſitzen, nur ungefähr 7 Fuß Länge, von dem Ende der Schnauze bis zum Urſprunge des Schwanzes; allein er war ganz jung gefangen, weggeführt und ſeitdem in der Menagerie ſtets in einem engen Behälter eingeſchloſſen gehalten worden, wo der Mangel an Bewegung und Raum, die Langweile des Gefängniſſes, die wenig zuſagende Nahrung ſein Leben abgekürzt und die Entwickelung des Körpers aufgehalten oder ſein Wachsthum ſelbſt vermindert haben. In der Naturgeſchichte des Hirſches haben wir geſehen, daß dieſe Thiere, ganz jung gefangen und in nicht hinreichend geräumige Thiergärten eingeſchloſſen, nicht allein ihre völlige Größe nicht erreichen, ſondern ſelbſt ſich mißſtalten und mit der engliſchen Krankheit behaftet und dachsartig mit krummen Beinen werden. Wir wiſſen außerdem durch die Zergliederungen, die wir an jeder Art in Menagerien ernährter und groß gezogener Thiere vorgenommen, daß ſie nie zu ihrer völligen Größe gelangen, daß ihr Leib und ihre Glieder, die ſich nicht üben können, unter den natürlichen Maßen zurück bleiben; daß die Theile, deren Gebrauch ihnen durchaus unterſagt iſt, wie die Zeugungstheile, bei all dieſen gefangenen und unbeweibten Thieren ſo klein und ſo wenig entwickelt ſind, daß man Mühe hat, ſie zu finden, und ſie uns oft gänzlich verwiſcht ſchienen. Die bloße Verſchiedenheit des Himmelsſtriches könnte auch dieſelben Wirkungen, wie der Mangel an Bewegung und die Gefangenſchaft, hervorbringen. Kein Thier der heißen Länder kann in den kalten Erdſtrichen zeugen, wäre es auch daſelbſt frei und recht reichlich ernährt; und da die Wiedererzeugung nur eine natürliche Folge der vollen Ernährung iſt, ſo findet offenbar, da die erſte nicht vor ſich gehen kann, die zweite nicht vollkommen Statt, und reicht bei dieſen Thieren die Kälte allein hin, um die Kraft der innern Form zu beſchränken und die thätigen Fähigkeiten der Entwickelung zu vermindern, da ſie die der Wiedererzeugung zerſtört.

Es iſt alſo nicht zum Verwundern, daß dieſer Tiger, deſſen Gerippe und Haut uns aus der Menagerie des Königs zugekommen ſind, ſeine gehörige Größe nicht erreicht hat; indeſſen gibt auch der bloße Anblick

dieſer aufgeſtopften Haut die Vorſtellung eines furchtbaren Thieres, und die Unterſuchung des Gerippes erlaubt nicht, daran zu zweifeln. An den Beinknochen ſieht man Runzeln, die noch ſtärkere Muskelanfügungen verrathen, als der Löwe hat: dieſe Knochen ſind eben ſo feſt, aber kürzer, und, wie geſagt, die Höhe der Beine ſteht beim Tiger mit der bedeutenden Länge des Rumpfes nicht im Verhältniſſe. Alſo darf man jene ſchreckliche Schnelle, wovon Plinius ſpricht und welche ſchon der Name des Tigers anzudeuten ſcheint, nicht von den gewöhnlichen Bewegungen des Ganges verſtehen, noch ſelbſt von der Geſchwindigkeit der Schritte in einem anhaltenden Lauf; offenbar kann er mit den kurzen Beinen, die er hat, ſo ſchnell weder gehen noch laufen wie die Thiere, welche verhältnißmäßig längere Beine haben; ſondern jene ſchreckliche Schnelle paßt ſehr gut auf die erſtaunlichen Sätze, die er ohne Anſtrengung machen muß? denn ſetzt man bei ihm, unter übrigens gleichem Verhältniſſe, eben ſo viele Stärke und Geſchmeidigkeit voraus, wie bei der Katze, die ihm der Körperbildung nach ſehr gleicht, und die in einem Augenblick einen Sprung von mehreren Fuß Ausdehnung macht, ſo wird man erkennen, daß der Tiger, deſſen Körper zehnmal länger iſt, in einem faſt eben ſo kurzen Augenblick einen Satz von mehreren Toiſen machen kann. Nicht alſo die Geſchwindigkeit ſeines Laufes, ſondern die Schnelle ſeines Sprunges hat Plinius bezeichnen wollen, und ſie macht in der That dieſes Thier ſchrecklich, weil es unmöglich iſt, ihrer Wirkung auszuweichen.

Der Tiger iſt vielleicht das einzige aller Thiere, deſſen Gemüthsart man nicht beugen kann: weder Stärke, noch Zwang, noch Gewalt können ihn bändigen. Gute wie ſchlechte Behandlung reizt ihn; die ſanfte Gewohnheit, die Alles vermag, vermag nichts über dieſe eiſerne Natur; die Zeit, weit entfernt, ihn durch Milderung ſeiner wilden Säfte zu ſänftigen, erbittert nur die Galle ſeiner Wuth; er zerreißt die Hand, die ihn ernährt, wie jene, die ihn ſchlägt; er brüllt beim Anblick jedes lebenden Weſens; jeder Gegenſtand erſcheint ihm als eine Beute, die er im voraus mit ſeinen gierigen Blicken verſchlingt, die er durch ſcheusliches, mit Zähnengefletſch vermiſchtes Gedröhn bedroht, und gegen die er zuweilen ungeachtet der Ketten und Gitter losſpringt, die ſeine Wuth brechen, ohne ſie beſänftigen zu können.

Um eine vollſtändige Vorſtellung von der Stärke dieſes grauſamen Thieres zu geben, glauben wir hier anführen zu müſſen, was ein Augenzeuge, der P. Tachard, von dem Kampf eines Tigers mit Elephanten erzählt. „Man hat, ſagt dieſer Schriftſteller, ein hohes Pfahlwerk von Bambus, von ungefähr 100 Schritt ins Gevierte, aufgerichtet; in die Mitte der Umzäunung waren drei Elephanten getreten, beſtimmt, gegen den Tiger

zu kämpfen; eine Art von großen Bruſtharniſch in Maskenform, bedeckte ihnen den Kopf und einen Theil des Rüſſels. Sobald wir an Ort und Stelle angekommen waren, ließ man aus einem in einer Vertiefung befindlichen Behälter einen Tiger heraus, deſſen Geſtalt und Farbe den Franzoſen, welche dieſem Kampfe beiwohnten, neu erſchienen; denn, außer daß er weit größer, weit dicker, und von einem nicht ſo ſchmächtigen Leibwuchſe war wie jene, die wir in Frankreich geſehen hatten, war ſeine Haut nicht eben ſo geſprenkelt, ſondern ſtatt all jener ohne Ordnung gleichſam hingeſäeter Flecken hatte er lange und breite kreisförmige Streifen, dieſe Streifen gingen vom Rücken aus, und vereinten ſich unter dem Bauche, und, den Schweif entlang ſich fortſetzend, bildeten ſie an demſelben abwechſelnde weiße und ſchwarze Ringe, die ihn ganz bedeckten. Der Kopf hatte nichts Ungewöhnliches; eben ſo wenig die Beine, außer, daß ſie größer und dicker als die der gemeinen Tiger waren, und doch war dieſes nur ein junger Tiger, der noch zu wachſen hatte; denn H. Conſtançe hat uns geſagt, es gebe im Königreich dreimal ſo große als dieſer, und er habe eines Tages, als er mit dem Könige auf der Jagd war, einen geſehen, der ſo groß wie ein Mauleſel war. Auch gibt es kleine im Lande, denen ähnlich, die man aus Afrika nach Europa bringt, und man zeigte uns einen an demſelben Tage zu Luvo.“

„Anfangs ließ man den Tiger, der kämpfen ſollte, nicht los, ſondern hielt ihn an zwei Seilen feſtgebunden, ſo daß, da er nicht frei vorſchießen konnte, der erſte Elephant, der ſich ihm näherte, ihm drei Hiebe mit ſeinem Rüſſel auf den Rücken gab; dieſer Schlag war ſo derb, daß der Tiger dadurch umgeworfen wurde und einige Zeit bewegungslos, als ob er todt wäre, ausgeſtreckt auf der Stelle liegen blieb. Sobald man ihn aber losgebunden hatte, ſo ſtieß er, obwohl dieſer erſte Angriff ſeine Wuth ſehr niedergeſchlagen hatte, ein fürchterliches Geſchrei aus, und wollte auf den Rüſſel des Elephanten, der herankam um ihn zu ſchlagen, losfahren. Aber geſchickt bog der Elephant den Rüſſel zurück und deckte ihn mit ſeinen Hauern, die er zugleich zeigte, und mit denen er den Tiger ſo gut traf, daß er ihn einen tüchtigen Luftſprung machen ließ. Dieſes Thier wurde davon ſo betäubt, daß es ihm nicht mehr zu nahen wagte. Mehrere Mal ging es an dem Pfahlwerk herum, gegen die Perſonen losſchießend, die ſich an den Gallerien zeigten. Hierauf trieb man drei Elephanten gegen ihn, die ihm nacheinander ſo derbe Stöße verſetzten, daß er noch einmal wie todt da lag, und nur darauf dachte, dem Zuſammentreffen mit ihnen auszuweichen; ſie hätten ihn ohne Zweifel getödtet, wenn man dem Kampfe kein Ende gemacht hätte.“ Es iſt ſchon nach der Beſchreibung des P. Tachard klar, daß dieſer Tiger, den er mit Elephanten kämpfen ſehen, der

echte Tiger iſt; daß er den Franzoſen als ein neues Thier erſchien, weil ſie wahrſcheinlich in Frankreich in den Menagerien nur afrikaniſche Panther oder Leoparden oder gar amerikaniſche Jaguare geſehen hatten; und die kleinen Tiger, die er zu Luvo ſah, waren ebenfalls nur Panther. Man fühlt auch aus dieſer ſchlichten Erzählung, welches die Stärke und die Wuth dieſes Thieres ſein muß, da dieſes, obwohl noch jung und noch nicht zu ſeinem völligen Wachsthum gelangt, obwohl in Gefangenſchaft verſetzt, obwohl durch Bande zurückgehalten, obwohl allein gegen drei, für die Rieſengeſtalten, gegen die es kämpfte, noch immer ſo furchtbar war, daß man ſich genöthigt ſah, ſie mit einem Harniſch an allen Theilen ihres Körpers zu bedecken, welche die Natur nicht, wie alle andern, mit einer undurchdringlichen Hülle gepanzert hatte.

Der Tiger, von dem der P. Goui eine von den Jeſuiten PP. zu China verfaßte, zergliederungskundige Beſchreibung der Akademie der Wiſſenſchaften mitgetheilt hat, ſcheint zu der Art des echten Tigers zu gehören; eben ſo jener, den die Portugieſen Königstiger genannt haben, deſſen H. Perrault in ſeinen Denkſchriften über die Thiere erwähnt, und deſſen Beſchreibung, wie er ſagt, zu Siam verfaßt worden. Dellon ſagt in ſeinen Reiſen ausdrücklich, Malabar ſei das indiſche Land, wo es die meiſten Tiger gebe; es gebe mehrere Arten; der größte von allen aber, der, welchen die Portugieſen Königstiger nennen, ſei äußerſt ſelten; er ſei ſo groß wie ein Pferd u. ſ. w.

Der Königstiger ſcheint mir alſo keine beſondere und von der des echten Tigers verſchiedene Art auszumachen; er findet ſich nur in Oſtindien, und nicht in Braſilien, wie einige unſerer Naturforſcher geſchrieben haben. Ich bin ſogar geneigt, zu glauben, daß der echte Tiger ſich nur in Aſien und in den ſüdlichen Theilen Afrikas im Innern der Länder findet; denn die meiſten Reiſenden, welche die Küſten Afrikas beſucht haben, reden zwar von den Tigern und ſagen ſelbſt, daß ſie dort ſehr gemein ſeien, gleichwohl läßt ſich aus den Bemerkungen ſelbſt, die ſie über dieſe Thiere mittheilen, leicht ſehen, daß es nicht echte Tiger, ſondern Leoparden, Panther oder Unzen u. ſ. w. ſind. Der Doctor Shaw ſagt ausdrücklich, daß im Königreiche Tunis und Algier der Löwe und der Panther unter den wilden Thieren den erſten Rang einnehmen, daß aber der Tiger ſich in dieſem Theile der Berberei nicht findet. Das erſcheint wahr; denn indiſche Geſandte und nicht afrikaniſche boten Auguſt zur Zeit, als er auf Sames war, den erſten Tiger an, den die Römer geſehen haben; und ebenfalls ließ aus Indien Heliogabel diejenigen kommen, die er vor ſeinen Wagen ſpannen wollte, um den Gott Bachus darzuſtellen.

Die Art des Tigers iſt alſo immer ſeltener und bei weitem nicht ſo

verbreitet in Europa geweſen wie die des Löwen; indeſſen bringt die Tigerin wie die Löwin vier bis fünf Junge. Zu jeder Zeit iſt ſie grimmig, wenn man ihr aber die Jungen raubt, ſo ſteigt ihre Wuth aufs Aeußerſte; ſie trotzt allen Gefahren; ſie verfolgt die Räuber, die gedrängt von ihr, gezwungen ſind, ihr eins ihrer Jungen freizugeben; ſie bleibt ſtehen, ergreift es, bringt es weg, um es in Sicherheit zu ſtellen, kommt einige Augenblicke hernach zurück und verfolgt ſie bis an die Stadtthore oder an ihre Schiffe; und hat ſie alle Hoffnung verloren, ihren Verluſt wiederzuwinnen, ſo drückt raſendes Jammergeſchrei und ſcheusliches Geheul ihren blutigen Schmerz aus und macht jene noch beben, die es von weitem hören.

Der Tiger bewegt die Haut ſeines Geſichts, kniſcht mit den Zähnen, dröhnt, brüllt wie der Löwe; ſein Gebrüll aber iſt verſchieden; einige Reiſenden haben es mit dem Geſchrei gewiſſer großer Vögel verglichen. Tigrides indomitae rancant, ruginetque leones (der Verfaſſer der Philomela). Dieſes Wort rancant hat kein gleichbedeutendes in unſerer Sprache, könnten wir ihm nicht eins geben und ſagen: „Die Tiger heiſern und die Löwen brüllen?“ Denn der Ton der Stimme des Tigers iſt in der That ſehr heiſer.

Das Fell dieſer Thiere iſt ziemlich geſchätzt, beſonders in China; die Kriegsmandarine bedecken bei den öffentlichen Zügen ihre Stühle damit, auch machen ſie für den Winter Pfühldecken daraus. In Europa ſind dieſe Häute zwar ſelten, aber nicht theurer; weit höher ſchätzt man die Haut des Leoparden von Guinea und vom Senegal, die unſere Kürſchner Tiger nennen. Uebrigens iſt das der einzige kleine Nutzen, den man von dieſem höchſt ſchädlichen Thiere ziehen kann, von dem man behauptet hat, ſein Schweiß und ſein Barthaar ſei ein ſicheres Gift für Menſchen und Thiere; doch es ſtiftet im Leben genug wirkliches Unheil, ohne daß man noch eingebildete Eigenſchaften und Gifte in ſeiner Leiche ſucht, zumal die Inder ſein Fleiſch eſſen und es weder ungeſund noch übel finden und, wenn ſein Barthaar, als Pillen genommen, tödtet, dieſes daher kommt, weil es hart und ſteif iſt und eine ſolche Pille in dem Magen dieſelbe Wirkung wie ein Päckchen kleiner Nadeln hervorbringt.

Der Panther, die Unze und der Leopard.

Um verſtändlicher zu ſein, um die falſche Anwendung der Namen zu vermeiden, die Zweideutigkeiten aufzuheben und den Zweifeln zuvorzukommen, will ich ſogleich bemerken, daß ſich neben den Tigern, deren Naturgeſchichte wir eben geliefert, im alten Feſtlande, d. h. in Aſien und Afrika, noch drei andere Thierarten dieſer Gattung finden, alle drei vom Tiger und

alle drei unter ſich verſchieden. Dieſe drei Arten ſind der Panther, die Unze und der Leopard, die von den Naturforſchern nicht allein die eine für die andere genommen, ſondern ſelbſt mit den Arten derſelben Gattung, die ſich in Amerika gefunden haben, verwechſelt worden ſind. Für den gegenwärtigen Augenblick laſſe ich dieſe Arten, die man in der neuen Welt ohne Unterſchied Tiger, Panther, Leoparden genannt hat, bei Seite, um nur von dem alten Feſtlande zu ſprechen und um die Dinge nicht zu verwechſeln und die darauf bezüglichen Gegenſtände deutlicher auseinander zu ſetzen.

Die erſte und im alten Feſtlande ſich vorfindende Art dieſer Gattung iſt der große Panther, den wir einfach den Panther nennen werden; er war den Griechen unter dem Namen Pardalis, den alten Lateinern unter dem Namen Panthera, ſpäter Pardus und den neuen Lateinern unter dem Namen Leopardus bekannt. Der Körper dieſes Thieres hat nach völlig erreichtem Wachsthum eine Länge von 5 bis 6 Fuß, gemeſſen von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes, der mehr als 2 Fuß lang iſt; die Grundfarbe ſeiner Haut iſt falb, auf dem Rücken und den Seiten des Rumpfes mehr oder minder dunkel und auf dem Bauche weißlich; ſchwarze Flecken in Form von großen Ringen oder Roſen ſchmücken ſie; dieſe Ringe ſind auf den Seiten des Körpers voneinander gut getrennt, in ihrer Mitte nicht gefüllt, und die meiſten haben im Mittelpunkte einen oder mehrere Flecken von derſelben Farbe wie der Umring; dieſe nämlichen Ringe, von denen die einen eirund, die andern kreisförmig ſind, haben oft mehr als 3 Zoll im Durchmeſſer; gefüllte Flecken befinden ſich nur auf dem Kopfe, der Bruſt, dem Bauche und den Beinen.

Die zweite Art iſt Oppians kleiner Panther, dem die Alten keinen beſondern Namen gegeben, den aber die neuern Reiſenden von dem verdorbenen Namen Lynx oder Lünx Unze genannt haben. Wir wollen für dieſes Thier den Namen Unze beibehalten, der uns gut angebracht ſcheint; weil es in der That einige Aehnlichkeit mit dem Lynx oder Luchs hat; es iſt weit kleiner als der Panther, da ſein Körper nur eine Länge von ungefähr viertehalb Fuß hat, was beinahe die Leibesgröße des Luchſes iſt; ſein Haar iſt länger als das des Panthers, ſein Schwanz weit länger und zwar 3 Fuß lang und zuweilen drüber, obſchon der Körper der Unze im Ganzen wenigſtens um ein Drittel kleiner als der des Panthers iſt, deſſen Schwanz kaum zwei bis höchſtens drittehalb Fuß hat. Der Farbengrund iſt auf dem Rücken und den Seiten des Körpers weißlich grau und unter dem Bauche noch ſtärker weißgrau, während der Rücken und die Seiten des Panthers immer mehr oder minder dunkel falb ſind; die Flecken ſind bei beiden faſt von derſelben Form und derſelben Größe.

Die dritte Art, deren die Alten gar nicht erwähnen, iſt ein Thier vom Senegal, von Guinea und den andern Südländern, welche die Alten nicht entdeckt hatten; wir wollen es Leopard nennen, welchen Namen man mit Unrecht dem großen Panther beigelegt hat, und mit dem wir, wie es mehrere Reiſenden gethan, dieſes fragliche Thier vom Senegal bezeichnen wollen. Er iſt etwas größer als die Unze, aber lange nicht ſo groß wie der Panther, da er kaum mehr als 4 Fuß Länge hat; der Schwanz hat zwei bis drittehalb Fuß; der Farbengrund auf dem Rücken und den Seiten iſt mehr oder minder dunkelfalb, der Unterleib weißlich, die Flecken ring= oder roſenförmig; dieſe Ringe jedoch weit kleiner als die des Panthers oder der Unze und die meiſten beſtehen aus 4 bis 5 kleinen gefüllten Flecken; manche von dieſen gefüllten Flecken ſind auch unregelmäßig geordnet.

Dieſe drei Thiere ſind, wie man ſieht, ſehr verſchieden voneinander und je von beſonderer Art. Die Kürſchner nennen die Häute der erſten Art Pantherhäute; alſo haben wir dieſen Namen nicht verändert, da er im Gebrauch iſt; die der zweiten Art nennen ſie afrikaniſche Tigerhäute; dieſer Name iſt zweideutig, und wir haben den Namen Unze angenommen; endlich nennen ſie uneigentlich Tigerhäute die Häute des Thieres, welches wir hier Leopard nennen.

Oppian kannte unſere zwei erſten Arten, d. h. den Panther und die Unze; er hat zuerſt geſagt, es gebe zwei Pantherarten; die einen ſeien größer und dicker, die andern kleiner, beide jedoch in der Geſtalt des Körpers, in der Abwechslung und Anordnung der Flecken ähnlich, unterſchieden ſich aber durch die Länge des Schwanzes, der bei den kleinen viel länger als bei den großen ſei. Die Araber haben den großen Panther mit dem Namen al Nemer ohne Geſchlechtswort Nemer, und den kleinen mit dem Namen al Phet oder al Fhed, Phet oder Fhed bezeichnet; dieſen letzten Namen erkennt man, obwohl etwas verdorben, in dem Namen Faadh wieder, dem gegenwärtigen Namen dieſes Thieres in der Berberei. Der Faadh, ſagt der D. Shaw, gleicht dem Leoparden (er meint den Panther) darin, daß er wie dieſer gefleckt iſt; in andern Hinſichten aber unterſcheidet er ſich von ihm; er hat eine dunklere und gröbere Haut und iſt nicht ſo wild. Wir erfahren außerdem aus einer von Gusner erklärten Stelle Alberts, daß der Phet oder Fhed der Araber im Italieniſchen und in einigen andern europäiſchen Sprachen Leunza oder Lonza genannt worden iſt. Man kann alſo, wenn man dieſe Angaben zuſammenhält, nicht zweifeln, daß Oppians kleiner Panther, der Phet oder Fhed der Araber, der Faadh der Berberei, die Unze der Europäer dasſelbe Thier ſind. Höchſt wahrſcheinlich iſt es auch der

Pard oder Pardus der Alten und die Panthera des Plinius, da er ſagt, der Grund ſeiner Farbe ſei weiß, während der des großen Panthers, wie geſagt, mehr oder minder dunkel falb iſt; außerdem iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der kleine Panther einfach Pard oder Pardus genannt worden, und man ſpäter begonnen den großen Panther Leopard oder Leopardus zu nennen, weil man ſich vorſtellte, es ſei eine Meſtizenart, die ſich durch Hinzukommen und Vermiſchung mit der des Löwen vergrößert habe; da aber dieſes Vorurtheil keinesweges begründet iſt, ſo haben wir den alten und urſprünglichen Namen Panther dem zuſammengeſetzten und neuern Leopard vorgezogen und dieſen einem neuen Thiere gegeben, das bisheran nur zweideutige Namen hatte.

Demnach unterſcheidet ſich die Unze vom Panther darin, daß ſie viel kleiner iſt, einen viel längern und dabei grauen oder weißlichen Schwanz hat; und der Leopard unterſcheidet ſich von dem Panther und der Unze darin, daß er eine ſchönere Bekleidung hat, von einem lebhaften und glänzenden, obwohl mehr oder minder dunkeln Falb, mit kleinern und gruppenweiſe geordneten Flecken, ſo als würde jeder dieſer Flecken durch vier vereinigte Flecken gebildet.

Plinius und nach ihm mehrere andere haben geſchrieben, daß bei den Panthern das Weibchen eine weißere Bekleidung als das Männchen habe; dieſes könnte von der Unze wahr ſein; an den Panthern aber aus der Menagerie von Verſailles, die lebend gezeichnet worden, haben wir dieſen Unterſchied nicht bemerkt; gibt es alſo einigen Unterſchied in der Haarfarbe zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen des Panthers, ſo muß dieſer Unterſchied nicht ſehr beſtändig noch ſehr bemerkbar ſein. Zwar findet man mehr oder minder ſtarke Abweichungen auf mehreren Häuten dieſer Thiere, die wir verglichen haben; allein, wir glauben, daß dieſes mehr von der Verſchiedenheit des Alters oder des Himmelsſtriches als von der der Geſchlechter abhängt.

Die Thiere, welche die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften unter dem Namen Tiger beſchrieben und zerlegt haben, und das von Caius bei Gesner unter dem Namen Uncia beſchriebene Thier ſind von derſelben Art wie unſer Leopard; man kann daran nicht zweifeln, wenn man die Geſtalt und Beſchreibung, die wir hier gegeben, mit denen von Caius und denen von Herrn Perrault vergleicht. Er ſagt zwar, die von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften unter dem Namen Tiger beſchriebenen und zerlegten Thiere ſeien nicht die Unze des Caius; die einzigen Gründe, die er dafür angibt, ſind, daß der letztere kleiner und daß ſein Unterleib nicht weiß ſei; indeſſen hätte H. Perrault die ganze Beſchreibung des Caius mit Gegenſtänden, die er vor Augen hatte,

verglichen, ich bin überzeugt, er hätte gefunden, daß ſie in nichts von der Unze des Caius ſich unterſchieden. Da hierüber noch Zweifel obwalten könnten, ſo habe ich es für nöthig geglaubt, hier die weſentlichen Theile dieſer Beſchreibung des Caius anzugeben, die obwohl nach einem todten Thiere verfaßt, mir ſehr genau ſcheint. Man wird dabei bemerken, daß Caius, ohne genau die Körperlänge des Thieres, das er beſchreibt, anzugeben, ſagt, es ſei größer als ein Hirtenhund und ſo dick wie eine Dogge obwohl niedriger von Beinen; ich ſehe alſo nicht ein, warum H. Perrault ſagt, die Unze des Caius ſei viel kleiner als die von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften zerlegten Tiger. Dieſe Tiger waren nur 4 Fuß lang, vom Ende der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes gemeſſen; der Leopard, den wir hier beſchreiben und der ſicher dasſelbe Thier iſt, wie die Tiger des H. Perrault, hat auch nur ungefähr 4 Fuß; und mißt man eine Dogge, beſonders eine von ſtarkem Stamme, ſo wird man finden, daß ſie oft über dieſe Maße hinauskommt. Demnach unterſcheiden ſich die von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften beſchriebenen Tiger der Größe nach von der Uncia des Caius nicht ſo ſehr, daß H. Perrault mit Grund aus dieſer einzigen Verſchiedenheit folgern durfte, es könne nicht das nämliche Thier ſein. Die zweite Abweichung iſt die der Haarfarbe auf dem Bauche, H. Perrault ſagt, ſie ſei weiß und Caius, ſie ſei aſchfarbig d. h. weißlich; mithin hätten dieſe zwei Merkmale, nach welchen H. Perrault dafür gehalten, die von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften zerlegten Tiger wären nicht die Unze des Caius, ihn zur Angabe des Gegentheils veranlaſſen müſſen, zumal wenn er darauf achtete, daß die ganze übrige Beſchreibung vollkommen übereinſtimmt. Man kann ſich alſo nicht erwehren, die Tiger der Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, die Uncia des Caius und unſern Leoparden als dasſelbe Thier zu betrachten, und ich begreife nicht, warum einige unſerer Naturforſcher dieſe Tiger des H. Perrault für amerikaniſche Thiere angeſehen und ſie mit dem Jaguar verwechſelt haben.

Wir halten uns demnach für ſicher, daß die Tiger des H. Perrault, die Uncia des Caius und unſer Leopard dasſelbe Thier ſind; wir halten uns gleicher Weiſe für überzeugt, daß unſer Panther dasſelbe Thier wie der Panther der Alten iſt. Er unterſcheidet ſich zwar von ihm in der Größe, gleicht ihm aber in allen andern Merkmalen; und, wie wir ſchon mehreremal geſagt, man darf ſich nicht wundern, daß ein in einer Menagerie gezogenes Thier nicht ſein völliges Wachsthum erreicht und unter den natürlichen Maßen zurückbleibt. Die Verſchiedenheit in der Größe hat uns ſelbſt ziemlich lange in Verlegenheit gehalten; nach der

anhaltendſten aber, und wir können ſagen, gewiſſenhafteſten Unterſuchung, nach der genauen und unmittelbaren Vergleichung der großen Häute des Panthers, die ſich bei den Kürſchnern finden, mit der Haut unſers Panthers, war uns kein Zweifel mehr geſtattet, und wir haben klar eingeſehen, daß es keine verſchiedene Thiere waren. Der Panther, den wir hier beſchreiben, und zwei andere derſelben Art, die zur nämlichen Zeit in der Menagerie des Königs waren, ſind aus der Berberei gekommen; die Regierung von Algier machte Ihrer Majeſtät ein Geſchenk mit den beiden erſten vor zehn bis 12 Jahren; der dritte wurde von einem Juden zu Algier für den König gekauft.

Eine andere Bemerkung, die wir zu machen uns nicht erlaſſen können, iſt, daß von den drei Thieren, deren Beſchreibung wir hier unter den Namen Panther, Unze und Leopard geben, keins mit dem Thiere zuſammenfallen kann, welches die Naturforſcher unter dem Namen Pardus oder Leopardus angeführt haben. Der Pardus des H. Linné und Briſſons Leopard, die dasſelbe Thier zu ſein ſcheinen, werden durch die folgenden Ausdrücke bezeichnet: **Pardus, felis cauda elongata, corporis maculis superioribus orbiculatis, inferioribus virgatis (Syst. edit. X. pag. 41)** .... Der Leopard: **Felis ex albo flavicans, maculis nigris in dorso orbiculatis, in ventre longis, variegata. (Regn. anim. pag. 272).** Dieſes Merkmal der langen Flecken auf dem Bauche oder der ruthenförmig verlängerten auf den untern Theilen des Körpers gehört weder dem Panther, noch der Unze, noch dem Leoparden, von denen hier die Rede iſt, an. Indeß ſcheint es doch, daß jene Schriftſteller von dem Panther der Alten, von Gesner Panthera, Pardalis, Pardus, Leopardus, von Prosper Albins Pardus, Panthera, von Plinius Panthera varia, afrikana, mit einem Wort, von dem Panther, der ſich in Afrika urd Oſtindien findet, haben reden gehört und ſie durch die eben angeführten Ausdrucksweiſen bezeichnet haben. Nun aber, ich wiederhole es, hat keins der drei Thiere, die wir hier beſchreiben, obwohl alle drei von verſchiedener Art ſind, dieſes Merkmal langer, und auf den untern Theilen des Körpers ruthenförmiger Flecken; und zugleich können wir nach den Unterſuchungen, die wir angeſtellt, verſichern, daß dieſe drei Arten und vielleicht eine vierte, wovon wir in der Folge reden werden und die eben ſo wenig wie die drei erſten dieſes Merkmal langer Flecken auf dem Bauche hat, die einzigen dieſer Gattung ſind, die ſich in Aſien und Afrika finden, ſo daß wir nicht umhin können, dieſes Merkmal, welches die Grundlage der beſtimmenden Angaben dieſer Namengeber bildet, als zweifelhaft zu betrachten. Es iſt ganz das Gegentheil bei dieſen drei Thieren, und vielleicht bei allen derſelben

Gattung; denn nicht allein die aſiatiſchen und afrikaniſchen, ſondern ſelbſt die amerikaniſchen haben, wenn ſie lange ruthenförmige oder gezogene Flecken haben, ſie ſtets auf den obern Theilen des Körpers, auf dem Widerriſt, dem Halſe, dem Rücken, und nie auf den untern Theilen.

Wir wollen noch bemerken, daß das Thier, deſſen Beſchreibung wir in dem dritten Theil der Denkſchriften zum Behuf der Naturgeſchichte der Thiere (Mémoires pour servir à l'histoire des animaux) unter dem Namen Panther gegeben haben, ein von dem Panther, der Unze und dem Leoparden, wovon wir hier handeln, verſchiedenes Thier iſt.

Endlich wollen wir anmerken, daß man bei Leſung der Alten den Panther mit der Panthera nicht verwechſeln darf. Die Panthera iſt das Thier, von dem wir hier ſprechen (und das wir Panther nennen); der Panther des Scholiaſten des Homer und der andern Schriftſteller iſt eine Art von furchtſamen Wolfe, den wir für den Schakal halten, wie wir erklären werden, wenn wir die Naturgeſchichte dieſes Thieres mittheilen. Uebrigens iſt das Wort Pardalis der alte griechiſche Name des Panthers; man gab ihn ohne Unterſchied dem Männchen und dem Weibchen. Das Wort Pardus iſt nicht ſo alt; Lukan und Plinius haben es zuerſt gebraucht, das Wort Leopardus iſt noch jünger, da ſich zuerſt, oder doch mit zuerſt Julius Kapitolinus ſeiner bedient zu haben ſcheint; und den Namen Panthera ſelbſt anlangend, ſo iſt das ein Wort, welches die alten Lateiner aus dem Griechiſchen abgeleitet, die Griechen aber nie gebraucht haben.

Nachdem wir, ſo viel an uns liegt, die Finſterniſſe zerſtreut haben, mit denen die Namenwiſſenſchaft nicht aufhört, die Natur zu verdunkeln, nachdem wir, um jeder Zweideutigkeit zuvorzukommen, die Geſtalt der drei Thiere, wovon wir hier handeln, genau auseinandergeſetzt haben, wollen wir zu dem übergehen, was jedes insbeſondere betrifft

Der Panther, den wir lebend geſehen haben, hat eine grimmige Miene, ein unruhiges Auge, einen grauſamen Blick, ungeſtüme Bewegungen und ein Geſchrei ähnlich dem einer Dogge im Zorn; ſeine Stimme iſt ſelbſt ſtärker und rauher als die eines gereizten Hundes; ſeine Zunge iſt rauh und roth, die Zähne ſtark und ſpitz, die Krallen ſcharf und hart, die Haut ſchön, mehr oder minder dunkelfalb, mit ringförmig gerundeten oder roſenförmig vereinten Flecken beſät; der Schweif oberhalb mit großen ſchwarzen Flecken und gegen das Ende hin mit ſchwarzen und weißen Ringen gezeichnet. Der Panther hat den Wuchs und die Geſtalt einer Dogge von ſtarkem Stamm, iſt aber nicht ſo hoch von Bein.

Die Berichte der Reiſenden kommen in Betreff des großen und des

kleinen Panthers d. h. unſeres Panthers und unſerer Unze, mit den Zeugniſſen der Alten überein. Es ſcheint, daß heutzutage wie zu Oppians Zeit in dem Theile Afrikas, der ſich längs dem Mittelmeer erſtreckt, und in den Theilen Aſiens, welche den Alten bekannt waren, zwei Pantherarten vorhanden ſind: die größere iſt von den meiſten Reiſenden Panther oder Leopard und die kleinere Unze genannt worden. Sie ſagen alle, die Unze laſſe ſich leicht zähmen, man richte ſie zur Jagd ab, und man bediene ſich ihrer zu dieſem Gebrauch in Perſien und in mehreren andern Landſchaften Aſiens; einige Unzen ſeien ſo klein, daß ein Reiter ſie hinter ſich auf dem Pferde mitnehmen könnte; ſie ſeien ſanft genug, um ſich mit der Hand anrühren und ſtreicheln zu laſſen. Der Panther ſcheint eine ſtolzere und minder beugſame Natur zu haben; man zähmt ihn nicht ſowohl, als man ihn bändigt; nie verliert er völlig ſein grimmiges Weſen; und will man ſich ſeiner zur Jagd bedienen, ſo hat man viele Sorgen nöthig, um ihn abzurichten, und noch mehr Vorſicht, um ihn mitzunehmen und zu gebrauchen; man führt ihn auf einem Karren, in einem Käficht eingeſchloſſen, deſſen Thüre man öffnet, ſobald das Wild ſich zeigt; er ſtürzt auf das Thier los, erreicht es gewöhnlich in 3 bis 4 Sprüngen, ſtreckt es zu Boden und erwürgt es; verfehlt er aber ſeinen Zweck, ſo wird er wüthend und wirft ſich zuweilen auf ſeinen Herrn, der gewöhnlich dieſer Gefahr dadurch zuvorkommt, daß er Stücke Fleiſch oder lebende Thiere, wie Lämmer und Zicklein bei ſich führt, deren eins er ihm vorwirft, um ſeine Wuth zu ſtillen.

Uebrigens ſcheint die Art der Unze zahlreicher und verbreiteter, als die des Panthers zu ſein: man findet ſie ſehr häufig in der Berberei, Arabien und in allen ſüdlichen Theilen Aſiens, mit Ausnahme vielleicht von Aegypten; ſie hat ſich ſelbſt bis nach China verbreitet, wo man den Panther Hinenpao nennt.

Daß man ſich in den heißen Erdſtrichen Aſiens der Unze zur Jagd bedient, kommt daher, weil die Hunde dort ſehr ſelten ſind; es gibt, ſo zu ſagen, nur ſolche da, die man hinbringt, und auch verlieren ſie in kurzer Zeit ihre Stimme und ihren Naturtrieb; zudem können weder der Panther, noch die Unze, noch der Leopard die Hunde leiden, ſie ſcheinen ſie vorzugsweiſe vor allen andern Thieren zu ſuchen und anzugreifen. In Europa haben unſere Jagdhunde keine andern Feinde als den Wolf; aber in einem mit Tigern, Löwen, Panthern, Leoparden und Unzen angefüllten Lande, mit Thieren, die alle ſtärker und grauſamer als der Wolf ſind, wäre es nicht möglich, die Hunde zu erhalten. Uebrigens hat die Unze keinen ſo feinen Geruch wie der Hund; ſie folgt nicht den

Thieren auf der Spur; eben ſo wäre es ihr nicht möglich, ſie in anhaltendem Laufe einzuholen, ſie jagt nur, ſo lange ſie das Wild ſieht, und thut ſo zu ſagen nichts als vorſchießen und über das Wild herfallen; ſie ſpringt ſo leicht, daß ſie ohne Mühe über einen Graben oder eine mehrere Fuß hohe Mauer ſetzt; oft klettert ſie auf die Bäume, um die Thiere beim Vorübergehen zu erwarten und ſich darauf fallen zu laſſen; dieſe Weiſe, die Beute zu überraſchen, iſt dem Panther, dem Leoparden und der Unze gemein.

Der Leopard hat dieſelben Sitten und dieſelbe Gemüthsart wie der Panther; und ich leſe nirgendwo, daß man ihn wie die Unze gezähmt habe, noch daß die Neger vom Senegal und von Guinea, wo er ſehr gemein iſt, ſich ſeiner je zur Jagd bedient haben. Gewöhnlich iſt er größer als die Unze und kleiner als der Panther; er hat einen kürzern Schweif als die Unze, obwohl er ſelbſt um zwei bis drittehalb Fuß länger iſt.

Dieſer Leopard vom Senegal oder von Guinea, dem wir insbeſondere den Namen Leopard gegeben, iſt wahrſcheinlich das Thier, welches man zu Kongo Engoi nennt; es iſt vielleicht auch der madagaskariſche Antamba. Wir führen dieſe Namen an, weil es für die Kenntniß der Thiere nützlich wäre, wenn man die Liſte der Namen hätte, die ſie in den von ihnen bewohnten Ländern führen.

Die Art des Leoparden ſcheint mehr Spielarten zu haben, als die des Panthers und der Unze; wir haben eine große Menge Leopardenhäute geſehen, die aber voneinander abweichen, ſei es durch die Abſchattungen in der Grundfarbe oder durch die der Flecken, deren Ringe oder Roſen bei den einen ausgeprägter und vollendeter ſind als bei den andern: dieſe Ringe ſind aber durchgängig weit kleiner als die des Panthers und der Unze. Auf allen Leopardenhäuten ſind die einzeln Flecken alle beinahe von derſelben Größe und Geſtalt, und ſie unterſcheiden ſich eigentlich mehr durch die Stärke der Färbung, da ſie auf einigen dieſer Häute nicht ſo ſtark und auf andern ſtärker aufgedrückt ſind. Die Grundfarbe unterſcheidet ſich blos darin, daß ſie mehr oder minder falb ſind; da aber alle dieſe Häute beinahe dieſelbe Größe haben, ſowohl dem Rumpf als dem Schwanze nach, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie alle derſelben Thierart und nicht Thieren verſchiedener Art angehören.

Der Panther, die Unze und der Leopard bewohnen nur Afrika und die heißeſten Erdſtriche Aſiens; ſie haben ſich nie in die Nordländer noch ſelbſt in die gemäßigten Gegenden verbreitet. Ariſtoteles redet vom Panther als von einem afrikaniſchen und aſiatiſchen Thiere, und ſagt ausdrücklich, es gebe keine in Europa. Demnach haben dieſe Thiere, die

ſo zu ſagen auf den heißen Gürtel des alten Feſtlandes beſchränkt ſind, nicht durch die Nordländer in das neue wandern können; und man wird aus der Beſchreibung die wir ſogleich von den Thieren dieſer Gattung, die ſich in Amerika finden, geben wollen, erſehen, daß es verſchiedene Arten ſind, die man nicht mit den afrikaniſchen und aſiatiſchen hätte verwechſeln ſollen, wie es die meiſten Verfaſſer der Namenbücher gethan haben.

Dieſe Thiere lieben im Allgemeinen die dichten Waldungen und beſuchen häufig die Ufer der Flüſſe und die Umgegenden einzeln ſtehender Wohnungen, wo ſie die Hausthiere und die wilden Thiere, die ans Waſſer trinken kommen, zu überraſchen ſuchen. Selten ſtürzen ſie ſich auf die Menſchen, und würden ſie auch gereizt; mit Leichtigkeit klettern ſie auf die Bäume, wohin ſie den wilden Katzen und den andern Thieren folgen, die ihnen nicht entrinnen können. Obwohl ſie nur vom Raube leben und gewöhnlich ſehr mager ſind, behaupten die Reiſenden, ihr Fleiſch ſei nicht übel zu genießen; die Inder und Neger finden es gut; aber freilich finden ſie das des Hundes noch beſſer und bewirthen ſich damit, als ob es ein leckeres Gericht wäre. Ihre Häute anlangend, ſo ſind dieſelben werthvoll und geben ein ſehr ſchönes Pelzwerk; am ſchönſten und theuerſten iſt die des Leoparden; eine einzige dieſer Häute koſtet 8 bis 10 Louisd'or, wenn das Falb daran lebhaft und glänzend und die Flecken recht ſchwarz und ſcharf abgegränzt ſind.

Der Jaguar.

Der Jaguar gleicht der Unze in der Größe des Körpers, der Geſtalt der meiſten Flecken, womit ſein Haar beſäet iſt, und ſelbſt im Naturell; er iſt nicht ſo ſtolz und nicht ſo grimmig wie der Leopard und der Panther. Die Grundfarbe ſeines Haars iſt ſchön falb wie die des Leoparden, und nicht grau wie die der Unze; er hat einen kürzern Schwanz als beide, längeres Haar als der Panther und kürzeres als die Unze; es iſt, wenn er jung, kraus, und wenn er erwachſen, glatt. Wir haben dieſes Thier nicht lebend geſehen, man hat es uns aber vollſtändig und gut erhalten in einer zubereiteten Flüſſigkeit geſchickt; und nach dieſem Thiere haben wir ſeine Zeichnung genommen. Es war ganz jung gefangen und bis zu einem Alter von zwei Jahren im Hauſe aufgezogen worden; da ließ man es tödten, um es uns zu ſenden; *) er

*) Dieſes Thier iſt uns unter dem Namen Tigerkatze von H. Pages, königlichem Arzt am Vorgebirge auf San-Domingo geſchickt worden. In einem dieſer Sendung beigelegten Briefe bemerkt er, dieſes Thier ſei auf San-Domingo mit einem Schiffe angekommen, welches dasſelbe vom feſten Lande, wo es ſehr gemein ſei, gebracht habe; er fügt hinzu, es ſei zwei Jahre alt geweſen, als er

hatte mithin die ganze Ausdehnung ſeiner natürlichen Maße noch nicht erreicht. Deſſenungeachtet aber geht es aus dem bloßen Anblick dieſes zwei Jahre alten Thieres hervor, daß es nach völlig erlangtem Wachsthum kaum die Größe einer gewöhnlichen Dogge oder einer von mittlerm Stamme hat. Es iſt indeß das furchtbarſte, das grauſamſte Thier; iſt, mit einem Wort, der Tiger der neuen Welt, in der die Natur alle Gattungen vierfüßiger Thiere verkleinert zu haben ſcheint. Der Jaguar lebt wie der Tiger vom Raube; man braucht ihm aber, um ihn in die Flucht zu treiben, nur ein brennendes Holzſcheit vorzuhalten, und ſelbſt, wenn er ſatt iſt, verliert er allen Muth und alle Lebhaftigkeit; ein Hund allein reicht hin, um ihn zu jagen; in Allem leidet er unter der Läſſigkeit des Himmelsſtriches; leicht, flink, munter iſt er blos, wann der Hunger ihn drängt. Die Wilden gleichwohl, von Natur feigherzig, fürchten ihm zu begegnen; ſie behaupten, er habe zu ihnen eine ganz beſondere Luſt; und wenn er ſie mit Europäern im Schlafe finde, ſcheue er die letztern und fahre nur über ſie her. Dasſelbe erzählt man vom Leoparden; man ſagt, er ziehe die ſchwarzen Menſchen den weißen vor, er ſcheine ſie am Geruch zu kennen und wähle ſie des Nachts wie des Tages aus.

Die Schriftſteller, welche die Geſchichte der neuen Welt geſchrieben, haben faſt alle dieſes Thier erwähnt, die einen unter dem Namen des Tigers oder des Leoparden, die andern unter den eigenen Namen, die es in Braſilien, Mexiko u. ſ. w. trug. Die erſten, die eine umſtändliche Beſchreibung von ihm gegeben, ſind Piſon und Marcgrave; ſie haben es Jaguara genannt anſtatt Januara, welches ſein Name in der braſiliſchen Sprache war; auch haben ſie ein anderes Thier derſelben Gattung und vielleicht derſelben Art unter dem Namen Jaguarete angegeben. Wir haben es, gleich dieſen zwei Schriftſtellern, in unſerer Aufzählung von dem Jaguar unterſchieden, weil es einigem Anſchein nach Thiere verſchiedener Art ſein können; da wir indeſſen nur eins dieſer beiden Thiere geſehen, ſo können wir nicht entſcheiden, ob es in der That zwei getrennte Arten ſind, oder ob es nur eine Spielart derſelben Art iſt. Piſon und Marcgrave ſagen, der Jaguarete unterſcheide ſich vom Jaguar darin, daß er kürzeres, leuchtenderes Haar und eine ganz

es tödten laſſen; es ſei nicht ſo dick, ſondern in dem Zuckerbranntweingeiſt aufgeſchwollen; es ſaufe, freſſe, ſchreie wie eine nicht gezähmte Katze; es miaue und freſſe noch lieber Fiſch als Fleiſch. Piſon und Marcgrave ſagen ebenfalls, die braſiliſchen Jaguare liebten die Fiſche ſehr. Der Name Tigerkatze, den H. Pages ihm gibt, hat uns nicht verhindert, es für den Jaguar anzuerkennen, weil dieſer braſiliſche Name unter den Franzoſen der Anſiedlungen nicht in Gebrauch iſt und ſie die Pantherkatzen und die Tiger ohne Unterſchied Tigerkatzen nennen.

verſchiedene Farbe, nämlich eine ſchwarze mit noch ſchwärzern Flecken beſäete Farbe habe. Uebrigens aber gleicht es nach der Körpergeſtalt, der Gemüthsart und ſeinen Gewohnheiten dem Jaguar ſo ſehr, daß es wohl möglicher Weiſe nur eine Spielart derſelben Art ſein dürfte, um ſo mehr, da man ſchon nach Piſons Zeugniſſe bemerkt haben muß, daß bei den Jaguaren die Grundfarbe des Haars und die der Flecken, womit er gezeichnet iſt, unter den verſchiedenen Einzelthieren dieſer nämlichen Art abweicht. Er ſagt, die einen ſeien mit ſchwarzen und die andern mit fuchsrothen oder gelben Flecken gezeichnet, und was die Geſammtverſchiedenheit der Farbe, d. h. zwiſchen dem Weißen, Grauen oder Falben und dem Schwarzen betrifft, ſo findet man ſie bei mehreren andern Thierarten: es gibt ſchwarze Wölfe, ſchwarze Füchſe, ſchwarze Eichhörner und ſo weiter. Und wenn dieſe Abwechslungen der Natur bei den wilden Thieren ſeltener als bei den Hausthieren ſind, ſo rührt dieſes daher, weil die Anzahl der Zufälle, die ſie hervorbringen können, bei den erſten nicht ſo groß iſt, indem ihr Leben einförmiger, ihre Nahrung nicht ſo manchfaltig, ihre Freiheit größer iſt als bei den letzten und daher ihre Natur beſtändiger ſein muß, d. h. den Veränderungen und jenen Abweichungen nicht ſo unterworfen, die man als zufällig betrachten muß, wenn ſie bloß die Farbe des Haars betreffen.

Der Jaguar findet ſich in Braſilien, Paraguay, Tukuman, Guiana, im Lande der Amazonen, in Mexiko und in allen ſüdlichen Gegenden Amerika's; in Cayenne iſt er indeſſen ſeltener als der Kuguar; den man den rothen Tiger genannt hat; und jetzt iſt der Jaguar in Braſilien, das ſein Geburtsland zu ſein ſcheint, nicht ſo gemein, wie ſonſt; man hat einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt; viele hat man ausgerottet, und er hat ſich weit von den Küſten weg in's Innere der Länder zurückgezogen. Der Jaguarete iſt immer ſeltener geweſen, oder wenigſtens entfernt er ſich noch mehr von den bewohnten Gegenden, und die geringe Anzahl Reiſender, die ſeiner Erwähnung thuen, ſcheinen nur nach Marcgrave und Piſon von ihm zu reden.

Der neuſpaniſche Jaguar.

Im letzten Juni erhielt Herr Lebrun, General-Inſpekteur der Domäne, einen aus Neuſpanien geſchickten weiblichen Jaguar zum Geſchenke, der ſehr jung war, da er noch nicht alle ſeine Zähne hatte, und der ſeitdem zu Chrillot, wo Herr de Seve ihn im Anfange des Oktobers gezeichnet hat, gewachſen iſt. Unſerer Schätzung nach konnte er 9 bis 10 Monat alt ſein. Seine Länge von der Schnauze bis zum After betrug einen Fuß eilf Zoll, bei 13 bis 14 Zoll Höhe am Hinterbug. Der abgezeichnete

Jaguar hatte 2 Fuß 5 Zoll 4 Linien in der Länge, bei 1 Fuß 4 Zoll 9 Linien Höhe am Hinterbug; er war aber zwei Jahre alt. Uebrigens beſteht zwiſchen dieſen Thieren ungeachtet ihrer verſchiedenen Heimathländer eine große Uebereinſtimmung. Einige Verſchiedenheiten in der Form der Flecken ſcheinen nur einzeln Thieren eigenthümliche Abweichungen zu ſein. Die Iris hat eine braune in's Grünliche ſpielende Farbe; der Rand der Augen iſt ſchwarz mit einem weißen Streifen oben wie unten; die Haarfarbe des Kopfes iſt falb mit Grau vermiſcht. Dieſe nämliche Farbe bildet den Grund der Flecken auf dem Rumpf, die mit ſchwarzen Streifen gerändert oder geſprenkelt ſind. Dieſe Flecken und Streifen ſind auf einem fuchsröthlichen und mehr oder minder in's Grau ſpielenden, ſchmutzig weißen Grunde. Die Ohren ſind ſchwarz und haben auf dem äußern Theile einen ſehr großen weißen Flecken; der Schwanz iſt bedeutend groß und dicht behaart.

Der guianiſche Jaguar.

H. Sonnini de Mononcourt hat einige guten Beobachtungen an dem guianiſchen Jaguaren gemacht, die ich veröffentlichen zu müſſen glaube.

„Der Jaguar, ſagt er, hat kein krauſes Haar, wenn er jung iſt, wie H. Büffon ſagt. Ich habe ſehr junge Jaguare geſehen, die eben ſo glattes Haar hatten, wie die großen. Dieſe Beobachtung iſt mir von unterrichteten Jägern beſtätigt worden. In Betreff der Größe der Jaguare, darf ich auch ſagen, daß ſie bedeutender iſt, als H. Büffon ſie ihnen gibt, wenn er ſagt, er habe, wann er ſein völliges Wachsthum erlangt, kaum die Größe einer gewöhnlichen Dogge oder einer von mittlerm Stamme. Ich habe zwei Jaguarhäute gehabt, die, wie man mich verſicherte, Thieren von zwei bis drei Jahren angehörten; die eine davon hatte nahe an 5 Fuß Länge von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des zwei Fuß langen Schwanzes. Es gibt viel größere. Ich ſelbſt habe in den Wäldern von Guiana Spuren von dieſen Thieren geſehen, die dafür halten ließen, daß, wie H. de la Condamine geſagt hat, die Tiger oder die Thiere, die man in Amerika ſo nennt, von den afrikaniſchen in der Größe nicht verſchieden waren. Ich denke ſelbſt, daß mit Ausnahme des echten Tigers (des Königstigers) der amerikaniſche der größte unter den Thieren iſt, denen man dieſen Namen gegeben hat, da, Herrn Büffon zu Folge, der Panther, das größte dieſer Thiere, nachdem er ſein völliges Wachsthum erlangt hat, nur 5 bis 6 Fuß lang iſt, und ganz ſicher in Amerika Thiere dieſer Gattung vorhanden ſind, welche dieſes Maß weitaus übertreffen. Die Hautfarbe des Jaguars wechſelt mit dem Alter, die ganz jungen haben eine ſehr dunkel, faſt fuchsroth und ſelbſt braun falbe Farbe; und dieſe wird in dem Maße wie das Thier altert, heller.“

„Der Jaguar iſt nicht ſo läſſig, ſo furchtſam, wie einige Reiſenden und nach ihnen H. Büffon geſchrieben haben; weit entfernt, vor den Hunden Furcht zu haben, ſtürzt er auf alle los, denen er begegnet; unter den Heerden richtet er viele Verwüſtungen an; jene, die in den Wüſten von Guiana wohnen, ſind ſelbſt für die Menſchen gefährlich. Auf einer Reiſe, die ich in dieſen großen Waldungen gemacht, wurden wir zwei aufeinander folgende Nächte hindurch von einem Jaguar, trotz eines ſtarken Feuers, das man anzuzünden und zu unterhalten Sorge getragen hatte, gequält. Er ſchlich fortwährend um uns her; ihn zu ſchießen, war uns unmöglich; denn ſobald er auf ſich angelegt ſah, entſchlüpfte er ſo raſch, daß er für den Augenblick verſchwand; ſodann kam er von einer andern Seite zurück und hielt uns ſo in unaufhörlicher Unruhe. Ungeachtet unſerer Wachſamkeit konnte es uns nie gelingen, ihn zu ſchießen. Er ſetzte zwei volle Nächte hindurch ſeine Schliche fort; in der dritten kam er zurück; doch dem Anſchein nach müde, daß er nicht zu ſeinem Zwecke gelangen konnte, und überdies wahrnehmend, daß wir das Feuer vermehrt hatten, dem er ſich zu ſehr zu nähern fürchtete, verließ er uns unter ſchrecklichem Geheul. Sein Geſchrei hu, hu, hat etwas Klägliches und iſt tief und ſtark, wie das des Ochſen.“

„Was die vorgebliche größere Luſt des Jaguars zu den Einheimiſchen als zu den Negern und den Weißen betrifft, ſo vermuthe ich ſtark, daß es ein Mährchen iſt. Zu Cayenne habe ich dieſe Meinung herrſchend gefunden; ich bin aber mit den Wilden durch Gegenden gereiſt, wo die Tiger von einer übermäßigen Größe gemein waren, und ich habe nie bemerkt, daß ſie eine beſonders große Furcht vor dieſen Thieren hatten. Sie hängten, wie wir, ihre Hangmatten an Bäume auf, entfernten ſich von uns auf eine gewiſſe Strecke und trafen nicht dieſelbe Vorſichtsmaßregel wie wir, ein großes Feuer anzuzünden; ſie begnügten ſich, ein ſehr kleines zu machen, das meiſt im Laufe der Nacht erloſch. Dieſe Wilden indeß waren Bewohner des Binnenlandes und kannten folglich die Gefahr, die ſie liefen. Ich verſichere, daß ſie keine Vorſichtsmaßregel trafen und, obwohl von dieſen Thieren umringt, wenig beſorgt ſchienen.“

Ich kann mich nicht erwehren, hier zu bemerken, daß dieſe letzte Thatſache beweiſt, daß, wie ich geſagt habe, dieſe Thiere, wenigſtens für die Menſchen, nicht ſehr gefährlich ſind.

„Das Fleiſch der Jaguare iſt nicht gut zu genießen. Sie führen mit dem größten Erfolge Krieg gegen alle Arten vierfüßiger Thiere des neuen Feſtlandes, die insgeſammt ſie fliehen und fürchten. Die Jaguare haben keinen grauſamern Feind als den Ameiſenfreſſer oder Tamanoir, obwohl dieſer keine Zähne hat, um ſich zu vertheidigen. Sobald er von einem

Jaguare angegriffen wird, legt er ſich auf den Rücken, packt ihn mit ſeinen Krallen, die erſtaunlich groß ſind, erſtickt und zerreißt ihn.“

Der Kuguar.

Der Kuguar hat einen eben ſo langen, aber nicht ſo breiten Wuchs wie der Jaguar; er iſt windſpielartiger, ſchmächtiger und höher auf den Beinen; ſein Kopf iſt klein, ſein Schwanz lang, ſein Haar kurz und von faſt einförmiger, lebhaft fuchsrother, mit einigen ſchwärzlichen Anſtrichen, beſonders über dem Rücken, gemiſchter Farbe; er iſt weder mit langen Streifen, wie der Tiger, gezeichnet, noch mit runden und vollen Flecken wie der Leopard, noch mit ring= oder roſenförmigen Flecken wie die Unze und der Panther; ſein Kinn iſt weißlich und eben ſo die Bruſt und alle untern Theile des Körpers. Obwohl ſchwächer, iſt er aber ſo wild und vielleicht grauſamer als der Jaguar. Er ſcheint noch grimmiger gegen ſeine Beute zu ſein, er frißt ſie, ohne ſie zu zerſtücken; ſobald er ſie ergriffen, reißt er ſie auf, ſaugt das Blut aus, verzehrt ſie ſogleich und verläßt ſie nicht, bis er ſich vollauf geſättigt hat.

Dieſes Thier iſt in Guiana ziemlich gemein; ſonſt hat man es in Menge nach der Inſel Cayenne herüberſchwimmen ſehen, um die Heerden anzufallen und zu verheeren; es war im Beginn eine Geißel für die Anſiedlung; allmählich aber hat man es gejagt, vertilgt und weit von den Wohnungen weg verwieſen. Man findet es in Braſilien, Paraguay, im Amazonenlande; ſehr wahrſcheinlich iſt das Thier, das uns in einigen Berichten unter dem Namen Okorome im Lande der Moxen in Peru angeführt wird, dasſelbe Thier wie der Kuguar, und eben ſo das aus dem Lande der Irokeſen, welches man für einen Tiger angeſehen hat, obwohl es nicht wie der Panther geſprenkelt, noch wie der Tiger mit langen Streifen gezeichnet iſt.

Durch die Leichtigkeit ſeines Körpers und die größere Länge ſeiner Beine muß der Kuguar beſſer laufen als der Jaguar und auch leichter auf die Bäume klettern: beide ſind gleich träg und feig, ſobald ſie geſättigt ſind; ſie fallen faſt nie die Menſchen an, wofern ſie nicht dieſelben im Schlafe finden. Will man des Nachts in Wäldern gehen oder ſich aufhalten, ſo braucht man nur Feuer anzuzünden, um zu verhindern, daß ſie ſich nähern. Gerne verweilen ſie im Schatten großer Waldungen; ſie verbergen ſich in ein Dickicht, oder ſelbſt auf einem dichtbelaubten Baum, von wo ſie auf die vorübergehenden Thiere herabſtürzen. Obgleich ſie nur vom Raub leben und ſich öfter mit Blut als mit Waſſer tränken, behauptet man, ihr Fleiſch ſei ſehr gut zu genießen. Piſon ſagt ausdrücklich, es ſei ſo gut, wie Kalbfleiſch; andere

vergleichen es mit dem Hammelfleiſch; es fällt mir ſchwer zu glauben, daß es wirklich eine wohlſchmeckende Speiſe ſei; lieber halte ich mich an das Zeugniß Demarchais, der da ſagt, das beſte an dieſen Thieren ſei die Haut, aus der man Pferdedecken macht, und man ſei wenig lüſtern nach ihrem Fleiſch, das gewöhnlich mager und von einem nicht ſonderlich angenehmen Geſchmack ſei.

Der ſchwarze Kuguar.

H. de La Borde, königlicher Arzt zu Cayenne, ſchreibt mir, es gebe in jenem Feſtlande drei Thiere dieſer gefräßigen Arten; das erſte ſei der Jaguar, den man Tiger nenne, das zweite der Kuguar, den man rothen Tiger nenne wegen der einförmigen Farbe ſeines fuchsrothen Haars; der Jaguar habe die Dicke einer ſtarken Dogge und wiege ungefähr 200 Pfund; der Kuguar ſei kleiner, nicht ſo gefährlich und in den Gränzländern von Cayenne minder zahlreich als der Jaguar, und dieſe beiden Thiere erreichten ihr völliges Wachsthum in ungefähr ſechs Jahren.

Er fügt hinzu, es gebe eine dritte in dieſem nämlichen Lande ziemlich gemeine Art, die man den ſchwarzen Tiger nenne, und dieſe beſchreiben wir hier unter dem Namen des ſchwarzen Kuguars.

„Der Kopf, ſagt H. de La Borde, iſt dem der Kuguare ziemlich ähnlich; er hat aber ſchwarzes und langes Haar, einen ebenfalls ſehr langen Schwanz, nebſt einem ziemlich ſtarken Schnauzbart. Er wiegt kaum 40 Pfund. Seine Jungen wirft er in hohlen Bäumen.“

„Dieſer ſchwarze Kuguar könnte wohl dasſelbe Thier ſein, welches Piſon und Marcgrave unter dem Namen Jaguarete oder ſchwarzhaariger Jaguar angeführt haben, und deſſen kein anderer Reiſender unter dieſem nämlichen Namen Jaguarete Erwähnung gethan hat; ich finde blos in einer Bemerkung des H. Sonnini de Manoncourt, daß zu Cayenne der Jaguarete auch ſchwarze Tiger heiße; er gehöre zu einer von der des Jaguars verſchiedenen Art, indem er einen kleinern Wuchs und einen ſehr ſchmächtigen Körper habe. Dieſes Thier iſt äußerſt boshaft und fleiſchgierig, iſt aber in den Gränzländern von Cayenne ſehr ſelten.

„Die Jaguare und Kuguare, fährt H. de La Borde fort, ſind in allen Ländern, die an den Amazonenfluß ſtoßen, bis zum San-Marthafluſſe ſehr gemein; ihre Haut iſt ſo zart, daß die Inder ihnen Pfeile zuſenden, die, aus einfachen Blasröhren abgeſchoſſen, tief eindringen. Uebrigens ſind alle dieſe Thiere nicht durchaus blutdürſtig; eine einzige Beute genügt ihnen. Man trifft ſie faſt immer allein und bisweilen, wann die Weibchen in Brunſt ſind, zwei bis drei zuſammen.“

„Sind ſie recht hungrig, ſo fallen ſie die Ochſen und Kühe an, indem ſie ihnen auf den Rücken ſpringen; ſie graben die Krallen der linken Tatze in den Hals ein, und beugt ſich der Ochs, ſo zerreißen ſie ihn und ſchleppen die Fleiſchfetzen in die Waldung, nachdem ſie die Bruſt und den Bauch eröffnet haben, um alles Blut herauszutrinken, womit ſie ſich für's Erſte begnügen. Alsdann bedecken ſie die Ueberbleibſel ihrer Beute mit Zweigen und entfernen ſich faſt gar nicht: beginnt aber das Fleiſch anzugehen, ſo freſſen ſie nicht mehr davon. Zuweilen legen ſie ſich auf Bäumen auf die Lauer, um ſich über die Thiere, die etwa vorbeikommen, herzuſtürzen. Auch folgen ſie den Rudeln wilder Schweine und fallen über die Nachzügler her; laſſen ſie ſich aber einmal von dieſen Thieren umringen, ſo finden ſie kein Heil als in der Flucht.“

„Uebrigens ſind die Jaguare wie die Kuguare nicht durchaus wild und greifen die Menſchen nicht an, wofern ſie ſich nicht verwundet fühlen; aber gegen die Angriffe der Hunde ſind ſie unverzagt und ſie holen ſich dieſelbe nahe an den Wohnungen; wenn mehrere Hunde ſie verfolgen und durch ihre Menge zur Flucht nöthigen, ſo klettern ſie auf die Bäume. Dieſe Thiere ſtreifen oft längs den Ufern des Meeres umher und freſſen die Eier, welche die Schildkröten dort niederlegen kommen. Auch freſſen ſie Kaimane, Eidechſen und Fiſche, zuweilen die Knospen und zarten Blätter der Wurzelträger. Sie ſind gute Schwimmer und ſetzen über breite Flüſſe, um die Kaimane zu fangen; ſie legen ſich am Rande des Fluſſes mit dem Bauch auf die Erde und ſchlagen auf's Waſſer, um Geräuſch zu machen und dadurch den Kaiman heranzulocken, der auch wirklich ſogleich kommt und den Kopf in die Höhe ſteckt, über welchen der Jaguar herſtürzt; er tödtet ihn und ſchleppt ihn weiter weg, um ihn nach Bequemlichkeit zu freſſen.“

„Die Inder behaupten, die Jaguare lockten den Aguti durch Nachahmung ſeines Geſchrei's an; ſie fügen aber hinzu, daß ſie auch den Kaiman durch ein Geſchrei, ähnlich dem der jungen Hunde, oder durch Nachahmung der Stimme eines huſtenden Menſchen anlocken, was ſchwerer zu glauben iſt.“

„Dieſe fleiſchfreſſenden Thiere vertilgen viele Jagdhunde, die ſie auf der Verfolgung des Wildprets überraſchen. Die Inder behaupten, man könne die Hunde vor ihrem Angriff verwahren, wenn man ſie mit einem gewiſſen Kraut reibe, deſſen Geruch ſie entfernt.“

Wann dieſe Thiere in Brunſt ſind, haben ſie eine Art ſchrecklichen Gebrülls, das man in großer Entfernung hört. Sie bringen gewöhnlich nur ein Junges zur Welt, das ſie immer in dicke faule Baumſtämme niederlegen. Zu Cayenne ißt man das Fleiſch dieſer Thiere, beſonders das der Jungen, welches weiß wie das der Kaninchen iſt.“

In Gefangenſchaft gebracht, iſt der Kuguar ſo ſanft wie die andern Hausthiere.

„Ich habe, ſagt der Verfaſſer der Forſchungen über die Amerikaner (Recherches sur les Américains) bei Dücos, dem Aufſeher der fremden Thiere, einen lebenden Kuguar geſehen: er beſaß die Ruhe eines Hundes und weit mehr als die Wohlbeleibtheit einer recht großen Dogge; er iſt hochbeinig, was ihn ſchlank und flink macht; ſeine Hundszähne ſind kegelförmig und ſehr groß; man hatte ihn weder entwaffnet noch mit einem Maulkorbe verſehen, und führte ihn an einem Koppelſeil . . . Er ließ ſich mit der Hand ſtreicheln und man ſah kleine Knaben ihm auf den Rücken ſteigen, und ſich rittlings hinauf ſetzen. Der Name feiger Tiger iſt ihm paſſend gegeben worden.“

Der penſilvaniſche Kuguar.

Der Jaguar, ſo wie der Kuguar wohnen in den heißeſten Gegenden Südamerikas; aber es gibt eine andere Kuguarart, die ſich in den gemäßigten Theilen Nordamerikas findet, vorzüglich in den Gebirgen von Karohne, Georgien, Penſylvanien und den angrenzenden Landſchaften. Die Abzeichnung dieſes Kuguars iſt mir nebſt der hier beigefügten Beſchreibung von dem verſtorbenen H. Collinſon aus England geſchickt worden. Wenn ſie genau iſt, ſo muß doch dieſer Kuguar ſich von dem gewöhnlichen, mit welchem man ihn vergleichen kann, bedeutend unterſcheiden. H. Collinſon hat mir damal Folgendes über ihn geſchrieben:

„Der penſylvaniſche Kuguar unterſcheidet ſich, nach ſeinem Wuchs und ſeinen Maßen, ſehr von dem Kuguar von Cayenne. Er iſt niederer von Beinen, weit länger von Körper, und hat einen ebenfalls um 3 bis 4 Zoll längern Schwanz. Uebrigens gleichen ſie ſich vollkommen in der Farbe des Haars, der Form des Kopfes und der Ohren. Dieſer penſylvaniſche Kuguar, fügt Herr Collinſon hinzu, iſt ein durch ſeinen dünnen und ſehr geſtreckten Körper, ſeine kurzen Beine und ſeinen langen Schwanz ausgezeichnetes Thier. Folgendes ſind ſeine Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Schnauze bis zum After	5	4	„
Länge des Schwanzes	2	6	„
Länge der Vorderbeine	1	„	„
Länge der Hinterbeine	1	3	„
Höhe des Vorderkörpers	1	9	„
Höhe des Hinterkörpers	1	10	„
Umfang des Körpers an der dickſten Stelle . . .	2	3	„

H. Edwards, deſſen Geſchicklichkeit in der Zeichenkunſt und Kenntniſſe in der Naturgeſchichte das Lob aller Freunde der Wiſſenſchaften verdienen, hat mir einige Stiche geſchickt, die er noch nicht veröffentlicht hat und die ſich auf die obige vom verſtorbenen H. Collinſon geſchickte Zeichnung beziehen.

Fe. 55

Der Luchs oder Loup-Cervier (Hirſchwolf).

Die Herren Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften haben uns eine ſehr gute Beſchreibung von dem Luchs oder Loup-Cervier gegeben und die Angaben und Namen, die in den Schriften der Alten auf dieſes Thier Bezug haben, als aufgeklärte Unterſucher erörtert: ſie machen es klar, daß Aelians Lynx daſſelbe Thier iſt, wie jenes, welches ſie unter dem Namen Loup-Cervier beſchrieben und zerlegt haben, und tadeln mit Recht diejenigen, die es für Ariſtoteles Thos angeſehen. Dieſe Erörterung iſt mit anziehenden und gehaltvollen Bemerkungen und Betrachtungen vermiſcht. Ueberhaupt gehört die Beſchreibung dieſes Thieres zu den beſten des ganzen Werks; man darf ſie nicht einmal darüber tadeln, daß ſie, nachdem ſie dargethan, daß dieſes Thier Aelians Lynx und nicht Ariſtoteles Thos iſt, ihm nicht ſeinen wahren Namen Lynx (Luchs) gelaſſen, und ihm im Franzöſiſchen denſelben Namen gegeben, den Gaza dem Thos des Ariſtoteles im Lateiniſchen gegeben. Gaza hat wirklich zuerſt in ſeiner Ueberſetzung von Ariſtoteles Naturgeſchichte der Thiere Thos durch lupus cervarius überſetzt; nur hätten ſie bemerken müſſen, daß ſie mit dem Namen loup-cervier nicht Gaza's lupus cervarius oder Ariſtoteles Thos, ſondern den lupus cervarius oder chaus des Plinius verſtänden. Es hat uns ebenfalls geſchienen, daß ſie erſt nach Oppian ſehr richtig bemerkt, nämlich: es gäbe zwei Arten, zwei Abarten von Luchſen, größere, welche die Dammhirſche und Hirſche jagen und angreifen, und kleinere, die nur auf den Haſen Jagd machen, dann aber zwei weſentlich verſchiedene Arten zuſammengeſtellt haben, nämlich den gefleckten Luchs, der ſich insgemein in den Nordländern findet, und den Luchs der Levante oder der Berberei, deſſen Haar ungefleckt und einfarbig iſt. Wir haben dieſe beiden Thiere lebend geſehen; ſie gleichen ſich in vielem Betracht; ſie haben beide an der Spitze der Ohren ein langes ſchwarzes Haarbüſchel; dieſes beſondere Merkmal, nach welchem Aelian zuerſt den Luchs angegeben hat, gehört in der That nur dieſen beiden Thieren an, und wahrſcheinlich hat eben dieſes die Herren Mitglieder der Akademie bewogen, ſie beide als nur eines zu betrachten. Doch, abgeſehen von der Verſchiedenheit der Farbe und den Flecken des Haars, wird man ſehen, daß es ſehr wahrſcheinlich zwei Thiere verſchiedener Arten ſind.

H. Klein ſagt, die ſchönſten Luchſe ſeien in Afrika und Aſien, vorzüglich in Perſien; er habe zu Dresden einen geſehen, der aus Afrika gekommen, ſchön gefleckt und hoch auf den Beinen geweſen; die europäiſchen und namentlich jene, die aus Preußen und den andern Nordländern kommen, ſeien nicht ſo ſchön, ſie ſeien wenig oder gar nicht weiß, vielmehr fuchsroth

mit verworrenen oder ineinander fließenden Flecken (maculis confluentibus etc.). Ohne geradezu läugnen zu wollen, was H. Klein ſagt, geſtehe ich, daß ich ſonſt nirgend gefunden, daß der Luchs die heißen Länder Aſiens und Afrikas bewohne. Kolbe allein ſagt, er ſei am Vorgebirge der guten Hoffnung gemein, und gleiche vollkommen dem Luchſe aus Brandenburg in Deutſchland; aber ich habe in den Werken dieſes Schriftſtellers ſo viele Mißgriffe gefunden, daß ich ſeinem Zeugniſſe faſt keinen Glauben ſchenke, wofern es nicht mit dem Zeugniſſe anderer übereinſtimmt. Nun aber ſagen alle Reiſenden, daß ſie Luchſe oder Hirſchwölfe mit gefleckter Haut im Norden Deutſchlands, in Lithauen, Rußland, Sibirien, Kanada und in den andern nördlichen Theilen des einen und des andern Feſtlandes geſehen; niemand aber, wenigſtens von allen denen, die ich geleſen, ſagt, daß er dieſes Thier in den heißeſten Erdſtrichen Aſiens und Afrikas angetroffen. Die Luchſe der Levante, der Berberei und Arabiens ſind, wie wir oben geſagt, einfarbig und ungefleckt; es ſind alſo nicht die, von welchen Hr. Klein ſpricht, welche, nach ihm, ſchön gefleckt ſind, noch Kolbe's Luchſe, die, wie er ſagt, vollkommen den brandenburgiſchen gleichen. Es wäre ſchwer, dieſe Zeugniſſe mit dem, was wir ſonſther wiſſen, zu vereinigen. Der Luchs iſt ſicher in den kalten Ländern gemeiner als in den gemäßigten, und in den heißen wenigſtens ſehr ſelten. Er war zwar den Griechen *) und Lateinern bekannt, das ſetzt aber nicht voraus, daß er aus Afrika oder den ſüdlichen Landſchaften Aſiens kam; Plinius ſagt im Gegentheil, die erſten, die man zu Rom geſehen, ſeien aus Gallien geſchickt worden. Jetzt gibt es keine mehr in Frankreich, wenn nicht etwa einige in den Pyrenäen und Alpen; aber auch unter dem Namen Gallien begriffen die Römer viele nördlichen Länder, und außerdem weiß jedermann, daß heutzutage Frankreich lange nicht ſo kalt iſt, wie es Gallien war. Die ſchönſten Luchshäute kommen aus Sibirien unter dem Namen Loup-cervier oder Hirſchwolf, und aus Kanada unter dem Namen Chat-cervier oder Hirſchkatze; da man dieſe Thiere, weil ſie wie alle andern im neuen Feſtlande kleiner als im alten ſind, hinſichtlich der Größe in Europa mit dem Wolf und in Amerika mit der wilden Katze verglichen hat.

Was H. Klein irre geführt zu haben ſcheint, und was noch viele andere, die minder geſchickt ſind als er, irre leiten könnte, iſt dieſes: 1. haben die Alten geſagt, Indien liefere dem Gott Bachus Luchſe; 2. Plinius hat Luchſe nach Aethiopien geſetzt und geſagt, zu Karpathos, heutzutage Skarpanto

*) Die Griechen, die in ihren Dichtungen beſonders die Wahrſcheinlichkeiten und die Umſtände der Zeit und des Ortes nicht außer Acht ſetzten, haben geſagt, ein ſkythiſcher König ſei in einen Luchs verwandelt worden, was anzudeuten ſcheint, daß der Luchs ein ſkythiſches Thier war.

oder Zerpanto, einer Inſel des Mittelmeeres, zwiſchen Rhodus und Kandien, bearbeite man ihre Haut und ihre Nägel; 3. Gesner hat einen beſondern Aufſatz über den aſiatiſchen oder afrikaniſchen Luchs verfaßt, welcher Aufſatz den Auszug aus dem Briefe eines Barons von Balicze enthält: „Sie haben, ſagt er zu Gesner, in Ihrem Buche von den Thieren des indiſchen oder afrikaniſchen Luchſes nicht erwähnt: da Plinius davon geredet hat, ſo hat mich das Anſehen dieſes großen Mannes bewogen, Ihnen die Zeichnung dieſes Thieres zu ſenden, damit Sie davon reden ... Es iſt zu Konſtantinopel gezeichnet worden; von dem deutſchen Hirſchwolf unterſcheidet es ſich ſehr; es iſt weit größer, es hat viel roheres und kürzeres Haar, u. ſ. w. Ohne weitere Erwägungen über dieſen Brief, begnügt ſich Gesner damit, das Weſentliche deſſelben zu berichten und in einer Einſchaltung zu ſagen, er habe die Zeichnung des Thieres nicht erhalten.

Damit man nicht wieder in denſelben Irrthum gerathe, wollen wir bemerken, 1. daß die Dichter und Maler den Wagen des Bachus nach ihrer Laune oder vielmehr darum mit Tigern, Panthern und Luchſen beſpannt haben, weil dieſe wilden Thiere mit gefleckter Haut gleichmäßig jenem Gotte geweiht waren; 2. daß das Wort Lynx hier die ganze Zweideutigkeit verurſacht, da offenbar, wenn man Plinius mit ſich ſelbſt vergleicht, das Thier, welches er Lynx nennt und von dem er ſagt, es ſei in Aethiopien vorhanden, keinesweges dasjenige iſt, welches er Chaus oder Lupus cervarius nennt, das aus den nördlichen Ländern kam; daß durch dieſen nämlichen übelangewendeten Namen der Baron von Balicze irregeführt worden, obwohl er den indiſchen Luchs als ein von dem franzöſiſchen Lynx oder loup-cervier d. h. von dem deutſchen Luchs verſchiedenes Thier betrachtet; dieſer indiſche oder afrikaniſche Luchs, von dem er ſagt, er ſei weit größer und beſſer gefleckt als unſer Luchs, möchte wohl nur eine Abweichung in der Pantherart ſein. Was auch an dieſer letzten Vermuthung ſei, es ſcheint, daß der Luchs, von dem hier die Rede iſt, ſich nicht in den ſüdlichen Gegenden, ſondern blos in den nördlichen des alten und des neuen Feſtlandes findet. Olaus ſagt, er ſei in Nordeuropas Waldungen gemein; Olearius verſichert dasſelbe, indem er von Rußland ſpricht; Roſimus Lentulius ſagt, die Lüchſe ſeien in Kurland und Lithauen gemein, und die von Kaſſubien (einer Landſchaft Pommerns) ſeien kleiner und nicht ſo gefleckt wie die polniſchen und lithauiſchen; Paul Jovo endlich fügt zu dieſen Zeugniſſen hinzu, daß die ſchönſten Luchshäute aus Sibirien kommen und man in Uſtiviga, einer 600 Meilen von Moskau entfernten Stadt, einen großen Handel damit treibe.

Dieſes Thier, welches, wie man ſieht, lieber die kalten Erdſtriche als die gemäßigten Länder bewohnt, gehört zu der Zahl derer, die durch die

Nordländer aus einem Feſtlande ins andere haben wandern können; auch findet man es in Nordamerika. Die Reiſenden haben es auf eine Weiſe angegeben, daß man ſich nicht dabei irren kann; und außerdem weiß man, daß die Haut dieſes Thieres einen Gegenſtand des Handels von Amerika nach Europa ausmacht. Dieſe kanadiſchen Luchſe ſind nur, wie ich ſchon geſagt habe, kleiner und weißer als die europäiſchen; und dieſer Unterſchied in der Größe hat ihnen den Namen chats-cerviers oder Hirſchkatzen zugezogen und die Namengeber*) verleitet, ſie als Thiere verſchiedener Art zu betrachten. Ohne über dieſe Frage entſcheidend ausſprechen zu wollen, hat es uns geſchienen, daß die kanadiſche Hirſchkatze und der ruſſiſche Hirſchwolf zu derſelben Art gehören, 1. weil der Unterſchied in der Größe nicht ſehr beträchtlich iſt und faſt verhältnißmäßig derſelbe, wie der, welcher ſich zwiſchen den den beiden Feſtländern gemeinſamen Thieren findet; da die Wölfe, Füchſe u. ſ. w. in Amerika kleiner als in Europa ſind, muß es ſich eben ſo mit dem Luchs oder Hirſchwolf verhalten; 2. weil in Nordeuropa ſelber dieſe Thiere hinſichtlich der Größe abweichen und die Schriftſteller zweier Arten erwähnen, einer kleinern und einer größern; 3. endlich weil dieſe Thiere dieſelben Himmelsſtriche lieben und dieſelbe Gemüthsart, dieſelbe Geſtalt haben und nur durch die Körpergröße und einige Farbenabſchattungen unter ſich abweichen und mir dieſe Merkmale nicht zureichend erſcheinen, um ſie zu trennen und den Ausſpruch zu thun, ſie ſeien von zwei verſchiedenen Arten.

Der Luchs, von dem die Alten ſagten, ſein Geſicht wäre ſcharf genug, um die undurchſichtigen Körper zu durchdringen, ſein Harn hätte die wunderbare Eigenthümlichkeit zu einem feſten Körper, zu einem koſtbaren Steine, lapis lyncurius genannt, zu werden, iſt ein fabelhaftes Thier, eben ſo fabelhaft wie die Eigenthümlichkeiten, die man ihm beilegt. Dieſer eingebildete Luchs hat mit dem wahren Luchſe keine andere Gemeinſchaft als den Namen. Man darf alſo nicht, wie es die meiſten Naturforſcher gethan, dem letztern, der ein wirkliches Weſen iſt, die Eigenthümlichkeiten

*) Herr Linne, der in Upſala wohnt und dieſes Thier kennen muß, hatte anfangs den Hirſchwolf von der Hirſchkatze unterſchieden, da es in Schweden und den Nachbarländern ſich findet. Er nannte den erſten felis cauda truncata, corpore rufescente maculato (Syst. nat., Ausg. IV, Seite 64; und Ausg. VI, Seite 4); die zweite nannte er felis cauda truncata, corpore albo maculato (Syst. nat. idem, ibidem); er nennt ſogar auf Schwediſch den erſten Warglo und den zweiten Kattlo (Fauna Suec. S. 2.); in ſeiner letzten Ausgabe jedoch unterſcheidet er ſie nicht mehr und erwähnt nur einer einzigen Art, die er mit dem folgenden Ausdruck angibt: Felis cauda abbreviata apice atra, auriculis apice barbatis, und von der er eine gute und kurze Beſchreibung gibt. Es ſcheint alſo, daß dieſer Schriftſteller, der Anfangs den Hirſchwolf von der Hirſchkatze unterſchied, wie wir, auf den Gedanken gekommen, daß beide nicht dasſelbe Thier ſeien.

jenes eingebildeten Thieres beilegen, an deſſen Daſein Plinius ſelbſt nicht zu glauben das Anſehen hat, da er von ihm nur als von einem außerordentlichen Thiere ſpricht und es an die Spitze der Sphynxe, Pegaſe, Einhörner und anderer Wunderdinge oder Ungeheuer ſtellt, die Aethiopien erzeugt.

Unſer Luchs ſieht nicht durch Mauern, aber wahr iſt es, daß er funkelnde Augen, einen ſanften Blick, ein angenehmes und heiteres Ausſehen hat. Sein Harn gibt keine koſtbaren Steine; ſondern er bedeckt ihn bloß mit Erde, wie die Katzen thuen, denen er ſelbſt ähnelt und deren Sitten und Reinlichkeit ſelbſt er hat. Vom Wolf hat er nichts, als eine Art Geheul, das, in der Ferne vernehmbar, die Jäger hat täuſchen und auf die Meinung bringen müſſen, ſie hörten einen Wolf. Dieſes allein hat vielleicht hingelangt, um ihm den Namen Wolf zuzuziehen, dem die Jäger, um ihn vom echten Wolfe zu unterſcheiden, noch die nähere Beſtimmung Hirſch mögen hinzugefügt haben, weil er die Hirſche angreift, oder vielmehr, weil ſeine Haut faſt wie die der jungen Hirſche, wenn ſie die Livree tragen, buntgefleckt iſt. Der Luchs iſt nicht ſo dick wie der Wolf und niedriger auf den Beinen; insgemein hat er die Größe eines Fuchſes. Er unterſcheidet ſich vom Panther und von der Unze durch folgende Merkmale: ſein Haar iſt länger, die Flecken ſind nicht ſo lebhaft und ſchlecht begränzt, die Ohren weit größer und oben an ihrem Ende mit einem Pinſel ſchwarzer Haare verſehen, der Schwanz weit kürzer und am Ende ſchwarz, der Umring der Augen weiß und das Ausſehen des Geſichtes angenehmer und nicht ſo wild. Die Bekleidung des Männchens iſt ſchöner gezeichnet als die des Weibchens. Er läuft nicht gleichmäßig wie der Wolf, er geht und ſpringt wie die Katze. Er lebt von der Jagd und verfolgt ſein Wild bis auf den Gipfel der Bäume; die wilden Katzen, Marder, Hermeline, Eichhörnchen können ihm nicht entwiſchen; und er erhaſcht auch die Vögel; den Hirſchen, Rehen, Haſen paßt er beim Vorübergehen auf und ſtürzt über ſie her; er ergreift ſie bei der Kehle; und hat er ſich ſeines Schlachtopfers Meiſter gemacht, ſo ſaugt er ihm das Blut aus und öffnet ihm den Kopf, um das Gehirn zu freſſen, worauf er es oft verläßt, um ein anderes zu ſuchen; ſelten kehrt er zu ſeiner erſten Beute zurück; und dieſes hat die Sage veranlaßt, der Luchs habe von allen Thieren das ſchwächſte Gedächtniß. Die Farbe ſeines Haars wechſelt nach den Himmelsſtrichen und der Jahreszeit; die Winterpelze ſind ſchöner, beſſer und dichter behaart als die Sommerpelze. Sein Fleiſch iſt wie das aller Raubthiere nicht gut zu genießen.

Der kanadiſche Luchs.

Wir geben hier die Beſchreibung eines kanadiſchen Luchſes, der ſich im königlichen Kabinet befindet und gut zubereitet worden; er hat nur 2 Fuß 3 Zoll Länge von der Naſenſpitze bis zum Ende des Körpers, der nur 12 bis 13 Zoll hoch iſt; der Rumpf iſt von langen graulichen, mit weißen untermiſchten Haaren bedeckt, halb geſprenkelt und geſtreift, die Flecken mehr oder minder ſchwarz, der Kopf graulich mit weißen und hell falben Haaren untermiſcht und an einigen Stellen gleichſam ſchwarz geſtreift; die Haare des Schnauzbartes ſind weiß, ungefähr 3 Zoll lang. Die Ohren ſind 2 Zoll 3 Linien hoch und inwendig mit großen weißen und auf den Randleiſten mit etwas falben Haaren verſehen; der obere Theil der Ohren iſt mit mausgrauen Haaren bedeckt, und die äußern Ränder ſind ſchwarz; an der Ohrenſpitze ſind große ſchwarze Haare, die ſich vereinigen und einen ſehr dünnen 7 Linien hohen Pinſel bilden. Der dicke, kurze und dichtbehaarte Schwanz iſt nur 3 Zoll 9 Linien lang; er iſt von der Spitze bis zur Mitte ſchwarz und von da an röthlich weiß. Der untere Theil des Bauches, die Hinterbeine, die innere Seite der Vorderbeine und die Tatzen ſind ſchmutzig weiß; die Krallen ſind weiß und 6 Linien lang. Dieſer Luchs hat durch die Flecken und die Natur ſeines Haars viele Aehnlichkeit mit dem vorigen, er unterſcheidet ſich aber von ihm durch die Länge des Schwanzes und die Pinſel auf ſeinen Ohren; man kann alſo dieſes kanadiſche Thier als eine vom Luchs oder Hirſchwolf der alten Welt ziemlich verſchiedene Abart betrachten. Man könnte ſelbſt ſagen, durch die Haarbüſchel auf ſeinen Ohren nähert er ſich etwas der Art des Karakals; gleichwohl unterſcheidet er ſich von ihm noch mehr als der Luchs durch die Länge des Haares und die Farben des Schwanzes. Außerdem finden ſich die Karakale nur in den heißeſten Erdſtrichen, während die Luchſe die kalten Länder vorziehen. Das Haarbüſchel am Ende der Ohren, das, weil es ſehr in die Augen ſpringt, ein unterſcheidendes Merkmal auszumachen ſcheint, iſt gleichwohl nur etwas Zufälliges, und findet ſich bei allen Thieren dieſer Art und ſelbſt bei den zahmen und wilden Katzen. Wir haben ein Beiſpiel davon in dem Nachtrage zum Aufſatz über die Katzen angeführt. Daher verharren wir bei der Anſicht, daß der amerikaniſche Luchs oder Hirſchwolf nur wie eine Abart des europäiſchen darf betrachtet werden.

Der von Pontoppidan beſchriebene, norwegiſche Luchs iſt weiß oder hellgrau mit dunkeln Flecken beſät. Seine Krallen und die der andern Luchſe ſind wie die Krallen der Katze; er wölbt ſeinen Rücken und ſpringt wie ſie mit großer Schnelle auf ſeine Beute. Wird er von einem Hunde angegriffen, ſo legt er ſich auf den Rücken und vertheidigt ſich mit ſeinen

Krallen der Art, daß er ihn bald erſchreckt. Dieſer Schriftſteller fügt hinzu, es gebe in Norwegen vier Arten; die einen nähern ſich der Geſtalt des Wolfes, die andern der des Fuchſes, andere der der Katze und andere endlich haben einen wie der eines Füllens geformten Kopf. Dieſe letzte Angabe, die ich für falſch halte, macht mir die vorhergehenden zweifelhaft. Was der Verfaſſer hinzufügt, iſt wahrſcheinlicher.

„Der Hirſchwolf, ſagt er, läuft nicht in den Feldern umher; er verbirgt ſich in den Waldungen und Höhlen; er legt ſeine Wohnung in Schlangenwindungen und tief an, und man nöthigt ihn durch Feuer und Rauch, herauszukommen. Sein Geſicht iſt durchdringend; aus weiter Ferne ſieht er ſeine Beute. Häufig frißt er von einem Schaf oder einer Ziege nur das Gehirn, die Leber und die Eingeweide, und um in die Schafſtälle zu kommen, durchgräbt er die Erde unter den Thüren.“

Seine Art iſt nicht allein in Europa, ſondern in allen Landſchaften Nordaſiens verbreitet. In der Tartarei nennt man ihn Chulon oder Chelaſon. Seine Haut iſt ſehr geſchätzt, und wird, obſchon ſie ziemlich gemein iſt, in Norwegen, Rußland und bis nach China, wo man einen großen Gebrauch zu Muffen und anderm Rauchwerk davon macht, gleich theuer verkauft.

Ein Umſtand, der auch beweiſt, daß die Pinſel oben auf den Ohren, kein feſtes Merkmal bilden, wonach man bei dieſen Thieren die Arten unterſcheiden könne, iſt dieſes, daß in jenem Theile des Königreiches Algier, den man Konſtantine nennt, eine Karakalart ohne Haarbüſchel an den Ohrenſpitzen vorhanden iſt, die darin dem Fuchs gleicht, aber einen längern Schwanz hat. Sein Haar iſt röthlich und hat daneben längliche ſchwarze Streifen vom Halſe bis zum Schwanze und in derſelben Richtung liegende, getrennte Flecken auf den Seiten, einen ſchwarzen Halbgürtel überhalb der Vorderbeine und einen Streifen von rohem Haar auf den vier Beinen, der von der Fußſpitze bis über die Fußwurzel geht; und dieſes Haar iſt aufwärts gerichtet, anſtatt wie das Haar des ganzen übrigen Körpers abwärts zu laufen.

Der Luchs vom Miſſiſippi.

Wir geben hier die Abbildung eines Luchſes vom Miſſiſippi, deſſen Ohren noch weniger mit Büſcheln verſehen ſind als die des kanadiſchen Luchſes, den wir in dieſer Abbildung haben abzeichnen laſſen, deſſen Schwanz nicht ſo dick und nicht ſo dichtbehaart iſt, und deſſen helleres Haar ihn noch mehr dem europäiſchen Luchs oder Hirſchwolf zu nähern ſcheint; ich bin aber überzeugt, daß dieſe drei Thiere, von denen eins Europa und die beiden andern Nordamerika angehören, gleichwohl nur eine und dieſelbe

Art bilden. Man hat dieſen hier dem verſtorbenen H. Abbé Aubry, Pfarrer zu Saint-Louis, unter dem Namen Tigerkatze von Miſſiſippi geſchickt; aber man braucht ihn nur mit den Luchſen, deren Abbildungen wir gegeben haben, zu vergleichen, um ſonnenklar zu erkennen, daß er nur eine Spielart in der Art des Luchſes ausmacht, obgleich er keine Pinſel hat und ſein Schwanz ſehr klein iſt.

Er hat von der Naſe bis zur Wurzel des Schwanzes 2 Fuß 5 Zoll Länge; der Schwanz iſt ſehr kurz, indem er nur 3 Zoll 3 Linien, und der Schwanz unſers europäiſchen Luchſes dagegen 6 Zoll 6 Linien hat. Der Schwanz des kanadiſchen Luchſes iſt viel dicker und behaarter; aber ganz ſo kurz wie der des Luchſes vom Miſſiſippi, deſſen Bekleidung auch gleichfarbiger und nicht ſo buntgefleckt iſt wie beim europäiſchen und kanadiſchen Luchs: doch dieſe leichten Unterſchiede hindern nicht, daß man dieſe drei Thiere als einfache Spielarten in einer und derſelben Art anſehen müſſe.

Der Karakal.

Obſchon der Karakal in der Größe und Form des Körpers, und nach dem Ausſehen des Kopfes dem Luchſe gleicht und wie er das ſeltſame und ſo zu ſagen einzige Merkmal eines langen Pinſels von ſchwarzen Haaren an der Ohrenſpitze hat, haben wir aus den Unähnlichkeiten, die ſich zwiſchen dieſen beiden Thieren finden, geſchloſſen, daß ſie von verſchiedener Art wären. Der Karakal iſt nicht geſprenkelt wie der Luchs; er hat rauheres und kürzeres Haar, einen weit längern und einfarbigen Schwanz, eine geſtrecktere Schnauze, eine lange nicht ſo ſanfte Miene und eine wildere Gemüthsart. Der Luchs wohnt nur in den kalten und gemäßigten Ländern; der Karakal findet ſich nur in den heißeſten Erdſtrichen. Sowohl wegen dieſer Verſchiedenheit der Gemüthsart und des Himmelsſtriches haben wir ſie für verſchiedenartig gehalten, als nach der Beſichtigung und Vergleichung der beiden Thiere, die wir lebend geſehen haben, und die, wie alle, welche wir hier mitgetheilt, nach der Natur gezeichnet und beſchrieben worden ſind.

Dieſes Thier iſt in der Berberei, in Arabien und in allen Ländern gemein, welche der Löwe, der Panther und die Unze bewohnen. Wie ſie, lebt es vom Raube; aber kleiner und ſchwächer, hat es mehr Mühe, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen; es hat, ſo zu ſagen, nur, was die andern ihm laſſen, und oft iſt es gezwungen, ſich mit den Ueberbleibſeln ihres Fraßes zu begnügen. Es entfernt ſich vom Panther, weil er ſeine Grauſamkeiten ſelbſt dann ausübt, wann er vollkommen geſättigt iſt; aber dem Löwen folgt es, der, ſobald er ſatt iſt, Niemanden etwas zu

Leide thut: der Karakal benutzt die Trümmer ſeiner Tafel; zuweilen ſelbſt begleitet er ihn ziemlich nahe, weil er, leicht auf die Bäume kletternd, den Zorn des Löwen nicht fürchtet, der ihm nicht wie der Panther dahin folgen könnte. Aus all dieſen Gründen hat man vom Karakal geſagt, er ſei der Wegweiſer oder Lieferer des Löwen; dieſer, deſſen Geruch nicht fein iſt, bediene ſich ſeiner, um von weitem die andern Thiere auszuwittern, deren Körper er hernach mit ihm theile.

Der Karakal hat die Größe eines Fuchſes, iſt aber weit wilder und ſtärker; man hat ihn einen Hund von ziemlich ſtarkem Wuchſe, der, um ſein Leben kämpfend, ſich aus allen Kräften wehrte, in wenigen Augenblicken angreifen, zerfleiſchen und tödten ſehen. Er läßt ſich nur ſehr ſchwer zähmen; indeß kann man ihn, wenn er jung gefangen und alsdann ſorgſam erzogen wird, zur Jagd abrichten, die er von Natur liebt und mit großem Erfolge ausführt, wofern man nur darauf achtet, ihn nie anders als gegen Thiere loszulaſſen, die ihm nachſtehen und ihn nicht abwehren können; ſonſt ſetzt er ſich und weigert den Dienſt, ſobald Gefahr vorhanden iſt. Man bedient ſich ſeiner in Indien, um Haſen, Kaninchen und ſelbſt große Vögel zu fangen, die er mit einer ausnehmenden Geſchicklichkeit überraſcht und ergreift.

* In dem Aufſatze über den Karakal habe ich geſagt, das Wort Karrahkulak bedeute ſchwarzöhrige Katze; der Herr Ritter Bruce hat mich verſichert, es bedeute Katze der Wüſte. Er hat in dem Theile Nubiens, den man ſonſt die Inſel Meroe nannte, einen Karakal geſehen, der von dem der Berberei, deſſen Abbildung wir gegeben, in etwa verſchieden iſt. Der nubiſche Karakal hat ein runderes Geſicht, auswendig ſchwarze und mit einigen ſilberfarbigen Haaren beſtreute Ohren. Er hat nicht das Kreuz der Feldmaus auf dem Widerriſt, wie die meiſten Karakale der Berberei es haben. Auf der Bruſt, dem Bauch und der innern Seite der Schenkel ſind kleine hellfalbe, und nicht, wie beim Karakal der Berberei, ſchwärzlich braune Flecken. Dieſe kleinen Verſchiedenheiten ſind nur leichte Abweichungen, deren Zahl man noch vermehren kann; denn es findet ſich ſelbſt in der Berberei oder vielmehr in Libyen in der Umgegend des alten Kapſa ein Karakal, mit weißen Ohren, während die Ohren der andern ſchwarz ſind. Die weißöhrigen Karakale haben auch Pinſel, aber kurze, dünne und ſchwarze. Sie haben auch einen an dem Ende weißen und mit vier Ringen umgebenen Schwanz und vier ſchwarze Socken hinter den vier Beinen wie der nubiſche: auch ſind ſie viel kleiner als die andern Karakale, da ſie faſt nur die Dicke einer großen Hauskatze haben; die inwendig ſehr weißen und mit beſonders dichtem Haar beſetzten Ohren ſind auswendig lebhaft fuchsroth. Wäre dieſe Verſchiedenheit

in der Größe beſtändig, ſo könnte man ſagen, es gäbe zwei Karakalarten, die ſich gleicher Weiſe in der Berberei fänden; eine große mit ſchwarzen Ohren und langen Pinſeln und eine viel kleinere mit weißen Ohren und ſehr kleinen Pinſeln. Es ſcheint auch, daß dieſe Thiere, die nach den Ohren ſo ſtark voneinander abweichen, gleicher Weiſe nach der Form und Länge des Schwanzes und nach der Höhe der Beine voneinander abweichen; denn H. Edwards hat uns die Abbildung eines bengaliſchen Karakals geſchickt, die wir hier mittheilen, deſſen Schwanz und Beine weit länger als beim gewöhnlichen Karakal ſind.

Der Serval.

Dieſes Thier, welches einige Jahre hindurch in der königlichen Menagerie unter dem Namen Tigerkatze gelebt hat, ſcheint uns dasſelbe zu ſein wie jenes, welches von den HH. Mitgliedern der Akademie unter dem Namen Parderkatze beſchrieben worden; und wir wüßten vielleicht ſeinen wahren Namen noch nicht, hätte der H. Marquis de Montmirail ihn nicht in einer italieniſchen Reiſebeſchreibung gefunden, die er ausgezogen und überſetzt hat. „Der Marapute, den die Portugieſen in Indien Serval nennen, ſagt der P. Vincent-Marie, iſt ein wildes und grimmiges Thier, dicker als die wilde Katze und etwas kleiner als die Zivette, von der er ſich darin unterſcheidet, daß ſein Kopf runder und im Verhältniſſe zum Umfange ſeines Körpers dicker und ſeine Stirn in der Mitte ausgetieft erſcheint. Er ähnelt dem Panther in den Farben des Haars, das auf dem Kopf, dem Rücken, den Seiten falb und unter dem Bauche weiß iſt und eben ſo in den Flecken, die geſondert, gleichmäßig vertheilt und etwas kleiner als die des Panthers ſind; ſeine Augen funkeln ſtark; ſein Schnauzbart iſt mit langen ſteifen Borſten verſehen; er hat einen kurzen Schwanz und mit langen gebogenen Krallen bewaffnete Füße. Man findet ihn in den indiſchen Gebirgen; ſelten ſieht man ihn am Boden; er hält ſich faſt immer auf den Bäumen, wo er ſein Neſt baut und die Vögel fängt, mit denen er ſich ernährt; er ſpringt ſo leicht wie ein Affe von einem Baum auf den andern, und mit ſo viel Geſchicklichkeit und Behendigkeit, daß er in einem Augenblick einen großen Raum durchläuft und ſo zu ſagen nur erſcheint und verſchwindet. Er hat eine grimmige Gemüthsart; indeſſen flieht er beim Anblick des Menſchen, wofern man ihn nicht, beſonders durch Zerrüttung ſeines Lagers reizt; denn alsdann wird er wüthend, ſchießt vor, beißt und zerfleiſcht, faſt wie der Panther.“

Die Gefangenſchaft, die gute oder ſchlechte Behandlung können den Grimm dieſes Thieres weder bändigen noch mildern; jenes, das wir in

der Menagerie geſehen haben, ſtand immer bereit gegen den vorzuſchießen, der ſich ihm näherte; man hat nur durch das Gitter ſeines Behälters ſeine Zeichnung und Beſchreibung aufnehmen können. Man ernährte es mit Fleiſch, wie die Panther und Leoparden.

Dieſer Serval oder Marapute von Malabar und Indien ſcheint uns dasſelbige Thier zu ſein, wie die Tigerkatze vom Senegal und vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welche nach dem Zeugniſſe der Reiſenden der Katze durch ihre Geſtalt und dem Tiger (d. h. dem Panther oder dem Leoparden) durch die ſchwarzen und weißen Flecken ſeines Haars gleicht. „Dieſes Thier, ſagen ſie, iſt vielmehr dicker als eine Katze; es iſt gefräßig und verzehrt Affen, Ratten und andere Thiere.“

Bei der Vergleichung, die wir zwiſchen dem Serval und der von den HH. Mitgliedern der Akademie beſchriebenen Pantherkatze angeſtellt, haben wir keine andern Unterſchiede gefunden als die langen Flecken auf dem Rücken und die Ringe am Schwanze der Pantherkatze, die beim Serval nicht vorkommen; bei ihm ſtehen blos die Flecken des Rückens näher zuſammen als die der andern Körpertheile; doch dieſe geringe Abweichung bildet einen zu leichten Unterſchied, als daß man an der Einerleiheit der Art dieſer Thiere zweifeln könnte.

Der Ozelot.

Der Ozelot iſt ein wildes und fleiſchfreſſendes amerikaniſches Thier, welches man neben den Jaguar und Kuguar oder unmittelbar danach ſtellen muß; denn was die Größe betrifft, ſo nähert er ſich ihnen und nach ſeiner Gemüthsart und ſeiner Geſtalt gleicht er ihnen. Das Männchen und das Weibchen ſind von H. Lescot lebend nach Paris gebracht worden, und man hat ſie auf der Meſſe Saint-Ovide im September des Jahres 1764 geſehen. Sie kamen aus den Karthagena benachbarten Ländern und waren im Oktober 1763 ihrer Mutter ganz jung geraubt worden; in einem Alter von 3 Monaten waren ſie ſchon ſtark und grauſam genug geworden, um eine Hündin, die man ihnen zur Nahrung gegeben, zu tödten und zu verzehren; ein Jahr alt, als wir ſie geſehen, hatten ſie ungefähr zwei Fuß in der Länge, und es iſt gewiß, daß ſie noch wachſen mußten, und wahrſcheinlich, daß ſie damal nur die Hälfte oder zwei Drittel ihres vollen Wachsthums erreicht hatten. Man zeigte ſie unter dem Namen *Tigerkatzen*; wir aber haben dieſe unſichere und zuſammengeſetzte Benennung mit um ſo größerm Rechte verworfen, als man uns unter dieſem nämlichen Namen den Jaguar, den Serval und den Margay geſchickt hatte, die doch alle drei voneinander und auch von jenem verſchieden ſind, von dem hier die Rede iſt.

Der erſte Schriftſteller, der dieſes Thieres abſichtlich und auf eine Weiſe Erwähnung thut, um es kenntlich zu machen, iſt Fabri; er hat die Zeichnungen, die Rechi von ihm gemacht hatte, ſtechen laſſen und ſeine Beſchreibung nach dieſen nämlichen Zeichnungen, die in Farbe waren, verfaßt; er gibt auch eine Art Naturgeſchichte von ihm, nach dem, was Gregoire de Bolivar darüber geſchrieben und ihm erzählt hatte. Ich machte dieſe Bemerkung in der Abſicht, einen Punkt aufzuklären, der die Naturforſcher in eine Art Irrthum geſtürzt, und über den ich geſtehe, mich eben ſo, wie ſie, getäuſcht zu haben; dieſer Punkt iſt, zu wiſſen, ob die beiden von Rechi, das erſte mit dem Namen Tlalauhquiozelotl das zweite mit dem Namen Tlakoozlotl, Tlalozelotl, gezeichneten und hernach von Fabri als zwei verſchiedene Arten beſchriebenen Thiere nicht dasſelbe Thier ſeien. Man hatte Grund, ſie als verſchieden zu betrachten und betrachtete ſie wirklich ſo, obwohl die Geſtalten ziemlich ähnlich ſind, da doch immerhin in den Namen und ſelbſt in den Beſchreibungen Verſchiedenheiten Statt finden. Ich hatte daher geglaubt, der erſte könnte derſelbe wie der Jaguar ſein, ſo daß ich bei der Benennung dieſes Thieres den mexikaniſchen Namen Tlalauhquiozelotl auf dasſelbe bezogen habe. Nun aber gehört dieſer mexikaniſche Namen ihm nicht an, und ſeit wir die Thiere, das Männchen und das Weibchen, von denen wir hier reden, geſehen, bin ich überzeugt, daß die von Fabri beſchriebenen Thiere nichts anders als dieſes Thier ſind, das erſte das Männchen und das zweite das Weibchen. Ein Zufall war erforderlich, wie der, den wir gehabt haben, um dieſen kleinen Irrthum zu erkennen. Von allen Thieren mit getigerter Haut hat der männliche Ozelot gewiß die ſchönſte und die am zierlichſten gefleckte; die des Leoparden ſelbſt kommt ihr, was die Lebhaftigkeit der Farben und die Regelmäßigkeit der Zeichnung betrifft, nicht, und die des Jaguars, des Panthers oder der Unze noch weniger nahe, beim weiblichen Ozelot aber ſind die Farben viel ſchwächer und die Zeichnung nicht ſo regelmäßig, und dieſe ſehr augenfällige Verſchiedenheit hat Rechi, Fabri und die andern täuſchen können. Man wird, vergleicht man die Abbildungen und Beſchreibungen beider, ſehen, daß die Unterſchiede immerhin noch beträchtlich ſind, und der Bekleidung des Weibchens viele Blumen und Verzierungen fehlen, die ſich auf der des Männchens finden.

Hat der Ozelot ſein völliges Wachsthum erreicht, ſo iſt er, nach Gregoire de Bolivar, zwei und einen halben Fuß hoch und ungefähr 4 Fuß lang; der Schwanz, zwar ziemlich lang, reicht doch nicht, wenn er herabhängt, bis an die Erde und iſt folglich kaum 2 Fuß lang. Dieſes

Thier iſt ſehr gefräßig und iſt zu gleicher Zeit ſehr furchtſam; ſelten greift es Menſchen an und es fürchtet die Hunde; ſobald es von ihnen verfolgt wird, läuft es in den Wald und klettert auf einen Baum; dort bleibt es und hält es ſich auch auf, um zu ſchlafen und das Wild oder das Hornvieh zu erſpähen, über das es herſtürzt, ſobald es dasſelbe in ſeinem Bereiche ſieht. Blut zieht es dem Fleiſche vor, und daher vertilgt es eine große Menge Thiere, da es, anſtatt, indem es ſie frißt, ſich zu ſättigen, nur, indem es ihr Blut ſaugt, ſeinen Durſt löſcht.

Im Zuſtande der Gefangenſchaft behält er ſeine Sitten; nichts vermag ſein grimmiges Weſen zu ſänftigen, nichts ſeine unruhigen Bewegungen zu ſtillen; man iſt genöthigt, ihn ſtets im Käſicht zu halten. „Nach 3 Monaten, ſagt H. Lescot, als dieſe beiden Jungen ihre Nahrung gefreſſen hatten, hielt ich ſie im Käſicht und habe ſie in demſelben mit friſchem Fleiſch ernährt, wovon ſie täglich 7 bis 8 Pfund fraßen; ſie hegen ſich zuſammen, Männchen und Weibchen, wie unſere Hauskatzen. Von Seiten des Männchens herrſcht ein merkwürdiger Vorzug unter ihnen: ſo große Eßbegier beide Thiere haben, nie läßt ſich das Weibchen beikommen, etwas zu nehmen, bevor das Männchen geſättigt iſt und ihm die Biſſen zuwirft, die es nicht mehr will. Ich habe ihnen mehreremal lebende Katzen gegeben; ſie ſaugen ihnen das Blut aus, bis der Tod erfolgt, freſſen ſie aber nie. Zu ihrem Unterhalt hatte ich zwei Zicklein mit eingeſchifft; ſie freſſen kein gekochtes noch geſalzenes Fleiſch.*)“

Nach dem Zeugniſſe Gregoires de Bolivar ſcheint es, daß dieſe Thiere gewöhnlich nur zwei Junge zur Welt bringen, und das des H. Lescot ſcheint dieſe Sache zu beſtätigen; denn er ſagt auch, man habe die Mutter getödtet, ehe man die beiden Jungen, wovon wir eben geſprochen, gefangen habe. Es verhält ſich mit dem Ozelot wie mit dem Jaguar, Panther, Leoparden, Tiger und Löwen: alle dieſe durch ihre Größe merkwürdigen Thiere zeugen nur in geringer Anzahl, wogegen die Katzen, die man dieſer Sippſchaft zugeſellen könnte, in ziemlich großer Anzahl zeugen, was beweiſt, daß das Mehr oder Minder in der Zeugung weit mehr von der Größe als von der Geſtalt abhängt.

*) Brief des H. Lescot, der dieſe beiden Thiere dem H. de Beoſt, Geſchäftsfreund der Akademie der Wiſſenſchaften, von dem feſten Lande von Karthagena mitgebracht hatte, geſchrieben den 17. September 1764.

H. de Beoſt, der die Güte gehabt, mir dieſen Brief mitzutheilen, beſitzt viele Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, und es iſt dies nicht die einzige Gelegenheit, die wir haben werden, von Gegenſtänden zu ſprechen, die er uns mitgetheilt hat.

Der Margay.

Der Margay iſt viel kleiner als der Ozelot; er gleicht nach der Geſtalt und Größe des Körpers der wilden Katze; nur iſt ſein Kopf viereckiger, ſeine Schnauze nicht ſo kurz, die Ohren gerundeter und der Schwanz länger; ſein Haar iſt ebenfalls kürzer als das der wilden Katze und auf einem falben Grunde mit ſchwarzen Strichen, Streifen und Flecken gezeichnet. Man hat ihn uns von Cayenne unter dem Namen Tigerkatze geſchickt, und er hat in der That etwas von der Natur der Katze und der des Jaguars oder des Ozelots an ſich, der beiden Thiere, denen man im neuen Feſtlande den Namen Tiger gegeben hat. Nach Fernandes iſt dieſes Thier nach völlig erlangtem Wachsthum nicht ganz ſo groß wie die Zivette; und nach Marcgrave, deſſen Vergleichung uns richtiger dünkt, hat es die Größe der wilden Katze, der es auch ſeinen natürlichen Gewohnheiten nach gleicht, indem es nur von kleinem Wild, Geflügel, u. ſ. w. lebt; ſehr ſchwer aber iſt es zu zähmen und verliert ſogar nie ſeine grimmige Gemüthsart. Hinſichtlich der Farben wechſelt es ſehr, obwohl es gewöhnlich ſo ausſieht, wie wir es hier darſtellen. Es iſt in Guiana und in den übrigen Landſchaften Südamerikas ſehr gemein. Es hat den Anſchein als ſei es dasſelbe Thier, welches man zu Luiſiana Pichu nennt; allein ſeine Art iſt in den gemäßigten Ländern nicht ſo gemein wie in den heißen Erdſtrichen.

Ueberſehen wir nochmal dieſe grauſamen Thiere, deren Kleid ſo ſchön, deren Natur ſo falſch iſt, ſo werden wir im alten Feſtlande den Tiger, den Panther, den Leoparden, die Unze, den Serval und im neuen den Jaguar, den Ozelot und Margay finden, die alle drei nur Verkleinerungen der erſten zu ſein ſcheinen und die, weder ihren Wuchs noch ihre Kraft beſitzend, auch ſo feig wie die andern unerſchrocken und ſtolz zu ſein ſcheinen.

Es gibt noch ein Thier dieſer Gattung, welches von allen eben genannten ſich zu entfernen ſcheint; die Kürſchner nennen es Gepard. Wir haben mehrere Häute davon geſehen; ſie gleichen nach der Länge des Haars der Haut des Luchſes; da aber die Ohren nicht in einen Pinſel endigen, ſo iſt der Gepard kein Luchs; auch iſt er weder ein Panther noch ein Leopard; er hat nicht, wie dieſe Thiere kurzes Haar, und er unterſcheidet ſich von allen durch eine Art Mähne oder vier bis fünf Zoll langes Haar, das er auf dem Halſe und zwiſchen den Schultern trägt; auch iſt das Haar am Bauche 3 bis 4 Zoll lang, und der Schwanz verhältnißmäßig kürzer als beim Panther, Leoparden oder der Unze; er hat beinahe die Größe dieſes letztern Thieres, da ſein Körper nur ungefähr

viertehalb Fuß lang iſt. Uebrigens iſt ſein ſehr blaß falbes Fell wie das des Leoparden, mit ſchwarzen Flecken überſät, die aber näher zuſammen ſtehen und kleiner ſind, da ſie nur drei bis vier Linien im Durchmeſſer haben.

Ich habe gedacht, dieſes Thier müſſe daſſelbe ſein, wie jenes, welches Kolbe unter dem Namen Tigerwolf angibt; ich ſetze ſeine Beſchreibung hieher,*) damit man ſie mit der unſern vergleichen kann. In den Gränzländern des Vorgebirges der guten Hoffnung iſt es gemein. Den ganzen Tag hält es ſich in Felſenſpalten oder in Löchern auf, die es gräbt; während der Nacht geht es auf Beute aus; da es aber heulend ſein Wildprett jagt, ſo warnt es Menſchen Thiere und der Art, daß man es leicht vermeiden oder tödten kann. Uebrigens ſcheint das Wort Gepard von Leopard abgeleitet, da man ſo auch im Deutſchen und Holländiſchen für Leopard ſagt. Wir haben auch gefunden, daß es in dieſer Art hinſichtlich des Farbengrundes und der Flecken Abweichungen gibt; ein gemeinſchaftliches Merkmal aber aller Geparden ſind die langen Haare unter dem Bauche und die Mähne am Halſe.

In dem Aufſatze vom Margey müſſen wir die Tigerkatze von Cayenne zur Sprache bringen, von der H. de la Borde in folgenden Worten redet:

„Die Haut der Tigerkatze iſt, wie die der Unze, ſtark gefleckt. Sie iſt nicht ganz ſo dick wie der Fuchs, hat aber alle ſeine Neigungen. Man findet ſie gewöhnlich in den Wäldern von Cayenne. Sie rottet viel Wildprett aus, wie Aguki, Akuſchi, Rebhühner, Faſanen und andere Vögel, die ſie, wenn ſie jung ſind, in ihren Neſtern fängt. Sie iſt recht flink, um auf die Bäume zu klettern, wo ſie ſich verborgen hält. Sie läuft nicht ſchnell und immer hüpfend. Ihre Miene, ihr Gang, ihre Art, ſich niederzulegen, gleichen vollkommen denen der Katze. Ich habe in den Wohnungen zu Cayenne mehrere geſehen, die man angekettet hielt; ſie ließen ſich wohl ein wenig auf dem Rücken anrühren, aber ihr Geſicht

*) »Er iſt von der Größe eines gewöhnlichen Hundes und zuweilen dicker; ſein Kopf iſt breit wie der Kopf der Doggen, die man in England mit den Stieren kämpfen läßt; ſeine Kinnbacken ſind dick, eben ſo die Schnauze und die Augen; ſeine Zähne ſind ſehr ſcharf; ſein Haar iſt kraus wie das eines Pudelhundes, und gefleckt wie das des Tigers; ſeine Tatzen ſind breit und mit dicken Krallen bewaffnet, die er, wie die Katzen, wann er will, einzieht; ſein Schwanz iſt kurz. Todfeinde von ihm ſind der Löwe, der Tiger und der Leopard, die ſehr häufig auf ihn Jagd machen; ſie verfolgen ihn bis in ſeine Höhle, ſtürzen ſich auf ihn, und zerreißen ihn in Stücke.« (Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe, Theil III. Seite 69 u. f.)

Das Thier, welchem dieſer Schriftſteller den Namen Tiger gibt, iſt dasjenige, welches wir Leopard genannt haben, und was er Leopard nennt, iſt der Panther.

behält immer ein wildes Ausſehen. Zur Nahrung gab man ihnen blos Fiſche und rohes oder gekochtes Fleiſch; jedes andere Nahrungsmittel widerſteht ihnen. Sie zeugen in allen Jahreszeiten, im Sommer und Winter, und bringen zwei Junge zugleich in hohlen Stämmen fauler Bäume zur Welt.“

„Das Männchen hatte die Größe einer gemeinen Katze; es war 19 engliſche Zoll lang von der Naſe bis zum Schwanze, der 4 Zoll lang war und wie der Mokoko 8 weiße Ringe hatte. Die Farbe war hellbraun, mit grauen Haaren gemiſcht; das merkwürdigſte aber an ihm waren ziemlich breite ſchwarze Streifen, die ſtrahlenförmig ſeinen ganzen Körper entlang über die Seiten vom Kopf bis zum Schwanz liefen. Der Bauch iſt von heller Farbe mit ſchwarzen Flecken; die Beine ſind dünn, ſchwarz gefleckt. Seine Ohren hatten eine breite Oeffnung; ſie waren mit feinen Haaren bedeckt. Er hatte unter den Augen auf jeder Seite der Naſe zwei ſehr ins Auge fallende ſchwarze, breite Flecken; und am unterſten Theil dieſes Fleckens dicht bei der Lefze ſteht ein ſteifes und ſchwarzes Haarbüſchel. Das Weibchen hat einen dünnen Leibwuchs; es war ganz röthlich grau, ohne allen Flecken auf dem Rücken, nur hatte es einen Flecken auf dem Bauche, der ſchmutzig weiß war.“

Der Biſam. *)

H. Vosmaer hat in einem zu Amſterdam 1771 gedruckten Blatte die Beſchreibung eines Thieres unter dem Namen Biſamkatze gegeben, wovon Folgendes ein Auszug iſt:

„Ihre Größe iſt beinahe die einer Hauskatze. Die auf dem ganzen Körper vorherrſchende Farbe iſt hell aſchgrau, durch braune Flecken gehoben. In der Mitte des Rückens zieht ſich ein ſchwarzer Streifen bis an den Schwanz, der ſchwarz und weiß geſtreift iſt; die Spitze desſelben iſt aber ſchwarz oder ganz dunkelbraun. Die Vorder- und Hintertatzen ſind nach innen braun und nach außen grau mit Braun gefleckt. An den beiden Seiten des Kopfes und auf der Naſe ſieht man braune Streifen; an der Naſenſpitze und unter den Augen ſind weiße Flecken. Die runden und gerade ſtehenden Ohren ſind mit kurzen grauen Haaren bedeckt; die Naſe iſt ſchwarz und auf jeder Seite ſind mehrere lange braune und weiße Haare. Die Tatzen ſind mit kleinen weißen und gebogenen Krallen bewaffnet, die ſich einwärts ziehen laſſen.“

„Dieſes niedliche Thier hatte eine etwas traurige Gemüthsart, ohne jedoch böſe zu ſein; es lag an der Kette. Es fraß gern Fleiſch, vorzüglich

*) Nach H. Cuvier iſt dieſes Thier nur eine Spielart der Genette.

aber lebende Vögel. Man hat es nicht miauen hören; aber wenn man es quälte, brummte und blies es wie eine Katze."

H. Vosmaer ſagt auch, er habe dieſe Biſamkatze drei Jahre lang ernährt, und nie geſpürt, daß ſie im Geringſten einen Moſchusgeruch gehabt hätte; mithin haben diejenigen, die ſie Moſchuskatze genannt haben, ſie offenbar mit dem Zibet oder der Genette des Vorgebirges verwechſelt; und doch gleichen ſich dieſe Thiere gar nicht; denn H. Vosmaer vergleicht den Biſam mit dem Margay. „Unter allen Thieren, ſagt er, mit denen H. Büffon uns bekannt gemacht, hat der Margay von Cayenne die meiſte Aehnlichkeit mit der Biſamkatze, obwohl bei genauer Vergleichung der Margay eine weit dünnere und ſpitzere Schnauze hat; er unterſcheidet ſich auch bedeutend durch den Schwanz und die Geſtalt der Flecken."

Ich will in dieſer Hinſicht bemerken, daß jene erſten Unterſchiede von H. Vosmaer gut aufgefaßt worden; allein dieſe Thiere unterſcheiden ſich ferner durch die Größe, da der Margay den Leibwuchs der wilden Katze und der Biſam den der Hauskatze hat, d. h. halb ſo groß iſt. Außerdem hat der Margay keinen ſchwarzen Streifen auf dem Rücken; ſein Schwanz iſt bei weitem nicht ſo lang und nicht ſo ſpitz, und was vollens den wirklichen Unterſchied der Art des Margays und der des Biſams entſcheidet, iſt dieſes, daß der eine dem alten und der andere dem neuen Feſtlande angehört.

Der Schakal und Adive.

Wir ſind nicht ſicher, ob dieſe zwei Namen zwei Thiere verſchiedener Arten bezeichnen; wir wiſſen lediglich, daß der Schakal größer, wilder, ſchwerer zu zähmen iſt als der Adive, daß ſie übrigens aber in jedem Bezuge ſich zu gleichen ſcheinen. Es könnte demnach der Adive blos der zahme Schakal ſein, aus dem man ein Hausthier gemacht hätte, das kleiner, ſchwächer und ſanfter als der wilde Stamm wäre; denn der Adive verhält ſich zu dem Schakale beinahe ſo, wie der Schooßhund oder kleine Pudel zum Hirtenhunde; da jedoch dieſer Umſtand nur durch einige beſondere Beiſpiele angegeben wird, da im Allgemeinen die Art des Schakals keine Hausart iſt wie die des Hundes, da überdies ſich ſelten ſo große Verſchiedenheiten in einer freien Art finden, ſo ſind wir ſehr geneigt, zu glauben, daß der Schakal und der Adive wirklich zwei geſonderte Arten ſind. Der Wolf, der Fuchs, der Schakal und der Hund bilden vier Arten, die, obwohl einander ſehr nahe ſtehend, gleichwohl unter ſich verſchieden ſind. Die Spielarten in der Art des Hundes ſind ſehr zahlreich; die meiſten rühren vom Zuſtande der Hausgenoſſenſchaft her, in den er zu allen Zeiten ſcheint gebracht worden

zu ſein. Der Menſch hat in dieſer Art Raçen geſchaffen, indem er die größten oder kleinſten, die niedlichſten oder häßlichſten, die behaarteſten oder nackteſten u. ſ. w. auswählte und paarte; aber unabhängig von dieſer durch Menſchenhand hervorgebrachten Raçen gibt es in der Art des Hundes mehrere Spielarten, die einzig von dem Himmelsſtriche abzuhangen ſcheinen. Die Dogge, der Däne, der Wachtelhund (oder Bologneſer), der türkiſche, der ſiberiſche u. ſ. w. haben ihren Namen vom Himmelsſtriche; unter dem ſie urſprünglich zu Hauſe ſind, und ſcheinen unter ſich mehr als der Schakal vom Adive verſchieden zu ſein; möglich alſo, daß die Schakale, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, manchfaltige Veränderungen, erlitten, und dieſes verträgt ſich ziemlich gut mit den Angaben, die wir geſammelt haben. Nach den Schriften der Reiſenden ſcheint es, daß es überall große und kleine gibt, daß ſie in Armenien, Cicilien, Perſien und in dem ganzen Theile von Aſien, den wir die Levante nennen und wo dieſe Art ſehr zahlreich, beſchwerlich und ſchädlich iſt, insgemein ſo groß wie unſere Füchſe ſind; daß ſie blos kürzere Beine haben und durch die lebhaft und glänzend gelbe Haarfarbe ausgezeichnet ſind: darum haben mehrere Schriftſteller den Schakal Goldwolf genannt. In der Berberei, in Oſtindien, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in den übrigen Landſchaften Aſiens und Afrikas ſcheint dieſe Art mehrere Veränderungen erlitten zu haben; in dieſen heißen Ländern ſind ſie größer, und ihr Haar iſt mehr fuchsbraun als ſchön gelb, und es gibt ihrer von verſchiedenen Farben. Die Art des Schakals iſt alſo durch ganz Aſien verbreitet, von Armenien bis nach Malabar, und findet ſich auch in Arabien, der Berberei, Mauretanien, Guinea und den Ländern des Vorgebirges; es ſcheint, daß ſie beſtimmt worden iſt, die des Wolfes zu erſetzen, die in den heißen Ländern fehlt oder wenigſtens ſehr ſelten iſt.

Da man indeſſen Schakale und Adiven in denſelben Ländern findet, da die Art nicht durch eine langwierige Hausgenoſſenſchaft ihre Natur hat verändern können und beſtändig zwiſchen dieſen Thieren nach der Größe und ſelbſt nach der Gemüthsart eine beträchtliche Verſchiedenheit obwaltet, werden wir ſie als zwei geſonderte Arten betrachten, mit dem Vorbehalte, ſie zu vereinigen, ſobald thatſächlich erwieſen wird, daß ſie ſich miteinander vermiſchen und zeugen. Unſere Vermuthung einer Verſchiedenheit dieſer zwei Arten iſt um ſo beſſer begründet, als ſie mit der Meinung der Alten übereinzuſtimmen ſcheint. Nachdem Ariſtoteles deutlich vom Wolf, vom Fuchs und der Hyäne geſprochen, zeigt er ziemlich dunkel zwei andere Thiere derſelben Gattung an, eins unter dem Namen Panther und das andere unter dem Namen Thos. Die

Ueberſetzer des Ariſtoteles haben Panther durch lupus canarius und Thos durch lupus cervarius verdollmetſcht: Hundswolf, Hirſchwolf. Dieſe Verdollmetſchung zeigt zur Genüge an, daß ſie den Panther und den Thos als Wolfsarten betrachteten; allein ich habe in dem Aufſatz über den Luchs klar gemacht, daß der lupus cervarius der Lateiner nicht der Thos der Griechen iſt; dieſer lupus cervarius iſt derſelbe, wie der chaus des Plinius, derſelbe, wie unſer Luchs oder Hirſchwolf, der kein einziges Merkmal hat, das dem Thos zukommt. Wo Homer die Tapferkeit des Ajax ſchildert, der allein ſich auf einen Schwarm Trojer ſtürzt, die den verwundeten Ulyſſes umringt halten, macht er die Vergleichung mit einem Löwen, der plötzlich auf einen Haufen Thoen, die ſich um einen in den letzten Zügen liegenden Hirſch zuſammengerottet haben, hereinbricht und ſie wie verächtliche Thiere auseinanderſtiebt.

Der Scholiaſt des Homer erklärt das Wort Thos durch Panther, und ſagt, dies ſei eine ſchwache und furchtſame Wolfsart: demnach haben einige alten Griechen den Thos und den Panther für dasſelbe Thier angeſehen: Ariſtoteles aber ſcheint ſie zu unterſcheiden, ohne ihnen jedoch verſchiedenartige Merkmale oder Beſchaffenheiten beizulegen. „Alle innere Theile der Thoen, ſagt er, ſind denen des Wolfs ähnlich. Sie paaren ſich wie die Hunde und erzeugen zwei, drei bis vier Junge, die mit geſchloſſenen Augen zur Welt kommen. Der Thos hat einen längern Körper und Schwanz mit geringerer Höhe; und obgleich ſeine Beine kürzer ſind, beſitzt er doch eben ſo große Schnelle, weil er, geſchmeidiger und gewandter, weiter ſpringen kann. Der Löwe und der Thos ſind Feinde, weil ſie, beide von Fleiſch lebend, gezwungen ſind, ihre Nahrung auf demſelben Grund und Boden zu ſuchen und ſie ſich folglich ſtreitig zu machen. Die Thoen lieben den Menſchen, greifen ihn nicht an und fürchten ihn nicht ſehr; ſie kämpfen gegen die Hunde und mit den Löwen, weshalb man nicht leicht an demſelben Orte Löwen und Thoen findet. Die beſten Thoen ſind die kleinſten: es gibt zwei Arten, einige nehmen ſelbſt drei an.“ Das iſt Alles, was Ariſtoteles in Betreff der Thoen ſagt, und er ſagt ungleich weniger über den Panther; man findet nur eine Stelle in demſelben Abſchnitt XXXV. des ſechſten Buches ſeiner Naturgeſchichte der Thiere. „Der Panther, ſagt er, erzeugt vier Junge; bei ihrer Geburt haben ſie, wie die jungen Wölfe, die Augen geſchloſſen.“ Vergleicht man dieſe Stellen mit der homeriſchen und mit denen der andern griechiſchen Schriftſteller, ſo däucht es mir, faſt gewiß, daß der Thos des Ariſtoteles der große Schakal und daß der Panther der kleine Schakal oder Adive iſt. Man ſieht, daß er zwei Thosarten zuläßt, daß er vom Panther nur einmal und ſo zu ſagen bei

Gelegenheit des Thos ſpricht: ſehr wahrſcheinlich alſo iſt dieſer Panther der Thos der kleinen Art, und dieſe Wahrſcheinlichkeit ſcheint durch das Zeugniß Oppians, der den Panther unter die Zahl der kleinen Thiere, wie der Siebenſchläfer und Katzen ſetzt, zur Gewißheit zu werden.

Der Thos iſt alſo der Schakal und der Panther der Adive; und mögen ſie zwei verſchiedene Arten bilden, oder nur eine ausmachen, gewiß iſt es, daß, was die Alten vom Thos und Panther geſagt haben, auf den Schakal und Adive paßt und auf andere Thiere keine Anwendung findet; und wenn bis auf dieſen Tag die wahre Bedeutung dieſer Namen unbekannt geweſen, wenn ſie immer ſchlecht erklärt worden ſind, ſo rührt dies daher, weil die Ueberſetzer die Thiere nicht kannten, und die neuern Naturforſcher, die ſie wenig kannten, ſie nicht verbeſſern konnten.

Obwohl die Art des Wolfes der des Hundes ſehr nahe ſteht, findet dennoch die des Schakals Platz zwiſchen beiden. Der Schakal oder Adive, wie Belon ſagt, iſt ein Thier zwiſchen Hund und Wolf in der Mitte. Neben dem Grimm des Wolfs hat er in der That etwas von der Vertraulichkeit des Hundes; ſeine Stimme iſt ein mit Gebell und Geſeufz vermiſchtes Geheul; er iſt ſchreiſüchtiger als der Hund, gefräßiger als der Wolf. Er geht nie allein, ſondern immer truppweiſe, zu zwanzigen, dreißigen bis vierzigen; jeden Tag verſammeln ſie ſich zu Krieg und Jagd; ſie leben von kleinen Thieren und machen den mächtigſten ſich durch ihre Menge furchtbar; ſie greifen jegliche Art Hornvieh oder Geflügel faſt im Angeſichte des Menſchen an; frech und ohne Furcht zu verrathen, gehen ſie in die Schaf-, Rinder- und Pferdeſtälle, und wenn ſie daſelbſt nichts anderes finden, ſo freſſen ſie das Leder des Pferdegeſchirrs, der Stiefel und Schuhe und nehmen die Riemen mit, die ſie zu verſchlingen die Zeit nicht gehabt. Mangelt es ihnen an lebender Beute, ſo ſcharren ſie die Leichen der Menſchen und Thiere aus; man iſt genöthigt die Erde über den Gräbern feſt zu treten und dichte Dorngeſträuche darauf zu pflanzen, damit ſie dieſelbe nicht aufwühlen und graben; denn eine dicke Lage von einigen Fuß Erde reicht nicht hin, um ſie abzuſchrecken; mehrere arbeiten zuſammen; ſie begleiten dieſe Ausgrabung mit kläglichem Geſchrei, und, ſind ſie einmal an Menſchenleichen gewöhnt, ſo hören ſie nicht auf, nach den Kirchhöfen zu laufen, den Heeren zu folgen, den Karavanen ſich anzuſchließen; es ſind die Raben unter den vierfüßigen Thieren; das faulſte Fleiſch widerſteht ihnen nicht; ihre Eßbegier iſt ſo anhaltend, ſo heftig, daß das trockenſte Leder noch ſaftig und jedes Fell, jede Fettigkeit, jeder thieriſche Unflat ihnen gleich gut iſt; die Hyäne hat dieſe nämliche Luſt an faulem Fleiſch; auch ſie ſcharrt die Leichen aus; und wegen der Uebereinſtimmung in dieſer Gewohnheit hat man oft

dieſe ſo ſehr verſchiedenen Thiere miteinander verwechſelt. Die Hyäne iſt ein einſiedleriſches, ſchweigſames, ſehr wildes Thier, welches, obzwar ſtärker und mächtiger als der Schakal, nicht ſo beſchwerlich fällt und ſich beſcheidet, die Todten zu freſſen, ohne die Lebenden zu beunruhigen, wogegen ſich alle Reiſenden über das Geſchrei, die Dieberei und die Ausſchweifungen des Schakals beklagen, der mit der Niedrigkeit des Wolfes die Schamloſigkeit des Hundes verbindet und, an der Natur beider Theil nehmend, nur eine haſſenswürdige Miſchung aller ſchlechten Eigenſchaften des einen und des andern zu ſein ſcheint.

Der Adive-Schakal.

Die von H. Sonnerat dem königlichen Kabinet unter dem Namen des **indiſchen Fuchſes** geſchenkte Haut dieſes Thieres iſt die eines Adive-Schakals, wie man aus der Betrachtung des in dieſem Bande abgezeichneten ſehen kann. Obwohl dieſer letztere nach einer ohne Beſchreibung aus England geſandten Zeichnung geſtochen iſt, erkennt man immer in den Merkmalen die Art, die man hier in dieſer Haut wiederfindet, an der ſich wenige hervorſtechende Verſchiedenheiten von dem zuvor beſchriebenen Adiven finden.

Dieſer Adive-Schakal, der von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes 21 Zoll und der Biegung des Körpers nach 23 Zoll 10 Linien Länge hat, iſt etwas kleiner als der Fuchs und leichter in den Körperformen; ſein Kopf, der von der Naſenſpitze bis zum Hinterhaupte 5 Zoll 3 Linien hat, iſt lang und dünn, die Schnauze hager, was ihm eine feine Geſichtsbildung gibt; die Augen ſind groß und die Augenlieder niedergebogen, wie bei allen Füchſen.

Die Farbe dieſes Adiven ſind die falbe, graue und weiße. Die Miſchung dieſer drei Farben, worin das Weiße vorherrſcht, bildet die allgemeine Farbe dieſes Thieres. Der Kopf iſt falb, auf dem Hinterhaupt, um das Ohr, an den Backen weiß gemiſcht, und auf der Naſe und den Kiefern bräunlicher; der Rand der Augen iſt bräunlich. Vom vordern Augenwinkel geht ein Streifen aus, der im Augeneck breiter wird und ſich bis auf den Oberkiefer hinzieht; der Streifen, welcher vom hintern Winkel ausgeht, iſt ſchmal, wird immer ſchwächer und verliert ſich auf den Backen unter dem Ohr: die Naſenſpitze und die Näslöcher, die Umfangslinie der Maulöffnung und der Rand der Augenlieder ſind ſchwarz, eben ſo die großen Haare über den Augen und der Schnauzbart, deſſen größte Haare 3 Zoll 2 Linien lang ſind; der ganze Untertheil des Halſes, der obere Theil des Rückens, die Schultern und Schenkel ſind graulich, auf dem Rücken aber und an den Schultern etwas mehr falb; der äußere Theil der Vorder- und Hinter-

beine iſt dunkel, oben auf dem Fuß aber hell falb; die Binnenfläche iſt weiß und falb, theilweiſe blaß.

Der Vorderfuß hat 5 Zehen, wovon die erſte, die Daumzehe, den Nagel am Gelenk liegen hat. Der größte Nagel hat 8 Linien, Der Hinterfuß hat nur 4 Zehen und kleinere Nägel, da der größte nur 5 Linien hat; die Nägel ſind etwas gebogen und rinnenförmig. Der Schwanz iſt 10 Zoll, 6 Linien lang; er iſt an ſeiner Wurzel ſchmal, in der Länge breit und dichtbehaart; er iſt blaß falb, dazwiſchen bis auf mehr als ein Drittheil von ſeinem Ende an gelblich weiß und dunkelbraun gefärbt, mit einigen Flecken von der nämlichen Farbe auf dem hintern Theile. Die Haare ſind 22 Linien lang.

Die Hyäne.

Ariſtoteles hat uns zwei Bemerkungen in Betreff der Hyäne hinterlaſſen, die allein hinreichen würden, um dieſes Thier kenntlich und von allen andern unterſcheidbar zu machen; gleichwohl haben die Reiſenden und Naturforſchern es mit vier andern Thieren verwechſelt, deren Arten alle vier unter ſich und von der der Hyäne verſchieden ſind. Dieſe Thiere ſind der Schakal, der Vielfraß, die Zivette und der Pavian, die alle vier wie die Hyäne fleiſchfreſſend und wild ſind und je einige kleine Uebereinſtimmungen und beſondere Aehnlichkeiten mit ihr haben, welche zum Verſehen und Irrthum Anlaß gegeben. Der Schakal findet ſich beinahe in demſelben Lande; er nähert ſich, wie die Hyäne, der Geſtalt des Wolfes, wie ſie, lebt er von Leichen und durchwühlt die Gräber, um die Körper herauszuziehen; das war genug, um einen für den andern zu nehmen. Der Vielfraß hat dieſelbe Gefräßigkeit, denſelben Hunger nach verdorbenem Fleiſch, denſelben Trieb, die Todten auszuſcharren, und obwohl er einem von dem der Hyäne ſehr verſchiedenen Himmelsſtrich angehört und auch ſeine Geſtalt ſehr verſchieden iſt, ſo hat jene bloße Uebereinſtimmung in ihrer Natur dazu hingereicht, daß die Schriftſteller ſie verwechſelten. Die Zivette findet ſich ebenfalls in demſelben Lande mit der Hyäne; ſie hat, wie dieſe, längs dem Rücken lange Haare und eine eigene Oeffnung oder Spalte, beſondere Merkmale, die nur einigen Thieren angehören und Belon glauben ließen, die Zivette ſei die Hyäne der Alten. Und den Pavian anlangend, der noch weniger als die drei andern der Hyäne gleicht, da er wie der Menſch oder der Affe Hände und Füße hat, ſo iſt er nur wegen der Aehnlichkeit des Namens für ſie genommen worden; die Hyäne heißt in der Berberei, Doktor Shaw zu Folge, Dubbah, und der Pavian wird, Marmol und Leo dem Afrikaner zu Folge, Dabuh genannt; und da der Pavian demſelben Himmelsſtrich

angehört, die Erde ebenfalls aufſcharrt, und beinahe die Form der Hyäne dar, ſo haben dieſe Uebereinſtimmungen die Reiſenden und dann die Naturforſcher, welche die Reiſenden abgeſchrieben haben, getäuſcht; jene ſelbſt, welche dieſe beiden Thiere deutlich unterſchieden, haben dennoch der Hyäne den Namen Dabuh, welches der Name des Pavians iſt, gelaſſen. Die Hyäne iſt alſo nicht der Dabuh der Araber, noch der Jeſef oder Seſef der Afrikaner, wie die Naturforſcher angeben; und man darf ſie nicht mit dem Deeb der Berberei verwechſeln. Doch, um für immer dieſer Namenverwirrung vorzubeugen, wollen wir hier in wenig Worten den Inbegriff der Forſchungen mittheilen, die wir in Betreff dieſer Thiere angeſtellt haben.

Ariſtoteles gibt der Hyäne zwei Namen; insgemein nennt er ſie Hyäne und zuweilen Glanus; um ſicher zu ſein, daß dieſe zwei Namen dasſelbe Thier bezeichnen, reicht eine Vergleichung der Stellen hin, in denen von ihm die Rede iſt. Die alten Lateiner haben den Namen Hyäne beibehalten und den Namen Glanus nicht angenommen; blos bei den neuern Lateinern findet man die Namen Ganus oder Gannus und Belbus, um die Hyäne zu bezeichnen. Nach Rhaſis haben die Araber die Hyäne Kabo oder Zabo genannt, Namen, die von dem Worte Zeeb hergeleitet ſcheinen, welches in ihrer Sprache der Name des Wolfes iſt. In der Berberei trägt die Hyäne den Namen Dubbah, wie man aus der kurzen Beſchreibung ſehen kann, welche der Dr. Shaw uns von dieſem Thiere gegeben hat. In der Türkei heißt die Hyäne, nach Nieremberg, Zirtlam; in Perſien, nach Kämpfer, Kaftaar und nach Pietro della Valle, Kaſtar. Dies ſind die einzigen Namen, die man der Hyäne geben darf, da es die einzigen ſind, unter denen man die Hyäne deutlich erkennen kann; es däucht uns indeſſen ſehr wahrſcheinlich, obwohl minder ausgemacht, daß der Lykaon und die Krokute Indiens und Aethiopiens, von denen die Alten reden, keine andern Thiere als die Hyäne ſind. Porfyrius ſagt ausdrücklich, die Krakute der Inder ſei die Hyäne der Griechen, und vielleicht paßt alles, was dieſe geſchrieben und ſelbſt Alles, was ſie Fabelhaftes in Betreff des Lykaon und der Krokute geſagt, auf die Hyäne, über die ſie ebenfalls mehr Fabeln als Thatſachen vorgebracht haben. Doch hier wollen wir unſern Vermuthungen über dieſen Punkt Schranken ſetzen, um uns nicht von unſerm gegenwärtigen Gegenſtande zu weit zu entfernen, und weil wir in einer beſondern Erörterung von dem, was die fabelhaften Thiere betrifft, und von den Beziehungen, die ſie zu den wirklichen haben können, handeln werden.

Der Panther der Griechen, der lupus canarius Gaza's, der lupus

armenius der neuern Lateiner und der Araber ſcheinen uns daſſelbe Thier zu ſein; und dieſes Thier iſt der Schakal, den die Türken nach Pollux Zikal, nach Spon und Wheler Thachal nennen; die neuern Griechen Zachalia, die Perſer Siechal oder Schachal, die Mauren der Berberei Deeb oder Jackal. Wir werden für ihn den Namen Schakal, der von mehreren Reiſenden angenommen worden, beibehalten, und uns mit der Bemerkung begnügen, daß er von der Hyäne ſich nicht allein in der Größe, der Geſtalt, der Haarfarbe, ſondern auch in der Lebensart unterſcheidet, da er gewöhnlich truppweiſe geht, während die Hyäne ein einſames Thier iſt; die neuen Namengeber haben den Schakal nach Kämpfer lupus aureus genannt, weil er eine lebhafte und glänzende gelb falbe Farbe hat.

Der Schakal iſt, wie man ſieht, ein von der Hyäne ſehr verſchiedenes Thier. Eben ſo verhält es ſich mit dem Vielfraß, einem Thier des Nordens, das in die kälteſten Länder, wie Lappland, Rußland, Sibirien verwieſen, in den gemäßigten Ländern ſelbſt unbekannt iſt und folglich nie in Arabien und eben ſo wenig in den andern heißen Erdſtrichen, wo ſich die Hyäne findet, gewohnt hat; auch unterſcheidet er ſich von ihr in allen Beziehungen, der Vielfraß hat die Geſtalt eines recht dicken Dachſes, kurze Beine, den Bauch faſt am Boden; 5 Zehen an den Vorder- wie an den Hinterfüßen, keine Mähne am Halſe, auf dem ganzen Körper ſchwarzes Haar, auf den Seiten zuweilen braun falbes. Mit der Hyäne hat er nichts als die große Gefräßigkeit gemeinſam. Die Alten, die nicht tief in die nordiſchen Länder vorgedrungen waren, kannten ihn nicht. Der erſte Schriftſteller, der dieſes Thieres erwähnt hat, iſt Olaus. Er hat es ſeiner Gefräßigkeit wegen Gulo geheißen; manchmal hat man es im Slavoniſchen Roſomak, im Deutſchen Jerff und Vielfraß genannt; die franzöſiſchen Reiſenden gaben ihm den Namen glouton. Es gibt in dieſer Art wie in der des Schakals Spielarten, wovon wir in der beſondern Naturgeſchichte dieſer Thiere reden werden; wir können aber im voraus verſichern, daß dieſe Spielarten, weit entfernt ſie der Art der Hyäne zu nähern, ſie noch weiter davon entfernen.

Die Zivette hat mit der Hyäne nur die Oeffnung oder den Sack unter dem Schwanze und die Mähne längs dem Halſe und dem Rückgrate gemein; ſie unterſcheidet ſich von ihr durch die Geſtalt und die Größe des Körpers, da ſie um die Hälfte kleiner iſt; ſie hat behaarte und kurze Ohren, die Hyäne dagegen lange und nackte; ſie hat ferner viel kürzere Beine, 5 Zehen an jedem Fuße, die Hyäne dagegen lange Beine und an allen Füßen nur 4 Zehen; die Zivette wühlt nicht in der Erde, um die Leichen herauszuholen; ſehr leicht alſo kann man beide voneinander unterſcheiden.

Den Pavian anlangend, welches der Papio der Lateiner iſt, ſo iſt er nur durch ein Mißverſtändniß in den Namen für die Hyäne angeſehen worden, wozu eine Stelle in dem von Marmol abgeſchriebenen Leo dem Afrikaner Anlaß gegeben. Der Dabuh, ſagen dieſe zwei Schriftſteller, hat die Größe und die Geſtalt des Wolfes; er holt die todten Körpern aus den Gräbern hervor. Die Aehnlichkeit dieſes Namens Dabuh mit Dubbah, dem Namen der Hyäne, und dieſe dem Dabuh und dem Dubbah gemeinſame Gier nach Leichen, hat ſie für daſſelbe Thier anſehen laſſen, obwohl in denſelben Stellen, die wir eben angeführt, ausdrücklich geſagt wird, der Dabuh habe Hände und Füße wie der Menſch, was auf den Pavian paßt, auf die Hyäne aber nicht paſſen kann.

Man könnte auch noch, wenn man einen Blick auf die von Gesner nachgezeichnete Abbildung von Belon lupus marinus wirft, dieſes Thier für die Hyäne nehmen; denn dieſe von Belon gelieferte Abbildung gleicht ſehr der unſerer Hyäne; ſeine Beſchreibung aber kommt mit der unſern nicht überein, indem er ſagt, es ſei ein doppellebiges Thier, das ſich von Fiſchen ernähre, und welches zuweilen auf den Küſten des brittiſchen Meeres geſehen worden, und außerdem Belon keine beſondern Merkmale erwähnt, welche die Hyänen von den andern Thieren unterſcheiden. Möglich, daß Belon geleſen hatte, die Zivette wäre die Hyäne der Alten, und daß er nun die Abbildung der echten Hyäne unter dem Namen eines andern Thieres gegeben, welches er lupus marinus genannt, und das die Hyäne ſicher nicht iſt; denn, ich wiederhole es, die Merkmale der Hyäne ſind ſo ausgeprägt und ſelbſt ſo einzig, daß es ſehr leicht iſt, dabei keinen Mißgriß zu begehen: ſie iſt vielleicht von allen vierfüßigen Thieren das einzige, welches, wie ich eben ſagte, nur 4 Zehen ſo an den Vorder- wie an den Hinterfüßen hat; ſie hat, wie der Dachs, eine Oeffnung unter dem Schwanze, die nicht in das Innere des Körpers hineingeht; ſie hat lange, aufrechte und nackte Ohren, einen mehr viereckigen und kürzern Kopf als der Wolf; längere Beine, beſonders längere Hinterbeine; die Augen in der Lage wie die des Hundes; Haar und Mähne dunkelgrau, gemiſcht mit etwas Falb und Schwarz, nebſt ſchwärzlichen und querlaufenden Wellenlinien: ſie hat die Größe des Wolfes und ſcheint blos einen kürzern und gedrängtern Körper zu haben.

Dieſes wilde und einſiedleriſche Thier wohnt in den Berghöhlen, in den Felſenſpalten oder in Löchern, die es ſich ſelbſt unter der Erde gräbt; es hat eine grimmige Gemüthsart und läßt ſich, ob auch ganz jung eingefangen, nicht zähmen. Wie der Wolf lebt es vom Raube, iſt aber ſtärker und ſcheint kühner: zuweilen greift es den Menſchen an; es fällt über das Vieh her, folgt den Heerden in der Nähe und erbricht häufig

des Nachts die Thüren und Verſchlüſſe der Rinder= und Schafſtälle; ſeine Augen funkeln in der Dunkelheit; und man behauptet, es ſehe bei Nacht beſſer als bei Tage. Will man den Naturbeſchreibern glauben, ſo ähnelt ſein Geſchrei dem Schluchſen eines Menſchen, der mit Anſtrengung ſich erbricht, oder vielmehr dem Brüllen eines Kalbes, wie Kämpfer, ein Augenzeuge, ſagt.

Die Hyäne ſetzt ſich gegen den Löwen zur Wehr, fürchtet den Panther nicht, greift die Unze an, die ihr nicht widerſtehen kann; mangelt es ihr an Beute, ſo durchgräbt ſie mit ihren Füßen die Erde und zieht fetzenweiſe die Leichen der Menſchen und Thiere heraus, die man in den Ländern, welche ſie bewohnt, gleicher Weiſe in den Feldern verſcharrt. Man findet ſie faſt in allen heißen Erdſtrichen Aſiens und Afrikas; und es ſcheint, das Thier, welches man zu Madagaskar Faraſſe nennt und welches der Geſtalt nach dem Wolfe gleicht, aber größer, ſtärker und grauſamer iſt, könnte wohl die Hyäne ſein.

Es gibt wenige Thiere, auf die man ſo viele alberne Geſchichten gemacht hat, wie auf dieſes. Die Alten haben im vollen Ernſt geſchrieben, die Hyäne wäre abwechſelnd männlich und weiblich; wann ſie trüge, ſäugte und ihre Jungen erzöge, bliebe ſie das ganze Jahr hindurch Weibchen; im folgenden Jahre aber nähme ſie wieder die Verrichtung des Männchens auf ſich und ließe ſeinen Gefährten den Dienſt des Weibchens thun. Man ſieht wohl, daß dieſe Erzählung keinen andern Grund als die ſpaltenförmige Oeffnung hat, die das Männchen wie das Weibchen unabhängig von den eigenthümlichen Zeugungstheilen beſitzt, die für beide Geſchlechter bei der Hyäne denen aller andern Thiere ähnlich ſind. Man hat geſagt, ſie könnten die menſchliche Stimme nachahmen, den Namen der Hirten behalten, ſie rufen, bezaubern, aufhalten, unbeweglich machen; zu gleicher Zeit machen, daß die Hirtinnen laufen, ihre Heerde vergeſſen, von Liebe verrückt werden u. ſ. w. Dies Alles kann ohne die Hyäne geſchehen; und ich ende, damit man mir nicht den Vorwurf mache, ich beginne, den Plinius zu ſpielen, der ein Vergnügen darin gefunden zu haben ſcheint, dieſe Fabeln zu ſammeln und zu erzählen.

* Wir geben hier die Abbildung einer männlichen Hyäne; die auf dem Saint=Germains=Markte 1773 lebendig geſehen wurde, weil die, welche wir gegeben, nicht genau war in der Folge der Schwierigkeit, die der Zeichner hatte, ſie in eine Lage zu bringen, worin er ſie gut ſehen konnte. Dieſe erſte Hyäne war äußerſt grimmig, während jene, deren Abbildung wir hier geben und die in ihrer Jugend gezähmt worden, ſehr ſanft war; denn obſchon ihr Herr ſie häufig mit einem Stock reizte, damit ſie vor den Zuſchauern ihre Mähne ſträubte, ſo ſchien ſie ſich deſſen einen

Augenblick ſpäter nicht zu erinnern; ſie ſpielte mit ihrem Herrn, der ihr die Hand in den Rachen ſteckte, ohne etwas von ihr zu fürchten. Uebrigens war dieſe Hyäne von derſelben Art und jener, deren Beſchreibung wir gegeben haben, ganz ähnlich, ſo daß wir weiter nichts hinzuzufügen haben, wenn nicht etwa, daß dieſe letztere einen ganz weißen Schwanz ohne alle Vermiſchung mit einer andern Farbe hatte. Sie war etwas größer als die erſte; denn ſie hatte, mit einer Schnur gemeſſen, von der Spitze der Naſe bis zur Wurzel des Schwanzes 3 Fuß 2 Zoll. Sie trug den Kopf noch tiefer, als ſie ihn nach der Zeichnung zu tragen ſcheint. Ihre Höhe betrug 2 Fuß 3 Zoll. Ihr Haar war ſo auf dem Rumpf wie auf den Beinen weiß, mit mehr oder minder großen ſchwarzen Flecken gemiſcht oder geſtreift.

In dem Südtheile der Inſel Meroe gibt es eine Hyäne, die weit größer und dicker als die der Berberei iſt, und einen verhältnißmäßig längern Körper und eine geſtrecktere und der des Hundes ähnlichere Schnauze hat, ſo daß ſie das Maul weit breiter aufthut. Dieſes Thier iſt ſo ſtark, daß es leicht einen Menſchen aufpackt und, ohne ihn niederzulegen, eine bis zwei Stunden weit wegträgt. Sein Haar iſt ſehr ſteif, brauner als das der andern Hyäne; die Querſtreifen ſind ſchwärzer; die Mähne iſt nicht dem Kopfe, ſondern dem Schwanze zugekehrt. Der H. Ritter Bruce hat zuerſt bemerkt, daß dieſe Hyäne eben ſo wie die ſyriſche und die der Berberei und wahrſcheinlich alle andern Arten ein ſeltſames Gebrechen haben; in dem Augenblick nämlich, da man ſie nöthigt, ſich in Bewegung zu ſetzen, hinken ſie am linken Beine; dieſes dauert ungefähr hundert Schritte weit und auf eine ſo ſtarke Weiſe, daß es ſcheint, das Thier wolle nach der linken Seite überſtürzen, wie ein Hund, den man am linken Hinterbeine verwundet hat.

Die Zivette oder der Zibet.

Die meiſten Naturforſcher haben geglaubt, es gäbe nur eine Thierart, welche die Riechſalbe hergäbe, die man Zibet nennt: wir haben zwei dieſer Thiere geſehen, die ſich nach weſentlichen Uebereinſtimmungen der Körperbildung ſowohl im Innern als Aeußern gleichen, dennoch aber durch eine ſo große Anzahl anderer Merkmale ſich voneinander unterſcheiden, daß man ſie als zwei wirklich verſchiedene Arten betrachten kann. Wir haben dem einen dieſer Thiere den Namen Zibet gelaſſen, und dem zweiten, um ihn zu unterſcheiden, den Namen Zivette gegeben. Die Zivette, deren Abbildung wir hier geben, iſt unſeres Erachtens dieſelbe, wie die in den Denkſchriften zum Behuf der Naturgeſchichte der Thiere (Mémoires pour servir à l'histoire des animaux), von den HH. Mitgliedern der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften beſchriebene

Zivette; wir glauben auch, daß ſie dieſelbe iſt, wie jene des Cajus bei Gesner, Seite 837, und ebenfalls dieſelbe, wie jene, deren Abbildungen (ſowohl vom Männchen als Weibchen) Fabius Columna in dem Werke Jean Faber's, welches die Fortſetzung des Werkes von Hernandes iſt, mitgetheilt hat.

Die zweite Art, die wir den Zibet nennen, iſt unſeres Erachtens dasſelbe Thier, wie jenes, welches von H. de la Peyronie in den Denkſchriften der Akadmie der Wiſſenſchaften, Jahrgang 1731, unter dem Namen Moſchusthier beſchrieben worden iſt: beide unterſcheiden ſich von der Zivette durch dieſelben Merkmale, beiden fehlt die Mähne oder vielmehr das lange Haar auf dem Rückgrat: beide haben ſcharf gezeichnete Ringe auf dem Schwanze, wogegen die Zivette weder Mähne noch ins Auge fallende Ringe hat. Ich muß indeſſen geſtehen, daß unſer Zibet und das Moſchusthier des H. de la Peyronie ſich nicht vollkommen genug gleichen, um keinen Zweifel über die Einerleiheit ihrer Art mehr zuzulaſſen: die Ringe am Schwanze des Zibets ſind breiter als die am Moſchusthier; es hat keinen doppelten Halsſtreifen, ſein Schwanz iſt im Verhältniſſe zum Körper kürzer aber dieſe Unterſchiede dünken uns geringfügig und möchten wohl nur zufällige Abweichungen ſein, denen die Zivette noch mehr als die andern wilden Thieren unterworfen ſein müſſen, da man ſie in mehreren Gegenden der Levante und Indiens wie Hausthiere aufzieht und ernährt. Gewiß iſt es, daß unſer Zibet dem Moſchusthier des H. de la Peyronie mehr als der Zivette gleicht und man ſie folglich als Thiere derſelben Art betrachten kann, da es ſelbſt nicht einmal erwieſen iſt, daß die Zivette und der Zibet keine Spielarten einer einzigen Art seien; denn wir wiſſen nicht, ob dieſe Thiere miteinander ſich vermiſchen und zeugen könnten; und wenn wir ſagen, ſie ſcheinen uns zu verſchiedenen Arten zu gehören, ſo iſt das kein unbedingtes Urtheil, ſondern nur eine ſehr ſtarke Vermuthung, weil ſie auf dem beſtändigen Unterſchied ihrer Merkmale beruht und dieſe Beſtändigkeit der Unterſchiede gewöhnlich die wirklichen Arten von den einfachen Spielarten unterſcheidet.

Das Thier, welches wir hier Zivette nennen, heißt auf Madagaskar Falanue, in Kongo Nzime oder Nzfuſi, in Aethiopien Kankan, in Guinea Kaſtor. Es iſt die guineiſche Zivette; denn wir ſind ſicher, daß die, welche wir gehabt haben, lebend von Guinea nach San-Domingo an einen unſerer Geſchäftsfreunde geſchickt worden war, der, nachdem er ſie einige Zeit auf San-Domingo ernährt hatte, ſie tödten ließ, um ſie uns leichter zuzuſenden.

Der Zibet iſt wahrſcheinlich die Zivette Aſiens, Oſtindiens und Arabiens, wo man ſie Zebet oder Zibet nennt, ein arabiſches Wort, welches auch die Salbe dieſes Thieres bezeichnet, und das wir aufgenommen haben, um

das Thier ſelbſt zu bezeichnen; es unterſcheidet ſich von der Zivette darin, daß ſein Körper geſtreckter und nicht ſo dick, die Schnauze dünner, platter und am obern Theile etwas hohlrund, die Schnauze der Zivette dagegen dicker, länger und etwas hochrund iſt. Auch ſind ſeine Ohren höher und breiter, der Schwanz länger und mit Flecken und Ringen ſchärfer gezeichnet, das Haar weit kürzer und weicher; es hatte keine Mähne, d. h. keine Haare auf dem Rücken noch längs dem Rückgrate, die länger als die andern wären, kein Schwarz unter den Augen, noch auf den Backen, beſondere und ſehr hervorſtechende Merkmale bei der Zivette. Einige Reiſenden hatten bereits vermuthet, es gebe zwei Arten von Zivetten; niemand aber hatte ſie deutlich genug erkannt, um ſie zu beſchreiben. Wir haben ſie beide geſehen, und nach ſorgfältiger Vergleichung ſie für Thiere verſchiedener Art und vielleicht verſchiedener Himmelsſtriche gehalten.

Man hat dieſe Thiere Moſchuskatzen oder Zibetkatzen genannt; indeß haben ſie mit der Katze nichts als die Gelenkſamkeit des Körpers gemein; ſie gleichen eher dem Fuchſe, beſonders dem Kopfe nach. Sie haben eine mit Streifen und Flecken gezeichnete Bekleidung, was auch ſolche die ſie nur von ferne geſehen, verleitet hat, ſie für Panther anzuſehen; in jedem andern Bezug aber unterſcheiden ſie ſich von den Panthern. Es gibt ein anderes Thier, das man Genette nennt, das ebenfalls gefleckt iſt, einen Kopf beinahe von derſelben Form hat und wie die Zivette, einen Sack trägt, in welchem eine wohlriechende Feuchtigkeit durchſickert; allein die Genette iſt kleiner als unſere Zivetten; ſie hat weit kürzere Beine und einen viel dünnern Körper; ihr Wohlgeruch iſt ſehr ſchwach und von kurzer Dauer; dagegen iſt der Wohlgeruch der Zivette ſehr ſtark, der des Zibets iſt äußerſt heftig und lebhafter noch als der der Zivette. Dieſe wohlriechenden Flüſſigkeiten finden ſich in der Oeffnung, welche dieſe beiden Thiere nahe bei den Zeugungstheilen haben; es iſt ein dicke Feuchtigkeit, deren Feſtigkeit der der Haarſalbe gleicht und deren Geruch, obwohl ſehr ſtark, doch ſchon beim Ausgehen aus dem Körper des Thieres ſehr angenehm iſt. Dieſen Stoff der Zivetten darf man nicht mit dem Moſchus (oder Biſam) verwechſeln, welches eine blutige Feuchtigkeit iſt, die man von einem von der Zivette oder dem Zibet ganz verſchiedenen Thiere gewinnt; dieſes Thier, welches den Moſchus erzeugt, iſt eine Art Reh ohne Geweih oder Ziege ohne Hörner, die mit den Zivetten weiter nichts gemein hat, als daß ſie, wie dieſe, eine ſtarkduftende Riechſalbe liefert.

Dieſe zwei Zivettenarten waren nie genau voneinander unterſchieden worden, beide ſind zuweilen mit den wohlriechenden Wieſeln*), der Genette

*) Aldrovande hat geſagt, das wohlriechende Wieſel, welches man in Virginien caesam nennt, wäre die Zivette (Aldr. *de quadrup. digit.*, S. 342). Dieſer

und dem Moſchusreh verwechſelt worden; auch hat man ſie für die Hyäne gehalten. Belon, der eine Abbildung und Beſchreibung der Zivette gegeben, hat behauptet, es wäre die Hyäne der Alten; ſein Irrthum verdient um ſo eher Entſchuldigung, als er nicht ohne Grund iſt; und ſicher ſind die meiſten Fabeln, welche die Alten auf die Hyäne vorgebracht haben, von der Zivette verſtanden worden; die Liebestränke, die man aus gewiſſen Theilen der Hyäne zog, die Eigenthümlichkeit dieſer Liebestränke zur Liebe zu entflammen, zeigen ſattſam die reizende Kraft an, die man an der Zivettenſalbe kennt, deren man ſich zu dieſem Zwecke im Morgenlande noch bedient. Was ſie von der Unſicherheit des Geſchlechts bei der Hyäne geſagt haben, paßt noch beſſer auf die Zivette; denn das Männchen hat auswendig nichts in die Augen fallendes, als drei Oeffnungen, die vollkommen denen des Weibchens gleichen, dem es den äußern Theilen nach ſo ähnlich iſt, daß man kaum anders als durch die Zerlegung über das Geſchlecht Gewißheit erhalten kann: die Oeffnung, innerhalb derer ſich die Flüſſigkeit oder vielmehr die dicke Feuchtigkeit des Wohlgeruchs findet, liegt zwiſchen den beiden andern und auf einer und derſelben geraden Linie, die vom Heiligenbeine bis zum Schambeine geht.

Ein anderer Irrthum, der weit mehr als Belons Irrthum um ſich gegriffen, iſt der von Gregoire de Bolivar in Betreff der Himmelsſtriche, unter denen ſich die Zivette findet: nachdem er geſagt hat, ſie ſei in Oſtindien und Afrika gemein, verſichert er mit Beſtimmtheit, ſie finde ſich auch, und zwar in recht großer Menge, in allen Theilen Südamerikas. Dieſe Behauptung, die uns durch Faber zugekommen, iſt von Aldrovande abgeſchrieben und nachmal von allen, die über die Zivette geſprochen, angenommen worden: indeſſen iſt es gewiß, daß die Zivetten Thiere der heißeſten Erdſtriche des alten Feſtlandes ſind, die nicht durch den Norden kommen konnten, um in das neue zu wandern, und daß es wirklich und thatſächlich nie in Amerika andere Zivetten gegeben hat, als jene, die von den Philippinen und den Küſten Afrikas dahin gebracht worden. Da jene Behauptung Bolivars bejahend und die meinige nur verneinend iſt, ſo muß ich die beſondern Gründe angeben, durch welche man die Falſchheit der Angabe beweiſen kann. Ich führe hier die Stelle aus Faber vollſtändig an*), damit man im Stande ſei darüber zu urtheilen, ſo wie

Irrthum iſt von Hans Sloane aufgenommen worden, der in ſeiner Geſchichte von Jamaika ſagt, es gäbe in Virginien Zivetten.

*) »Hoc animal (zibethicum scilicet) nascitur in multis Indiae orientalis atque occidentalis partibus, cujusmodi in orientali sunt provinciae Bengal, Ceylon, Sumatra, Java major et minor, Malipur, ac plures aliae.... In Novo-Hispania vero sunt provinciae de Quatemale, Campege, Nicaragua, de Vera-Cruce, Florida, et magna illa insula Sancti-Dominici aut Hispaniola, Cuba, Mantalino,

über die Bemerkungen, die ich jetzt in dieſer Hinſicht machen werde: 1. die von Faber (Seite 538) mitgetheilte Abbildung iſt ihm ohne Beſchreibung von Recchi hinterlaſſen worden;*) dieſe Abbildung hat die Aufſchrift: Animal zibethicum americanum; ſie hat durchaus keine Aehnlichkeit mit der Zivette noch mit dem Zibet, und ſtellt vielmehr einen Dachs dar. 2. Faber gibt die Beſchreibung und die Abbildungen zweier Zivetten, eines Weibchens und eines Männchens, die unſerm Zibet gleichen; dieſe Zivetten aber ſind nicht daſſelbe Thier**), wie jenes der erſten Abbildung, und die zwei folgenden ſtellen keine amerikaniſchen Thiere, ſondern Zivetten des alten Feſtlandes vor, die Fabius Columna, Faber's Mitbruder, in der Akademie Lyncei zu Neapel hatte zeichnen laſſen und deren Beſchreibung und Abbildung er ihm geſchickt hatte. 3. Nachdem Faber, in Betreff der Erdſtriche, wo ſich die Zivette findet, Gregoire de Bolivar angeführt, ſchließt er mit einer Bewunderung des großen Gedächtniſſes Bolivars***) und mit der Aeußerung, er habe dieſe Erzählung mit allen dieſen Umſtänden aus ſeinem Munde gehört. Dieſe drei Bemerkungen würden allein hinreichen, um das vorgebliche animal zibethicum americanum, ſo wie Fabers von Bolivar entlehnte Behauptungen ſehr verdächtig zu machen: was aber vollends den Irrthum nachweiſt, iſt dieſes: In einem kleinem Werke von Fernandes über die amerikaniſchen Thiere, am Ende des Bandes, der die Naturgeſchichte Mexikos von Fernandes, Recchi und

Guadalupa et aliae. In regno Peruana animal hoc magna copia reperitur in Paraguay, Tucuman, Chiraguanas, Sancta-Cruce de la Sierra, Yungas, Andes, Chiachiapoias, Quizos, Timana, Novo regno, et in omnibus provinciis magno flumine Maragnone confinibus, quae circa hoc fere sine numero ad duo leucarum milia sunt extensae. Multo adhuc plura ejusmodi animalia nascuntur in Brasilia, ubi mercatura vel cambium Zebethi sive algaliae exercitatur.« (Novae-Hip. anim. Nardi Antonii Recchi imagines et nomina, Joanis Fabri Lyncei expositione, p. 539.)

*) Folgendes ſagt Faber in ſeiner Vorrede hinſichtlich ſeiner Erklärungen über die Thiere, von denen er handeln will: »Non itaque sis nescius, hos in animalia quos modo commentarios edimus, mera nostra conscriptos esse industria ac conjectura, ad quasnam animantium nostrorum species illa reduci possint quum in authographo, praeter nudum nomen et exactum picturam, de historia nihil quidem reperiatur (p. 465).«

**) Faber iſt genöthigt, ſelbſt zu ſagen, dieſe Abbildungen glichen nicht. »Quantum haec icon ab illa mexicana differat, ipsa pagina ostendit: Ego climatis et regionis differentiam plurimum posse non nego (p. 581).«

***) Miror profecto Gregorii nostri summam in animalium perquisitione industriam et tenacissimam eorum quae vidit unquam memoriam. Juro tibi, mi lector, haec omnia quae hactenus ipsius ob ore et scriptis hausi, et posthac dicturus sum plura rarioraque illius ipsum ope libri memoriter descripsisse, et per compendium quodam modo (quum inter colloquia protractiora et jam plura, afferat) tantum contrascisse (p. 540).

Faber enthält, findet man (Abſchn. XXIV, Seite 11) eine Stelle, welche Bolivarn förmlich widerſpricht, und wo Fernandes verſichert, daß die Zivette kein in Amerika einheimiſches Thier ſei, ſondern daß man zu ſeiner Zeit angefangen habe, ihrer einige von den Philippinen nach Neuſpanien zu führen. Vereint man endlich dieſes beſtimmte Zeugniß des Fernandes mit dem ſämmtlicher Reiſenden, die da ſagen, die Zivetten ſeien auf den Philippinen, in Oſtindien, in Afrika ſehr gemein, und deren keiner ſagt, er habe ihrer in Amerika geſehen, ſo kann man über das, was wir in unſerer Aufzählung der Thiere beider Feſtländer geſagt haben, keinen Zweifel mehr hegen; und es wird als gewiß ſtehen bleiben, obwohl alle Naturforſcher das Gegentheil geſchrieben haben, daß die Zivette kein einheimiſches Thier von Amerika iſt, ſondern ein den heißen Erdſtrichen des alten Feſtlandes eigenes und beſonders angehöriges Thier, welches ſich in dem neuen nicht eher gefunden, als bis man es dahin verpflanzt hat. Wäre ich ſelbſt nicht gegen dieſe Arten von Mißgriffen, die nur allzu häufig ſind, auf der Hut geweſen, ſo hätten wir unſere Zivetten für ein amerikaniſches Thier ausgegeben, weil es uns von St. Domingo zugekommen war; als ich aber den Aufſatz und Brief des H. Pages, der es uns geſchickt hatte, nachſah, fand ich, daß es aus Guinea gekommen war. Ich ſtütze mich auf alle dieſe beſondern Thatſachen, als auf eben ſo viele Beweiſe der allgemeinen Thatſache, der wirklichen Verſchiedenheit, welche zwiſchen allen Thieren der ſüdlichen Theile eines jeden Feſtlandes Statt findet.

Die Zivette und der Zibet ſind alſo beide Thiere des alten Feſtlandes; ſie haben unter ſich nur äußere Verſchiedenheiten, die wir vorhin angegeben; jene, die ſich in den innern Theilen und im Bau der Behälter finden, welche die Riechſalbe einſchließen, ſind von den HH. Morand und de la Peyronie ſo gut angegeben und die Behälter ſelbſt ſo ſorgfältig beſchrieben worden, daß ich blos wiederholen könnte, was ſie darüber ſagen. Und das anlangend, was uns in Betreff dieſer beiden Thiere auseinander zu ſetzen übrig iſt, ſo ſind es entweder Sachen, die beiden gemeinſam angehören, oder Punkte, die es ſehr ſchwer wäre, mehr auf das eine als auf das andere anzuwenden, ſo daß wir geglaubt haben, das Ganze in einen und denſelben Aufſatz zuſammenfaſſen zu müſſen.

Die Zivetten (d. h. die Zivette und der Zibet; denn ich werde mich jetzt dieſes Wortes in der Mehrheit bedienen, um ſie beide anzuzeigen), die Zivetten, ſage ich, zwar urſprünglich in den heißeſten Erdſtrichen Aſiens und Afrikas einheimiſch, können gleichwohl in den gemäßigten und ſelbſt kalten Ländern leben, wofern man ſie ſorgfältig vor den Ungemächlichkeiten der Luft ſchützet und ihnen ſaftige und gewählte Nahrungsmittel gibt; man hält ihrer ziemlich viele in Holland, wo man mit ihrer Salbe Handel

treibt. Der zu Amſterdam zubereitete Zibet wird von unſern Handelsleuten dem vorgezogen, der aus der Levante oder aus Indien kommt und gewöhnlich nicht ſo rein iſt; der Zibet, den man aus Guinea bezieht, wäre der beſte von allen, wenn nicht die Neger eben ſo wie die Indier und Levantiner ihn durch Pflanzenſäfte verfälſchten, die ſie hineinmiſchen, wie Ladomgummi, Storax und andere balſamiſche und wohlriechende Spezereien. Um dieſe Riechſalbe zu ſammeln, ſetzen ſie das Thier in einen engen Käfícht, worin es ſich nicht umdrehen kann; ſie öffnen den Käfícht am Ende, ziehen das Thier beim Schwanze, zwingen es in dieſer Stellung zu bleiben, indem ſie einen Stock zwiſchen den Gitterſtangen des Käfíchts hindurchſtecken und Mittels ſeiner die Hinterbeine ſperren; alsdann bringen ſie einen kleinen Löffel in den Sack, welcher die Salbe enthält; ſorgfältig ſchaben ſie alle Binnenwände dieſes Sackes ab, und thuen den Stoff, den ſie herausbringen, in ein Gefäß, welches ſie vorſichtig bedecken. Dieſe Verrichtung wird zwei bis drei Mal wöchentlich wiederholt. Die Menge der wohlriechenden Feuchtigkeit hängt ſehr von der Beſchaffenheit der Nahrung und der Eßluſt des Thieres ab; es liefert um ſo mehr, je beſſer und feiner es ernährt wird: rohes und gehacktes Fleiſch, Eier, Reis, kleine Thiere, Vögel, junges Geflügel und beſonders Fiſche ſind die Gerichte, die man ihm vorſetzen und auf die Weiſe abwechſeln laſſen muß, daß man ſeine Geſundheit unterhält und ſeine Eßbegierde reizt; es braucht ſehr wenig Waſſer; und obſchon es ſelten trinkt, harnt es häufig, und man kann das Männchen vom Weibchen nach ihrer Art zu harnen nicht unterſcheiden.

Der Wohlgeruch dieſer Thiere iſt ſo ſtark, daß er ſich allen Theilen ſeines Körpers mittheilt: das Haar iſt damit getränkt und der Körper der Art davon durchdrungen, daß der Geruch ſich lange nach ihrem Tode erhält und man bei ihrem Leben ſeine Stärke nicht ertragen kann, beſonders wenn man mit ihnen in demſelben Orte eingeſchloſſen iſt. Reizt und erhitzt man ſie, ſo ſteigt der Geruch noch mehr, und wenn man es durch Quälereien zum Schwitzen bringt, ſo ſammelt man den Schweiß, der ebenfalls ſehr wohlduftend iſt und dazu dient, den echten Wohlgeruch zu verfälſchen oder wenigſtens ſeine Maſſe zu vermehren.

Die Zivetten ſind von Natur wild und ſelbſt etwas grimmig; indeſſen zähmt man ſie leicht, wenigſtens hinlänglich, um ohne Gefahr ſich ihnen nähern und ſie anfühlen zu können. Sie haben ſtarke und ſcharfe Zähne; ihre Nägel aber ſind ſchwach und ſtumpf. Sie ſind raſch und ſelbſt flüchtig, obſchon ihr Körper ziemlich dick iſt; ſie ſpringen wie die Katzen und können auch wie Hunde laufen. Sie leben von der Jagd; überraſchen und verfolgen die kleinen Thiere und Vögel, ſuchen, wie die Füchſe in die Geflügelhöfe zu kommen und das Geflügel zu rauben. Ihre Augen

funkeln des Nachts und es läßt ſich glauben, daß ſie in der Dunkelheit ſehen. Fehlt es ihnen an Thieren, ſo freſſen ſie Wurzeln und Früchte; ſie trinken wenig und wohnen nicht in feuchten Ländern; gerne halten ſie ſich in brennenden Sandwüſten und trockenen Gebirgen auf. In ihrem Erdſtriche zeugen ſie in ziemlich großer Anzahl; in den gemäßigten Gegenden können ſie zwar leben und liefern daſelbſt wie in ihrem Heimathlande ihre duftige Flüſſigkeit, ohne ſich jedoch vermehren zu können. Sie haben eine ſtärkere Stimme und eine minder rauhe Zunge als die Katze; ihr Geſchrei gleicht ziemlich dem eines Hundes im Zorne.

Die wohlriechende Salbe, die man von dieſen Thieren gewinnt, nennt man im Franzöſiſchen civette, in Arabien, Indien und der Levante, wo man einen größern Gebrauch als in Europa davon macht, nennt man ſie Zibet oder Algalia. In unſerer Arzneikunde bedient man ſich ihrer faſt nicht mehr. Die Bereiter von Wohlgerüchen und die Zuckerbäcker gebrauchen ſie noch bei der Miſchung ihrer Wohlgerüche. Der Geruch des Zibet iſt zwar ſtark, aber lieblicher als der des Moſchus; beide ſind aus der Mode gekommen, ſeit man den Amber hat kennen lernen, oder vielmehr ſeit man ihn zu bereiten weiß, und ſelbſt der Amber, noch vor nicht langer Zeit vorzugsweiſe der Wohlgeruch, die ausgeſuchteſte und edelſte Riechſalbe, hat von ihrem Ruf verloren und iſt nicht mehr nach dem Geſchmack unſerer feinen Leute.

* H. de Ladebat hat 1772 dem H. Bertin, Miniſter und Staatsſekretär, eine lebende Zivette geſchickt. Dieſes Thier war von dem holländiſchen Gouverneur des Forts Mine auf der afrikaniſchen Küſte, 1770, dem Kapitain eines der Schiffe des H. de Ladebat Vater geſchenkt worden. Im November 1772 wurde ſie zu Bordeaux ausgeſchifft. Sie kam ſehr ſchwach an; aber nach einigen Tagen der Ruhe kam ſie zu Kräften, und nach Verlauf von 5 bis 6 Monaten iſt ſie um ungefähr 4 Zoll gewachſen. Man hat ſie mit rohem und gekochtem Fleiſch, Fiſchen, Suppe, Milch ernährt, man trug Sorge dafür, ſie während des Winters warm zu halten; denn von der Kälte ſcheint ſie viel zu leiden, und ſie wird weniger bösartig, wenn ſie ihr ausgeſetzt iſt.

Die Genette.

Die Genette iſt ein kleineres Thier als die Zivetten; ſie hat einen geſtreckten Körper, kurze Beine, eine ſpitzige Schnauze, einen dünnen Kopf, ſanftes und weiches Haar von einer aſchgrauen, glänzenden und mit ſchwarzen Flecken gezeichneten Farbe; die Flecken ſind rund und auf den Seiten des Körpers getrennt*, vereinigen ſich aber auf dem Rückentheile ſo nahe, daß ſie ſtetige ſchwarze Streifen, die ſich längs dem ganzen

Körper hinziehen, zu bilden ſcheinen; auch hat ſie auf dem Hals und längs dem Rückgrat eine Art von Mähne oder langem Haar, das einen ſchwarzen und ſtetigen Streifen vom Kopf bis zum Schwanze bildet, der ſo lang wie der Körper und ſeiner ganzen Länge nach mit ſieben bis acht abwechſelnd ſchwarzen und weißen Ringen verſehen iſt; die ſchwarzen Flecken am Halſe ſind in Form von Streifen und unter jedem Auge ſieht man ein ſehr deutliches weißes Mal. Die Genette hat unter dem Schwanze und an derſelben Stelle, wie die Zivetten, eine Oeffnung oder einen Sack, worin eine Art Riechſalbe durchſickert, die aber ſchwach iſt und deren Geruch ſich nicht erhält. Sie iſt etwas größer als der Steinmarder, der ihr nach der Körperform ſowie nach der Gemüths- und Lebensart ſehr gleicht; nur ſcheint es, kann man die Genette leichter zähmen. Belon ſagt, er habe in den Häuſern zu Konſtantinopel ihrer geſehen, die ſo zahm wie die Katzen geweſen, und die man überall hin laufen und gehen ließ, ohne daß ſie Schaden oder Verwüſtung anrichteten. Man hat ſie konſtantinopelſche Katzen, ſpaniſche Katzen, Genettenkatzen genannt; ſie haben indeſſen mit den Katzen nichts als die Fertigkeit gemein, die Mäuſe zu erſpähen und zu fangen; vielleicht hat man ihnen blos darum, weil man ſie faſt nur in der Levante und in Spanien findet, den Beinamen ihrer Heimath gegeben; denn der Name Genette ſelbſt kommt nicht aus den alten Sprachen her und iſt vermuthlich nur ein neuer Name, hergenommen von irgend einem mit Ginſter bepflanzten Orte, der, wie man weiß, in Spanien ſehr gemein iſt, wo man auch Pferde eines gewiſſen Stammes Genette nennt. Die Naturforſcher behaupten, die Genette wohne nur in feuchten Gegenden und längs der Bäche und man finde ſie weder auf den Gebirgen noch in trockenen Ländern. Ihre Art iſt nicht zahlreich, wenigſtens nicht ſehr verbreitet; in Frankreich gibt es keine, noch ſonſt in irgend einer Landſchaft Europas, Spanien und die Türkei ausgenommen. Sie bedürfen alſo, um zu beſtehen und ſich zu vermehren, einen warmen Himmelsſtrich; nichts deſto weniger ſcheint es nicht, daß ſie ſich in den wärmſten Ländern Afrikas und Indiens findet; denn die Foſſane, die man die Genette von Madagaskar nennt, iſt eine verſchiedene Art, von der wir im folgenden Aufſatze reden werden.

Die Haut dieſer Thiere liefert einen leichten und ſehr hübſchen Pelz: die Genettenmuffen waren vor einigen Jahren in der Mode und wurden ſehr theuer verkauft; als man aber auf den Einfall kam, ſie nachzumachen, indem man Häute grauer Kaninchen mit ſchwarzen Flecken bemalte, ſank der Preis um drei Viertel und die Mode kam ab.

* In dem Aufſatze über die Genette habe ich geſagt, die Art ſei nicht ſehr verbreitet; es gäbe in Frankreich keine noch ſonſt in einer Landſchaft

Europas, Spanien und die Türkei ausgenommen. Ich war damal nicht davon unterrichtet, daß ſich in unſern ſüdlichen Landſchaften Genetten finden und ſie in Poitou ziemlich gemein und unter dem Namen Genetten ſelbſt den Landleuten bekannt ſind, die verſichern, daß ſie nur die feuchten Gegenden und das Ufer der Bäche bewohnen.

Der H. Abbé Roubaud, Verfaſſer der Zeitſchrift für den Ackerbau (Gazette d'Agriculture) und mehrer andern nützlichen Werke, hat zuerſt öffentlich angezeigt, daß in Frankreich dieſes Thier in ſeinem Zuſtande der Freiheit vorhanden iſt; er hat mir ſelbſt dieſes Jahr, 1775, im April eines geſchickt, das zu Sivray in Poitou getödtet worden, und es iſt wohl bis auf einige Abweichungen in den Farben des Haares dasſelbe Thier, wie die ſpaniſche Genette. Auch in den benachbarten Landſchaften finden ſich Genetten.

„Seit dreißig Jahren, während deren ich die Provinz Rouergue bewohne, ſchreibt mir H. Delpèche, habe ich immer geſehen, wie die Landleute, beſonders im Winter, todte Genetten zu einem Kaufmann brachten, der mir geſagt hat, es gäbe ihrer wenige, ſie wohnten aber in der Umgegend der Stadt Villefranche und hauſten, faſt wie die Kaninchen, den Winter hindurch in Erdlöchern. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, todte ſchicken.“

Wir geben hier die Beſchreibung einer Genette, die uns von der ſpaniſchen Genette hinlänglich verſchieden dünkte, um eine Beſchreibung zu verdienen. Man zeigte ſie auf dem Jahrmarkte Saint-Germain 1772; ſie war wild und biſſig. Ihr Eigenthümer hielt ſie in einem runden und engen Käſicht, ſo daß es ziemlich ſchwer hielt, ſie zu zeichnen. Man ernährte ſie einzig mit Fleiſch. Sie hatte die Geſichtsbildung und alle Hauptmerkmale der Genette, einen langen und feinen Kopf, eine geſtreckte und über die Unterlefze hervorragende Schnauze, ein großes Auge, einen engen Augapfel, runde Ohren, auf dem Kopf und Rumpfe geſprenkeltes Haar, einen langen und haarigen Schwanz. Sie war etwas dicker als die ſpaniſche, obgleich ſie noch jung war; denn in 3 bis 4 Monaten wuchs ſie ziemlich beträchtlich. Wir haben nicht erfahren können, aus welchem Lande ſie kam; ihr Eigenthümer hatte ſie 7 bis 8 Monate zuvor zu London gekauft. Es iſt ein lebhaftes und ſtets in Bewegung befindliches Thier, das nur während des Schlafes ruht.

Die Genette war 20 Zoll lang und 7 und einen halben Zoll hoch; der untere Theil des Halſes war dichter behaart als bei der andern Genette; das Haar des ganzen Körpers iſt ebenfalls länger; die kreisrunden Ringe des Schwanzes ſind nicht ſo getrennt, und überhaupt befinden ſich jenſeits des erſten Drittels des Schwanzes gar keine Ringe; der Schnauzbart iſt

viel größer, ſchwarz, um 2 Zoll 7 Linien länger, an den Backen anliegend und nicht wie bei den Katzen und Tigern gerade und vorſtehend, die Naſe ſchwarz und die Naſelöcher ſtark gebogen; über der Naſe zieht ſich ein ſchwarzer Streif, der zwiſchen die Augen hinläuft und von zwei weißlichen Streifen begleitet wird; ein weißer Flecken ſteht über dem Auge und ein weißer Streifen darunter; die Ohren ſind ſchwarz aber geſtreckter und im Grunde nicht ſo breit, wie die Ohren der erſten Genette; das Haar auf dem Rumpfe iſt grauweiß, gemiſcht mit großen ſchwarzen Haaren, deren Widerſchein ſchwarze Wellenlinien zu bilden ſcheint; der obere Theil des Rückens iſt ſchwarz geſtreift und geſprenkelt; der übrige Körper ebenfalls geſprenkelt, aber mit einem ſchwächern Schwarz; der untere Theil des Bauches weiß, die Beine und Schenkel ſchwarz, die Pfoten kurz; fünf Zehen an jedem Fuße, die Nägel weiß und gebogen; der Schwanz 16 Zoll lang, an der Wurzel 2 Zoll dick; in dem erſten Drittel ſeiner Länge iſt er von der Farbe des Körpers, mit kleinen, ſchwarzen, ziemlich ſchlecht begränzten Ringen geſtreift; die zwei andern Drittel des Schwanzes ſind bis zum Ende ganz ſchwarz.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum äußern Augenwinkel.	„	1	8
Oeffnung von einem zum andern Winkel . . .	„	„	9
Entfernung zwiſchen den äußern Augenwinkeln . .	„	„	11
Entfernung vom hintern Augenwinkel bis zum Ohr	„	„	11
Länge des Ohrs	„	1	5
Breite am Grunde	„	1	„

Die Genette vom Vorgebirge der guten Hoffnung. *)

H. Sonnerat, Geſchäftsfreund des Kabinets, hat uns die Zeichnung eines Thieres unter der Benennung *Moſchuskatze vom Vorgebirge der guten Hoffnung* geſchickt, die uns aber zur Gattung der Genetten zu gehören ſcheint. Nach der Vergleichung, die wir zwiſchen ihr und der, in dieſer Abtheilung bereits angegebenen, franzöſiſchen Genette und der ſpaniſchen angeſtellt haben, ſcheint ſie uns mehr Verwandtſchaft mit dieſer letztern zu haben; indeſſen unterſcheidet ſich die Genette vom Vorgebirge von ihr durch ihre viel weißere Haarfarbe; ſie hat nicht, wie die andere, unter dem Auge einen weißen Flecken, da ihr Kopf ganz weiß iſt, während bei der ſpaniſchen Genette die Backen, ſo wie der obere Theil der Schnauze weiß ſind. Die ſchwarzen Flecken auf dem Rumpfe ſind bei dieſer Genette vom Vorgebirge ebenfalls anders vertheilt; und da die Länder vom Vorgebirge der guten Hoffnung von Spanien und Frankreich, wo ſich jene

*) Es iſt dieſelbe, wie die europäiſche Genette.

zwei erſten Thiere finden, weit entfernt ſind, ſo muß, unſeres Bedünkens, dieſes dritte Thier, das man am äußerſten Ende Afrikas angetroffen, mehr als eine verſchiedene Art denn als eine Spielart unſerer europäiſchen Genetten betrachtet werden.

Der Ondatra und der Desman.

Der Ondatra und der Desman ſind zwei Thiere, die man nicht miteinander verwechſeln darf, obſchon man ſie beide *Moſchus- oder Biſamratten* genannt hat und ſie einige Merkmale gemein haben; eben ſo muß man ſie vom Pilori oder der Moſchusratte der Antillen unterſcheiden; dieſe drei Thiere gehören verſchiedenen Arten und Himmelsſtrichen an; der Ondatra findet ſich in Canada, der Desman in Lappland und Rußland und der Pilori auf Martinique und den andern Antillen.

Der Ondatra oder die Moſchusratte von Kanada unterſcheidet ſich vom Desman darin, daß ſeine Zehen voneinander getrennt, die Augen ſehr ſichtbar ſind und die Schnauze ſehr kurz iſt; wogegen ſie bei dem Desman oder der ruſſiſchen Moſchusratte die Hinterfüße durch eine Haut verbunden, die Augen äußerſt klein ſind, die Schnauze wie bei der Spitzmaus langgeſtreckt iſt. Beide haben einen platten Schwanz und unterſcheiden ſich vom Pilori oder der Moſchusratte der Antillen durch dieſe Körperbildung und durch mehrere andere Merkmale. Der Pilori hat einen ziemlich kurzen, gleich dem der andern Ratten walzenförmigen Schwanz, wogegen beide, der Ondatra und der Desman, einen recht langen haben. Der Ondatra gleicht dem Kopfe nach der Waſſerratte, und der Desman der Spitzmaus.

In den *Denkſchriften der Akademie*, Jahrgang 1725, findet man eine ſehr weitläufige und recht gut abgefaßte Beſchreibung des Ondatra unter dem Namen der Moſchusratte. H. Sarraſin, königlicher Arzt zu Quebeck und Geſchäftsfreund der Akademie, hat ſich mit der Zerlegung einer großen Menge dieſer Thiere beſchäftigt, indem er ſonderbare Dinge bemerkt hat. Vergleichen wir ſeine Beſchreibung mit der unſrigen, ſo können wir nicht zweifeln, daß dieſe kanadiſche Moſchusratte, deren Beſchreibung er geliefert, unſer Ondatra d. h. das Thier iſt, deſſen Abbildung wir hier liefern.

Der Ondatra hat die Dicke eines kleinen Kaninchens und die Geſtalt einer Ratte. Sein Kopf iſt kurz und dem der Waſſerratte ähnlich, das Haar leuchtend und ſanft mit einem ſehr dichten Flaum unter dem erſten Haar, faſt wie beim Biber. Der Schwanz iſt lang und mit kleinen Schuppen bedeckt, wie der der andern Ratten, aber von einer verſchiedenen Form: der Schwanz der gemeinen Ratten iſt faſt walzenförmig und

verdünnt ſich von der Wurzel bis zum Ende; der der Moſchusratte iſt gegen den mittlern Theil bis zum Ende ſtark abgeplattet und im Anfang d. h. an der Wurzel etwas gerundeter: die platten Seiten ſind nicht wagerecht, ſondern ſenkrecht, ſo daß der Schwanz in ſeiner ganzen Länge von beiden Seiten zuſammengepreßt und eingedrückt erſcheint. Die Zehen ſind nicht durch Häute verbunden, aber mit ziemlich dichten langen Haaren verſehen, welche zum Theil den Zweck der Haut erſetzen und dem Thiere eine größere Leichtigkeit zum Schwimmen verleihen. Er hat kurze und nicht, wie die Hausratte, nackte, ſondern auswendig und inwendig gut mit Haaren beſetzte Ohren, große und drei Linien weit geöffnete Augen, zwei, ungefähr einen Zoll lange, Schneidezähne in der untern Kinnlade und zwei andere kürzere in der obern Kinnlade, dieſe vier Zähne ſind ſehr ſtark und dienen ihnen zum Abnagen und Abbrechen der Holzes.

Die ſonderbaren Dinge, welche H. Sarraſin an dieſem Thiere bemerkt hat, ſind: 1. die Stärke und die große Ausdehnung des Hautmuskels, welche macht, daß dieſes Thier, durch Verengung ſeiner Haut, ſeinen Körper zuſammenziehen und auf einen kleinern Raum bringen kann; 2. die Geſchmeidigkeit der falſchen Rippen, welche dieſe Zuſammenziehung des Körpers geſtattet, die ſo beträchtlich iſt, daß die Moſchusratte in Löcher dringt, in die weit kleinere Thiere nicht kommen können; 3. die Art, wie der Harn bei den Weibchen abfließt; die Harnröhre nämlich endet nicht, wie bei den andern Vierfüßern, unterhalb der Klitoris, ſondern in einer über dem Schambein gelegenen haarigen Erhöhung, und dieſe Erhöhung hat eine beſondere Oeffnung, die zum Auswerfen des Harns dient; eine beſondere Einrichtung, die ſich nur bei einigen Thierarten, wie bei den Ratten und Affen, findet, deren Weibchen drei Oeffnungen haben. Man hat bemerkt, daß der Biber unter allen Vierfüßern der einzige iſt, bei dem der Harn und der Koth gleicher Weiſe an einem gemeinſamen Behälter auslaufen, den man mit dem Bürzel der Vögel vergleichen könnte. Die Weibchen der Ratten und der Affen ſind vielleicht die einzigen, bei denen der Harngang und die Oeffnung, durch welche der Harn ausfließt, von den Zeugungstheilen völlig geſondert ſind; dieſe Eigenthümlichkeit findet nur bei den Weibchen Statt; denn bei den Männchen dieſer nämlichen Arten endet die Harnröhre am Ende der Ruthe, wie bei allen andern Vierfüßerarten. H. Sarraſin bemerkt: 4. daß die Hoden, die, wie bei den andern Ratten, zu beiden Seiten des Afters liegen, in der Brunſtzeit für ein ſo kleines Thier ſehr dick werden, ſo dick, ſagt er, wie Muskatnüſſe; daß ſie aber nach dieſer Zeit erſtaunlich abnehmen und ſich in dem Grade verkleinern, daß ſie nur eine Linie im Durchmeſſer haben, daß ſie nicht allein ihren Umfang, ihre Feſtigkeit und Farbe, ſondern ſelbſt ihre Lage auf eine ausgezeichnete

Weiſe verändern. Eben ſo verhält es ſich mit den Samenbläschen, den Samengängen u. ſ. w.: all dieſe Zeugungstheile verlieren ſich nach der Zeit der Liebe faſt gänzlich. Die Hoden, in dieſer Zeit auswendig und ſtark hervorſtehend, treten in das Innere des Körpers zurück; ſie hangen feſt an der Fetthaut, oder ſind vielmehr darin eingeſchloſſen, eben ſo die andern Theile, von denen wir eben geſprochen. Dieſe Haut erweitert und vergrößert ſich durch den Ueberfluß an Nahrung bis zur Brunſtzeit: die Zeugungstheile, die Anhänge dieſer Haut zu ſein ſcheinen, entwickeln ſich, ſchwellen an und gewinnen alsdann all ihre Ausdehnungen; wird aber dieſer Ueberfluß an Nahrung durch wiederholte Begattungen aufgezehrt, ſo geſchieht es, daß die Fetthaut abmagert, ſich verdünnt, zuſammenzieht, und nach und nach auf der Seite der Lenden zurücktritt; im Zurücktreten aber zieht ſie die Samengänge, die Samenbläschen, die Nebenhoden, die Hoden mit ſich, und dieſe werden leicht, leer und runzlich, ſo daß man ſie nicht mehr wieder erkennen kann. Eben ſo verhält es ſich mit den Samenbläschen, die zur Zeit ihrer Anſchwellung anderthalb Zoll lang und alsdann eben ſo wie die Hoden auf eine bis zwei Linien im Durchmeſſer verkleinert ſind; 5. die Bläschen, welche den Biſam oder den Wohlgeruch dieſes Thieres unter der Geſtalt einer milchichten Feuchtigkeit enthalten, und in der Nachbarſchaft der Zeugungstheile liegen, erfahren gleichfalls dieſelben Veränderungen; zur Zeit der Liebe ſind ſie ſehr dick, ſehr geſchwollen; ihr Wohlgeruch ſehr ſtark, ſehr mächtig und ſelbſt in ziemlich großer Entfernung ſehr merklich; hierauf runzeln ſie ſich, welken und verlieren ſich zuletzt ganz. Dieſe Veränderung in den Bläschen, welche die Riechſalbe enthalten, geht raſcher und vollſtändiger vor ſich, als die der Zeugungstheile; dieſe, beiden Geſchlechtern gemeinſamen Bläschen enthalten zur Zeit der Brunſt eine große Menge Milch; ſie haben ausführende Gefäße, die beim Männchen am Ende der Ruthe, und beim Weibchen gegen das Schamzünglein hin enden; und dieſe Abſonderung und Ausleerung geht beinahe in derſelben Gegend vor ſich wie die des Harns bei den andern Vierfüßern.

All dieſe Sonderbarkeiten, die uns von H. Sarraſin angegeben worden, waren der Aufmerkſamkeit eines kundigen Zergliederers würdig, und man kann ihn nicht genug wegen der wiederholten Sorgen loben, die er ſich gegeben, um dieſe Arten von Zufälligkeiten in der Natur nachzuweiſen, und dieſe Veränderungen in all ihren Verlaufszeiten zu beobachten. Wir haben bereits von andern, dieſen hier faſt ähnlichen Veränderungen und Schwächungen in den Zeugungstheilen der Waſſerratte, der Erdmaus und des Maulwurfs geſprochen. Das ſind alſo vierfüßige Thiere, die ihrer ganzen übrigen Körperbildung nach den andern

Vierfüßern gleichen, deren Zeugungstheile indeſſen jedes Jahr ſich erneuen und ſich verlieren, faſt wie die Milch der Fiſche und die Samengefäße des Kalmars, deren Veränderung, Vernichtung und Wiederherſtellung wir beſchrieben haben: das ſind ſolche Uebergangsſtufen, durch welche die Natur die Weſen, die uns am entfernteſten ſcheinen, insgeheim einander nähert, ſolche ſeltenen Beiſpiele, ſolche einzeln ſtehenden Mäler, die man nie aus dem Auge verlieren muß, weil ſie mit der allgemeinen Einrichtung des Baues der Weſen im Zuſammenhang ſtehen und ſeine entfernteſten Punkte in Verbindung ſetzen. Doch hier iſt der Ort nicht, uns über die allgemeinen Folgen zu verbreiten, die man aus dieſen einzeln Erſcheinungen ziehen könnte, eben ſo wenig wie über die unmittelbaren Beziehungen worin ſie mit unſerer Lehre von der Zeugung ſtehen: ein aufmerkſamer Geiſt wird ſie im voraus errathen; und wir werden bald Gelegenheit haben, ſie mit größerm Vortheil aufzuweiſen, wenn wir ſie mit der Geſammtmaſſe der andern darauf bezüglichen Erſcheinungen vereinen.

Da der Ondatra demſelben Lande wie der Biber angehört, gleich ihm an den Gewäſſern wohnt, im Kleinen faſt dieſelbe Geſtalt, dieſelbe Farbe und daſſelbe Haar hat, ſo hat man ſie oft miteinander verglichen; man verſichert ſelbſt, daß man auf den erſten Blick einen alten Ondatra für einen Biber, der erſt einen Monat alt wäre, anſehen würde; ſie unterſcheiden ſich indeſſen durch die Form des Schwanzes ſo gut, daß man ſich nicht dabei irren kann; er iſt beim Biber eirund und wagerecht platt; beim Ondatra iſt er ſehr lang und ſenkrecht platt. Uebrigens gleichen ſich dieſe Thiere ziemlich in Gemüthsart und Naturtrieb. Die Ondatras leben wie die Biber den Winter hindurch in Geſellſchaft; ſie machen kleine Hütten von ungefähr drittehalb Fuß im Durchmeſſer und zuweilen größere, worin ſich mehrere Familien zuſammen vereinigen; dieſes thuen ſie nicht, wie die Murmelthiere, um 5 bis 6 Monate lang darin zu ſchlafen, ſondern allein um ſich vor der Strenge der Luft in Sicherheit zu ſtellen; dieſe Hütten ſind rund und mit einer einen Fuß dicken Kuppel bedeckt; Gräſer, verſchlungene Binſen, gemiſcht mit fetter Erde, die ſie mit den Füßen kneten, ſind ihre Bauſtoffe. Ihr Bau iſt dem Waſſer des Himmels undurchdringlich, und inwendig bringen ſie Stufenbänke an, um nicht von der Ueberſchwemmung des Waſſers der Erde erreicht zu werden. Dieſe Hütte, die ihnen als Zufluchtsſtätte dient, iſt den Winter hindurch mehrere Fuß hoch mit Schnee und Eis bedeckt, ohne daß ſie dadurch beläſtigt würden. Sie ſammeln keinen Vorrath von Lebensmitteln wie die Biber; ſie graben ſich aber Brunnen und Gänge unter und um ihren Aufenthalt her, um ſich Waſſer und Wurzeln zu ſuchen. So bringen ſie den Winter recht traurig, obgleich in

Geſellſchaft zu; denn es ſind nicht die Tage ihrer Liebe; dieſe ganze Zeit über ſind ſie des Himmelslichtes beraubt; und wenn der Hauch des Frühlings den Schnee zu ſchmelzen und die Gipfel ihrer Wohnungen aufzudecken beginnt, dann öffnen die Jäger ihre Kuppel, blenden ſie plötzlich durch das Licht des Tages und tödten oder fangen alle, die nicht Zeit gehabt, die unterirdiſchen Gänge zu gewinnen, die ſie ſich gebaut haben, und die ihnen zu Verſchanzungen dienen, worin man ſie auch noch verfolgt; denn ihr Fell iſt koſtbar und ihr Fleiſch nicht übel zu genießen. Die, welche der Hand des Jägers entkommen, verlaſſen ihre Wohnſtätte ungefähr in dieſer Zeit; den Sommer hindurch irren ſie umher, doch immer zu zweien; denn es iſt die Zeit der Liebe. Sie leben von Gräſern und ernähren ſich reichlich von den jungen Erzeugniſſen, welche die Oberfläche der Erde ihnen darbietet; die Fetthaut erweitert, vermehrt, füllt ſich durch den Ueberfluß dieſer guten Nahrung; die Bläschen erneuen, füllen ſich ebenfalls; die Zeugungstheile entwickeln ſich, ſchwellen an; und jetzt bekommen dieſe Thiere einen ſo ſtarken Biſamgeruch, daß er unerträglich iſt; von weitem läßt ſich dieſer verſpüren und obſchon für die Europäer lieblich, mißbehagt er den Wilden ſo ſehr, daß ſie einen Fluß, an deſſen Ufern dieſe Moſchusratten in großer Menge wohnen, Stinkfluß genannt haben und ſie dieſe Thiere ebenfalls Stinkratten nennen.

Sie zeugen einmal jährlich und 5 bis 6 Junge auf einmal; die Tragzeit iſt nicht lang, da ſie erſt im Anfang des Sommers in Brunſt kommen, und die Jungen ſchon im Oktober groß ſind, wann ſie ihren Eltern in die Hütte folgen müſſen, die ſie alle Jahre von Neuem bauen; man hat nämlich bemerkt, daß ſie zu ihren alten Wohnungen nicht zurückkommen. Ihre Stimme iſt eine Art Geſeufz, das die Jäger nachahmen, um ſie zu locken und näher zu bringen; ihre Vorderzähne ſind ſo ſtark und ſo zum Nagen geeignet, daß, wenn man eins dieſer Thiere in eine Kiſte von hartem Holz einſchließt, es gar bald ein hinreichend großes Loch hineinmacht, um hinauszukommen; und auch dies iſt eine der Fähigkeiten, die es mit dem Biber gemein hat, den wir nur dadurch konnten eingeſchloſſen halten, daß wir die Thüre ſeines Käfichts mit Blech ausfütterten. Der Ondatra ſchwimmt nicht ſo ſchnell, noch ſo lange wie der Biber; er geht häufiger ans Land; er läuft nicht gut und geht noch ſchlechter, indem er faſt wie eine Gans ſchaukelt. Seine Haut behält einen Biſamgeruch, weshalb man ſich ihrer nicht gern zu Pelzwerk bedient; das zweite Haar aber oder den Flaum gebraucht man bei Verfertigung der Hüte.

Dieſe Thiere ſind nicht ſehr wild und man kann ſie, jung eingefangen,

leicht zähmen; ſie ſind ſelbſt, ſo lange ſie jung ſind, recht hübſch. Ihr langer und faſt nackter Schwanz, der ihre Geſtalt unangenehm macht, iſt in dem erſten Alter ſehr kurz; ſie ſpielen harmlos und ſo leicht wie junge Katzen; ſie beißen nicht, *) und man würde ſie bequem ernähren, wäre nicht ihr Geruch beſchwerlich. Der Ondatra und der Desman ſind übrigens die einzigen Thiere der nördlichen Länder, die einen Wohlgeruch geben; denn der Geruch des Bibergeils iſt ſehr unangenehm; und nur in den warmen Erdſtrichen findet man die Thiere, welche den echten Moſchus, den Zibet und die andern Wahlgerüche liefern.

Der Desman oder die Moſchusratte Rußlands würde uns vielleicht merkwürdige und denen des Ondatra entſprechende Sonderbarkeiten zeigen; es ſcheint aber, daß kein Naturforſcher Gelegenheit gehabt, ihn lebend zu unterſuchen noch ihn zu zerlegen; wir ſelbſt können nur von ſeiner Außengeſtalt reden, da der, welcher im königlichen Kabinet iſt, aus Lappland in einem Zuſtande von Trockenheit geſchickt worden war, der nicht geſtattete, ſeine Zergliederung vorzunehmen; ich will alſo nach dem, was ich darüber geſagt, nur noch mein Bedauern äußern, nichts mehr darüber zu wiſſen.

---

*) Die kanadiſchen Moſchusratten, welche die Huronen Ondatra nennen, weiden das Gras über der Erde, und das Weiße der Binſen an Seen und Flüſſen ab; es iſt ein Vergnügen, ſie freſſen und ihre kleinen Sprünge machen zu ſehen, wenn ſie jung ſind. Ich hatte ein recht hübſches; ich ernährte es mit dem Weiß der Binſen und einem gewiſſen, dem Hundszahn ähnlichen Kraut; ich machte mit dieſem kleinen Thier, was ich wollte, ohne daß es mich je biß; auch pflegen ſie das nicht zu thun (Voyage de Sagard-Théodot; Paris, 1632, S. 322 und 323). Die Pflanze, womit ſich, wie H. Sarraſin ſagt, die Moſchusratte am liebſten ernährt, iſt der calamus aromaticus.

Von der Natur.

Vorerinnerung.

Da die Einzelheiten der Naturgeſchichte nur für jene, welche dieſer Wiſſenſchaft allein obliegen, Reiz gewähren, und in einer ſo langwierigen Auseinanderſetzung, wie die der beſondern Naturgeſchichte aller Thiere, nothwendiger Weiſe zu viel Einförmigkeit obwaltet, ſo glaubten wir, die meiſten unſerer Leſer würden es uns Dank wiſſen, wenn wir von Zeit zu Zeit den Faden einer Verfahrungsart, die uns Zwang anthut, durch Abhandlungen unterbrächen, in denen wir unſere Betrachtungen über die Natur im Allgemeinen mittheilen und über ihre Wirkungen im Großen ſprechen wollen. Alsdann werden wir zu unſern Einzelheiten mit größerm Muthe zurückkehren; denn ſeiner, ich geſtehe es, bedarf man, um ſich anhaltend mit geringfügigen Gegenſtänden zu beſchäftigen, deren Unterſuchung die kälteſte Geduld erfordert und dem ſchöpferiſchen Geiſte nichts geſtattet.

Erſte Anſchauung.

Die Natur iſt der Inbegriff der Geſetze, die der Schöpfer für das Beſtehen der Dinge und für die Aufeinanderfolge der Weſen angeordnet hat. Die Natur iſt nicht ein Ding; denn dieſes Ding wäre Alles; die Natur iſt nicht ein Weſen; denn dieſes Weſen wäre Gott; aber man kann ſie als eine lebende, unermeßliche Macht betrachten, die Alles umfaßt, die Alles beſeelt und die, untergeordnet der des erſten Weſens, einzig durch ſein Gebot zu handeln begonnen hat und auch einzig durch ſeine Mitwirkung und ſeine Zuſtimmung handelt. Dieſe Macht iſt von der göttlichen Macht der Theil, welcher ſich offenbart; es iſt zu gleicher Zeit die Urſache und die Wirkung, die Form und der Gehalt, der Entwurf und das Werk; weit verſchieden von der menſchlichen Kunſt, deren Erzeugniſſe nur todte Werke ſind, iſt die Natur ſelbſt ein ewig lebendes Werk, unabläßig thätiger Werkmeiſter, der Alles anzuwenden verſteht, der immerdar nach ſich ſelbſt aus der nämlichen Hülfsquelle arbeitend, fern davon, ſie zu erſchöpfen, ſie unerſchöpflich macht; Zeit, Raum und Stoff ſind ſeine Mittel, das Weltall ſein Gegenſtand, Bewegung und Leben ſein Endzweck.

Die Wirkungen dieſer Macht ſind die Erſcheinungen in der Welt; die Triebfedern, die ſie gebraucht, ſind lebende Kräfte, welche der Raum und die Zeit nur meſſen und beſchränken können, ohne ſie zu zerſtören; Kräfte,

die ſich aufwiegen, ſich vermengen und entgegenſetzen, ohne ſich vertilgen zu können: die einen durchdringen und verſetzen die Körper, die andern erwärmen und beleben ſie. Die Anziehung und der Stoß ſind die vornehmſten Werkzeuge der Thätigkeit, welche dieſe Macht auf die rohen Körper ausübt; die Wärme und die lebenden organiſchen Theilchen ſind die thätigen Grundkräfte, die ſie zur Bildung und Entwickelung der organiſirten Weſen ins Werk ſetzt.

Was kann die Natur nicht mit ſolchen Mitteln? Sie könnte Alles, könnte ſie vernichten und ſchaffen; doch dieſe zwei Endpunkte des Könnens hat Gott ſich vorbehalten: vernichten und erſchaffen ſind die Unterſcheidungsmale der Allmacht; verändern, umgeſtalten, zerſtören, entwickeln, erneuen, erzeugen ſind die einzigen Rechte, die er hat abtreten wollen. Vollſtrecker ſeiner unwiderruflichen Gebote, Verwahrer ſeiner unwandelbaren Beſchlüſſe, entfernt ſich nie die Natur von den Geſetzen, die ihr vorgeſchrieben, ändert ſie nichts in den Planen, die ihr gezeichnet worden und zeigt in all ihren Werken das Siegel des Ewigen; dieſes göttliche Gepräge, ein unveränderliches Muſter alles Beſtehenden, iſt das Vorbild, wonach ſie wirkt, ein Vorbild, deſſen Züge ſämmtlich in unverwiſchbaren Zeichen ausgedrückt und für immerdar ausgeſprochen ſind; ein ewig neues Vorbild, welches die Menge der Formen oder Abbilder, ſo unendlich ſie ſei, nur verjüngt.

Alles iſt demnach erſchaffen worden, und nichts hat ſich noch vernichtet; zwiſchen dieſen beiden Gränzen ſchwankt die Natur, ohne ſich je der einen oder der andern zu nähern: verſuchen wir, ſie in einigen Punkten dieſes unermeßlichen Raums zu erfaſſen, des Raums, den ſie vom Beginn der Jahrhunderte her erfüllt und durchläuft.

Was für Gegenſtände! eine unermeßliche ausgebreitete Stofffülle, die nichts denn eine unnütze, eine ſchreckliche Maſſe gebildet hätte, wäre ſie nicht in Theile geſchieden worden, die tauſendmal unermeßlichere Räume trennen: doch Hunderttauſende leuchtender Kugeln, in unbegreiflichen Abſtänden voneinander hingeſtellt, ſind die Stützen, worauf die Grundfeſte zum Weltgebäude ruht; Millionen dunkeler Kugeln, die um die erſten herumkreiſen, bilden ihre Ordnung und den bewegenden Theil des Baues. Zwei Urkräfte treiben dieſe großen Maſſen, rollen, verſetzen und beleben ſie; jede wirkt in jeglichem Augenblick; und mit vereinten Anſtrengungen zeichnen beide die Gürtel der Himmelsreiſe, gründen mitten in dem leeren Raume feſte Plätze und beſtimmte Straßen; und aus dem Schoße der Bewegung ſelber wird das Gleichgewicht der Welten und die Ruhe des Alls geboren.

Die erſte dieſer Kräfte iſt gleichmäßig vertheilt; die zweite in ungleichen Maßen ausgegeben worden. Jedes Urſtofftheilchen hat eine

gleiche Menge von Anziehungskraft; jede Kugel hat eine verſchiedene Menge von Stoßkraft; auch gibt es feſte Geſtirne und irrende Kugeln, die nur zum Anziehen und andere, die geſchaffen ſcheinen, um zu treiben und getrieben zu werden, Kreiſe, die einen gemeinſamen Stoß in der nämlichen Richtung und andere, die einen beſondern Stoß empfangen haben; einſame Geſtirne und andere, die von Trabanten begleitet werden; Lichtkörper und Maſſen von Finſterniß; Wandelſterne, deren verſchiedene Theile ſich nur nacheinander eines entlehnten Lichtes erfreuen; Haarſterne, die ſich in den dunklen Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten wiederkehren und ſich mit neuem Feuer ſchmücken; Sonnen, die erſcheinen, verſchwinden und ſich abwechſelnd zu entzünden und zu erlöſchen ſcheinen; andere, die ſich einmal zeigen, und alsdann wieder auf ewig dahin ſind. Der Himmel iſt das Land der großen Ereigniſſe; kaum aber vermag das Menſchenauge ſie zu erfaſſen; eine Sonne, die vergeht und das Ende eines Weltgebäudes herbeiführt, übt auf unſere Augen keine andere Wirkung, als die eines Irrlichtes, welches glänzt und erliſcht; beſchränkt auf das Erdenatom, worauf er wächſt, ſieht der Menſch dieſes Atom wie eine Welt und ſieht die Welten nur wie Atome.

Denn dieſe Erde, die er bewohnt, kaum erkennbar unter den andern Kugeln, iſt völlig unſichtbar für die entfernten Kreiſe, iſt eine Millionmal kleiner als die Sonne, die ſie erleuchtet, und tauſendmal kleiner als andere Wandelſterne, die, gleich ihr, der Macht jenes Geſtirns untergeordnet und dasſelbe zu umkreiſen gezwungen ſind. Saturn, Jupiter, Mars, die Erde, Venus, Merkur und die Sonne nehmen den kleinen Theil der Himmel ein, den wir unſere Welt nennen. All jene Wandelſterne, ſammt ihren Trabanten, durch eine reißende Bewegung in derſelben Richtung und faſt in derſelben Ebene fortgezogen, bilden ein Rad von einem ungeheuren Durchmeſſer, deſſen Achſe die ganze Laſt trägt, und die mit reißender Schnelle ſich um ſich ſelbſt drehend, ſich hat erhitzen, entzünden und Wärme und Licht bis zu den äußerſten Theilen des Umkreiſes verbreiten müſſen: ſo lange dieſe Bewegungen dauern werden (und ſie werden ewig ſein, wofern nicht des erſten Bewegers Hand ſich widerſetzt und eben ſo viel Kraft anwendet, um ſie zu zerſtören, als er nöthig gehabt, um ſie zu ſchaffen), wird die Sonne flammen und alle Weltkreiſe mit ihrem Glanze erfüllen; und da in einem Bau, worin Alles ſich anzieht, nichts auf ewig ſich verlieren noch ſich entfernen kann, und die Stoffmenge immer dieſelbe bleibt, ſo wird dieſe fruchtbare Licht- und Lebensquelle nie ſich erſchöpfen, nie vertrocknen; denn die andern Sonnen, die eben ſo ununterbrochen ihre Feuerſtrahlen verſenden, geben unſerer Sonne gerade eben ſo viel Licht, als ſie von ihr empfangen.

In weit größerer Zahl als die Wandelſterne vorhanden und wie ſie von der Macht der Sonne abhängig, drücken die Haarſterne faſt ebenſo auf dieſen gemeinſamen Heerd, vermehren ſeine Laſt und tragen mit all ihrem Gewicht zu ſeinem Brande bei; ſie machen einen Theil unſerer Welt aus, da ſie wie die Wandelſterne der Anziehung der Sonne unterworfen ſind; nichts aber haben ſie in ihrer Stoßbewegung unter ſich noch mit den Wandelſternen gemein; ſie kreiſen je in einer verſchiedenen Ebene und beſchreiben mehr oder minder weite Bahnen in verſchiedenen Zeiträumen, von denen die einen mehrere Jahre, und die andern einige Jahrhunderte währen. In Mitten des Alls um ſich ſelbſt ſich drehend, übrigens aber bewegungslos, dient die Sonne all dieſen Theilen im Kunſtgetriebe der Welt als Fackel, als Heerd, als Zapfen.

Durch ihre Größe ſelbſt bleibt ſie unbeweglich und regiert ſie die andern Kugeln; da der Maſſe die Kraft verhältnißmäßig zugetheilt worden, da ſie ohne Vergleich größer als irgend ein Haarſtern iſt und tauſendmal mehr Stoff als der größte Wandelſtern enthält, ſo können dieſelben ſie weder verrücken noch ſich ihrer Macht entziehen, die, auf unermeßliche Fernen ſich verbreitend, ſie alle umfängt und jene, die ſich am weiteſten entfernen, nach Verlauf einer Zeit zu ſich zurückführt; durch dieſe Abwechslungen äußerſter Hitze und Kälte, ſo wie durch die Ungleichheiten ihrer Bewegung, die bald erſtaunlich beſchleunigt, bald unendlich verzögert wird, ſind ſie ſeltſamen Veränderungen unterworfen; es ſind ſo zu ſagen, ordnungsloſe Welten in Vergleich mit den Wandelſternen, deren Bahnen regelmäßiger, deren Bewegungen gleichförmiger, deren Wärmeverhältniß immer dasſelbe iſt und die daher Ruheplätze zu ſein ſcheinen, wo Alles Beſtand hat und weshalb die Natur einen Plan feſtſtellen, einförmig handeln und ſich nacheinander in ihrer ganzen Ausdehnung entwickeln kann. Unter dieſen zwiſchen den irrenden Geſtirnen auserleſenen Wandelſternen ſcheint dieſer, den wir bewohnen, noch bevorzugt zu werden: nicht ſo kalt, nicht ſo entfernt wie Saturn, Jupiter, Mars, iſt er auch nicht ſo glühend heiß wie Venus und Merkur, die dem Lichtgeſtirne zu nahe zu ſein ſcheinen.

Mit welcher Pracht glänzt nicht auch die Natur auf der Erde. Ein reines Licht, das ſich vom Aufgange bis zum Niedergange verbreitet, vergoldet nacheinander die Halbkugeln dieſes Balles; ein durchſichtiges und leichtes Element umgibt ihn; eine ſanfte und fruchtbare Wärme belebt und erſchließt alle Lebenskeime; lebende und heilſame Gewäſſer dienen zu ihrem Unterhalt, zu ihrem Wachsthum; Höhen, vertheilt durch die Mitte der Länder, halten die Dünſte der Luft auf, machen dieſe Quellen unverſiegbar und ewig friſch; unermeßliche Tiefen, geſchaffen, um ſie aufzunehmen, ſcheiden die Feſtländer. Die Ausdehnung des Meeres iſt ſo

groß wie die der Erde: es iſt kein kaltes und unfruchtbares Element; es iſt ein neues Reich, ſo ausgeſtattet, ſo bevölkert wie das erſte. Der Finger Gottes hat ihre Gränzen gezogen: ſtürzt ſich das Meer auf die Geſtade des Abendlandes, ſo läßt es die des Morgenlandes unbedeckt. An ſich ſelbſt unthätig, folget dieſe ungeheuere Waſſermaſſe den Einflüſſen des Himmels; in regelmäßigen Schwankungen von Ebbe und Fluth wogt ſie hin und her; mit dem Geſtirn der Nacht erhebt und ſenkt ſie ſich; ſie erhebt ſich noch höher, wann es mit dem Geſtirn des Tages zuſammenkommt, und beide nun in der Zeit der Nachtgleichen mit vereinten Kräften die hohen Fluthen herbeiführen; nirgend wird unſer Verkehr mit dem Himmel beſſer dargethan. Aus dieſen beſtändigen und allgemeinen Bewegungen entſpringen veränderliche und beſondere Verſetzungen von Erde, Anhäufungen, die auf dem Grunde der Gewäſſer Erhöhungen bilden, denen ähnlich, die wir auf der Oberfläche der Erde ſehen; Strömungen, welche dem Zuge dieſer Bergketten folgend, ihnen eine Geſtalt geben, deren ſämmtliche Winkel ſich entſprechen und die, mitten durch die Wogen hinfließend, wirklich Meerſtröme ſind.

Leichter noch und flüſſiger als das Waſſer, gehorcht die Luft einer größern Anzahl von Kräften; die entfernte Einwirkung der Sonne und des Mondes, die unmittelbare des Meeres, die der Wärme, die ſie verdünnt, die der Kälte, die ſie verdichtet, verurſachen in ihr unaufhörliche Bewegungen: ihre Strömungen ſind die Winde; ſie treiben, ſie ſammeln die Wolken, ſie erzeugen Lufterſcheinungen und bringen über die trockene Oberfläche der Feſtländer die feuchten Dünſte der Seeſtriche; ſie beſtimmen die Gewitter, verbreiten und vertheilen den fruchtbaren Regen und den wohlthätigen Thau; ſie ſtören die Bewegungen des Meeres; ſie beunruhigen die leicht bewegliche Oberfläche der Gewäſſer, hemmen oder beſchleunigen die Ströme, treiben ſie zurück, thürmen die Wogen, erregen die Stürme, himmelan erhebt ſich das empörte Meer und bricht ſich ſchäumend an unerſchütterlichen Dämmen, die es mit all ſeinen Anſtrengungen nicht zu zerſtören, noch zu überſteigen vermag.

Die Erde, höher als die Ebene des Meeres, iſt ſicher vor ſeinen Einbrüchen. Mit Blumenſchmelz geziert, mit ewig ſich verjüngendem Grün geſchmückt, mit tauſend und aber tauſend Arten verſchiedener Thiere bevölkert, iſt ihre Oberfläche ein Ort der Ruhe, ein Aufenthalt der Wonne, wo der Menſch, hingeſtellt, um der Natur behülflich zu ſein, den Vorrang vor allen Weſen behauptet; unter allen allein der Erkenntniß fähig und der Bewunderung, hat ihn Gott zum Betrachter ſeines Weltalls und zum Zeugen ſeiner Wunder geſchaffen; der göttliche Funken der ihn beſeelt, macht ihn zum Theilnehmer an den göttlichen Geheimniſſen; durch

dieſes Licht denkt und forſcht, durch dieſes Licht ſieht und lieſet er in dem Buche der Welt, wie in einem Schriftwerk der Gottheit.

Die Natur iſt der äußere Thron der göttlichen Herrlichkeit: der Menſch, der ſie betrachtet, ſie durchforſcht, erhebt ſich ſtufenweis zum innern Thron der Allmacht; geboren, um den Schöpfer anzubeten, gebeut er allen Geſchöpfen; Vaſall des Himmels, König der Erde, adelt, bevölkert, bereichert er ſie; er ſetzt unter den lebenden Weſen die Ordnung, die Unterordnung, die Uebereinſtimmung feſt; er verſchönert die Natur ſelber; er pflegt, erweitert und verfeinert ſie, rottet die Diſtel und den Dornſtrauch aus und vermehrt die Roſen mit der Traube. Sieh hin auf jene öden Landſtrecken, jene traurigen Gegenden, wo der Menſch nie ſeinen Sitz gehabt, in allen Theilen von dichtem und ſchwarzem Gehölz bedeckt oder vielmehr ſtarrend; Bäume ohne Rinde und ohne Krone, gebeugt, gebrochen, vor Alter hinſinkend, andere in größerer Menge neben den erſten liegend, um zu faulen über bereits gefaulten Haufen, erſticken, begraben die Keime, die aufſproſſen wollen. Die Natur, die da ſonſt überall in ihrer Jugendkraft glänzt, erſcheint hier in ihrer Abgelebtheit; die Erde von dem Gewicht belaſtet, von den Trümmern ihrer Erzeugniſſe bedeckt, bietet anſtatt eines blühenden Grüns nur einen verſchütteten Raum dar, durchkreuzt von alten Bäumen, die mit Schmarotzerpflanzen, Flechten und Schwämmen, den unreinen Früchten der Verweſung, bedeckt ſind; in allen tiefliegenden Theilen Gewäſſer, die, weil ſie nicht abgeleitet und gerichtet werden, ſtocken und ſtehen; kothige Strecken, die, weder feſt noch flüſſig, unzugänglich und den Bewohnern des Landes wie des Waſſers gleich unnütz ſind; Sümpfe, welche mit ſtinkenden Waſſerpflanzen überzogen nur giftige Inſekten ernähren und den unflätigen Thieren zur Behauſung dienen. Zwiſchen dieſen verpeſteten Mooren, welche die tiefliegenden Gegenden einnehmen, und den abgelebten Waldungen, welche die Höhen bedecken, dehnen ſich Steppen, Savanen aus, die mit unſern Wieſen nichts gemein haben; das Unkraut wuchert darauf und erſtickt das gute Kraut; es iſt nicht jener feine Raſen, der den Flaum der Erde zu bilden ſcheint; nicht jener blumige Grasplatz, der ihre Fruchtbarkeit verkündet; es ſind wilde Gewächſe, harte, dornige, dichtverſchlungene Gräſer, die weniger am Boden, als aneinander zu hangen ſcheinen, die vertrocknend und abwechſelnd wieder übereinander treibend, mehrere Fuß dicke Flocken bilden. Keine Straße, keine Verbindung, keine Spur menſchlicher Einſicht in dieſen wilden Gegenden: der Menſch genöthigt, des grimmigen Thieres Wegen zu folgen, wenn er ſie durchdringen will, gezwungen, unaufhörlich zu wachen, auf daß er ihm nicht zum Raube werde, erſchreckt von ſeinem Gebrüll, ergriffen ſelbſt von dem Schweigen dieſer tiefen

Oeden, kehrt ſeines Weges wieder um und ſagt: die rohe Natur iſt ſcheuß-lich und ſterbend; ich, ich allein kann ihr Anmuth und Leben verleihen; trocknen wir dieſe Sümpfe, beleben wir dieſe todten Gewäſſer, indem wir ihnen einen Abfluß verſchaffen, verwandlen wir ſie in Bäche, in Waſſer-leitungen; gebrauchen wir jenes thätige und verſchlingende Element, das man uns verborgen hatte und das wir niemanden als uns ſelbſt verdanken, legen wir Feuer an dieſe überflüſſige Flocke, an dieſe alten, ſchon halbverzehrten Wälder, zerſtören wir vollends mit dem Eiſen, was das Feuer nicht hat zerſtören können; bald werden wir ſtatt der Binſe, ſtatt der Waſſerlilie, woraus die Kröte ihr Gift bereitete, die Ranunkel, den Klee, die ſüßen und heilſamen Kräuter erſcheinen ſehen; hüpfende Thier-heerden werden auf dieſem vorhin wegloſen Boden umher treten, hier werden ſie überflüſſigen Unterhalt, eine ſtets friſche Weide finden; ſie werden ſich vermehren, um ſich weiter zu vermehren; bedienen wir uns dieſer neuen Hülfsmittel, um unſer Werk zu vollenden; ins Joch gelegt, wende das Rind ſeine Kräfte und das Gewicht ſeiner Maſſe an, um die Erde zu durchfurchen; ſie verjünge ſich durch die Pflege und eine neue Natur geht aus unſern Händen hervor.

Wie ſchön iſt ſie, dieſe angebaute Natur! wie glänzend, wie prachtvoll geſchmückt durch des Menſchen Sorgen! Er ſelbſt bildet ihre ſchönſte Zierde, er iſt ihr edelſtes Erzeugniß; indem er ſich vermehrt, vermehrt er ihren koſtbarſten Keim; ſie ſelbſt ſcheint ſich auch mit ihm zu vermehren; durch ſeine Kunſt fördert er Alles zu Tage, was ſie in ihrem Schooße verbarg: wie viele ungekannte Schätze! wie viele neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getraide veredelt, ins Unendliche vermehrt; die nützlichen Thierarten, verpflanzt, verbreitet, zahllos vervielfältigt, die ſchädlichen Arten vermindert, eingeſchränkt, verwieſen; das Gold, und das Eiſen, nöthiger als das Gold, aus den Eingeweiden der Erde hervorgezogen; die Ströme gebettet; die Flüſſe geleitet, geengt; das Meer unterworfen, ausgekundſchaftet, von einer Halbkugel zur andern durchfahren; die Erde, zugänglich überall, überall ſo lebendig als fruchbar gemacht; in den Thälern lachende Wieſen, in den Ebenen reiche Weiden oder noch reichere Aernten; die Hügel mit Reben und Obſt bedeckt, ihr Gipfel mit nützlichen Bäumen und jungen Forſten gekrönt; die Wüſten zu Städten umgewandelt, die ein zahlloſes Volk bewohnt, welches, unaufhörlich, umherwandernd, ſich aus dieſen Mittelpunkten bis zu den äußerſten Enden verbreitet; bedeckte und reichbeſuchte Straßen, Verbindungswege überall, als eben ſo viele Zeugen der Kraft und der Vereinigung der Geſellſchaft, gegründet; tauſend andere Denkmale der Macht und des Ruhms beweiſen genugſam, daß der Menſch, Herr über der Erde Gebiet, ihre geſammte Oberfläche

verändert, verjüngt hat, und daß er zu allen Zeiten mit der Natur die Herrſchaft theilt.

Indeſſen regiert er blos nach dem Eroberungsrecht; er beſitzt nicht ſowohl, als er genießt; er behält nur durch ſtets erneute Sorgen; enden ſie, ſo ſchmachtet Alles, Alles verdirbt, Alles wechſelt, Alles kehrt wieder unter die Hand der Natur; ſie nimmt ihre Rechte zurück, vertilgt des Menſchen Werk, bedeckt ſeine ſtolzeſten Denkmale mit Staub und Moos, zerſtört ſie mit der Zeit und läßt ihm nur den Kummer übrig, durch ſeine Schuld verloren zu haben, was ſeine Vorältern durch ihre Arbeiten erobert hatten. Dieſe Zeit, da der Menſch ſeine Herrſchaft einbüßt, dieſe Jahrhunderte der Barbarei, während deren Alles untergeht, werden ſtets durch den Krieg vorbereitet und treten mit dem Mangel und der Entvölkerung ein. Der Menſch, der nur durch die Anzahl etwas vermag, nur durch ſeine Vereinigung ſtark, nur durch den Frieden glücklich iſt, hat die Wuth, für ſein Unglück ſich zu waffnen und für ſeinen Untergang zu kämpfen; angeſtachelt von unerſättlicher Habgier, geblendet von noch unerſättlicherem Ehrgeize, entſagt er den Gefühlen der Menſchlichkeit, kehrt all ſeine Kräfte gegen ſich ſelbſt, trachtet, ſich wechſelſeitig zu vernichten, vernichtet ſich in der That; und nach dieſen Blut- und Mordtagen, wann der Ruhm verraucht iſt, ſieht er mit kummervollem Auge die Erde verwüſtet, die Künſte vergraben, die Gemeinden zerſtreut, die Staaten geſchwächt, ſein eigenes Glück zertrümmert, und ſeine wirkliche Macht vernichtet.

„Großer Gott! deſſen bloße Gegenwart die Natur trägt und die Uebereinſtimmung in den Geſetzen des Welltalls erhält, Du, der Du vom unbeweglichen Throne des Feuerhimmels herab zu Deinen Füßen die Himmelskugeln alle ohne Anprall und ohne Verwirrung dahinrollen ſiehſt; der Du aus dem Schooße der Ruhe in jedem Augenblick ihre unermeßlichen Bewegungen lenkeſt und dieſe endloſe Zahl von Himmeln und Welten allein in tiefem Frieden regierſt; gieb, gieb endlich der ſturmbewegten Erde die Heitere wieder! ſie lebe in Frieden! auf Deine Stimme höre die Zwietracht und der Krieg auf, ihr ſtolzes Geſchrei erdröhnen zu laſſen! Gott der Güte, Urheber aller Weſen, deine väterlichen Blicke umfangen alle Gegenſtände der Schöpfung; der Menſch aber iſt Dein auserwähltes Weſen; Du haſt ſeine Seele mit einem Strahl Deines unſterblichen Lichtes erleuchtet; mache das Maß Deiner Wohlthaten voll, indem Du ſein Herz mit einem Zuge Deiner Liebe durchdringſt; dieſes göttliche Gefühl wird ſich überallhin verbreiten und die feindlichen Naturen vereinen; der Menſch wird nicht mehr des Menſchen Anblick fürchten, nicht mehr der Mordſtahl ſeine Hand bewaffnen; nicht mehr des Krieges verzehrendes

Feuer den Quell der Zeugungen austrocknen; jetzt geſchwächt, verſtümmelt, in ſeiner Blüthe abgemäht, wird das Menſchengeſchlecht von Neuem keimen und ſich zahllos vermehren; die Natur unter der Laſt der Geißeln niedergedrückt, unfruchtbar, preisgegeben, wird bald mit einem neuen Leben ihre alte Fruchtbarkeit wiedergewinnen; und wir, wohlthätiger Gott, wir wollen ihr behülflich ſein, wir ſie pflegen, wir ſie ohne Unterlaß beobachten, um in jedem Augenblick Dir einen neuen Zoll der Dankbarkeit und der Bewunderung darzubringen."

Zweite Anſicht.

Ein Einzelweſen, zu welcher Art es auch gehöre, iſt im Weltall nichts; hundert Einzelweſen, tauſende ſind ebenfalls nichts; die Arten ſind die einzigen Weſen der Natur; ewige Weſen, ſo alt, ſo fortdauernd wie ſie, die wir, um beſſer zu urtheilen, nicht mehr als eine Anſammlung oder eine Folge ähnlicher Einzelweſen, ſondern als ein von der Zahl und der Zeit unabhängiges, als ein ewig lebendes, ewig gleiches Ganze, als ein Ganzes betrachten, das in den Werken der Schöpfung für eins gezählt worden und folglich in der Natur nur eine Einheit ausmacht. Von all dieſen Einheiten iſt die Menſchenart die erſte; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Zeder bis zum Iſop, ſtehen in zweiter und in dritter Linie; und ob auch verſchieden nach der Form, dem Stoff und ſelbſt nach dem Leben, jede behauptet ihre Stelle, beſteht durch ſich ſelbſt, wehrt ſich gegen die andern, und alle zuſammen bilden und vertreten die lebende Natur, die, wie ſie ſich erhalten hat, ſo ſich erhält und erhalten wird; ein Tag, ein Jahrhundert, ein Weltalter, alle Theile der Zeit machen keinen Theil ihrer Dauer aus; die Zeit ſelbſt iſt nur da in Bezug auf die Einzeldinge, auf die Weſen, deren Daſein flüchtig iſt; das der Arten aber iſt bleibend, und folglich bildet ihr Beſtehen, die Dauer und ihr Unterſchied die Zahl. Zählen wir alſo die Arten, wie wir gethan, geben wir einer jeden gleiches Recht am Tiſche der Natur; ſie ſind ihr alle gleich lieb, da ſie jeder die Mittel verliehen, zu ſein und zu dauern ſo lange, wie ſie ſelbſt.

Thun wir mehr, ſetzen wir jetzt die Art an die Stelle des Einzelweſens: wir haben geſehen, was für ein Schauſpiel die Natur für den Menſchen iſt; denken wir uns, welches ihr Anblick für ein Weſen wäre, das die ganze menſchliche Art vorſtellte. Sehen wir an einem ſchönen Frühlingstage, wie das Grün wieder hervorkommt, die Blumen ſich erſchließen, alle Keime ſproſſen, die Bienen wieder aufleben, die Schwalbe ankommt, die Nachtigall die Liebe ſingt, von ihr bewegt der Widder hüpft, der Stier brüllt, alle lebende Weſen ſich ſuchen und ſich vereinen, um andere hervor-

zubringen, ſo haben wir keine andere Vorſtellung als die einer Wiedererzeugung und eines neuen Lebens. Sieht man an den finſtern Tagen der Kälte und des Reifes, wie die Naturen gleichgültig werden, ſich fliehen anſtatt ſich zu ſuchen, die Bewohner der Luft unſere Erdſtriche verlaſſen, die des Waſſers ihre Freiheit unter Eisgewölben verlieren, alle Inſekten verſchwinden oder umkommen; die meiſten Thiere erſtarren, ſich Zufluchtsſtätten graben; die Erde ſich verhärtet, die Pflanzen vertrocknen, die entlaubten Bäume unter der Laſt des Schnees und des Rauhreifs ſich beugen, ſich ſenken, ſo erweckt Alles die Vorſtellung der Entkräftung und Vernichtung. Dieſe Vorſtellungen aber der Erneuung und der Zerſtörung, oder dieſe Bilder vielmehr des Todes und des Lebens, ſo groß, ſo allgemein ſie uns erſcheinen, erſtrecken ſich nur auf einzele und beſondere Theile; als Einzelding beurtheilt der Menſch die Natur ſo; das Weſen, das wir an die Stelle der Art geſetzt haben, beurtheilt ſie großartiger, allgemeiner; es ſieht in jener Zerſtörung, in jener Erneuung, in all jenen Aufeinanderfolgen nur Beſtand und Dauer; ein Theil eines Jahres iſt ihm derſelbe wie der des verfloſſenen Jahres, wie der aller Jahrhunderte; das tauſendſte Thier in der Ordnung der Zeugungen iſt ihm daſſelbe wie das erſte Thier. Und in der That, lebten, beſtänden wir immerfort, beſtänden alle uns umgebenden Weſen ebenfalls ſo, wie ſie ſind, immerfort, und wäre Alles unaufhörlich ſo, wie Alles heute iſt, ſo würde die Vorſtellung der Zeit verſchieden und das Einzelweſen zur Art werden.

Wohlan! warum ſollten wir nicht die Natur einige Augenblicke lang, unter dieſem neuen Geſichtspunkte betrachten? Wahrlich, der Menſch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finſterniß, an Seele ſo nackt wie an Körper; ohne Kenntniß wird er geboren wie ohne Wehr, nur leidende Eigenſchaften bringt er mit; er vermag blos die Eindrücke der Gegenſtände zu empfangen und ſeine Sinnzeuge erregen zu laſſen; lange glänzt das Licht in ſeine Augen, ohne ihn zu erleuchten; Anfangs empfängt er Alles von der Natur, und gibt ihr nichts zurück; ſobald aber ſeine Sinne geſtärkt ſind, ſobald er ſeine Wahrnehmungen vergleichen kann, wendet er ſich gegen das Weltall hin, er bildet Vorſtellungen, bewahrt, erweitert, verbindet ſie; der Menſch und zumal der unterrichtete Menſch iſt kein bloßes Einzelweſen mehr, er ſtellt zum großen Theil die geſammte Menſchenart vor; er hat damit begonnen, von ſeinen Vätern die Kenntniſſe zu empfangen, die ihnen von ſeinen Voreltern übermacht worden; dieſe, welche die göttliche Kunſt erfunden, den Gedanken aufzuzeichnen und zur Nachwelt gelangen zu laſſen, haben ſich, ſo zu ſagen, mit ihren Enkeln eins und gleich gemacht; die unſern werden ſich mit uns eins und gleich machen. Dieſe Vereinigung der Erfahrung

mehrerer Jahrhunderte in einem einzigen Menſchen rückt die Gränzen ſeines Weſens ins Unendliche hinaus; es iſt nicht mehr ein einfaches Einzelweſen, beſchränkt, wie die andern, auf die Wahrnehmungen des gegenwärtigen Augenblicks, auf die Erfahrungen des heutigen Tages; es iſt beinahe das Weſen, das wir an die Stelle der ganzen Art geſetzt haben: er lieſet in der Vergangenheit, ſieht die Gegenwart, urtheilt über die Zukunft; und in dem Strom der Zeiten, der alle Einzelweſen des Alls herbeiführt, dahinreißt und verſchlingt, findet er die Arten beſtändig, die Natur unwandelbar. Da die Wechſelbeziehung der Dinge ſtets dieſelbe iſt, ſo erſcheint ihm die Ordnung der Zeiten als nichts, die Geſetze der Erneuung gleichen in ſeinen Augen die ſeiner Fortdauer aus: eine ſtete Folge von Weſen, alle unter ſich ähnlich, gilt in Wahrheit nur dem ununterbrochenen Daſein eines einzigen dieſer Weſen gleich.

Worauf zielt denn dieſe große Vorkehrung zu den Zeugungen, dieſe endloſe Verſchwendung von Keimen, deren tauſend und aber tauſende abgehen, wenn einer zeitigt? was ſoll dieſe Fortpflanzung, dieſe Vermehrung der Weſen, die, ohne Unterlaß ſich zerſtörend und erneuend, ſtets nur denſelben Anblick gewähren und die Natur weder mehr noch minder erfüllen; woher dieſe Abwechslungen von Tod und Leben, dieſe Geſetze des Wachsthums und des Verfalls, all dieſe Veränderungen an den Einzelweſen, all dieſe erneueten Darſtellungen eines und desſelben Dinges; ſie ſtehen mit dem Weſen der Natur ſelbſt in Verbindung, ſie hangen von der erſten Einrichtung des Kunſtgetriebes der Welt ab; ſie iſt feſt in ihrem Ganzen und beweglich in jedem ihrer Theile; ſo haben die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper die beſondern Bewegungen des Erdballs hervorgebracht; die durchdringenden Kräfte, von denen jene großen Körper belebt ſind, durch die ſie in die Ferne und wechſelſeitig aufeinander wirken, beleben auch jedes Urſtofftheilchen; und dieſe gegenſeitige Hinneigung all dieſer Theile zueinander iſt das erſte Band der Weſen, die Grundurſache des Beſtandes der Dinge, und die Stütze der Uebereinſtimmung im Weltall. Die großen Wechſelverbindungen haben alle kleinen Verhältniſſe hervorgebracht: die Bewegung der Erde um ihre Achſe hat die Räume der Zeitdauer in Tage und Nächte eingetheilt, darum haben alle lebende Weſen, welche die Erde bewohnen, ihre Zeit des Lichtes und ihre Zeit der Finſterniß, das Wachen und den Schlaf; ein großer Theil der thieriſchen Lebensverrichtungen, jener der Thätigkeit der Sinne und der Bewegung der Glieder, ſteht in Bezug auf jene erſte Wechſelverbindung. Würde es dem Licht geöffnete Sinne in einer Welt geben, worin die Nacht ewig währte?

Die Neigung der Erdachſe erzeugt in ihrer jährlichen Bewegung um

die Sonne dauernde Abwechslungen von Hitze und Kälte, die wir **Jahreszeiten** genannt haben; demnach haben auch alle wachſende Weſen, im Ganzen oder theilweiſe, ihre Lebenszeit und ihre Sterbezeit. Das Fallen der Blätter und der Früchte, das Vertrocknen der Gräſer, der Tod der Inſekten hangen im Ganzen von dieſer zweiten Wechſelverbindung ab: in den Erdſtrichen, wo ſie nicht Statt hat, iſt das Leben der Gewächſe nie aufgehoben; jedes Inſekt lebt ſein Alter; und ſehen wir nicht unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten nur eine ausmachen, die Erde ſtets in Blüthe, die Bäume fortwährend grün und die Natur ewig im Frühling.

Die beſondere Körperverfaſſung der Thiere und Pflanzen ſteht in Bezug auf das allgemeine Wärmeverhältniß der Erdkugel, und dieſes Wärmeverhältniß hängt von ihrer Lage d. h. von der Entfernung ab, worin ſie ſich von der Sonnenkugel befindet; bei einer größern Entfernung könnten unſere Thiere, unſere Pflanzen weder leben noch wachſen; das Waſſer, der Saft, das Blut, alle andern Feuchtigkeiten verlören ihre Fließbarkeit; bei einer geringern Entfernung, ſchwänden und zergingen ſie in Dünſte: Eis und Feuer ſind die Elemente des Todes; die mäßige Wärme iſt der erſte Keim des Lebens.

Die durch alle organiſirten Körper verbreiteten lebenden Theilchen ſtehen, beides der Thätigkeit und der Anzahl nach, in Bezug auf die Lichttheilchen, welche jeden Stoff treffen und mit ihrer Wärme durchdringen. Ueberall, wo die Sonnenſtrahlen die Erde erwärmen können, belebt ſich ihre Oberfläche, bedeckt ſie ſich mit Grün und bevölkert ſich mit Thieren: das Eis ſelbſt ſcheint, ſobald es ſich in Waſſer auflöſt, ſie zu befruchten; dieſes Element iſt fruchtbarer als das der Erde, es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer erzeugt in jeder Jahreszeit mehr Thiere, als die Erde ernährt, ſie erzeugt nicht ſo viel Früchte; und all jene Thiere, die auf der Oberfläche der Gewäſſer ſchwimmen, oder ihre Tiefen bewohnen, haben nicht wie die der Erde einen geſicherten Vorrath von Lebensmitteln in den Pflanzenſtoffen, und ſind daher gezwungen voneinander zu leben; und mit dieſer Wechſelverbindung hängt es zuſammen, daß ſie ſo ſtark ſich vermehren oder vielmehr ins Zahlloſe wuchern.

Nachdem jede Art der einen und der andern geſchaffen war, dienten die erſten Einzelweſen all ihren Nachkommen zu Muſtern. Der Körper jedes Thieres oder jeder Pflanze iſt eine Form, der ſich ohne Unterſchied die organiſchen Theilchen aller durch den Tod zerſtörten und durch die Zeit verzehrten Thiere oder Pflanzen anpaſſen; die rohen Theile, die an ihrer Zuſammenſetzung Theil genommen, kehren zur gemeinſamen Maſſe des rohen Stoffes zurück; die organiſchen Theile, die da immer beſtehen,

werden von den organiſchen Körpern aufgegriffen; erſt von den Pflanzen eingeſaugt, dann von den Thieren, die ſich mit den Pflanzen ernähren, aufgenommen, dienen ſie zur Entwickelung, zur Unterhaltung, zum Wachsthum der einen wie der andern; ſie machen ihr Leben aus, und unaufhörlich von Körper zu Körper wandernd, beleben ſie alle organiſirten Weſen; der Vorrath an lebenden Stoffen iſt alſo ſtets derſelbe; ſie wechſeln nur in der Form d. h. durch die Verſchiedenheit der Darſtellungen: in den Jahrhunderten des Ueberfluſſes, in den Zeiten der größten Bevölkerung, ſcheint die Anzahl der Menſchen, der Hausthiere und der nützlichen Pflanzen die Oberfläche der Erde völlig einzunehmen und zu bedecken; die der wilden Thiere, der ſchädlichen Inſekten, der Schmarotzerpflanzen, der unnützen Kräuter erſcheint wieder und herrſcht ihrerſeits in den Zeiten des Mangels und der Entvölkerung. Dieſe für den Menſchen ſo merkliche Veränderungen ſind der Natur unbedeutſam; der für ihn ſo werthvolle Seidenwurm iſt für ſie nur die Raupe des Maulbeerbaumes. Möge dieſe Raupe der Ueppigkeit verſchwinden; mögen andere Raupen die zur Mäſtung unſeres Rindviehes beſtimmten Kräuter verzehren; mögen andere endlich, vor der Aernte, das Mark unſerer Aehren aufzehren; mögen überhaupt der Menſch und die größern Arten unter den Thieren durch die unterſten Arten ausgehungert werden, die Natur iſt darum nicht minder angefüllt, nicht minder belebt: ſie ſchützt nicht die einen auf Koſten der andern, ſie unterhält ſie alle; aber ſie weiß von keiner Zahl in den Einzelnweſen und ſieht in ihnen nur aufeinanderfolgende Bilder von einem und demſelben Gepräge, flüchtige Schatten, deren Körper die Art iſt.

Es gibt alſo auf der Erde, in der Luft und im Waſſer eine beſtimmte Menge organiſchen Stoffes, den nichts zerſtören kann; es gibt zu gleicher Zeit eine beſtimmte Anzahl Formen, die ſich ihn anzueignen fähig ſind, die ſich mit jedem Augenblick zerſtören und erneuen, und dieſe Anzahl von Formen oder Einzeldingen iſt, obwohl veränderlich in jeder Art, in der Geſammtheit immer dieſelbe, immer mit jener Menge lebenden Stoffes im Verhältniſſe. Wäre ſie überflüſſig vorhanden, würde ſie nicht zu allen Zeiten durch die beſtehenden Formen gleichmäßig benutzt und gänzlich aufgebraucht, ſo würden ſich andere bilden, und man ſähe neue Arten entſtehen, weil jener lebende Stoff nicht müßig bleiben kann, weil er ſtets thätig iſt, und es hinreicht, daß er ſich mit rohen Theilen vereine, um organiſirte Körper zu bilden. Mit dieſer großen Wechſelverbindung oder vielmehr mit dieſem unwandelbaren Verhältniſſe ſteht die Geſtalt der Natur ſelbſt im Zuſammenhange.

Und da ihre Anordnung in Bezug auf die Anzahl, die Erhaltung und das Gleichgewicht der Arten feſtſteht, ſo würde ſie ſtets denſelben Anblick

gewähren, und zu allen Zeiten und unter allen Himmelsſtrichen unbedingt und beziehungsweiſe dieſelbe ſein, wechſelte nicht, ſo viel als möglich, ihre Haltung in den Formen der Einzeldinge. Das Gepräge jeder Art iſt ein Urbild, deſſen Hauptzüge in unverwiſchbaren und ewig dauernden Merkzeichen eingegraben ſind; alle Nebenlinien aber wechſeln: ein Einzelweſen gleicht einem andern vollkommen, keine Art beſteht ohne eine große Menge von Abarten. In der Menſchenart, der das göttliche Siegel am ſtärkſten aufgedrückt iſt, wechſelt gleichwohl das Gepräge von Schwarz zu weiß, von Klein zu Groß u. ſ. w.; der Lappländer, der Patagone, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger ſind, obgleich von demſelben Vater abſtammend, weit entfernt, ſich wie Brüder zu gleichen.

Alle Arten erleiden demnach die rein dem Einzelweſen angehörigen Abweichungen; die beſtändigen aber und durch die Zeugungen ſich fortpflanzenden Unterſchiede gehören nicht gleicher Weiſe allen an: je höher die Art ſteht, um ſo feſter iſt ihr Urbild, und um ſo weniger läßt ſie ſolche Abweichungen zu. Die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ſteht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Ordnung der Größe, und die Möglichkeit der Verſchiedenheiten in gradem Verhältniſſe mit der Anzahl deſſen, was ſie durch ihre Zeugung hervorbringen; nothwendig alſo gab es mehr Abweichungen oder Spielarten bei den kleinen Thieren als bei den großen; es gibt dort auch und aus demſelben Grunde mehr benachbarte Arten. Die Einheit der Art iſt bei den großen Thieren enger, daher der Abſtand, der ſie von den andern trennt, auch weiter. Wie viele Spielarten und Nachbararten gehen dem Eichhörnchen, der Ratte und den andern kleinen Thieren zur Seite, nach oder vorauf, während der Elephant allein und ohne ſeines Gleichen an der Spitze von allen geht!

Der rohe Stoff, woraus die Maſſe der Erde beſteht, iſt kein jungfräulicher Schlamm, kein unberührt und ohne Veränderung gebliebener Körper; Alles iſt durch die Macht der großen und der kleinen wirkenden Kräfte bewegt, Alles mehr als ein Mal von der Hand der Natur bearbeitet worden. Den Erdball hat das Feuer durchdrungen und ſodann das Waſſer überdeckt und zugerüſtet; der Sand, der ſein Inneres erfüllt, iſt ein glaſichter Stoff; die dicken Lehmbetten, die ſie auswendig bedecken, nichts als dieſer nämliche Sand, den der Aufenthalt des Waſſers zerſetzt hat; der rohe Fels, der Granit, der Sandſtein, alle Kieſel, alle Metalle ſind wieder nur jener ſelbe glaſichte Stoff, deſſen Theile ſich nach den Geſetzen ihrer Verwandtſchaft vereint, zuſammengedrückt oder getrennt haben. Alle dieſe Körper ſind vollkommen roh; unabhängig von den Thieren und den Pflanzen beſtehen und beſtänden ſie; andere ſehr zahlreiche Körper aber, die gleich roh ſcheinen, haben ihren Urſprung in der

Vernichtung der organiſirten Körper; die Marmorſteine, die Kalkſteine, der Kiesſand, die Kreide und der Mergel beſtehen nur aus Trümmern von Muſcheln und den Ueberbleibſeln jener kleinen Thiere, die, das Waſſer des Meeres in Stein umſchaffend, die Sternkoralle und alle Korallenarten hervorbringen, deren Manchfaltigkeit zahllos und deren Menge faſt endlos iſt. Die Steinkohlen, der Torf und die andern Stoffe, die ſich ebenfalls in den äußern Erdlagen finden, ſind nur der Reſt der mehr oder minder verderbten, verfaulten und verzehrten Pflanzen. Andere Stoffe endlich, geringer an Zahl, wie die Bimsſteine, der Schwefel, der Hammerſchlag, der Steinflachs, die Larven ſind von den Feuerbergen ausgeworfen und durch eine zweite Einwirkung des Feuers auf die erſten Stoffe erzeugt worden. Auf dieſe drei großen Weltverbindungen kann man alle Verhältniſſe der rohen Körper und alle Stoffe des Mineralreiches zurückführen.

Die Verwandtſchaftsgeſetze, nach welchen die Beſtandtheile dieſer verſchiedenen Körper ſich von den andern trennen, um ſich untereinander zu vereinigen und gleichartige Stoffe zu bilden, ſind dieſelben, wie das allgemeine Geſetz, wonach alle Himmelskörper aufeinander wirken; ſie gelten auf gleiche Weiſe und in denſelben Verhältniſſen der Maſſen und der Entfernungen: ein Kügelchen Waſſer, Sand oder Metall wirkt auf ein anders Kügelchen, wie die Erdkugel auf die Mondkugel wirkt; und hat man dieſe Verwandtſchaftsgeſetze bis heute als verſchieden von denen der Schwere angeſehen, ſo geſchah das, weil man ſie nicht gut begriffen, nicht gut aufgefaßt, weil man dieſen Gegenſtand nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung umfaßt hat. Die Geſtalt, die bei den Himmelskörpern an dem Geſetze der Einwirkung aufeinander, weil die Entfernung ſehr groß iſt, nichts oder beinahe nichts thut, thut dagegen, wenn die Entfernung ſehr klein oder nichts iſt, beinahe Alles. Hätten der Mond und die Erde anſtatt einer Kugelgeſtalt beide die Geſtalt einer kurzen Walze von einem Durchmeſſer gleich dem ihrer Kugeln, ſo würde das Geſetz ihrer gegenſeitigen Einwirkung durch dieſen Unterſchied in der Geſtalt nicht merklich verändert werden, weil die Entfernung aller Theile des Mondes von denen der Erde ebenfalls nur ſehr wenig geändert wäre; würden aber dieſe nämlichen Kugeln zu ſehr ausgedehnten und einander naheſtehenden Walzen, ſo würde ſich das Geſetz der gegenſeitigen Einwirkung dieſer zwei Körper ſehr verſchieden zeigen, weil die Entfernung all ihrer Theile unter ſich und in Beziehung auf die Theile des andern erſtaunlich gewechſelt hätte: mithin, ſobald die Geſtalt als Element der Entfernung in Anſchlag kommt, ſcheint das Geſetz ſich zu ändern, obwohl es im Grunde ſtets dasſelbe iſt.

Nach dieſem Grundſatze kann der Menſch noch einen Schritt weiter thun und tiefer in den Schoß der Natur eindringen. Wir wiſſen nicht,

welche Geſtalt die Beſtandtheile der Körper haben; das Waſſer, die Luft, die Erde, die Metalle, alle gleichartigen Stoffe ſind gewiß aus Grundtheilen zuſammengeſetzt, die ſich untereinander gleichen, deren Form aber unbekannt iſt. Unſere Enkel werden mit Hülfe der Berechnung dieſes neue Feld der Kenntniſſe ſich öffnen und ungefähr wiſſen können, welche Geſtalt die Grundſtoffe der Körper haben; ſie werden von dem Grundſatze ausgehen, den wir eben aufgeſtellt, ſie werden zur Grundlage annehmen: Jeder Stoff zieht ſich in dem umgekehrten Verhältniſſe der Quadrate der Entfernung an; und dieſes Geſetz ſcheint in den beſondern Anziehungen nur durch die Wirkung der Geſtalt der Beſtandtheile jedes Stoffes zu wechſeln, weil dieſe Geſtalt als Element bei der Entfernung in Anſchlag kommt. Werden ſie demnach durch wiederholte Erfahrungen die Kenntniß des Anziehungsgeſetzes eines beſondern Stoffes erlangt haben, ſo werden ſie durch Rechnung die Geſtalt ſeiner Beſtandtheile finden können. Nehmen wir z. B., um es deutlicher zu machen, an, man lege Queckſilber auf eine vollkommene platte Fläche, und erfahre durch Verſuche, daß ſich dieſes flüſſige Metall immer in dem umgekehrten Verhältniſſe der Kuben der Entfernung anziehe, ſo wird man nach den Regeln des falſchen Satzes ſuchen müſſen, welche Geſtalt dieſen Ausdruck gibt, und dieſe Geſtalt wird die des Queckſilbers ſein. Fände man durch Verſuche, daß dieſes Metall ſich in dem umgekehrten Verhältniſſe der Quadrate der Entfernung anzöge, ſo wäre bewieſen, daß ihre Beſtandtheile kugelförmig ſeien, da die Kugel die einzige Geſtalt iſt, welche dieſes Geſetz gibt, und in welcher Entfernung man Kugeln voneinander ſtelle, das Geſetz ihrer Anziehung immer dasſelbe iſt.

Newton hat wohl vermuthet, daß die chemiſchen Verwandtſchaften, die nichts anders als die beſondern Anziehungen ſind, von denen wir eben ſprachen, den Geſetzen der Schwerkraft ähnliche Geſetze befolgten; aber er ſcheint nicht geſehen zu haben, daß all dieſe beſondern Geſetze nur einfache nähere Beſtimmungen des allgemeinen Geſetzes ſind und nur deswegen verſchieden davon erſcheinen, weil auf eine ſehr kleine Entfernung die Geſtalt der Urſtofftheilchen, die ſich anziehen, für den Ausdruck des Geſetzes eben ſo viel und mehr ſagt als die Maſſe, indem die Geſtalt alsdann für vieles bei dem Element der Entfernung in Anſchlag kommt.

Mit dieſer Lehre indeſſen hängt die genaue Kenntniß der Zuſammenſetzung der rohen Körper innig zuſammen: der Vorrath alles Stoffes iſt derſelbe; die Maſſe und der Umfang, d. h. die Geſtalt wäre gleichfalls dieſelbe, wenn die Geſtalt der Beſtandtheile dieſelbe wäre. Ein gleichartiger Stoff kann von einem andern nur in ſo weit ſich unterſcheiden, als die Geſtalt ſeiner urſprünglichen Theile verſchieden iſt: jener, deſſen ſämmtliche Theile

kugelförmig ſind, muß an und für ſich um die Hälfte leichter ſein, als ein anderer, deſſen Theilchen würfelförmig wären, weil die erſten ſich nur punktweiſe berühren können, alſo Zwiſchenräume laſſen, die dem Raume gleich ſind, den ſie ausfüllen, während die ſo vorausgeſetzt würfelförmigen Theile ſich ganz vereinigen können, ohne den mindeſten Zwiſchenraum zu laſſen, und folglich einen Stoff bilden, der noch einmal ſo ſchwer als der erſte iſt. Und ob auch die Geſtalten ins Unendliche wechſeln können, ſcheint es doch, daß es ihrer nicht ſo viele in der Natur gibt, als der Geiſt faſſen könnte; denn ſie hat die Gränzen der Schwere und der Leichte beſtimmt: das Gold und die Luft ſind die beiden Aeußerſten aller Dichtigkeit; alle von der Natur zugelaſſenen, ausgeführten Geſtalten ſind demnach zwiſchen dieſen beiden Endpunkten begriffen, und alle, die ſchwerere oder leichtere Stoffe hätten hervorbringen können, ſind verworfen worden.

Wenn ich übrigens von den durch die Natur angewendeten Geſtalten rede, ſo meine ich nicht, daß ſie nothwendig, noch ſelbſt daß ſie genau den in unſerm Verſtande vorhandenen meßkünſtigen Geſtalten ähnlich ſeien; kraft der Vorausſetzung machen wir ſie regelmäßig an und vermöge der Abſonderung machen wir ſie einfach. Vielleicht gibt es im Weltall keine genauen Würfel, noch vollkommene Kugeln; da aber nichts ohne Form beſteht, und da nach der Verſchiedenheit der Körperarten die Geſtalten ihrer Grundſtoffe verſchieden ſind, ſo gibt es nothwendig einige, die ſich der Kugel oder dem Würfel und allen regelmäßigen Geſtalten nähern, die wir erdacht haben; das Beſtimmte, das Unbedingte, das Abgeſonderte, das ſich unſerm Geiſte ſo oft darſtellt, kann ſich in dem Wirklichen nicht vorfinden, weil hierin Alles beziehlich iſt, Alles ſtufenweiſe vor ſich geht, Alles ſich näherungsweiſe verbindet. Eben ſo, wenn ich von einer Körperart geſprochen habe, die ganz ausgefüllt wäre, weil aus würfelförmigen Theilen zuſammengeſetzt, und von einer andern Körperart, die nur halb gefüllt wäre, weil all ihre Beſtandtheile kugelförmig wären, ſo habe ich das nur vergleichungsweiſe geſagt, und nicht behaupten wollen, dieſe Körperarten beſtänden in der Wirklichkeit; denn man ſieht an den durchſichtigen Körpern wie dem Glaſe, das gleichwohl dicht und ſchwer iſt, daß die Stoffmenge daran in Vergleich mit der Ausdehnung der Zwiſchenräume ſehr klein iſt; und man kann nachweiſen, daß das Gold, welches der dichteſte Stoff iſt, weit mehr leeren als gefüllten Raum enthält.

Die Betrachtung der Naturkräfte iſt der Gegenſtand der reinen Bewegungslehre; der der angewandten Bewegungslehre iſt blos die Wechſelverbindung unſerer beſondern Kräfte und beſchränkt ſich auf die Kunſt, Triebwerke zu fertigen; dieſe Kunſt iſt zu jeder Zeit aus Noth und der Bequemlichkeit wegen gepflegt worden; die Alten haben ſich darin

gleich uns hervorgethan; aber die reine Bewegungslehre iſt eine ſo zu ſagen in unſern Tagen geborne Wiſſenſchaft. Alle Philoſophen von Ariſtoteles bis Descartes haben wie der große Haufen über die Natur der Bewegung geredet; ſie haben einmüthig die Wirkung für die Urſache genommen; ſie kannten keine andern Kräfte als die des Antriebes, und die kannten ſie ſchlecht; ſie legten ihr die Wirkungen der andern Kräfte bei; auf ſie wollten ſie alle Erſcheinungen der Natur zurückführen; damit das Vorhaben begründet erſchienen und die Sache möglich geweſen wäre, hätte wenigſtens jener Antrieb, den ſie als einzige Urſache betrachteten, eine allgemeine und beſtändige Wirkung ſein müſſen, die jedem Stoff angehörte, die fortwährend zu allen Zeiten einträte; das Gegentheil ward ihnen dargethan; ſahen ſie nicht ein, daß bei den ruhenden Körpern dieſe Kraft nicht vorhanden iſt, daß bei den geworfenen ihre Wirkung nur eine kurze Zeit dauert, daß ſie bald durch die Widerſtände zerſtört wird, daß, um ſie zu erneuen, ein neuer Antrieb erforderlich iſt, daß ſie folglich, fern davon, eine allgemeine Urſache zu ſein, im Gegentheil nur eine beſondere und von allgemeinern Wirkungen abhängig iſt?

Nun aber iſt das, was man eine Urſache nennen muß, eine allgemeine Wirkung; denn die wirkliche Urſache dieſer allgemeinen Wirkung wird uns nie bekannt ſein, weil wir alles nur vergleichungsweiſe kennen und, vorausgeſetzt, daß die Wirkung allgemein iſt und Allem angehört, wir ſie mit nichts vergleichen und folglich ſie nicht anders als durch die Erſcheinung erkennen können; die Anziehung alſo, oder wenn man will, die Schwere, als eine allgemeine und jedem Stoff angehörige und durch die Erſcheinung nachgewieſene Wirkung muß als eine Urſache betrachtet werden, und auf ſie muß man die andern beſondern Urſachen und ſelbſt den Antrieb zurückführen, weil er nicht ſo allgemein und nicht ſo beſtändig iſt. Die Schwierigkeit beruht lediglich darauf, einzuſehen, in was der Antrieb wirklich von der Anziehung abhangen kann; denkt man über die Mittheilung der Bewegung durch den Stoß nach, ſo wird man wohl fühlen, daß ſie nur mittels der Schnellkraft aus einem Körper in den andern übergehen kann, und man wird erkennen, daß alle Annahmen, die man hinſichtlich des Ueberganges der Bewegung in die harten Körper gemacht hat, bloße Spiele unſeres Geiſtes waren, die in der Natur nicht ausgeführt werden konnten; ein vollkommen harter Körper iſt in der That nur ein Weſen der Vernunft, wie ein vollkommen federkräftiger Körper ebenfalls nur ein Weſen der Vernunft iſt; weder das eine noch das andere beſteht in der Wirklichkeit, weil in ihr nichts Unbedingtes, nichts Aeußerſtes beſteht, und das Wort und die Vorſtellung vollkommen ſtets nur das Unbedingte und das Aeußerſte der Sache iſt.

Gäbe es keine Schnellbarkeit im Stoff, ſo gäbe es alſo keine Antriebskraft in ihm: wirft man einen Stein, iſt ihm dann die Bewegung, die er befolgt, nicht durch die Schnellkraft des Armes, der ihn geſchwungen hat, mitgetheilt worden? begegnet ein bewegter Körper einem ruhenden, wie kann man begreifen, daß er ihm ſeine Bewegung mittheilt, wenn nicht dadurch, daß er die Federkraft der ſchnellbaren Theile, die er einſchließt, zuſammendrückt, die unmittelbar nach dem Druck ſich wiederherſtellend, an die geſammte Maſſe dieſelbe Kraft austheilt, die ſie eben empfangen hat? Man begreift nicht, wie ein vollkommen-harter Körper dieſe Kraft zulaſſen, noch wie er Bewegung empfangen könnte; und außerdem iſt das Streben, es zu begreifen, höchſt unnütz, da es nichts dergleichen gibt. Alle Körper dagegen ſind mit Schnellbarkeit begabt; die Verſuche über die Elektrizität beweiſen, daß die Federkraft im Allgemeinen jedem Stoff angehört; wenn es alſo im Innern der Körper keine andere Schnellbarkeit gäbe, als die des elektriſchen Stoffes, ſo würde ſie für die Mittheilung der Bewegung hinreichen; und folglich muß man dieſer großen Federkraft als allgemeiner Wirkung die beſondere Urſache des Antriebes beimeſſen.

Wenn wir jetzt über die Einrichtung der Schnellbarkeit nachdenken, ſo werden wir finden, daß ihre Kraft ſelber von der der Anziehung abhängt; um dieſes deutlich einzuſehen, wollen wir uns die einfachſte Feder vorſtellen, einen körperlichen Winkel von Eiſen oder von jedem andern harten Stoffe; was geſchieht, wenn wir ihn zuſammendrücken? wir zwingen die Theile am Scheitel des Winkels nachzugeben; d. h. ſich etwas voneinander zu entfernen; und in dem Augenblick, da der Druck aufhört, nähern ſie ſich wieder und ſtellen ſich wieder in die Lage, worin ſie zuvor waren. Ihre Anhängungskraft, aus der der Zuſammenhang des Körpers erfolgt, iſt bekanntermaßen eine Wirkung ihrer wechſelſeitigen Anziehung; drückt man die Feder, ſo zerſtört man nicht dieſe Anhängungskraft, weil man die Theile zwar entfernt, nicht aber weit genug voneinander ſcheidet, um ſie aus ihrem Kreiſe wechſelſeitiger Anziehung zu bringen, und ſobald man folglich zu drücken aufhört, wird dieſe Kraft, die man ſo zu ſagen wieder in Freiheit ſetzt, thätig, die getrennten Theile nähern ſich wieder und die Feder tritt zu ihrem vorigen Zuſtande zurück. Wenn man ſie dagegen durch einen zu ſtarken Druck der Art entfernt, daß man ſie aus ihrem Anziehungskreiſe hinausbringt, ſo bricht die Feder, weil dieſe Kraft des Druckes größer geweſen als die des Zuſammenhangs, d. h. größer als die der gegenſeitigen Anziehung, welche die Theile vereint. Die Federkraft kann mithin nur in ſoweit wirken, als die Theile des Stoffes Zuſammenhang haben, d. h. in ſoweit als ſie durch die Kraft ihrer gegenſeitigen Anziehung vereint ſind; und folglich ſtehen die Federkraft im Allgemeinen, die allein

den Antrieb hervorbringen kann, und der Antrieb ſelbſt in Bezug auf die Anziehungskraft und hangen von ihr wie beſondere Wirkungen von einer allgemeinen Wirkung ab?

So deutlich mir dieſe Vorſtellungen erſcheinen, ſo begründet dieſe Anſichten ſeien, ich hege nicht die Erwartung, ſie angenommen zu ſehen; das gemeine Volk wird ſtets nur nach ſeinen Sinneswahrnehmungen und der große Haufen der Naturforſcher nach Vorurtheilen ſchließen; nun aber muß man die einen beſeitigen und den andern entſagen, um das zu beurtheilen, was wir anſtellen. Wenig Perſonen werden es alſo beurtheilen, und das iſt das Loos der Wahrheit; doch für ſie genügen auch ganz wenig Perſonen; in dem Schwarm verliert ſie ſich; und ob auch immerdar hehr und erhaben, wird ſie oftmal von alten Hirngeſpinſten verdunkelt oder von glänzenden Trugbildern völlig verlöſcht. Sei dem, wie ihm wolle, ſo ſehe, ſo begreife ich die Natur (vielleicht iſt ſie noch einfacher als meine Anſicht): eine einzige Kraft iſt die Urſache aller Erſcheinungen am rohen Stoffe; und dieſe Kraft, vereint mit der der Wärme, bringt die lebenden Theilchen hervor, von denen alle Wirkungen der organiſirten Stoffe abhangen.

Wilde Thiere.

Der Pekari oder der Tajaku.

Die Art des Pekari iſt eine der zahlreichſten und merkwürdigſten unter den Thieren der neuen Welt. Der Pekari gleicht auf den erſten Anblick unſerm Eber oder vielmehr dem ſiamiſchen Schweine, welches, wie wir geſagt haben, ſo wie unſer Hausſchwein nur eine Spielart des Ebers, oder des wilden Schweines iſt; auch iſt der Pekari *amerikaniſcher Eber* oder *amerikaniſches Schwein* genannt worden; indeſſen gehört es einer beſondern Art an, die ſich mit der Art unſerer Schweine oder Eber nicht vermiſchen kann, wie wir uns durch wiederholte Verſuche überzeugt haben; denn wir haben über zwei Jahre lang einen Pekari mit Säuen zuſammen gehalten und gepflegt, ohne daß er etwas hervorgebracht habe. Ferner unterſcheidet er ſich vom Schweine durch mehrere weſentliche Kennzeichen ſowohl im Aeußern wie im Innern: er hat eine geringere Beleibtheit und iſt tiefer auf den Beinen; ſein Magen und ſein Eingeweide ſind anders gebildet; er hat keinen Schwanz; ſeine Borſten ſind viel ſteifer als die des Ebers; und endlich hat er auf dem Rücken nahe am Hintertheile eine zwei bis drei Linien breite Spalte, die mehr als einen Zoll tief hineingeht und durch die er in großer Menge eine ſehr unangenehm riechende blutwäſſrige Feuchtigkeit ausſchwitzt; es iſt das einzige aller Thiere, das in dieſer Gegend des Körpers eine Oeffnung hat; die Zivetten, der Dachs, die Genette haben den Behälter ihres Wohlgeruchs unter den Zeugungstheilen; der Ondatra oder die kanadiſche Moſchusratte, der Moſchus oder das Moſchusreh haben ihn unter dem Bauch. Die Flüſſigkeit, die aus dieſer Oeffnung auf dem Rücken des Pekari kommt, wird durch dicke Drüſen abgeſetzt, welche H. Daubenton eben ſo wie alle andere Beſonderheiten in der Bildung, die ſich bei dieſem Thiere vorfinden, ſorgfältig beſchrieben hat. Man findet ebenfalls eine gute, von Tyſon verfaßte Beſchreibung desſelben in den *philoſophiſchen Abhandlungen*, Nro. 153. Ich will mich nicht mit der umſtändlichen Auseinanderſetzung der Beobachtungen dieſer beiden geſchickten Zergliederer aufhalten und blos bemerken, daß der Doktor Tyſon ſich geirrt hatte, als er verſicherte, dieſes Thier hätte drei Magen, oder, wie Ray ſagt, einen Kropf und zwei Magen. H. Daubenton weiſt deutlich nach, daß er nur einen aber durch zwei Einſchnürungen getrennten Magen hat, wodurch es drei zu ſein ſcheinen; daß nur einer von dieſen drei Säcken einen Ausgang oder Magenmund hat, und daß man folglich die beiden andern Säcke nur als Anhänge oder vielmehr als Theile desſelben Magens und nicht als verſchiedene Magen betrachten muß.

Der Pekari könnte wie das Schwein ein Hausthier werden: er hat faſt daſſelbe Naturell; er ernährt ſich von denſelben Nahrungsmitteln; ſein Fleiſch iſt, obwohl trockener und nicht ſo mit Fett verſehen wie das des Schweins, nicht ſchlecht zu genießen; durch die Verſchneidung würde es beſſer werden. Will man von dieſem Fleiſch eſſen, ſo darf man nicht verſäumen nicht allein dem Männchen die Zeugungstheile, wie man beim Eber thut, ſondern auch alle Drüſen wegzunehmen, die in die Oeffnung auf dem Rücken des Männchens und des Weibchens auslaufen, man muß ſogar dieſe Verrichtung in dem Augenblick, da man das Thier tödtet, vornehmen; denn wartet man nur eine halbe Stunde, ſo nimmt ſein Fleiſch einen ſo ſtarken Geruch an, daß es nicht mehr genießbar iſt.

Die Pekari ſind in den heißen Erdſtrichen Südamerikas ſehr zahlreich; ſie wandern gewöhnlich truppweiſe und ſind zuweilen zu zwei= bis drei=hunderten zuſammen; ſie haben denſelben Naturtrieb wie die Schweine, um ſich zu vertheidigen und ſelbſt um anzugreifen, beſonders, wenn man ihre Jungen rauben will; ſie helfen ſich wechſelſeitig, umzingeln die Feinde und verwunden oft die Jäger und die Hunde. In ihrer Heimath nehmen ſie mehr die Höhen als die Tiefen ein; Sumpf und Koth ſuchen ſie nicht wie unſre Eber; ſie halten ſich in den Wäldern, wo ſie von wilden Früchten, Wurzeln und Samen leben; auch freſſen ſie Schlangen, Kröten, Eidechſen, die ſie zuvor mit ihren Füßen ſchinden. Sie erzeugen in großer Menge und vielleicht mehr als ein Mal jährlich; die Jungen folgen bald ihrer Mutter und trennen ſich erſt von ihr, wenn ſie erwachſen ſind. Man zähmt oder entwildert ſie vielmehr leicht, wenn man ſie jung fängt: ſie verlieren ihre natürliche Grimmigkeit, ohne ſich jedoch ihrer Plumpheit zu entäußern; denn ſie kennen niemanden und befreunden ſich nicht mit denen, die ſie pflegen: nur richten ſie keinen Schaden an; man kann ſie, ohne Nachtheil frei hin und her gehen laſſen; ſie entfernen ſich nicht weit, kommen von ſelbſt zu ihrem Lager zurück und haben nur Streit an dem Trog oder dem Back, wenn man ſie ihnen gemeinſchaftlich vorſetzt. Ihr Grunzen im Zorne iſt ſtärker und härter als das des Schweines, doch hört man ſie ſehr ſelten ſchreien; ſie ſchnauben auch wie der Eber, wenn man ſie plötzlich überraſcht und erſchreckt; ihr Athem iſt ſehr ſtark; ihr Haar ſträubt ſich, wenn ſie gereizt werden; es iſt ſo rauh, daß es mehr den Stacheln des Igels als den Borſten des Ebers gleicht.

Die Art des Pekari hat ſich unverfälſcht erhalten und nicht mit der des flüchtigen Schweines vermiſcht, d. h. des Schweines, das man aus Europa verpflanzt hat und welches in Amerika verwildert iſt: dieſe Thiere begegnen ſich in den Wäldern und wandern ſelbſt in Geſellſchaft miteinander, ohne daß etwas daraus hervorgeht; eben ſo verhält es ſich mit dem

guineiſchen Schwein, welches ſich ebenfalls in Amerika vermehrt hat, nachdem es aus Afrika dahin verpflanzt worden: das europäiſche Schwein, das guineiſche und der Pekari ſind drei Arten, die ſehr verwandt zu ſein ſcheinen und dennoch voneinander verſchieden und getrennt ſind, da ſie alle drei in demſelben Erdſtrich ohne Vermiſchung und Verfälſchung beſtehen. Unſer Eber iſt am ſtärkſten, rüſtigſten und furchtbarſten von den dreien: obwohl ziemlich grimmig, iſt der Pekari ſchwächer, ſchwerfälliger und ſchlechter bewaffnet; jene großen ſcharfen Zähne, die ſogenannten Hauer, ſind weit kürzer als beim Eber. Er ſcheut die Kälte und könnte in unſerm gemäßigten Erdſtriche nicht ohne Obdach ausdauern, wie unſer Eber ebenfalls nicht in den zu kalten Erſtrichen ausdauern könnte; weder das eine noch das andere hat durch die nördlichen Länder aus dem einen Feſtlande ins andere wandern können; alſo muß man den Pekari nicht als ein unter dem amerikaniſchen Himmel ausgeartetes oder in ſeiner Natur verändertes, europäiſches Schwein ſondern als ein den Südländern dieſes neuen Feſtlandes eigens und beſonders angehöriges Thier betrachten.

Ray und mehrere andere Schriftſteller haben behauptet, die Flüſſigkeit, die aus der Oeffnung auf dem Rücken des Pekari ausſchwitzt, ſei eine Art von Moſchus, eine ſelbſt beim Ausgang aus dem Körper des Thieres angenehme Riechſalbe; dieſer angenehme Geruch laſſe ſich ſelbſt in ziemlicher Entfernung empfinden und durchdüfte die Oerter, durch die er komme, und die Gegenden, die er bewohne. Ich bekenne, daß wir das Gegentheil tauſend Mal erfahren haben: der Geruch dieſer Flüſſigkeit iſt beim Ausgang aus dem Körper ſo unangenehm, daß wir ſie, ohne einen äußerſten Ekel, weder riechen noch ſammeln laſſen konnten; nur ſcheint es, daß ſie, wenn ſie an freier Luft trocknet, von ihrem Geſtank verliert; nie aber bekommt ſie den lieblichen Geruch des Moſchus noch den Duft der Zivette, und die Naturforſcher hätten richtiger geurtheilt, wenn ſie den Geruch derſelben mit dem des Bibergeils verglichen hätten.

H. de La Borde ſagt in ſeinen Bemerkungen, es gebe zu Cayenne zwei ſcharf geſonderte Pekariarten, die ſich nie miteinander vermiſchten noch paarten. Die größere Art, ſagt er, hat weißes Haar am Kiefer, und zu beiden Seiten der Kiefer ſteht ein runder Flecken von weißen Haaren und von der Größe eines kleinen Thalers; der übrige Körper iſt ſchwarz. Die kleinere Art hat fuchsrothes Haar und wiegt gewöhnlich nur 60 Pfund.

Wir haben die Beſchreibung und Abbildung der großen Art gegeben; und in Betreff der kleinen Art glauben wir nicht, daß dieſe Verſchiedenheit in der Farbe des Haars und der Größe des Körpers, von der H. de La Borde ſpricht, etwas anderes ſein könne, als ein durch das Alter oder ſonſt einen zufälligen Umſtand hervorgebrachte Abweichung.

*

H. de La Borde ſagt gleichwohl, die der größten Art liefen nicht, wie die der kleinern, den Hunden und Menſchen nach; er fügt hinzu, beide Arten bewohnten die großen Waldungen und ſie wanderten in Truppen von zwei= bis dreihunderten. In der Regenzeit bewohnen ſie die Gebirge; und iſt die Regenzeit vorüber, ſo findet man ſie beſtändig in den tiefen und ſumpfigen Gegenden. Sie ernähren ſich von Früchten, Samen, Wurzeln und durchwühlen auch die kothigen Plätze, um ſich Würmer und Inſekten herauszuholen. Man jagt ſie ohne Hunde, durch Verfolgung ihrer Spur. Man kann ſie leicht ſchießen und ihrer mehrere tödten; denn anſtatt zu fliehen, verſammeln ſich dieſe Thiere und laſſen zuweilen die Zeit, nochmal zu laden und mehr Schüſſe nacheinander zu thun. Indeß verfolgen ſie die Hunde und zuweilen die Menſchen. Er erzählt, daß er eines Tages mit mehreren Perſonen und einem einzigen Hunde auf der Jagd dieſer Thiere war, daß ſich dieſer bei ihrem Anblicke zwiſchen die Beine ſeines Herrn auf einen Felſen geflüchtet hatte, auf den alle Jäger hinaufgeſtiegen waren, um ſich in Sicherheit zu ſetzen, daß ſie nichts deſtoweniger von dem Haufen dieſer Schweine umringt wurden und ungeachtet ſie nicht aufhörten zu feuern, ſie nicht eher zum Rückzuge zwingen konnten, als bis ſie eine große Menge derſelben getödtet hatten. Indeſſen, ſagt er, fliehen dieſe Thiere, wenn man mehrere Mal auf ſie Jagd gemacht hat. Die Jungen, die man auf der Jagd fängt, laſſen ſich leicht zähmen. In ihrem Zuſtande der Freiheit halten ſie ſich oft in den Brüchen auf und ſetzen zuweilen über die großen Flüſſe; in den Pflanzungen richten ſie große Verwüſtungen an. Ihr Fleiſch, ſagt er, hat einen beſſern, aber nicht ſo zarten Geſchmack, wie das der Hausſchweine; es gleicht dem des Haſen und hat weder Fett noch Speck. Sie bringen nur zwei Jungen zur Welt, zeugen aber in allen Jahreszeiten. Man darf, wenn man ſie ſchlachtet, nicht vergeſſen, die Drüſe, die ſie auf dem Rücken haben, zu entfernen: dieſe Drüſe verbreitet einen widerlichen Geruch, der den Fleiſch einen üblen Geſchmack mittheilen würde.

H. de La Borde redet von einer andern Schweinart, welche Patira heißt und ſich gleicher Weiſe in dem Feſtlande von Guiana findet. Ich will, was er darüber ſagt, hieherſetzen, obwohl ich geſtehe, daß es ſchwer hält, eine Folge daraus zu ziehen. Ich führe es in der Hoffnung an, daß H. de La Borde ſelbſt oder ein anderer Beobachter uns genaue Aufſchlüſſe oder etwas umſtändlichere Beſchreibungen wird geben können.

„Der Patira hat die Dicke des Pekari der kleinen Art; er unterſcheidet ſich von ihm durch eine Linie von weißem Haar den ganzen Rückgrat entlang vom Halſe bis zum Schwanze.“

„Er lebt in den großen Waldungen, die er nicht verläßt. Dieſe Thiere

wandern nie in zahlreichen Schaaren, ſondern nur familienweiſe. Sie ſind indeſſen ſehr gemein; ihre Heimath verlaſſen ſie nicht. Man jagt ſie mit Hunden oder auch ohne Hunde, wenn man ſich ihrer nicht bedienen will. Wenn die Hunde ſie verfolgen, ſo halten ſie ſich feſt und vertheidigen ſich muthvoll. Sie ſchließen ſich in Baumlöcher oder in Erdhöhlen ein, welche die Tatukabaſſu gegraben haben; ſie gehen aber rücklings hinein und ſoweit als ſie ſich darin halten können; und ſowie man ſie neckt, kommen ſie heraus. Und um ſie beim Herauskommen zu fangen, macht man erſt eine Einkreiſung von Aſtwerk; dann ſtellt ſich ein Jäger ans Loch mit einem Gabelſtocke in der Hand, um ſie am Halſe zu packen, während ein anderer Jäger ſie heraus treibt und mit einem Säbel tödtet.“

„Iſt nur einer im Loche, und der Jäger hat die Zeit nicht, ihn zu tödten, ſo verſtopft er den Ausgang und iſt ſicher, des andern Tages ſein Wildpret wiederzufinden. Sein Fleiſch iſt weit vorzüglicher als das der andern Schweine. Man zähmt ſie leicht, wenn man ſie jung fängt; ſie können aber die Hunde nicht leiden, und fallen ſie jeden Augenblick an. Sie bringen nur zwei Jungen auf ein Mal zur Welt, und alle Jahreszeiten ſind ihnen zur Zeugung gut. Sie halten ſich immer in Moorgründen, wofern dieſelben nicht völlig unter Waſſer ſtehen.“

„Das Haar des Patira iſt nicht ſo hart wie das des Ebers, noch ſelbſt wie das des Hausſchweins; dieſes Haar iſt, wie das des Pekari, ſanft und biegſam. Wenn die Patira gezähmt ſind, folgen ſie ihrem Herrn; ſie laſſen ſich von denen, die ſie kennen, befühlen und denen, die ſie nicht kennen, drohen ſie mit dem Kopf und den Zähnen.“

Ich bin jetzt überzeugt, daß es wirklich zwei geſonderte Arten in der Gattung des Pekari oder Tajaku gibt. Die größere iſt die, deren Abbildung wir mitgetheilt haben; von der zweiten Art aber haben wir uns noch kein einziges Thier verſchaffen können. Man nennt dieſes Thier P a t i r a und es iſt im Allgemeinen kleiner als der Pekari. In ihrer Jugend haben die Patira einen ſchwarzen Streifen den ganzen Rückgrat entlang; aber ſo wie ſie altern, werden ſie auf dem ganzen Leibe braun und faſt ſchwarz. Die Patira wandern, ſo wie die Pekari in großen Schaaren zuſammen und werden eben ſo gejagt. Abgeſehen von der Größe, iſt der einzige Unterſchied, der zwiſchen dieſen beiden einander ſo naheſtehenden Arten recht auffällt, dieſes, daß der Patira merklich dünnere Beine hat als der Pekari; da ſie ſich aber nicht miteinander vermiſchen, obwohl ſie dieſelben Länder bewohnen, ſo muß man ſie als zwei Arten oder wenigſtens als zwei ſcharf getrennte Raçen anſehen; und dieſe zwei Arten ſind die einzigen gut nachgewieſenen. Es iſt uns für das königliche Kabinet die aufgeſtopfte Haut eines jungen, drei Wochen alten Pekari zugekommen, der

viel kleiner als ein Spanferkel von demſelben Alter iſt, und deſſen Farben weit ſchwächer als die des erwachſenen Pekari ſind, dem er nach allen übrigen Merkmalen gleicht.

Der Polatuſch.

fe. 63.

Wir haben dieſem Thiere den Namen, den es in ſeiner Heimath trägt, lieber laſſen, als die unbeſtimmten und ſchwankenden Namen, welche die Naturforſcher ihm gegeben, annehmen wollen; ſie haben es fliegende Ratte, fliegendes Eichhörnchen, fliegenden Siebenſchläfer, pontiſche Ratte, ſkytiſche Ratte u. ſ. w. genannt. Wir werden, ſo viel wir können, dieſe zuſammengeſetzten Benennungen aus der Naturgeſchichte verweiſen, weil die Liſte der Natur, um wahr zu ſagen, eben ſo einfach wie ſie ſein muß. Der Polatuſch gehört zu einer beſondern Art, die ſich bloß einigen Merkmalen nach denen des Eichhörnchens, des Siebenſchläfers und der Ratte nähert; dem Eichhörnchen ähnelt er einzig durch die Dicke der Augen und die Form des Schwanzes, der jedoch weder ſo groß noch mit ſo langen Haaren beſetzt iſt; näher ſteht er dem Siebenſchläfer durch die Geſtalt des Körpers, durch die der Ohren, die kurz und nackt ſind, durch die Haare des Schwanzes, welche dieſelbe Form und dieſelbe Größe wie jene des Siebenſchläfers haben; er iſt aber nicht wie dieſer der Erſtarrung durch den Einfluß der Kälte unterworfen. Der Polatuſch iſt alſo weder Eichhörnchen, noch Ratte, noch Siebenſchläfer, obwohl er auch etwas von der Natur aller dreien an ſich hat.

H. Klein hat zuerſt eine genaue Beſchreibung von dieſem Thiere in den philoſophiſchen Abhandlungen, Jahrgang 1733, gegeben; es war indeſſen lange zuvor bekannt. Man findet es gleicher Weiſe in den nördlichen Theilen des alten und des neuen Feſtlandes; nur iſt es in Amerika gemeiner als in Europa, wo es ſich in einigen Landſtrecken des Nordens, wie in Litthauen und Rußland, nur ſelten findet. Dieſes kleine Thier wohnt, wie das Eichhörnchen, auf den Bäumen; es wandert von Zweig zu Zweig; und wenn es von einem Baume auf den andern oder über einen bedeutenden Raum ſpringen will, ſo treibt ſich ſeine Haut, die ſchlaff und faltig über die Seiten des Körpers hängt, auf, dehnt und reckt ſich aus in der entgegengeſetzten Richtung mit den Vorderpfoten, die ſich beim Springen nach vorn, und den Hinterpfoten, die ſich nach hinten ausſtrecken. Die ſo geſpannte und um mehr als einen Zoll aufgetriebene Haut vermehrt um eben ſo viel die Oberfläche des Körpers, und verzögert folglich die Beſchleunigung des Fallens, ſo daß das Thier mit einem Sprunge in eine ziemlich weite Entfernung kommt: mithin iſt dieſe Bewegung kein Flug wie die der Vögel, noch ein Flattern

wie das der Fledermäuſe, die ſich fortbewegen, indem ſie in wiederholten Schwingungen die Luft ſchlagen; es iſt ein einfacher Sprung, bei dem Alles vom erſten Antrieb abhängt und deſſen Bewegung nur verlängert wird und dauernder iſt, weil der Körper des Thieres, der Luft eine größere Oberfläche darbietend, einen größern Widerſtand erfährt und langſamer fällt. Man kann im Einzeln die Einrichtung und das Spiel dieſer ſeltſamen Hautausdehnung ſehen, die nur dem Polatuſch eigen iſt und ſich bei keinem andern Thiere vorfindet: dieſes einzige Kennzeichen würde demnach genügen, um ihn von allen andern Eichhörnchen, Ratten oder Siebenſchläfern zu unterſcheiden; doch ſind je, ſelbſt die ſonderbarſten Dinge der Natur einzig? ſollte man wohl erwarten, in derſelben Gattung ein anderes Thier mit einer gleichen Haut zu finden, deren Verlängerungen nicht allein von einem Bein zum andern, ſondern vom Kopfe bis zum Schwanze gehen? Dieſes Thier, deſſen Namen und Beſchreibung unter dem Namen des virginiſchen fliegenden Eichhörnchens Seba uns mitgetheilt hat, ſcheint vom Polatuſch verſchieden genug, um eine andere Art auszumachen; indeſſen wollen wir nicht voreilig über ſeine Natur uns ausſprechen; wahrſcheinlich iſt es ein Thier, deſſen Art wirklich vorhanden und von der des Polatuſches verſchieden iſt; möglich aber auch, daß es eine einfache Spielart in dieſer Art wäre; und vielleicht endlich iſt es nur ein Erzeugniß des Zufalls oder eine Mißgeſtalt; und ich habe immer Mißtrauen gegen ſolche Beſchreibungen, die in Kabinetten nach Thieren gemacht worden, die man oft zurüſtet, um ſie ungewöhnlicher zu machen.

Wir haben den Polatuſch lebend geſehen und lange erhalten; er iſt von den Reiſenden gut angegeben worden. Sagard-Theodat, Jean de Laët, Fernandes, la Hontan, Denys haben ihn alle erwähnt, eben ſo die Herren Catesby, Dümont, le Page du Pratz, u. ſ. w.; und die HH. Klein, Seba und Edwards haben gute Beſchreibungen von ihm nebſt der Abbildung geliefert. Was wir ſelbſt von dieſem Thiere geſehen, ſtimmt mit dem, was ſie davon ſagen, ſehr gut überein: insgemein iſt es kleiner als das Eichhörnchen; das, welches wir gehabt, wog faſt keine vier Loth, d. h. ſo viel als eine Fledermaus von der mittlern Art; wir beſitzen eine Polatuſchhaut, die nur von einem größern Thier, als der gewöhnliche Polatuſch iſt, herkommen kann.

Der Polatuſch nähert ſich in gewiſſer Art der Fledermaus durch jene Ausdehnung der Haut, die im Sprunge die Vorderbeine mit den Hinterbeinen vereint und ihm dient, um ſich in der Luft zu erhalten; er ſcheint ihm auch etwas in der Gemüthsart zu gleichen; denn er iſt ruhig und ſo zu ſagen den Tag über im Schlafe; erſt des Abends bekommt er einige Thätigkeit. Sehr leicht kann man ihn zähmen; zugleich aber entflieht er

auch gern und man muß ihn in einem Käſicht halten oder mit einer kleinen Kette anbinden. Man ernährt ihn mit Brod, Obſt, Samen; beſonders liebt er die Knoſpen und den Anflug der Fichte und der Birke; Nüſſe und Mandeln ſucht er nicht wie die Eichhörnchen. Er macht ſich aus Laub ein Bett, worin er ſich einhüllt und worin er den ganzen Tag liegen bleibt; nur des Nachts und wann ihn der Hunger quält, kommt er heraus. Da er wenig Lebhaftigkeit beſitzt, ſo wird er leicht die Beute der Marder und der andern Thiere, welche die Bäume erklettern; auch iſt die beſtehende Art gar nicht zahlreich, obwohl er gewöhnlich drei bis vier Junge zur Welt bringt.

Die Fehe oder das Veh.

In den nördlichen Theilen der beiden Feſtländer findet man das Thier, welches wir hier unter dem Namen Fehe angeben; es gleicht ſehr dem Eichhorn und unterſcheidet ſich äußerlich von ihm nur durch folgende Merkmale: es iſt größer als das Eichhorn; es hat kein fuchsrothes, ſondern mehr graues oder nicht ſo dunkles Haar; den Ohren fehlen jene großen Haare, die ſich oben an der Spitze der Ohren des Eichhorns befinden. Dieſe Verſchiedenheiten, die beſtändig ſind, ſcheinen hinreichend, um eine beſondere Art feſtzuſtellen, der wir den Namen Fehe gegeben haben, weil man unter dieſem Namen den Pelz dieſes Thieres kennt. Mehrere Schriftſteller behaupten, die europäiſchen Fehen ſeien von den amerikaniſchen verſchieden; die europäiſchen Fehen ſeien Eichhörnchen der gemeinen Art, deren Farbe blos unter unſerm nördlichen Himmel durch die Jahreszeit ſich verändere. Ohne dieſe letztere Angabe, die uns indeſſen nicht ſattſam nachgewieſen ſcheint, durchaus läugnen zu wollen, betrachten wir die europäiſche Fehe und die amerikaniſche als daſſelbe Thier und als eine von der des gemeinen Eichhorns getrennte und verſchiedene Art; denn man findet unſere Eichhörner in Nordamerika und in Nordeuropa; ſie haben dort dieſelbe Dicke und dieſelbe Farbe d. h. ein nach der Wärme des Landes mehr oder minder lebhaftes Roth oder Fuchsroth; und zugleich ſieht man dort andere Eichhörner, die größer ſind und deren Haar in allen Jahreszeiten grau oder ſchwärzlich iſt. Außerdem iſt der Pelz dieſer Fehen viel feiner und ſanfter als der unſerer Eichhörner; demnach glauben wir verſichern zu dürfen, daß, da die Unterſchiede dieſer Thiere beſtändig ſind, ihre Arten zwar einander nahe ſtehen, ſich aber nicht vermiſcht haben und folglich je ihren Namen haben müſſen. Herr Regnard ſagt entſcheidend, die lappländiſchen Fehen ſeien dieſelben Thiere, wie unſere franzöſiſchen Eichhörnchen; dieſes Zeugniß iſt ſo beſtimmt, daß es hinreichend wäre, würde ihm nicht durch andere Zeugniſſe widerſprochen;

H. Regnard aber, der uns treffliche Bühnenſpiele geliefert, hat ſich mit der Naturgeſchichte nicht ſtark beſchäftigt und ſich nicht lange genug in Lappland aufgehalten, um mit eigenen Augen geſehen zu haben, wie die Eichhörnchen ihre Farbe veränderten. Freilich haben Naturforſcher, unter andern H. Linné, geſchrieben, im Norden verändere das Haar des Eichhorns ſeine Farbe. Das mag wahr ſein; denn die Haſen, Wölfe, Wieſel verändern auch in dieſem Erdſtriche ihre Farbe; dieſe Veränderung aber geht von Falbem oder Fuchsrothem ins Weiße, nicht vom Falben oder Fuchsrothen ins Aſchgraue vor ſich. Und um blos von dem Eichhörnchen zu ſprechen, ſo ſagt H. Linné in der Fauna suecica: Aestate ruber, hieme incanus; es wechſelt alſo vom Rothen ins Weiße oder vielmehr vom Fuchsrothen ins Weißliche; und wir glauben nicht, daß dieſer Schriftſteller triftige Gründe gehabt, an die Stelle dieſes Wortes incanus, wie er gethan, das Wort cinereus zu ſetzen, welches ſich in der letzten Ausgabe des Systema Naturae findet. H. Klein verſichert im Gegentheil, die Eichhörnchen in der Umgegend von Danzig ſeien im Winter wie im Sommer roth, und es gebe in Polen insgemein graue und ſchwärzliche, welche die Farbe nicht veränderten. Dieſe grauen und ſchwärzlichen Eichhörnchen finden ſich auch in Kanada und in allen nördlichen Theilen Amerikas. Dieſemnach glauben wir uns befugt, die Fehe, oder, wenn man will, das graue Eichhorn, als ein Thier zu betrachten, das beiden Feſtländern gemeinſam iſt und zu einer von der des gewöhnlichen Eichhorns verſchiedenen Art gehört.

Außerdem ſehen wir nicht, daß ſich die in unſern Wäldern doch ziemlich zahlreichen Eichhörnchen in Schaaren vereinigen; wir ſehen nicht, daß ſie in Geſellſchaft reiſen, daß ſie ſich dem Gewäſſer nähern, noch daß ſie auf Baumrinden über die Flüſſe zu ſchwimmen wagen; ſie unterſcheiden ſich alſo von den Fehen nicht allein nach der Größe und Farbe, ſondern auch nach natürlichen Gewohnheiten; denn erſcheinen auch dieſe Flußfahrten der Fehen nicht ſehr glaublich, ſo werden ſie doch von einer ſo großen Menge Zeugen bewährt, daß wir ſie nicht läugnen können.

Uebrigens iſt unter allen Vierfüßern, die keine Hausthiere ſind, das Eichhörnchen vielleicht am meiſten zu Abweichungen geneigt, oder wenigſtens hat ſeine Art die meiſten Nachbararten. Das ſiberiſche weiße Eichhörnchen ſcheint nur eine Spielart unſeres gemeinen Eichhörnchens zu ſein. Das ſchwarze Eichhörnchen und das dunkelgraue, beides Amerikaner, möchten wohl auch nur Spielarten von der Art der Fehe ſein. Das Eichhörnchen der Berberei, der Palmiſt oder das Palmeichhörnchen und das Schweizer Eichhörnchen, von denen wir im folgenden Aufſatze reden werden, ſind drei einander ſehr benachbarte Arten.

Man hat über die Naturgeſchichte der Fehen wenig andere Angaben. Fernandes ſagt, das graue oder ſchwärzliche amerikaniſche Eichhörnchen halte ſich gewöhnlich auf den Bäumen und beſonders auf den Fichten auf; es ernähre ſich von Obſt und Samen; für den Winter ſammle es ſich Vorrath davon, es bringe ſie in einen hohlen Baum, in den es ſich ſelbſt zurückziehe, um in ihm die ſchlechte Jahreszeit zu verleben; auch werfe es ſeine Jungen in demſelben u. ſ. w. Dieſe Gewohnheiten der Fehe ſind ebenfalls verſchieden von denen des Eichhorns, welches ſich oben auf den Bäumen ein Neſt baut, wie die Vögel es thuen. Indeß wollen wir nicht beſtimmt verſichern, daß dieſes ſchwärzliche Eichhörnchen von Fernandes dasſelbe wie das virginiſche graue Eichhörnchen ſei, und daß eben ſo beide eins mit der nordeuropäiſchen Fehe ſeien: wir ſagen es lediglich als eine Sache, die uns ſehr wahrſcheinlich däucht, weil dieſe drei Thiere beinahe dieſelbe Größe und dieſelbe Farbe haben und demſelben Himmelsſtrich angehören; weil ſie genau dieſelbe Geſtalt beſitzen und man gleicher Weiſe ihre Häute zu dem Pelzwerk gebraucht, das man Feh oder Grauwerk nennt.

Die ſiberiſche Fehe.

Wir geben hier die Beſchreibung einer ſiberiſchen Fehe, die der Herr Abbe Aubry, Pfarrer von Saint-Louis, in ſeinem Kabinet aufbewahrte, und die von der Fehe der andern nördlichen Gegenden ſo ſehr abweicht, daß wir vermuthen können, ſie bilden zwei verſchiedene Arten. Dieſe hier hat lange Haare an den Ohren, eine hellgraue Bekleidung und einen weißen, ziemlich kurzen Schwanz, wogegen die vorige Fehe nackte Ohren, auf dem Obertheil des Körpers und an den Seiten eine aſchgraue Farbe und einen Schwanz von derſelben Farbe hat; auch iſt ſie etwas größer und dicker von Körper und hat einen beträchtlich längern Schwanz als die ſiberiſche Fehe, deren Maße und Beſchreibung hier folgen:

Das Haar dieſes hübſchen Thierchens iſt neun Linien lang, obenauf ſilbergrau und an der Wurzel dunkelgrau, was dieſem Pelz ein jaspisperlgraues Anſehen gibt; dieſe Farbe erſtreckt ſich über den Obertheil des Körpers, den Kopf, die Seiten, die Beine und den Umfang des Schwanzes. Der ganze untere Theil des Körpers, von dem Unterkiefer an iſt ſchön weiß; der obere Theil der Schnauze grau; die Stirn aber, der Scheitel des Kopfes und die Seiten der Backen bis an die Ohren ſind mit einem leichten fuchsrothen Anſtrich gemiſcht, der über den Augen und dem Unterkiefer merklicher wird. Das Innere der Ohren iſt mit einem Haar beſetzt, welches grauer als das des Körpers iſt; der Umring und der obere Theil der Ohren tragen große fuchsrothe Haare, die ein Art

Strauß von einem Zoll, 4 bis 5 Linien Länge bilden. Die Außenfläche der Hälfte der Vorderbeine iſt falb mit Aſchgrau gemiſcht, die Binnenfläche weiß mit etwas Falb gemiſcht; die Hinterbeine, von der Kniekehle an, und die vier Füße ſind braun mit Fuchsroth untermiſcht; die Vorderfüße haben vier Zehen, die Hinterfüße fünf. Die Haare am Schwanze ſind 21 Linien lang; jene, die an ſeiner Spitze ſtehen, haben an 2 Zoll; dieſer weiße Schwanz mit ſo langen Haaren erſcheint ſehr verſchieden von dem der andern Fehe.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers, in gerader Linie gemeſſen	„	9	9
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterkopf	„	2	2
Länge der Ohren	„	„	7
Länge der Schwanzrübe	„	5	11
Länge der größten Nägel an den Vorderfüßen . .	„	„	4
Länge der größten Nägel an den Hinterfüßen . .	„	„	3

Der Palmiſt*), der Barbareske**) und der Schweizer***).

Der Palmiſt hat die Dicke einer Ratte oder eines kleinen Eichhörnchens; er bringt ſein Leben auf den Palmbäumen zu und hat daher ſeinen Namen erhalten: die einen nennen ihn Palmratte und die andern Palmeichhorn; und da er weder Eichhorn noch Ratte iſt, ſo werden wir ihn ſchlechtweg Palmiſt nennen. Sein Kopf hat faſt dieſelbe Form wie der der Erdmaus und iſt eben ſo mit ſtruppigem Haar bedeckt. Sein langer Schwanz ſchleppt ſich nicht nach wie der der Ratten; er trägt ihn gerade und ſteilrecht in die Höhe, ohne jedoch ihn je, wie das Eichhörnchen thut, rückwärts auf ſeinen Leib zu legen; das Haar, das ihn bedeckt, iſt länger als das des Körpers, weit kürzer jedoch als das Haar am Schwanze des Eichhörnchens. Auf der Mitte des Rückens, dem ganzen Rückgrat entlang, vom Halſe bis an den Schwanz geht ein weißer Streifen, auf jeder Seite von einem braunen und ſodann von einem andern weißlichen Streifen begleitet. Dieſes ſo ausgezeichnete Merkmal, durch das man, ſcheint es, den Palmiſten von allen andern Thieren unterſcheiden könnte, findet ſich faſt eben ſo bei dem Eichhörnchen der Berberei und bei dem Schweizer Eichhörnchen, das man auch Erdeichhorn genannt hat. Dieſe drei Thiere gleichen ſich in ſo vielem Betracht, daß H. Ray

*) Palmratte, Palmeichhorn.

**) Oder Eichhörnchen der Berberei.

***) Das Schweizer Eichhörnchen; das Erdeichhörnchen, Ohiohin bei den Huronen.

gemeint hat, ſie bildeten alle drei nur eine und dieſelbe Art; bedenkt man aber, daß die beiden erſten, d. h. der Palmiſt und das Eichhörnchen der Berberei, welches wir Barbareske nennen, ſich nur in den heißen Erdſtrichen des alten Feſtlandes, der Schweizer dagegen oder das Schweizer Eichhörnchen, welches Liſter, Catesby und Edwards beſchrieben haben, ſich nur in den kalten und gemäßigten Gegenden der neuen Welt findet, ſo wird man dafür halten, daß es verſchiedene Arten ſind; und wirklich, bei näherer Unterſuchung ſieht man, daß die braunen und weißen Streifen des Schweizers in einer andern Ordnung als die des Palmiſten liegen; der weiße Streifen, der beim Palmiſten längs dem Rückgrat hinläuft, iſt bei dem Schweizer ſchwarz oder braun; die weißen Streifen ſtehen neben den ſchwarzen, wie beim Palmiſten die ſchwarzen neben den weißen, und überdies hat der Palmiſt nur drei weiße Streifen, der Schweizer degegen ihrer vier. Dieſer legt ſeinen Schwanz rückwärts auf ſeinen Körper, der Palmiſt legt ihn nicht rückwärts; er wohnt auf den Bäumen, der Schweizer hält ſich an der Erde, und dieſer Unterſchied hat ihm den Namen Erdeichhorn zugezogen; endlich iſt er kleiner als der Palmiſt; man kann alſo nicht daran zweifeln, daß es zwei verſchiedene Thiere ſind.

Den Barbaresken anlangend, könnte man, da er dasſelbe Feſtland und denſelben Erdſtrich bewohnt, dieſelbe Größe und beinahe dieſelbe Geſtalt wie der Palmiſt hat, glauben, daß ſie beide zur ſelben Art gehörten und lediglich eine Spielart in dieſer Art ausmachten. Vergleicht man indeſſen die Beſchreibung und Abbildung des Barbaresken oder des Eichhörnchens der Berberei, die von Caius geliefert und von Aldrovande und Johnſton nachgeſchrieben und nachgezeichnet worden, mit der Beſchreibung und Abbildung die wir hier vom Palmiſten geben, und vergleicht man ſodann die Abbildung und Beſchreibung dieſes nämlichen Eichhörnchens, wie ſie Edwards mitgetheilt hat, ſo wird man ſehr auffallende Unterſchiede finden, die ſattſam anzeigen, daß es verſchiedene Thiere ſind; wir haben beide im königlichen Kabinet, und eben ſo den Schweizer. Der Barbareske hat den Kopf und das Vorderhaupt gebogener, größere Ohren, einen mit dichtern und längern Haaren beſetzten Schwanz, als der Palmiſt; nach der Form des Rumpfes und des Kopfes, iſt er mehr Eichhorn als Ratte, und der Palmiſt mehr Ratte als Eichhorn. Der Barbareske hat vier weiße Streifen, wogegen der Palmiſt nur drei hat; der weiße Mittelſtreifen befindet ſich beim Palmiſten auf dem Rückgrat, während ſich beim Barbaresken an demſelben Theile ein ſchwarzer mit Fuchsroth gemiſchter Streifen befindet, u. ſ. w. Uebrigens haben dieſe Thiere beinahe dieſelben Gewohnheiten und dasſelbe Naturell wie das gemeine Eichhorn; gleich ihnen leben der Palmiſt und der Barbareske von Früchten und bedienen

ſich ihrer Vorderfüße, um ſie zu greifen und nach dem Maul zu führen; ſie haben dieſelbe Stimme, dasſelbe Geſchrei, denſelben Naturtrieb, dieſelbe Leichtigkeit; ſie ſind recht lebhaft und recht ſanft; ſie zähmen ſich leicht und in dem Grade, daß ſie ihre Wohnung lieb gewinnen, ſie nur verlaſſen, um ſich zu ergehen, und alsdann von ſelbſt und ohne gerufen oder gezwungen zu werden, dahin zurückkehren; beide haben eine recht niedliche Geſtalt; ihre weiß geſtreifte Bekleidung iſt ſchöner als die des Eichhorns; ihr Leibwuchs kleiner, ihr Körper leichter und ihre Bewegungen eben ſo raſch. Der Palmiſt und der Barbareske halten ſich auf den Bäumen, der Schweizer aber hält ſich am Boden und bringt darin, wie der Maulwurf, eine für das Waſſer undurchdringliche Wohnſtätte an; auch iſt er nicht ſo gelehrig und nicht ſo ſanft wie die beiden andern; er beißt ohne Schonung, wofern er nicht gänzlich gezähmt iſt. Er gleicht alſo der Gemüthsart und den Sitten nach mehr den Ratten oder den Maulwürfen, als den Eichhörnchen.

* Wir haben geſagt, der Palmiſt brächte ſein Leben auf den Palmbäumen zu und fände ſich vorzüglich in der Berberei; man hat uns auch verſichert, daß man ihn ſehr allgemein am Senegal im Lande der Jalofſenneger und in den Nachbarländern des grünen Vorgebirges finde. Er beſucht die offenen und nahe bei den Pflanzungen liegenden Gegenden und hält ſich noch häufiger in den Gebüſchen am Boden als auf den Palmbäumen auf. Es ſind kleine ſehr muntere Thiere; man ſieht ſie während des Tages über die Wege ſetzen, um ſich aus einem Gebüſch ins andere zu begeben und ſie leben wenigſtens eben ſo viel an der Erde wie auf den Bäumen.

Der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär.

Es gibt in Amerika drei Thierarten mit langer Schnauze, engem und durchaus zahnloſem Rachen und langer, runder Zunge, die ſie in die Ameiſenhaufen ſtecken und herausziehen, um die Ameiſen zu verſchlucken, aus denen hauptſächlich ihre Nahrung beſteht. Der erſte dieſer Ameiſenfreſſer iſt derjenige, den die Braſilier Tamandua-guaku, d. h. großer Tamandua nennen, und dem die in Amerika angeſiedelten Franzoſen den Namen Tamanoir gegeben haben; dieſes Thier hat von der Spitze der Schnauze bis zum Urſprunge des Schwanzes ungefähr vier Fuß Länge, einen 14 bis 15 Zoll langen Kopf, eine ſehr geſtreckte Schnauze, einen zwei und einen halben Fuß langen, mit ſteifen und mehr als einen Fuß langen Haaren bedeckten Schwanz, kurzen Hals, geraden Kopf, kleine und ſchwarze Augen, runde Ohren, dünne, mehr als zwei Fuß lange Zunge, die es in ſeinem Maul faltet, wenn es ſie

ganz einzieht. Seine Beine ſind nur einen Fuß hoch, die vordern etwas höher und dünner als die hintern; es hat runde Füße; die vordern ſind mit vier Krallen bewaffnet, unter denen die beiden mittlen die größten ſind; die hintern haben fünf Krallen. Die Haare am Schwanze wie die am Rumpf ſind ſchwarz und weißlich gemiſcht; am Schwanze ſtehen ſie in Form eines Federbuſches: das Thier legt ihn um auf ſeinem Rücken und bedeckt ſich den ganzen Leib damit, wenn es ſchlafen oder ſich vor dem Regen und der Sonnenhitze ſchützen will; die langen Haare am Schwanz und Rumpf ſind nicht in ihrer ganzen Ausdehnung rund; ſie ſind an der Spitze platt und trocken auzufühlen wie getrocknetes Gras. Wann es gereizt wird, bewegt das Thier häufiger und ungeſtüm ſeinen Schwanz; iſt es aber ruhig, ſo läßt es ihn beim Gehen nachſchleppen und fegt den Weg damit, über den es kommt. Die Haare an den Vordertheilen ſeines Rumpfes ſind nicht ſo lang wie die an den Hintertheilen; dieſe ſind rückwärts gekehrt und die andern vorwärts; auf den Vordertheilen befindet ſich mehr Weiß und auf den Hintertheilen mehr Schwarz; auch befindet ſich ein ſchwarzer Streifen auf der Bruſt, der ſich über die Seiten des Körpers verlängert und auf dem Rücken mehr an den Lenden endet; die Hinterbeine ſind faſt ſchwarz; die Vorderbeine faſt weiß, mit einem großen ſchwarzen Flecken gegen die Mitte hin. Der Tamanoir geht langſam; ein Menſch kann ihn im Lauf leicht einholen: ſeine Füße ſcheinen weniger zum Gehen als zum Klettern und zum Ergreifen runder Körper gemacht; auch hält er einen Zweig oder Stock mit ſolcher Stärke feſt, daß es nicht möglich iſt, ſie ihm zu entreißen.

Das zweite dieſer Thiere iſt dasjenige, welches die Amerikaner einfach Tamandua nennen, und dem wir dieſen Namen laſſen wollen; es iſt viel kleiner als der Tamanoir, es hat nur ungefähr 18 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes; ſein Kopf iſt 5 Zoll lang, ſeine Schnauze geſtreckt und abwärts gebogen, der Schwanz 10 Zoll lang und an der Spitze unbehaart; die Ohren aufrecht und einen Zoll lang; die Zunge rund, 8 Zoll lang und in dem untern Kiefer in einer Art Rinne oder Kehle liegend; ſeine Beine ſind kaum 4 Zoll hoch; ſeine Füße haben dieſelbe Form und dieſelbe Nägelzahl wie die des Tamanoirs, d. h. 4 Nägel an den vordern und 5 an den hintern. Er klettert und packt eben ſo gut wie der Tamanoir und geht nicht beſſer; er bedeckt ſich nicht mit ſeinem Schwanze, der ihm nicht zum Schirm dienen könnte, weil er zum Theil unbehaart iſt; außerdem iſt er viel kürzer als der Schwanz des Tamanoirs: ſchläft er, ſo hält er den Kopf unter ſeinem Halſe und ſeinen Vorderbeinen verborgen.

Das dritte dieſer Thiere iſt dasjenige, welches die Eingebornen von Guiana Uatiriuau nennen. Wir geben ihm den Namen Ameiſenbär, um ihn vom Tamanoir und Tamandua zu unterſcheiden, da er von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes nur 6 bis 7 Zoll lang iſt; ſein Kopf iſt 2 Zoll lang; die Schnauze verhältnißmäßig bei weitem nicht ſo geſtreckt wie die des Tamanoirs oder Tamanduas; ſein 7 Zoll langer Schwanz iſt an der von Haaren entblößten Spitze nach unten umgebogen; ſeine Zunge iſt ſchmal, etwas platt und ziemlich lang, der Hals faſt gar nicht vorhanden, der Kopf im Verhältniß zum Rumpf ziemlich dick; die Augen liegen tief und nicht weit von den Mundwinkeln ab; die Ohren ſind klein und im Haar verborgen; die Beine nur 3 Zoll hoch; die Vorderfüße haben nur zwei Nägel, wovon der äußere viel dicker und länger als der innere iſt; die Hinterfüße haben vier. Das Haar am Körper iſt ungefähr 9 Linien lang; es iſt ſanft anzurühren und von einer glänzenden, mit Hellgelb gemiſchten, fuchsrothen Farbe. Die Füße ſind nicht zum Gehen ſondern zum Klettern und Packen gemacht; es ſteigt auf die Bäume und hängt ſich mit dem Ende ſeines Schwanzes an die Zweige.

Wir kennen in dieſer Thiergattung nur die drei Arten, die wir eben angeführt haben. H. Briſſon erwähnt, nach Seba, einer vierten Art unter dem Namen langgeöhrter Ameiſenbär; wir ſehen aber dieſe Art als zweifelhaft an, weil in der Aufzählung, die Seba von den Thieren dieſer Gattung macht, unſeres Bedünkens mehr als ein Fehler vorkommt, er ſagt ausdrücklich: „Wir bewahren in unſerm Kabinet ſechs Arten dieſer ameiſenfreſſenden Thiere;“ indeſſen gibt er nur die Beſchreibung von fünfen; und unter dieſe fünf Thiere ſtellt er ein Thier, deſſen Art nicht allein, ſondern deſſen Gattung von der der Ameiſenfreſſer weit abſteht; denn es hat Zähne und ein platte und kurze Zunge gleich der der andern Vierfüßer und nähert ſich ſehr der Gattung der Wieſel oder Baummarder. Von dieſen vorgeblichen und in Seba's Kabinet aufbewahrten 6 Arten bleiben alſo ſchon nur vier, da der Ysquiepatl oder das Stinkthier, das die fünfte bildete, ganz und gar kein Ameiſenfreſſer iſt und nirgendwo von der ſechſten die Frage iſt, wenn nicht etwa der Verfaſſer unter dieſe Thiere den Pangolin *) hat mitbegreifen wollen, was er übrigens in der Beſchreibung, die er von dieſem Thiere gibt, nicht ſagt. Der Pangolin ernährt ſich von Ameiſen; er hat eine geſtreckte Schnauze, ein enges Maul ohne ſichtbaren Zahn, eine lange, runde Zunge, Merkmale, die ihm mit den Ameiſenfreſſern gemein ſind; allein er unterſcheidet ſich von ihnen ſowie von allen

*) Es iſt der Name, den wir der Schuppeneidechſe geben werden.

Vierfüßern durch ein einziges Merkmal, daß nämlich ſein Körper mit dicken Schuppen anſtatt mit Haaren bedeckt iſt. Außerdem iſt es ein Thier der heißeſten Erdſtriche des alten Feſtlandes, wogegen die Ameiſenfreſſer, deren Körper mit Haaren bedeckt iſt, ſich nur in den ſüdlichen Theilen der neuen Welt finden. Es bleiben alſo ſtatt der von Seba angezeigten 6 Arten nicht mehr als 4 übrig, und von dieſen vieren iſt nur eine aus ſeinen Beſchreibungen erkennbar; es iſt die dritte von denen, die wir hier beſchrieben, d. h. die des Ameiſenbären, dem zwar Seba nur eine Zehe an jedem Vorderfuße gibt, obwohl er zwei hat, der aber, ungeachtet dieſes mangelhaften Kennzeichens, nur unſer Ameiſenbär ſein kann. Die drei andern ſind ſo ſchlecht beſchrieben, daß man ſie unmöglich auf ihre wahre Art zurückführen kann. Ich habe geglaubt, dieſe Beſchreibungen hier vollſtändig angeben zu müſſen, nicht allein um zu bewähren, was ich eben behauptet, ſondern um eine Vorſtellung von dieſem dickleibigen Werke Seba's zu geben, und damit man das Zutrauen ermeſſe, welches man dieſem Schriftſteller ſchenken darf. Das Thier, welches er mit dem Namen amerikaniſcher Tamandua-myrmekofage, Theil I, Seite 60, bezeichnet und deſſen Abbildung er auf der Tafel XXXVII, Nro. 2, gibt, läßt ſich auf keins der dreien beziehen, von denen hier die Rede iſt; um ſich davon zu überzeugen, braucht man lediglich die Beſchreibung des Verfaſſers zu leſen; das zweite, das er unter dem Namen braſiliſcher Tamandua-guaku, oder der Bär, der Ameiſen frißt, S. 65 f., Tafel XL, Abbildung Nro. 1, angibt, wird auf eine unbeſtimmte und vieldeutige Weiſe angegeben; indeſſen möchte ich mit den HH. Klein und Linné dafür halten, es könnte der echte Tamandua-guaka oder Tamanoir ſein, der aber ſo ſchlecht beſchrieben und dargeſtellt iſt, das H. Linné das erſte und das zweite dieſer Thiere d. h. das auf der Tafel XXXVII, Abbildung 2, und das auf der Tafel XL, Abbildung 1, unter eine einzige Art vereint hat. H. Briſſon hat dieſes letztere für eine beſondere Art angeſehen; meines Erachtens aber iſt die Aufſtellung dieſer Art nicht begründet, eben ſo wenig wie der Vorwurf, den er dem H. Klein macht, daß er ſie mit der des Tamanoirs verwechſelt habe; der einzige Vorwurf den man H. Klein machen kann, ſcheint der zu ſein, daß er mit der guten Beſchreibung, die er uns von dieſem Thiere gibt, deſſen aufgeſtopfte Haut im Dresdener Kabinet aufbewahrt wird, Seba's mangelhafte Angaben vereint hat. Endlich das dritte dieſer Thiere, deſſen Abbildung man in dieſem Werke findet (Theil II, Seite 48, Tafel XLVII, Nro. 2), iſt ſo ſchlecht beſchrieben, daß ich mich trotz des Vertrauens, das ich zu den HH. Linné und Briſſon hege, nicht überreden kann, man könne nach der Beſchreibung und Abbildung des Verfaſſers

dieſes Thier, wie ſie gethan, auf den Tamandua-i beziehen, den ich einfach Tamandua nenne; ich begehre blos, daß man auch dieſe Beſchreibung leſe und dann urtheile. So unangenehm, ſo langweilig die Erörterungen dieſer Art ſein mögen, man kann ſie nicht in der Darſtellung der Einzelheiten der Naturgeſchichte vermeiden: man muß, bevor man über einen oft ſehr wenig bekannten Gegenſtand ſchreibt, ſo viel als möglich, jedes Dunkel von ihm entfernen, beiläufig die Irrthümer anmerken, die nie verfehlen, ſich in Menge auf dem Wege der Wahrheit zu finden, zu der es oft, nicht ſowohl durch die Schuld der Natur als durch die der Naturbeſchreiber, ſehr ſchwer fällt zu gelangen.

Das Sicherſte, was aus dieſer Unterſuchung hervorgeht, iſt, daß wirklich drei Thierarten vorhanden ſind, denen man den gemeinſamen Namen Ameiſenfreſſer gegeben hat; daß dieſe drei Arten der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär ſind; daß die, von H. Briſſon unter dem Namen langgeöhrter Ameiſenbär angegebene vierte Art eben ſo zweifelhaft iſt, wie die von Seba angezeigten andern Arten. Wir haben den Tamanoir und den Ameiſenbären geſehen; wir beſitzen ihre Bälge im königlichen Kabinet: dieſe Arten ſind ſicher voneinander ſehr verſchieden und ſo, wie wir ſie beſchrieben haben; den Tamandua aber haben wir nicht geſehen, und wir reden von ihm nur nach Piſon und Marcgrave, den einzigen Schriftſtellern, die man über dieſes Thier um Rath fragen kann, da alle andern ſie nur abgeſchrieben haben.

Der Tamandua bildet in Bezug auf die Größe des Körpers, ſo zu ſagen, das mittle Verhältnißglied zwiſchen dem Tamanoir und dem Ameiſenbären: er hat, wie der Tamanoir, eine ſehr geſtreckte Schnauze und 4 Zehen an den Vorderfüßen; ſein Schwanz iſt aber, wie der des Ameiſenbären, unbehaart an ſeiner Spitze, mit der er ſich an die Zweige hängt; dieſelbe Gewohnheit hat auch der Ameiſenbär. In dieſer Lage ſchaukeln ſie ihren Körper, und bringen ihre Schnauze an die Löcher und Höhlen der Bäume; ſie ſtecken ihre lange Zunge hinein und ziehen ſie dann raſch heraus, um die Inſekten zu verſchlucken, die ſie zuſammengebracht hat.

Uebrigens haben dieſe der Größe und den Körperverhältniſſen nach ſo ſehr verſchiedenen Thiere nichts deſto weniger, nach der Bildung ſowohl als in Betreff der natürlichen Gewohnheiten, viele Eigenſchaften gemein: alle drei ernähren ſich von Ameiſen und tauchen ebenfalls ihre Zunge in den Honig und in andere flüſſige oder klebrige Stoffe: ſie ſammeln ziemlich raſch die Broſamen und kleinen Stücke gehackten Fleiſches; man zähmt und erzieht ſie leicht; die Entbehrung jedes Nahrungsmittels können ſie lange ertragen; ſie verſchlucken nicht die ganze Flüſſigkeit, die ſie beim

Saufen in den Mund nehmen, ein Theil fließt ihnen durch die Naslöcher wieder herab; gewöhnlich ſchlafen ſie den Tag über und verändern ihren Ort bei Nacht; ſie gehen ſo ſchlecht, daß in einer offenen Gegend ein Menſch ſie im Laufe leicht einholen kann. Die Wilden eſſen ihr Fleiſch, das indeſſen einen ſehr üblen Geſchmack hat.

Den Tamanoir möchte man von ferne für einen großen Fuchs halten, und aus dieſem Grunde haben ihn einige Reiſende amerikaniſcher Fuchs genannt; er iſt ſtark genug, um ſich gegen einen großen Hund und ſelbſt gegen einen Jaguar zu vertheidigen. Wird er von ihnen angegriffen, ſo kämpft er erſt aufrecht, und, wie der Bär, vertheidigt er ſich mit den Händen, deren Krallen mörderiſch ſind: ſodann legt er ſich auf den Rücken, um ſeine Füße als Hände zu gebrauchen, und in dieſer Lage iſt er faſt unbeſiegbar und kämpft hartnäckig bis aufs Alleräußerſte; und ſelbſt wenn er ſeinen Feind getödtet hat, läßt er ihn erſt lange hernach los: er hält beſſer als irgend ein anderer den Kampf aus, da ihn ein langes dichtes Haar und eine recht dicke Haut bedeckt und ſein Fleiſch nicht ſehr empfindlich und ſein Leben äußerſt zähe iſt.

Der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär ſind Thiere, die den heißeſten Erdſtrichen Amerikas d. h. Braſilien, Guiana, dem Amazonenlande u. ſ. w. von Natur angehören. In Kanada findet man ſie nicht, noch in den andern kalten Gegenden der neuen Welt; man kann ſie demnach im alten Feſtlande nicht wiederfinden: indeß haben Kolbe und Desmarchais geſchrieben, es gebe ſolche Thiere in Afrika; es ſcheint mir aber, daß ſie den Pangolin oder die Schuppeneidechſe mit unſern Ameiſenbären verwechſelt haben. Vielleicht hat eine Stelle Marcgrave's, wo er ſagt: Tamandua-guacu Brasiliensibus, Congensibus (ubi et frequens est) umbulu dictus, Kolbe und Desmarchais zu dieſem Irrthum verleitet: und wirklich, wenn Marcgrave unter Congensibus die Eingebornen Kongos verſtanden, ſo hat er zuerſt geſagt, der Tamanoir finde ſich in Afrika, was jedoch ſonſt durch keinen glaubwürdigen Zeugen beſtätigt wird. Marcgrave ſelber hat gewiß nicht dieſes Thier in Afrika geſehen, da er geſteht, daß er ſelbſt in Amerika nur die Bälge davon geſehen. Desmarchais redet eben ſo unbeſtimmt davon; er ſagt einfach, man finde dieſes Thier in Afrika, wie in Amerika; er fügt aber keinen Umſtand hinzu, der die Sache beweiſen könnte; und was Kolbe anlangt, ſo zählen wir ſein Zeugniß für nichts; denn ein Mann, der am Vorgebirge der guten Hoffnung Elente und Luchſe geſehen hat, die den preußiſchen ganz ähnlich ſind, kann dort wohl auch Tamanduas geſehen haben. Keiner unter den Schriftſtellern, die über die Erzeugniſſe Aſiens und Afrikas geſchrieben, hat von den Tamanduas geſprochen, und dagegen

thun alle Reiſenden und faſt alle Geſchichtſchreiber Amerikas ihrer beſtimmte Erwähnung; de Lery, de Laët, der P. d'Abbeville, Maffée, Faber, Nieremberg und H. de La Condamine vereinigen ſich mit Piſon, Barrère u. ſ. w. in der Ausſage, daß dieſe Thiere urſprünglich in den heißen Ländern Amerikas einheimiſch ſind. Dieſemnach zweifeln wir nicht, daß ſich Desmarchais und Kolbe geirrt haben; und wir glauben aufs Neue verſichern zu können, daß dieſe drei Thierarten in dem alten Feſtlande nicht vorhanden ſind.

Ueber den Tamanoir.

* Wir haben die Abbildung des Tamanoirs oder des großen Ameiſenfreſſers mitgetheilt; da aber die Zeichnung nur nach einer Haut, die ziemlich ſchlecht zubereitet war, gefertigt worden, ſo iſt ſie nicht ſo genau, wie die, welche man hier finden wird; ſie iſt nach einem Thier gefertigt, das aus Guiana, gut verpackt, dem H. Mauduit, Doktor der Heilkunde, zugeſchickt worden, deſſen Kabinet nur koſtbare Gegenſtände enthält, indem dieſer geſchickte Naturforſcher ſich bemüht das Seltenſte, was es gibt, zu ſammeln und die Thiere und Vögel in dem beſtmöglichſten Zuſtande zu erhalten. Obſchon der Tamanoir, den wir hier mittheilen, beſtimmt zu derſelben Art gehört wie jener, von dem wir eben geſprochen, wird man dennoch ſehen, daß ſeine Schnauze kürzer, die Entfernung vom Auge bis zum Ohr kleiner, die Füße kürzer ſind; an den vordern ſind nur vier Nägel, die zwei mittlen ſehr groß, die zwei zur Seite ſehr klein, an den hintern fünf Nägel, und all dieſe Nägel ſchwarz. Die Schnauze iſt bis an die Ohren mit einem ſehr kurzen braunen Haar bedeckt; nahe an den Ohren fängt das Haar an, größer zu werden; auf den Seiten des Körpers hat es zwei und einen halben Zoll Länge; es iſt ſteif anzufühlen, wie das des Ebers, und mit dunkelbraunen und andern ſchmutzig weißen Haaren untermengt. Der ſchwarze Streifen auf dem Körper wird nicht von deutlichen weißen Flecken geſäumt, wie bei dem andern Tamanoir. Dieſer hier hat 3 Fuß 11 Zoll Länge, d. h. 3 Zoll mehr als der erſte. Folgendes ſind ſeine übrigen Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Höhe des Vorderbugs	1	8	"
Höhe des Hinterbugs	1	7	6
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Augenwinkel	"	7	9
Oeffnung des Auges	"	"	6
Oeffnung des Mundes	"	1	1
Oeffnung der Naslöcher	"	"	4

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Entfernung vom Auge bis zum Ohre	„	2	1
Größe des Ohrs	„	1	2
Länge des Halſes	„	8	„
Länge der Schwanzrübe	2	1	9
Länge des Vorderfußes	„	6	3
Länge der innern Afterklaue	„	„	6
Länge dieſer nämlichen Afterklaue an ihrer Wurzel	„	„	4
Länge der folgenden Afterklaue	„	1	8
Ihre Breite an ihrer Wurzel	„	„	5
Länge der dritten Afterklaue	„	2	3
Ihre Breite an ihrer Wurzel	„	„	6
Länge der äußern Afterklaue	„	„	5
Ihre Breite an ihrer Wurzel	„	„	3
Länge des Hinterfußes	„	3	9
Länge der innern Afterklaue	„	„	7
Länge der drei andern Afterklauen	„	1	10
Breite an der Wurzel	„	„	3
Länge der äußern Afterklaue	„	„	6
Breite an ihrer Wurzel	„	„	3

H. de La Borde, königlicher Arzt zu Cayenne, hat mir folgende Bemerkung rückſichtlich dieſes Thieres zugeſandt:

„Der Tamanoir bewohnt die Wälder von Guiana. Man kennt daſelbſt 2 Arten; die einzeln Thiere der größern Art wiegen an 100 Pfund. Sie laufen langſamer und ſchwerfälliger als ein Schwein; ſie ſchwimmen über die großen Flüſſe und bei der Gelegenheit iſt es nicht ſchwer, ſie mit Stöcken todtzuſchlagen. In den Wäldern ſchießt man ſie todt. Sie ſind nicht ſehr gemein, obwohl die Hunde ſie nicht jagen wollen.“

„Der Tamanoir bedient ſich ſeiner großen Krallen, um die Neſter der Baumläuſe zu zerſtören, die ſich allenthalben auf den Bäumen finden, die ſie leicht erklettern. Man muß ſich hüten, dieſen Thieren zu nahe zu kommen; denn ihre Krallen reißen tiefe Wunden: er vertheidigt ſich ſelbſt mit Vortheil gegen die grimmigſten Thiere dieſes Feſtlandes, wie gegen die Jaguare, Kuguare u. ſ. w.; er zerfetzt ſie mit ſeinen Klauen, deren Muskeln und Sehnen eine große Stärke beſitzen. Er tödtet viele Hunde, und deshalb verſagen dieſe die Jagd auf ſie.“

„In den großen unbebauten Savanen ſieht man oft Tamanoirs. Man ſagt, ſie ernährten ſich von Ameiſen. Ihr Magen hat mehr Umfang als der eines Menſchen. Ich habe einen Tamanoir eröffnet, deſſen Magen voll Holzläuſe war, die er kurz zuvor gefreſſen hatte. Der

Bau und die Ausdehnungen ſeiner Zunge ſcheinen zu beweiſen, daß er ſich auch von Ameiſen ernähren kann. Er bringt nur ein Junges in Baumlöchern nahe am Boden zur Welt. Wenn das Weibchen nährt, ſo iſt es ſelbſt für die Menſchen ſehr gefährlich. Die gemeinen Leute von Cayenne eſſen das Fleiſch dieſes Thieres; es iſt ſchwarz, ohne Fett und ohne Geruch. Seine Haut iſt hart und dick; ſeine Zunge faſt kegelförmig, wie ſeine Schnauze.

H. de La Borde gibt eine zergliederungskundige Beſchreibung von ihm, die ich nicht geglaubt, hier veröffentlichen zu dürfen, um ihm die Erſtlinge dieſer Arbeit zu laſſen, die er mir mit Sorgfalt ausgeführt zu haben ſcheint.

„Der Tamanoir, fährt H. de La Borde fort, braucht zu ſeinem völligen Wachsthum volle vier Jahre. Er athmet nur durch die Naslöcher. Am erſten Wirbel, der den Hals mit dem Kopf verbindet, iſt die Luftröhre ſehr geräumig; plötzlich aber verengt ſie ſich und bildet eine Röhre, die ſich in jener Art von Düte, die ihm zum Oberkiefer dient, bis an die Naslöcher fortſetzt. Dieſe Düte hat einen Fuß Länge und iſt wenigſtens ſo lang wie der übrige Theil des Kopfes. Er hat keinen Luftröhrengang im Rachen, und gleichwohl iſt die Oeffnung der Naslöcher ſo klein, daß man kaum den Kiel einer Schreibfeder hineinbringen kann. Die Augen ſind ebenfalls ſehr klein und er ſieht nur ſeitwärts. Das Fett dieſes Thieres iſt überaus weiß. Schwimmt es über ein Gewäſſer, ſo liegt ihm ſein großer langer Schwanz über den Rücken und bis über den Kopf umgebogen.“

Die HH. Aublet und Olivier haben mich verſichert, daß der Tamanoir ſich nur mittels ſeiner Zunge ernährt, die mit einer zähen und klebrigen Feuchtigkeit, womit er die Inſekten fängt, überzogen iſt. Sie ſagen auch, ſein Fleiſch ſei nicht übel zu genießen.

Ueber den Tamandua.

*Wir glauben zur Art des Tamanduas das Thier ziehen zu müſſen, deſſen Abbildung wir hier geben und deſſen gut zubereiteter Balg im Kabinet des Herzogs von Caylus ſich befand und gegenwärtig im königlichen Kabinet gezeigt wird. Er iſt nicht allein der Größe, ſondern auch der Geſtalt nach vom Tamanoir verſchieden. Sein Kopf iſt verhältnißmäßig viel dicker, das Auge iſt ſo klein, daß ſeine Größe nur eine Linie beträgt; auch iſt es mit einer Randleiſte von aufgerichteten Haaren umgeben. Das Ohr iſt rund und oben mit großen ſchwarzen Haaren geſäumt. Der ganze Körper hat nur 13 Zoll, von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel, und 10 ſchwache Zoll Höhe. Das Haar oben auf dem Rücken iſt 15 Linien lang; das am Bauche, welches ſchmutzig weiß iſt, hat dieſelbe Länge. Der Schwanz iſt nur ſieben und einen

halben Zoll lang, überall mit langen falben Haaren bedeckt und mit Streifen oder Ringen von einer leicht ſchwärzlichen Farbe.

In dieſer ganzen Beſchreibung gibt es nur zwei Merkmale, welche ſich mit der Beſchreibung, die uns Marcgrave von dem Tamandua gegeben hat, nicht vertragen. Das erſte iſt der Schwanz, der überall mit Haaren beſetzt iſt, wogegen Marcgrave's Tamandua einen an ſeiner Spitze nackten Schwanz hat; das zweite iſt dies, daß ſich bei dem unſern 5 Zehen an den Vorderfüßen finden und Marcgrave's Tamandua nur 4 hatte; übrigens aber ſtimmt alles ſo gut überein, daß man glauben darf, das Thier, deſſen Abbildung wir hier mittheilen, ſei wenigſtens nur eine Spielart in der Art des Tamandua, wenn es nicht genau zur ſelben Art gehört.

H. de La Borde ſcheint es in ſeinen Bemerkungen unter dem Namen des kleinen Tamanoirs anzugeben.

„Er hat, ſagt er, ungefähr 2 Zoll langes, weißliches Haar. Er kann etwas mehr als ſechszig Pfund wiegen. Er hat keine Zähne, aber er hat ebenfalls ſehr lange Krallen. Er frißt, wie der andere, nur des Tages und bringt nur ein Junges zur Welt; er lebt und hauſt auch in den großen Waldungen. Sein Fleiſch iſt gut zu genießen; man findet ihn aber ſeltener als den großen Tamanoir.

Ich möchte wohl wünſchen, er hätte mir genauere und umſtändlichere Angaben zugeſchickt, die unſere Ungewißheiten in Betreff dieſer Thierart höben.

Ueber den Ameiſenbären.

Folgendes ſchreibt mir zu gleicher Zeit H. de La Borde über den kleinen Ameiſenfreſſer, deſſen Abbildung wir mitgetheilt haben.

„Er hat fuchsrothes, leuchtendes, etwas goldfarbiges Haar, ernährt ſich von Ameiſen, ſtreckt die Zunge aus, die ſehr lang und wurmförmig iſt, und die Ameiſen hängen ſich daran. Dieſes Thier iſt wohl nicht größer als ein Eichhörnchen; es geht ziemlich langſam, hängt ſich, wie die Faulthiere, auf einen Stock, den man ihm darhält und von dem es ſich nicht wegzuwenden ſucht, und ſo trägt man es angehängt, wohin man will. Es hat gar kein Geſchrei. Man findet ihrer oft, die mit ihren Krallen an Aeſten angeklammert ſind. Sie bringen nur ein Junges in Baumhöhlen auf Blättern, die ſie auf ihrem Rücken hintragen. Sie freſſen nur des Nachts. Ihre Krallen ſind gefährlich und ſie ſchließen ſie ſo feſt, daß man ihnen die Beute nicht abnehmen kann. Sie ſind nicht ſelten, aber auf den Bäumen ſchwer wahrzunehmen.

H. Vosmaër hat eine ziemlich ſchlecht gegründete Beurtheilung deſſen gemacht, was ich in Betreff der Ameiſenbären geſagt habe.

„Ich muß, ſagt er, gegen des H. von Büffon Anſicht bemerken, daß im verfloſſenen Jahre H. Tulbach ein Thier unter dem Namen Erdſchwein geſchickt hat, welches Linné's Myrmekofagus iſt; ſo daß Desmarchais und Kolbe mit Recht angeben, dieſes Thier finde ſich in Afrika eben ſo wohl wie in Amerika. Nach dieſem zu urtheilen, welches in Weingeiſt geſchickt worden, ganz friſch geworfen zu ſein ſcheint und bereits die Größe eines guten Spanferkels hat, ſo muß das ausgewachſene Thier eine ſehr beträchtliche Größe haben. Folgendes ſind die Hauptunterſchiede, ſo weit man ſie an dieſem ſo jungen Thiere erkennen kann:

„Der Rüſſel iſt an ſeiner Spitze etwas dick, rund und unten wie eingequetſcht. Die Ohren ſind ſehr groß, lang, dünn, ſpitz und hangend. Die Vorderfüße haben vier Zehen; die erſte und dritte ſind gleich lang, die zweite iſt etwas länger und die vierte oder die äußere etwas kürzer als die dritte. Ihre vier Nägelchen ſind ſehr lang, wenig gebogen, ſpitz und beinahe gleich groß. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, wovon die beiden mittlern faſt gleich lang und die beiden äußern viel kürzer ſind; die Nägelchen daran ſind nicht ſo groß und die beiden äußern am kleinſten. Ohne beſonders lang zu ſein, iſt ſein Schwanz dick und endigt ſich in eine Spitze. Die zwei Myrmekofagen Seba's ſind ſicher dieſelben und unterſcheiden ſich untereinander blos durch die Farbe. Die Abbildung derſelben iſt ſehr gut. Es iſt eine beſondere, von Marcgrave's Tamandua-guaku oder Büffon's Tamanoir völlig verſchiedene Art.

Man ſollte, nach Leſung dieſer Stelle, glauben, ich hätte mich in Betreff des von Seba angegebenen Thieres geirrt. Indeſſen habe ich genau das geſagt, was hier H. Vosmaër ſagt. Man leſe, wie ich mich ausgedrückt habe: das Thier, welches Seba mit dem Namen amerikaniſcher Tamandua-myrmekofage Theil I, Seite 60, bezeichnet hat und deſſen Abbildung er auf der Tafel XXXVII, Nro. 2, gibt, läßt ſich auf keins der dreien beziehen, von denen hier die Rede iſt. Nun aber ſind die drei amerikaniſchen Thiere, von denen hier die Rede iſt, der Tamanoir, der Tamandua und der kleine Ameiſenfreſſer; alſo vermag Alles, was hier H. Vosmaër ſagt, nichts gegen das, was ich behauptet habe, da Alles, was ich behauptet habe, ſich darauf zurückführt, daß der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär ſich nur in Amerika und nicht im alten Feſtlande finden. Dieſes iſt ſo beſtimmt, daß H. Vosmaër nichts dagegen einwenden kann. Wenn Seba's Myrmekofage (Tafel 37, Abb. 2.) ſich in Afrika findet, ſo beweiſet dies lediglich, daß Seba ſich darin geirrt, wenn er

ihn amerikaniſchen Myrmekofagen nannte; dies aber beweiſt nichts gegen das, was ich behauptet habe; und ich verharre mit vollem Rechte bei dem Satze, den ich aufgeſtellt habe, daß der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär ſich nur in Amerika und nicht in Afrika finden.

Das Erdſchwein.

Wir haben oft geſagt und wiederholt, daß keine Art der afrikaniſchen Thiere ſich in Südamerika, und daß umgekehrt keins der Thiere aus dieſem Theile Amerikas ſich im alten Feſtlande gefunden hat. Das Thier, von dem hier die Rede iſt, hat nicht ſehr aufmerkſame Beobachter, wie Herrn Vosmaër, zum Irrthum verleiten können; man wird aber ſogleich aus ſeiner Beſchreibung und aus der Vergleichung ſeiner Abbildung mit der der amerikaniſchen Ameiſenfreſſer ſehen, daß es einer verſchiedenen Art angehört und mit ihnen kaum andere Aehnlichkeit hat, als daß ihm ebenfalls alle Zähne fehlen und es eine hinreichend lange Zunge hat, um ſie in die Ameiſenhaufen hineinzuſtecken. Wir haben deshalb den Namen Erdſchwein, den Kolbe dieſem ameiſenfreſſenden Thier gibt, angenommen und dem Namen Ameiſenfreſſer vorgezogen, der den amerikaniſchen Ameiſenfreſſern muß vorbehalten bleiben, da in der That dieſes afrikaniſche Thier von ihnen der Art und ſelbſt der Gattung nach weſentlich verſchieden iſt. Der Name Erdſchwein bezieht ſich auf ſeine natürlichen Gewohnheiten und ſelbſt auf ſeine Geſtalt, und unter ihm iſt es in den Kapländern allgemein bekannt. Folgendes iſt die Beſchreibung, welchen H. Allamand in den neuen Zuſätzen zu meinem Werke von dieſem Thier gemacht hat:

„Herr von Büffon ſcheint Alles, was man über die ameiſenfreſſenden Thiere ſagen kann, erſchöpft zu haben: der Aufſatz, den er darüber verfaßt hat, muß ihn viele Mühe gekoſtet haben, ſowohl wegen der Nachſuchungen, die er von all dem hat veranſtalten müſſen, was über dieſe Thiere geſagt worden, als wegen der Nothwendigkeit, worin er geweſen, die Mißgriffe derjenigen, die vor ihm davon geſprochen, und beſonders die Mißgriffe Seba's zu rügen. Der letztere hat ſie nicht allein ſchlecht beſchrieben, ſondern auch noch ein Thier von einer ganz verſchiedenen Gattung unter ſie geſtellt.“

„H. von Büffon läßt, nachdem er der Verwirrung, die in der Naturgeſchichte dieſer Thiere herrſchte, ein Ende gemacht hat, nur drei Arten von Ameiſenfreſſern zu, den Tamanoir, den Tamandua und den, welchem er den Namen Ameiſenbär gelaſſen hat; ſodann aber hat er die Beſchreibung eines Thieres gegeben, welches eine neue Tamanduart oder vielmehr eine einfache Spielart zu ſein ſcheint; endlich ſchloß er aus Allem, was er

geſagt, daß die Ameiſenfreſſer ſich nur in den Südtheilen Amerikas befinden und daß ſie in dem alten Feſtlande nicht vorhanden ſind. Zwar ſagen Desmarchais und Kolbe, es gebe ihrer in Afrika, zwar verſichert der erſte die Sache kurzweg ohne weiter etwas darüber zu ſagen und ohne irgend einen Beweis dafür beizubringen; was Kolbe betrifft, ſo iſt ſein Zeugniß ſo verdächtig, daß H. von Büffon vollkommen befugt war, ihm keinen Glauben beizumeſſen. Ich habe, wie er, in Betreff Kolbes gedacht und nicht geglaubt, daß es Ameiſenfreſſer in Afrika gebe; der H. Kapitän Gordon hat mich aber aus dem Irrthum gezogen, worin ich war: er hat mir die Haut eines ſolchen am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie unter dem Namen Erdſchweine bekannt ſind, getödteten Thieres zugeſchickt; es iſt das genau derſelbe Name, den ihnen Kolbe gibt: ich widerrufe alſo zu ſeiner Genugthuung, daß ich hier ſeine Wahrhaftigkeit in Zweifel gezogen hatte, und ich bin überzeugt, H. von Büffon wird ihm dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Zwar hat H. Pallas das Zeugniß Kolbes durch ſeine eigenen Beobachtungen bekräftigt; er hat die Beſchreibung des vom Vorgebirge der guten Hoffnung an das Kabinet Seiner Hoheit des Prinzen von Oranien geſchickten Fötus eines Ameiſenfreſſers mitgetheilt; ein Fötus aber, dem ſein Haar fehlt, war wenig geeignet, um eine richtige Vorſtellung von dem Thier zu geben, von dem es herſtammte; und er konnte überdies nach dem Vorgebirge geſchickt worden ſein; indeſſen hat der Name Schwein, mit welchem man es bezeichnet hatte, zuerſt mich veranlaßt, von meinem Irrthume gegen Kolbe zurückzukommen."

„Ich habe die Haut, welche H. Gordon mir geſchickt hat, ausfüllen laſſen, was mir ſehr gut gelungen iſt, und nach dieſer aufgeſtopften Haut habe ich die Abbildung zeichnen laſſen. Wenn man ein Thier Ameiſenfreſſer nennen muß, das keine Zähne und dagegen eine ſehr lange Zunge beſitzt, die es in die Ameiſenhaufen ſteckt, um alsdann die Ameiſen, die ſich daran ſetzen, zu verſchlingen, ſo kann man nicht bezweifeln, daß das hier dargeſtellte den Namen verdient; indeſſen unterſcheidet es ſich gar ſehr von den drei Arten, die H. von Büffon beſchrieben hat, und von denen ich mit ihm glaube, daß ſie Amerika eigenthümlich angehören."

„Es iſt beinahe ſo dick und ſo groß wie der Tamanoir, wie man aus den Maßen, die ich von ihm geben will, ſehen wird. Die Haare, die ſeinen Kopf, den Obertheil ſeines Rumpfes und ſeinen Schwanz bedecken, ſind ſehr kurz und liegen der Art an der Haut an, daß ſie daran geleimt ſcheinen: ihre Farbe iſt ſchmutzig grau, etwas der des Kaninchens ſich nähernd, aber dunkler; auf den Seiten und unter dem Bauche ſind ſie länger und fuchsröthlich; die Haare, welche die Beine bedecken, ſind auch weit länger und völlig ſchwarz und aufgerichtet."

Der Kopf iſt faſt ein abgeſtumpfter Kegel, gegen ſein Ende hin etwas zuſammengedrückt; er endigt flach oder vielmehr in einen Schweinsrüſſel, in welchem die Naslöcher ſtehen, und der beinahe um einen Zoll über die Unterkiefer vorragt; dieſer iſt ſehr klein. Seine Zunge iſt lang, ſehr dünn und platt, breiter jedoch als bei den andern Ameiſenfreſſern, bei denen ſie faſt walzenförmig iſt; es hat durchaus keinen Zahn. Seine Augen ſtehen weit näher an den Ohren als an der Schnauze; ſie ſind ziemlich groß und von einem Winkel bis zum andern einen Zoll lang. Seine Ohren, die denen des Schweins ähneln, erheben ſich 6 Zoll hoch und laufen in eine Spitze aus; ſie werden von einer Haut, die faſt ſo dünn wie Pergament iſt, gebildet und mit Haaren bedeckt, die man kaum bemerken kann, ſo kurz ſind ſie. Ich weiß nicht, ob ſie am lebenden Thiere, wie bei den Tamanduas, herunterhangen: H. Pallas ſagt, ſie thäten es; allein er urtheilt darüber nach denen des Fötus, wo ihnen ihre Länge dieſe Lage geben muß, ohne daß man daraus ſchließen darf, daß ſie dieſelben bei dem Thiere hätten, wenn es den Leib ſeiner Mutter verlaſſen hat. Sein Schwanz hat mehr als ein Drittel der Länge ſeines ganzen Körpers; er iſt an ſeiner Wurzel ſehr dick und nimmt bis zu ſeiner Spitze immer mehr ab. Seine Vorderfüße haben vier Zehen, die hintern fünf, alle mit ſtarken Nägeln bewaffnet, deren längſten an den Hinterfüßen ſind, denn ſie kommen an Länge den Zehen ſelbſt gleich; ſie ſind nicht ſpitz, ſondern an ihrem Ende abgerundet, etwas gebogen und zum Graben in der Erde geeignet. Es ſcheint nicht, daß es ſich ihrer bedienen kann, um ſtark zu packen oder um ſich zu vertheidigen, wie die andern Ameiſenfreſſer; indeſſen muß es in ſeinen Beinen, die im Verhältniſſe zu ſeinem Körper ſehr dick ſind, viel Kraft haben.“

„Aus dieſer Beſchreibung ſieht man, daß dieſes Thier ſeinem Haar, ſeiner Farbe, ſeinem Kopf und ſeinem Schwanze nach vom Tamanoir ſehr verſchieden iſt; es übertrifft auch an Größe den Tamandua bedeutend, von dem es ebenſo nach ſeinem Haar, ſeiner Farbe und ſeinen Nägeln ſich unterſcheidet; ich ſage nichts über ſeine Verſchiedenheit vom Ameiſenbären, mit dem es niemand verwechſeln wird. Es gehört alſo einer vierten bis heran unbekannten Art an; und Alles, was ich gewiß darüber weiß, iſt, daß dieſes Thier ſeine Zunge in die Ameiſenhaufen ſteckt, daß es die Ameiſen, die ſich daran hängen, verſchluckt und daß es ſich in Löchern in der Erde verbirgt. Obwohl ſein Schwanz mit dem des Tamaduas einige Aehnlichkeit hat, zweifle ich, daß es ſich ſeiner, wie der Tamandua, bedient, um ſich an Baumzweigen aufzuhängen; er ſcheint mir dazu nicht biegſam genug, und ſeine Nägel ſind nicht zum Klettern gemacht.“

„Wie ich bereits geſagt, gibt man ihm am Vorgebirge den Namen

Erdſchwein; es gleicht aber dem Schwein, und dieſes noch ſehr unvollkommen, einzig in ſeinem geſtreckten Kopf, in dem Rüſſel, worein er endet, und in der Länge ſeiner Ohren; übrigens unterſcheidet er ſich von ihm durch die Zähne, deren er keine hat, durch ſeinen Schwanz und vorzüglich durch ſeine Füße ſowie durch die Bildung ſeines ganzen Körpers."

„In Ermangelung guter Gewährsquellen über das, was dieſen Ameiſenfreſſer betrifft (dieſen Namen nämlich glaube ich ihm geben zu müſſen, um es von den drei Arten, welche H. von Büffon beſchrieben hat, zu unterſcheiden), will ich in einer Anmerkung hierherſetzen, was Kolbe davon geſagt *); er iſt in der Beſchreibung, die er davon verfaßt hat, genauer geweſen als er zu ſein pflegt. Folgendes ſind ſeine Maße:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes	3	5	"
Umfang des Körpers in ſeiner Mitte	2	8	"
Länge des Kopfes	"	11	"
Sein Umfang zwiſchen den Augen und den Ohren	1	1	"
Sein Umfang nahe an der Spitze der Schnauze .	"	7	"
Länge der Ohren	"	6	"
Abſtand ihrer Wurzeln	"	2	"

*) Die vierte Art der Schweine heißt Erdſchwein. Es gleicht gar ſehr den rothen Schweinen (warum den rothen Schweinen? es gleicht ihnen in der Farbe nicht mehr als den andern); nur hat es einen längern Kopf und einen ſpitzigen Rüſſel; es hat gar keine Zähne, und ſeine Borſten ſind nicht ſo ſtark. Seine Zunge iſt lang und ſchmal; ſeine Beine ſind lang und ſtark. Die Erde dient ihm zur Wohnſtätte; es gräbt ſich eine Grotte in ihr, ein Werk, das es mit vieler Munterkeit und Raſchheit ausführt, und hat es nur einmal den Kopf und die Vorderfüße im Boden, ſo klammert es ſich ſo gut daran feſt, daß der ſtärkſte Menſch es nicht wegreißen kann.

Hat es Hunger, ſo ſucht es ſich einen Ameiſenhaufen; ſobald es dieſen guten Fund gethan, ſchaut es rund um ſich her, um zu ſehen, ob Alles ruhig und keine Gefahr vorhanden iſt; nie frißt es, ohne dieſe Vorſicht genommen zu haben; alsdann legt es ſich nieder, und, ſeinen Rüſſel dicht an den Ameiſenhaufen hinlegend, ſtreckt es die Zunge, ſoweit es kann, hinaus; die Ameiſen ſteigen in Menge hinauf, und ſobald ſie recht bedeckt iſt, zieht es ſie zurück und verſchluckt ſie alle. Dieſes Spiel wiederholt ſich mehreremal und ſo lange, bis es geſättigt iſt. Um ihm dieſe Nahrung leichter zu verſchaffen, hat die allweiſe Natur es ſo eingerichtet, daß der obere Theil dieſer Zunge, der die Ameiſen aufnehmen muß, immer mit einer klebrigen und zähen Feuchtigkeit bedeckt und überzogen iſt, die jene ſchwachen Thiere verhindert umzukehren, ſobald einmal ihre Beine darin gefangen ſind; das iſt ihre Weiſe zu freſſen. Sie haben ein ſehr wohlſchmeckendes und recht geſundes Fleiſch. Die Europäer und Hottentotten gehen häufig auf die Jagd dieſer Thiere; nichts iſt leichter, als ſie zu tödten, man braucht ſie nur mit einem Stock ſchwach auf den Kopf zu ſchlagen. (Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe Theil III, Seite 43).

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge der Augen von einem Winkel bis zum andern	„	1	„
Entfernung der Augen von den Ohren	„	2	„
Entfernung der Augen von der Spitze der Schnauze	„	7	„
Abſtand zwiſchen den beiden Augen in gerader Linie .	„	4	„
Länge des Schwanzes	1	9	„
Sein Umfang am After	1	3	„
Sein Umfang an dem Ende	„	2	„
Länge der Vorderbeine	1	„	„
Ihr Umfang am Rumpfe	„	11	„
Ihr Umfang am Fußgelenke	„	6	6
Länge der Hinterbeine	1	1	„
Ihr Umfang am Rumpfe	1	„	„
Ihr Umfang an der Ferſe	„	7	6

Der Pangolin und der Fatagin.

Dieſe Thiere kennt man insgemein unter dem Namen Schuppeneidechſe; wir haben geglaubt, dieſe Bemerkung verwerfen zu müſſen, 1. weil ſie zuſammengeſetzt iſt; 2. weil ſie doppeldeutig iſt und man ſie für dieſe beiden Arten gebraucht; 3. weil ſie ſchlecht erfunden iſt, da dieſe Thiere nicht allein zu einer Gattung, ſondern ſelbſt zu einer andern Klaſſe als die Eidechſen gehören, die eierlegende Ziefer, der Pangolin und der Fatagin dagegen lebendige Junge gebärende Vierfüßer ſind; die obigen Namen ſind zudem die, welche ſie in ihrer Heimath führen; wir haben ſie nicht gemacht, wir haben ſie bloß angenommen.

Alle Eidechſen ſind gänzlich und bis unter den Bauch mit einer glatten und buntgefleckten Haut bedeckt, deren Flecken Schuppen darſtellen; der Pangolin aber und der Fatagin haben keine Schuppen unter der Kehle, noch unter der Bruſt, noch unter dem Bauche; der Fatagin hat wie alle andern Vierfüßer, auf all dieſen untern Theilen der Körpers Haar; der Pangolin hat nur eine glatte und unbehaarte Haut. Die Schuppen, die alle übrigen Theile des Körpers dieſer zwei Thiere bekleiden und bedecken, liegen nicht an der Haut feſt an; ſie ſind nur eingeſetzt und hangen mit ihrem innern Theile ſtark an ihr; ſie ſind beweglich wie die Stacheln des Stachelſchweins, und ſie erheben und legen ſich nach dem Willen des Thieres; ſie ſträuben ſich, wenn es gereizt wird; ſie ſträuben ſich mehr noch, wenn es ſich wie der Igel zuſammenkugelt. Dieſe Schuppen ſind ſo dick, ſo hart und ſo ſcharf, daß ſie alle Raubthiere zurückſchrecken; dieſer Panzer iſt eine Angriffswehr, die eben ſo ſehr verwundet als widerſteht; die grauſamſten und heißhungrigſten Thiere, wie der Tiger, der Panther u. ſ. w. machen nur vergebliche Anſtrengungen, um dieſe gewappneten Thiere zu verſchlingen. Sie treten, ſie rollen ſie, bringen ſich aber zugleich

ſchmerzhafte Wunden bei, ſobald ſie dieſelben ergreifen wollen: ſie können ſie weder überwältigen, noch zerquetſchen, noch durch ihr Gewicht ſie erdrücken und erſticken. Der Fuchs, der den zuſammengerollten Igel, deſſen Stachel ihm den Gaumen und die Zunge zerreißt, mit dem Maule zu packen ſcheut, zwingt ihn gleichwohl, ſich auszuſtrecken, indem er ihn mit Füßen tritt und mit ſeinem ganzen Gewichte auf ihn drückt; ſobald der Kopf erſcheint, ergreift er denſelben bei der Spitze der Schnauze und tödtet ſo den Igel; der Pangolin aber und der Fatagin haben unter allen Thieren, ohne ſelbſt das Stachelſchwein davon auszunehmen, die ſtärkſte und zum Angriff tauglichſte Bewaffnung, der Art, daß ſie, indem ſie den Körper zuſammenziehen und ihre Waffen entgegenſetzen, der Wuth all ihrer Feinde trotzen.

Wenn übrigens der Pangolin und der Fatagin ſich zuſammendrängen, ſo nehmen ſie nicht, wie der Igel, eine kugelige und gleichförmige Geſtalt an; ihr Rumpf zieht ſich in einen Knäuel zuſammen; ihr dicker und langer Schwanz aber bleibt außen und dient dem Rumpf zum Umring oder Band. Dieſer auswendige Theil, an welchem das Thier, ſcheint es, gefaßt werden könnte, vertheidigt ſich durch ſich ſelbſt; er iſt oben und unten mit Schuppen bedeckt, die ſo hart und ſo ſcharf wie jene ſind, womit der Rumpf bekleidet iſt; und da er oben hochrund und unten flach iſt und die Geſtalt beinahe einer Halbſpitzſäule hat, ſo werden die eckigen Seiten von rechtwinkligen und rechtwinklig gebogenen Schuppen bekleidet, die ſo dick und ſo ſcharf wie die andern ſind, ſo daß der Schwanz noch ſorgſamer bewaffnet erſcheint, als der Rumpf, deſſen unterer Theil von Schuppen entblößt iſt.

Der Pangolin iſt dicker als der Fatagin und gleichwohl ſein Schwanz bei weitem nicht ſo lang; ſeine Vorderfüße ſind bis ans Ende mit Schuppen verſehen, während beim Fatagin die Füße und ſelbſt ein Theil der Vorderbeine ſchuppenlos und mit Haaren bedeckt ſind. Auch hat der Pangolin größere, dickere, hochrundere und nicht ſo ausgeriefte Schuppen wie der Fatagin, deſſen Schuppen mit drei ſehr ſcharfen Spitzen bewaffnet ſind, wogegen die des Pangolins ſpitzlos und gleichförmig ſcharf ſind. Der Fatagin hat an den untern Theilen Haar; der Pangolin hat unter dem Körper keins; aber zwiſchen den Schuppen, die ſeinen Rücken bedecken, kommen einige Haare hervor, ſo dick und lang wie Schweinsborſten, und dieſe langen Haare finden ſich auf dem Rücken des Fatagins nicht. Das ſind alle weſentlichen Unterſchiede, die wir bei Betrachtung der Bälge dieſer zwei Thiere bemerkt haben, Thiere, die von allen andern Vierfüßern ſo verſchieden ſind, daß man ſie für eine Art von Ungeheuer angeſehen hat. Da die Unterſchiede, die wir eben angedeutet, allgemein und beſtändig ſind,

ſo glauben wir verſichern zu dürfen, daß der Pangolin und der Fatagin zwei Thiere von getrennten und verſchiedenen Arten ſind; dieſe Verwandtſchaften und dieſe Unterſchiede haben wir nicht allein aus der Anſchauung der drei Thiere, die wir geſehen, ſondern auch aus der Vergleichung all derer aufgefunden, die von den Reiſenden beobachtet und von den Naturforſchern angezeigt worden ſind.

Der Pangolin hat nach völlig erreichtem Wachsthum eine Länge von 6, 7 bis 8 Fuß, die Länge des Schwanzes mit einbegriffen; dieſer, der beinahe die Länge des Körpers hat, ſcheint, wann er jung iſt, nicht ſo lang zu ſein; auch ſind die Schuppen nicht ſo groß, dünner und von einer bleichern Farbe; ſie bekommen eine dunklere Färbung, wenn das Thier erwachſen iſt und erlangen eine ſolche Härte, daß ſie der Musketenkugel widerſtehen. Der Fatagin iſt, wie geſagt, kleiner als der Pangolin; beide haben einige Aehnlichkeit mit dem Tamanoir und dem Tamandua; wie ſie, leben der Pangolin und der Fatagin nur von Ameiſen; auch haben ſie eine ſehr lange Zunge, einen engen Rachen ohne ſichtbare Zähne, einen ſehr geſtreckten Körper, einen ebenfalls ſehr langen Schwanz und Zehen beinahe von derſelben Größe und derſelben Form, nicht aber in gleicher Anzahl: der Pangolin und der Fatagin haben fünf Nägel an jedem Fuße, wogegen der Tamanoir und der Tamandua an den Vorderfüßen nur vier haben; die letztern ſind mit Haar bedeckt, die erſtern mit Schuppen bewaffnet; und überdies gehören ſie nicht urſprünglich demſelben Feſtlande an; der Tamanoir und der Tamandua finden ſich in Amerika; der Pangolin und der Fatagin in Oſtindien und Afrika, wo die Neger ſie Quogelo nennen; ſie eſſen ihr Fleiſch und finden es lecker und geſund; der Schuppen bedienen ſie ſich zu mehrfachem kleinen Gebrauche. Uebrigens haben der Pangolin und der Fatagin nichts Abſtoßendes als die Geſtalt; ſie ſind ſanft, harmlos und thun keinen Schaden: ſie ernähren ſich bloß von Inſekten. Sie laufen langſam und können dem Menſchen nur dadurch entkommen, daß ſie ſich in Felshöhlen oder Löchern, die ſie ſich graben, und worin ſie ihre Jungen werfen, verbergen. Es ſind zwei ungewöhnliche, nicht ſehr zahlreiche, ziemlich unnütze Arten, deren ſonderbare Form nur zu ſein ſcheint, um die erſte Abſtufung von der Geſtalt der Vierfüßer zu der der Kriecher zu bilden.

Die Tatus (oder Gürtelthiere.)

Spricht man von einem Vierfüßer, ſo ſcheint es, der Name allein ſchon erzeuge die Vorſtellung eines behaarten Thieres; und eben ſo, iſt von einem Vogel oder einem Fiſche die Rede, ſo bieten ſich die Federn und die Schuppen der Einbildungskraft dar und ſcheinen von dieſem Weſen unzer-

trennliche Merkmale zu ſein. Die Natur jedoch, als wollte ſie jeder Eintheilungsart ſich entziehen und unſern allgemeinſten Anſichten entgehen, widerlegt unſere Vorſtellungen, widerſpricht unſern Benennungen, mißkennt unſere Merkmale und ſetzt uns durch ihre Ausnahmen mehr noch als durch ihre Geſetze in Erſtaunen. Die vierfüßigen Thiere, die man als die erſte Klaſſe der lebenden Natur anſchauen muß, und die, nächſt dem Menſchen, die merkwürdigſten Weſen dieſer Welt ſind, ſind gleichwohl weder allen andern Weſen in Allem überlegen, noch durch beſtändige Eigenſchaften oder einzige Merkmale von ihnen getrennt. Das erſte jener Merkmale, welches ihren Namen begründet und darin beſteht, daß ſie vier Füße haben, findet ſich bei den Eidechſen, Fröſchen u. ſ. w. wieder, die jedoch von den Vierfüßern in ſo vielen andern Beziehungen abweichen, daß man mit Recht aus ihnen eine getrennte Klaſſe gebildet hat; die zweite allgemeine Eigenthümlichkeit, die nämlich, lebende Junge zu gebären, gehört nicht einzig den Vierfüßern an, da ſie ihnen mit den Wallen gemein iſt; und die dritte Eigenſchaft endlich, die am wenigſten unzuverläſſig erſchien, weil ſie die augenfälligſte iſt und darin beſteht, daß ſie behaart ſind, findet ſich mit den zwei andern bei mehreren Arten, ſo zu ſagen, im Widerſpruch, die man indeſſen aus der Ordnung der Vierfüßer nicht ausſcheiden kann, weil ſie mit Ausnahme dieſes einzigen Merkmals in allen andern ihnen gleichen; und da dieſe offenbaren Ausnahmen der Natur in der Wirklichkeit nur die Abſtufungen ſind, welche ſie anwendet, um die Weſen, ſelbſt die entfernteſten, einander zu nähern, ſo darf man dieſe beſondern Verwandtſchaften nicht aus dem Auge verlieren und muß ſie zu erfaſſen ſuchen, ſo wie ſie ſich darbieten. Die Tatus ſind, ſtatt mit Haar, wie die Schildkröten, die Krebſe und die andern Schalthiere, mit einem Schild oder einer feſten Schale bedeckt; die Pangoline ſind mit Schuppen bedeckt, die denen der Fiſche ziemlich ähneln; die Stachelſchweine tragen gleichſam ſtehende und haarloſe Federn, deren Kiel dem der Vogelfedern gleicht: alſo in der Klaſſe der Vierfüßer allein und ſelbſt in dem beſtändigſten und offenbarſten Merkmal der Thiere dieſer Klaſſe, dem nämlich, daß ſie mit Haar bedeckt ſind, wechſelt die Natur, indem ſie ſich drei andern ſehr verſchiedenen Klaſſen nähert, und ruft uns die Vögel, die Schuppenfiſche und die Schalthiere ins Gedächtniß. Auch muß man ſich wohl hüten, die Natur der Weſen nach einem einzigen Merkmal zu beurtheilen; es fände ſich immer unvollſtändig und mangelhaft; oft ſelbſt genügen, ſo allgemein ſie ſein können, zwei und drei Merkmale noch nicht, und wie wir geſagt und wiedergeſagt haben, nur durch die Vereinigung aller Eigenſchaften und die Aufzählung aller Merkmale kann man über die weſentliche Form eines jeden der Erzeugniſſe der Natur urtheilen. Eine gute Beſchreibung und die Begriffsbeſtimmungen, eine ſorgfältigere Darlegung

der Unterſchiede als der Aehnlichkeiten, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf, die Ausnahmen und Abſtufungen, ſelbſt auf die leichteſten, ſind die wahren Regeln und, ich wage es zu ſagen, die alleinigen Mittel, die wir haben, um die Natur jedes Dinges kennen zu lernen. Hätte man alle Zeit, die man damit verloren, Begriffe zu beſtimmen und Eintheilungsarten zu machen, darauf verwendet, gut zu beſchreiben, wir hätten nicht die Naturgeſchichte in der Wiege gefunden, wir hätten weniger Mühe damit, ihr das Kinderſpielzeug abzunehmen, ſie von ihren Windeln zu befreien; wir hätten vielleicht ihr Alter beſchleunigt, denn wir hätten mehr für die Wiſſenſchaft und weniger gegen den Irrthum geſchrieben.

Doch, kommen wir auf unſern Gegenſtand zurück. Es gibt alſo unter den vierfüßigen und lebend gebärenden Thieren mehrere Arten von Thieren, die nicht mit Haar bedeckt ſind. Die Tatus machen für ſich allein eine ganze Gattung aus, worin man mehrere Arten zählen kann, die voneinander weſentlich verſchieden und getrennt zu ſein ſcheinen; in allen iſt das Thier mit einer, dem Stoffe nach dem der Knochen ähnlichen, Schale bekleidet; dieſe Schale bedeckt den Kopf, den Hals, den Rücken, die Seiten, das Kreuz und den Schwanz bis zur Spitze; ſie ſelbſt iſt auswendig mit einem dünnen, glatten und durchſichtigen Leder bedeckt; die einzigen Theile, über welche ſich die Schale nicht ausdehnt, ſind die Kehle, die Bruſt und der Bauch, die eine weiße und gekörnte, der eines gerupften Huhns ähnliche Haut zeigen; und betrachtet man dieſe Theile mit Aufmerkſamkeit, ſo erblickt man ſtellenweiſe Anſätze von Schuppen, die von demſelben Stoff wie die Schale auf dem Rücken ſind. Die Haut dieſes Thieres ſtrebt alſo ſelbſt an den Stellen, wo ſie am geſchmeidigſten iſt, dahin, knochicht zu werden; die Verknöcherung aber findet wirklich nur da vollkommen Statt, wo ſie am dickſten iſt, d. h. auf den obern und äußern Theilen des Rumpfes und der Glieder. Die Schale, die all dieſe obern Theile bedeckt, iſt nicht aus einem einzigen Stück wie die der Schildkröte, ſie iſt auf dem Körper in mehrere Gürtel getheilt, welche durch eben ſo viele Häutchen aneinander hangen, die in dieſer Rüſtung etwas Bewegung und Spiel geſtatten. Die Anzahl dieſer Gürtel hängt nicht, wie man ſich vorſtellen könnte, von dem Alter des Thieres ab; die eben zur Welt gebrachten haben wie die erwachſenen Tatus in derſelben Art dieſelbe Anzahl Gürtel; wir haben uns durch die Vergleichung der kleinen mit den großen davon überzeugt; und können wir auch nicht behaupten, daß all dieſe Thiere weder ſich vermiſchen noch miteinander zeugen können, ſo iſt es doch, da dieſer Unterſchied in der Anzahl der beweglichen Gürtel beſtändig iſt, zum mindeſten ſehr wahrſcheinlich, daß es entweder wirklich geſonderte Arten oder wenigſtens dauernde und durch den Einfluß der verſchiedenen Himmelsſtriche

hervorgebrachten Abweichungen ſind. In dieſer Ungewißheit, welche die Zeit allein wird heben können, haben wir den Ausweg genommen, alle Tatus zuſammen vorzuſtellen und gleichwohl jeden insbeſondere aufzuzählen, als wären es in der That eben ſo viele eigene Arten.

Der P. d'Abbeville hat, wie uns ſcheint, zuerſt die Tatus durch Namen oder Beiwörter unterſchieden, die meiſten Theils von den Schriftſtellern, welche nach ihm geſchrieben, angenommen worden ſind. Er giebt ziemlich deutlich 6 Arten an: 1. der Tatu-uaſſu, wahrſcheinlich derſelbe, den wir Kabaſſu nennen; 2. der Tatuete, den Marcgrave auch Tatuete genannt hat, und für den wir dieſen Namen beibehalten wollen; 3. der Tatu-peb, Marcgrave's Tatupeba oder Enkuberto, dem wir dieſen letztern Namen laſſen werden; 4. der Tatu-apar, Marcgrave's Tatu-apara, dem wir ebenfalls ſeinen Namen laſſen; 5. der Tatu-uinchum, der uns der Cirquenchum zu ſein ſcheint, den wir Sirkenſum (Cirquincon) nennen; 6. der Tatu-miri, der kleinſte von allen, der wohl derſelbe ſein könnte, den wir Kachikame nennen. Die andern Reiſenden haben die Arten verwechſelt oder nur mit Gattungsnamen angeführt. Marcgrave hat den Apar, Enkubert und Tatueten unterſchieden und beſchrieben; Wormius und Grew haben den Kachikame beſchrieben; und Grew allein hat vom Sirkenſum geſprochen; wir aber haben blos die Beſchreibungen des Apars und des Sirkenſums zu entlehnen nöthig gehabt; denn die vier andern Arten haben wir geſehen.

In allen Arten, die des Sirkenſums ausgenommen, hat das Thier zwei knochige Schilde, einen auf den Schultern und den andern auf dem Kreuz; dieſe zwei Schilde ſind je von einem einzigen Stück, während der Panzer, der ebenfalls knochig iſt und den Rumpf bedeckt, querüber in eine größer, oder geringere Zahl beweglicher und durch eine biegſame Haut voneinander getrennter Gürtel abgetheilt iſt. Der Sirkenſum aber hat nur einen Schild und zwar den auf den Schultern; das Kreuz iſt mit keinem Schild bedeckt, ſondern bis an den Schwanz mit beweglichen Gürteln gleich denen am Panzer des Körpers bekleidet. Wir wollen von jeder dieſer Arten deutliche Anzeigen und kurze Beſchreibungen geben. Bei der erſten beſteht der Panzer zwiſchen den beiden Schilden aus drei Gürteln, bei der zweiten aus ſechs, bei der dritten aus acht, bei der vierten aus neun, bei der fünften aus zwölf, und bei der ſechſten endlich iſt nur, wie wir eben geſagt, der Schild auf den Schultern aus einem Stück die Rüſtung am Kreuz und eben ſo die des Rumpfes ſind in bewegliche Gürtel abgetheilt, die vom Schulterſchilde bis zum Schwanze gehen und deren achtzehn ſind.

Der Apar, oder der Tatu mit drei Gürteln.

Der erſte Schriftſteller, der dieſes Thier durch eine Beſchreibung bekannt gemacht hat, iſt Charles de l'Ecluſe (Cluſius): er hat es nur nach einer Abbildung beſchrieben; leicht aber erkennt man an den Merkmalen, die ſie darſtellt, nämlich drei beweglichen Gürteln auf dem Rücken und dem ſehr kurzen Schwanze, das es daſſelbe Thier iſt, wie jenes, von dem uns Marcgrave eine gute Beſchreibung unter dem Namen Tatu-apara geliefert hat. Es hat einen länglichen und faſt ſpitzſäuligen Kopf, eine ſpitzige Schnauze, kleine Augen, kurze und runde Ohren, den Obertheil des Kopfes mit einem Helm aus einem Stück bedeckt. Er hat an allen Füßen fünf Zehen, an den vordern ſind die zwei Mittelnägel ſehr groß, die beiden Seitennägel kleiner; der fünfte, der äußere nämlich, der die Form einer Afterklaue hat, iſt noch kleiner, als alle andern; an den Hinterfüßen ſind die fünf Nägel noch kürzer und ſich gleicher. Der Schwanz iſt ſehr kurz; er hat nur zwei Zoll Länge und er iſt rundum mit einem Schilde bekleidet. Der Körper hat, bei einer Länge von einem Fuß, acht Zoll in ſeiner größten Breite; der Panzer, der ihn bedeckt, wird durch vier Bänder oder Einſchnitte abgetheilt und beſteht aus drei beweglichen Querſtreifen, die dem Thiere geſtatten, ſich zu beugen und rund zuſammenzuziehen; die Haut, welche die Bänder bildet, iſt ſehr geſchmeidig. Die Schilde, welche die Schultern und das Kreuz bedecken, beſtehen aus ſehr zierlich geordneten fünfwinklichen Stücken; die drei beweglichen Gürtel zwiſchen dieſen zwei Schilden beſtehen aus gleich oder ungleich viereckigen Stücken, und jedes Stück iſt mit kleinen linſenartigen Schuppen von gelblichweißer Farbe bedeckt. Marcgrave fügt hinzu, daß der Apar, wenn er ſich zum Schlafen legt, oder ihn jemand berührt und mit der Hand anfaſſen will, ſeine vier Füße einander nähert und ſo zu ſagen in einen Punkt vereint, den Kopf unter den Bauch zieht und ſich ſo vollkommen rund krümmt, daß man ihn alsdann eher für eine Seemuſchel als für ein Landthier anſehen ſollte. Dieſe ſo enge Zuſammenziehung geſchieht Mittels zweier großen Muskeln, die er auf den Körperſeiten hat; und der ſtärkſte Menſch hat große Mühe ihn mit den Händen auseinanderzuziehen und auszuſtrecken. Piſon und Ray haben zu der, von ihnen vollſtändig aufgenommenen, Beſchreibung Marcgraves nichts hinzugefügt; ſonderbar iſt es aber, daß Seba, der uns eine Abbildung und eine Beſchreibung gegeben, die ſich offenbar auf die von Marcgrave zurückführen läßt, nicht allein ihn nicht zu kennen ſcheint, da er ihn nicht anführt, ſondern uns prunkend ſagt, „daß kein Naturforſcher dieſes Thier gekannt hat; daß es äußerſt ſelten iſt, daß es ſich nur in den entfernteſten Gegenden Oſtindiens findet, u. ſ. w.", während es in der

That der, von Marcgrave ſehr gut beſchriebene, braſiliſche Apar iſt, deſſen Art ſo bekannt iſt, wie nur irgend eine, nicht in Oſtindien, ſondern in Amerika, wo man ihn ziemlich häufig findet. Der einzige weſentliche Unterſchied zwiſchen Sebas und Marcgraves Beſchreibung iſt, daß letzterer dem Apar an allen Füßen fünf Zehen, Seba dagegen ihm nur vier gibt. Einer von beiden hat ſich geirrt; denn es iſt offenbar das nämliche Thier wovon beide haben reden hören.

Fabius Columna hat die Beſchreibung der Figuren auf der Schale eines getrockneten und kugelförmig zuſammengerollten Tatus geliefert, der vier bewegliche Gürtel zu haben ſcheint. Da jedoch dieſer Schriftſteller in keiner Hinſicht das Thier kannte, deſſen Balg er beſchreibt, da er nicht einmal den Namen Tatu kannte, von dem doch Belon mehr als 50 Jahre zuvor geſprochen hatte; da in dieſer Unwiſſenheit Columna ihm einen, aus dem Griechen hergenommenen, Namen (Cheloniskus) bildet; da er überdieß geſtebt, daß der Balg, den er beſchreibt, wieder zuſammen geleimt war, und Stücke daran fehlten; ſo glauben wir nicht, daß man, wie unſere neuern Namengeber gethan, feſtſtellen dürfe, es gebe wirklich in der Natur eine Tatuart mit vier beweglichen Gürteln; um ſo mehr, da man ſeit dieſen, im Jahre 1606 von Fabius Columna mitgetheilten, unvollkommenen Angaben, in den Werken der Naturforſcher keine Nachricht über dieſen Tatu mit vier Gürteln findet, der, wenn er wirklich vorhanden wäre, ſich in einigen Kabinetten wieder gefunden hätte, oder doch wohl von den Reiſenden bemerkt worden wäre.

Der Enkubert, oder der Tatu mit ſechs Gürteln. Pl. 68

Der Enkubert iſt größer als der Apar; den Obertheil ſeines Kopfes, des Halſes und des ganzen Rumpfes, die Beine und den Schwanz rundum bekleidet eine ſehr harte knochige, aus mehreren ziemlich großen und ſehr zierlich gefügten Stücken beſtehende Schale. Er hat zwei Schilde, einen auf den Schultern und den andern auf dem Kreuze, beide aus einem Stück; nur iſt über dem Schulterſchilde hinaus und nahe am Kopfe ein beweglicher Gürtel zwiſchen zwei Fugen, welcher dem Thiere geſtattet, den Hals zu krümmen. Der Schild auf den Schultern wird durch 5 gleichlaufende Reihen gebildet, die aus Stücken beſtehen, deren Figuren fünf- oder ſechswinklich ſind, mit einer Art von eirundem Loch in jedem; der Rückenpanzer d. h. der Theil der Schale zwiſchen den beiden Schilden, iſt in 6 Gürtel getheilt, die wenig übereinander reichen und unter ſich und mit den Schilden durch ſieben Fugen von einer geſchmeidigen und dicken Haut zuſammenhalten; dieſe Gürtel beſtehen aus ziemlich großen gleich und ungleich viereckigen Stücken; aus dieſer Fugenhaut kommen einige weißliche

Haare hervor, denen ähnlich, die ſich auch in ſehr geringer Zahl unter der Kehle, der Bruſt und dem Bauche zeigen; all dieſe untern Theile ſind nur mit einer gekörnten Haut und nicht wie die obern Theile des Körpers mit einer knochigen Schale bekleidet. Der Schild auf dem Kreuz hat einen Rand, deſſen Moſaik dem der beweglichen Gürtel ähnlich iſt und übrigens beſteht er aus Stücken, die denen des Schulterſchildes beinahe gleich ſind. Die Schale auf dem Kopfe iſt lang, breit und von einem Stück bis an den beweglichen Halsgürtel. Der Enkubert hat eine ſpitzige Schnauze, kleine und tiefliegende Augen, eine ſchmale und ſpitzige Zunge, unbehaarte und ſchalloſe Ohren, nackt, kurz und braun wie die Haut zwiſchen den Rückenfugen, in jedem Kiefer 18 Zähne von mittelmäßiger Größe, an allen Füßen 5 Zehen mit ziemlich langen, runden und mehr ſchmalen als breiten Nägeln, Kopf und Rüſſel beinahe denen eines Spanferkels ähnlich, einen Schwanz, der, an der Wurzel dick, bis zu ſeinem Ende ſtets abnimmt und hier ſehr dünn und an der Spitze abgerundet iſt. Die Farbe des Körpers iſt fuchsröthlich-gelb; gewöhnlich iſt das Thier dick und fett, und das Männchen hat ein ſehr in die Augen fallendes Zeugungsglied. Es wühlt die Erde mit einer ungemeinen Leichtigkeit auf, ſowohl mit Hülfe ſeines Rüſſels als ſeiner Nägel; es macht ſich ein Erdloch, worin es ſich den Tag über aufhält, und das es nur des Abends verläßt, um ſeinem Unterhalte nachzugehen: es ſäuft oft, es lebt von Obſt, Wurzeln, Inſekten und Vögeln, wenn es ſie erhaſchen kann.

Der Tatuete, oder Tatu mit acht Gürteln.

Der Tatuete iſt lange nicht ſo groß wie der Enkubert; ſein Kopf iſt klein, die Schnauze ſpitz, die Ohren aufrecht, etwas geſtreckt, der Schwanz noch länger, und die Beine verhältnißmäßig nicht ſo niedrig wie beim Enkubert; er hat kleine ſchwarze Augen an den Vorderfüßen vier und an den Hinterfüßen fünf Zehen, der Kopf iſt mit einem Helm bedeckt, die Schultern mit einem Schilde, das Kreuz mit einem zweiten Schilde und der Rumpf mit einem Panzer, der aus acht beweglichen Gürteln beſteht, die unter ſich und mit den Schilden durch neun Fugen von biegſamer Haut zuſammenhalten; der Schwanz iſt ebenfalls mit einer Schale bekleidet, die aus acht beweglichen und durch neun Fugen von biegſamer Haut getrennten Ringen beſteht. Die Farbe des Panzers auf dem Rücken iſt eiſengrau; auf den Seiten und dem Schwanze iſt ſie weißgrau mit eiſengrauen Flecken. Der Bauch bedeckt eine weißliche, gekörnte und mit einigen Haaren beſetzte Haut. An dem Thiere dieſer Art, welches Marcgrave beſchrieben hat, war der Kopf drei, die Ohren beinahe zwei Zoll lang, die Beine ungefähr drei Zoll hoch, die zwei Mittelzehen

der Vorderfüße einen Zoll, die Nägel einen halben Zoll lang; der Rumpf vom Halſe bis an die Wurzel des Schwanzes hatte 6 Zoll und der Schwanz 9 Zoll Länge. Die Schale der Schilde ſcheint mit kleinen, weißen hervorragenden und wie Linſen ſo breiten Flecken beſäet; die beweglichen Gürtel, welche den Panzer des Körpers bilden, ſind mit dreieckigen Figuren bezeichnet; dieſe Schale iſt nicht hart; das kleinſte Blei reicht hin, um ſie zu durchbohren und das Thier zu tödten, deſſen Fleiſch ſehr weiß und ſehr gut zu genießen iſt.

Der Kachikame, oder Tatu mit neun Gürteln.

Nieremberg hat dieſes Thier in der Beſchreibung, die er davon gibt, ſo zu ſagen, nur angedeutet; weit beſſer haben es Wormius und Grew beſchrieben: das Thier, welches Wormius zum Gegenſtande ſeiner Beſchreibung gedient hat, war erwachſen und eins der größten dieſer Art; das von Grew war jünger und kleiner: wir werden hier ihre Beſchreibungen vollſtändig mittheilen, zumal ſie mit der unſrigen übereinſtimmen und überdies zu vermuthen iſt, daß dieſer Tatu mit 9 Gürteln keine vom Tatueten wirklich verſchiedene Art bildet, da er ihm, der nur 8 Gürtel hat, mit Ausnahme dieſes Unterſchiedes, wie uns däuchte, in allen andern Beziehungen gleicht. Wir haben zwei Tatus mit 8 Gürteln, die getrocknet ſind und zwei Männchen zu ſein ſcheinen; wir haben 7 bis 8 Tatus mit 9 Gürteln, einen, der ein Weibchen iſt, ganz vollſtändig, und die andern, bei denen wir das Geſchlecht nicht haben erkennen können, getrocknet: möglich alſo, daß, da dieſe Thiere ſich vollkommen gleichen, der Tatuete oder Tatu mit 3 Gürteln das Männchen und der Kachikame oder Tatu mit 9 Gürteln das Weibchen wäre. Es iſt das nur eine Vermuthung, die ich hier wage, weil man im folgenden Aufſatze die Beſchreibung zweier andern Tatus finden wird, wovon der eine mehr Reihen als der andere auf dem Schilde des Kreuzes hat, und die ſich dennoch in ſo vielen andern Beziehungen gleichen, daß man denken könnte, dieſer Unterſchied hange lediglich von dem des Geſchlechtes ab; denn es wäre leicht außer aller Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe größere Anzahl von Reihen auf dem Kreuze oder auch wohl die der beweglichen Purpurgürtel den Weibchen dieſer Art angehörten, als erforderlich, um das Tragen und Gebären bei Thieren zu erleichtern, deren Körper ſo eng umpanzert iſt. An dem Thiere, deſſen Balg Wormius beſchrieben hat, hatte der Kopf fünf Zoll von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren und achtzehn Zoll von den Ohren bis zur Wurzel des Schwanzes, der einen Fuß lang war und aus 12 Ringen beſtand. Bei dem, von Grew beſchriebenen, Thiere derſelben Art hatte der Kopf drei Zoll, der Rumpf ſieben und einen halben, der Schwanz eilf Zoll

Die Verhältniſſe des Kopfes und des Rumpfes ſtimmen überein; der Unterſchied aber im Schwanze iſt zu beträchtlich, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß bei dem von Wormius beſchriebenen, Thier der Schwanz abgebrochen war, denn er würde mehr als einen Fuß Länge gehabt haben; da bei dieſer Art die Dicke des Schwanzes dermaßen abnimmt, daß er am Ende nicht dicker als ein kleiner Pfriem iſt, und da er zugleich ſehr gebrechlich iſt, ſo hat man ſelten einen Balg, woran der Schwanz ganz iſt, wie an dem, den Grew beſchrieben hat. An dem, von H. Daubenton beſchriebenen, Thiere haben ſich faſt dieſelben Maße und Verhältniſſe wie an dem von Grew gefunden.

Der Kabaſſu, oder Tatu mit 12 Gürteln.

Der Kabaſſu ſcheinſt uns der größte aller Tatus zu ſein: ſein Kopf iſt dicker, breiter und die Schnauze nicht ſo hager wie bei den andern; die Beine dicker, die Füße größer, der Schwanz ſchallos, eine Eigenthümlichkeit, die allein genügte, um dieſe Art von allen andern unterſcheidbar zu machen; er hat an allen Füßen fünf Zehen und zwölf bewegliche Gürtel, die nur wenig übereinanderreichen. Das Schild auf den Schultern wird nur von 4 bis 5 Reihen gebildet, deren jede aus ziemlich großen viereckigen Stücken beſteht; die beweglichen Gürtel ſind auch aus großen aber faſt genau abgevierten Stücken zuſammengeſetzt; die, welche die Reihen des Schildes auf dem Kreuze bilden, ſind denen des Schulterſchildes beinahe gleich; der Helm auf dem Kopfe beſteht ebenfalls aus ziemlich großen aber unregelmäßigen Stücken. Zwiſchen den Fugen der beweglichen Gürtel und der andern Theile der Rüſtung ſpringen einige, Schweinsborſten ähnliche, Haare hervor; auch befinden ſich auf der Bruſt, dem Bauche, den Beinen und dem Schwanze Anſätze von Schuppen, die rund, hart und glatt wie die übrigen Schalen ſind; und um dieſe kleinen Schuppen her ſieht man kleine Haarbüſchel. Die Stücke, welche den Helm des Kopfes bilden, die der beiden Schilde und des Panzers ſind beim Kabaſſu verhältnißmäßig größer und geringer an Zahl als bei den andern Tatus, woraus man folgern muß, daß er größer als die andern iſt; bei dem, den man abgebildet hat, hatte der Kopf 7 Zoll, der Rumpf 21; wir ſind aber nicht ſicher, ob der auf der Tafel 31, Abbildung 4 (Ausg. des Louvre), zu derſelben Art wie dieſer hier gehört; ſie haben vieles miteinander ähnlich und unter andern die 12 beweglichen Gürtel; ſie unterſcheiden ſich aber auch in ſo vielem Betracht, daß es ſchon viel gewagt iſt, keinen andern Unterſchied als den des Geſchlechtes zwiſchen ihnen aufzuſtellen.

Der Sirkenſum, oder Tatu mit achtzehn Gürteln.

H. Grew hat zuerſt dieſes Thier beſchrieben, deſſen Balg in dem Kabinet der koniglichen Geſellſchaft zu London aufbewahrt wurde. Alle andern Tatus haben, wie wir eben geſehen, je zwei Schilde von einem Stück, den erſten auf den Schultern und den zweiten auf dem Kreuze: der Sirkenſum hat nur einen und zwar auf den Schultern. Man hat ihm den Namen Wieſeltatu gegeben, weil ſein Kopf beinahe dieſelbe Form wie der des Wieſels hat. In der von Grew gelieferten Abſchreibung dieſes Thieres*) findet man, daß der Rumpf ungefähr 10, der Kopf 3, der Schwanz 5 Zoll lang war, die Beine 2 bis 3 Zoll hoch, der Vordertheil des Kopfes breit und platt, die Augen klein, die Ohren einen Zoll lang, fünf Zehen an den vier Füßen, große einen Zoll lange Nägel an den Mittelzehen, kürzere an den andern Zehen, die Rüſtung des Kopfes und die der Beine aus runden, ungefähr einen Viertel-Zoll im Durchmeſſer enthaltenden Schuppen zuſammengeſetzt, die Rüſtung des Halſes von einem, aus mehreren viereckigen Schuppen gebildeten Stücke, der Schild der Schultern ebenfalls von einem Stück, das aus mehreren Reihen gleicher, viereckiger, kleiner Schuppen beſtand. Dieſe Reihen des Schildes ſind bei dieſer Art, wie bei allen andern, ſtätig und nicht durch eine biegſame Haut voneinander getrennt; ſie hangen durch eine natürliche Knochenverwachſung zuſammen. Den ganzen übrigen Körper von dem Schulterſchilde bis zum Schwanze bedecken bewegliche und durch ein geſchmeidiges Häutchen voneinander getrennte Gürtel; dieſer Gürtel ſind 18; die erſten auf der Seite der Schultern ſind die breiteſten; ſie beſtehen aus gleich und ungleich viereckigen Stücken; die hintern Gürtel ſind aus runden und viereckigen Stücken gemacht, und das Ende der Rüſtung nahe am Schwanze hat eine kegellinige Geſtalt. Die vordere Hälfte des Schwanzes iſt mit 6 Ringen umgeben, deren Stücke aus kleinen Vierecken beſtehen; die andere Hälfte des Schwanzes bis zum Ende iſt mit unregelmäßigen Schuppen bedeckt. Die Bruſt, der Bauch und die Ohren ſind nackt. wie bei den andern Arten. Es ſcheint, daß unter allen Arten dieſer mit der meiſten Leichtigkeit ſich zuſammenzieht und kugelförmig rollt, wegen der großen Anzahl ſeiner beweglichen Gürtel, die bis an den Schwanz gehen.

Ray hat, wie wir, den Sirkenſum nach Grew beſchrieben; H. Briſſon ſcheint ſich nach Ray's Beſchreibung gerichtet zu haben; auch hat er dieſes Thier, das er einfach Armadill nennt, ſehr gut bezeichnet. Sonderbar aber iſt es, daß H. Linnée, der die Beſchreibungen Grew's und Ray's, die er beide anführt, vor Augen haben mußte, dieſe nämliche Thier ſo angegeben

*) Ich führe hier das engliſche Maß auf franzöſiſches zurück.

hat, als hätte es nur einen Gürtel, während es 18 hat. Dies kann nur an einem ziemlich augenfälligen verſehen beruhen, das darin beſteht, daß er Seba's tatu seu armadillo africanus für Grew's tatu mustelinus angeſehen hat, die doch, nach den Beſchreibungen dieſer Schriftſteller ſelbſt ſehr verſchieden voneinander ſind. So gewiß es ſcheint, daß das, von Grew beſchriebene, Thier eine wirklich vorhandene Art iſt, ſo zweifelhaft iſt es, ob das von Seba beſteht, ſo wenigſtens, wie er es beſchreibt. Nach ihm theilt ſich bei dieſem afrikaniſchen Armadill die Rüſtung des ganzen Körpers in drei Theile. Iſt das der Fall, ſo beſteht die Rüſtung des Rückens, ſtatt aus mehreren Gürteln, aus einem Stück und dieſes einzige Stück iſt blos von dem Schilde der Schultern und dem des Kreuzes getrennt, die ebenfalls je aus einem Stück beſtehen. Das iſt der Grund von Linné's Verſehen; er hat nach dieſer Stelle bei Seba dieſes Armadill unicintus tegmine tripartito genannt. Indeſſen konnte man leicht einſehen, daß dieſe Angabe Seba's mehrdeutig und irrig iſt, da ſie mit drei Abbildungen keineswegs übereinſtimmt und in der That den Kabaſſu oder Tatu mit 12 Gürteln angibt, wie wir im vorigen Aufſatze nachgewieſen haben.

Alle Tatus ſind urſprünglich in Amerika zu Hauſe; vor der Entdeckung der neuen Welt waren ſie unbekannt: die Alten haben ihrer nie Erwähnung gethan, und die neuern oder jüngſten Reiſenden reden alle von ihnen als von Thieren, die Mexiko, Braſilien, Guiana u. ſ. w. urſprünglich und eigens angehören; keiner ſagt, daß er ihre Art in Afrika oder in Aſien gefunden; nur haben einige die Pangoline und die Fatagine oder oſtindiſche Schuppeneidechſe mit den amerikaniſchen Armadillen verwechſelt; einige andere haben gemeint, es fänden ſich ihrer auf den Weſtküſten Afrikas, weil man ihrer zuweilen aus Braſilien nach Guiana gebracht hat. Belon, der vor mehr als zweihundert Jahren geſchrieben, und einer der erſten iſt, die uns eine kurze Beſchreibung von ihnen mitgetheilt haben, nebſt der Abbildung eines Tatu, deſſen Balg er in der Turkei geſehen hatte, zeigt hinlänglich an, daß er aus dem neuen Feſtlande käme. Ovindo, de Lery, Gomara, Thevet, Anton Herrera, der P. d'Abbeville, Franz Ximenes, Stadenius, Monard, Joſeph Akoſta, de Laët, alle neuern Schriftſteller, alle Geſchichtſchreiber der neuen Welt erwähnen dieſer Thiere als urſprünglich den ſüdlichen Gegenden dieſes Feſtlandes angehörig. Piſon, der ſpäter als alle die eben angeführten geſchrieben hat, iſt der einzige, der, ohne ſich auf irgend eine Gewähr zu gründen, behauptet hat, die Armadille fänden ſich in Oſtindien, ſowohl wie in Amerika: wahrſcheinlich hat er die Pangoline oder Schuppeneidechſe mit den Tatus verwechſelt. Die Spanier haben dieſe Schuppeneidechſe ſowohl wie die Tatus Armadillo genannt, und ſo

hat ſich dieſer Irrthum unter der Feder unſerer Kabinetsbeſchreiber und Namengeber vervielfältigt, die nicht allein in Oſtindien Tatus zulaſſen, ſondern ihrer auch in Afrika geſchaffen haben, obwohl es in dieſen zwei Erdtheilen nie andere gegeben hat, als die aus Amerika dahin gebracht worden.

Der Erdſtrich alſo, auf dem alle Arten dieſer Thiere wohnen, iſt alſo nicht unſicher; ſchwerer jedoch iſt es, ihre beziehliche Größe in jeder Art zu beſtimmen. Wir haben in dieſer Abſicht nicht allein die Tatusbälge, die wir in großer Menge im königlichen Kabinet haben, ſondern auch jene verglichen, die man in andern Kabinetten aufbewahrt; auch haben wir die Angaben aller Schriftſteller mit unſern eigenen Beſchreibungen verglichen, ohne daß wir beſtimmte Ergebniſſe daraus ziehen konnten; es ſcheint bloß, daß der Kabaſſu und der Enkubert die beiden größten und der Apar, der Tatuete, der Kachikame und der Sirkenſum die kleinſten Arten ſind. Bei den großen Arten iſt die Schale weit feſter und härter als bei den kleinen; die Stücke, woraus ſie beſteht, ſind größer und zahlreicher; die beweglichen Gürtel reichen weniger übereinander, und das Fleiſch iſt ebenſo wie die Haut härter und minder gut. Piſon ſagt, das Fleiſch des Enkuberts ſei nicht genießbar; Nieremberg verſichert, es ſei ſchädlich und ſehr ungeſund; Barrère ſagt, der Kabaſſu habe einen ſtarken Moſchusgeruch; und zu gleicher Zeit ſtimmen alle Schriftſteller darin überein, daß das Fleiſch des Apars und beſonders das des Tatueten ſo weiß und ſo gut wie das des Spanferkels ſei; auch ſagen ſie, die Tatus der kleinen Art hielten ſich in feuchten Gründen auf und bewohnten die Ebenen, und die der großen Art befänden ſich nur in den höhern und trocknern Gegenden.

Dieſe Thiere beſitzen alle mehr oder minder Leichtigkeit darin, ſich zuſammenzuziehen und ihren Körper kugelförmig zu rollen; die Blöße des Panzers, wann ſie zuſammengezogen ſind, iſt weit auffallender bei jenen, deren Rüſtung nur aus einer kleinen Anzahl von Gürteln beſteht; der Apar, der blos drei hat, zeigt alsdann zwei große leere Räume zwiſchen den Schilden und der Rüſtung des Rückens; keines kann eine ſo vollkommene runde Geſtalt annehmen wie der Igel; ſie haben vielmehr die Geſtalt einer an den Polen ſtark abgeplatteten Kugel.

Dieſe ſo ſonderbare Schale, womit ſie bekleidet ſind, iſt ein wahrer Knochen, der aus mehreren kleinen ſtetigen Stücken beſteht, die, ohne beweglich und gegliedert zu ſein, ausgenommen die Gürtelfugen, durch natürliche Knochenverwachſung zuſammenhangen und ſich alle trennen können und wirklich trennen, wenn man ſie ans Feuer bringt. Lebt das Thier, ſo geben dieſe kleinen Stücke, ſowohl die der Schilde wie die der beweglichen Gürtel einiger Maßen ſeinen Bewegungen und beſonders der

Zuſammenziehung nach und folgen ihnen; wäre das nicht, ſo würde es ſchwer zu begreifen ſein, wie es ihnen bei aller Anſtrengung möglich wäre, ſich rund zu krümmen. Dieſe kleinen Stücke bilden nach den verſchiedenen Arten, verſchiedene Figuren, die immer wie geſchmackvoll zuſammengeſetzter Muſaik angeordnet ſind; das Fellchen oder die dünne Haut, welche die Schale auswendig bedeckt, iſt eine durchſichtige Haut, die über den ganzen Körper den Schein eines Firniſſes hervorbringt; dieſe Haut hebt bedeutend und wechſelt ſelbſt das erhabene Muſaikwerk, welches, wenn ſie entfernt wird, verſchieden erſcheint. Uebrigens iſt dieſe knochige Schale nur eine Hulle, unabhängig von dem Gerüſt und den andern innern Theilen am Körper dieſes Thieres, deſſen Knochen und übrige Körperbeſtandtheile wie die aller andern vierfüßigen Thiere zuſammengeſetzt und eingerichtet ſind.

Die Tatus ſind im allgemeinen harmloſe Thiere, die keinen Schaden anrichten, wofern man ſie nicht in die Gärten hineinläßt, wo ſie die Melonen, Kartoffeln und andern Gemüſe oder Wurzeln freſſen. Obgleich urſprünglich in den heißen Erdſtrichen Amerikas zu Hauſe, können ſie in den gemäßigſten leben. Ich habe vor mehreren Jahren einen in Languedoc geſehen, den man im Hauſe ernährte und der überall hin ging, ohne die mindeſte Verwüſtung anzurichten. Sie gehen mit Lebhaftigkeit, können aber, ſo zu ſagen, weder ſpringen noch laufen, noch auf die Bäume klettern, ſo daß ſie nicht leicht ihren Verfolgern durch die Flucht entrinnen können; ihre einzige Hülfsmittel ſind, ſich in ihr Erdloch zu verbergen, oder daß ſie, wenn ſie zu weit davon entfernt ſind, ſich eins zu machen ſuchen, bevor ſie eingeholt werden; ſie bedürfen dazu nur einige Augenblicke; denn die Maulwürfe graben die Erde nicht ſchneller als die Tatus auf, zuweilen erhaſcht man ſie bei dem Schwanze, ehe ſie ſich völlig hineingeſcharrt haben; und alsdann ſetzen ſie einen ſolchen Widerſtand entgegen, daß man ihnen den Schwanz abreißt, ohne den Körper wegzuziehen; um ſie nicht zu verſtümmeln, muß man das Loch von vorne öffnen, und alsdann ergreift man ſie, ohne daß ſie irgend einen Widerſtand bieten können; ſowie man ſie anfaßt, rollen ſie ſich kugelförmig, und um zu machen, daß ſie ſich ausſtrecken, bringt man ſie ans Feuer. Obwohl hart und ſtraff iſt ihre Schale gleichwohl ſo empfindlich, daß, wenn man ſie etwas feſt mit dem Finger berührt, das Thier einen hinreichend lebhaften Eindruck empfindet, um ſich ganz zuſammenzuziehen. Befinden ſie ſich in tiefen Löchern, ſo nöthigt man ſie dadurch, herauszukommen, daß man Rauch hineinbringen oder Waſſer hineinfließen läßt; man behauptet, daß ſie über ein Drittheil des Jahres in ihren Löchern bleiben, ohne herauszukommen; wahrer iſt es, daß ſie ſich den Tag über darein zurückziehen und nur des Nachts herauskommen, um ihren Unterhalt zu ſuchen. Man jagt den Tatu mit

kleinen Hunden, die ihn bald einholen; er wartet nicht einmal, bis ſie ganz nahe bei ihm ſind, um zu halten und ſich zuſammenzurollen; in dieſem Zuſtande fängt man ihn und bringt ihn weg. Befindet er ſich am Rande eines Abgrundes, ſo entkommt er den Hunden und den Jägern; er kugelt ſich, läßt ſich fallen und rollt wie ein Ball hinunter, ohne ſeine Schuppe zu zerbrechen und ohne allen Schaden zu nehmen.

Dieſe Thiere ſind fett, dickleibig und ſehr fruchtbar; das Männchen verräth durch die äußern Theile große Fähigkeiten zur Zeugung; das Weibchen, ſagt man, bringt jeden Monat vier Junge; auch iſt ihre Art ſehr zahlreich. Und da ſie gut zu genießen ſind, ſo jagt man ſie auf allerlei Weiſe: man fängt ſie leicht in Netzen, die man am Rande der Gewäſſer und an andern feuchten und warmen Oertern ſpannt, die ſie vorzugsweiſe bewohnen; ſie entfernen ſich nicht weit von ihren Löchern, die ſehr tief ſind und die ſie zu gewinnen ſuchen, ſobald ſie überraſcht werden. Man behauptet, daß ſie den Biß der Klapperſchlange nicht fürchten, obwohl er ſo gefährlich wie der der Viper iſt; man ſagt, daß ſie mit dieſen Kriechern in Frieden leben und man oft derſelben in ihren Löchern findet. Die Wilden bedienen ſich der Schale der Tatus zu mehrfachen Zwecken: ſie bemalen ſie mit verſchiedenen Farben; ſie machen Körbe, Büchſen und andere kleine feſte und leichte Gefäße daraus. Monard, Ximenes und mehrere andere nach ihnen, haben verſchiedenen Theilen dieſer Thiere wunderſame Heilkräfte beigelegt; ſie haben behauptet, daß die Schale, gepulvert und ſelbſt in kleiner Gabe innerlich eingenommen, ein kräftiges ſchweißtreibendes Mittel wäre; daß das Hüftbein, ebenfalls gepulvert, die veneriſche Krankheit heilte; daß der erſte Schwanzknochen, aufs Ohr gelegt, den Tauben das Gehör gebe, u. ſ. w. Wir glauben an dieſe außerordentlichen Eigenthümlichkeit nicht; die Schale und die Knochen der Tatus ſind von derſelben Natur wie die Knochen der übrigen Thiere. So wunderbare Wirkungen ſind nie anders als durch eingebildete Kräfte bewirkt worden.

Ueber die Tatus.

* Wir haben die Abzeichnung des Balges eines Enkuberts oder eines Tatus mit 6 beweglichen Gürteln gegeben, wir haben uns damal das vollſtändige Thier nicht verſchaffen können; ſeitdem iſt es uns zugekommen und wir theilen hier ſeine Abbildung mit, nach dem Leben gezeichnet von H. de Seve, der mir zugleich die folgende Beſchreibung zugeſtellt hat.

„Der Enkubert iſt 14 Zoll lang, ohne den Schwanz. Er kommt mit der Beſchreibung, die ſich in der Naturgeſchichte befindet, ziemlich überein; es iſt aber dienlich zu bemerken, daß in dieſer Beſchreibung geſagt iſt, der Schild auf den Schultern werde durch 5 Gürtel oder

gleichlaufende Reihen kleiner fünfeckiger Stücke mit einem eirunden Loch in jedem gebildet. Ich denke, daß dieſes wechſelt; denn bei denjenigen, den ich gezeichnet habe, beſteht der Schild auf den Schultern aus 6 gleichlaufenden Reihen, deren kleine Stücke unregelmäßige Sechsecke ſind. Der Schild auf dem Kreuz hat 10 gleichlaufende Reihen, die aus kleinen geraden Geviertſtücken beſtehen; die Reihen am Ende gegen den Schwanz hin verlieren die viereckige Form und werden runder. Der Schwanz, der am Ende ein Stück verloren, hat gegenwärtig 4 Zoll 6 Linien; ich habe ihm in der Zeichnung 6 Zoll gegeben, weil er an ſeiner Wurzel 15 Linien im Durchmeſſer und an dem Stumpfende 6 Linien im Durchmeſſer hat. Der Stumpf iſt mit einer knochigen Schale, gleich der auf dem Rumpf, bekleidet; 6 ſtufenweis ungleiche Gürtel fangen dieſen Stumpf an; ſie beſtehen aus kleinen unregelmäßigen ſechseckigen Stücken. Der Kopf iſt 8 Zoll 3 Linien lang und die Ohren einen Zoll 3 Linien. Das Auge iſt, anſtatt, wie in der Naturgeſchichte geſagt iſt, tief zu liegen, zwar ſehr klein, aber das Kügelchen iſt erhoben und durch die Augenlieder, die es bedecken, ſehr verſteckt. Sein Körper iſt recht fett, und die Haut bildet unter dem Bauche Runzeln; auf dieſer Haut am Bauche befinden ſich eine Menge kleiner Hübel, aus denen ziemlich lange weiße Haare hervorkommen, und ſie gleicht der eines gerupften Truthahns. Die Schale hat, wo der Körper am breiteſten iſt, 6 Zoll 7 Linien. Das Vorderbein hat 2 Zoll 2 Linien, das Hinterbein 3 Zoll 4 Linien. Die Nägel der Vorderpfote ſind ſehr lang. Der größte hat 15 Linien, der Seitennagel 14, der kleinſte 10; die Nägel der Hinterpfote haben höchſtens 6 Linien. Die Beine ſind bis an die Nägel mit einer gelblichen Schuppenhaut bedeckt. Beim Gehen tritt dieſes Thier auf die Spitze der Nägel ſeiner Vorderpfoten. Seine Ruthe iſt ſehr lang; ſie hat, herausgezogen, 6 Zoll 7 Linien Länge und an 4 Linien Dicke in der Ruthe, was beim Steifwerden bedeutend zunehmen muß. Streckt ſich dieſe Ruthe von ſelbſt, ſo legt ſie ſich in Schneckenform an den Bauch, in den Windungen eine bis 2 Linien Raum laſſend. Man hat mir geſagt, daß, wenn ſich dieſe Thiere begatten wollen, das Weibchen ſich auf den Rücken legt, um das Männchen zu empfangen. Jenes, von dem hier die Rede iſt, war erſt anderthalb Jahr alt."

H. de la Borde ſagt in ſeinen Beobachtungen, es fänden ſich in Guiana zwei Tatusarten: der ſchwarze Tatu, der 18 bis 20 Pfund wiegen könne und der größte ſei; der andere, deſſen Farbe braun oder vielmehr eiſengrau ſei, habe drei Krallen, eine größer als die andere; ſein Schwanz ſei ſchlaff, ungepanzert, mit einer einfachen ſchuppenloſen Haut bedeckt; er ſei viel kleiner als der andere und wiege nur drei Pfund.

„Der groſze Tatu, ſagt H. de La Borde, wirft acht und ſelbſt an zehn Junge in Löchern, die er ſehr tief gräbt. Will man ihn aufdecken, ſo arbeitet er ſeinerſeits, um ſein Loch tiefer zu machen, faſt ſenkrecht hinunterſteigend. Er läuft nur des Nachts aus, frißt Erdwürmer, Holzläuſe und Ameiſen; ſein Fleiſch iſt ziemlich gut zu genießen und hat etwas von dem Geſchmack eines Spanferkels. Der aſchgraue kleine Tatu bringt nur 4 bis 5 Junge; er wühlt noch tiefer als der andere die Erde auf und iſt auch ſchwerer zu fangen; er verläßt ſein Loch, wenn der Regen es überſchwemmt, während des Tages, ſonſt nur des Nachts. Man findet immer dieſe Tatus allein, und man erfährt, daß ſie in ihren Löchern ſind, wenn man eine groſze Menge gewiſſer Fliegen herauskommen ſieht, welche dieſen Thieren auf den Geruch folgen. Wenn man gräbt, um ſie zu fangen, ſo graben ſie ihrerſeits auch, indem ſie die Erde hinter ſich werfen; und verſtopfen dadurch ihre Löcher ſo, daß man ſie durch Rauch, den man darin verbreitet, nicht herausbringen kann. Sie werfen ihre Jungen im Anfang der Regenzeit."

Mir däucht, daß man den groſzen ſchwarzen Tatu, wovon hier H. de La Borde ſpricht, auf den Kabaſſu beziehen muß, deſſen Abbildung wir mitgetheilt haben, und der in der That der größte von allen Tatus iſt; und daß man eben ſo den kleinen eisgrauen Tatu auf den Tatueten beziehen kann, obwohl H. de la Borde ſagt, ſein Schwanz ſei ungepanzert, was näher unterſucht zu werden verdiente.

Wir geben hier die Abbildung eines Tatus mit 9 beweglichen Gürteln und ſehr langem Schwanze. Die Beſchreibung und die Abbildung befinden ſich in den philoſophiſchen Abhandlungen, Band LIV, Tafel VII. H. William Watſon, Doktor der Heilkunde, hat die Beſchreibung dieſes Tatus geliefert, wovon Folgendes ein Auszug iſt: Dieſes Thier war lebend zu London bei Mylord Southwell; es kam aus Amerika; indeſſen iſt die Abbildung, welche dieſer Schriftſteller in den Philoſophiſchen Abhandlungen von ihm gibt, erſt nach dem Tode des Thieres gezeichnet worden, und aus dieſer Urſache iſt ſie etwas hart und ſteif, wie ſie es auf der Tafel, die wir hier mittheilen, ebenfalls iſt. Dieſes Thier wog 7 Pfund und hatte nur die Dicke einer gewöhnlichen Katze; es war ein Männchen, das ſelbſt einige Monate hindurch, die es bei Mylord Southwell gelebt hat, ziemlich gewachſen iſt; man ernährte es mit Fleiſch und Milch; Korn und Obſt mochte es nicht eſſen. Die Leute die es aus Amerika mit gebracht, haben verſichert, daß es die Erde aufwühle, um ſich eine Wohnung darin einzurichten.

Der Paka.

Der Paka iſt ein Thier der neuen Welt, das ſich einen Bau gräbt, wie das Kaninchen, mit dem man es oft verglichen hat, dem es jedoch ſehr wenig gleicht: er iſt viel größer als das Kaninchen und ſelbſt als der Haſe; ſein Rumpf iſt dicker und gedrängter, der Kopf rund und die Schnauze kurz; er iſt fett und dickleibig und gleicht vielmehr *) der Körpergeſtalt nach einem jungen Schwein, deſſen Grunzen, Gang und Freßweiſe er an ſich hat; denn er bedient ſich nicht, wie das Kaninchen, ſeiner Vorderpforten, **) um den Fraß zum Munde zu führen, und er wühlt, wie das Schwein, die Erde auf, um ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Er bewohnt das Ufer der Flüſſe und findet ſich nur in den feuchten und warmen Gegenden Südamerikas. Sein Fleiſch iſt ſehr gut zu eſſen und ſo fett, daß man es nie ſpickt; man ißt ſelbſt die Haut, wie die des Spanferkels; auch führt man beſtändig Krieg gegen ihn. Die Jäger haben Mühe ihn lebend zu fangen; und überraſcht man ihn in ſeinem Bau, den man vorn und hinten aufdeckt, ſo wehrt er ſich und ſuchet ſelbſt ſich zu rächen, indem er mit eben ſo viel Wuth wie Lebhaftigkeit beißt. Obſchon mit einem kurzen und rauhen Haar bedeckt, gibt ſeine Haut einen ziemlich ſchönen Pelz, weil ſie auf den Seiten regelmäßig gefleckt iſt. Dieſe Thiere zeugen oft und in großer Menge; die Menſchen und die Raubvögel rotten viele aus, und dennoch iſt ihre Art faſt immer gleich zahlreich; ſie gehört Südamerika eigenthümlich an und findet ſich im alten Feſtland nirgend.

* Da die Abbildung, die wir geliefert haben, nur nach einem ſehr jungen Paka gezeichnet war, welcher noch nicht die Hälfte ſeines Wachsthum erlangt hatte, und da uns ſeitdem eins dieſer Thiere lebend zugekommen iſt, welches ſchon größer war als das von uns beſchriebene, ſo ließ ich es in meiner Wohnung ernähren, und ſeit dem letzten Auguſt 1774 bis heute, den 28. Mai 1775, iſt es fortwährend ziemlich beträchtlich gewachſen. Ich habe daher geglaubt, es zeichnen laſſen und ſeine Abbildung nebſt den Beobachtungen, die man über ſeine Lebensweiſe

*) Hoc glaus animalium pilis et voce porcellum referunt; dentibus et figura capitis, et etiam magnitudine, cuniculum; auribus murem; suntque singularia et sui generis (Ray, Synops. quadrup. Seite 227). Sicher gehört dieſes Thier, wie Ray ſagt, zu ſeiner Gattung; er hätte hinzufügen können, daß es dem Spanferkel auch in der Körpergeſtalt, im Geſchmack und in der Weiße des Fleiſches, im Fett und in der Dicke der Haut gleiche; und er hätte ſagen müſſen, daß es einen dickern und rundern Körper als das Kaninchen habe.

**) Marcgrave hat irrthümlich dieſem Thiere nur 4 Zehen an jedem Fuße gegeben; es hat ſicher an allen Füßen 5; nur iſt die Daumzehe viel kürzer als die andern Zehen, und nur durch den Nägel ſichtbar.

gemacht hat, mittheilen zu müſſen. H. Trecourte hat ſie mit Genauigkeit abgefaßt, und ich will ſie hier im Auszuge mittheilen.

Man hat für dieſes Thier einen kleinen Holzſtall machen laſſen, worin es den Tag über ziemlich ruhig blieb, beſonders wenn man es ihm nicht an Nahrung fehlen ließ, es ſcheint ſogar ſeine Wohnſtätte, ſo lange der Tag dauert, zu lieben; denn nachdem es gefreſſen, zieht es ſich von ſelbſt dahin zurück; ſobald aber die Nacht anbricht, äußert es ſein heftiges Verlangen, hinauszugehen, dadurch, daß es ſich unaufhörlich hin und her bewegt und die Stangen ſeines Gefängniſſes zu brechen ſucht, was es bei Tage nie anwandelt, es ſei denn, um ſeine Nothdurft zu verrichten; denn es macht nicht allein keinen Unrath in ſeiner kleinen Wohnung, ſondern kann ſelbſt keinen darin leiden; es geht, um den ſeinigen zu machen, ſoweit ab, als es kann. Oft wirft es das Stroh, wenn es zu riechen anfängt, weg, gleich als forderte es friſches; jenes alte Stroh ſtößt es mit ſeiner Schnauze hinaus und holt ſich Leinenzeug und Papier, um es zu erſetzen. Sein Stall war nicht der einzige Ort, der ihm zu behagen ſchien; alle dunklen Winkel ſchienen ihm zuzuſagen; oft ſchlug es ſich ein neues Lager in den Schränken auf, die es offen fand, oder auch wohl unter den Küchenöfen; vorher aber machte es ſich ein Bett daſelbſt zurecht, und hatte es ſich einmal die Mühe gegeben, ſich dort niederzulaſſen, ſo konnte man es nur mit Gewalt aus dieſer neuen Behauſung fortbringen. Die Liebe zur Reinlichkeit ſcheint dieſem Thier, das ein Weibchen war, ſo angeboren zu ſein, daß, als man ihm zur Zeit, da es ranzig wurde, ein dickes männliches Kaninchen beigab, um ihre Begattung zu verſuchen, es in dem Augenblick, als das Kaninchen ſeinen Unrath in den gemeinſamen Stall machte, Abſcheu gegen dasſelbe faſſe. Vorhin hatte es das Kanin gut genug empfangen, um etwas hoffen zu laſſen, es kam ihm ſogar ſehr unverkennbar entgegen, indem es ihm die Naſe, die Ohren und den Körper leckte; es ließ ihm ſelbſt die ganze Nahrung, ohne daß es ſie zu theilen ſuchte; ſobald aber das Kaninchen im Stall Geſtank verbreitet hatte, zog ſich der Paka ungeſäumt in den Hintergrund eines alten Schrankes zurück, wo er ſich aus Papier und Leinenzeug ein Bett machte, und kam zu ſeinem Stall nicht eher zurück, als bis er ihn rein und frei von dem unſaubern Gaſte ſah, den man ihm gegeben hatte.

Der Paka gewöhnt ſich leicht an das Hausleben; er iſt ſanft und handlich, ſo lange man ihn nicht zu reizen ſucht; gerne läßt er ſich ſchmeicheln und leckt die Hände der Perſonen, die ihn ſtreicheln; diejenigen, die ihn verpflegen, kennt er ſehr wohl, und er weiß vollkommen, ihre Stimme zu unterſcheiden. Kratzt man ihn auf den Rücken, ſo ſtreckt er ſich und legt ſich auf den Bauch; zuweilen drückt er auch durch ein

kleines Geſchrei ſeiner Dankbarkeit aus und ſcheint zu bitten, daß man fortfahren möge. Deſſen ungeachtet kann er nicht leiden, daß man ihn ergreift, um ihn fortzubringen, und er macht ſehr lebhafte und wiederholte Anſtrengungen, um zu entſchlüpfen.

Seine Muskeln ſind ſehr ſtark und ſein Körper ſchwer; indeß hat er eine ſo empfindliche Haut, daß die leichteſte Berührung hinreicht, um ihm eine lebhafte Bewegung in ihm zu verurſachen. Dieſe große Empfindlichkeit, obſchon gewöhnlich von Sanftmuth begleitet, erzeugt zuweilen Zornanfälle, wenn man ihm zu ſehr entgegenhandelt oder ſich ihm ein mißfälliger Gegenſtand zeigt; der bloße Anblick eines Hundes, den er nicht kennt, verſetzt ihn in üble Laune; man hat geſehen, wie er in ſeinem Stall eingeſchloſſen, deſſen Thüre zerbiß und ſie ſich zu öffnen ſuchte, weil eben ein fremder Hund ins Zimmer gekommen war. Man glaubte Anfangs, er wollte nur hinaus, um ſeine Nothdurft zu verrichten; man ward aber nicht wenig überraſcht, als er, in Freiheit geſetzt, plötzlich auf den Hund, der ihm nichts zu Leide that, losſtürzte und ihn ſo ſtark biß, daß er ſchrie; dennoch hat er ſich in wenig Tagen an dieſen nämlichen Hund gewöhnt. Eben ſo behandelt er die Leute, die er nicht kennt und die ihm etwas zuwider thun; nie aber beißt er diejenigen, die ihn verpflegen. Kinder liebt er nicht und verfolgt ſie ziemlich gerne. Seinen Zorn gibt er durch eine Art Zähnklappern und durch ein Grunzen kund, das immer ſeiner kleinen Wuth vorhergeht.

Dieſes Thier hält ſich oft aufrecht d. h. auf ſeinem Hintern ſitzend; und bisweilen bleibt es ziemlich lange in dieſer Stellung; es ſieht aus als kämmte es ſich den Kopf und Bart und ſeinen Pfoten, die es jedesmal leckt und mit Speichel anfeuchtet; hierauf kratzt er ſich den Körper bis an die Stellen, wohin es mit dieſen nämlichen Vorderpfoten reichen kann, und um ſeinen kleinen Putz zu vollenden, bedient es ſich der Hinterpfoten, und kratzt ſich an allen andern Stellen, die beſchmutzt werden können.

Es iſt indeſſen ein Thier von großer Dickleibigkeit, das weder zart, noch flink, noch leicht erſcheint, es iſt vielmehr ſchwerfällig und plump und hat beinahe den Gang eines kleinen Schweines. Es läuft ſelten, langſam und mit ſehr wenig Anmuth; es hat nur lebhafte Bewegungen um zu ſpringen, bald auf das Hausgeräth bald auf die Gegenſtände, die es ergreifen oder wegtragen will. Dem Schweine gleicht es auch in ſeiner weißen, dicken Haut, die man weder ziehen noch kneipen kann, weil ſie am Fleiſch anhängt.

Obwohl es noch nicht ſein volles Wachsthum erreicht hat, mißt es ſchon in ſeiner gewöhnlichen und aufgetriebenen Stellung 18 Zoll in der Länge; ſtreckt es ſich aber aus, ſo hat es von der Spitze der Schnauze bis zum

Ende des Rumpfes nahe an zwei Fuß, wogegen der Paka, deſſen Beſchreibung wir mitgetheilt, nur 7 Fuß 5 Linien hatte; ein Unterſchied, der immerhin nur von dem des Alters herkommt; denn ſonſt gleichen ſich dieſe Thiere in Allem.

Die Höhe an den Vorderbeinen betrug bei dem, den wir gegenwärtig beſchreiben, 7 Zoll, und die an den Hinterbeinen ungefähr 9 und einen halben Zoll, ſo daß beim Gehen ſein Hinterer viel höher als ſein Kopf erſcheint. Dieſer hintere Theil des Körpers, der am höchſten iſt, iſt auch in jeder Hinſicht am dickſten; er hat 10 und einen halben Zoll im Umfang, während der vordere Körpertheil nur 14 Zoll hat.

Der Körper iſt mit einem kurzen, rauhen und ſpärlichen, umbefarbigen und auf dem Rücken dunklern Haar bedeckt; dagegen bedeckt den Bauch, die Bruſt, den Hintertheil des Halſes und die innern Theile der Beine ein ſchmutzig weißes Haar; und was ihn ſehr auszeichnet, ſind fünf längliche Streifen; gebildet durch weiße, meiſt voneinander getrennte Flecken. Dieſe 5 Streifen laufen der Länge nach über den Körper, ſo daß ſie an ihren Enden gegeneinander hinreichen.

Der Kopf iſt von der Naſe bis zur Stirnſcheitel nahe an 5 Zoll lang und ſtark hochrund; die Augen ſind dick, vorſpringend und bräunlich, ungefähr 2 Zoll voneinander entfernt. Die Ohren ſind abgerundet und nur 7 bis 8 Linien lang und ungefähr eben ſo breit wie ihre Wurzel; ſie ſind in Form einer Krauſe gefältelt und mit einem ſehr feinen, dem Gefühl wie dem Auge faſt unbemerkbaren Flaum bedeckt. Die Naſenſpitze iſt breit, faſt ſchwarz, wie die der Haſen geſpalten; die Naslöcher ſind ſehr groß. Das Thier beſitzt in dieſem Theile große Stärke und Geſchicklichkeit; denn wir haben es oft die Thüre ſeines Stalles, die ſich wie ein Schiebfenſter ſchloß, mit ſeiner Naſe in die Höhe heben ſehen. Der Unterkiefer iſt einen Zoll kürzer und tritt nicht ſo weit vor, wie der Oberkiefer, der weit breiter und länger iſt. Auf jeder Seite zieht ſich an dem untern Theile des Oberkiefers der Länge nach eine Art Falte, die in ihrer Mitte unbehaart iſt, ſo daß man beim erſten Anblick dieſe Gegend der Kinnlade, von der Seite angeſehen, für den Mund des Thieres halten möchte; denn ſein Mund iſt nur dann ſichtbar, wann er offen iſt; er iſt von den Falten, wovon wir eben geſprochen, nur 2 bis 3 Linien entfernt.

Jeder Kiefer iſt vorn mit zwei ſehr langen, ſafrangelben, und zum Zernagen des Holzes hinlänglich ſtarken Schneidezähnen verſehen. Man hat geſehen, daß dieſes Thier in einer Nacht ein Loch in eins der Bretter ſeines Stalles machte, das groß genug war, um ſeinen Kopf hindurch zu ſtecken. Seine Zunge iſt ſchmal, dick und etwas rauh. Sein Bart

beſteht aus ſchwarzen und weißen Haaren, die auf jeder Seite der Naſe ſtehen, und einen eben ſolchen ſchwärzern doch nicht ſo dichten Bart hat er auf jeder Seite des Kopfes unter den Ohren. Durch den ſtarken Widerſtand des Thieres haben wir die Backenzähne nicht zählen noch ſehen können.

Jeder Fuß, der vordere ſowohl als der hintere, hat 5 Zehen, deren 4 mit 5 bis 6 Linien langen Nägeln bewaffnet ſind. Die Nägel ſind fleiſchfarbig; doch darf man dieſe Farbe nicht als ein beſtändiges Merkmal anſehen; denn bei mehreren Thieren und beſonders bei den Haſen findet man oft ſchwarze Nägel, während ſie bei andern weißlich oder fleiſchfarbig ſind. Die fünfte Zehe, die innere, erſcheint nur, wann das Thier den Fuß aufgehoben hat, und iſt nur ein kleiner, ſehr kurzer Sporn. Zwiſchen den Hinterbeinen, nicht weit ab von den Geſchlechtstheilen finden ſich zwei bräunliche Zitzen. Uebrigens iſt zwar kein Schwanz ſichtbar, man findet aber, wann man danach ſucht, einen kleinen zwei bis drei Linien langen Knopf, der ihn anzudeu en ſcheint.

Der Hauspaka frißt Alles, was man ihm geben will, und er ſcheint eine ſehr große Eßbegier zu haben. Gewöhnlich ernährte man ihn mit Brot, und mochte man es in Waſſer, Wein oder ſelbſt in Eſſig tauchen, er fraß es gleicher Weiſe; Zucker jedoch und Obſt ſind ſo ſehr nach ſeinem Geſchmack, daß er, wenn man ihm dergleichen darhielt, ſeine Freude darüber durch hüpfen und ſpringen kund gab. Auch Wurzeln und Gemüſe waren nach ſeinem Geſchmack: er fraß gleicherwei'e Steckrüben, Selleri, Zwiebel und ſelbſt Knoblauch und Schalotte. Kohl und Kräuter, ſelbſt Moos und Holzrinde ſchlug er nicht aus; wir haben ihn oft im Anfang auch Holz und Kohlen verzehren ſehen. Fleiſch ſchien er am allermeiſten zu lieben; er fraß es nur ſelten und in ſehr geringer Menge. Man könnte ihn leicht mit Korn ernähren; denn oft ſuchte er in ſeiner Streu danach. Er trinkt wie der Hund, indem er das Waſſer mit ſeiner Zunge heraufhebt. Sein Harn iſt ſehr dick und von unerträglichem Geruch; ſein Auswurf bildet kleine, längere Kötel als die der Kaninchen und der Haſen.

Nach den kurzen Beobachtungen, die wir angeführt, ſind wir ſehr geneigt zu glauben, daß man dieſe Art in Frankre'ch einheimiſch machen könnte; und da ihr Fleiſch gut zu eſſen und das Thier nicht ſchwer zu ernähren iſt, ſo würde es eine nützliche Erwerbung ſein. Die Kälte ſcheint es nicht ſehr zu ſcheuen; und außerdem würde es, da es ſich eine Höhle in der Erde graben kann, ſich den Winter hindurch leicht davor ſchützen. Ein einziger Paka würde eben ſo viel gutes Fleiſch liefern, wie 7 bis 8 Kaninchen.

H. de la Borde ſagt, der Paka bewohne gewöhnlich das Ufer der Flüſſe und er richte ſeinen Erdbau der Art ein, daß er durch drei verſchiedene Ausgänge ein und aus kommen könne.

„Wird er verfolgt, ſo wirft er ſich ins Waſſer, ſagt er, worin er untertaucht, von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe ſtreckend; zuletzt aber, wann er von den Hunden angegriffen wird, vertheidigt er ſich überaus wacker.“ Er fügt hinzu: „Das Fleiſch dieſes Thieres wird in Cayenne ſehr geſchätzt; man brüht es wie ein Milchſchwein, und es iſt, wie man es auch zubereite, vortrefflich.“

Der Paka bewohnt ſein Erdloch allein; gewöhnlich geht er nur des Nachts aus, um ſeine Nahrung zu verſchaffen. Während des Tages geht er nur aus, um ſeine Nothdurft zu verrichten; denn nie findet man Unrath in ſeinem Bau; und ſo oft er heimkehrt, verſäumt er nicht, die Ausgänge mit Laub und kleinen Zweigen zu verſtopfen. Dieſe Thiere zeugen gewöhnlich nur ein Junges, das die Mutter erſt verläßt, wann es erwachſen iſt; und iſt es ein Männchen, ſo trennt es ſich ſogar nicht von ihr, bis es ſich mit ihr begattet hat. Uebrigens kennt man zu Cayenne zwei Arten, und man behauptet, daß ſie ſich nicht miteinander vermiſchen. Die einen wiegen von 14 bis 20 Pfund und die andern von 25 bis 30.

Der Sarige, oder das Opoſſum (das Beutelthier).*)

Der Sarige iſt ein amerikaniſches Thier, welches man durch zwei ſehr ſonderbare Kennzeichen leicht von allen andern unterſcheiden kann:

*) Der Sarigue, Carigue oder Carigueya, der Name dieſes Thjeres auf den Küſten von Braſilien, den wir angenommen haben. Das Ca der braſiliſchen Sprache wird wie sa im Franzöſiſchen, Lateiniſchen (oder ja im Deutſchen ausgeſprochen: als Beiſpiele kann man hier anführen Cagui, das wir Sagui oder Sanguin ausſprechen; denn das braſiliſche u lautet auch wie u; Tajacu, welches de Lery und die übrigen franzöſiſchen Reiſenden tajacou oder tajassou geſchrieben haben, und Carigueya, welches Piſon, deſſen Werk Lateiniſch abgefaßt iſt, mit einem Häkchen unter dem c geſchrieben hat.

Cerignon, nach Maffee (Geſchichte Indiens, Buch II, S. 46) und nach Barläus (Res gestae in Brasilia, S. 222). Der Cerigon, ſagt Maffee, iſt ein wunderſames Thier; an ſeinem Bauche hangen zwei Querſäcke herab, worin es ſeine Jungen trägt, jedes von ihnen ſo feſt an ſeiner Zitze hangend, daß ſie dieſelben nicht verlaſſen, bis ſie ſelbſt auf den Fraß gehen können.

Maffee gibt hier etwas an, das in Irrthum führen und glauben laſſen könnte, der Cerigon mit zwei Säcken oder Taſchen wäre von dem Sarigen, der nur eine hat, verſchieden; man muß aber bemerken, daß die Bruſtdrüſen des Sarigen, wann die Milch, womit ſie angefüllt ſind, ſie aufgeſchwellt hat, der Taſche nach außen hin einen ſo beträchtlichen Umfang geben, daß ſich ihre Haut in der Mitte zuſammenzieht und dieſe alsdann in 2 Querſäcke getheilt ſcheint, wie Maffee ſagt, der wahrſcheinlich ſeinen Cerigon in dieſem Zuſtande geſehen hatte.

das erſte dieſer Kennzeichen iſt, daß das Weibchen unter dem Bauch eine geräumige Höhlung hat, worin es ſeine Jungen aufnimmt und ſäugt; das zweite iſt, daß das Männchen und das Weibchen beide die erſte Zehe an den Hinterfüßen ohne Nagel und von den andern Zehen ganz getrennt haben, ſo wie der Daumen an der Menſchenhand, während die vier andern Zehen dieſer nämlichen Hinterfüße aneinander liegen und mit krummen Nägeln bewaffnet ſind wie an den Füßen der andern Vierfüßer. Das erſte dieſer Kennzeichen iſt von den meiſten Reiſenden und Naturforſchern aufgefaßt worden, das zweite aber war ihnen gänzlich entgangen: Edward Tyſſon, ein engliſcher Arzt, ſcheint es zuerſt bemerkt zu haben; er zuerſt hat eine gute Beſchreibung von dem Weibchen dieſes Thieres geliefert, die zu London im Jahre 1698 gedruckt worden, unter dem Titel Carigueya, seu Masupiale americanum, or the Anatomy of an Opossum; und einige Jahre hernach theilte Will. Cowper, ein berühmter engliſcher Zergliederer, Tyſon brieflich die Beobachtungen mit die er an dieſem Thiere gemacht hatte. Die andern Schriftſteller und beſonders Nomenklatoren haben hier, wie ſonſt überall, die Weſen ohne Noth vermehrt und ſind in mehrere Irrthümer verfallen, deren Aufdeckung wir uns nicht erlaſſen können.

Unſer Sarige oder, wenn wann will, Tyſons Opoſſum, iſt daſſelbe Thier wie Seba's (Theil I, S. 64, Taf. XXXIX) großer morgenländiſcher Filander: man kann hieran nicht zweifeln, da von allen Thieren, deren Abbildung Seba mittheilt, und denen er den Namen Filander, Opoſſum, Carigueya zutheilt, dieſes allein die beiden Kennzeichen des Beutels unter dem Bauche und der Hinterdaumzehen ohne Nägel hat. Eben ſo kann man nicht bezweifeln, daß unſer Sarige, welcher mit Seba's großem morgenländiſchem Filander eins iſt, in den heißen Erdſtrichen der neuen Welt einheimiſch ſei; denn die beiden Sarigen, die wir im königlichen Kabinet haben, ſind uns aus Amerika zugekommen; jener, den Tyſon zergliedert hat, war ihm aus Virginien geſchickt worden. H. de Chanvallon, Geſchäftsfreund der Akademie der Wiſſenſchaften in Martinique, der uns einen jungen Sarigen geſchenkt, hat die beiden andern für echte amerikaniſche Sarigen oder Opoſſums anerkannt. Alle Reiſenden ſagen einhellig, dieſes Thier finde ſich in Braſilien, Neuſpanien, Virginien, auf den Antillen u. ſ. w., und keiner ſagt, daß er eins in Indien geſehen; alſo hat ſich Seba geirrt, wenn er ihn morgenländiſchen Filander genannt hat, da man ihn blos in Weſtindien findet. Er ſagt, dieſer Filander ſei ihm unter dem Namen Coes-coes nebſt andern Seltenheiten aus Amboine geſchickt worden; zugleich aber gibt er zu, daß er aus andern entferntern Ländern nach Amboine gebracht worden war.

Dies allein würde hinreichen, um die Bemerkung morgenländiſcher Filander verdächtig zu machen; denn es iſt leicht möglich, daß die Reiſenden dieſes ſeltſame Thier aus Amerika nach Oſtindien gebracht haben; nichts aber beweiſt, daß es in dem Erdſtriche von Amboina einheimiſch ſei, und die Stelle ſelbſt bei Seba, die wir eben mitgetheilt, ſcheint das Gegentheil anzudeuten. Die Quelle dieſes Irrthums in der Sache und ſelbſt die des Namens Coes=coes findet ſich bei Piſon, der da ſagt, in Oſtindien, aber nur in Amboine finde man ein dem braſiliſchen Sarigen ähnliches Thier, dem man den Namen Cous=cous gebe. Piſon führt hierüber weder Quelle noch Gewährsmann an; ſonderbar würde es ſein, wenn die Sache wahr wäre und, während Piſon mit Beſtimmtheit verſichert, dieſes Thier finde ſich in ganz Oſtindien nur in Amboina, Seba dagegen ſagte, daß, welches ihm aus Amboina geſchickt worden, wäre nicht von dort gebürtig, ſondern aus entferntern Ländern dahin gebracht worden. Dieſes allein beweiſt die Falſchheit von Piſons Behauptung, und wir werden in der Folge ſehen, wie wenig man auf das, was er hinſichtlich dieſes Thieres geſchrieben hat, fußen kann. Seba der alſo nicht wußte, aus welchem Lande ſein Filander kam, hat deſſenungeachtet ihm das Beiwort morgenländiſch gegeben; indeſſen iſt es gewiß, daß es dasſelbe Thier wie der weſtindiſche Sarige iſt; man braucht nur, um ſich davon zu überzeugen, ſeine Abbildung, Tafel XXXIX, mit der Natur zu vergleichen. Was aber den Irrthum noch vergrößert, iſt, daß dieſer Schriftſteller zur ſelben Zeit, da er dem amerikaniſchen Sarigen den Namen großer morgenländiſcher Filander gibt, uns ein anderes Thier, welches er für verſchieden von dieſem erachtet, unter dem Namen amerikaniſcher Filander (Tafel XXXVI, Abbildungen 1 und 2) zeigt, welches indeſſen ſeiner eigenen Beſchreibung zufolge vom großen morgenländiſchen Sarigen ſich nur darin unterſcheidet, daß es kleiner und der Flecken über den Augen brauner iſt, Unterſchiede wie man ſieht, die ſehr zufällig und zu geringfügig ſind, um zwei getrennte Arten zu begründen; denn von einem andern Unterſchiede, der viel weſentlicher wäre, wenn er wirklich ſo beſtände, wie man ihn in der Abbildung ſieht, redet er nicht; dieſer amerikaniſche Filander nämlich (Seba, Tafel XXXVI, Abbildungen 1 und 2) hat einen ſcharfen Nagel an den Hinterdaumzehen, während der große morgenländiſche Filander (Seba, Tafel XXXIX) an dieſen zwei Daumzehen keine Nägel hat. Nun aber iſt es gewiß, daß unſer Sarige, welches der echte amerikaniſche Sarige iſt, an den Hinterdaumzehen keine Nägel hat. Gäbe es alſo ein Thier mit ſcharfen Nägeln an dieſer Daumzehe, ſo wie das auf Sebas Tafel XXXVI, ſo würde dieſes Thier nicht, wie er es ſagt, der

amerikaniſche Sarige ſein. Doch das iſt nicht Alles: dieſer Schriftſteller gibt noch ein drittes Thier unter dem Namen morgenländiſcher Filander an (Tafel XXXVIII, Abbildung 1), deſſen er übrigens in der Beſchreibung der beiden andern keine Erwähnung thut und von dem er blos nach Franz Valentin redet, einem Schriftſteller, der, wie wir ſchon geſagt haben, wenig Vertrauen verdient; und dieſes dritte Thier iſt ebenfalls daſſelbe wie die beiden erſten. Es däucht uns demnach, daß dieſe drei Thiere auf den Tafeln XXXVI, XXXVIII und XXXIX bei Seba nur ein einziges ausmachen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird der wenig aufmerkſame Zeichner an die Daumzehen der Hinterfüße wie an die Daumzehen der Vorderfüße und an die andern Zehen, in den Abbildungen auf den Tafeln XXXVI und XXXVIII, einen ſpitzen Nagel gefügt haben und hat dann genauer in der Zeichnung der Tafel XXXIX, die Daumzehe der Hinterfüße ohne Nägel und ſo, wie ſie wirklich ſind, dargeſtellt. Wir ſind demnach überzeugt, daß dieſe drei Thiere Seba's nur drei Einzelthiere derſelben Art ſind; daß dieſe Art dieſelbe wie die unſeres Sarigen iſt; daß dieſe drei Einzelthiere lediglich verſchiedenen Alters waren, da ſie nur in der Größe des Körpers und in einigen Farbenſchattirungen, hauptſächlich in der Färbung des Fleckens über den Augen unter ſich abweichen, der bei den jungen Sarigen, wie jener auf der Tafel XXXVI bei Seba, Abbildungen 1 und 2, gelblichen, und bei den erwachſenen, wie jener auf der Tafel XXXIX, brauner iſt; ein Unterſchied, der überdies von der kürzern oder längern Zeit herrühren kann, welche das Thier im Weingeiſt aufbewahrt worden iſt, da ſich alle Farben in geiſtigen Flüſſigkeiten mit der Zeit ſchwächen. Seba räumt ſelbſt ein, daß die beiden Thiere auf ſeinen Tafeln XXXVI, Abbildungen 1 und 2, und XXXVIII, Abbildung 1, ſich nur durch die Größe und einige Farbenſchattirungen unterſcheiden; er räumt ferner ein, daß das dritte Thier, d. h. jenes auf der Tafel XXXIX ſich von den beiden andern nur dadurch unterſcheidet, daß es größer und der Flecken über dem Auge nicht gelblich, ſondern braun iſt. Es ſcheint uns demnach gewiß, daß dieſe drei Thiere nur ein einziges ausmachen, da zwiſchen ihnen nur ſo geringe Unterſchiede obwalten, daß man ſie als ganz leichte Abweichungen anſehen muß, und dies mit um ſo mehr Recht und Grund, als der Verfaſſer des einzigen Kennzeichens, wodurch er ſie hätte unterſcheiden können, d. h. jenes ſpitzigen Nagels an den Hinterdaumzehen, der ſich auf den Abbildungen der beiden erſten findet und bei dem letzten fehlt, keine Erwähnung thut. Sein Schweigen allein über dieſes Kennzeichen beweiſt, daß dieſer Unterſchied nicht wirklich vorhanden iſt, und daß dieſe ſpitzen Nägel an den Hinterdaumzehen in den Abbildungen auf den

Tafeln XXXVI und XXXVIII nur der Unaufmerkſamkeit des Zeichners zugeſchrieben werden müſſen.

Seba ſagt, nach Franz Valentin gehöre dieſer Filander, Tafel XXXVIII, zu der größten Art, die man in Oſtindien und beſonders bei den Malaien ſehe, wo man ihn Pelandor Aroe, d. h. Aroekaninchen nenne, obwohl Aroe nicht der einzige Ort ſei, wo ſich dieſe Thiere finden; ſie ſeien auf der Inſel Solor gemein; man ziehe ſie ſelbſt mit den Kaninchen auf, denen ſie keinen Schaden zufügen, und man eſſe eben ſo ihr Fleiſch, welches die Einwohner dieſer Inſel vortrefflich finden, u. ſ. w." Dieſe Angaben ſind ſehr zweifelhaft, um nicht zu ſagen falſch. Erſtens der Filander, Tafel XXXVIII, iſt nicht der größte in Oſtindien, da, dem Verfaſſer ſelbſt zu Folge, der auf der Tafel XXXIX, den er ebenfalls Oſtindien zuweiſt, größer iſt. Zweitens gleicht dieſer Filander dem Kaninchen gar nicht und wird folglich ſehr übel Aroekaninchen genannt. Drittens hat kein oſtindiſcher Reiſender dieſes ſo ausgezeichneten Thieres erwähnt, keiner geſagt, es finde ſich auf der Inſel Solor oder in ſonſt einer Gegend des alten Feſtlandes. Seba ſelber ſcheint nicht allein die Unfähigkeit, ſondern auch die Untreue des Schriftſtellers, den er anführt, zu bemerken. Cujus equidem rei,*) ſagt er, fides sit penes auctorem. At mirum tamen est quod Dr. Valentinus philandri ſormam haud ita descripserit prout se habet, et uti nos ejus icones ad vivum factas praegressis tabulis exhibuimus. Doch damit man ſelber vollends das geringe Vertrauen abmeſſe, welches in der That das Zeugniß dieſes Schriftſtellers Franz Valentin, Prieſters, an der Kirche zu Amboina, verdient, der indeſſen die Naturgeſchichte Oſtindiens in fünf Foliobänden hat drucken laſſen, genügt es, auf das, was Artedi in Betreff dieſes dickleibigen Werkes ſagt, und auf die Vorwürfe zu verweiſen, die Seba ſelbſt ihm über den groben Irrthum macht, den er begeht, indem er verſichert, „die Taſche des fraglichen Thieres ſei eine Bärmutter, worin die Jungen empfangen werden, und er habe, nachdem er ſelbſt den Filander zergliedert, keine andere gefunden; wenn dieſe Taſche keine wahre Bärmutter ſei, ſo ſeien die Zitzen hinſichtlich der Jungen dieſes Thieres das, was die Stiele an den Früchten, ſie bleiben übrigens an dieſen Stielen feſthangen, bis ſie reif ſeien, und trennen ſich dann davon, wie die Frucht ihren Stiel verlaſſe, wenn ſie ihre ganze Reife erlangt habe. u. ſ. w." Das Wahre an all dieſem iſt, daß Valentin, der da verſichert, nichts wäre in Oſtindien und zumal in Solor ſo gemein wie dieſe Thiere, vielleicht nie eins geſehen hat; daß Alles, was er darüber ſagt und ſelbſt ſeine augenfälligſten Irrthümer aus Piſon und Marcgrave

*) Theil I, Seite 61.

abgeſchrieben worden, die ſelbſt in dieſer Hinſicht nichts als Abſchreiber von Ximenes ſind und ſich in Allem, was ſie aus eigenen Mitteln hinzugefügt, getäuſcht haben; denn Marcgrave und Piſon ſagen ausdrücklich und beſtimmt, wie Valentin, die Taſche ſei die wahre Bärmutter, worin die Jungen des Sarigen empfangen würden. Marcgrave ſagt, er habe einen zerlegt und im Innern keine andere Bärmutter gefunden: Piſon überbietet ihn noch, indem er ſagt, er habe mehrere zerlegt und nie im Innern eine Bärmutter gefunden; und gerade hier fügt er die eben ſo leicht begründete Behauptung hinzu, Dieſes Thier fände ſich in Amboina. Jetzt beurtheile man von welchem Gewicht hier die Ausſprüche Marcgrave's; Piſon's und Valentin's ſein müſſen, und ob es vernünftig wäre, dem Zeugniſſe dreier Männer Glauben zu ſchenken, von denen der erſte ſchlecht geſehen, der zweite des erſten Irrthümer erweitert und der dritte die beiden andern abgeſchrieben hat.

Ich möchte gerne meine Leſer um Entſchuldigung bitten wegen der Länge dieſer kritiſchen Erörterung; allein wenn es ſich darum handelt, die Irrthümer Anderer zu rügen, ſo kann man, ſelbſt bei den geringfügigſten Sachen nicht zu genau noch zu aufmerkſam ſein.

Herrn Briſſon hat in einem Werk über die Vierfüßer das, was ſich bei Seba findet, vollſtändig angenommen: er folgt ihm hier buchſtäblich, ſo in ſeinen Benennungen, wie in ſeinen Beſchreibungen, und er ſcheint ſogar weiter zu gehen als ſeine Quelle, indem er drei weſentlich getrennte Arten der drei Filander unterſcheidet, Tafeln XXXVI, XXXVIII und XXXIX bei Seba; denn hätte er die Vorſtellung dieſes Schriftſtellers erforſcht, ſo würde er gefunden haben, daß er ſeine drei Filander nicht für weſentlich voneinander verſchiedene Arten ausgibt. Seba dachte nicht daran, daß ein Thier der heißen Erdſtriche Amerikas ſich nicht auch in den heißen Erdſtrichen Aſiens finden dürfte: er hieß dieſe Thiere morgenländiſche oder amerikaniſche, je nachdem ſie ihm aus dem einen oder dem andern Feſtlande zukamen; nicht aber gibt er ſeine drei Filander für drei verſchiedene und getrennte Arten aus; es erhellt deutlich, daß er nicht das Wort Art im ſtrengen Sinne nimmt, wenn er, Seite 61, ſagt: „Es iſt hier die größte Art dieſer Thiere, und hinzufügt: „dieſes Weibchen iſt den Weibchen der amerikaniſchen Filander vollkommen ähnlich (simillima); nur iſt es größer und auf dem Rücken mit einem mehr dunkelgelben Haar bedeckt. Dieſe Unterſchiede ſind, wie ſchon geſagt, nur ſolche Abweichungen, die man zwiſchen den einzeln Thieren derſelben Art in verſchiedenem Alter gewöhnlich findet; und in der That, Seba hat keine kunſtmäßige Eintheilung der Thiere in Klaſſen, Gattungen

und Arten zu machen übernommen; er hat lediglich die Abbildungen der verſchiedenen Arten ſeines Kabinets nach Zahlen geordnet, je nachdem er einige Unterſchiede in der Größe, in den Farbenmiſchungen oder in der Angabe über das Geburtsland der Thiere ſah, aus denen ſeine Sammlung beſtand. Es däucht uns demnach, daß dieſes bloße Zeugniß Seba's Herrn Briſſon nicht befugen konnte, aus dieſen drei Filandern drei verſchiedene Arten zu machen, beſonders da er nicht einmal von den in den Abbildungen ausgedruckten unterſcheidenden Kennzeichen Gebrauch gemacht hat und des Unterſchiedes in dem Nagel gar nicht erwähnt, der ſich an dem Daumzehen der Hinterfüße der beiden erſten findet und beim dritten fehlt. H. Briſſon mußte demnach zu ſeiner Nr. 3, d. h. zu ſeinem Filander von Amboina, Seite 229, das ganze Namensverzeichniß ziehen, das er zu ſeinem Filander Nr. 1, Seite 286, geſetzt hat, da alle Namen und ſinnverwandten Ausdrücke, die er anführt, nur auf den Filander Nr. 3 paſſen, indem deſſen Daumzehen an den Hinterfüßen keinen Nagel haben. Er ſagt im Allgemeinen, die Zehen der Filander ſeien benagelt, und er macht hiervon keine Ausnahme: indeſſen hat der Filander, den er im königlichen Kabinet geſehen, und der unſer Sarige iſt, an den Daumzehen der Hinterfüße keinen Nagel, und es ſcheint, daß es der einzige iſt, den er geſehen, da es in ſeinem Buche keinen andern als den Nr. 1 gibt, vor welchem zwei Sterne ſtehen. Das im Uebrigen ſehr nützliche Werk des H. Briſſon hat hauptſächlich den Fehler, daß in ihm die Liſte der Arten weit größer als die der Natur iſt.

Es bleibt uns jetzt nur noch die Namenliſte des H. Linné zu unterſuchen übrig; ſie iſt in dieſem Punkte minder fehlerhaft als die der andern, inſofern dieſer Schriftſteller eine der drei Arten, wovon wir eben geſprochen, unterdrückt und die drei Thiere Seba's auf zwei zurückführt. Das iſt nicht Alles gethan; denn man muß ſie auf eins zurückführen, aber es iſt wenigſtens etwas gethan; und außerdem macht er von dem unterſcheidenden Merkmal der Hinterdaumzehen ohne Nagel Gebrauch, was, mit Ausnahme Tyſons, von den andern keiner bemerkt hatte. Die Beſchreibung, welche H. Linné vom Sarigen unter dem Namen Marſupialis, Nr. 1. Didelphis u. ſ. w. gibt, hat uns gut und der Natur ziemlich gemäß geſchienen. Seine Eintheilung aber iſt nicht ohne Ungenauigkeit und ſeine Angaben nicht ohne Fehler: dieſer Schriftſteller, der, unter dem Namen Opoſſum Nr. 3, Seite 55, ein von ſeinem Marſupialis, Nr. 1, verſchiedenes Thier bezeichnet und in dieſer Hinſicht nur Seba's Zeugniß anführt, ſagt dennoch, dieſes Opoſſum habe keinen Nagel an den Hinterdaumzehen, während dieſer Nagel in Seba's Abbildungen ſehr ins Auge fällt; er hätte uns wenigſtens mittheilen müſſen, daß Seba's

Zeichner ſich geirrt hatte. Ein anderer Irrthnm iſt es, daß er Piſons Marritakaka als daſſelbe Thier wie den Carigueya angeführt hat, während in dem Werke Piſons dieſe zwei Thiere, obſchon im ſelben Abſchnitt angekündigt, dennoch von Piſon ſelbſt für zwei verſchiedene Thiere ausgegeben werden, und er ſie nacheinander beſchreibt. Als einen bedeutendern Irrthum aber, als die beiden erſten, muß man dieſes betrachten, daß er aus demſelben Thiere zwei Arten gemacht hat. Der Marſupialis, Nr. 1, und das Opoſſum, Nr. 3, ſiud keine verſchiedenen Thiere; ſie haben beide, H. Linné ſelbſt zu Folge, das Marſupium oder den Beutel; ſie haben beide unbenagelte Hinterdaumzehen ſie ſind beide Amerikaner, und ſie unterſcheiden ſich (immer ihm zu Folge) nur darin, daß der erſte acht Brüſte und der zweite nur zwei hat und ſein Flecken oberhalb der Augen bleicher iſt; nun aber iſt dieſes letztere Kennzeichen, wie geſagt, nichtig und das erſte wenigſtens ſehr zweideutig; denn die Anzahl der Brüſte wechſelt bei mehreren Thierarten und bei dieſer vielleicht mehr als bei einer andern, da von den zwei weiblichen Sarigen, die wir im königlichen Kabinet haben, und die beide ſicher derſelben Art und demſelben Land angehören, das eine Weibchen fünf und das andere ſieben Zitzen hat, und jene, welche die Brüſte dieſer Thiere beobachtet haben, über die Zahl nicht einig ſind: Marcgrave, der von vielen andern abgeſchrieben worden, zählt acht; Barrere ſagt, es ſeien ihr gewöhnlich nur vier, u. ſ. w. Dieſe Verſchiedenheit, die ſich in der Anzahl der Brüſte findet, hat nichts Sonderbares, da ſich die nämliche Abweichung bei den bekannteſten Thieren, wie bei der Hündin findet, die zuweilen zehn uud ſonſt neun, acht oder ſieben, der Sau, die 10, 11 bis 12, der Kuh, die ihrer 6, 5 bis 4 hat; der Ziege und dem Schaf, die 4, 3 bis 2 haben; der Ratte, die 10 oder 8; dem Frettchen, das 3 rechts und 4 links hat, u. ſ. w., woraus man ſieht, daß man auf die Ordnung und Anzahl der Brüſte, die bei den meiſten Thieren wechſeln, nichts Beſtimmtes und Sicheres feſtſtellen kann.

Aus dieſer ganzen Unterſuchung, die wir jetzt mit ebenſo viel Genauigkeit als Unparteilichkeit angeſtellt haben, ergibt ſich, daß der philander opossum, seu carigueya brasiliensis, Tafel XXXVI, Abb. 1, 2 und 3; der philander orientalis, Tafel XXXVIII, Abb. 1; und der philander orientalis maximus, Tafel XXXIX, Abb. 1, bei Seba, Band I, Seite 56, 61 und 64; daß der Filander, Nro. 1, der morgenländiſche Filander, Nro. 2, und der Filander von Amboina, Nro. 3, des H. Briſſon, Seite 286, 288 und 289, und endlich der Marſupialis, Nro 1, und das Opoſſum, Nro. 3, des H. Linné, Ausg. X, Seite 54 und 55, alle nur ein und daſſelbe Thier bezeichnen, und daß dieſes Thier unſer Sarige iſt, deſſen

Erdſtrich einzig und urſprünglich das mittägliche Amerika iſt und der ſich in Oſtindien nur als Fremdling und hinübergebracht gefunden hat. Ich glaube hierüber alle Ungewißheiten gehoben zu haben; noch aber bleiben Dunkel in Betreff des Taiibi übrig, den Marcgrave nicht als ein vom Cariguepa verſchiedenes Thier angeführt, und den deſſen ungeachtet Jonſton, Seba und die HH. Klein, Linné und Briſſon, die nur nach Marcgrave geſchrieben, als eine von den vorigen verſchiedene und getrennte Art dargeſtellt haben. Indeſſen findet man bei Marcgrave die beiden Namen Cariguepa, Taiibi, an der Spitze deſſelben Aufſatzes: es wird geſagt, dieſes Thier heiße in Braſilien Cariguepa und in Paraguay Taiibi (carigueya Brasiliensibus, aliquibus jupatiima, Petiguaribus taiibi). Sodann findet man eine Ximenes entnommene Beſchreibung des Cariguepa, nach welcher man eine andere des von den Braſiliern Taiibi, von den Portugieſen Cachora domato und von den Holländern Boſchrat oder Buſchratte genannten Thieres findet. Marcgrave ſagt nicht, daß es ein von Carigneya verſchiedenes Thier; er gibt es im Gegentheile für das Männchen des Cariguepa aus (pedes et digitos habet ut femella jam descripta). Es erhellt deutlich, daß man in Paraguay den männlichen und den weiblichen Sarigen Taiibi nannte, und daß man in Braſilien dieſen Namen Taiibi bloß dem Männchen und den Namen Cariguepa dem Weibchen gab. Außerdem ſind die Unterſchiede zwiſchen dieſen zwei Thieren, ſowie ſie durch ihre Beſchreibungen angedeutet werden, zu leicht, um auf dieſe Unähnlichkeiten zwei verſchiedene Arten zu gründen; die merklichſte iſt die der Haarfarbe, die beim Cariguepa gelb und braun, dagegen grau beim Taiibi iſt, deſſen Haare unten weiß und an ihrem Ende braun oder ſchwarz ſind. Es iſt alſo mehr denn wahrſcheinlich, daß der Taiibi das Männchen des Sarigen iſt. H. Ray ſcheint dieſer Meinung zu ſein, wenn er, vom Cariguepa und Taiibi redend, ſagt: An specie, an sexu tantum, a praecedenti diversum? Trotz dem Zeugniſſe Marcgrave's indeſſen und dem ſehr vernünftigen Zweifel Ray's, gibt Seba (Tafel XXXVI, Nro. 4) die Abbildung eines weiblichen Thieres, dem er, ohne irgend einen Gewährsmann, den Namen Taiibi beilegt, und zugleich ſagt er, dieſer Taiibi ſei dasſelbe Thier wie Hernandes Tlaquatzin; das heißt zum Irrthum den Mißgriff fügen: denn laut Seba's eigenem Geſtändniſſe hat ſein Taiibi, der ein Weibchen iſt, keine Taſche unter dem Bauch; und man brauchte nur Hernandes zu leſen, um zu ſehen, daß er ſeinem Tlaquatzin dieſe Taſche als ein Hauptmerkmal gibt. Seba's Taiibi kann alſo nicht Hernandes Tlaquatzin, da er keine Taſche, noch Marcgrave's Taiibi ſein, da er ein Weibchen iſt; es iſt gewißlich ein anderes, ziemlich ſchlecht gezeichnetes und noch ſchlechter beſchriebenes Thier, dem ſich Seba

einfallen ließ, den Namen Taiibi zu geben, und das er ſehr unpaſſend dem Tlaquatzin von Hernandes gleichſetzt, der, wie geſagt, eins mit unſerm Sarigen iſt. Die HH. Briſſon und Linné ſind, in Betreff des Taiibi, buchſtäblich dem gefolgt, was Seba davon ſagt; ſie haben ſelbſt den Irrthum über Hernandes Tlaquatzin abgeſchrieben und beide eine ſehr zweifelhafte Art aus dieſem Thiere gemacht, der erſtere unter dem Namen des braſiliſchen Filanders, Nro 4, der zweite unter dem des Filanders, Nro. 2. Der echte Taiibi, d. h. Marcgrave's und Ray's Taiibi, iſt alſo nicht Seba's Taiibi noch Linné's Filander, noch Briſſon's braſiliſcher Filander, und dieſe ſind nicht Hernandes Tlaquatzin. Dieſer Taiibi Seba's (vorausgeſetzt er ſei vorhanden) iſt ein von allen denen, welche die frühern Schriftſteller angegeben haben, verſchiedenes Thier; man hätte ihm einen beſondern Namen geben und es nicht durch eine mehrdeutige Benennung mit Marcgrave's Taiibi, der nichts mit ihm gemein hat, verwechſeln ſollen. Uebrigens iſt es, da der männliche Sarige keinen Beutel unter dem Bauch hat und er ſich in dieſem ſo hervorſtechenden Kennzeichen vom Weibchen unterſcheidet, nicht zu verwundern, daß man jedem von ihnen einen Namen gegeben und das Weibchen Cariguey a und das Männchen Taiibi genannt hat.

Edward Tyſon hat, wie wir bereits geſagt, den weiblichen Sarigen ſorgfältig beſchrieben und zerlegt. An dem Thiere, welches ihm vorlag, war der Kopf 6 Zoll, der Rumpf 13 und der Schwanz 12 lang; die Vorderbeine waren 6 Zoll *) und die Hinterbeine vier und einen halben hoch; der Rumpf hatte 15 bis 16 Zoll im Umfang, der Schwanz an ſeiner Wurzel 3 Zoll und gegen das Ende nur 1 Zoll im Umring; der Kopf war zwiſchen den Ohren 3 Zoll breit und nahm bis zur Naſe immer mehr ab; er ähnelt mehr dem Kopf eines Spanferkels als dem eines Fuchſes: die Augenhöhlen ſind in der Richtung von den Ohren zur Naſe ſehr geneigt; die Ohren ſind abgerundet und ungefahr anderthalb Zoll lang; die Oeffnung des Maules hat 2 und einen halben Zoll, wenn man ſie von einem Lefzenwinkel bis zur Schnauzenſpitze mißt, die Zunge iſt ziemlich ſchmal und 3 Zoll lang, rauh und mit kleinen rückwärtsgekehrten Wärzchen beſetzt. An den Vorderfüßen ſind 5 Zehen, alle 5 mit gebogenen Nägeln bewaffnet; an den Hinterfußen eben ſoviel Zehen, worunter nur

*) Dieſe Art, die Beine zu meſſen, iſt nicht genau. Tyſon findet ſelbſt, daß an dem Geripp die Knochen der Vorderbeine kürzer waren als die der Hinterbeine; und Marcgrave ſagt in ſeiner Beſchreibung ebenfalls, die Vorderbeine waren kürzer, als die Hinterbeine: dieſe Unterſchiede rühren blos von der Art zu meſſen her, und aus dieſem Grunde geben wir in unſern Beſchreibungen die Maße der Beine nicht im Ganzen ſondern das Maß von jedem der Theile an, aus denen das Bein beſteht.

4 mit Nägeln bewaffnet, und die fünfte, die Daumzehe, von den andern getrennt iſt; auch ſteht ſie tiefer und hat keinen Nagel: alle dieſe Zehen ſind haarlos und mit einer röthlichen Haut bedeckt; ſie ſind beinahe einen Zoll breit; die Fläche der Hände und der Füße iſt breit, und unter allen Zehen ſind fleiſchige Schwielen; der Schwanz iſt nur an ſeiner Wurzel 2 bis 3 Zoll weit mit Haar bewachſen; alsdann iſt er bis zum Ende mit einer ſchuppigen und glatten Haut bekleidet; dieſe Schuppen ſind weißlich, beinahe ſechseckig und regelmäßig geſtellt, ſo daß ſie nicht übereinanderreichen; ſie ſind alle getrennt und mit einem kleinen Feld von braunerer Haut, als die Schuppe iſt, umgeben. Die Ohren ſind, wie die Füße und der Schwanz, ohne Haar; ſie ſind ſo dünn, daß man nicht ſagen kann, daß ſie knorperlich ſeien; ſie ſind blos häutig wie die Flügel der Fledermäuſe, weit geöffnet und der Gehörgang erſcheint ſehr breit. Die obere Zahnlade iſt etwas länger als die untere; die Naslöcher ſind breit; die Augen klein, ſchwarz, lebhaft und hervorſtehend; der Hals kurz, die Bruſt breit, der Bart wie der der Katze. Das Haar am Vorderkopf iſt weißer und kürzer als das am Rumpfe; es iſt aſchgrau, untermengt mit einigen kleinen, auf dem Rücken und den Seiten ſchwarzen nnd weißlichen, auf dem Bauche braunern und auf den Beinen noch dunklern Haarbüſcheln. Unter dem Bauche des Weibchens iſt eine 2 bis 3 Zoll lange Spalte, durch zwei Häute gebildet, die eine auswendig haarige und inwendig weniger behaarte Taſche bilden; dieſe Taſche enthält die Brüſte; die Jungen gehen gleich nach der Geburt hinein, um daran zu ſaugen und nehmen die Gewohnheit, ſich daran zu verbergen, ſo gut an, daß ſie, wenn auch ſchon groß, ſich hineinflüchten, ſobald ſie erſchreckt werden. Dieſe Taſche hat Bewegung und Spiel; ſie öffnet und ſchließt ſich nach des Thieres Belieben. Der Gang dieſer Bewegung erfolgt mittels mehrerer Muskeln und zweier Knochen, die nur dieſer Thierart angehören. Dieſe Knochen liegen vor den Schambeinen, mit denen ſie an der Wurzel zuſammenhangen; ſie ſind ungefähr 2 Zoll lang und nehmen von der Wurzel bis zum Ende immer mehr an Dicke ab; ſie tragen die Muskeln, durch welche die Taſche ſich öffnet und dienen ihnen zum Stützpunkte; ihre Gegenmuskeln dienen dazu, die Taſche zu verengen und ſo genau zu ſchließen, daß man am lebenden Thiere die Oeffnung nur ſehen kann, indem man ſie mit Gewalt mit den Fingern erweitert. Das Innere dieſer Taſche iſt mit Drüſen beſät, die einen gelben Stoff von ſo üblem Geruch liefern, daß er ſich dem ganzen Körper des Thieres mittheilt; läßt man indeß dieſen Stoff trocknen, ſo verliert er nicht allein ſeinen unangenehmen Geruch, ſondern bekommt einen Wohlgeruch, den man mit dem des Biſams vergleichen kann; dieſe Taſche iſt nicht, wie Maregrave und Piſon fälſchlich behauptet haben, di

Ort, worin die Jungen empfangen werden. Der weibliche Sarige hat inwendig eine zwar von der der andern Thiere verſchiedene Bärmutter, in der aber die Jungen empfangen und bis zum Augenblick ihrer Geburt getragen werden. Tyſon behauptet, dieſe Thiere hätten zwei Bärmütter, zwei Mutterſcheiden, vier Mutterhörner, vier Muttertrompeten und vier Eierſtöcke. H. Daubenton ſtimmt nicht mit Tyſon über alle dieſe Punkte überein; vergleicht man aber ſeine Beſchreibung mit Tyſon's, ſo wird man ſehen, daß es wenigſtens ſehr gewiß iſt, daß bei den Zeugungswerkzeugen der Sarigen mehrere Theile doppelt vorkommen, die bei den andern Thieren einfach ſind. Die Drüſe der Ruthe des Männchens und die des Schamzüngleins des Weibchens ſind gabelförmig und ſcheinen doppelt. Die Mutterſcheide, die am Eingang einfach iſt, theilt ſich ſpäter in zwei Röhren u. ſ. w. Dieſer Bau iſt im allgemeinen ſehr ſonderbar und verſchieden von dem aller andern vierfüßigen Thiere.

Der Sarige iſt einzig in den ſüdlichen Gegenden der neuen Welt zu Hauſe; nur ſcheint es, daß er nicht ſo beſtändig wie der Tatu die heißeſten Länder liebt: man findet ihn nicht allein in Braſilien, Guiana, Mexiko, ſondern auch in Florida, Virginien und den andern gemäßigten Gegenden dieſes Feſtlandes. Ueberall iſt er ziemlich gemein, denn er zeugt oft und in großer Menge, die meiſten Schriftſteller ſagen 4 bis 5 Junge, andere 6 bis 7; Marcgrave verſichert, 6 lebende Junge in der Taſche eines Weibchens geſehen zu haben; dieſe Jungen waren ungefähr 2 Zoll lang; ſie waren ſchon ſehr behende und gingen mehreremal des Tages an der Taſche aus und ein. Wann ſie geworfen werden, ſind ſie viel kleiner; gewiſſe Reiſenden ſagen, im Augenblick ihrer Geburt, d. h. wann ſie aus der Bärmutter herauskommen, um in die Taſche zu gehen und ſich an die Brüſte zu hängen, wären ſie nicht dicker als eine Fliege. Dieſe Angabe iſt nicht ſo übertrieben, als man ſich vorſtellen könnte; denn wir ſelbſt haben bei einem Thiere, deſſen Art der des Sarigen benachbart iſt, Junge an der Bruſt hangen ſehen, die nicht größer als Bohnen waren; und man darf mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß bei dieſen Thieren die Bärmutter, ſo zu ſagen, nur der Ort der Empfängniß, Bildung und erſten Entwicklung der Thierfrucht iſt, deren Austreibung frühzeitiger als bei den andern Vierfüßern erfolgt, weßhalb das Wachsthum in dem Beutel vollendet wird, indem ſie im Augenblick ihrer frühzeitigen Geburt hineingehen. Niemand hat die Dauer der Tragzeit dieſer Thiere beobachtet, die unſerer Vermuthung nach weit kürzer als bei den andern iſt; und da dieſe frühzeitige Ausſcheidung ein ſeltſames Beiſpiel in der Natur iſt, ſo ermahnen wir jene, die Gelegenheit haben, lebende Sarigen in ihrer Heimath zu ſehen, daß ſie zu erfahren ſuchen, wie lange die Weibchen tragen und wie lange

noch nach der Geburt der Jungen an der Bruſt hangen bleiben, ehe ſie ſich von ihr trennen. Dieſe Beobachtung, an ſich anziehend, könnte nützlich werden, indem ſie uns vielleicht ein Mittel an die Hand gäbe, den vor der Zeit gebornen Kindern das Leben zu erhalten.

Die Jungen Sarigen bleiben alſo ihr erſtes Alter hindurch und bis ſie hinreichend Stärke und Größe erlangt haben, um ſich leicht zu bewegen, an den Brüſten der Mutter wie angeleimt hangen. Dieſe Sache iſt nicht zweifelhaft; ſie iſt nicht einmal dieſer Gattung allein eigen, da wir, wie ich eben geſagt, in einer andern Art, die wir Marmoſe nennen und wovon wir bald reden werden, eben ſo Junge an den Brüſten hangen geſehen. Nun aber hat dieſes Marmoſenweibchen wie das Sarigenweibchen unter dem Bauch eine Taſche, worin ſich die Jungen verbergen können; nicht alſo von der Bequemlichkeit oder der Hülfe, die den Jungen dieſe Taſche gewährt, hängt allein die Wirkung des langen Anliegens an den Brüſten ab, ebenſo wenig wie die ihres Wachsthums in dieſer regungsloſen Lage. Ich machte dieſe Bemerkung, um den Vermuthungen zuvorzukommen, die man über den Gebrauch der Taſche aufſtellen könnte, indem man ſie als eine zweite Bärmutter oder zum allerwenigſten als ein dieſen vorzeitig zur Welt gekommene Jungen nothwendiges Obdach anſähe. Es gibt Schriftſteller, welche behaupten, ſie blieben mehrere Wochen nacheinander an der Bruſt feſtliegen; andere ſagen, ſie verweilten nur den erſten Monat ihres Lebens in der Taſche. Dieſe Taſche der Mutter kann man leicht öffnen und die Jungen ohne ſie zu beläſtigen betrachten, zählen und ſelbſt anrühren; die Spitze, die ſie mit dem Maul feſthalten, verlaſſen ſie erſt, wann ſie Stärke genug haben, um zu gehen; ſie laſſen ſich alsdann in die Taſche fallen und gehen hierauf aus, um zu wandeln und ſich ihre Nahrung zu ſuchen; oft gehen ſie wieder hinein, um zu ſchlafen, zu ſaugen und auch um ſich zu verbergen, wann ſie erſchreckt werden; die Mutter flieht alsdann und trägt ſie alle mit fort; ſie ſcheint nie einen ſo großen Bauch zu haben, als wenn ſie ſeit langer Zeit geworfen hat und ihre Jungen ſchon groß ſind; denn zur Zeit der wirklichen Tracht nimmt man wenig wahr, daß ſie trächtig iſt.

Bei dem bloßen Anſehen der Fußform dieſes Thieres urtheilt man leicht daß es ſchlecht geht und langſam läuft; auch ſagt man, daß ein Menſch, ſelbſt ohne ſeinen Schritt zu beſchleunigen, es überraſchen kann. Dagegen klettert es mit einer ausnehmenden Leichtigkeit auf die Bäume; es verbirgt ſich im Laub, um die Vögel zu erhaſchen, oder hängt ſich auch wohl an ſeinen Schwanz, deſſen muskelig und biegſam wie eine Hand iſt, ſo daß er die Körper, die er ergreift, feſthalten und ſelbſt mehr als einmal umringeln kann. Zuweilen bleibt es lange in dieſer Lage regungslos, den

Körper ſchwebend, den Kopf nach unten; es erlauert und erwartet das kleine Wild beim Vorübergehen; zuweilen ſchwingt es ſich, um von einem Baume auf den andern zu ſpringen, faſt wie die Affen mit Wickelſchwänzen, denen es auch in der Bildung der Füße gleicht. Obwohl fleiſchfreſſend und ſelbſt gierig nach Blut, das es gerne ſaugt, frißt es ziemlich von Allem, Gewürm, Inſekten, Zuckerrohr, Kartoffeln, Wurzeln und ſelbſt Blätter und Rinden. Man kann es wie ein Hausthier ernähren: es iſt weder grimmig noch ſcheu, und man zähmt es leicht; es widerſteht aber durch ſeinen üblen Geruch, der ſtärker als der des Fuchſes iſt, und es mißfällt auch durch ſeine häßliche Geſtalt; denn, abgeſehen von ſeinen Eulenohren, ſeinem Schlangenſchwanze und ſeinem bis an die Augen geſpaltenen Maul, ſcheint ſein Körper immerfort ſchmutzig, weil das weder glatte noch lockige Haar matt iſt und mit Koth bedeckt zu ſein ſcheint. Sein übler Geruch ſitzt in der Haut; denn ſein Fleiſch iſt nicht übel zu eſſen; es iſt ſogar eins der Thiere, welches die Wilden vorzugsweiſe jagen und von dem ſie ſich am liebſten ernähren.

H. de La Borde, königlicher Arzt zu Cayenne hat mir geſchrieben, daß er drei Sarigen in einer kleinen Tonne ernährt hätte, worin ſie ſich leicht befühlen ließen. Sie freſſen Fiſche, gekochtes wie rohes Fleiſch, Brot, Zwieback u. ſ. w. Fortwährend ſind ſie damit beſchäftigt, ſich einander zu lecken: ſie machen dasſelbe Geknurr wie die Katzen, wenn man ſie befühlt.

„Ich habe nicht bemerkt, ſagt er, daß ſie irgend einen üblen Geruch hätten. Es gibt größere und kleinere Arten *). Sie tragen gleicherweiſe ihre Jungen in einer Taſche unter dem Bauche; und dieſe Jungen laſſen, ſelbſt wann ſie ſchlafen, nie die Bruſt los. Die Hunde tödten, freſſen ſie aber nicht. Sie ſuchen in die Hühnerſtälle zu kommen, wo ſie das Geflügel freſſen; ihr Fleiſch aber iſt nicht gut zu genießen; bei gewiſſen Arten hat es ſelbſt einen unerträglichen Geruch, und das Thier wird von den Bewohnern von Cayenne Stinker genannt.“

Dieſe Stinkſarigen des H. de la Borde darf man nicht mit den echten Stinkthieren oder Mufetten verwechſeln, die eine von dieſen hier ſehr verſchiedene Thiergattung bilden.

H. Vosmaër, Vorſteher der naturgeſchichtlichen Kabinette Sr. H. des Prinzen von Oranien, hat Seite 6 der Beſchreibung eines fliegenden Eichhörnchens, Amſterdam 1767, eine Anmerkung gemacht, worin er ſagt:

*) Man hat mir jüngſt für das Kabinet eine Haut von dieſen kleinen Sarigen von Cayenne geſchickt, die nur 3 und einen halben Zoll Länge hatte, obwohl das Thier erwachſen war, und der Schwanz 4 und einen halben Zoll.

„Der Coescoes iſt der Boſch oder Beursrült der Indier, Seba's Filander und Linné's Dibelphis. Der gelehrte H. de Büffon läugnet durchaus ſein Daſein in Oſtindien und läßt es nur für die neue Welt insbeſondere zu. Nichtsdeſtoweniger können wir dieſem gelehrten Naturforſcher verſichern, daß Valentin und Seba ſehr wohl daran gethan, dieſe Thiere ebenſo nach Aſien wie nach Amerika zu ſetzen. Ich ſelbſt habe vergangenen Sommer das Männchen und das Weibchen aus Oſtindien erhalten. Dieſelbe Art iſt auch dem H. Doktor Schloſer zu Amſterdam von einem Freunde aus Amboina geſchickt worden, obwohl ich für meinen Theil keine andere als dieſe hier kenne; ſo daß ſie nicht ſo gemein ſind. Der Hauptunterſchied zwiſchen dem oſtindiſchen Coescoes und dem weſtindiſchen beſteht, meiner Beobachtung gemäß, in der Farbe des Haars, das an dem Männchen der oſtindiſchen völlig weiß, etwas gelblich iſt; das des Weibchens iſt etwas brauner, mit einem ſchwarzen oder vielmehr braunen Streifen auf dem Rücken. Der Kopf des oſtindiſchen iſt kürzer; beim Männchen aber ſcheint er mir etwas länger als beim Weibchen zu ſein. Die Ohren ſind in dieſer Art viel kürzer als in der der weſtindiſchen. Die Beſchreibung der zweiten Art, von der auch Valentin redet, iſt zu weitſchweiſig, als daß man ſich mit einiger Sicherheit darauf beziehen könne.

Ich zweifle nicht, daß H. Vosmaër aus Oſtindien männliche und weibliche Thiere unter dem Namen Coescoes erhalten hat; die Unterſchiede jedoch, die er ſelbſt unter den Coescoes und den Sarigen angibt, könnten ſchon glauben laſſen, daß es keine Thiere derſelben Art wären. Ich geſtehe gleichwohl, daß das Urtheil des H. Vosmaër darin gerecht iſt, daß ich geſagt habe, Seba's drei Filander wären nur ein und dasſelbe Thier, während in der That der dritte, d. h. der auf der Tafel **XXXIX** bei Seba, ein verſchiedenes Thier iſt, das ſich wirklich auf den Philippinen und vielleicht in einigen andern Gegenden Oſtindiens findet, wo es unter dem Namen Coescoes oder Kuskus oder Kuſos bekannt iſt. In Chriſtoph Barchewitz's Reiſe finde ich folgende Bermerkung:

„Auf der Inſel Lethy gibt es Kuskus oder Kuſos, deren Fleiſch beinahe wie das des Kaninchens ſchmeckt. Dieſes Thier gleicht der Farbe nach ſehr einem Murmelthier; die Augen ſind klein, rund und funkelnd; die Pfoten kurz und der Schwanz lang und haarlos. Dieſes Thier ſpringt von Baum zu Baum wie das Eichhörnchen, und dabei macht es aus ſeinem Schwanz einen Haken, womit es ſich an den Zweigen feſthält, um leichter das Obſt zu freſſen. Es verbreitet einen Geruch, der dem des Fuchſes nahe kommt. Es hat eine Taſche unter dem Bauche, worin es ſeine Jungen trägt, die unter dem Schwanze des Thieres ein- und ausgehen.

Die Alten ſpringen, während ſie ihre Jungen in dieſer Taſche tragen, von einem Baum zum andern.“

Nach dem Kennzeichen der Taſche unter dem Bauche und des Wickelſchwanzes ſcheint es, daß der oſtindiſche Kuskus oder Kuſos in der That ein Thier von derſelben Gattung iſt wie die amerikaniſchen Filander; dies aber beweiſt nicht, daß ſie zu derſelben Art wie irgend eins von denen des neuen Feſtlandes gehören: es wäre das einzige Beiſpiel einer ſolchen Einerleiheit. Hätte H. Vosmaër die Abbildungen dieſer Coescoes ſtehen laſſen, wie er im Buche ſagt, ſo würde man mehr im Stande ſein, ſowohl über die Aehnlichkeit, als über die Verſchiedenheit der aſiatiſchen Coescoes und der amerikaniſchen Filander zu urtheilen; und ich bleibe ſtets überzeugt, daß die des einen Feſtlandes ſich in dem andern nicht finden, wofern man ſie nicht dahin gebracht hat.

Nicht als ob es, allgemein genommen und ſelbſt philoſophiſch geurtheilt, unmöglich wäre, daß ſich in den ſüdlichen Himmelsſtrichen der beiden Feſtländer einige Thiere fänden, die genau zu derſelben Art gehörten. Anderswo haben wir geſagt, und wir wiederholen es hier, daß daſſelbe Wärmeverhältniß in den verſchiedenen Gegenden der Erdkugel auf die organiſche Natur dieſelben Wirkungen machen und folglich dieſelben Weſen, ſeien es Thiere, ſeien es Pflanzen, hervorbringen müßte, wenn alle andern Umſtände, ſowie das Wärmeverhältniß, in allen Beziehungen dieſelben wären; allein es handelt ſich hier nicht um eine philoſophiſche Möglichkeit, die man als mehr oder minder wahrſcheinlich betrachten kann; es handelt ſich um eine Thatſache und um eine ſehr allgemeine Thatſache, deren zahlreiche und äußerſt zahlreiche Beiſpiele leicht aufzuweiſen ſind. Gewiß iſt es, daß zur Zeit der Entdeckung von Amerika in dieſer neuen Welt keins der Thiere vorhanden war, die ich hier nennen will, der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, die Giraffe, das Kameel, das Dromedar, der Büffel, Eſel, Löwe, Tiger, die Affen, Paviane, Aeffinnen und viele andere, die ich aufgezählt habe, und daß eben ſo der Tapir, das Lama, das Schafkameel, der Pegari, Jaguar, Kuguar, Aguti, Paka, Kuati, Unau, das Ai und viele andere nicht in dem alten Feſtlande vorhanden waren. Reicht dieſe Menge von Beiſpielen, deren Wahrheit man nicht läugnen kann, nicht dazu hin, daß man zum mindeſten auf der Hut ſei, wenn es darauf ankommt beſtimmt auszuſprechen, wie es hier H. Vosmaër thut, daß dies oder jenes Thier ſich gleichmäßig in den ſüdlichen Theilen der beiden Feſtländer finde?

Auf dieſen indiſchen Kuskus oder Kuſos muß man folgende Stelle beziehen:

„Es findet ſich, ſagt Mandeslo, auf den Molucken ein Thier, das man Kuſos nennt; es hält ſich auf den Bäumen und lebt blos von ihren Früchten. Es gleicht einem Kanin und ſein Haar iſt dick, kraus und rauh, zwiſchen grau

und fuchsroth; die Augen ſind rund und lebhaft, die Füße klein und der Schwanz ſo ſtark, daß es ſich ſeiner bedient, um ſich an die Zweige zu hängen und ſo deſto leichter an die Früchte zu reichen.“

In dieſer Stelle iſt keine Rede von der Taſche unter dem Bauch, dem beſtimmteſten Kennzeichen der Filander; doch, ich wiederhole es, wenn der oſtindiſche Kuskus oder Kuſos dieſes Kennzeichen hat, ſo iſt er gewiß von einer Art, welche der des amerikaniſchen Filander ſehr nahe kommt, und ich wäre geneigt zu denken, er unterſchiede ſich von ihnen etwa wie der Jaguar vom Leoparden. Dieſe zwei letzten Thiere ſind ſich, ohne zur ſelben Art zu gehören, am nächſten und ähnlichſten unter allen Thieren der ſüdlichen Theile der beiden Feſtländer.

Der illinoisſche Sarige.

Wir geben hier die Beſchreibung eines Sarigen, der uns nur eine Abweichung in dieſer Art zu ſein ſcheint, deſſen Verſchiedenheiten jedoch immerhin ſo groß ſind, daß wir glaubten, ihn darſtellen laſſen zu müſſen. Dieſer Sarige findet ſich im Lande Illinois und unterſcheidet ſich von den andern in der Farbe und dem Haar, das auf dem ganzen Körper lang iſt; ſein Kopf iſt nicht ſo geſtreckt und ganz weiß mit Ausnahme eines bräunlichen Fleckens, der am Augenwinkel anhebt und ſchwächer werdend auf der Seite der Naſe endigt, deren Spitze der einzige ſchwarze Geſichtstheil iſt; der Schwanz iſt in ſeiner ganzen Länge ſchuppig und unbehaart, wogegen der des Sarigen von ſeiner Wurzel an bis auf mehr als zwei Viertel ſeiner Länge mit Haar verſehen iſt. Indeß ſcheinen mir dieſe Unterſchiede nicht hinreichend, um zwei Arten aufzuſtellen; und da ohnehin der Erdſtrich von Illinois und der des Miſſiſippi, wo ſich der erſte Sarige findet, nicht entfernt von einander liegen, ſo iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſer Sarige nur eine einfache Abweichung in der Art des erſten.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel	1	3	3
Länge der Ohren	„	1	1
Breite der Ohren	„	„	9
Länge des Bartes	„	2	2
Länge des Schwanzes	1	3	„

Die Ohren ſind von glatter, braunem Pergament ähnlicher Haut, inwendig wie auswendig ganz unbehart; das Haar, welches den Rumpf bis an den Schwanz bedeckt, iſt, ſowie die Beine, von einem mehr oder minder aſchfarbig ſchattirten Braun und untermengt mit langen weißen Haaren, die auf dem Rücken bis an zwei Zoll drei Linien und nahe am

Schwanze 2 Zoll 6 Linien haben; der untere Theil des Körpers iſt weißlich aſchfarbig. An allen Füßen ſind 5 Zehen; der Daumen oder die innere Zehe der Hinterfüße hat einen platten Nagel, der nicht über das Fleiſch hinaustritt. Die andern Nägel ſind weiß und gebogen.

Der langhaarige Sarige.

Wir geben hier die Abbildung eines männlichen langhaarigen Sarigen, der um ein Viertel größer als der vorige iſt und auch im Schwanze ſich von ihm unterſcheidet, der verhältnißmäßig weit kürzer iſt. Die Länge dieſes Sarigen von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes beträgt 20 Zoll 3 Linien, während der andere nur 15 Zoll 3 Linien hat; der Kopf iſt bei allen zweien ähnlich, mit Ausnahme der Naſenſpitze, die bei dem vorigen ſchwarz und bei dieſem hier fleiſchfarbig iſt. Die größten Barthaare ſind nahe an drei Zoll lang. Ein anderer kleiner Unterſchied, der noch Statt findet, iſt, daß beim illinoisſchen Sarigen die beiden Schneidezähne in der Mitte des Oberkiefers am kleinſten, dieſe nämlichen zwei Schneidezähne dagegen bei dieſem hier am größten ſind. Ferner unterſcheiden ſie ſich in den Farben des Haars, das bei dieſem Sarigen auf den Beinen und Füßen braun, auf den Zehen weißlich und auf dem Rumpfe mit mehreren unbeſtimmten Streifen überzogen iſt, einem auf dem Rücken bis an den Schwanz und einem auf jeder Seite des Körpers, der von der Achſel bis zu den Schenkeln läuft; der Hals iſt vom Ohr bis zu den Schultern fuchsröthlich: und dieſe Farbe zieht ſich bis unter den Bauch und herrſcht ſtellenweiſe auf mehreren Theilen des Körpers vor; der Schwanz iſt ſchuppig und an ſeiner Wurzel mit weißen und mit braunen Haaren verſehen. Wir wollen nicht aus dieſer einfachen Vergleichung über die Einerleiheit oder Verſchiedenheit dieſer zwei Sarigenarten entſcheiden, die beide recht gut nur Abweichungen in der Art des gemeinen Sarigen ſein könnten.

Die Marmoſe (Beutelratze).

Die Marmoſenart ſcheint der Sarigenart nahe zu ſtehen; ſie gehören demſelben Erdſtrich in demſelben Feſtland an, und beide Thiere gleichen ſich in der Form des Körpers, der Bildung der Füße, in dem Wickelſchwanz, der über den größten Theil ſeiner Länge mit Schuppen bedeckt und nur an ſeiner Wurzel mit Haaren bekleidet iſt, in der Ordnung der Zähne, die in größerer Anzahl als bei den andern Vierfüßern vorhanden ſind. Die Marmoſe iſt aber viel kleiner als der Sarige; ſie hat eine noch ſpitzere Schnauze; das Weibchen hat keine Taſche unter dem Bauche, wie das des Sarigen; es hat nur zwiſchen den Schenkeln zwei der Länge nach laufende Falten, zwiſchen die ſich die Jungen ſtellen, um

ſich an die Brüſte zu hängen. Die Zeugungstheile ſo der männlichen wie der weiblichen Marmoſe gleichen nach Form und Lage denen des Sarigen; die Drüſe der Ruthe des Männchens iſt gabelförmig wie die des Sarigen; ſie ſteckt im After, und dieſe Mündung ſcheint beim Weibchen auch die Mündung der Schaam zu ſein. Die Geburt der Jungen ſcheint in der Art der Marmoſe noch frühzeitiger zu erfolgen als in der des Sarigen; ſie ſind kaum ſo dick wie kleine Bohnen, wenn ſie zur Welt kommen und ſich an die Brüſte hängen; die Würfe ſind auch zahlreicher. Wir haben 10 junge Marmoſen, jede an einer Warze hangen ſehen, und noch waren vier Warzen auf dem Bauch der Mutter frei, ſo daß ſie im Ganzen 14 Brüſte hatte. Vorzüglich an den Weibchen dieſer Arten müßte man die Beobachtungen machen, die wir in dem vorigen Artikel angedeutet haben; ich bin überzeugt, daß dieſe Thiere wenige Tage nach der Empfängniß werfen, und daß die Jungen im Augenblick der Ausſcheidung nur noch Thierfrucht ſind, die eben als Thierfrucht das Viertel ihres Wachsthums nicht erreicht haben. Die Niederkunft der Mutter iſt immer eine ſehr vorzeitige Entbindung, und die Thierfrucht rettet ihr werdendes Leben nur, indem ſie ſich an die Brüſte hängt, ohne ſie je zu verlaſſen, bis ſie dieſelbe Stufe des Wachsthums und der Stärke erlangt hat, die ſie in natürlichem Gang in der Bärmutter erreicht haben würde, wenn die Ausſcheidung nicht übereilt worden wäre.

Die Marmoſe hat dieſelben Neigungen und dieſelben Sitten wie der Sarige; beide graben ſich Erdlöcher, um ſich zu flüchten, beide klammern ſich mit dem Ende ihres Schwanzes an die Aeſte und ſchwingen ſich von da auf die Vögel und kleinen Thiere; auch freſſen ſie Früchte, Körner und Wurzeln; noch lüſterner ſind ſie aber auf Fiſche und Krebſe, welche ſie mit ihrem Schwanze, ſagt man, fiſchen. Dieſe Sache iſt ſehr zweifelhaft und verträgt ſich gar übel mit der natürlichen Dummheit, welche man dieſen Thieren vorwirft, die laut dem Zeugniſſe der meiſten Reiſenden, weder bei Zeiten ſich zu bewegen, noch zu fliehen, noch ſich zu vertheidigen wiſſen.

Man weiß, daß im Allgemeinen die Sarigen, Marmoſen und Kayopolline gleicher Weiſe ihre Jungen in einer Taſche unter dem Bauche tragen, und daß dieſe Jungen lange, ehe ſie ihr völliges Wachsthum erreicht haben, an der Bruſt hangen bleiben. Dieſe Erſcheinung eine der ſeltſamſten der Natur, erregte in mir den Wunſch, Aufklärungen über die Erzeugung dieſer Thiere zu erhalten, die nicht wie die andern zur rechten Zeit geboren werden. Folgendes hat mir hierüber H. Roume de Saint-Laurent geſchrieben bei Ueberſendung des Verzeichniſſes des naturgeſchichtlichen Kabinets, das er auf der Inſel Granada angelegt hat:

„Glaubwürdige Perſonen, ſagt H. de Saint=Laurent, haben mir verſichert, weibliche Maniku (Marmoſen) gefunden zu haben, deren Junge noch gar nicht gebildet waren; man ſah an der Spitze der Bruſtwarzen kleine helle Höcker, worin man die erſte Anlage des Thierkeims fand. So außerordentlich dieſe Erſcheinung vorkommen muß, ſo kann ich ſie nicht in Zweifel ziehen, und ich will hier die Zergliederung hinzufügen, die ich an einem dieſer Thiere im Jahre 1767 vornahm, die über die Weiſe, wie die Zeugung bei dieſer Art vor ſich geht, einiges Licht geben kann.“

„Die Mutter hatte in ihrem Sack ſieben Junge an der Spitze eben ſo vieler Bruſtwarzen, an denen ſie ſtark anhingen, ohne daran befeſtigt zu ſein; ſie waren ungefähr 3 Linien lang und anderthalb Linie dick; der Kopf war ſehr dick im Verhältniſſe zum Rumpf, deſſen Vordertheil mehr als der Hintertheil ausgebildet war; der Schwanz war am wenigſten von Allem vorgerückt Dieſe Jungen hatten kein Haar; ihre ſehr feine Haut ſchien blutig; die Augen unterſchieden ſich nur durch zwei kleine kreisförmige Fädchen. Die Mutterhörner waren geſchwollen, ſehr lang, eine Welle bildend und dann gegen die Eierſtöcke ſich hinziehend; ſie enthielten einen weißen, dicken und mit vielen Luftkügelchen verſehenen Schleim. Die Hörner endigten ſich in Faſern, ſo dick wie ſtarke Haare und von einem Stoff, der dem der Muttertrompeten ähnlich, aber weißer und feſter iſt. Man verfolgte dieſe Faſern bis in den drüſigen Körper der Brüſte, wo ſie je in Bruſtwarzen ausliefen, ohne daß man ihr Ende unterſcheiden konnte, da es ſich in den Stoff der Brüſte verlor. Dieſe Faſern ſchienen hohl und mit demſelben Schleim gefüllt, der in den Hörnern enthalten war. Vielleicht gehen die kleinen, in der Bärmutter erzeugten Thierkeime in dieſe Röhren, um ſich an die in dem Sack enthaltenen Bruſtwarzen zu begeben.“

Die Beobachtung des H. de Saint=Laurent verdient ſicher große Aufmerkſamkeit; ſie däucht uns aber ſo ſeltſam, daß es gut wäre, ſie mehr als einmal zu wiederholen und ſich von dieſem ganz außerordentlichen Gange der Thierfrucht und ihrer unmittelbaren Wanderung aus der Bärmutter an die Brüſte und über die Zeit Gewißheit zu verſchaffen, worin dieſe Wanderung nach der Empfängniß vor ſich geht: zu dem Behufe müßte man eine gewiſſe Anzahl dieſer Thiere aufziehen und ernähren und die Weibchen kurz, nachdem man ihnen das Männchen beigegeben, einen Tag, zwei Tage, drei Tage, vier Tage nach der Paarung zergliedern; man könnte den Hergang ihrer Entwicke'ung auffaſſen und Zeit und Weiſe erkennen, wie ſie wirklich aus der Bärmutter an die Brüſte kommen, die in der Taſche der Mutter eingeſchloſſen ſind.

Der Kayopollin.

Der erſte Schriftſteller, der von dieſem Thiere geſprochen, iſt Fernandes. Der Kayopollin, ſagt er, iſt ein kleines Thier, etwas größer als eine Ratte, den Sarigen ähnlich in der Schnauze, den Ohren und dem Schwanze, der dicker und ſtärker iſt als der einer Ratte, und deſſen er ſich wie einer Hand bedient. Seine Ohren ſind dünn und durchſichtig; der Bauch, die Beine und die Füße weiß. Wann die Jungen ſich fürchten, halten ſie die Mutter umarmt; ſie erzieht ſie auf den Bäumen. Dieſe Art hat ſich in den Gebirgen Neuſpaniens gefunden. Nieremberg hat dieſe Angaben von Fernandes Wort für Wort abgeſchrieben und nichts hinzugefügt. Seba, der zuerſt dieſes Thier hat zeichnen und ſtechen laſſen, gibt keine Beſchreibung von ihm; er ſagt blos, ſein Kopf ſei etwas dicker und der Schwanz um ein Geringes ſtärker als bei der Marmoſe, und es gehöre obzwar derſelben Gattung, doch einem andern Himmelsſtrich und ſelbſt einem andern Feſtland an, und er begnügt ſich damit, hinſichtlich deſſen, was man weiter von dieſem Thiere zu wiſſen wünſchen möchte, auf Nieremberg und Jonſton zu verweiſen; es liegt aber am Tage, daß Nieremberg und Jonſton es nie geſehen haben und nur nach Fernandes von ihm ſprechen. Keiner von dieſen drei Schriftſtellern hat geſagt, daß es urſprünglich in Afrika zu Hauſe wäre, ſie geben es im Gegentheil an, als eigens und beſonders den Gebirgen der heißen amerikaniſchen Erdſtriche angehörig; und Seba allein hat, ohne Quelle und Gewährsmann anzuführen, behauptet, es wäre afrikaniſch. Jenes, das wir geſehen, kam ſicher aus Amerika; es war größer und hatte eine nicht ſo ſpitze Schnauze und einen längern Schwanz als die Marmoſe; in allem ſchien es ſich uns mehr noch als die Marmoſe der Art des Sarigen zu nähern. Dieſe drei Thiere gleichen ſich ſehr in der Bildung der innern und äußern Theile, in den überzähligen Knochen des Backens, in der Form der Füße, in der vorzeitigen Geburt, der langen und ſteten Anhangung der Jungen an den Brüſten und endlich in den andern natürlichen Gewohnheiten; auch gehören ſie alle drei der neuen Welt und demſelben Himmelsſtriche an; in den kalten Ländern Amerikas findet man ſie nicht; ſie ſind in den ſüdlichen Gegenden dieſes Feſtlandes zu Hauſe und können in den gemäßigten Gegenden leben. Uebrigens ſind es alle ſehr häßliche Thiere; ihre wie die eines Hechtes geſpaltene Zunge, ihre Fledermausohren, ihr Natternſchwanz und ihre Affenfuße zeigen eine abentheuerliche Geſtalt, die noch unangenehmer wird durch den üblen Geruch, den ſie ausathmen, und durch die Trägheit und Dummheit, wovon ihre Handlungen und all ihre Bewegungen begleitet ſcheinen.

Ende des erſten Bandes.

[illegible]

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des erſten Bandes,
nebſt der Klaſſifikation.

Vierfüſser.

S.

Hausthiere 1
Pferd. Ordnung: Dickhäuter. Familie: Einhufer. Gattung: Pferd . 4
Eſel. Ordnung: Dickhäuter. Familie: Einhufer. Gattung: Pferd . . 57
Ochs. Ordnung: Wiederkäuer. Gattung: Ochs 72
Widder und Schaf. Ordnung: Wiederkäuer. Gattung: Ziege. . . . 92
Bock und Ziege. Ordnung: Wiederkäuer. Gattung: Ziege 103
Schwein. Ordnung: Dickhäuter. Familie: Gemeine Dickhäuter. Gattung: Schwein 110
Das ſiamiſche Schwein und der Eber 124
Das guineiſche Schwein 124
Der Eber vom grünen Vorgebirge 125
Der afrikaniſche Eber 132
Hund. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 135
Spielarten unter den Hunden 160
Der Hund aus den Cayenner Wäldern 164
Von einem türkiſchen Hund und einem Gredin (engliſchen Wachtelhund) 165
Der große Wolfhund (Spitz) 167
Der große ruſſiſche Hund 168
Blendlinge, die von einer Wölfin und einem Bracken herkommen . . . 169
Vom Männchen, 1. Zeugung 171
Vom Weibchen, 1. Zeugung 174
Vom Männchen, 2. Zeugung 175
Vom Weibchen, 2. Zeugung 177
Vom Weibchen, 3. Zeugung 184
Vom Männchen, 4. Zeugung 191
Vom Weibchen, 4. Zeugung 192
Fortſetzung von den Baſtardhunden 193
Zweite Fortſetzung von den Baſtardhunden 194
Drittes Beiſpiel der Erzeugung von einem Hund und einer Wölfin . . 197
Viertes Beiſpiel 197
Fünftes Beiſpiel 197
Katze. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 199
Die wilde neuſpaniſche Katze 208
Wilde Thiere 208
Hirſch, Dammhirſch und Reh. Ordnung: Wiederkäuer. Abtheilung: Geweihtragende. Gattung: Hirſch 213
Haſe. Ordnung: Nager. Gattung: Haſe 250
Kaninchen. Ordnung: Nager. Gattung: Haſe 260
Fleiſchfreſſende Thiere 264
Wolf Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 284

S.

Der ſchwarze Wolf 292

Der merikaniſche Wolf 293

Fuchs. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 294

Dachs. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Sohlengänger. Gattung: Dachs 301

Fiſchotter. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Fiſchotter 304

Die kanadiſche Fiſchotter 309

Die kleine guianiſche Fiſchotter 311

Sarikovienne (braſiliſche Seeotter). Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Fiſchotter 312

Steinmarder. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 319

Der guianiſche Steinmarder 321

Der kleine guianiſche Steinmarder 322

Der kleine Steinmarder von Madagaskar 323

Baummarder. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 323

Der große guianiſche Baummarder 325

Jltis. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 325

Der geſtreifte indiſche Jltis 327

Frettchen. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 328

Wieſel. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 330

Der Tuan 339

Hermelin (der gelbliche Hermelin). Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Marder 340

Griſon (die Jaguane oder der Maikel). Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Sohlengänger. Gattung: Vielfraß . . . 344

Ratte. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 345

Maus. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 348

Feldmaus. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 351

Perkalratte. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 354

Schermann. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 355

Eichhorn. Ordnung: Nager. Gattung: Eichhorn 356

Waſſerratte. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 359

Feldratze. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 360

Hamſter. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 361

Meerſchweinchen. Ordnung: Nager 370

Spitzmaus. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Spitzmaus 372

Waſſerſpitzmaus. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Spitzmaus 373

Indiſche Biſamſpitzmaus. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Spitzmaus 373

Siebenſchläfer. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 374

Gartenſchläfer. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte 378

Der goldſchwänzige Gartenſchläfer 379

S.
Igel. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Igel. 381
Maulwurf. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Maulwurf . . . 386
  Der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung . . . 390
  Der penſilvaniſche Maulwurf . . . 392
  Der rothe amerikaniſche Maulwurf . . . 393
  Der große afrikaniſche Maulwurf . . . 393
  Der kanadiſche Maulwurf . . . 393
  Der große kapiſche Maulwurf . . . 394
Haſelſchläfer. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte . . . 396
Sürmülot (die Wanderratze). Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. 397
Murmelthier. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. . . . 399
Monax. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte . . . 403
  Das Murmelthier von Kamtſchatka . . . 404
  Das Murmelthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung . . . 404
  Der Bobak und andere Murmelthiere . . . 409
Fledermaus. Ordnung: Raubthiere. Familie: Handflügler. Gattung: Fledermaus . . . 411
Die Rouſſette und die Rougette (der fliegende Hund). Ordnung: Raubthiere. Familie: Handflügler. Gattung: Fledermaus . . . 415
  Der Vampir . . . 423
  Die Cephalote (der Dickkopf) . . . 426
  Die Spitzmaus-Fledermaus . . . 429
Die große guianiſche Serotine (blaſſe Fledermaus). Ordnung: Raubthiere. Familie: Handflügler. Gattung: Fledermaus . . . 430
  Die Kleeblattnaſe (das Lanzenblatt) . . . 430
  Die guianiſche Kleeblattnaſe . . . 431
  Die guianiſche Fledermaus . . . 432
Bär. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Sohlengänger. Gattung: Bär . . . 433
  Der weiße Eisbär . . . 443
Biber. Ordnung: Nager. Gattung: Biber . . . 447
  Der Waſchbär . . . 461
Krabbenfreſſer. Ordnung: Beutelthier. Gattung: Sarige . . . 464
  Der Krabbenfreſſer-Waſchbär . . . 466
Koati. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Sohlengänger. Gattung: Koati . . . 468
Aguti. Ordnung: Nager. Gattung: Aguti . . . 470
Thiere des alten Feſtlandes . . . 472
Thiere der neuen Welt . . . 485
Thiere, die den beiden Feſtländern gemein ſind . . . 491
Löwe. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze . . . 507
Die Tiger . . . 520
Tiger. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze . . . 522
Panther, Unze und Leopard. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze . . . 528
Jaguar. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze . . . 537
  Der neuſpaniſche Jaguar . . . 539

S.
Der guianiſche Jaguar 540
Kuguar. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 542
Der ſchwarze Kuguar 543
Der penſilvaniſche Kuguar 545
Luchs. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 546
Der kanadiſche Luchs 551
Der Miſſiſippi=Luchs 552
Karakal. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 553
Serval. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 555
Ozelot. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 556
Margay. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Katze 559
Der Biſam 561
Der Schakal und der Adive. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 562
Der Adive=Schakal. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 566
Die Hyäne. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Hund 567
Die Zivette und der Zibet. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Zivette 572
Die Genette. Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleiſchfreſſer. Sippſchaft: Zehengänger. Gattung: Zivette 579
Die Genette vom Vorgebirge der guten Hoffnung 582
Der Ondatra. Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. — Der Desman. Ordnung: Raubthiere. Familie: Inſektenfreſſer. Gattung: Desman. 583
Von der Natur (Erſte Anſicht) 589
Zweite Anſicht 597
Wilde Thiere 609
Der Pekari oder der Tajaku. Ordn.: Dickhäuter. Gattung: Schwein. 609
Der Polatuſch. Ordnung: Nager. Gattung: Eichhorn. 614
Die Fehe (das Veh) 616
Die ſibiriſche Fehe 618
Der Palmiſt (das Palmeichhorn), der Barbareske und der Schweizer. Ordnung: Nager. Gattung: Eichhorn 619
Der Tamanoir, der Tamandua und der Ameiſenbär. Ordnung: Züngler. Gattung: Ameiſenfreſſer 621
Das Erdſchwein (kapiſcher Ameiſenkäfer). Ordnung: Züngler. Gattung: Grabefuß 632
Der Pangolin und der Fatagin. Ordn.: Züngler. Gattung: Pangolin. 636
Die Tatus. Ordnung: Züngler. Gattung: Tatu (Gürtelthier) 638
Der Apar oder der Tatu mit drei Gürteln 642
Der Enkubert oder der Tatu mit ſechs Gürteln. Ordnung: Züngler. Gattung: Tatu 643
Der Tatuete oder der Tatu mit acht Gürteln. 644
Der Kachikame oder der Tatu mit neun Gürteln. Ordnung: Züngler. Gattung: Tatu 645
Der Kabaſſu oder der Tatu mit zwölf Gürteln. Ordnung: Züngler. Gattung: Tatu 646
Der Sirkenſum oder der Tatu mit achtzehn Gürteln 647
Der Paka. Ordnung: Nager. Gattung: Paka 654
Der Sarige oder das Opoſſum (das Beutelthier). Ordnung: Beutelthiere. Gattung: Sarige 659
Der illinoiſche Sarige 675
Der langhaarige Sarige 676
Die Marmoſe (Beutelratze). Ordn.: Beutelthiere. Gattung: Sarige . . 676
Der Kayopollin. Ordnung: Beutelthiere. Gattung: Sarige 679

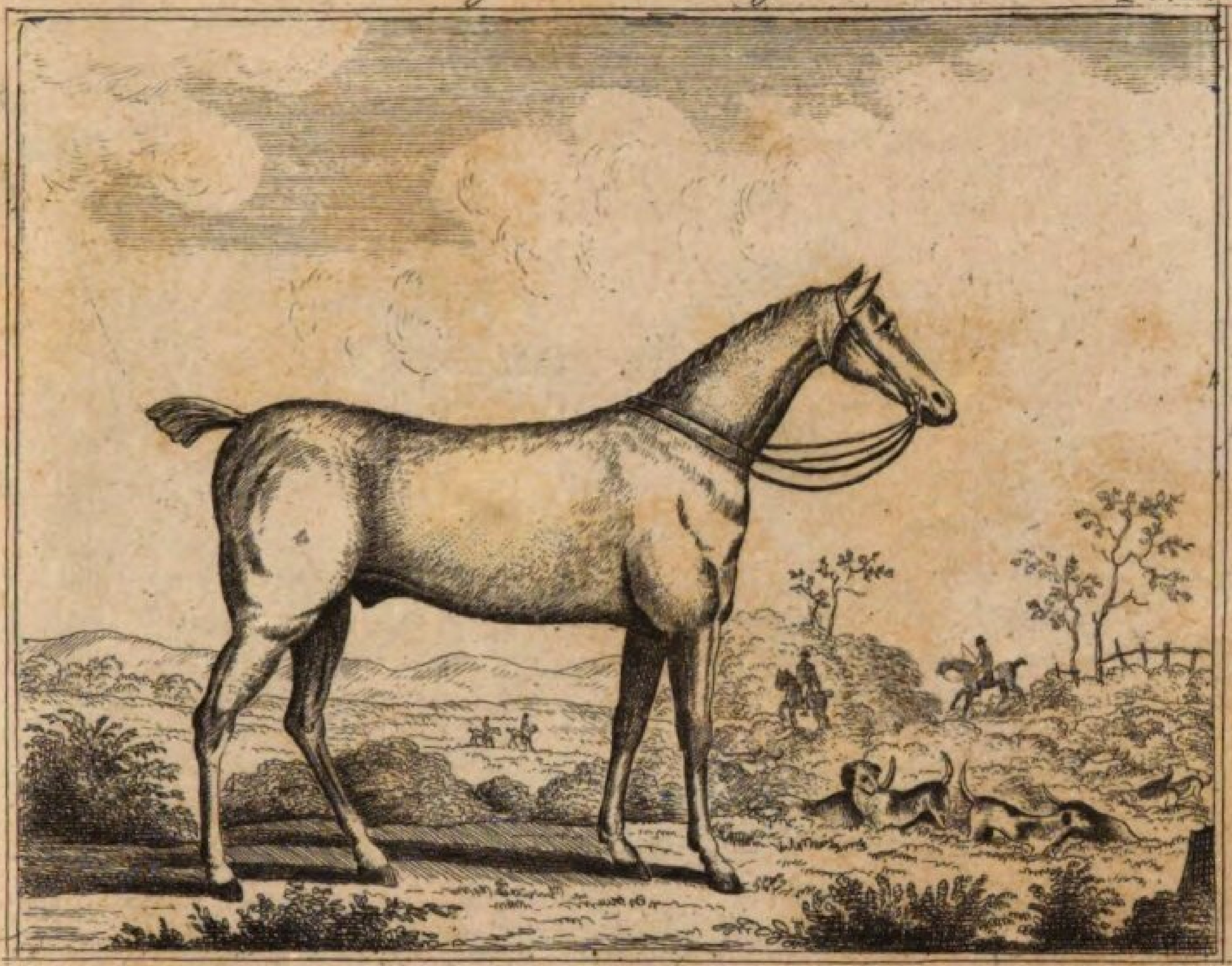
LE CHEVAL ANGLAIS

Ordre des Pachydermes. *Famille des* Solipèdes.

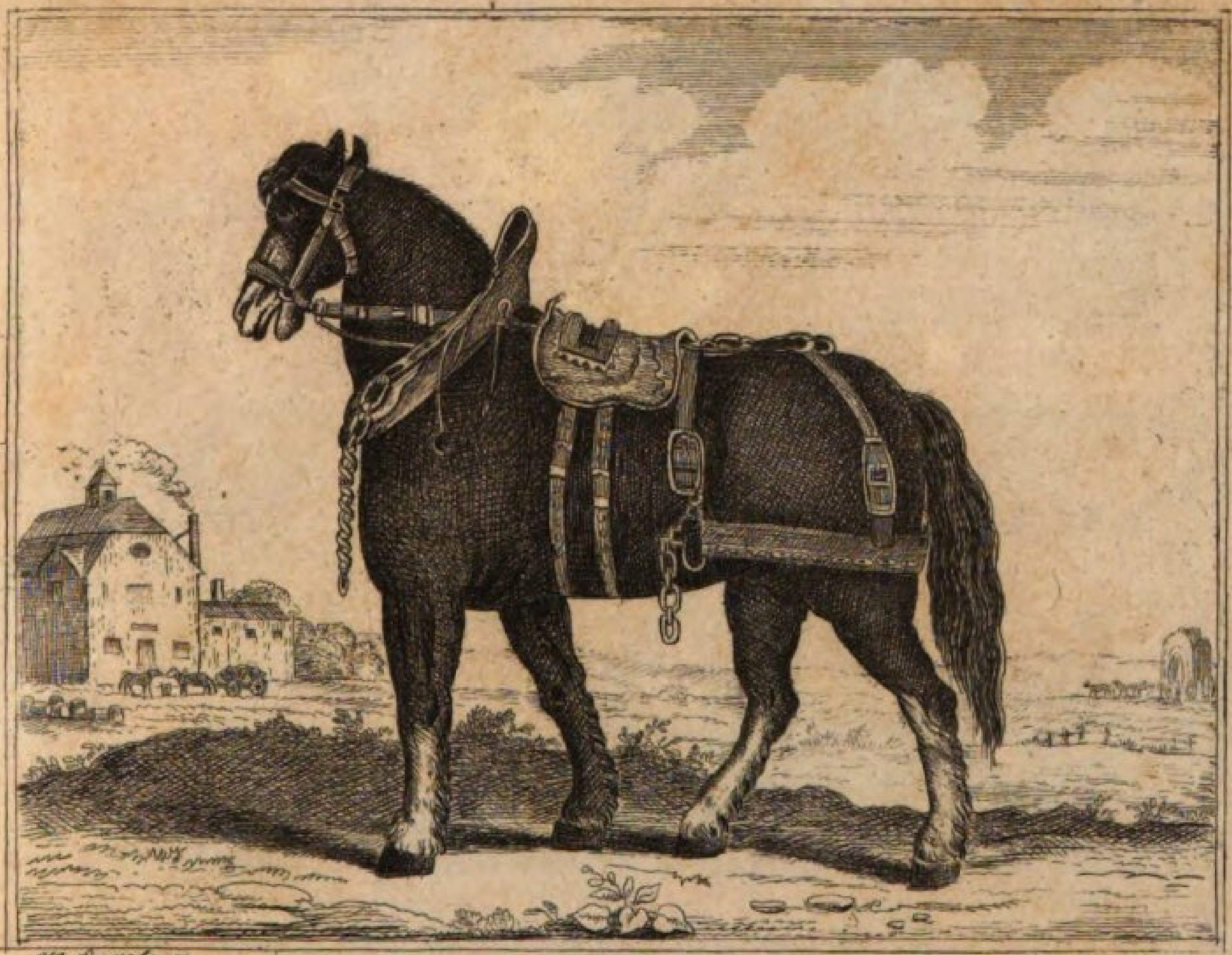
Genre Cheval. *(Cuvier)*

Das englische Pferd.

Pl. 1. l. 4.



l. 4



W. Engels sc.

LE CHEVAL DE TRAIT

Ordre des Pachydermes. .... *id*. .... *id*.

Das Zugpferd.

LE CHEVAL ARABE

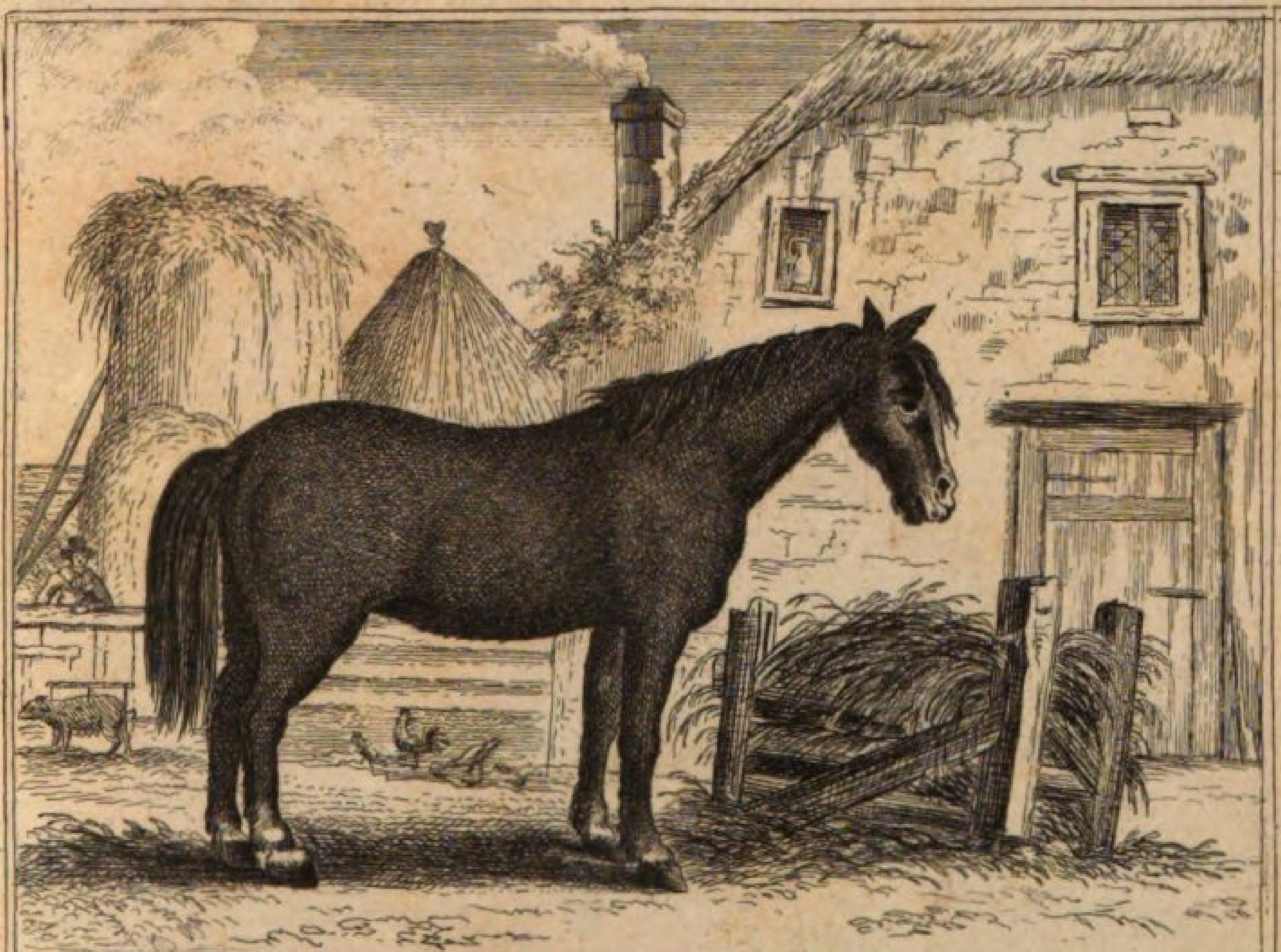
Ordre des Pachydermes. *Famille des* Solipedes.

Genre Cheval. *(Cuvier)*

Das arabische Pferd

Pl. 2. l. 4

l. 4.



LE CHEVAL DE LABOUR

Ordre des Pachydermes..... *id*.... *id*.

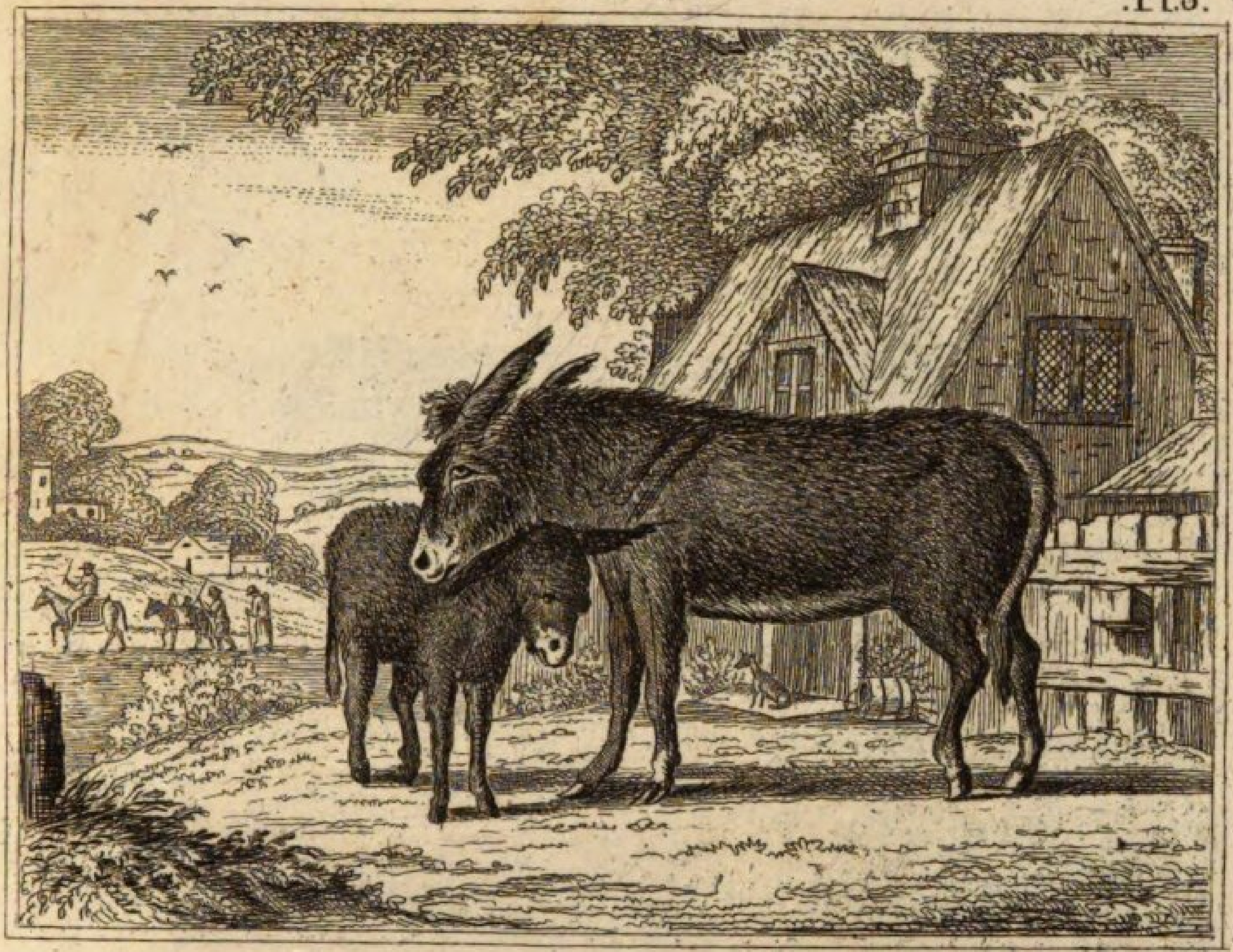
Das Ackerpferd.

L'ÂNE

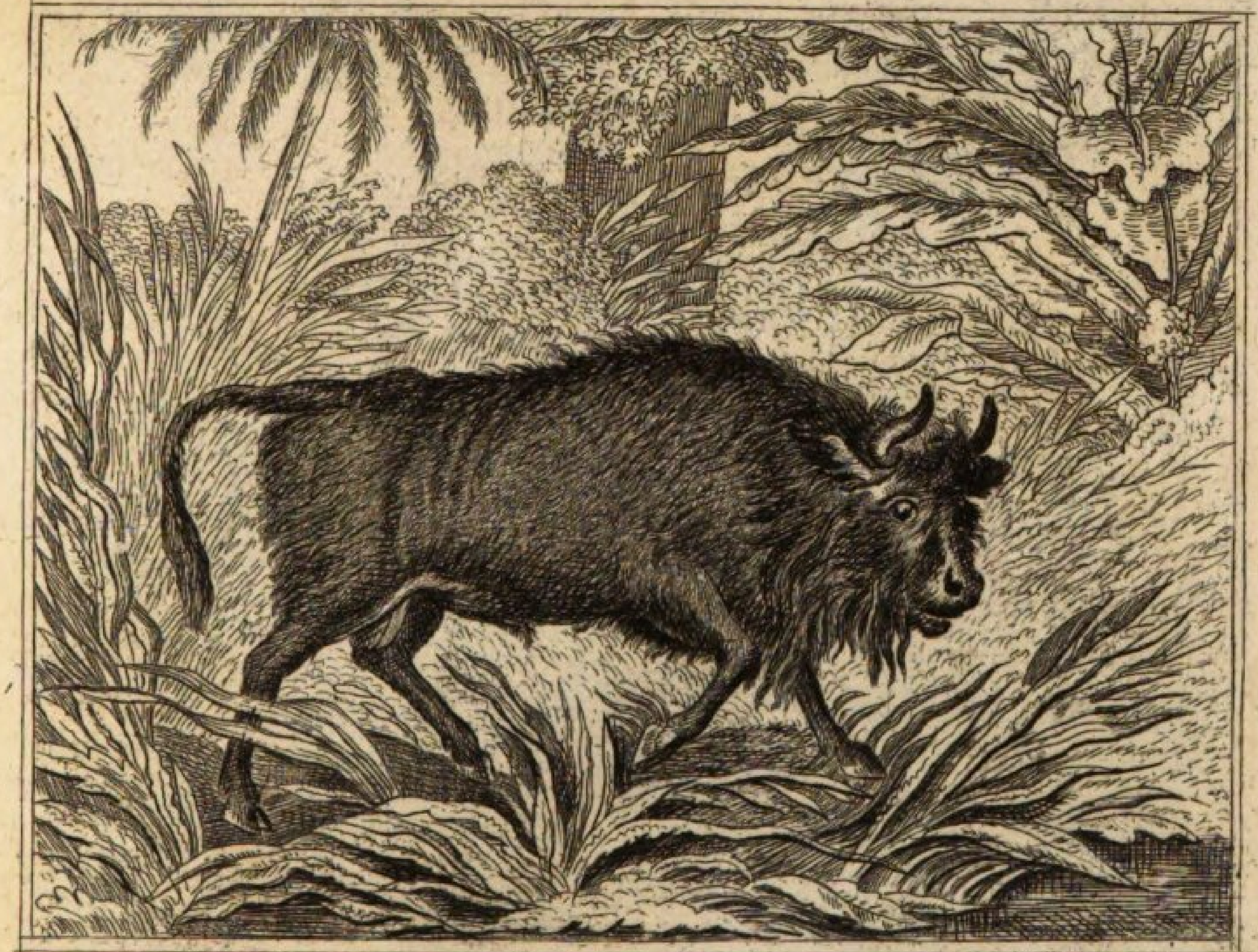
Ordre des Pachydermes *Famille des* Solipedes.
Genre Cheval *(Cuvier)*

Der Esel.

.Pl.3. l. 57.



l. 72



LE BOEUF SAUVACHE

Ordre des Ruminants *Genre* Boeuf *(Cuvier)*

Der Auerochs.

LE BOEUF

Ordre des Ruminants. *Genre* Boeuf. *(Cuvier)*

Der Ochs.

Pl. 4. l. 72

l. 72

LA VACHE

Ordre des Ruminants...*idem. id.*

Die Kuh.

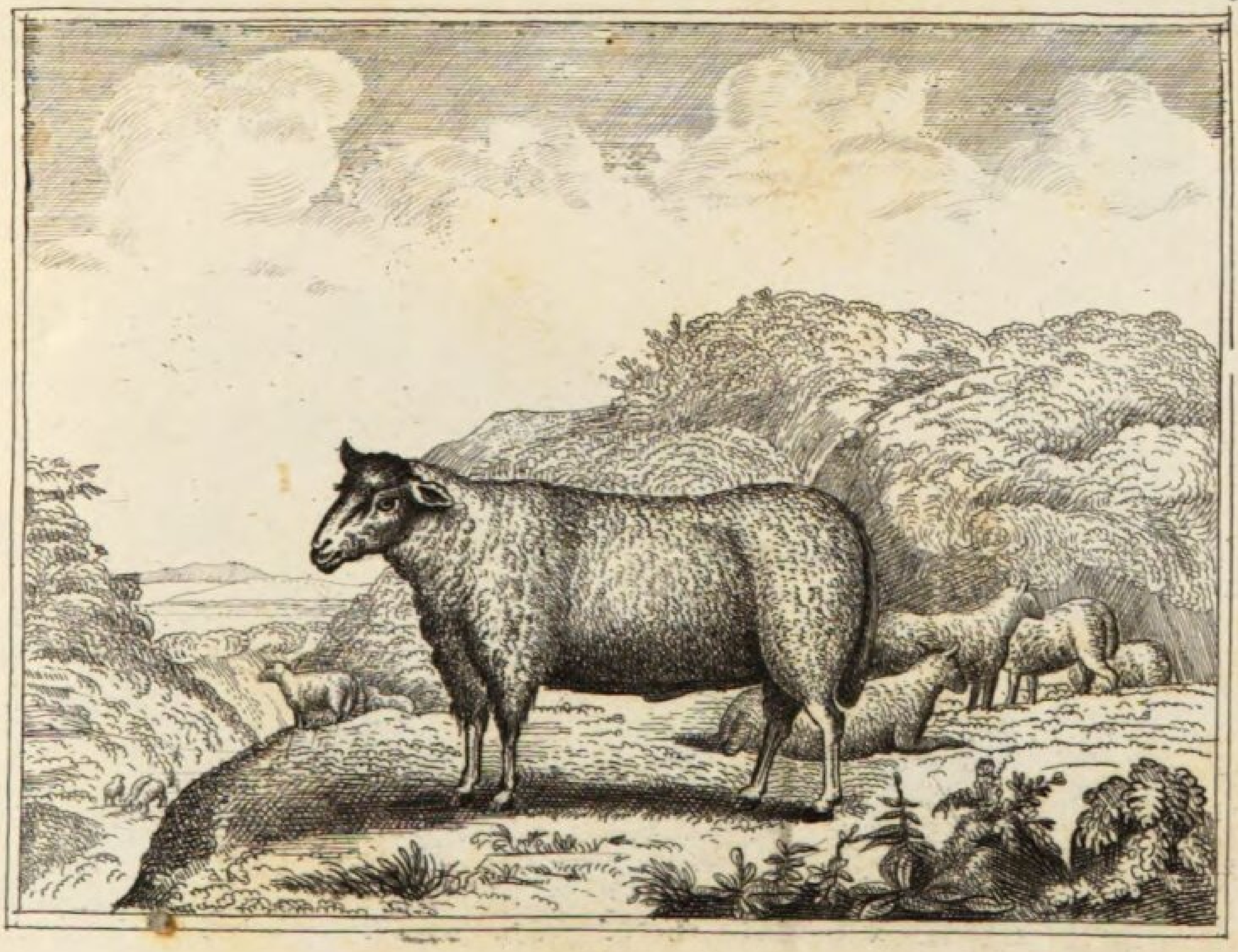
LE BÉLIER

Ordre des Ruminants *Genre* Mouton *(Cuvier)*

Der Widder.

Pl. 5. l. 92

l. 92



LA BREBIS

Ordre des Ruminants *id. id.*

Das Schaaf.

LE BOUC

Ordre des Ruminants *Genre* Chevre *(Cuvier)*

Der Bock

Pl. 6. *l. 103*

l. 103.

W. Engels sc.

LA CHÈVRE D'ANGORA

Ordre des Ruminants. *id.. id.*

Die angorische Ziege.

LE SANGLIER.

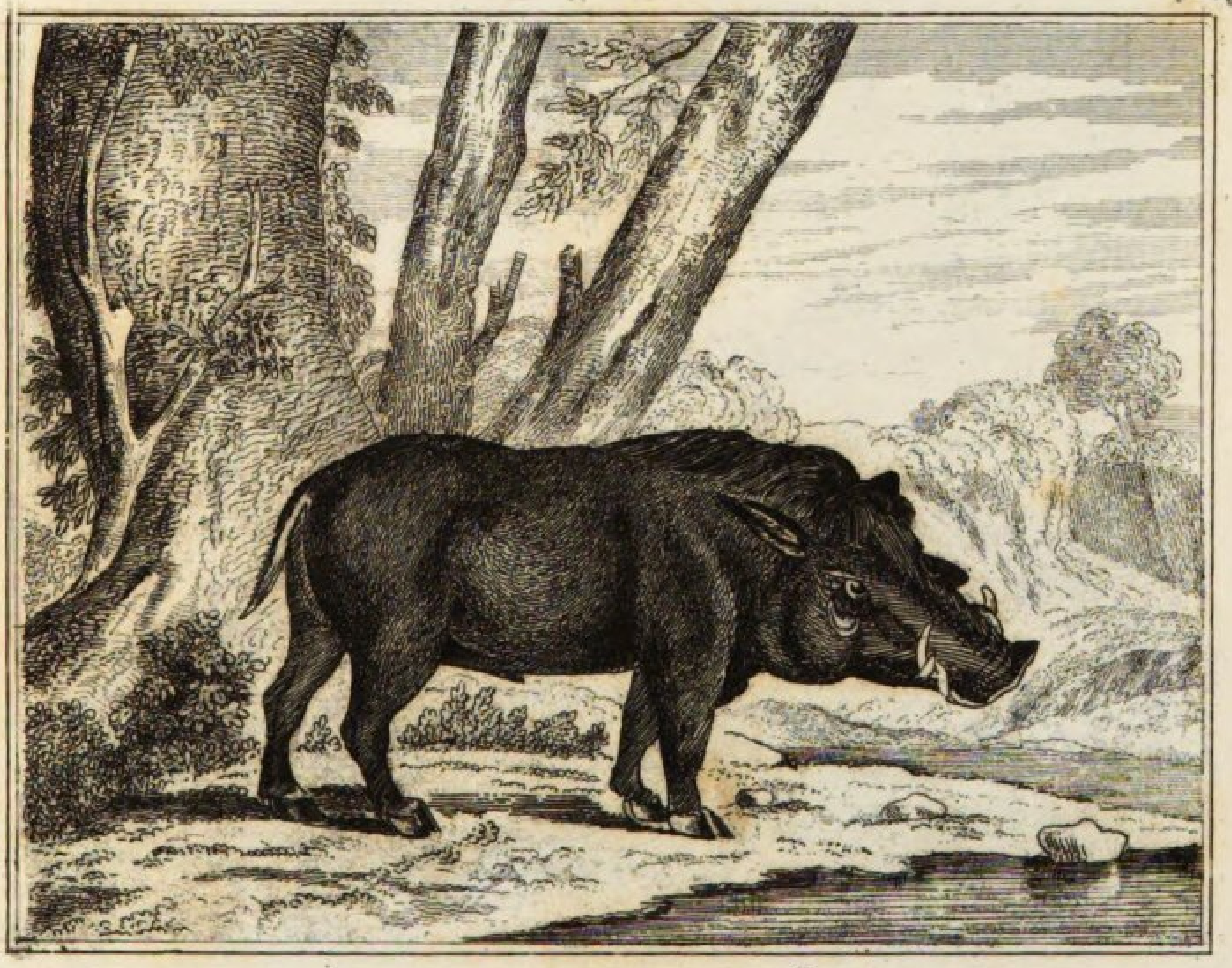
Ordre des Pachydermes *Famille des* Pachydermes *ordinaires.*

Genre Cochon *(Cuvier)*

Der Eber

PL 7 l. 110.

l. 132



LE SANGLIER D'AFRIQUE

Ordre des Pachydermes...... *id* .. *id* ..

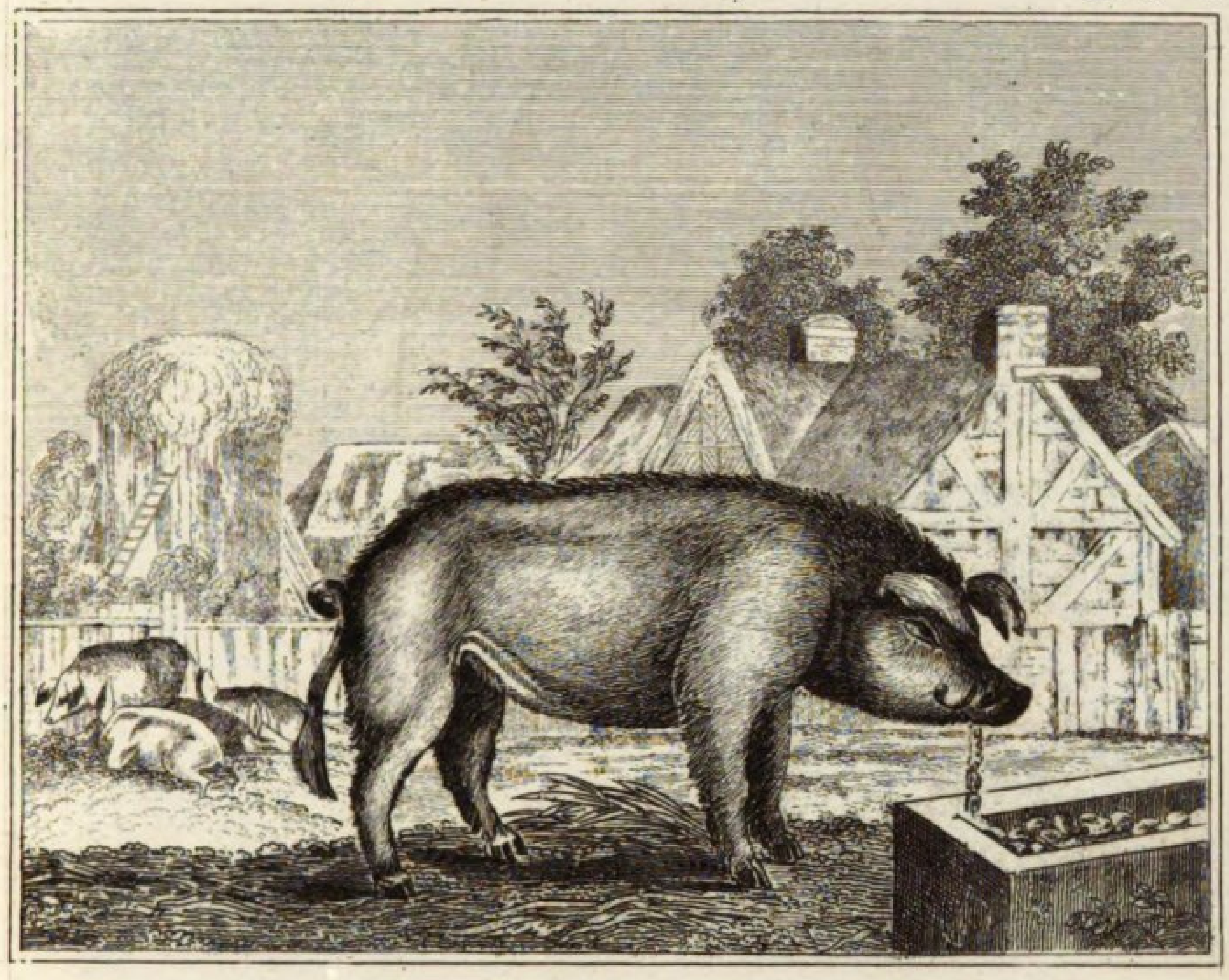
Der africanische Eber

LE COCHON

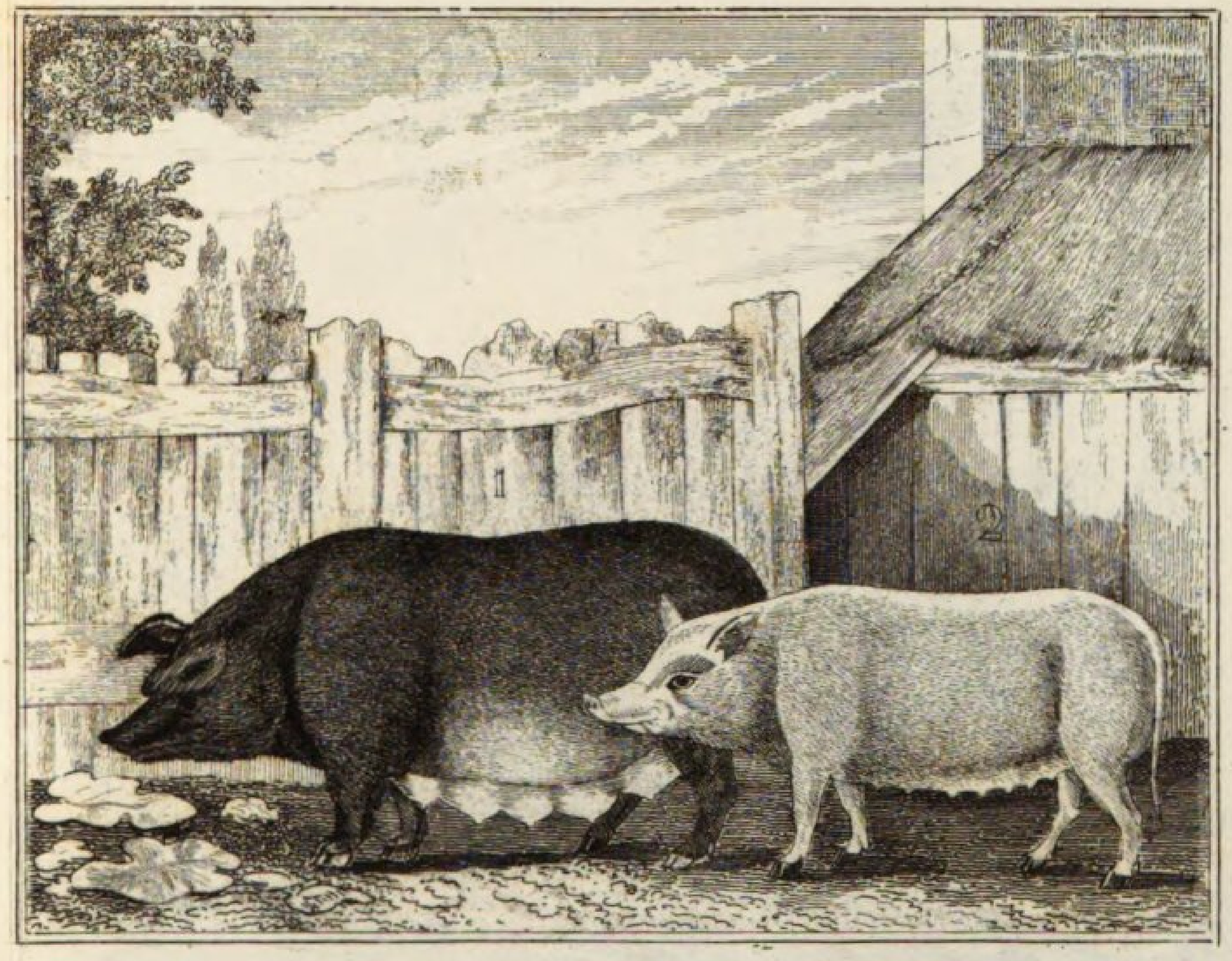
Ordre des Pachydermes *Famille des* Pachydermes *ordinaires*
Genre Cochon *(Cuvier)*

Das Schwein

Pl 8 l. 110.



l. 124.



1. LE COCHON DE SIAM 2 LE COCHON DE GUINEE

Ordre des Pachydermes... *id*.... *id*...

1. *Das siamische Schwein* 2. *Das guineische Schwein.*

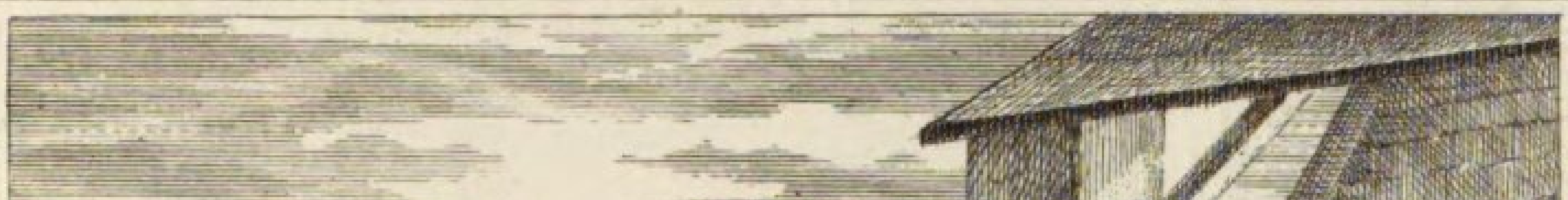
LE CHIEN D'ARÊT

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der stehende Hund.

Pl. 9. l. 136

l. 136



LE MÂTIN

Ordre des Carnassiers, *id... id.....*

Schäfer oder Fleischerhund.

LE CHIEN DU GRÖNLAND

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der grönländische Hund.

Pl. 10 p. 136

p. 136

LE BARBET

Ordre des Carnassiers... *id*... *id*...

Der Pudelhund.

LE LEVRIER.

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der Windhund.

Pl. 11. P. 136

P. 136

LE BOULE DOGUE

Ordre des Carnassiers .... *id* ... *id* .

Der Bullenbeiſser

LE CHIEN DE NEWFOULAND

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digiligrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der Neufoundländer

Pl. 12. l. 136

l. 136

LE CHIEN D'ECOSSE

Ordre des Carnassiers .... *id id*

Der Fleischer-Hund

LE CHIEN D^e IRLANDE

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der irländische Hund

Pl. 13. *f. 136*

f. 106.

LE CHIEN DE BERGER

Ordre des Carnassiers... *id. id...*

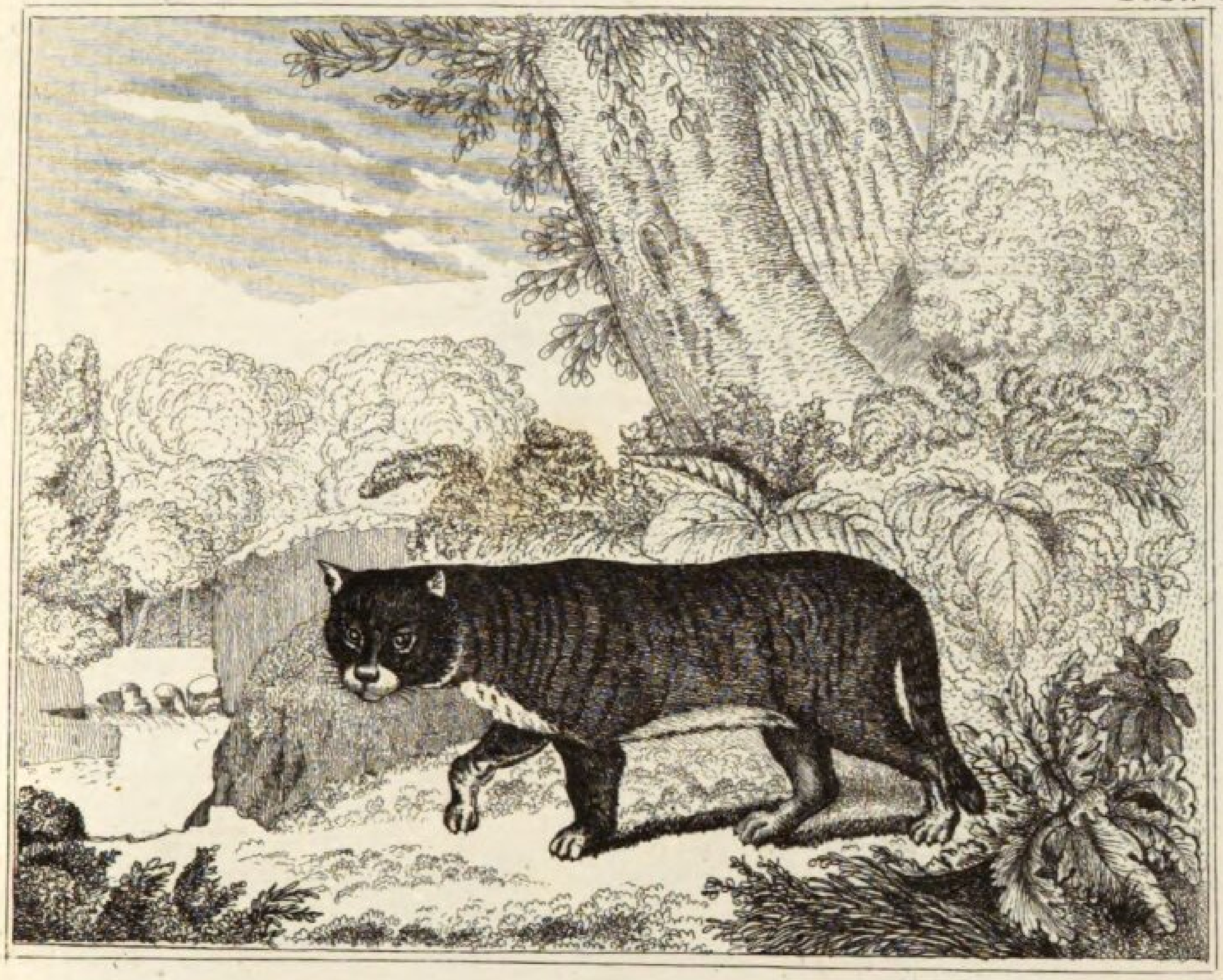
Der Schäferhund.

LE CHAT SAUVAGE

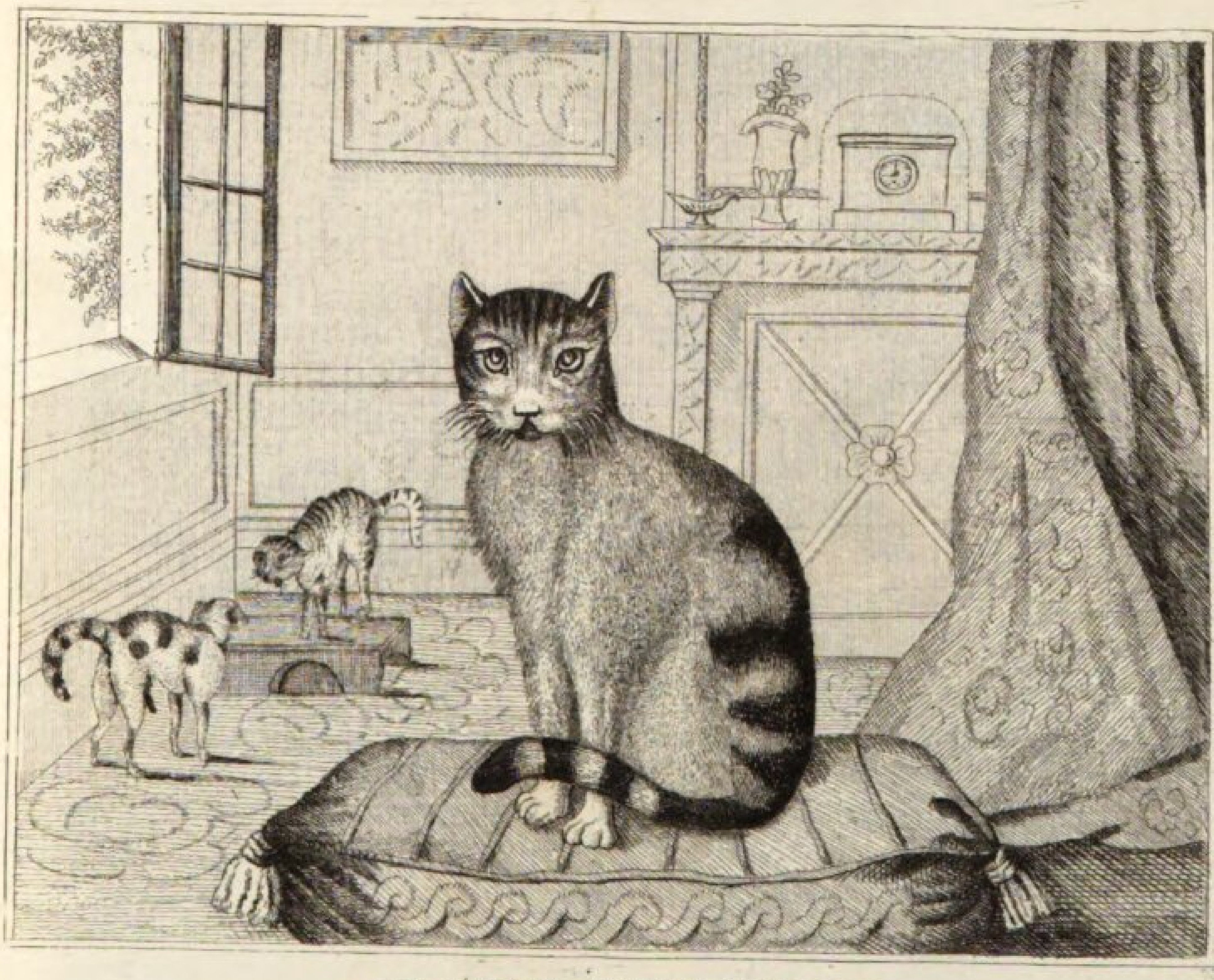
Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Chat *(Cuvier.)*

Die wilde Katze.

Pl. 14. *p. 199.*



p. 199



LE CHAT DOMESTIQUE

Ordre des Carnassirrs... *id* .... *id* ...

Die Hauskatze.

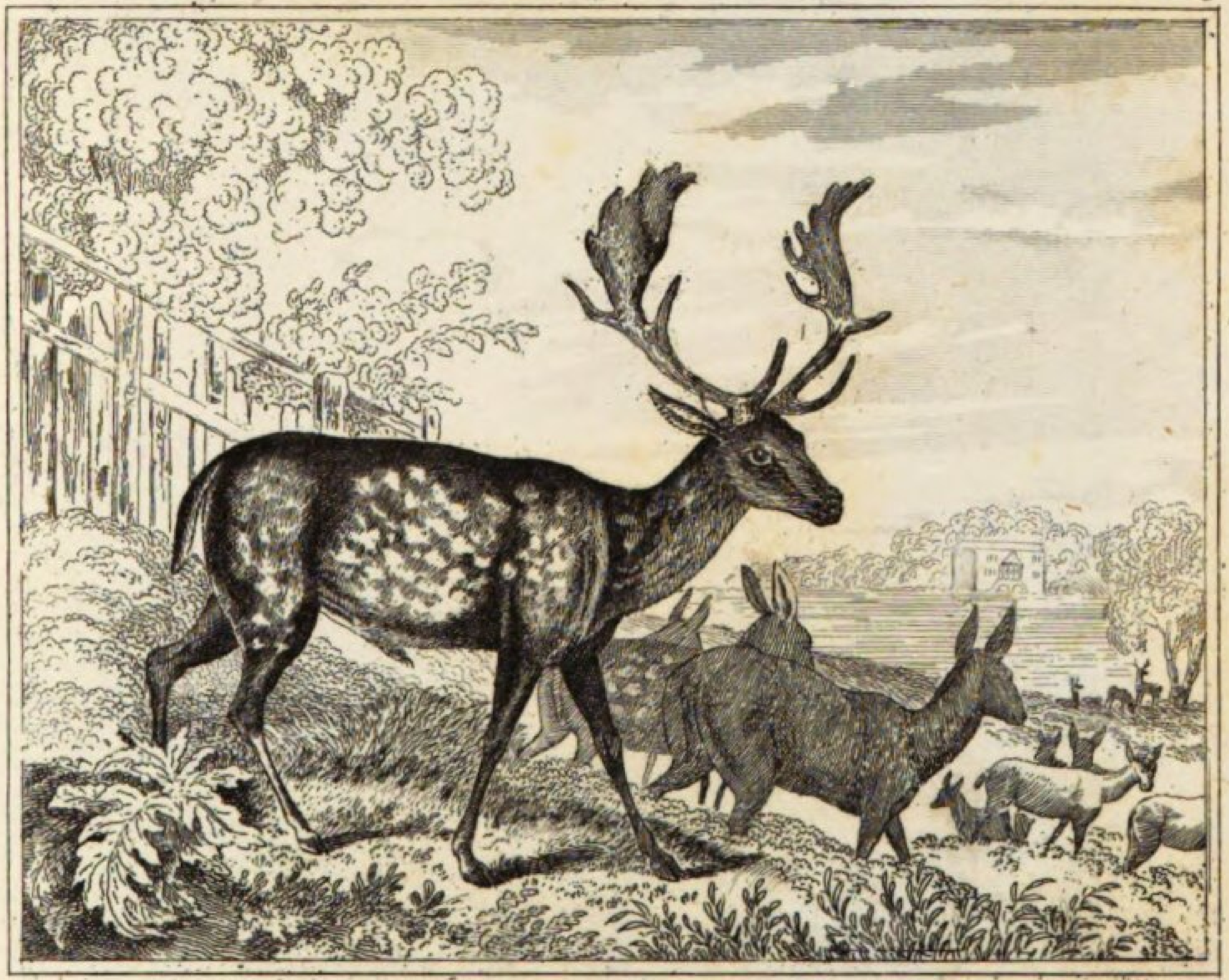
LE CERF COMMUN

Ordre des Ruminants *Section des* Ruminants à cornes
Genre Cerf *(Cuvier)*

Der gemeine Hirsch.

Pl. 15. 1.213.

1.237.



LE DAIM

Ordre des Ruminants ..... *id* .... *id* ....

Der Damhirsch.

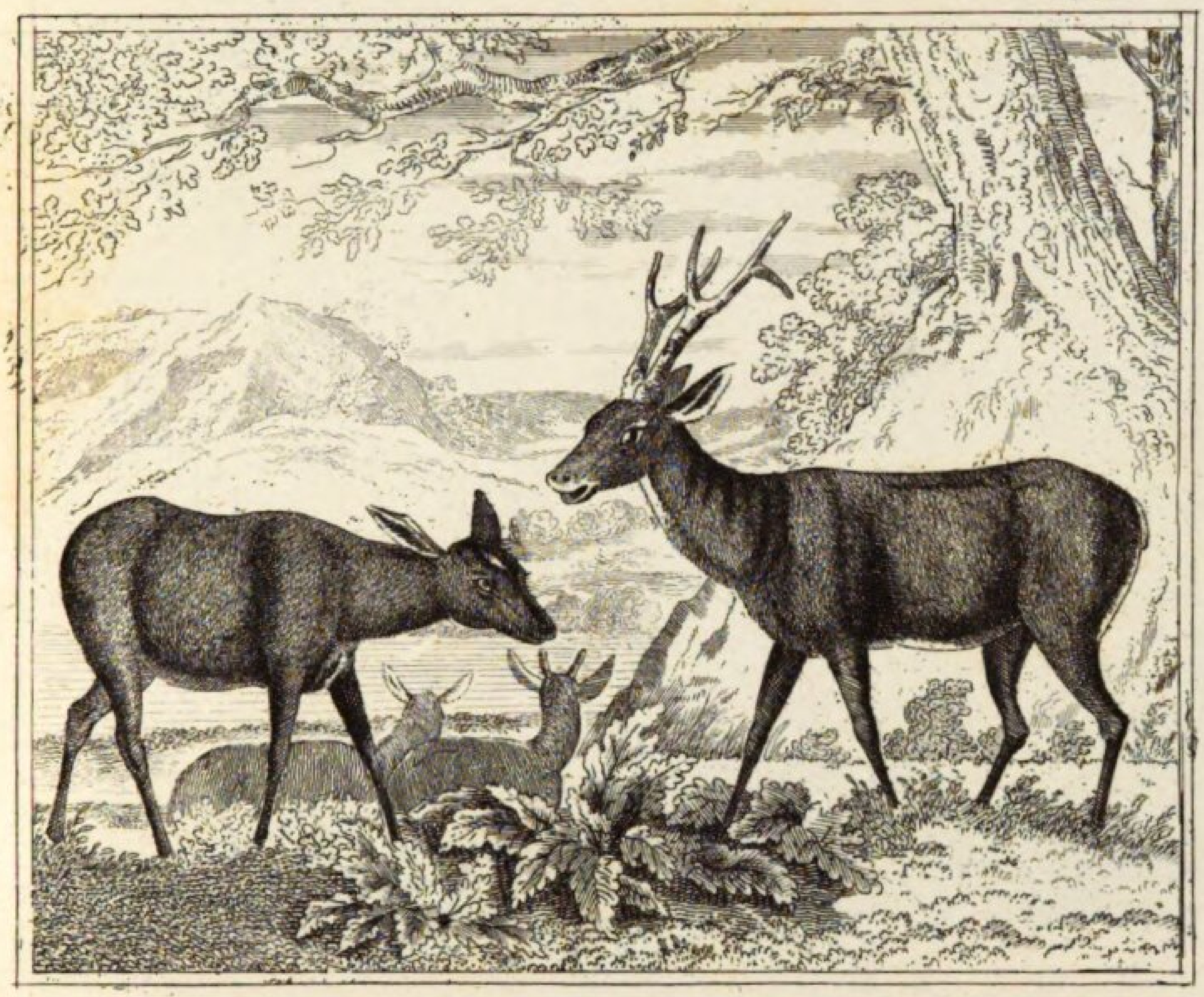
LE CHEVREUIL

Ordre des Ruminants *Section des* Ruminants à cornes

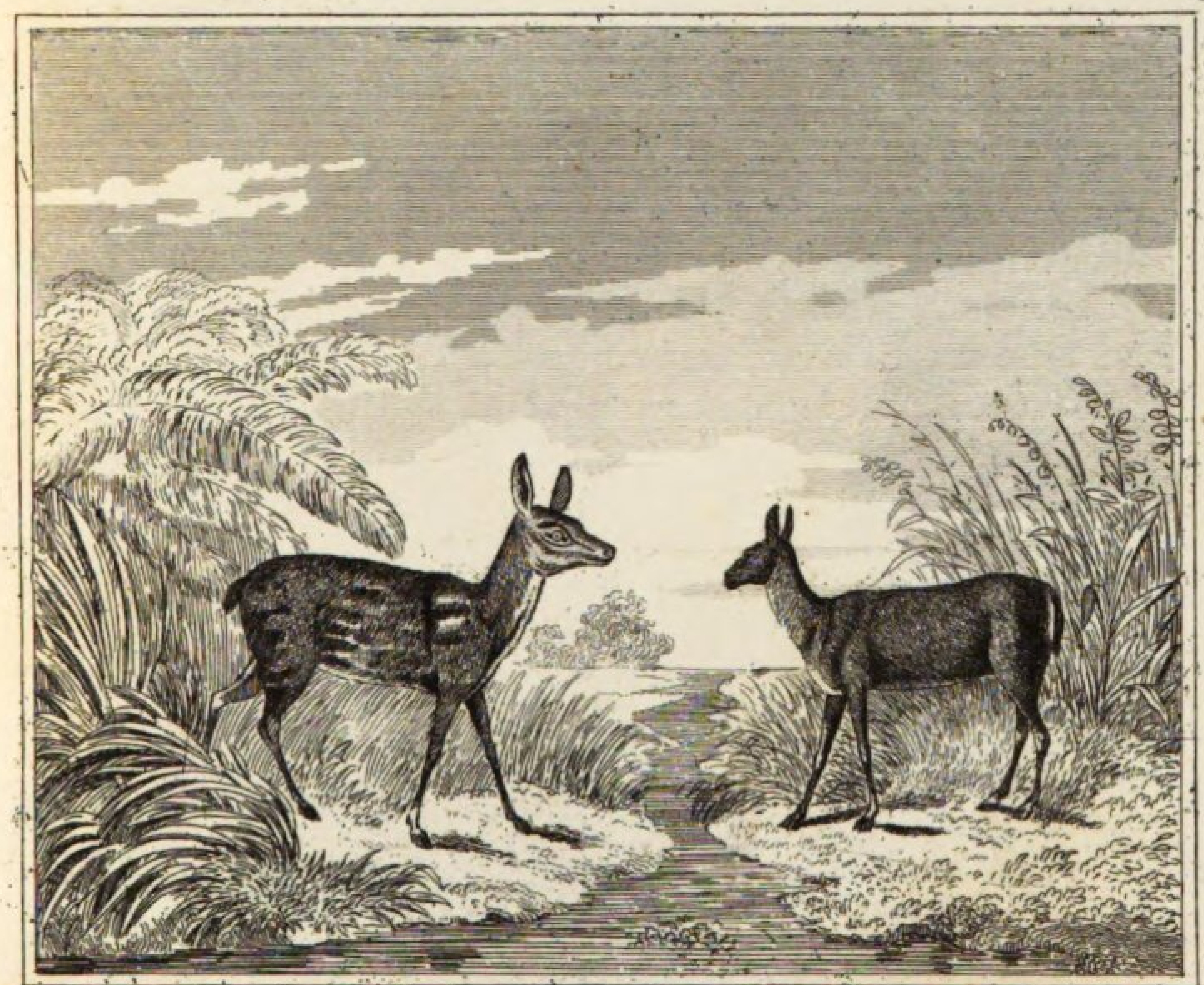
Genre Cerf (*Cuvier*)

Das Reh.

Pl 16 240.



210 – 250.



FAON DU CERF ET DU CHEVREUIL

Ordre des Ruminants ... *id* ... *id* ...

Hirschkalb und Rehkalb.

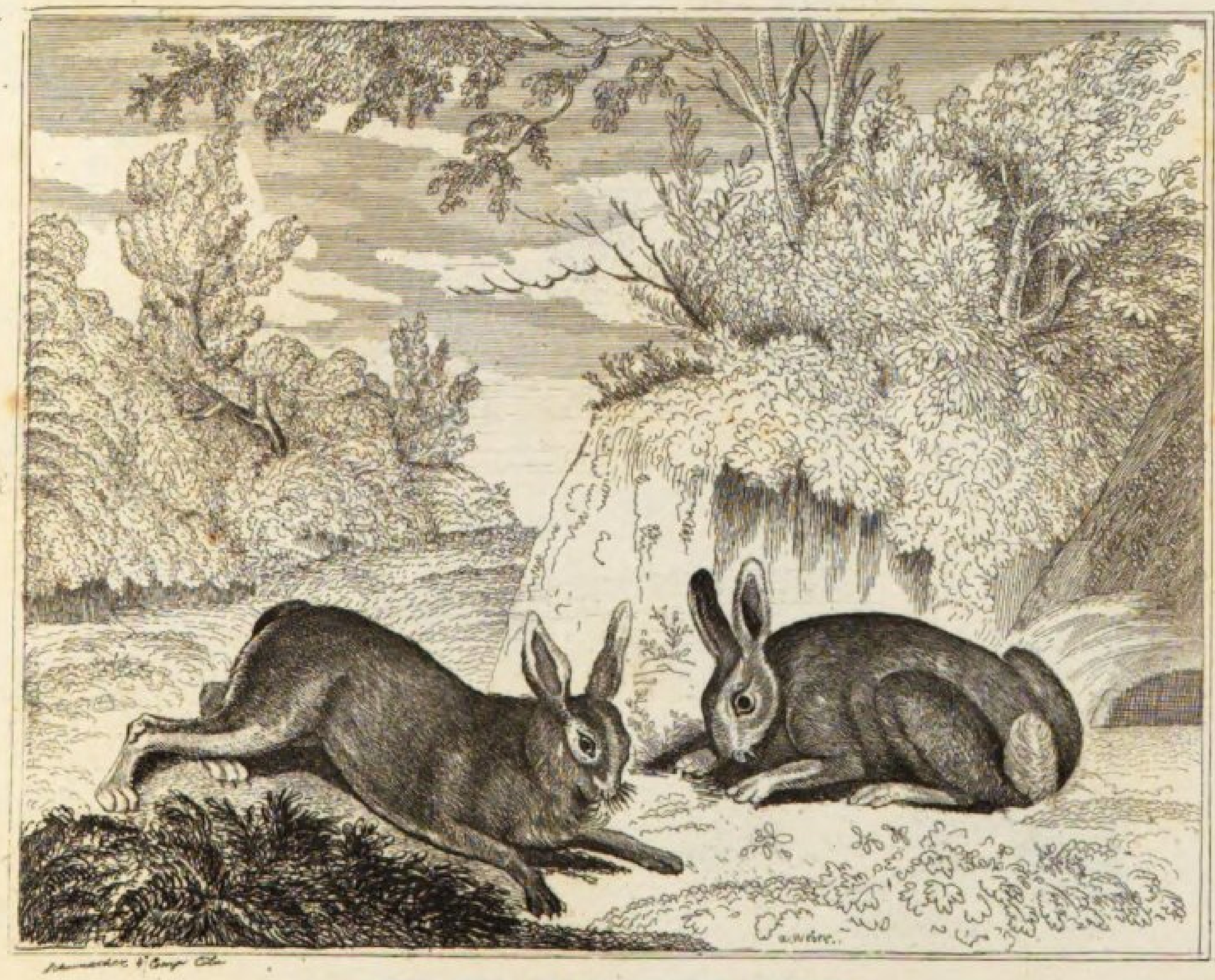
LE LIÈVRE

Ordre des Rongeurs. *Genre* Lièvre *(Cuvier.)*

Der Hase.

Pl. 17. p. 250.

p. 260



LE LAPIN SAUVAGE

Ordre des Rongeurs ... *id* ... *id*...

Das wilde Kaninchen.

LE LAPIN DOMESTIQUE

Ordre des Rongeurs. *Genre* Lièvre *(Cuvier.)*

Das zahme Kaninchen.

Pl. 18. l. 260

l. 260.

LE LAPIN L'ANGORA

Ordre des Rongeurs ...... *id* .... *id* ....

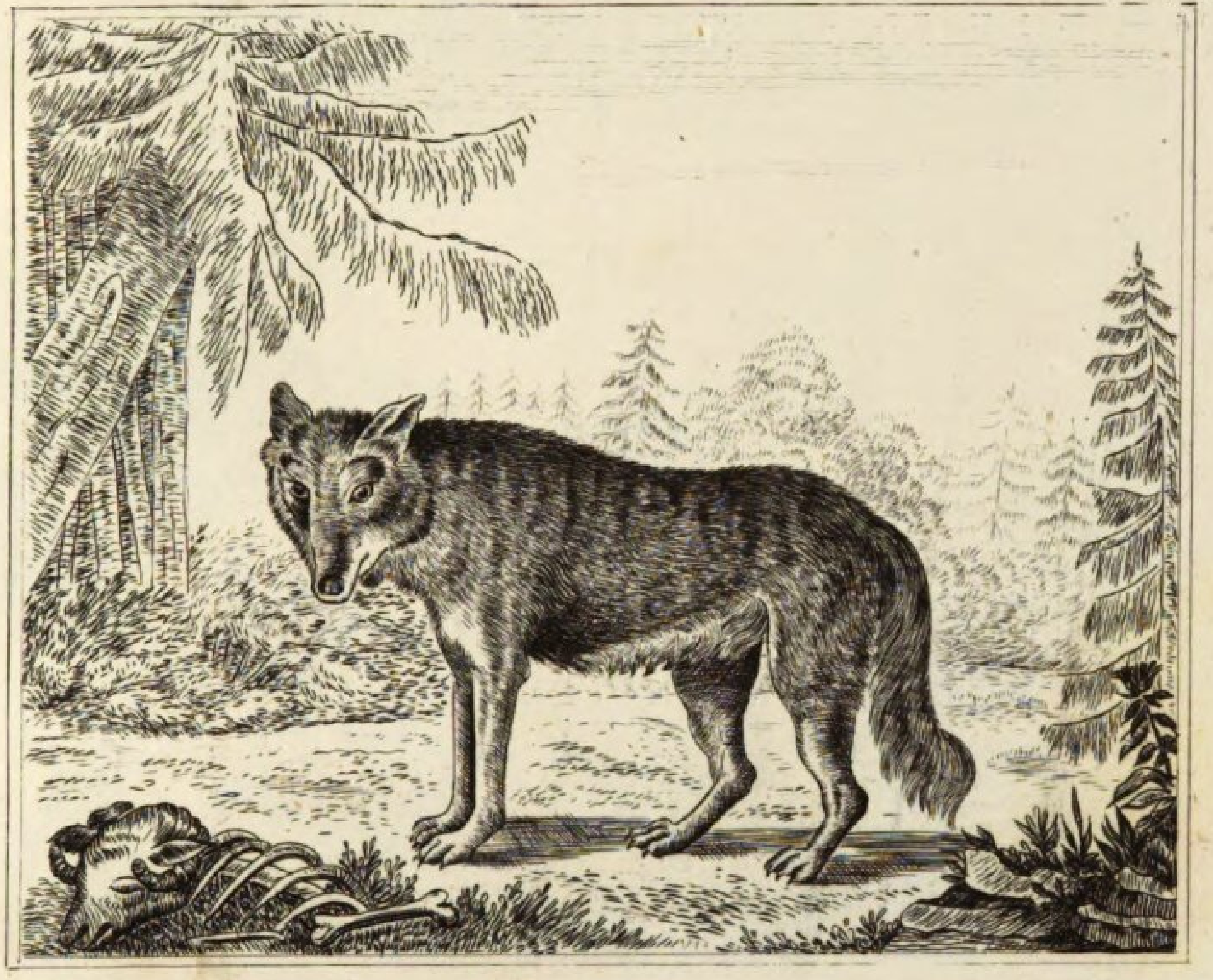
Das angorische Kaninchen.

LE LOUP COMMUN

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Der gemeine Wolf

Pl. 19. l. 284



l. 292

LE LOUP NOIR

Ordre des Carnassiers . . . *id* . . *id*

Der schwarze Wolf

LE RENARD COMMUN

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien (*Cuvier*

Der gemeine Fuchs

Pl. 20. l. 294

l. 294.

LE RENARD D'AMERIQUE

Ordre des Carnassiers . . *id* . . *id*

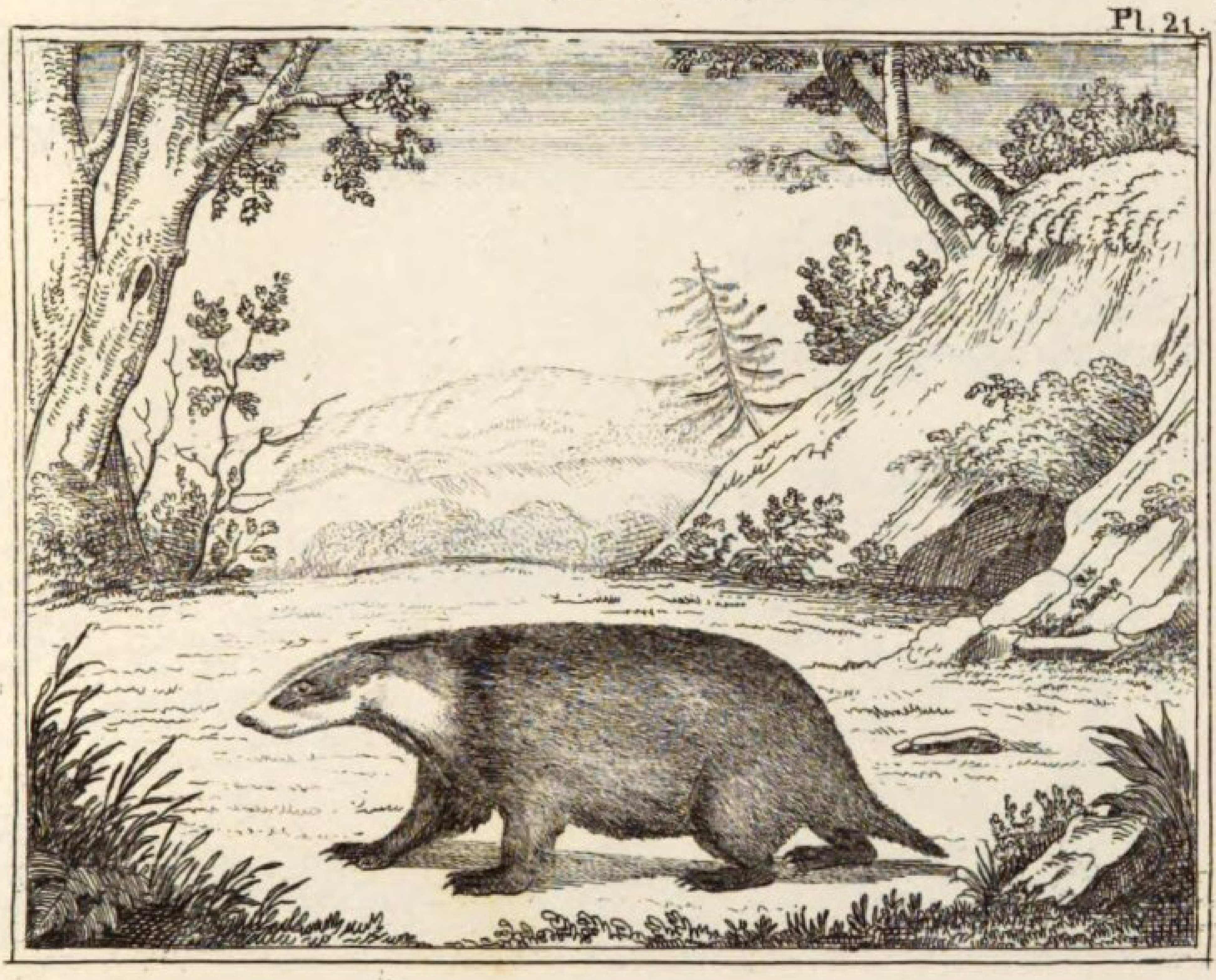
Der amerikanische Fuchs

LE BLAIREAU

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Plantigrades. *Genre* Blaireau. (*Cuvier*)

Der Dachs.

Pl. 21. p. 301.



p. 304

LA LOUTRE COMMUNE

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Loutre (*Cuvier*)

Der gemeine Fischotter.

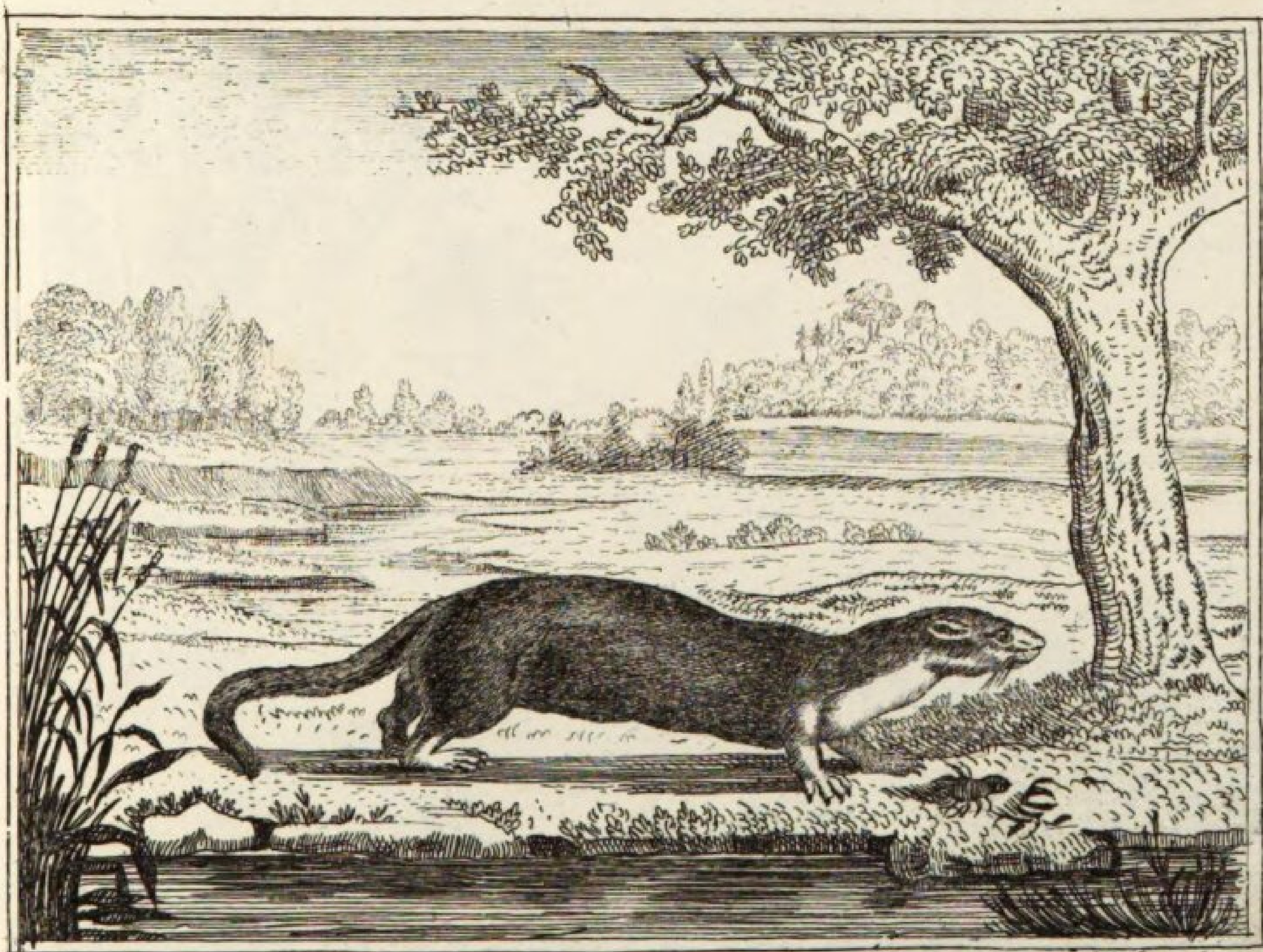
LA PETITE LOUTRE DE LA GUYANNE

Ordr des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Loutre. *(Cuvier)*

Die kleine Fischotter aus Guyana

Pl. 22. l. 311.

l. 312



W. Engels sc.

LA SARICOVIENNE

Ordre des Carnassiers.... *id*... *id*...

Die brasilianische Fischotter.

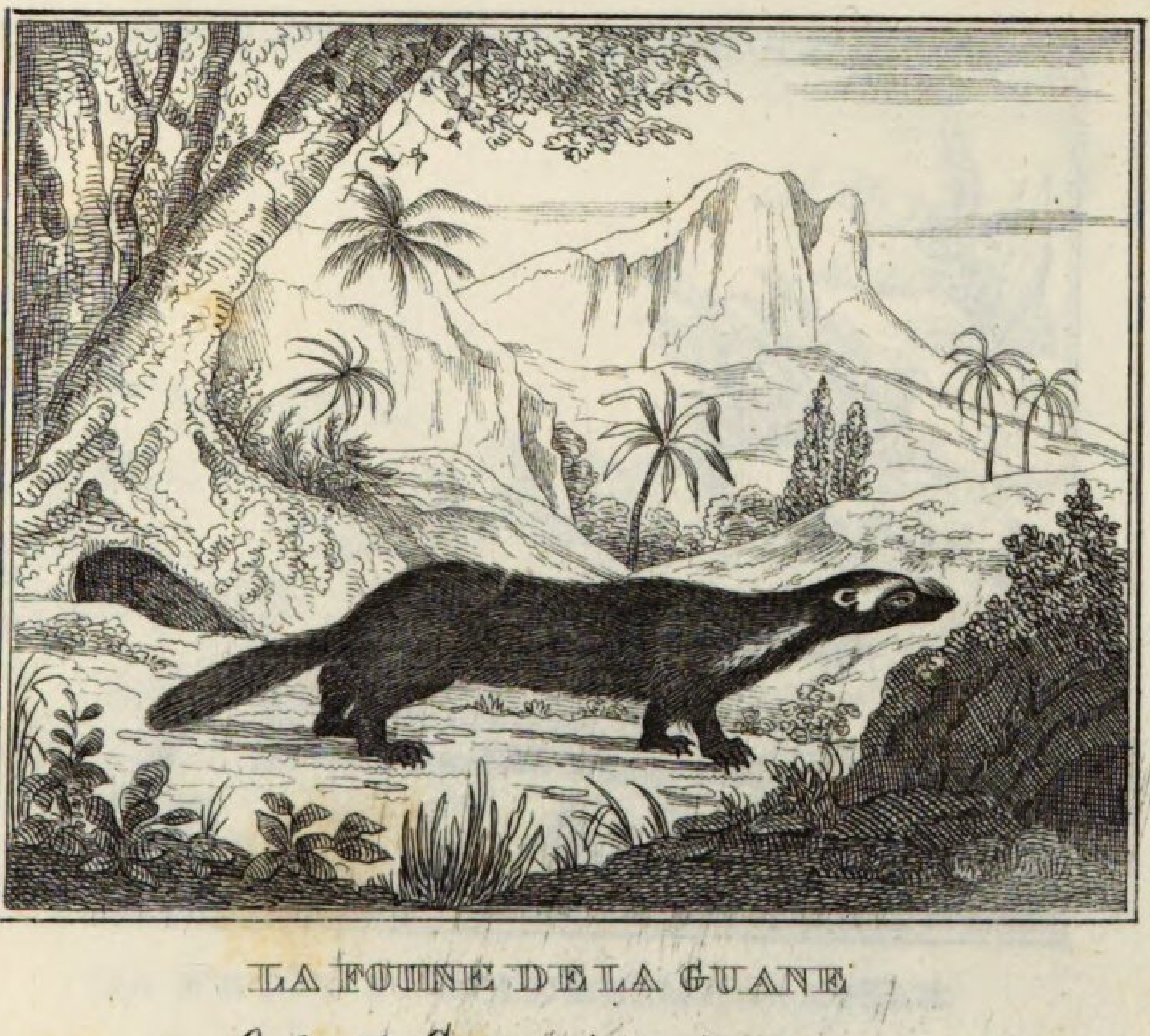
1 LA FOUINE COMMUNE 2 LA MARTE COMMUNE

Ordre des Carnaſsiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Marte *(Cuvier)*

1 Der Haus Marder 2 Der Haus Marder

Pl 23 l. 319.

l. 321.



LA FOUINE DE LA GUANE

Ordre des Carnaſsiers... *id*... *id*...

Der Marder v. Guyana

1 LA G^DE MARTE DE LA GUYANE 2 LA P^TE FOINE DE LA GUI^E

Ordre des Carnaſsiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Marte *(Cuvier)*

1 Der Gr. Marder v. Guyna 2 Der Kl. Marder v. Guyna

Pl. 24. l. 322. 25.

l. 323.

LA PETIT FOUINE DE MADAGASCAR

Ordre des Carnaſsiers .... *id* .... *id* ....

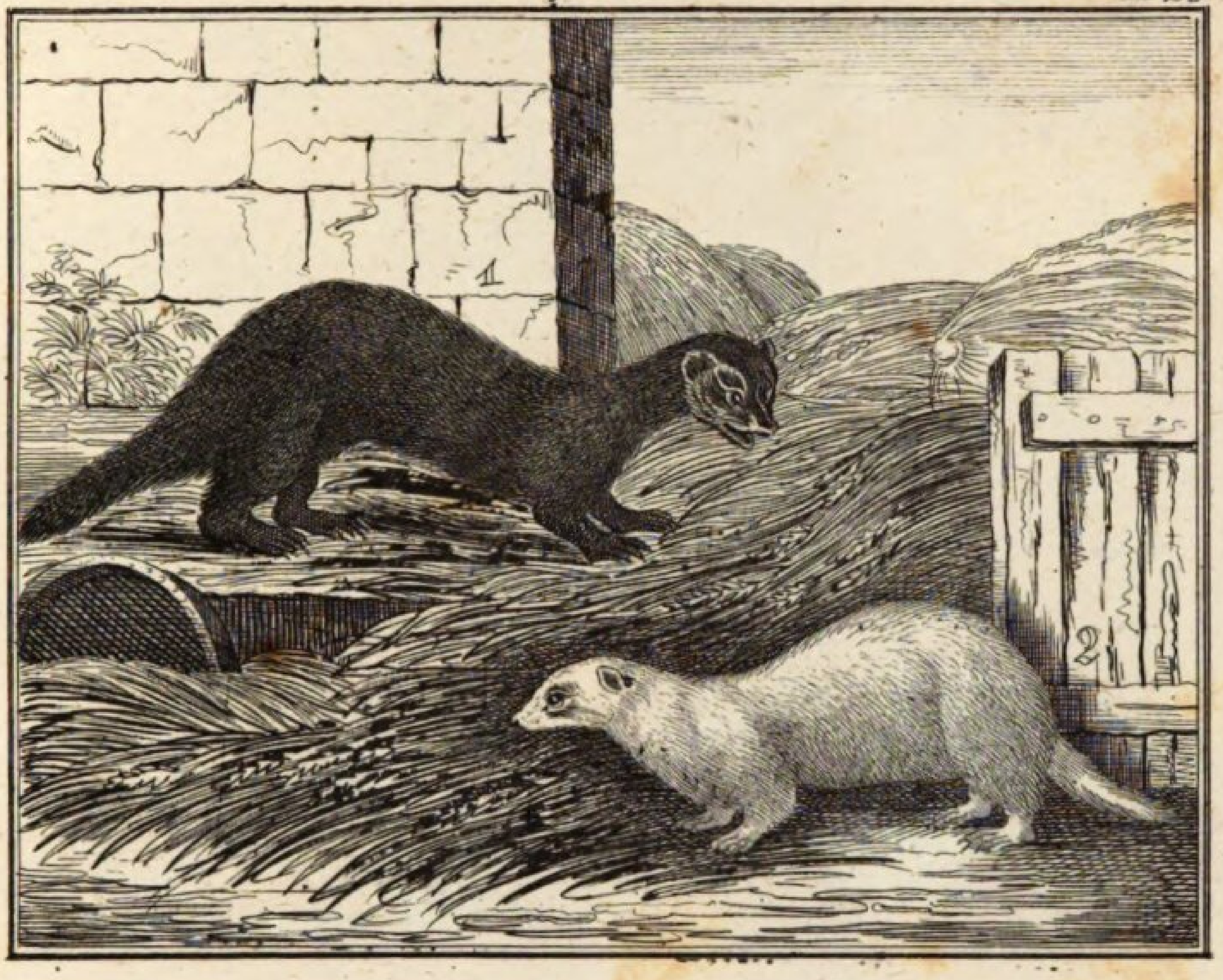
Der Kl. Marder v. Madagascar.

1 LE PUTOIS 2 LE FURET

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Marte *(Cuvier)*

1 Der Iltis. 2. Das Frett.

Pl 25. p. 325-28.



p. 327

LE PUTOIS RAYÉ DE L'INDE

Ordre des Carnassiers ... *id* ... *id* ...

Der indische Livrée Iltis

1 LA BELETTE 2 L'HERMINE

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Marte *(Cuvier.)*

1 Der Wiesel 2 Das Hermelin

Pl 126 l. 330 à 340.

l. 344.

LE GRISON

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Plantigrades *Genre* Glouton *(Cuvier)*

Der Grison

LE RAT

Ordre des Rongeurs *Genre* Rat *(Cuvier.)*

Die Ratte.

Pl. 27. p. 345

p. 348

LA SOURIS

Ordre des Rongeurs. *id.. id.*

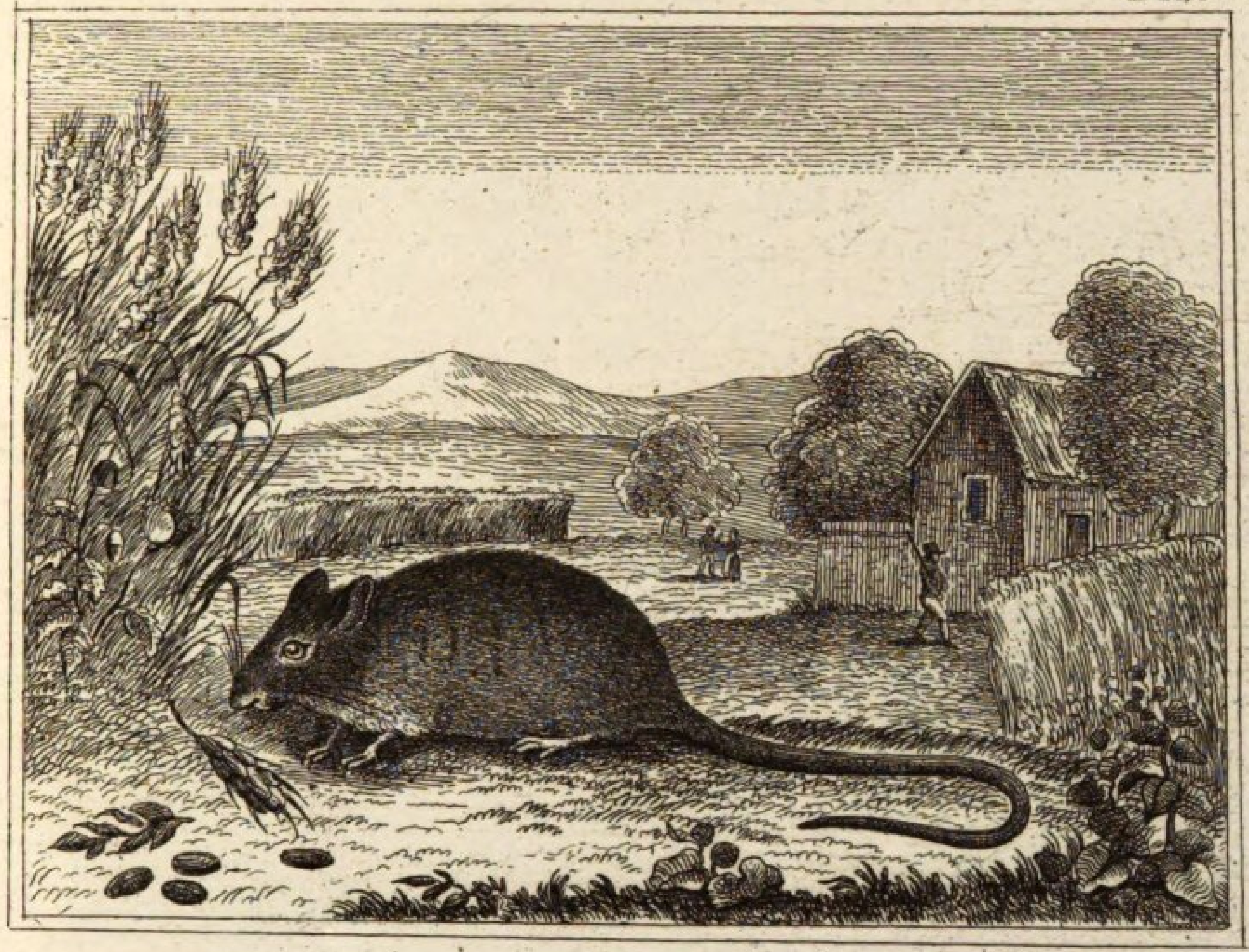
Die Maus.

LE MULOT

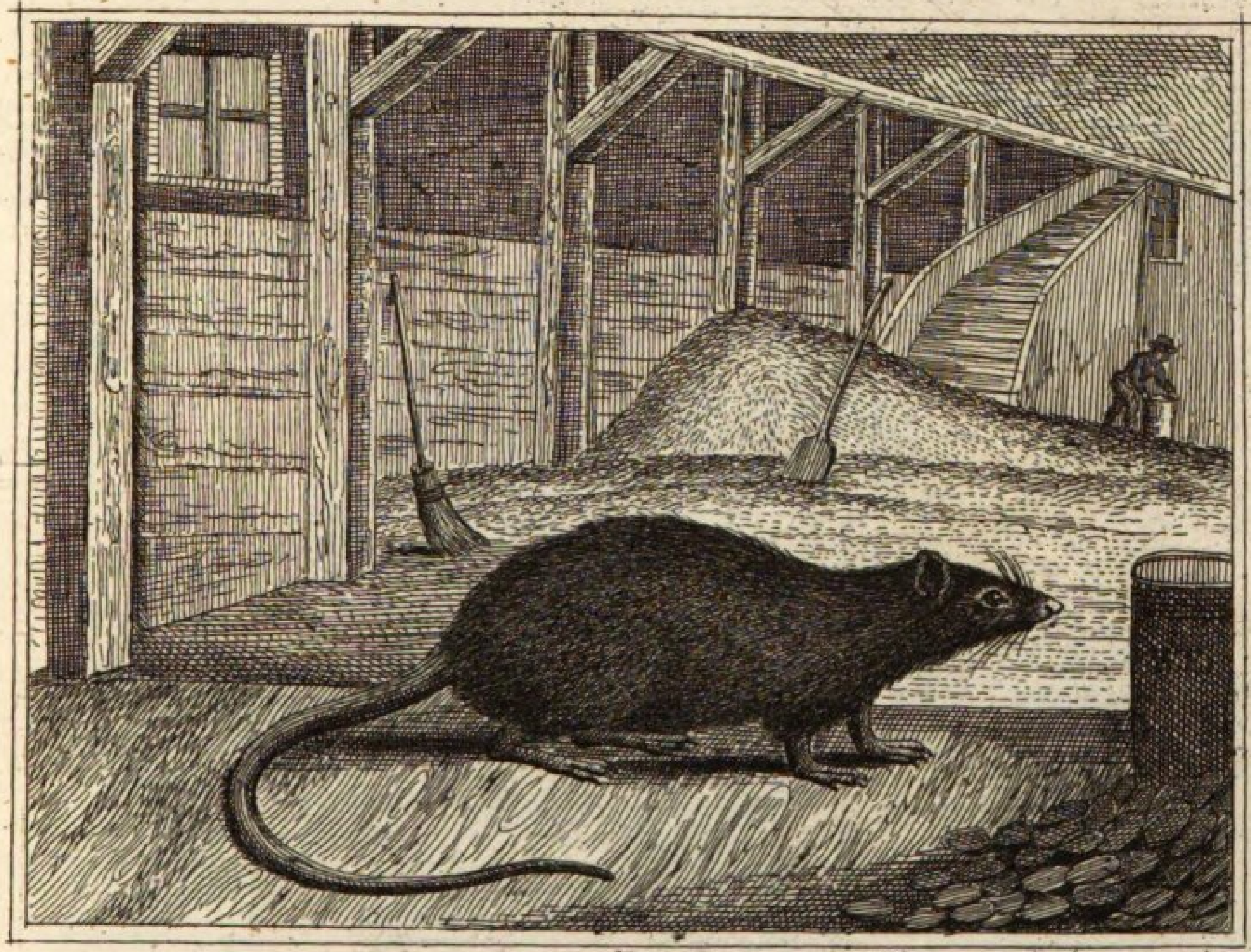
Ordre des Rongeurs *Genre* Rat *(Cuvier)*

Die groſse Feldmaus.

Pl. 28. l. 351.



l. 354.



LE RAT PERCHAL

Ordre des Rongeurs... *id*... *id*.

Die Perchalratte.

LE SCHERMAN
Ordre des Rongeurs. *Genre* Rat *(Cuvier)*
Der Scherman.

Pl. 29. p. 255

p. 256.

L'ÉCUREUIL COMMUN
Ordr des Rongeurs. *Genre* Ecureuil. *(Cuvier)*
Das gemeine Eichhörnchen.

LE RAT D'EAU

Ordre des Rongeurs. *Genre* Rat *(Cuvier)*

Die Waſserratze.

Pl. 30. p. 359

p. 360.

W. Engels sc.

LE CAMPAGNOL

Ordre des Rongeurs.... *id:. id..*

Die Feldratze

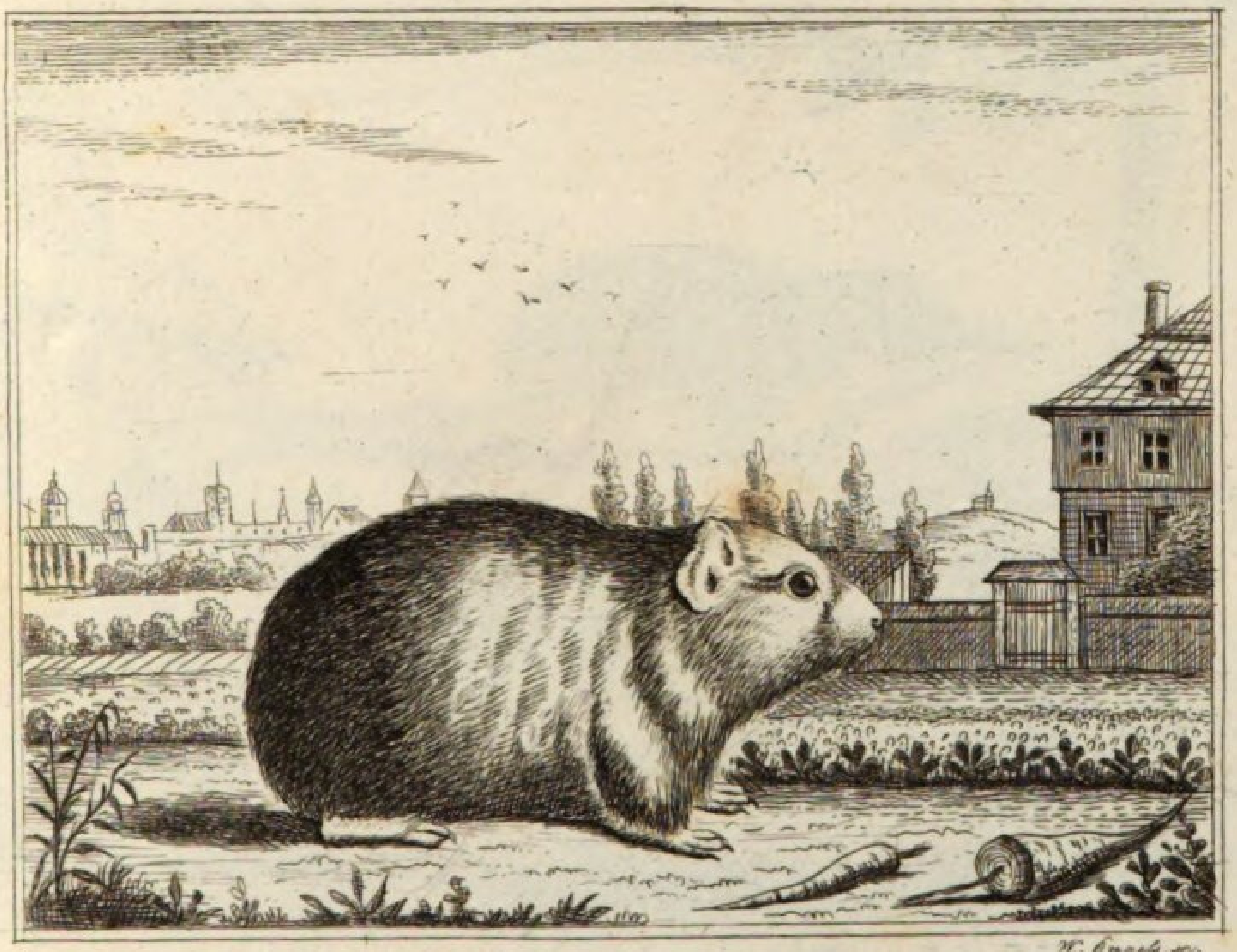
LE HAMSTER

Ordre des Rongeurs. *Genre* Rat. *(Cuvier)*

Der Hamster.

Pl. 31. *p. 361.*

p. 370



W. Engels sc.

LE COCHON D'INDE

Ordre des Rongeurs *Genre* Cobaye. *(Cuvie)*

Das Meerschweinchen.

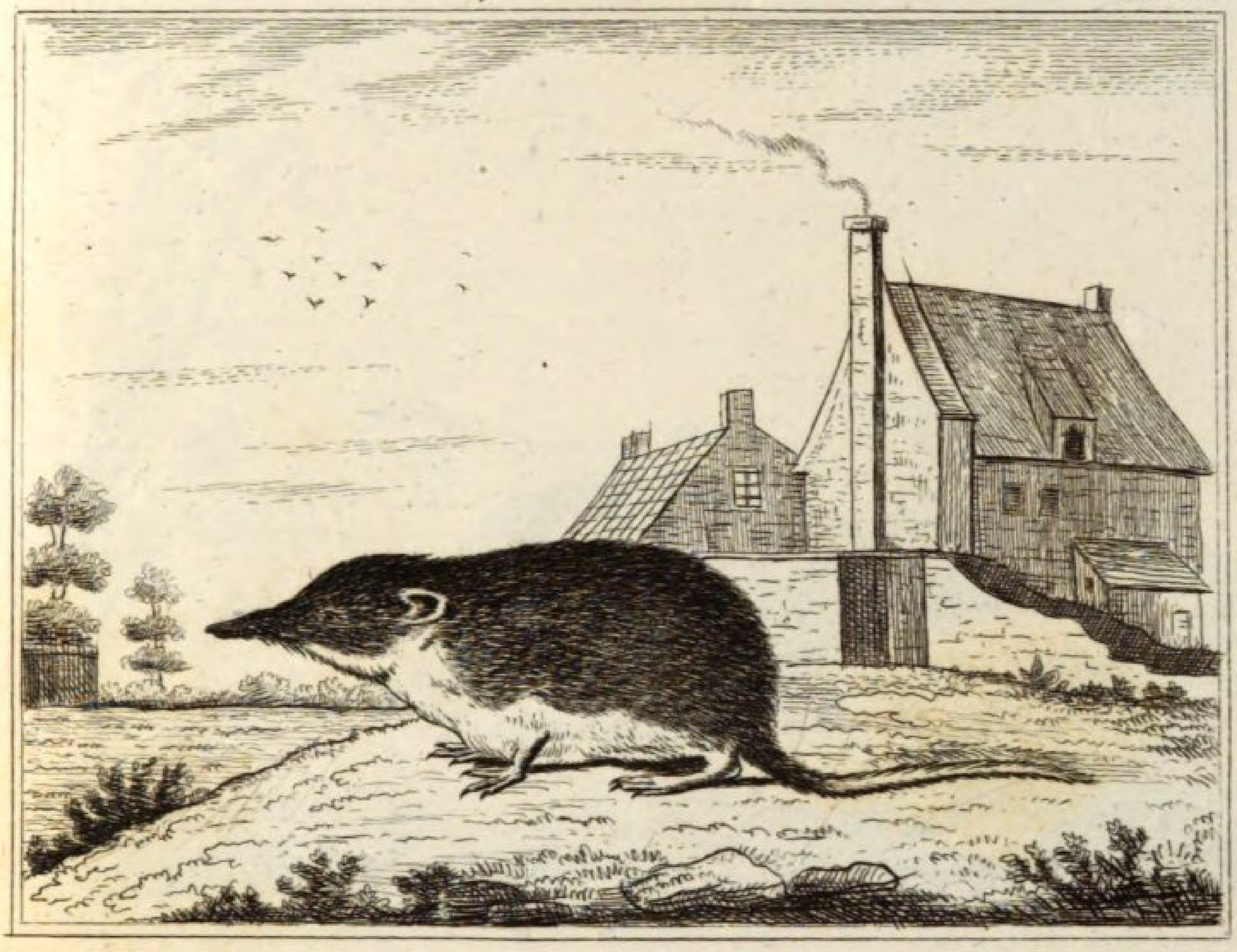
LA MUSARAIGNE

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Insectivores.

Genre Musaraigne *(Cuvier)*

Die Spitzmaus

Pl. 32. f. 372



f. 373.

LES MUSARAIGNES D'EAU

Ordre des Carnassiers.... *id* .... *id* ..

Die Waſser-Spitzmäuse.

LA MUSARAIGNE DE L'INDE

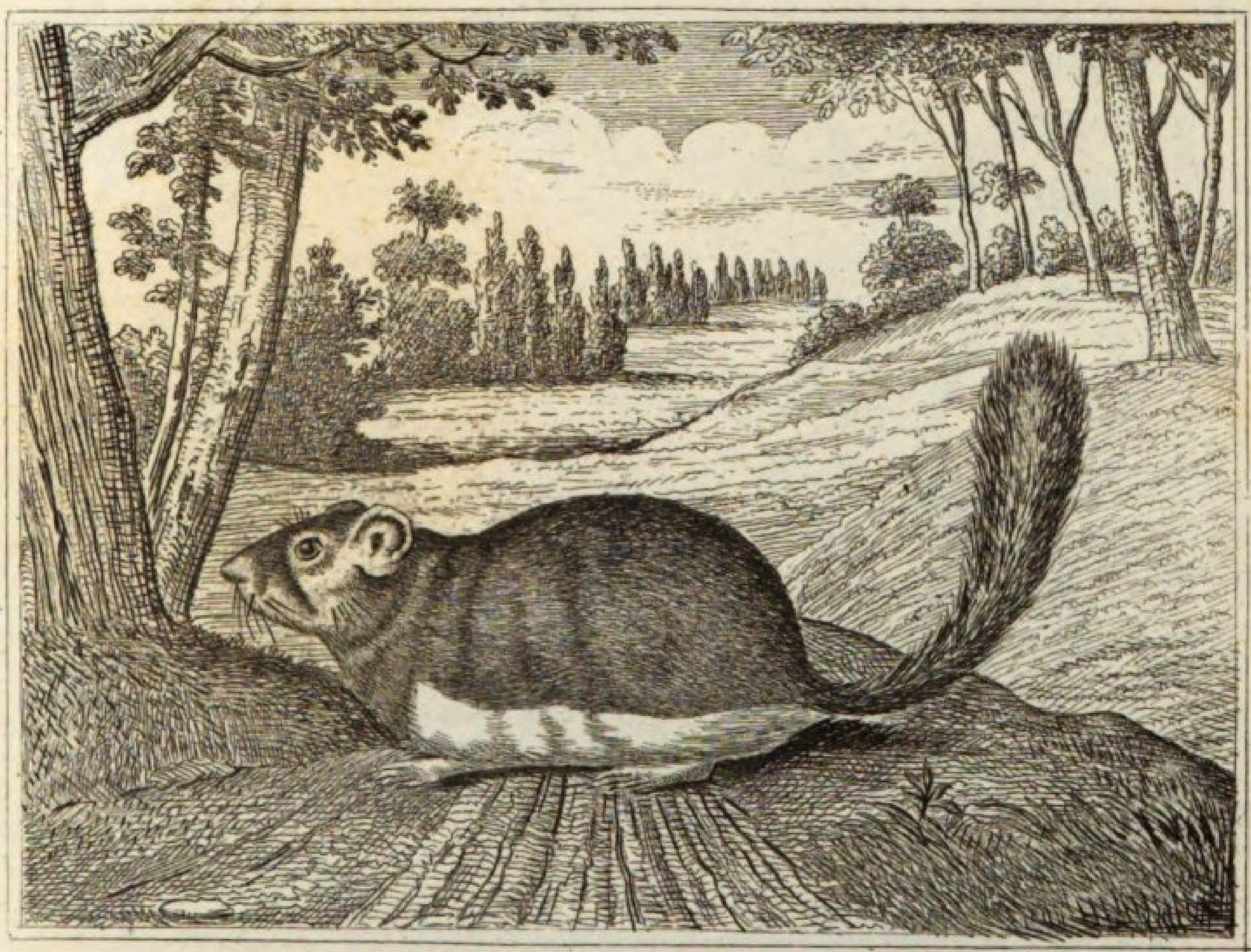
Ordre des Carnaſiers *Famille des* Insectivores

Genre Musaraigne. *(Cuvier)*

Die indiſche Spitzmaus.

Pl. 33. 1,373

1,374



LE LOIR

Ordre des Rongeurs *Genre* Rat. *(Cuvier)*

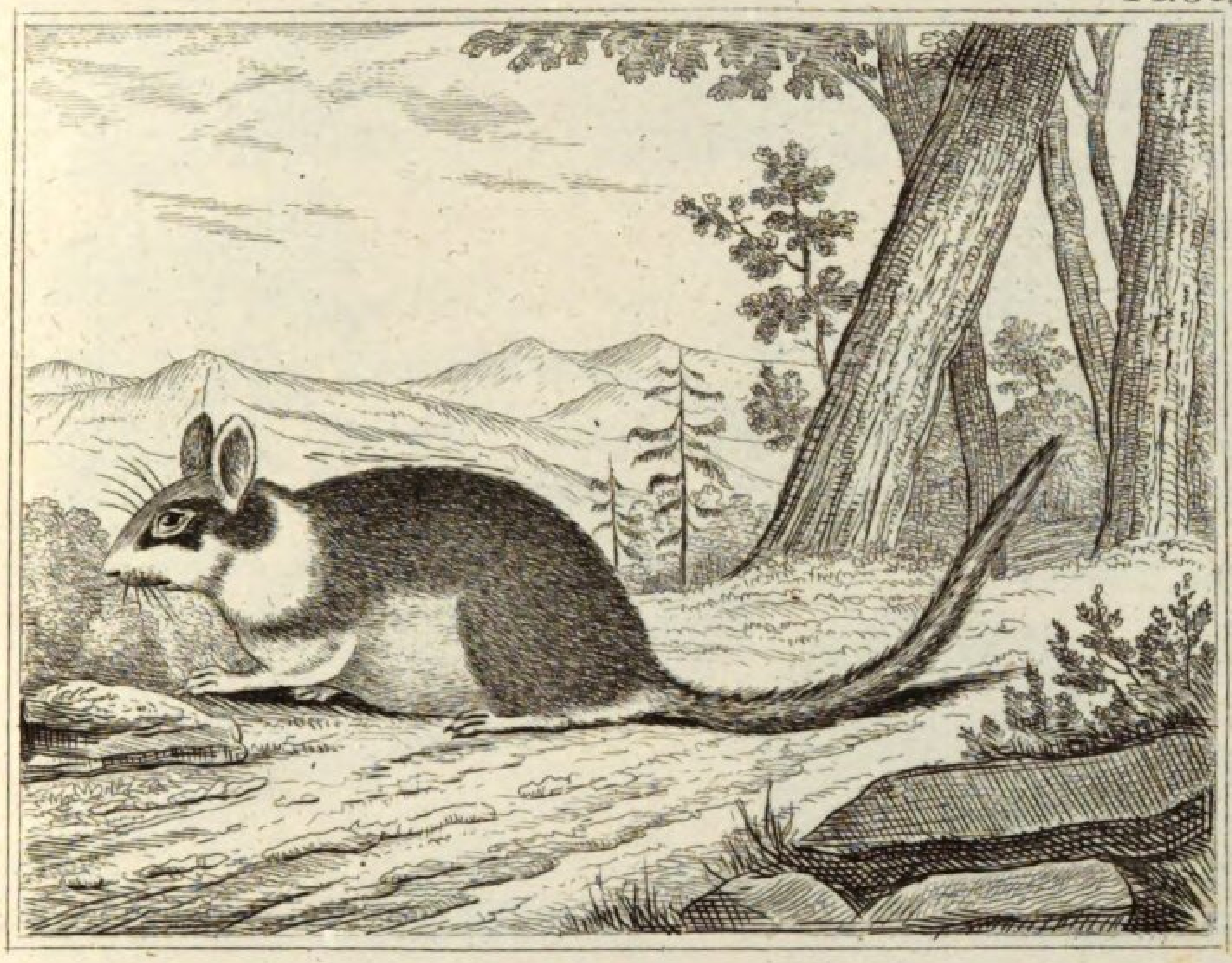
Der Siebenſchläfer.

LE LÉROT

Ordre des **Rongeurs** *Genre* **Rat.** *(Cuvier)*

Die Haselmaus.

Pl. 34



LE LÉROT À QUEUE DORÉE

Ordre des **Rongeurs**.... *id*...... *id*....

Die Haselmaus mit dem Goldschwanz.

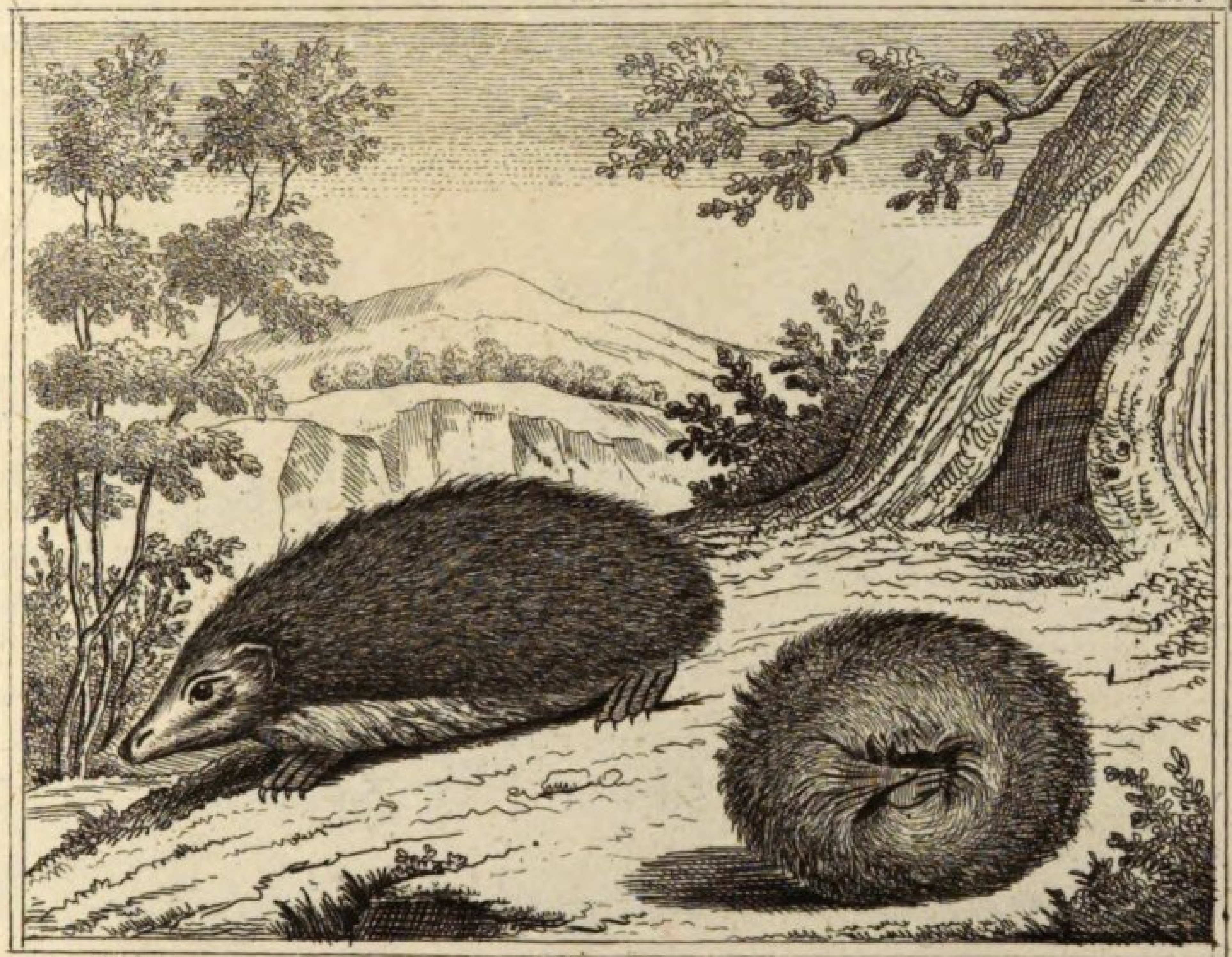
LE HERISSON

Ordre des Carnassiers *Famille des* Insectivores

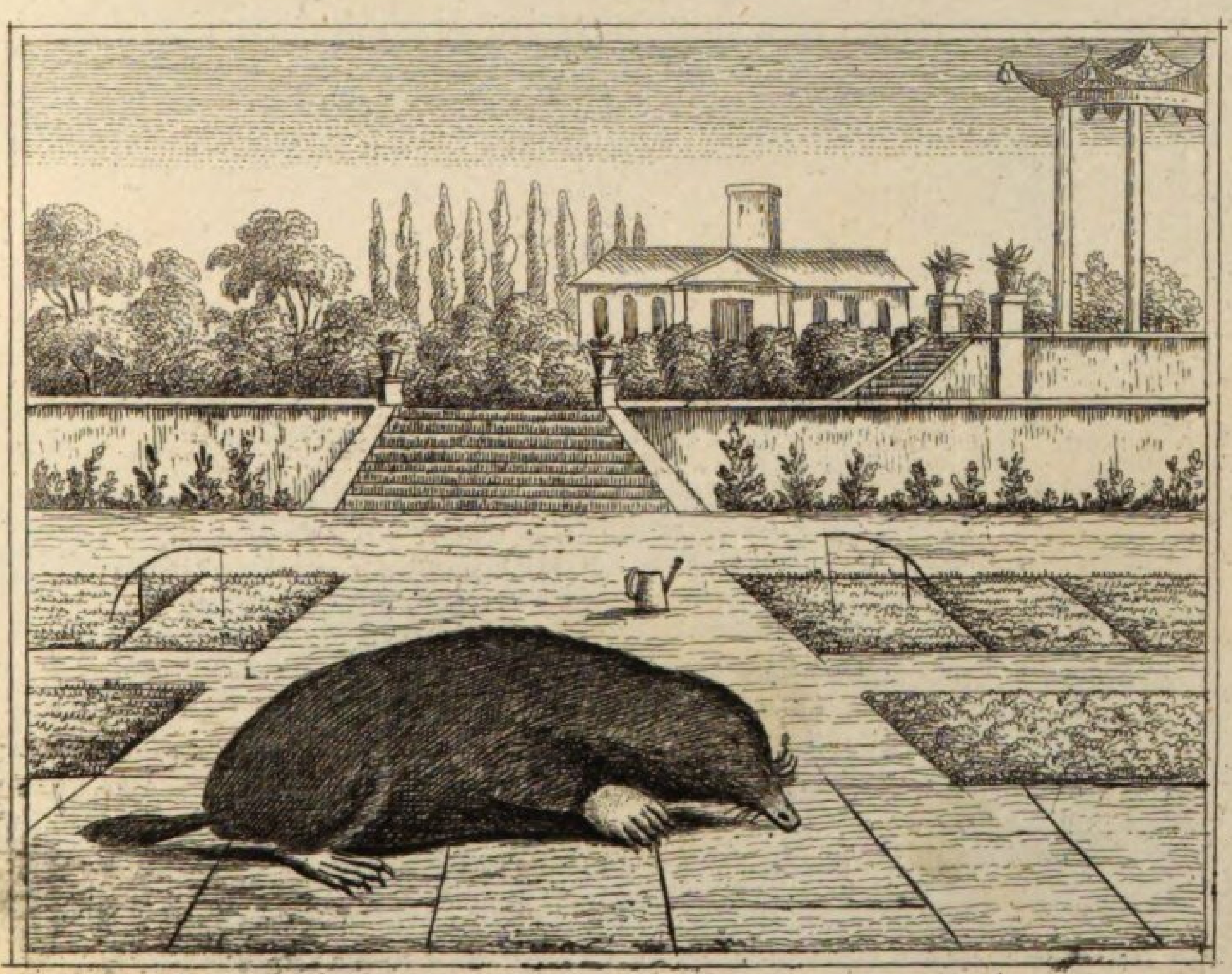
Genre Herisson (*Cuvier*)

Der Igel.

Pl.35. f. 281.



f. 286.



LA TAUPE COMMUNE

Ordre des Carnassiers *Famille des* Insectivores

Genre Taupe (*Cuvier*)

Der gemeine Maulwurf.

LA TAUPE DU CAP

Ordre des Carnassiers *Famille des* Insectivores

Genre Taupe *(Cuvier)*

Der Maulwurf des Cap.

Pl. 36. p. 390.

p. 393

W. Engels sc.

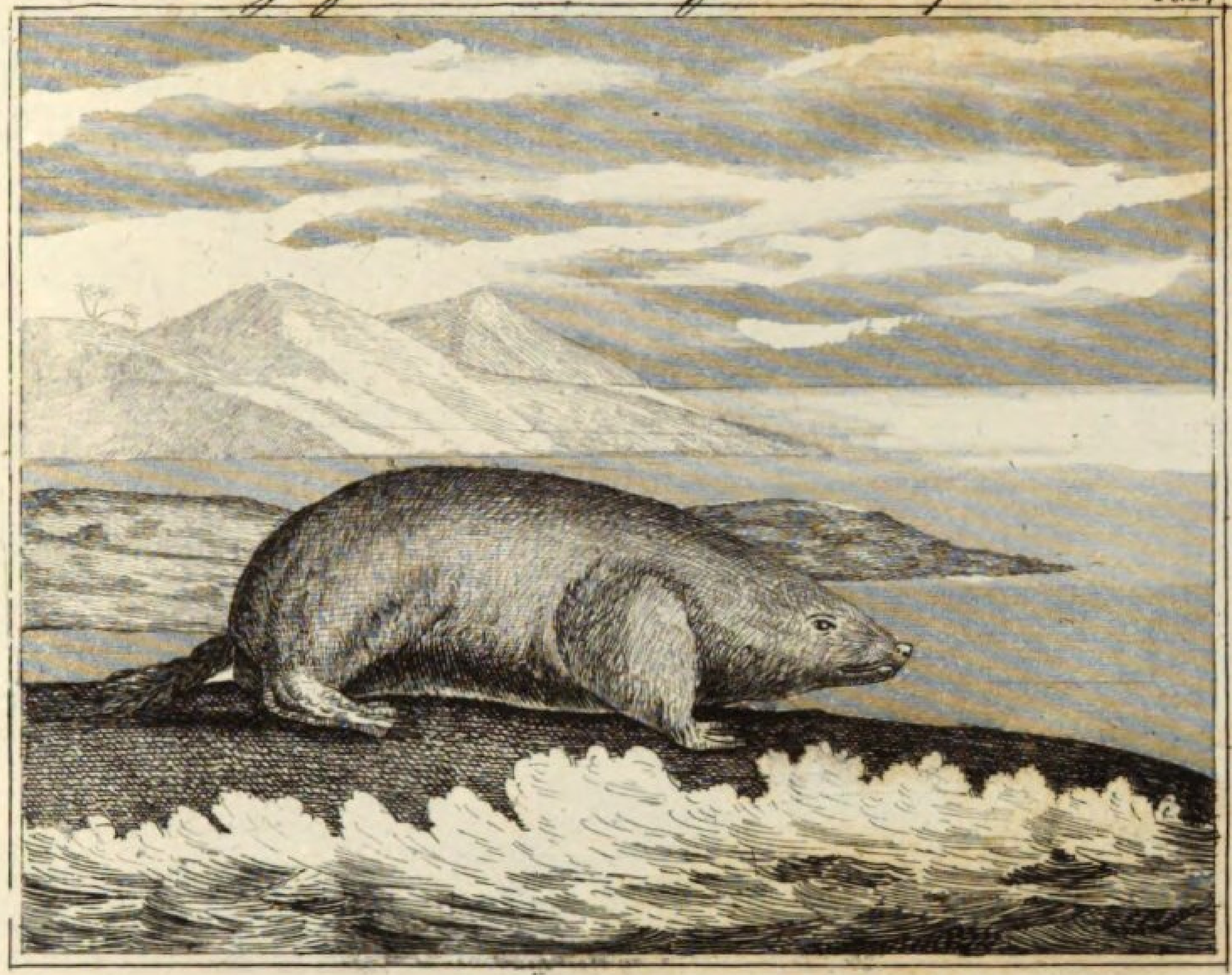
LA TAUPE DU CANADA

Ordre des Carnassiers.... *id*.... *id*....

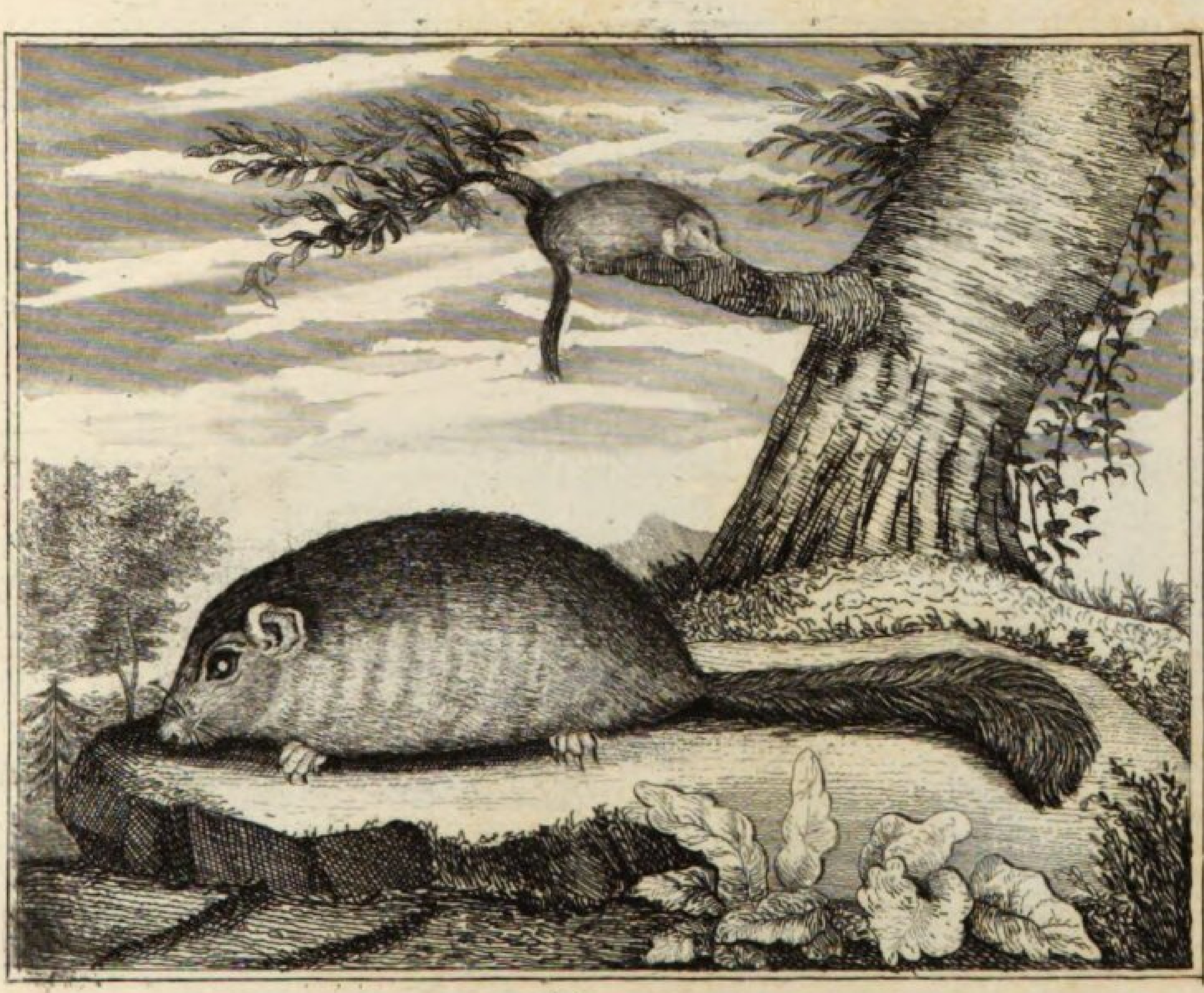
Der kanadische Maulwurf.

LA GRANDE TAUPE DU CAP
Ordre des Carnassiers. *Famille des* Insectivores
Genre Taupe *(Cuvier)*
Der groſse Maulwurf des Cap.

Pl. 37. p. 394.



p. 396



LE MUSCARDIN
Ordre des Rongeurs. *Genre* Rat. *(Cuvier.)*
Die Haselmaus

LE SURMULOT.

Ordre des Rongeurs *Genre* Rat. *(Cuvier)*

Die grosse Waldrathe.

Pl.38. p. 397

p. 399

LA MARMOTTE.

Ordre des Rongeurs ...... *id. _ id.*

Das Murmelthier.

LE MONAX.

Ordre des Rongeurs. *Genre* Rat. *(Cuvier.)*

Das amerikanische Murmelthier. PL 39. *f. 403*

f. 404.

LA MARMOTTE DU CAP DE BONNE ESPERANCE

Ordre des Rongeurs........*id*........*id*......

Der Klippen Dachs.

LA CHAUVE SOURIS.

Ordre des Carnassiers *Famille des* Cheiropteres *Genre* Chauve souris *(Cuvier)*

Die Fledermaus

Pl.40. p.411.

p.411.

1. L'OREILLARD. 2. LE PETIT FER À CHEVAL.

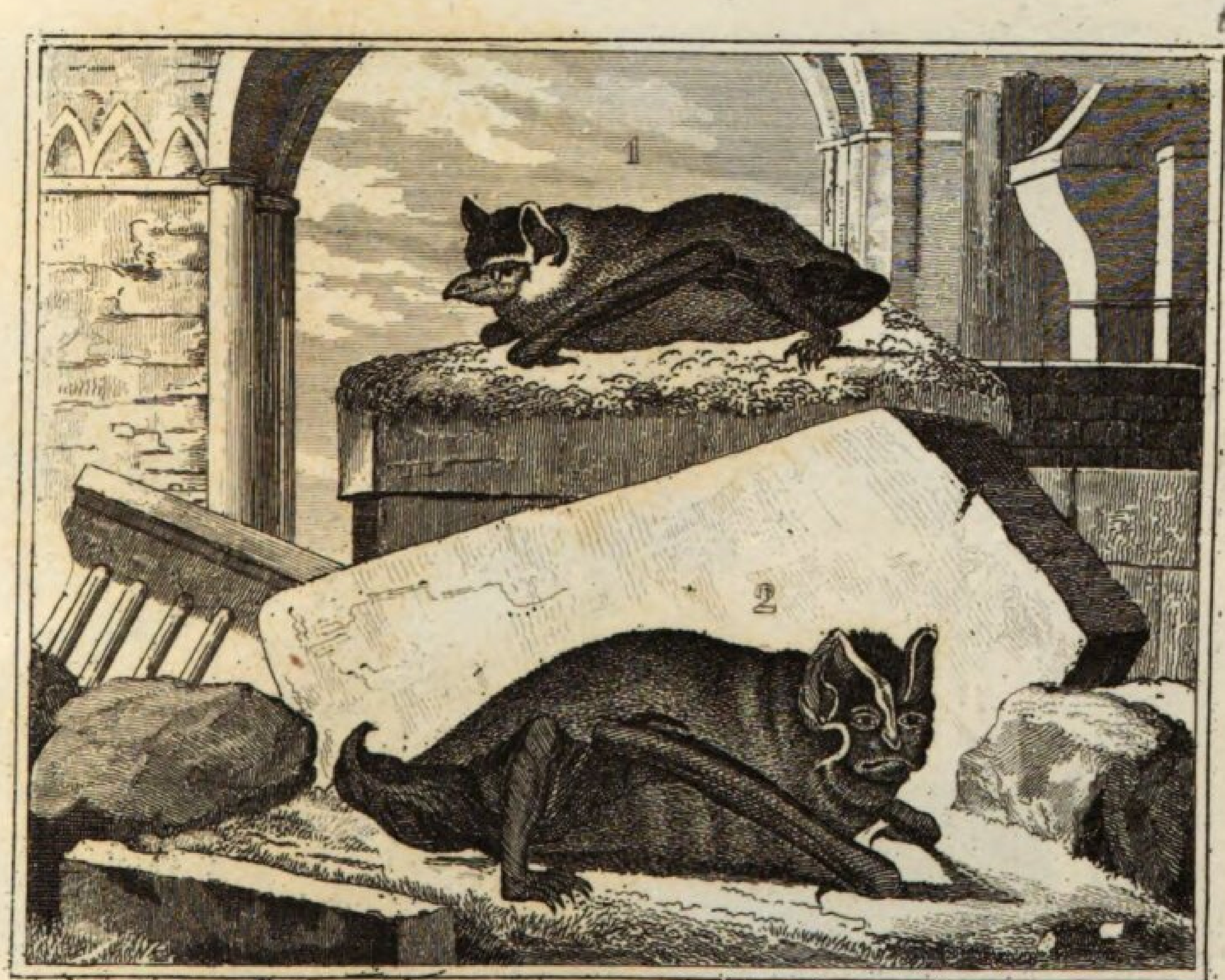
Ordre des Carnassiers .... *id.* ... *id.*

1. Die langöhrige Fledermaus 2. Die kleine Pferdehuf Fledermaus.

1. LA NOCTULE. 2. LA SÉROTINE
Ordre des Carnassiers *Famille des* Cheiroptères
Genre Chauve-souris *(Cuvier)*
1. Die Speckfledermaus 2. Die blaſse Fledermaus

Pl. 41. 411

l. 411



1. LA PIPISTRELLE. 2. LA BARBASTELLE
Ordre des Carnassiers *...id....id..*
1. Die Zwergfledermaus 2. Die Bartfledermaus

LE FER A CHEVAL

Ordre des Carnassiers *Famille des* Cheiropteres

Genre Chauve-souris *(Cuvier)*

Die grösſere Pferdehuf Fledermaus.

Pl. 42. l. 4ii

l. 4ii.

LA CEPHALOTE

Ordre des Carnassiers . . . . *id* . . . . *id* . .

Die dickköpfige Fledermaus

LA CHAUVE-SOURIS MUSARAIGNE
Ordre des Carnaſſiers . *Famille des* Cheiroptères
Genre Chauve-souris *(Cuvier.)*

Die Fledermaus.

Pl. 43. f. 411

f. 411 ⟨illegible⟩ 430.

LA GRANDE SÉROTINE DE LA GUIANE
Ordre des Carnaſſiers .... *id* .... *id* ...

Die groſse Fledermaus aus Guiane.

GRANDE CHAUVE-SOURIS FER-DE-LANCE DE LA GUIANE.
Ordre des Carnassiers. *Famille des* Cheiropteres
Genre Chauve-souris. *(Cuvier.)*

Die grosse Fledermaus lanzeneisen aus Guiane

Pl. 44. f. 411

f. 411

LA CHAUVE-SOURIS DE LA GUIANE
Ordre des Carnassiers ...... *id* ... *id*

Die Fledermaus aus Guiane.

LA ROUSSETTE

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Cheirptéres.
Genre Chauye-souris *(Cuvier)*

Die Roussette.

Pl. 45. l. 415

l. 415.

LA ROUGETTE

Ordre des Carnassiers *id. id*

Die Rougette

L'OURS BRUN

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Planligrades. *Genre* Ours. *(Cuvier.)*

Der braune Baer.

Pl. 46. ſ. 433.

ſ. 443.

L'OURS BLANC DE MER.

Ordre des Carnassiers ... *id* ... *id*

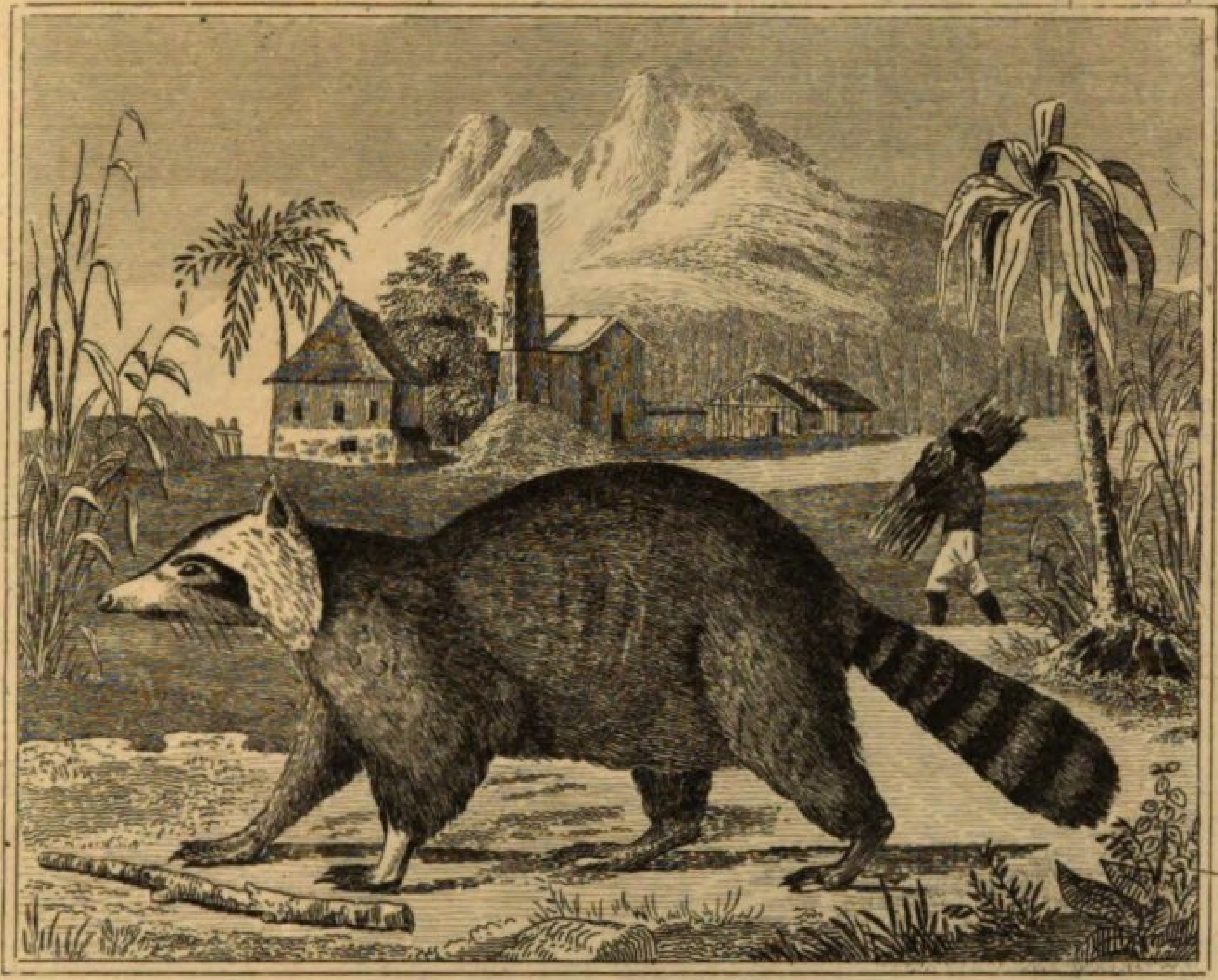
Der weiſse Baer.

LE RATON

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Plantigrades. *Genre* Raton *(Cuvier)*

Der Waschbär

Pl. 47. p. 461.



p. 464.

LE CRABIER

Ordre des Marsupiaux *Genre* Sarigue *(Cuvier)*

Der Krabbenfresser

Pl.48. t. 447

LE CASTOR

Ordre des Rongeurs *Genre* Castor *(Cuvier)*

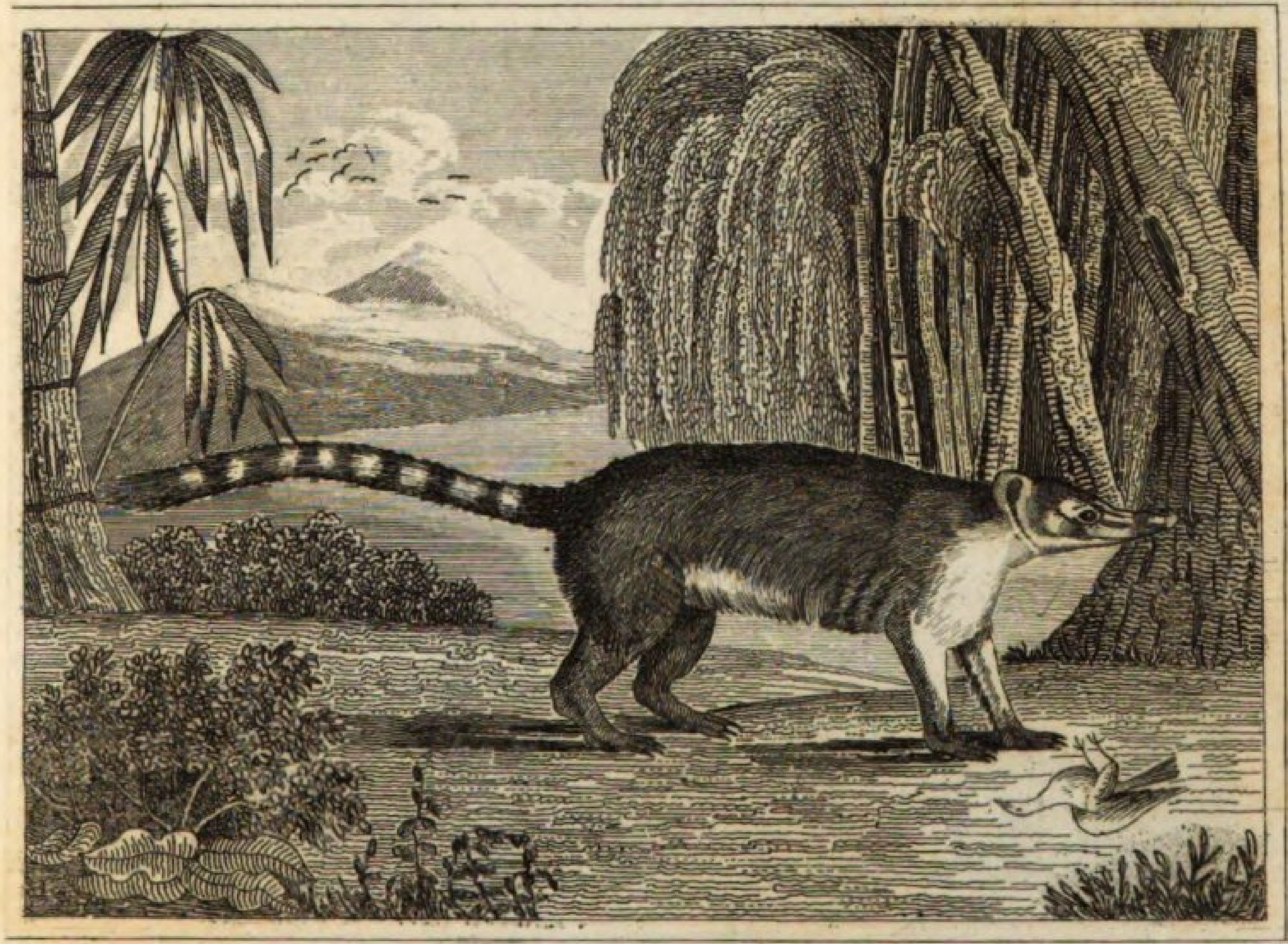
Der Biber.

LE RATON CRABIER

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Plantigrades *Genre* Roton (*Cuvier*)

Der Krabbenfreſser — Waschbär. Pl.49. p. 466

p. 468



LE COATI BRUN

Ordre des Carnassiers *id* *id* *Genre* Coati

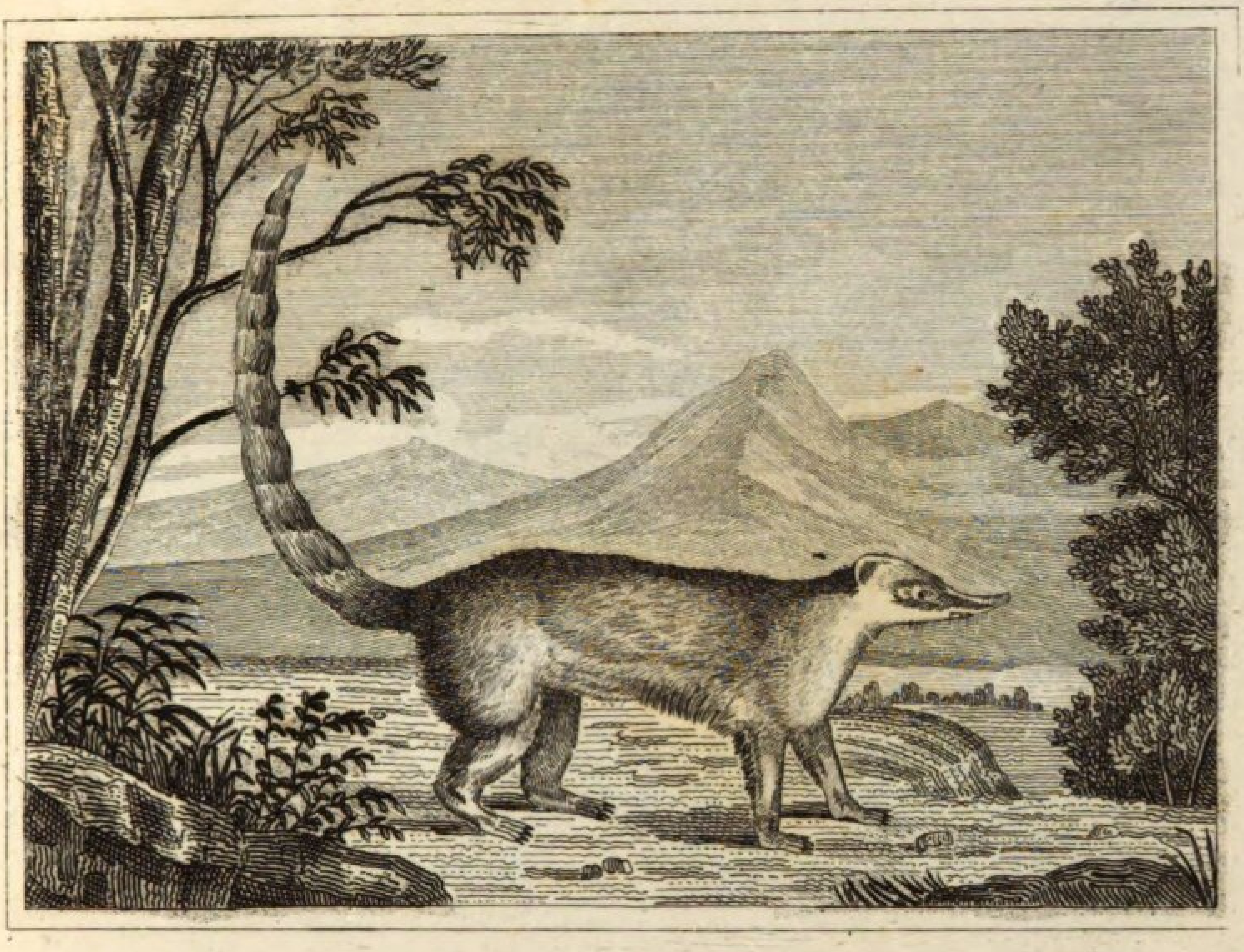
Der braune Koati

LE COATI ROUX

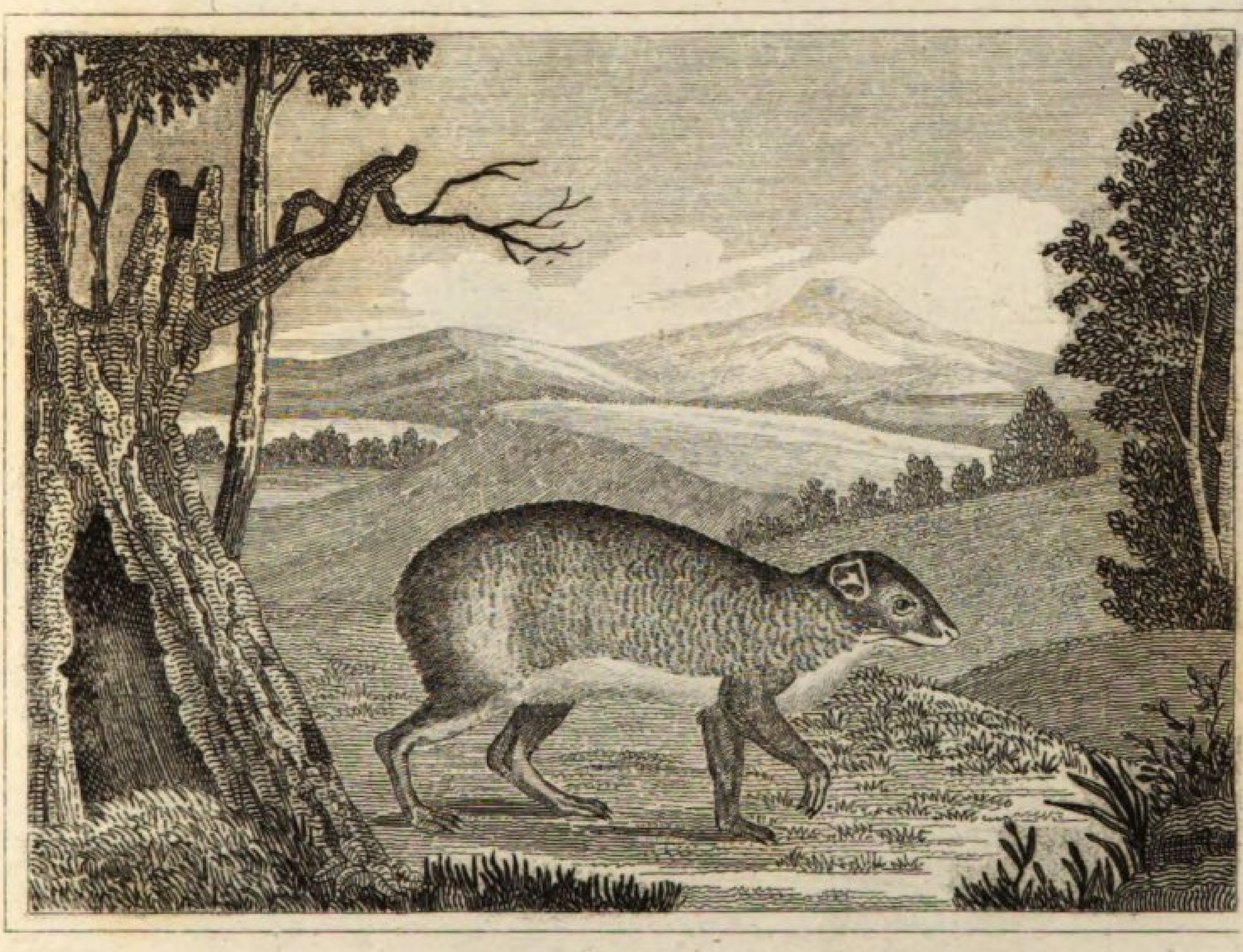
Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Plantigrades *Genre* Coati (*Cuvier*)

Der fuchsrote Koati.

Pl 50. P. 468.



l. 470.



L'AGOUTI

Ordre des Rongeurs. *Genre* Agouti (*Cuvier*)

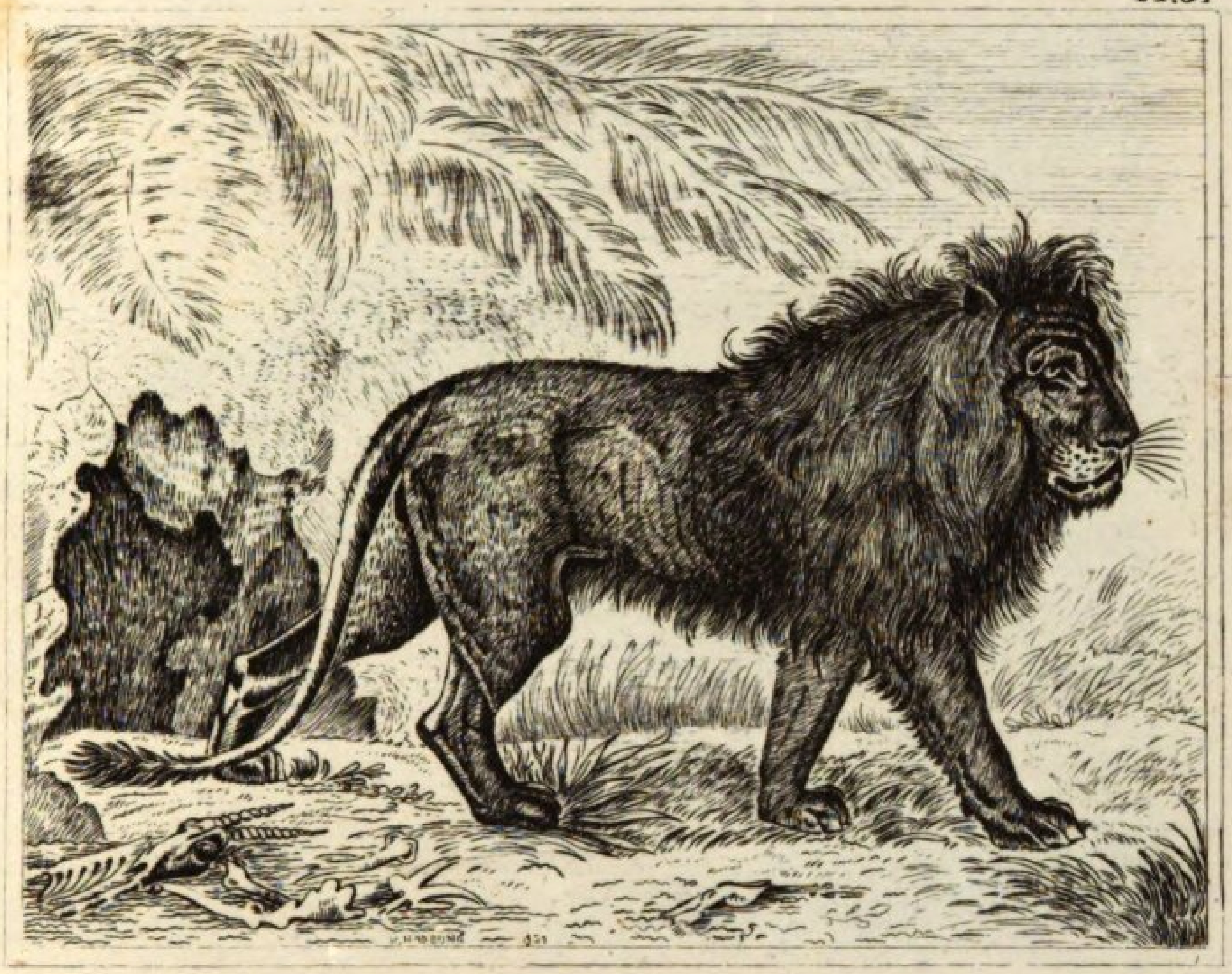
Der Aguti oder das Ferkelkaninchen.

LE LION

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat *(Cuvier)*

Der Löwe

Pl.51 l. 507



l. 507.

LA LIONNE

Ordre des Carnassiers... *id*.. *id*

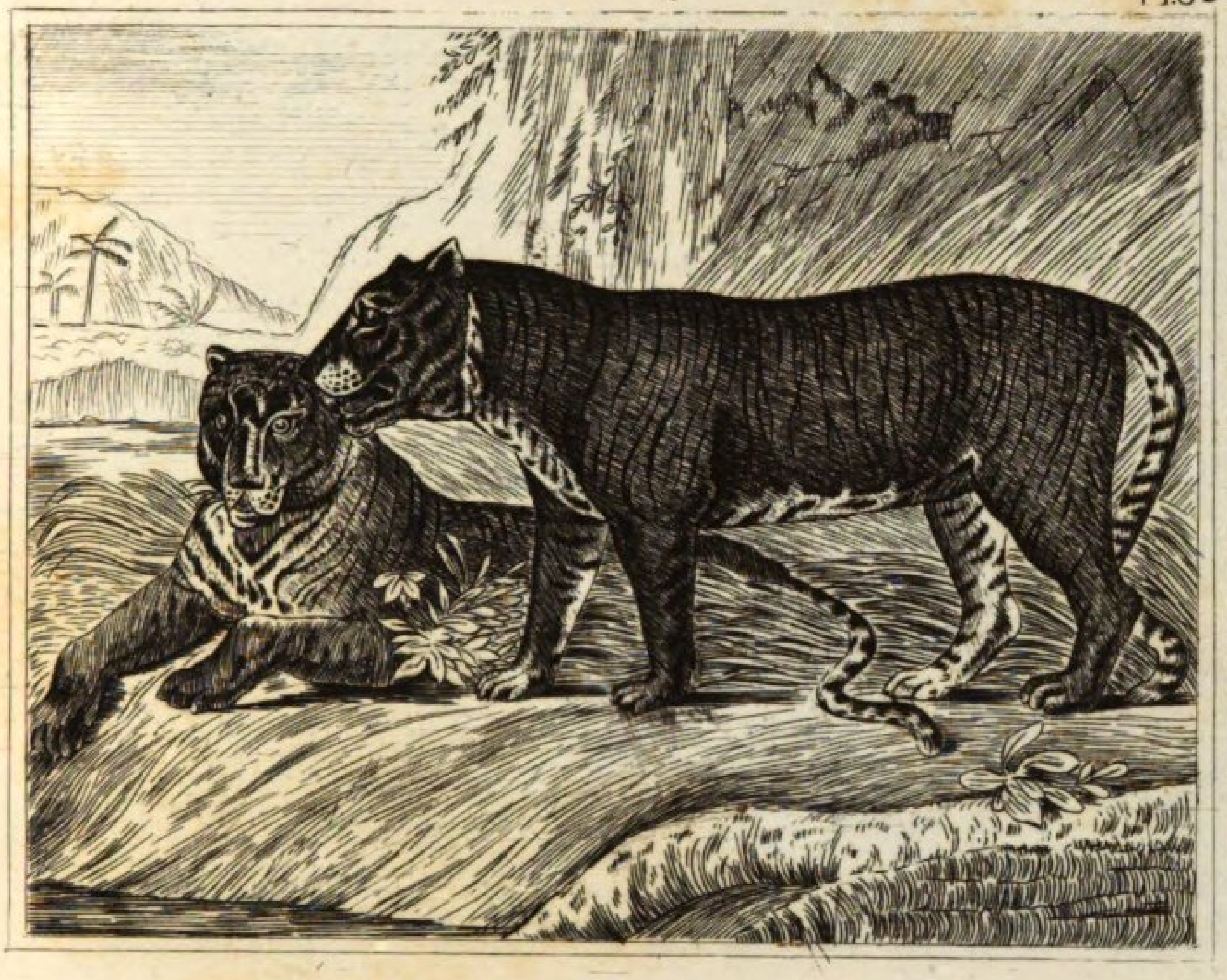
Die Löwinn

LE TIGRE

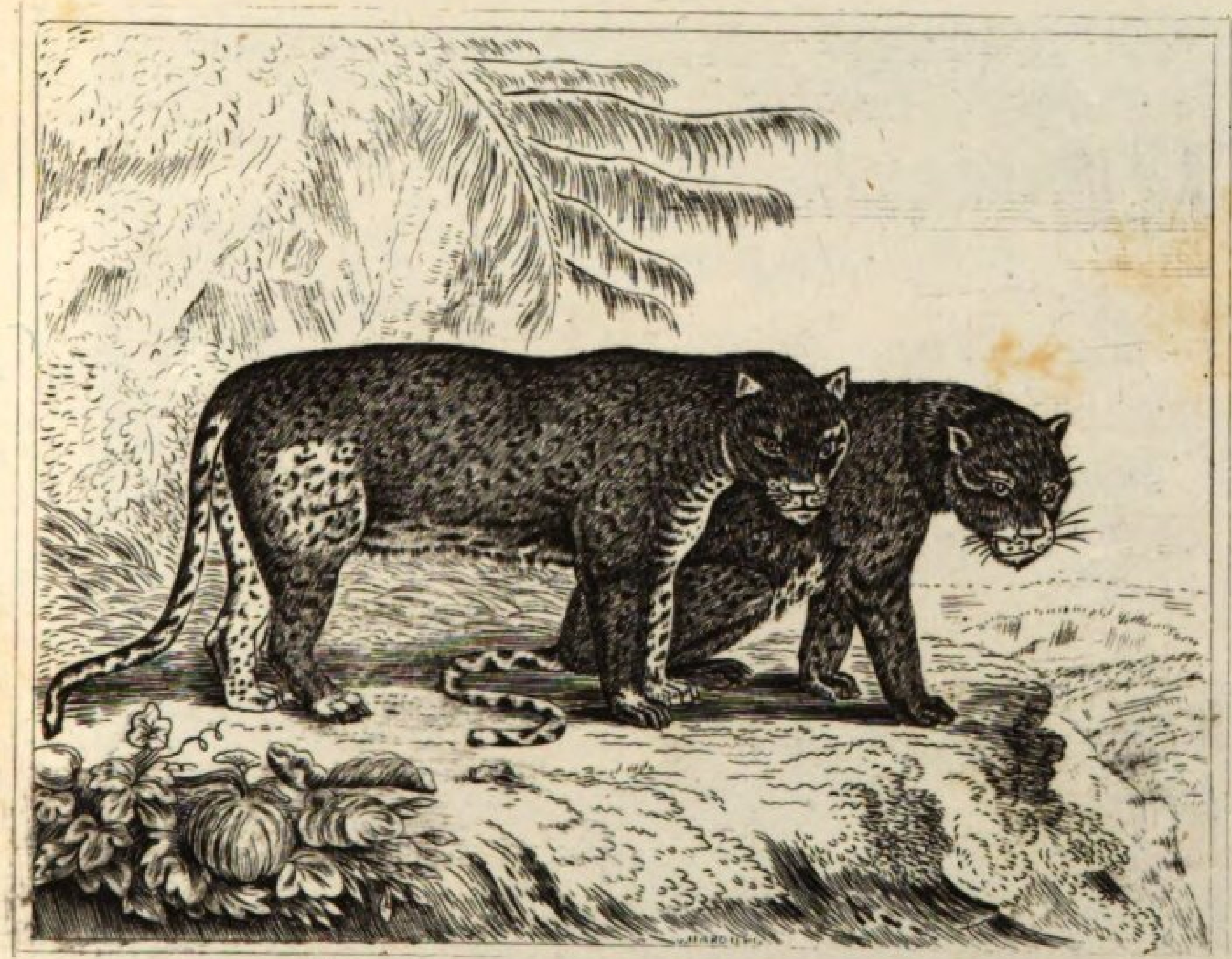
Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat *(Cuvier)*

Der Tiger

Pl.52 l.522



l.528.



LA PANTHERE

Ordre des Carnassiers . . . *id* . . . *id*

Der Panther oder Parder

L'ONCE

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat *(Cuvier)*

Die Unze

Pl 53 p. 528

p. 528.

LE LEOPARD

Ordre des Carnassiers... *id*... *id*...

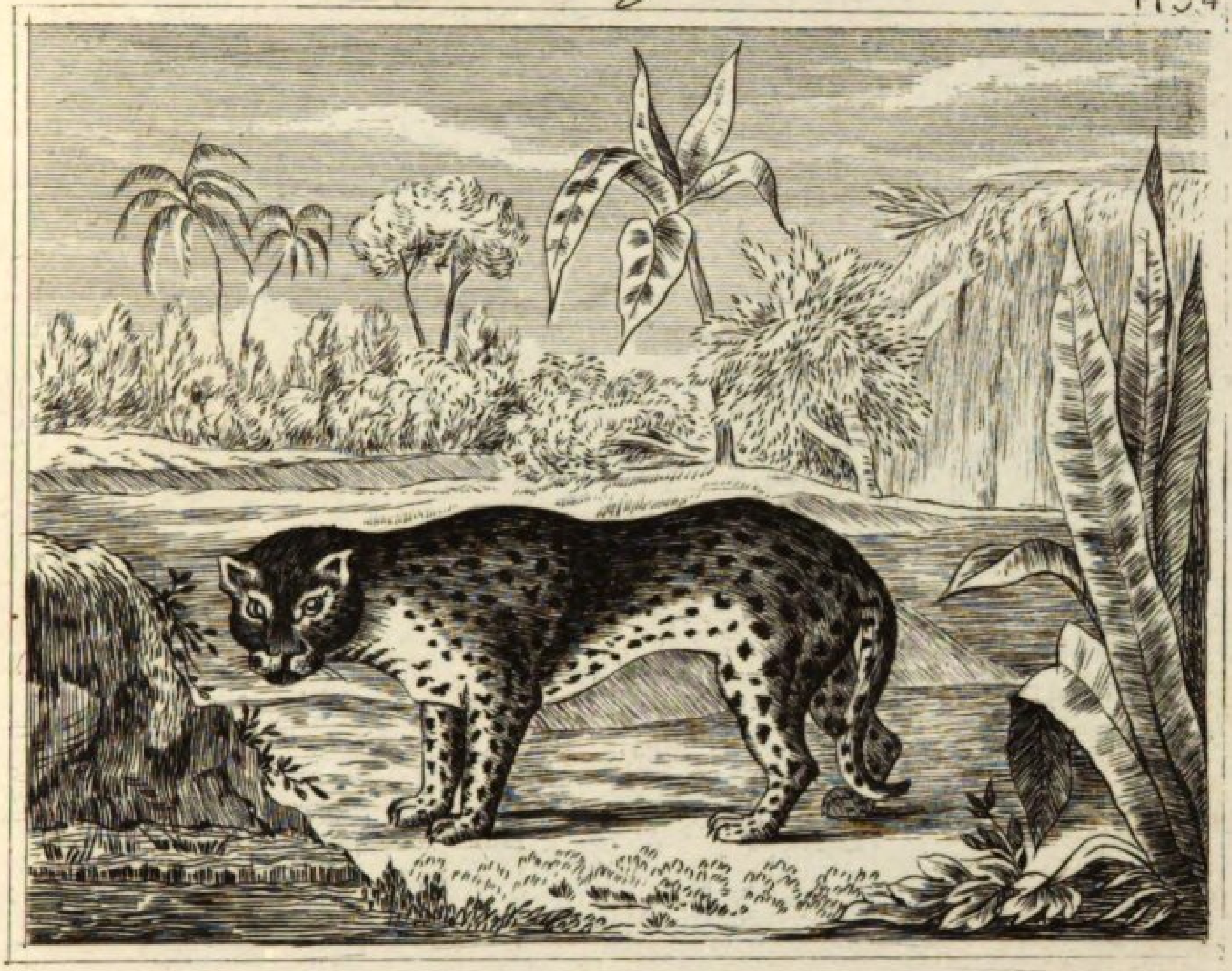
Der Leopard

Pl 54 p. 537

LE JAGUAR

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat *(Cuvier)*

Der Jaguar



p. 542

LE COUGUAR

Ordre des Carnassiers . . *id* . . *id* . .

Der Cauguar

LE COUGUAR

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat *(Cuvier)*

Der Kouguar

Pl. 55 p. 542

p. 546

LE LYNX

Ordre des Carnassiers ... *id* .. *id* ...

Der Luchs

LE LYNX DU CANADA

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chat (*Cuvier*).

Der kanadische Luchs

Pl. 56 1. 551

1. 552

LE LYNX DU MISSISSIPI

Ordre des Carnassiers ... *id* ... *id*.

Der Luchs von Mississippi

LE CARACAL

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Chat. *(Cuvier)*

Der Karakal.

Pl. 57. p. 553.

p. 555

LE SERVAL

Ordre des Carnassiers... *id*... *id*.

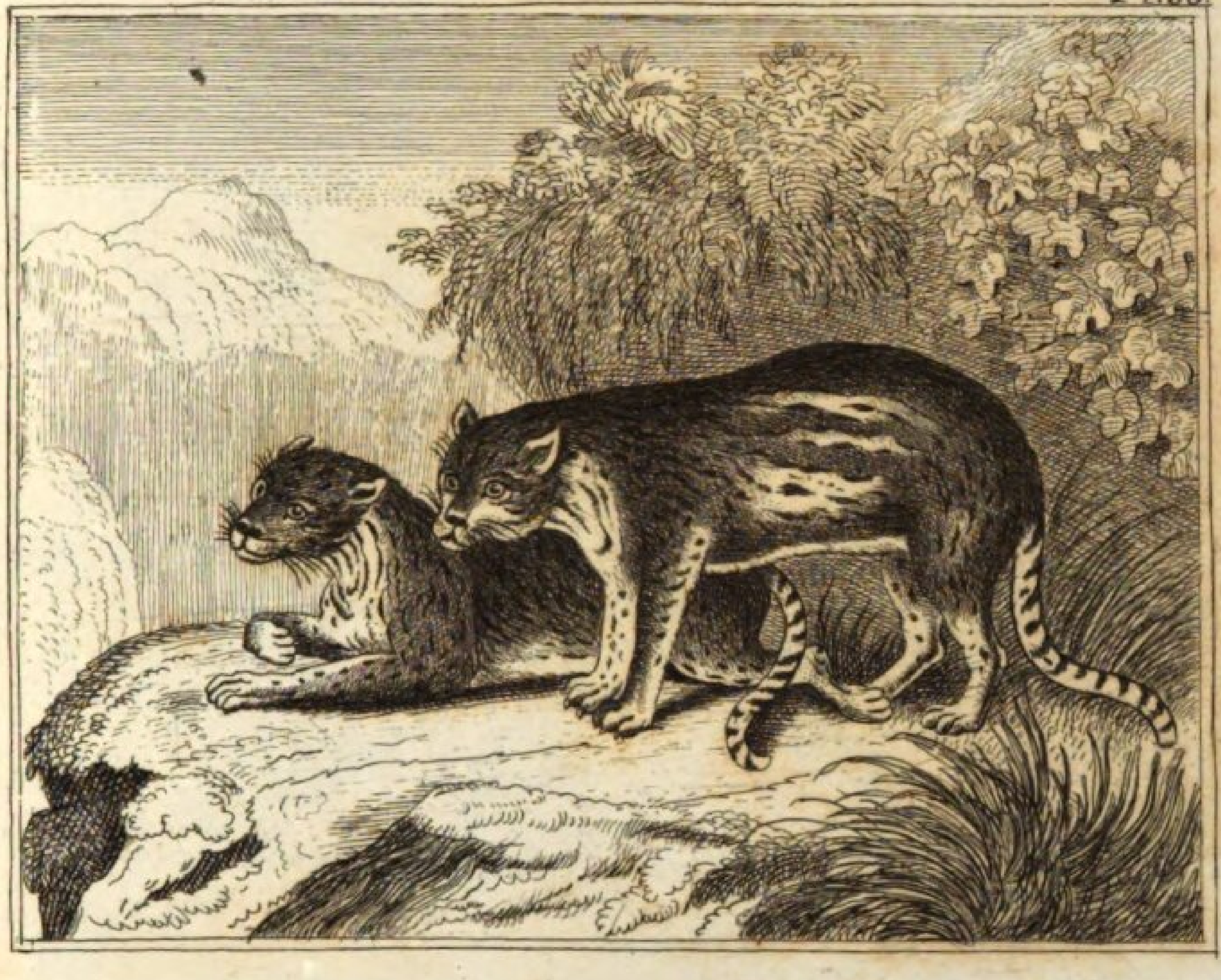
Der Serval.

L'OCELOT

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Chat. *(Cuvier.)*

Der Gelot.

Pl. 58. 1.556



1.559

W. Engels sc.

LE MARGAY

Ordre des Carnissiers... *id.* *id.* ...

Der Margay.

LE CHACAL ADIVE

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Chien. *(Cuvier)*

Der Schakal, mänlich.

Pl. 59. f. 562

f. 562

LE CHACAL MÂLE DU SÉNÉGAL

Ordre des Carnassiers .... *id* .... *id* ....

Der mänliche Schakal v. Senegal.

LA HYENE

Ordre des Carnassiers *Famille des* Carnivores *Tribu des* Digitigrades *Genre* Chien *(Cuvier)*

Die Hyäne.

Pl. 60. l. 567

l. 572

W. Engels sc.

LA CIVETTE

Ordre des Carnassiers *..id...id..* *Genre* Civette

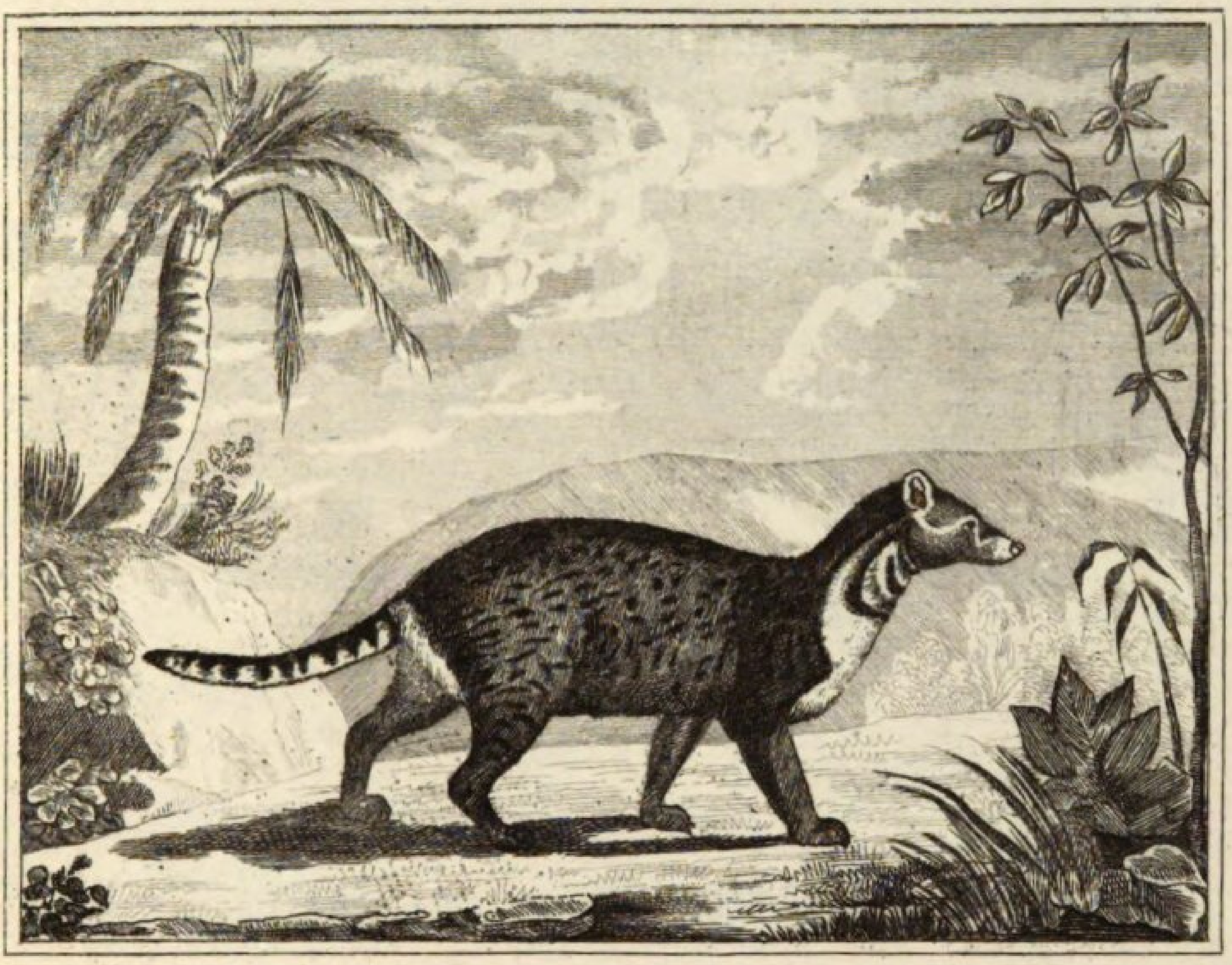
Die Zibethkatze.

LE ZIBET

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Civette. *(Cuvier.)*

Das Zibet.

Pl. 61. l. 572



l. 579

bei Schumacher & Co. in Cöln

LA GENETTE

Ordre des Carnassiers ...... *id* ...... *id* ....

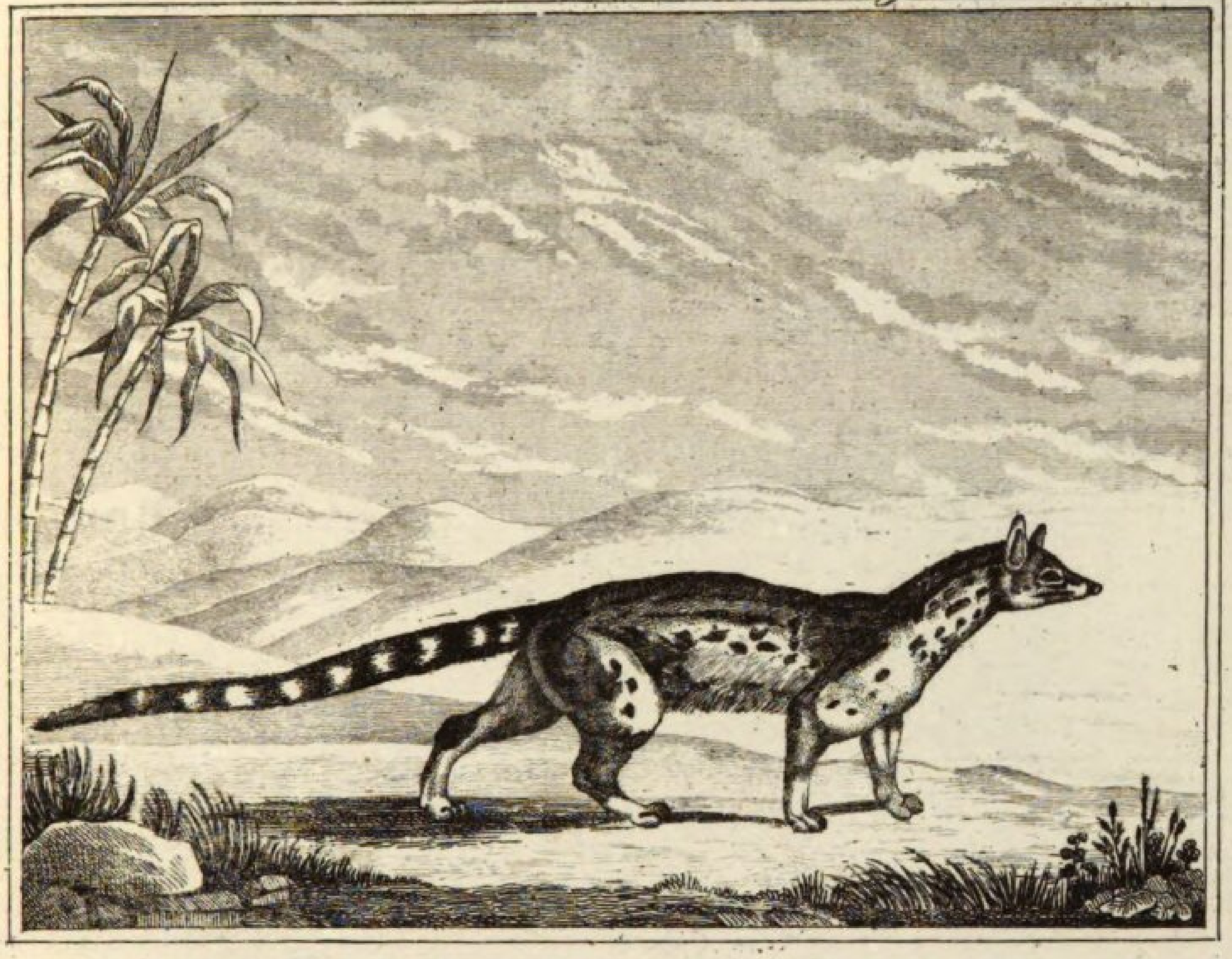
Die Bisamkatze.

LA GENETTE DU SÉNÉGAL

Ordre des Carnassiers. *Famille des* Carnivores. *Tribu des* Digitigrades. *Genre* Civette. *(Cuvier.)*

Die Bisamkatze vom Senegal.

Pl. 62. l. 582



l. 583.

1. L'ONDATRA. *Ordre des* Rongeurs. *Genre* Rat. *(Cuvier.)*
2. LE DESMAN. *Ordre des* Carnassiers. *Famille des* Insectivores. *Genre* Desman. *(Cuvier.)*

1. Das Ondatra. 2. Die Bisamratte.

LE PECARI

Ordre des Pachydermes. *Genre* Cochon. *(Cuvier.)*

Das Bisamschwein.

Pl. 63. 1609.

1614.

LE POLATOUCHE

Ordre des Rongeurs. *Genre* Ecureuil. *(Cuvier.)*

Das fliegende Eichhorn.

LE PETIT GRIS

Ordre des Rongeurs. *Genre* Ecureuil *(Cuvier)*

Das kleine graue Eichhorn.

Pl. 64 *l. 616*

l. 618

LE PETIT GRIS DE SEBERIE

Ordre des Rongeurs. *Genre* Ecureuil *(Cuvier)*

Das kleine graue Eichhorn aus Sibirien.

LE PALMISTE

Ordre des Rongeurs *Genre* Ecureuil. (*Cuvier*)

Die Palmratze.

Pl. 65. l. 619.

l. 621.

LE TAMANOIR

Ordre des Edentés *Genre* Fourmillier (*Cuvier*)

Der Ameisenfänger.

1. LE TAMANDUA. 2. LE FOURMILLER

Ordre des Edentés *Genre* Fourmillier. (*Cuvier*)

1. Der Ameisenfresser. 2. Der Ameisenbär.

Pl. 66. l. 629 n. 30.

l. 632

LE COCHON DE TERRE

Ordre des Edentés. *Genre* Oryctérope.

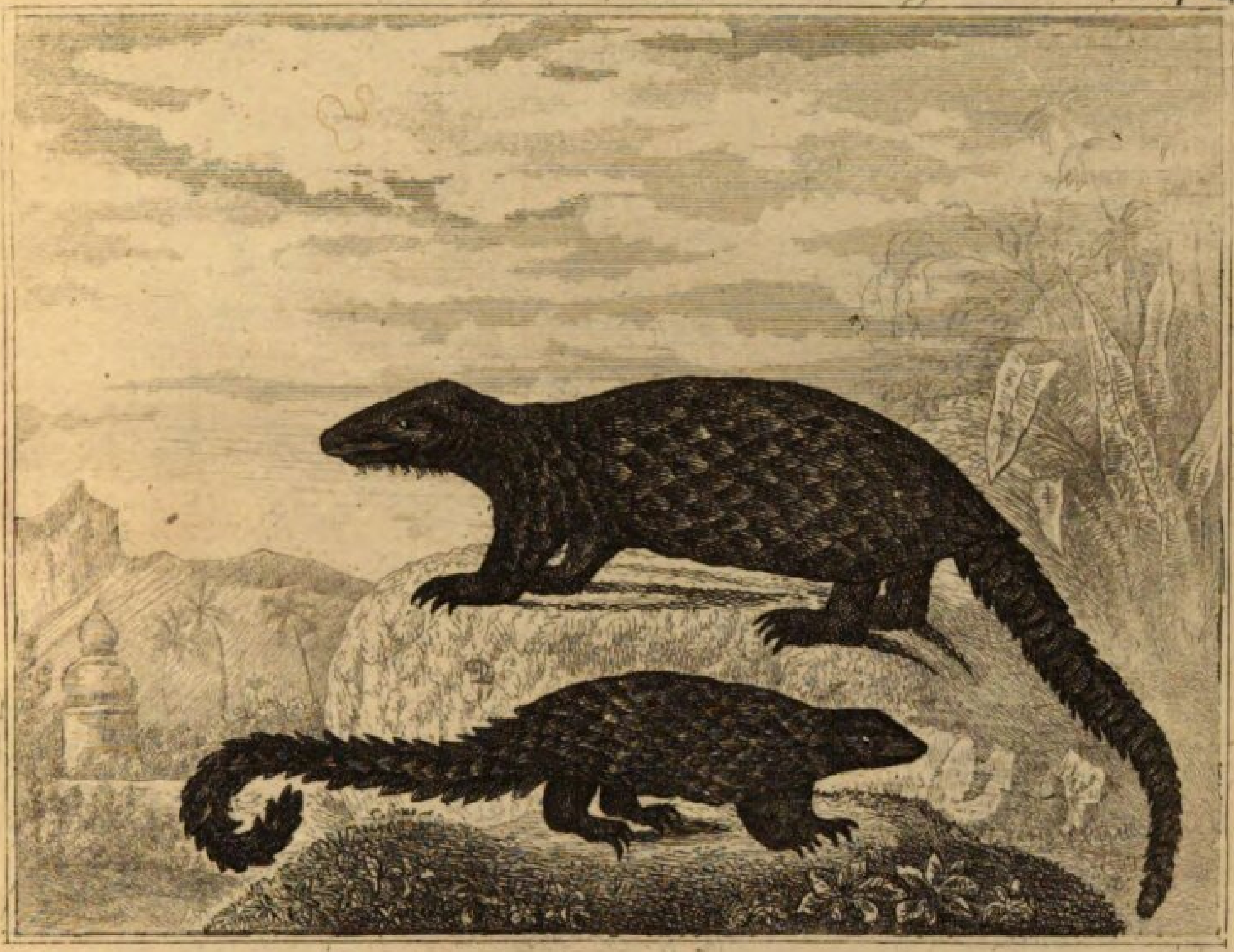
Das Landschwein.

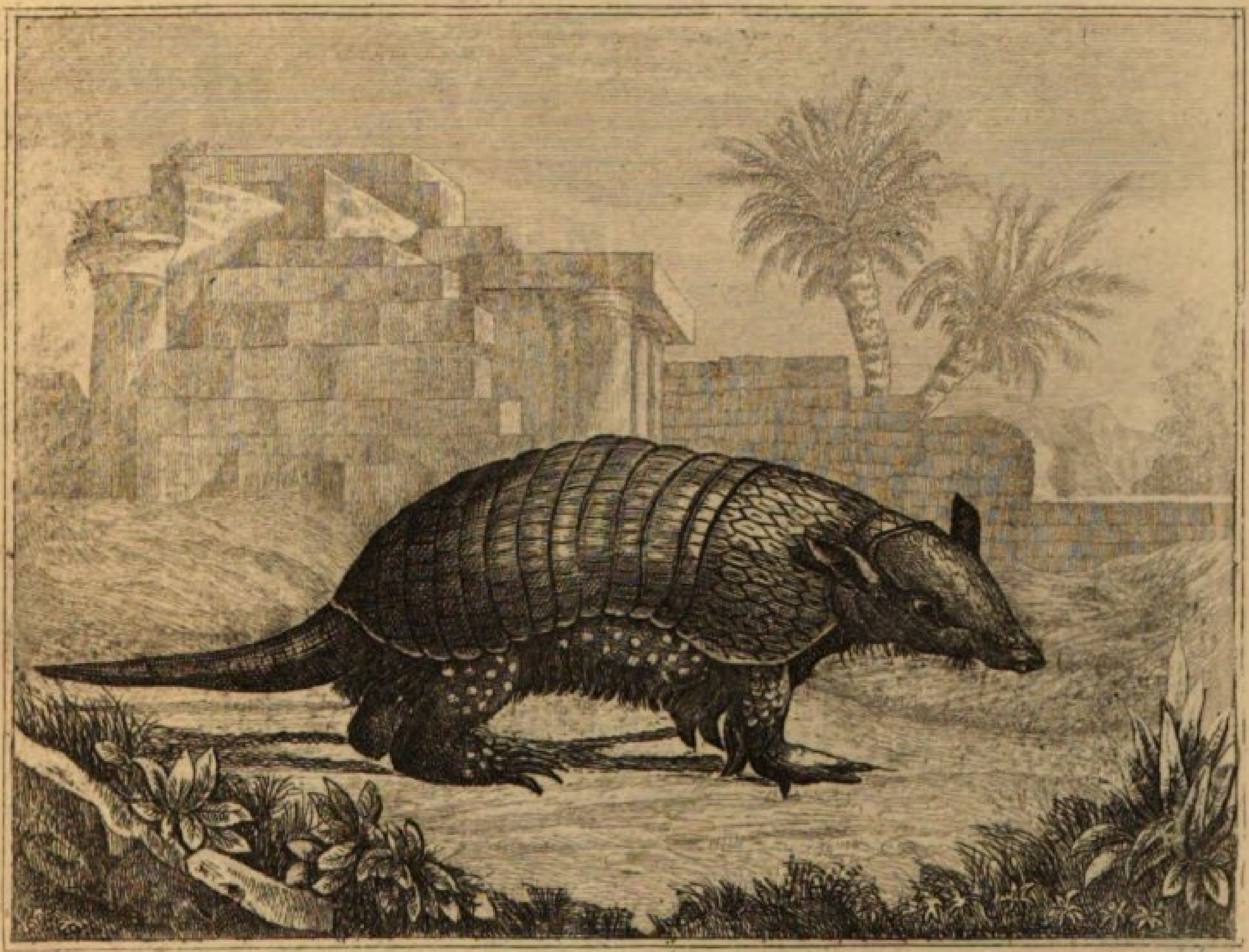
1. LE PANGOLIN. 2. LE PHATAGIN

Ordre des Edentés. *Genre* Pangolin (*Cuvier*)

1. Der Pangolin. 2. Phatagin.

Pl. 67





L'ENCOUBERT

Ordre des Edentés. *Genre* Tatou (*Cuvier*)

Das Gürtelthier mit dem Halschilde.

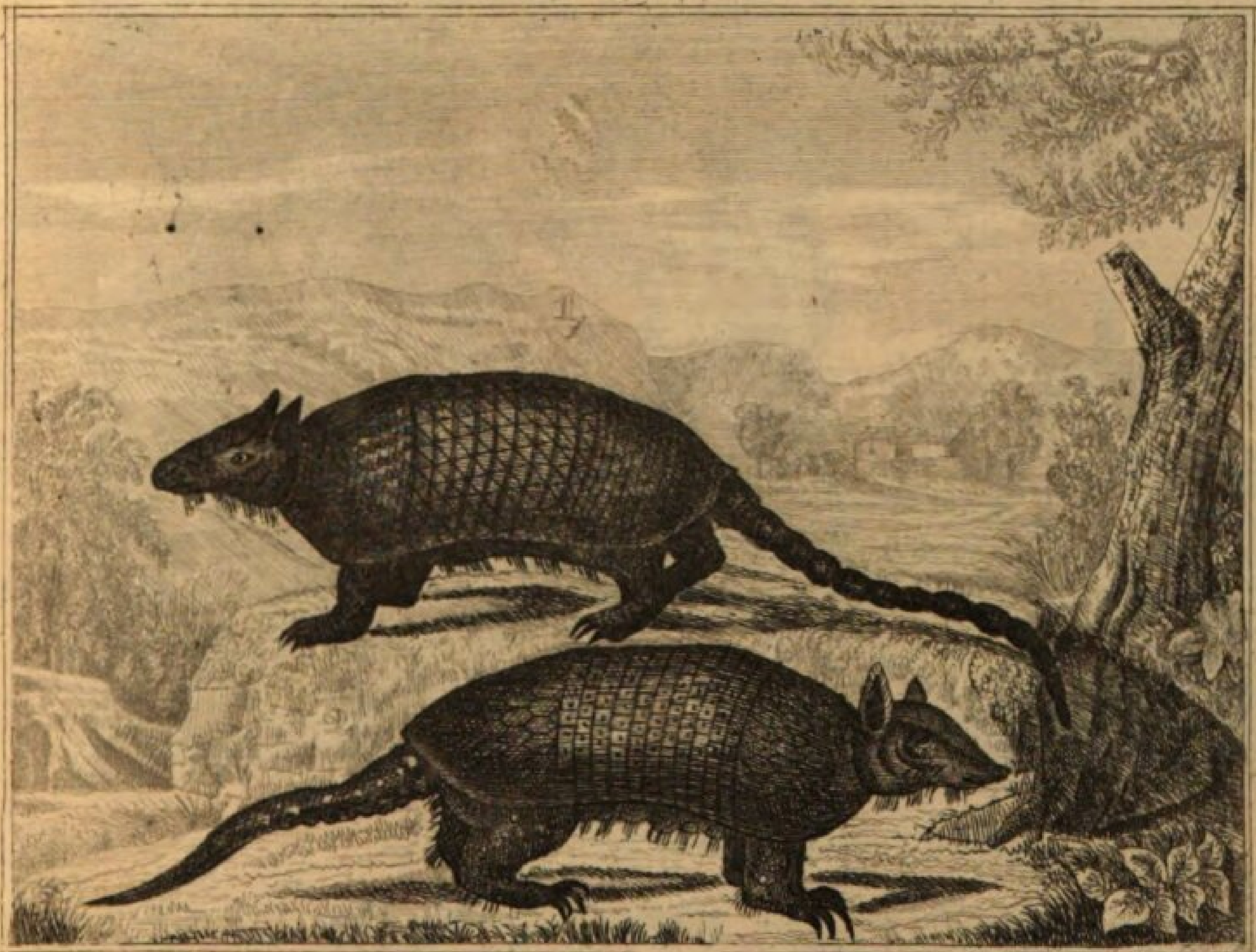
LE TATOU À LONGUE QUEUE

Ordre des Edentes. *Genre* Tatou *(Cuvier.)*

Das langgeschwänzte Panzerthier.

Pl. 68. l. 643.

l. 645 u. 46.



1. LE CACHICAME 2. LE CABASSOU

Ordre des Edentes .... *id* .... *id* ....

1. Das Panzerthier mit 9 Gürteln. 2. Das Panzerth: mit 12 G.

LE PACA

Ordre des Rongeurs *Genre* Paca *(Cuvier)*

Der Paka

P.I. 69 p. 634

p. 639.

LE SARIGUE FEMELLE

Ordre des Marsupiaux *Genre* Sarigue *(Cuvier)*

Das weibliche Beutelthier

LE SARIGUE DES ILLINOIS

Ordre des Marsupiaux *Genre* Sarigue *(Cuvier)*

Das illinoische Beutelthier Pl. 70. 1.675

1.676

LE SARIGUE À LONGS POILS

Ordre des Marsipiaux... *id.... id...*

Das langhaarige Beutelthier

LA MARMOSE

Ordre des Marsupiaux *Genre* Sarigue *(Cuvier)*

Die Marmose (Beutelratze.)

Pl. 71. p. 676.

p. 679

W. Engels. sc.

LE CAYOPOLLIN

Ordre des Marsupiaux. . . . *id*. . . *id*. . .

Der Kayopollin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Schaltenbrand, Heinrich J. /
Cuvier, Georges,

Büffon's sämmtliche Werke, sammt den Ergänzungen, nach der Klassifikation
von G. Cuvier

Bd.: 5

Köln 1839

H.nat. 94 n-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075203-5